This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08174212 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Einundzwanzigster Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1896.)

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1896.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
1788964
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXI

(Januar bis März 1896).

	Seite
Heinrich von Poschinger: Bismarck in Biarritz. 1862—1864. I. II. 1.	129
Ferdinand Kürnberger: Aus Liebe sterben. Novelle I. II. . . . . 12.	142
Dr. W. Wyl: Gespräche mit Franz von Lenbach. I. II. . . . . 33.	315
Prof. Dr. C. Binz: Der Aether gegen den Schmerz. Ein fünfzigjähriges Jubiläum. I. II. . . . . 51.	200
Ludwig Fulda: Gustav Freytag als Dramatiker	69
Prof. Dr. Frantz Funck-Brentano: Die berühmtesten Gefangenen der Bastille	79
Dr. F. v. Schulte: Nationalsünden. I. II. . . . . 89.	291
Prof. Dr. Yngvar Nielsen: Wo ist Nansen?	98
Prof. Dr. Steinthal: Werden die Menschen immer schlechter? . . .	104
Adolf Lasson: Das Geheimnis der Langweiligkeit	108
Dr. G. v. Bunsen: Briefwechsel zwischen Berlin, Coblenz und London vom Jahre 1851	163
Baronin v. Zedlitz: Ein Besuch bei Sir Henry Irving	179
Was soll aus der Türkei werden?	194
Rudolf v. Gottschall: Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur neuesten Berliner Aesthetik	214
Fritz Lemmermayer: Herzog Elimar von Oldenburg. Ein Gedenkblatt .	223
Carl Reinecke: Ein halbvergessener Geigenfürst. Erinnerungen an H. W. Ernst	234
Prof. Dr. L. Oppenheim: Humanität und Strafrecht	239
Heinrich von Poschinger: Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg	257
Alfred Graf Adelmann: Graziella Mariani. Novelle	273
Adolph Seeligmueller: Ueber die Sprache und ihre Störungen . . .	300

Digitized by Google

Seite
Anton Schlossar: Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. I. 328
Albert Vandal: 1810—1812 340
Dr. S. S. Epstein: Von der Arbeitsstätte des Physiologen. I. . . . 350
Naturwissenschaftliche Revue 356
Ein Autograph des Generals Baratieri 376

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtswissenschaft.
Prof. Dr. Birkmeyer: Was ist eine Beleidigung? 116
Prof. Dr. F. v. Schulte: Die Notwendigkeit einer Aenderung der Beleidigungsstrafsatzungen nebst Vorschlägen für den Reichstag 248
Physiologie.
Dr. Karl L. Schäfer: Wie lernt das Kind denken und sprechen? 118
Medizin.
Dr. C. Wegele: Ueber die Bedeutung der Diät für die Verhütung und Heilung von Verdauungsstörungen 120
Kriegswissenschaft.
R. v. Bieberstein: Die Wehrmacht und strategische Situation Englands gegenüber den Vereinigten Staaten 367
Philologie.
Dr. Paul Holzhausen: Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes 370
Geschichte.
Fr. v. Krones: Die politische Volksdichtung und Satirik des Rákóczischen Zeitalters (1703/1711) 372

Kleine Revuen.

Literarische Berichte 125. 252. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

Bismarck in Biarritz.[1]

1862—1864.

Von

Heinrich von Poschinger.

Die erste Reise nach Biarritz unternahm Bismarck im Jahre 1862, noch bevor er Ministerpräsident geworden war, also in seiner Eigenschaft als preußischer Botschafter am Hofe Napoleons. Bismarck war damals sozusagen zwischen Thür und Angel. Er war zum Leiter der preußischen Politik bereits bestimmt, die Not war aber noch nicht groß genug, um bei dem König den Entschluß zu seiner Ernennung reifen zu lassen. Dieses Uebergangsstadium war ganz geeignet, Bismarck nervös zu machen; seine Sachen lagen noch in Petersburg und liefen Gefahr, dort einzufrieren, seine Wagen waren in Stettin, seine Pferde bei Berlin auf dem Lande, seine Familie in Pommern; er selbst empfand in Paris alle Unbehaglichkeiten eines garçon marié. Das in Paris geführte „Hunde-Bummelleben" bekam ihm schlecht, und er fühlte das dringende Verlangen einer körperlichen Stärkung durch Berg- und Seeluft. Da Napoleon anfangs Juli Paris verließ, so stand der Realisirung seiner Pläne nichts im Wege. Auf seinem Programm stand eine Brunnenkur in Vichy, ein Seebad in Trouville, eine Reise nach Neapel oder dem Süden von Frankreich. Bismarck entschied sich zuerst auf einige Tage für Trouville und trat am 25. Juli die Reise nach dem südlichen Frankreich an. Nach einem Besuche der Schlösser Chambord und Amboise langte er am 27. Juli abends in Bordeaux, „der Stadt des roten Weines", an. Am 28. Juli machte er eine Tour durchs Medoc, um Lafitte, Monton, Pichon, Latour, Margaux, St. Julien und andere Weine „in der Ursprache von der Kelter zu trinken". Am 29. abends reiste er von Bayonne zu Wagen nach Biarritz, da es damals eine andere Verbindung zwischen beiden

[1] Der nachstehende Aufsatz ist das Ergebnis einer Studie, welche ich im Herbste des Jahres 1895 in Biarritz und Bayonne über den Aufenthalt Bismarcks in dem Pyrenäenbade gemacht habe, bei gleichzeitiger Zuratezieh̃ung unserer heimatlichen Quellen. Besonders zu Danke bin ich verpflichtet Herrn E. Ardoin, welcher zur Zeit, da Bismarck bei Napoleon zu Gast war, die Stellung als „Lieutenant-Adjudant du Palais" in der kaiserlichen Villa versah. Derselbe hat eine wertvolle Monographie über die Villa Eugénie, betitelt „Souvenir de Biarritz" geschrieben, die in Bayonne bei Lamaignère gedruckt wurde.

Digitized by Google

Orten noch nicht gab. Jetzt fährt man von Bayonne nach dem eleganten Seebade in 35 Minuten mittelst Dampfstraßenbahn und außerdem alle halbe Stunden in 15 Minuten mit der Eisenbahn. Zum erstenmale berührte Bismarck das pyrenäische Seebad nur kurze Zeit auf der Reise nach San Sebastian. Der Strand in dem spanischen Seebade gefiel ihm zwar besser als jener von Biarritz, gleichwohl wollte er hier einige Tage zubringen, da er es hübscher fand, als er es sich gedacht hatte, und vor allem „zivilisirter zu leben". Bismarck erwähnt, daß man in Biarritz beim Baden bereits damals Kostüme anlegen mußte, was in San Sebastian nicht der Fall war, weil dort die Damen fünfzig Schritte entfernt von den Herren badeten. Die Rückreise von San Sebastian nach Bayonne erfolgte in einer Diligence, „ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen er leider kein Wort sprechen konnte". Heute legt man auch diesen Weg mit der Eisenbahn zurück, ohne Bayonne zu berühren. Daß Bismarck den etwa 50 Kilometer langen Weg in einem Postwagen, also nicht in einem eigenen Fuhrwerk zurücklegte, beweist, daß er nicht gesonnen war, unnötig Geld auszugeben.

Am 4. August traf Bismarck also zum zweitenmale in Biarritz ein, um im Hotel de l'Europe abzusteigen. Er war so glücklich, ein Eckzimmer zu erhalten, „mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt". In einem an seine Gemahlin gerichteten Briefe gibt Bismarck von Biarritz ein anschauliches Bild. „Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt, daneben den Ehrenbreitenstein, und zwischen beiden dringt ein Meeresarm, etwas breiter als der Rhein, ins Land, und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber oben auf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön; die Männer mürrisch und unhöflich, und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir gewöhnt sind, fehlen."

Biarritz war damals bereits seit lange die bevorzugte Sommerresidenz des kaiserlichen Hofes; diesem selbst verdankt der Ort erst seinen Aufschwung. Die erste träge Entwicklung erfolgte in den Jahren 1825 bis 1840, als die großen spanischen Familien anfingen, in Biarritz die in ihrem Vaterlande unerträglichen heißen Sommermonate zuzubringen. Diesen schloß sich im Jahre 1838 die Gräfin von Montijo an, und als ihre Tochter, Marie Amélie de Gusman, Gräfin von Teba am 29. Januar 1853 auf den Thron Frankreichs erhoben wurde, wußte sie ihren Gemahl bereits im folgenden Jahre zu bestimmen, das ihr von früher her teure Biarritz zu besuchen.

Den ersten zweiundvierzigtägigen Aufenthalt in Biarritz nahmen der Kaiser und die Kaiserin im Juli 1854 in Château de Gramont, einer wundervollen Besitzung von Jules Labat, damals Deputirter der Basses-Pyrénées. In dem ihm als Arbeitszimmer dienenden Raume unterzeichnete Napoleon die Kriegserklärung

Digitized by Google

gegen Rußland. Jetzt hat das alte Schloß einem Prachtbau Platz gemacht, in dem ich in diesem Sommer Gelegenheit hatte, die erste französische Gesellschaft von Biarritz sowie die Königin Natalie von Serbien zu sehen.

Bereits im Oktober desselben Jahres wurde mit der Erbauung eines kaiserlichen Schlosses, der „Villa Eugénie", in der Mitte der oben von Bismarck beschriebenen großen Bucht, der grande plage oder plage des fous begonnen. Die Villa ist auf zwei Felsen erbaut, welche vom Meere umspült werden, sie hat eine 38 Meter lange Fassade gegen das Meer und nach rückwärts zwei 39 Meter lange Seitenflügel, welche den Schloßhof (la cour d'honneur) bilden. Vor der Front gegen das Meer zu befindet sich eine 65 Meter lange prächtige Terrasse, von der man einen geradezu entzückenden Blick auf den Ozean, das staffelförmig aufgebaute Biarritz, die prächtigen Felsen des Kap Saint-Martin und den Leuchtturm hat, dessen Lichtstrahlen 20 Kilometer weit gesehen werden. Die Villa war ursprünglich von einem nur 11 Hektar großen Park umgeben, der an Stelle der bisherigen Sandwüste hervorgezaubert wurde. In einem Nebengebäude des Schlosses waren die Stallungen untergebracht und in 4 Baracken die aus 120 Mann bestehende militärische Bedeckung. Im Laufe der Jahre erweiterte sich die Besitzung bis auf 20 Hektar, zuerst durch die Erwerbung eines für die Hofbediensteten bestimmten Anwesens, sodann durch den Bau einer Kapelle und eines Wirtschaftsgebäudes mit Ställen für Ochsen, Kühe und Schafe, durch Anpflanzung von Reben, Herstellung eines kleinen Sees und so weiter.

Zum erstenmal bewohnte die kaiserliche Familie die Villa Eugénie 3 Tage lang im Juli 1855; daran reihten sich meist 4—6wöchentliche Besuche in den Jahren 1856 (17. August bis 26. September), 1857 (22. August bis 29. September), 1858 (19. August bis 27. September), 1859 (2. September bis 10. Oktober), 1861 (29. August bis 30. September), 1862 (4. September bis 3. Oktober), 1863 (30. August bis 5. Oktober), 1865 (4. September bis 10. Oktober), 1866 (Ende September bis 21. Oktober), 1867 (7. September bis 16. Oktober), 1868 (12. September bis 17. Oktober).

Im Gefolge der kaiserlichen Familie befanden sich die Prinzessin d'Albe, Schwester der Kaiserin (1857 und 1867, 1868), der Herzog von Alba (1857), die Gräfin Montijo, Napoleons Schwiegermutter (1858, 1861), der Prinz Napoleon (1857), die Prinzessin Anna Murat (1863) und der Herzog von Huescar (1866, 1867, 1868).

Von gekrönten Fürstlichkeiten fanden sich in der Villa Eugénie ein: der König von Württemberg (1857), der König von Belgien (1859), die Königin von Spanien, ihr Gemahl und der Prinz von Asturien (1865), und der König und die Königin von Portugal (1867).

Von sonstigen hohen Persönlichkeiten waren zu verschiedenen Zeiten als Gäste daselbst anwesend: die Großfürstin Marie von Rußland, die Großherzogin von Baden, der Prinz von Oldenburg, Prinz Adalbert von Bayern mit Gemahlin, die Marschälle Serrano, O'Donnel, Niel, Narvaez, die Herzoge von Hamilton, Tarente, Zaragoza, Frias, Fernandina, d'Ossuna, die Herzoginnen von

Digitized by Google

Torre, Tetuan, Medinaceli, Malakoff, Tarente, Frias, Fernandina, d'Ossuna, die Prinzen von Monaco, Metternich, Meschersky, Georg Bibesco, Czartoriski, Brancoran, die Prinzessinnen Orloff, Olga Gagarin, Gortschakoff, Kortzakoff, Radziwil, Bariatinski, Galitzin, Kotschoubey, Trubetzkoi, die Grafen Ezpeleta, Generallieutenant Baron Chazal, Lord Cowley, Graf von der Goltz, Baron von Werther, Herr von Radowitz, John Bigelow, Herr Duruy, Lord und Lady Hougton, Baron und Baronin von Rothschild, Georges Lawrence, Andrassy und andere.

Man sieht, wie begierig die große Welt sich drängte, die Gastfreundschaft Napoleons in Biarritz zu genießen.

Zwei dieser Persönlichkeiten hatte ich das Glück, im Herbst 1895 in Biarritz zu sehen: Herrn von Radowitz, unsern Botschafter am spanischen Hofe, und die Fürstin L. Trubetzkoi. Die letztere, eine politische Dame par excellence, war die langjährige Vertraute von Thiers und des Fürsten Gortschakoff, und sie galt eine Zeit lang für so einflußreich, daß selbst Bismarck sich veranlaßt sah, ihr in Paris eine Visite zu machen, welche die ungewöhnliche Dauer einer Stunde hatte.

Mit Napoleon kam Bismarck im Jahre 1862 in Biarritz nicht zusammen; der kaiserliche Hof traf daselbst erst zu einer Zeit (4. September) ein, da der preußische Staatsmann bereits seine Kreuz- und Querzüge in den Pyrenäen fortgesetzt hatte.

Im Herbst 1864 sehen wir Bismarck in Baden-Baden in Begleitung des am 28. September dort eingetroffenen Königs von Preußen. Die Anwesenheit des Ministerpräsidenten in der Nähe des Königs war bedingt durch die Friedensverhandlungen mit Dänemark, die bisher nur einen sehr langsamen Fortschritt genommen hatten. Bismarck, welcher bei der Abreise nach Baden-Baden auf den dringenden Rat seines Arztes von vornherein beabsichtigt hatte, sich nach kurzem Aufenthalte daselbst zu seiner Erholung nach Biarritz zu begeben, war in Baden etwas länger zurückgehalten worden, hatte jedoch dann sein Vorhaben ausführen können und reiste am 5. Oktober zunächst nach Paris und von da am folgenden Tage nach Biarritz. „Es ist leicht erklärlich," — so schrieb die „Provinzial-Korrespondenz" über diesen Ausflug — „daß man, bei den vertraulichen Beziehungen, welche Herr von Bismarck seit einer Reihe von Jahren am französischen Hofe hat, seinem Aufenthalt in Frankreich allerlei politische Absichten unterlegt; diesmal jedoch ganz mit Unrecht, da die Reise einzig und allein zur Stärkung der Gesundheit des Ministerpräsidenten nach den großen Anstrengungen des letzten Jahres unternommen ist."

Bismarck selbst gedachte in Biarritz nur etwa 15 Bäder zu nehmen, also bereits am 21. oder 22. Oktober die Rückreise anzutreten.

Die Reise in das Pyrenäenbad kam der politischen Welt ziemlich überraschend; in Paris tauchte das Gerücht erst am 4. Oktober auf. Große Beklemmungen verursachte die Nachricht in Wien, da man dahinter heimliche Intriguen vermutete. Es trat etwas Beruhigung erst dann ein, als man ver-

Digitized by Google

nahm, Bismarck habe Paris berührt, ohne jemand gesprochen zu haben, und daß er in Biarritz Aufenthalt nehme, lediglich um seine etwas erschütterte Gesundheit zu befestigen. Erst auf der Rückreise, so hieß es, wolle er sich einige Tage in Paris aufhalten.

Aus Berlin wurde dorthin geschrieben, daß die Reise Bismarcks nach Biarritz gewissermaßen eine Art Demonstration dem Könige gegenüber sei, der sich geweigert habe, eine von seinem Minister vorgeschlagene große politische Aktion zur Ausführung zu bringen. Das war ganz aus der Luft gegriffen.

Am 7. Oktober 1864 saß Bismarck wieder in dem geliebten Biarritz im Angesicht des Meeres und hörte sein Brausen durch das offene Fenster in der wärmsten Sommernacht, die er in diesem Jahre erlebt hatte. Er stieg diesmal im Maison rouge ab und bekam Zimmer zu ebener Erde, die später jahrelang den Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurden. Das Haus ist seit Jahren abgebrochen und hat dem Prachtbau des Grand Hotel Platz gemacht.

Bismarcks erstes Bedürfnis nach der Ankunft waren Sommerkleider, von denen er sich nicht hatte träumen lassen, als er am 5. Oktober früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Am Tage der Ankunft in Biarritz nahm der preußische Ministerpräsident sein erstes Bad und befand sich nach demselben so wohl, daß er auf dieser Welt kein Verlangen weiter hatte, als gute Nachricht von seiner Frau; die letzten, die er ein paar Tage vorher in Baden erhalten hatte, waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung von Hause wurde er die Sorge nicht los, daß es inzwischen anders sein könnte. „Ich sitze" — so schrieb er einem Freunde — „um die ungewöhnliche Stunde von halb 8 hier am offenen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern abend saßen wir um 10 Uhr noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte..."

Ein paar Tage später (9. Oktober) schreibt Bismarck an seine Gemahlin:

„Wenn ich bedenke, wie emsig wir in Baden und selbst in Paris geheizt haben und wie mir hier die Sonne den Paletot und die Tuchhosen abkomplimentirte, und ich Dir am offenen Fenster schreibe, den Blick auf die blaue, sonnige See und auf badende Leute, die ziemlich unbekleidet am Strande wandeln mit den bloßen Füßen im Wasser, so muß ich doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt. Ich lasse es jetzt noch bei einem Bade, werde aber bald auf 2 übergehen, wenn auch nicht à la ** auf mehr. Mir fehlt zum Behagen nur Nachricht von Dir. Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben, wie es viele Engländer der Wohlfeilheit wegen thun, die im Winter hier herrscht."

Am 12. Oktober schreibt Bismarck seiner Schwester:

„Ich bin so glücklich unbeschäftigt, daß ich einige Zeilen in die Richtung meiner Gedanken entsenden kann. Es geht mir wohl, besonders seit ich gestern und heut endlich Nachricht von Johannas fortschreitender Besserung erhalten

Digitized by Google

habe. Seit gestern ist es Nordwind und kühler, aber immer noch wärmer, als ich den Sommer über erlebt habe. Ein sehr leichter Sommerpaletot wurde mir bei abendlicher Strandpromenade zu heiß. Ich schreibe Dir bei offenem Fenster mit flackernden Lichtern und das mondbeglänzte Meer vor mir, dessen Rauschen von dem Schellengeklingel der Wagen auf der Bayonner Straße begleitet ist: der Leuchtturm gerade vor mir wechselt mit rotem und weißem Licht, und ich sehe mit einigem Appetit nach der Uhr, ob die Essenszeit, 7, noch nicht voll ist. In so behaglichen Zuständen habe ich mich klimatisch und geschäftlich lange nicht befunden, und doch hat die üble Gewohnheit des Arbeitens schon so tiefe Wurzeln bei mir geschlagen, daß ich einige Gewissensunruhe über mein Nichtsthun fühle, fast Heimweh nach der Wilhelmstraße, wenigstens wenn die Meinen dort wären. ‚Monsieur, le diner est servi' meldet man eben."

Und am folgenden Tage (13.):

„Ich konnte gestern nicht weiter schreiben; nach dem Essen machten wir einen Mondscheinspaziergang am südlichen Strande, von dem wir um 11 sehr müde zurückkehrten. Ich schlief bis 9, badete um 10 bei 14 Grad im Wasser, aber wärmer, als ich die Ostsee jemals im August gefunden, und jetzt fahren wir zusammen nach Fuentarabia, jenseits der Grenze, essen auf dem Rückwege in St. Jean de Luz. Das Wetter ist himmlisch heut, das Meer still und blau, zum Gehen fast zu warm in der Sonne."

Am 16. Oktober 1864 endlich schrieb Bismarck dem Kriegsminister von Roon, es gehe ihm gut. „Die Bäder thun mir wohl, obschon seit 4 Tagen kalter Ostwind weht. Ueber 8 Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten."

Bismarck machte von Biarritz, wie bereits bemerkt, noch weitere Ausflüge nach Izazu, 3 Meilen östlich von Biarritz, und nach Pau. Lourdes war damals noch nicht entdeckt, sonst hätte derselbe wohl unzweifelhaft seine Schritte auch dorthin gelenkt.

Am 20. Oktober hatte Bismarck in Biarritz das mir während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts nur einmal vergönnte Schauspiel, bewegte See zu sehen. „Nachdem sie" — so schreibt Bismarck an diesem Tage an seine Schwester — „einige Tage bei Landwind still wie ein Ententeich gewesen, sieht sie heut wie ein brodelnder Kessel aus, dabei ist der Wind lau und feucht, Sonne wechselt mit Regen, sehr atlantisches Wetter.

„Ich nehme heute das 14. Bad; schwerlich bringe ich es über 15, denn es scheint, daß ich diesen warmen Strand verlassen muß. Noch kämpfe ich zwischen Pflicht und Neigung, aber ich fürchte, die erstere siegt. Erst werde ich mein Bad nehmen und dann mich entscheiden, ob es das vorletzte sein soll. Jedenfalls haben mir die 14 Tage hier sehr gut gethan, und ich wollte nur, daß ich Dich ohne Reisebeschwerden hierher oder nach Pau versetzen könnte."

Bismarcks Arzt war der Dr. Adéna, noch heute in Biarritz Rue Gambetta Nr. 2 wohnhaft.

Ob dieser vorsichtige Arzt Bismarck erlaubt hat, zweimal des Tages in die Wellen zu steigen, bezweifle ich. Bismarck pflegte weit in die See hinaus

Digitized by Google

zu schwimmen, und einmal soll er nur dadurch vom Ertrinken gerettet worden sein, daß ein Bademeister dem durch den langen Kampf mit den Wogen schon Erschöpften noch gerade zur rechten Zeit zu Hilfe kam. Der alte Bademeister, den ich über den Vorgang befragte, meinte: „Hätten wir geahnt, daß er uns das Jahr 1870 bringen würde, so hätten wir ihn ruhig ertrinken lassen."

Es hat Federn gegeben, welche mit Vorliebe Bismarck als einen Mann hinzustellen suchten, an dessen Thür die Armut vergeblich klopft, dessen Herz durch die Politik ganz versteinert ist; an zahlreichen Beispielen aber könnte ich nachweisen, wie unrecht ihm von dieser Seite geschieht. Hier nur ein Fall aus Biarritz. Bei meiner Umfrage gelangte zu meiner Kenntnis, daß Bismarck der Wohlthäter des Sohnes eines verunglückten dortigen Seemanns geworden sei; da mir über den Sachverhalt von den Einwohnern verschiedene und sich widersprechende Angaben gemacht wurden, so fand ich es geraten, bei den etwa noch lebenden Familienmitgliedern des verunglückten Seemanns direkt Erkundigungen einzuziehen. Meine Nachforschungen waren auch bald von Erfolg gekrönt, denn ich erfuhr, daß die Witwe desselben noch am Leben und eine zweite Ehe mit dem Leuchtturmwächter Maurice auf Kap Ferrel bei Arcachon geschlossen habe. Frau Jeanne Maurice teilte mir Nachstehendes mit:

„Ich lebte zu Anfang der sechziger Jahre in Biarritz, woselbst mein erster Mann, Lafleur, bei dem Leuchtturm als Wächter angestellt war, während ich selbst in der Badeanstalt als Badefrau zu thun hatte. Als eines Tages Herr von Bismarck in Gesellschaft mit dem russischen Gesandten in Brüssel, dem Fürsten Orloff, und seiner Gemahlin den Leuchttum besuchte, sprachen Herr von Bismarck und die Fürstin Orloff den Wunsch aus, zusammen Paten des Kindes zu werden, welchem ich in kurzer Zeit das Leben geben sollte; dieser Wunsch wurde natürlich bereitwillig erfüllt, und so kam es, daß unser einige Wochen später geborener Sohn in der heiligen Taufe den Namen „Othon Lafleur" erhielt. Herr von Bismarck und die Fürstin Orloff sorgten in der wohlwollendsten Weise für ihr Patenkind und vermehrten noch ihre demselben erwiesenen Wohlthaten und ihre Sorgfalt für mich, als ich kurze Zeit darauf das Unglück hatte, meinen Mann zu verlieren, da derselbe beim Fischfange auf hoher See von einem furchtbaren Sturme überrascht wurde und seinen Tod in den Wellen fand. Mein armer Sohn starb im Alter von fünfundzwanzig Jahren an den Folgen einer Fußoperation, welcher er sich als Marinesoldat unterziehen mußte. Ich bewahre Herrn von Bismarck das wärmste Andenken und werde den Edelmut nie vergessen, mit dem er mich in meinem Unglücke unterstützt hat."

Bismarck war noch nicht drei Tage in Biarritz, als ihm seine Ferienstimmung bereits durch unliebsame politische Nachrichten aus Berlin gestört wurde. Oesterreich, das damals mit Preußen über einen Handelsvertrag unterhandelte, verlangte, daß in demselben für die spätere Zukunft eine Zolleinigung zwischen Oesterreich und dem Zollverein in Aussicht genommen werde, gleichwie dies im Jahre 1853 geschehen war. Die inneren Ressorts in Preußen, Delbrück an der Spitze, widerstrebten diesem Verlangen, weil sie eine Zolleinigung für unmöglich

Digitized by Google

hielten, solange Oesterreich nicht seine bisherige schutzzöllnerische Handelspolitik änderte, und weil es ihnen nicht angemessen schien, in einem Vertrage Bestimmungen aufzunehmen, deren wirkliche Erfüllung gar nicht möglich war. Oesterreich nahm aber die Sache sehr ernst und drohte mit dem Abgang des Preußen freundlich gesinnten Ministers von Rechberg für den Fall, daß Preußen die Klausel wegen der zukünftigen Zolleinigung ablehnen sollte. Bismarck, vom König am 9. Oktober telegraphisch zum Bericht aufgefordert, antwortete am folgenden Tage erst telegraphisch und sodann schriftlich in dem Sinne, Rechberg in der Zolleinigungsfrage so weit als möglich entgegen zu kommen. Die Zusage eines Termins zur Verhandlung über eine Zolleinigung schien ihm unverfänglich und ohne praktische Bedeutung; er hielt die ganze Sache entweder für eine Intrigue gegen Rechberg oder für einen Probirstein, ob Preußen noch Wert auf die Allianz mit Oesterreich lege oder ob es bereits mit Frankreich engagirt sei. Bismarck wiederholte dasselbe Votum durch ein zweites Telegramm vom 15. und in drei Schreiben vom 16. Oktober, von denen das eine an die Adresse des Königs, das andere an die des Kriegsministers von Roon und das dritte an den Unterstaatssekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten von Thiele gerichtet war. Dem Minister Roon gegenüber sprach Bismarck ganz offen aus, daß wenn der Handels- und der Finanzminister Delbrücks Politik gegen ihn durchführen wollten, sie dann auch Delbrück zu ihrem Kollegen für das Auswärtige machen und ihm nicht zumuten sollten, daß er (Bismarck) den beabsichtigten politischen Fehler ausbade.

Der König verkannte das Gewicht der von Bismarck vorgebrachten Gründe nicht, war aber doch nicht völlig überzeugt, zumal die Fachminister ganz entschieden auf ihrem Widerspruch gegen die Zolleinigungsklausel beharrten; damit wurde dann schließlich Rechberg, der alles aufgeboten hätte, um den Krieg zu vermeiden, aus dem Amte getrieben.

Außerdem ist noch eine Besprechung zu erwähnen, die Bismarck in Biarritz mit einem dänischen Agenten Namens Jules Hansen hatte, welcher ihm einen Vorschlag zur Lösung der dänischen Frage unterbreitete. Nach Hansens Bericht — er ist, wie ich gleich vorausschicken will, nicht unangefochten geblieben — verlief der Empfang in folgender Weise: Hansen traf am 12. Oktober 1864, ausgerüstet mit einem Empfehlungsbriefe des Vicomte de la Guerronnière, in Biarritz ein und schickte unmittelbar darauf ein Gesuch um eine Audienz an Bismarck. Am andern Tage morgens erhielt er die Nachricht, daß Bismarck bereit sei, ihn um 1 Uhr desselben Tages zu empfangen. Als Hansen in das Arbeitszimmer des preußischen Staatsmannes eintrat, war er nicht allein; er plauderte mit einer Persönlichkeit von distinguirtem Aeußern und einnehmender Physiognomie, die sich mit den Worten zurückzog, er werde die Herren allein lassen. Hansen erfuhr später, daß es der bereits früher erwähnte Fürst Orloff war. Bismarck stand vor einem großen Tisch, der mit Karten und Büchern bedeckt war, und spielte mit einem jener großen katalonischen Messer, die damals mit Vorliebe von den Fremden den spanischen Händlern abgekauft wurden. Es

Digitized by Google

war das erstemal, daß Hansen Bismarck gegenüber stand; derselbe schien die Unterredung fast mit einiger Verlegenheit zu beginnen. Endlich nahm er das Wort, und nachdem er den von Hansen ihm übergebenen Brief gelesen hatte, äußerte er seinen Unmut über den Vicomte de la Gueronnière.

„Ich kann" — sagte Bismarck — „diesem Herrn das Recht nicht zugestehen, mir irgend jemand zu empfehlen. Er hat besonders bezüglich der polnischen Angelegenheiten große Lügen auf meine Rechnung in der ‚La France' berichtet. Ich empfange Sie als Dänen, und obgleich der Vicomte Sie Hansen anstatt Hansen genannt hat. Ihr Name ist mir nicht unbekannt; ich weiß sehr wohl, daß Sie sehr hart gegen uns Preußen in der französischen Presse gewesen sind."

„Das ist vollkommen wahr," erwiderte Hansen. „Ich habe alle meine Anstrengungen darauf gerichtet, Ihnen die Lage in Frankreich so unangenehm wie möglich zu machen."

„Wohl" — erwiderte Bismarck — „das kann Ihnen nur Ehre machen. Aber was ist der Zweck ihres Besuches?"

Hansen erklärte darauf sein Verlangen, aus Bismarcks Munde zu erfahren, ob er die gegenwärtige Lage in Schleswig-Holstein als endgiltig betrachte, oder ob er aus Gründen der Billigkeit und in der Absicht, die Wege zu besseren Beziehungen zwischen Dänemark und Deutschland zu öffnen, nicht geneigt sei, dem ersteren den dänischen Teil Schleswig zurück zu geben. Hansen ließ durchblicken, daß die Großmächte Preußen für einen solchen Ausweg dankbar sein würden und daß namentlich Frankreich, dessen Politik auf dem Nationalitätsprinzip beruhe, dies mit Vergnügen sehen würde.

Bismarck erwiderte: „Lange vor dem Kriege hatte ich das Vorgefühl, daß die Feindseligkeit zwischen den Universitäten in Kopenhagen und Kiel zum Kriege zwischen beiden Völkern führen würde. Ich habe meinerseits die Umtriebe der Kieler Professoren niemals mit günstigem Auge angesehen; aber der Tod Friedrichs VII. und der Zustand der Gärung in Deutschland zwangen uns zum Kriege. Ich persönlich wäre mit der Linie von Flensburg nach Tondern zufrieden gewesen, und auf der Londoner Konferenz war Preußen geneigt, Dänemark die Linie von Gjelting nach Bredstedt zuzugestehen. Die militärische Linie der Schlei hätte als Grenze genügt; ungefähr 70000 Deutsche wären freilich unter dänischer Herrschaft verblieben. Die Haltung Dänemarks auf der Konferenz hat aber eine Teilung sehr schwierig gemacht und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten jede solche Kombination außer Frage gestellt. Heute, gegenüber den Gefühlen der Bevölkerung Deutschlands und des Königs Wilhelm ist es nicht möglich, die Friedensstipulationen zu ändern. Der König von Preußen betrachtet das Erbrecht des Prinzen von Augustenburg als begründet und erklärt infolge dessen, daß der Prinz ein Recht auf ganz Schleswig hat, wenn er ein Recht auf eine einzelne Parzelle dieses Gebiets besitzt. In anderer Weise hätte der König nach seiner Ansicht kein Recht, dem König Christian IX. seine Besitzungen zu entreißen. Der König von

Digitized by Google

Preußen und seine ganze Familie sind für den Prinzen von Augustenburg eingenommen. Was mich betrifft, so habe ich Zweifel über die Rechte dieses Bewerbers und ich glaube, daß die Sache sich mindestens in die Länge ziehen wird. Wenn ich die Wahl zwischen den zwei Alternativen hätte, entweder die Herzogtümer bis Flensburg Preußen einzuverleiben, oder dem Herzog von Augustenburg ganz Schleswig und Holstein zu geben, so würde ich, ohne zu zögern, die erstere acceptiren. Ich glaube, daß weder Frankreich noch Rußland sich einem Arrangement widersetzen würden, welches die Herzogtümer Preußen ließe, und Oesterreich würde deshalb vielleicht nicht Krieg anfangen. Aber es gibt noch ein ernsteres Hindernis, das ist der König Wilhelm. Er glaubt, daß ein anderer Rechte auf die Herzogtümer habe, und ich kann nicht königlicher sein als der König. Nichtsdestoweniger erkenne ich an, daß es in Schleswig mehr als 100000 Dänen gibt, die in Zukunft sehr viel Spektakel machen werden, und daß es schwierig sein wird, das gute Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark zu erhalten, so lange diese Dänen von ihren Landsleuten getrennt sind. Ich würde es nicht als ein großes Unglück betrachten, wenn Nordschleswig in einem gegebenen Augenblicke Dänemark zurückgegeben würde."

Hansen antwortete Bismarck, daß sich in dem, was er ihm gesagt habe, Stützpunkte für die Politik fänden, welche er sich in Zukunft zu verteidigen vornähme, und drückte die Hoffnung aus, die Regierung seines Landes und die von Preußen in einer nicht allzu weit entfernten Zeit zu einer Verständigung kommen zu sehen.

Bismarck erwiderte, das wäre wohl möglich und er habe gegen eine Verständigung mit Frankreich über diese Frage keine Einwendung, wenn dies nicht in zu naher Zeit erfolge. Zum Schluß bemerkte Bismarck, daß er ein andermal gern mit Hansen über diesen Punkt sprechen wolle.

So weit die Darstellung Hansens, deren schwache Stellen der Leser selbst unschwer entdecken wird.

Am 24. Oktober mittags verließ Bismarck Biarritz. „Man heute die Wiesen, als ich in heißer Sonne abfuhr; die Freundschaft geleitete mich bis Bayonne."

Am 25. Oktober, morgens 6 Uhr, kam der Minister in Paris an. Es war für ihn ein bewegter Tag: erst zweistündiger Empfang bei Kaiser Napoleon in St.-Cloud und sodann Diner bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Drouyn de Lhuys, gemeinschaftlich mit dem preußischen Botschafter in Paris, Grafen von der Goltz, und dem französischen Botschafter in Berlin, Grafen Benedetti.

Es verlautete, Bismarck warte die Ankunft des Kaisers von Rußland in Compiègne ab, um sich auch dort einzufinden (der Kaiser von Rußland, der sich nach Nizza begeben hatte, wurde Ende Oktober in Compiègne erwartet). Dies mutmaßliche Zusammentreffen veranlaßte das Gerücht einer ernsten Annäherung zwischen Rußland, Preußen und Frankreich; es wurde bestärkt durch mehrfache Besprechungen des Ministers Drouyn de Lhuys mit den Botschaftern Budberg und Goltz.

Digitized by Google

Am 26. Oktober speiste Bismarck zu Mittag bei dem Grafen von der Goltz; unter den Gästen befand sich der Minister Drouyn de Lhuys.

Sowohl mit dem Kaiser als auch mit seinem auswärtigen Minister wurde natürlich die politische Lage besprochen. Napoleons Weisheit war, Preußen möge durch Volksabstimmung die Herzogtümer annektiren und dann kraft des Nationalitätsprinzips Nordschleswig an Dänemark herausgeben. Dies Programm war für Bismarck unannehmbar, weil es den Bruch mit Oesterreich zur unmittelbaren Folge gehabt hätte, er hoffte damals vielmehr noch immer, die schleswig-holsteinische Frage nicht im Streite, sondern im Einvernehmen mit Oesterreich zu lösen; noch zog er ein Bündnis mit Oesterreich einem solchen mit Frankreich vor, wenn Oesterreich nur etwas Verständnis für Deutschlands und Preußens Interessen in den Herzogtümern zeigte. Auch in politischen Gesprächen, die Bismarck in Biarritz geführt, hatte er von dieser Auffassung kein Hehl gemacht. Ganz offen sprach er insbesondere aus, daß er den Herzog von Augustenburg entfernen wolle, dabei aber immer wieder auf den hartnäckigen Widerstand jener stoße, welche ihn nicht fallen lassen wollten, weil sie in ihm den Prätendenten der Legitimität erblickten.

Bismarcks Pariser Aufenthalt setzte die politische Welt in große Aufregung. Ein französisches Blatt brachte ihm folgenden schmeichelhaften Nachruf: Le premier ministre de Prusse appartient à l'école des hommes d'Etat, qui ramènent tout au pouvoir et au commandement. C'est un franc absolutiste. Mais toutes les personnes qui ont vu de près cet homme d'Etat, sont frappées de la simplicité de sa mise et de ses manières et de la rondeur avec laquelle il s'exprime sur les affaires.

Ueber den letzten Besuch Bismarcks in Biarritz im Jahre 1865 und die bei dieser Gelegenheit erfolgten Verhandlungen mit Napoleon wird in einem folgenden Schlußartikel berichtet werden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus Liebe sterben.[1])

Novelle.

Von

Ferdinand Kürnberger.

I.

Im dichtesten Straßengewühle Londons gibt es hie und da Inselchen, — der ungeübte, mit der Verkehrsflut hoffnungslos ringende Fremde nennt sie geradezu Rettungsstellen — Plätze nämlich, welche durch die Kreuzung mehrerer Straßen gebildet werden und für Menschen und Fuhrwerke, wenn auch nur auf Sekunden, den notdürftigsten Haltepunkt abgeben. In der Mitte dieser Plätze steht in der Regel ein Gaskandelaber, um ihn her Barrièrestöcke, und das Ganze ist ein wenig erhöht. Hierher flüchtet sich, wer in dem endlosen Geschiebe des überschwemmten Straßenbeetes einen Fuß breit Ruhe sucht.

Da, wo Highstreet, Crownstreet und Tottenham Court Road in die riesenhafte Oxfordstraße einmünden, ist eine der gefährlichsten Brandungen des Londoner Straßenmeeres. Die Rettungsinsel in dieser Brandung wird keinen Augenblick von Ab- und Zulaufenden leer. Wie Eisenfeilspäne an den Magnet anschießen, fliegen dem Gaskandelaber daselbst beständig seine Schildhalter zu. Wer aus der einen Straße in die andere will, erspäht mit scharfem Auge den Moment, wo er die Insel gewinnen kann. Es ist ein Zielen wie das Schießen auf einen fliegenden Vogel. Kaum angekommen aber ist er gleich wieder fort. Die kleinste und flüchtigste Lücke genügt ihm, sich von neuem in den Strom zu stürzen und auf der entgegengesetzten Seite durchzubrechen. Er hat höchstens seine Cigarre angebrannt, sich sein Taschentuch stehlen lassen, und verschwunden ist er.

Länger verweilt mitunter das zarte Geschlecht. Seine Furcht ist größer, seine Geistesgegenwart geringer. Der Straßentumult macht es nervös. Da stehen sie, die scheuen, schüchternen Täubchen, mit unruhigen Blicken, mit angstgesträubtem Gefieder an den Gaskandelaber geduckt, wie die Taube Noahs in die Zweige des Oelbaums, welcher der einzige Hort in der allgemeinen Sintflut war. Unschlüssig, den rechten Moment zu erhaschen, starren sie in das rastlose Straßengedränge hinab, warten und warten, aber können nicht darauf warten, daß der Wirrwarr kleiner, sondern nur, daß ihr Mut größer werde. Dann flattern sie fort.

An der Kreuzungsstelle, die wir genannt haben, stand ein junges Mädchen. Sie trug ein zierliches Paket unterm Arm und über dem feinen Atlashütchen den Sonnenschirm, den die Töchter des Nebellandes, gleichsam als spotteten sie

[1]) Diese Novelle gehört zum letzten, was der österreichische Dichter geschrieben. Sie befand sich in seinem schriftlichen Nachlasse, mit dessen Herausgabe Wilhelm Lauser begonnen hat.

Digitized by Google

ihrer unsichtbaren Sonne, fast niemals ablegen. Eine leichte Aufregung rötet ihr Antlitz, Nüstern und Busen atmen lebhaft, ihr Auge irrt suchend und fordernd über dem Wagengewirr. Will nicht bald der rettende Omnibus erscheinen, den sie offenbar abwartet?

Aber auf der Erhöhung, wo das Mädchen stand, sieht man nicht nur, man wird auch gesehen. Ein plötzlicher Schreck verändert auf einmal all ihre Züge. Ihre Farbe entflieht, sie erbleicht, sie windet sich um den Gaskandelaber, als könnte sie sich verstecken wie hinter einen Baumstamm. Umsonst. Sie ist gesehen worden. Ihre Blicke haben sich gekreuzt, — unter Tausenden sah sie ein Mann, — sie ihn. Da steht er, der Mann. Mit einem Satz ist er an ihrer Seite.

Er grüßt. „Miß Mary, ich bin erfreut, Sie zu sehen."

Mary schweigt.

„Haben Sie mir nichts zu sagen, Miß Mary?"

Als ob sie was sagen könnte! Sie ist bestürzt wie eine ertappte Verbrecherin. Sie steht da, ein sichtbares Bild, wie vor dem Blick eines Mannes, vor dem Ton seiner Stimme ein Weib zu nichts werden kann.

Der Mann fühlt es. Er mißt sie von oben bis unten. Er gießt seinen Blick über sie aus wie ein Magnetiseur sein Fluidum. Er weiß, wie viel Gewalt er ihr anthut in diesem Blicke.

Aber die größte Gewalt ist die, welche sich scheinbar verleugnet. Der Mann sagt sehr anspruchslos: „Leben Sie wohl, Miß Mary. Ich will es nicht dem Zufall verdanken, Sie zu sehen. Sie haben mich nicht hierher geladen, und wohin ich Sie lade, dahin folgen Sie mir nicht. Leben Sie wohl!"

Das wirkt. Das Mädchen zuckt auf. „Bleib, James!" ruft sie und hält ihn zurück. „Bleib, James! Wenn Du wüßtest —"

„Was?"

„Richard hat uns großen Verdruß gemacht. Der Vater sprach wieder von Indien und die Mutter weinte. Ich hatte Mitleid mit den Eltern. Nicht mit mir, James, gewiß nicht! aber mit den Eltern."

„Sprachen wir nicht längst schon darüber?"

„Es ist wahr."

„Und haben die Eltern mit Dir Mitleid?"

„Es ist auch wahr. O Gott, ja."

„Und doch?"

„Verzeihe mir, James. Ich bin schwach — nein, ich bin nicht schwach, aber ich habe schwache Momente."

„Dort kommt Dein Omnibus. Adieu, Mary."

„James, noch ein Wort. Bleib, James. Wann seh' ich Dich wieder?"

Der Mann maß sie mit einem großen Blicke. „Miß Mary, bin ich der Spielball Ihrer schwachen Momente? Man hat mich warten lassen!"

„Es geschieht nicht mehr, James, gewiß nicht! Wann seh' ich Dich wieder?"

Sein Blick wurde gütiger. Er wurde sehr gütig. Eine Seele blitzt auf in seinem Auge und fließt über sie hin wie lauteres Gold. „Gutes Kind! Heute

Digitized by Google

ist Dienstag — morgen nicht — Donnerstag nicht — also Freitag. Ja, Freitag! Ort und Stunde wie sonst. Adieu, Mary!" Und wie süß klingt seine Stimme! Wie zärtlich blickt er sie an! Mütterlich, möchten wir fast sagen.

Er winkt dem Omnibus, hilft dem Mädchen einsteigen und verschwindet in der Richtung von Bedford Square.

Das Ganze war wie ein Augenblick.

Aber dicht hinter Mary stieg eine zweite Person ein. Eigentlich nicht ein, sondern auf. Denn das Männlein ist unmittelbar aufs Dach geklettert, da der Kondukteur mit einer stummen Geberde, welche bei allen Verkehrskundigen Londons Kurs hat, das Innere des Wagens für „besetzt" erklärt hatte.

Das Männlein verdient unsere Beachtung.

Es war der knöcherne Unterbau eines Menschen, dem der Fleischüberzug fehlte. Mr. Brye glich einem jener Gerüste, welche Bildhauer konstruiren, wenn sie ein Thonmodell anlegen. Sie machen aus Spänen, Spindeln und Stäben, aus Draht und Bindfäden eine Gliederpuppe, ein Menschengerippe, ein gebrechliches, eckiges, spitzwinkeliges Ding, dem niemand ansehen würde, daß es einen Gott oder einen Heros gibt, wenn erst der Thon aufgetragen wird. Nun, die Thonbekleidung hinweggedacht — und Mr. Brye ist fertig.

Das Männlein trug einen Klapphut aus Tibet, eine blaue, weißgetupfte Krawatte, aus welcher zwei riesige Vatermörder emporstarrten, einen dunkelgrünen Rock, Weste und Beinkleid von zweifelhafter Farbe und Schuhe, welche keine Wichse annahmen, weil sie ursprünglich lackirt gewesen. So bescheiden sah der Mann aus, welcher nichtsdestoweniger ein wichtiger Mann, ein Stellvertreter der Allwissenheit Gottes auf Erden, nämlich ein Londoner Zeitungsreporter war.

Unter Reporter versteht der englische Sprachgebrauch freilich die Berichterstatter der Parlamentsverhandlungen allein. Das war nun Mr. Brye nicht. Seine Helden waren nicht die konstitutionellen Gesetzgeber Englands, sondern sie stahlen Taschentücher, mordeten, raubten, legten Feuer an, kamen mit Mißgeburten nieder, erhenkten und ertränkten sich, kurz, thaten all das Merkwürdige und Scheußliche, was die Zeitungen in der Rubrik „Tagesneuigkeiten" als den Senf der Welt auftischen. Mr. Brye war also Neuigkeitssammler, das heißt ein penny-a-liner. Aber Reporter klang ihm hübscher. Und warum hätte er die kleine mißbräuchliche Titelanleihe nicht machen sollen, da er doch den festesten moralischen Halt in der Ueberzeugung fand, daß eigentlich er es war, welcher die Zeitungsleser wieder aufweckte, wenn sie bei den Parlamentsberichten seiner vornehmeren Kollegen, der Reporters, eingeschlafen?

Dieser Mann saß jetzt auf dem Dache des Omnibus und über dem Köpfchen der Miß Mary -- Dichter würden sagen, wie über dem Haupte der Psyche ein Schmetterling angebracht ist.

Und wer weiß, ob der Vergleich nicht lächerlicher wäre als — unwahr?

Der Zielpunkt der Omnibusroute war Byswater. Byswater liegt im Westen vom Westende Londons, man könnte sagen auf dem Lande. Wenigstens ist es die ländlichste der Londoner Vorstädte. Begrenzt vom Hydepark und Kensington-

Digitized by Google

garten werden Platanenwipfel über Kirchtürme und Dampfessen immer vorherrschen in dieser Gegend. Damals lag es noch grüner, noch einsamer. Londoner Geschäftsleute hatten eben erst angefangen, hier zu wohnen. Andere bauten bereits auf Spekulation, aber alles trug noch den naiven Charakter des Keimlebens.

Der Byswater Omnibus setzte die meisten seiner Passagiere schon am Hydepark ab. Miß Mary und Mr. Brye waren die letzten, welche den Wagen verließen.

Mr. Brye eilte auf Nebenwegen dem jungen Mädchen voraus. Nach wenigen hundert Schritten erreichte er ein Landhaus, ein niedliches, allerliebst gebautes Cottage. Es lag am Rande einer sanften Anhöhe, welche heute vielleicht in Verbindung mit irgend einem fashionablen Namen „Terrace" genannt wird.

„Ist Mr. Denton zu sprechen?" fragte der Reporter den Bedienten, der auf sein Klopfen ins Vestibül ihm entgegengekommen war. Gleichzeitig gab er seine Karte ab. Der Bediente meldete ihn.

Nach einigen Sekunden trat Mr. Brye in das Empfangszimmer im ersten Stocke. „Hier herein, wenn's gefällig ist," rief eine Stimme hinter einem Thürvorhang. Der Reporter folgte der Stimme in die Hinterstube des Empfangszimmers, in das Arbeitszimmer des Mr. Denton.

Der Hausherr saß in einem Lehnstuhl, die Beine steif vor sich hingestellt und mit Gichtwatte umwickelt. Es war ein Mann in den mittleren Sechzigen. Seine Gesichtszüge waren herb, ja schmerzlich. Die querlaufenden Sorgenfalten und die senkrechte Verdrußfalte zogen bittere Linien auf seiner Stirn. Seine Lippen waren schmal, sein Mund geschlossen. Nur sein Auge war ein schöner Rest aus den Jugendtagen. Es hatte Geist und Gefühl. Es verhinderte, und zwar entschieden, daß sein Ausdruck zu jener gemeinen Verdrießlichkeit herabsank, welcher die Seelen kleinlicher Pedanten und ängstlicher Egoisten brandmarkt.

„Besuchen Sie einen Kranken?" sagte Mr. Denton. „Dann bezeugen Sie mir eine Höflichkeit, welche ich nicht wünsche, Ihnen zurückzuzahlen."

„Ich besuche den Schwiegervater eines Herzogs," antwortete Mr. Brye.

Der alte Mann schnitt ein böses Gesicht zu dem schlechten Witz.

Aber der Reporter fuhr fort: „Ich komme von einem Straßenkreuz in Oxfordstreet. Sie kennen die Kreuzungsstelle, wo High- und Crownstreet in einem spitzen Winkel zusammenstoßen und Tottenham Court Road gegenüber zum Birminghamer Eisenbahnhof führt? Auf diesem Punkte wird viel gestrauchelt, gerädert, gestohlen, kurz, Neuigkeitsmehl gemahlen. Ich liebe den Punkt. Hier war es, wo vor fünfzehn Jahren Lord Sherbone sich erschossen, und ich Glücklicher stand so dicht dabei, daß ein Splitter seines Gehirnknochens mir direkt an die Weste flog. Meine Beschreibung von diesem Unglücksfall entschied für immer das Glück unseres Blattes. Auch nannten wir dieselbe Rubrik nicht mehr ‚Unglücksfälle', sondern von jenem Tag an änderten wir den Titel und sagten ‚Fürchterliche Thatsachen'. Das war um vieles besser. Was den Gehirnknochen betrifft, so hatt' ich noch ein apartes Glück damit. Lord Stanhope, der eine schöne Sammlung von Selbstmörderreliquien hat, gab mir hundert Pfund für

Digitized by Google

den Splitter. Ein hübsches Sümmchen! Ich machte mit meiner Kathleen die längstersehnte Rheinreise dafür. Was Deutschland damals noch billig war! Wir kamen bis an den Comersee. Es waren glückliche Zeiten! Seitdem hab' ich das Crown-Oxforder-Straßenkreuz in Affektion genommen."

„Man wird Sie dort vermissen," brummte der Kranke anzüglich.

„Im Gegenteile, Mr. Denton. Ich vermute, ich war soeben überflüssig daselbst. Nämlich für ein Pärchen. Dieses Pärchen belauscht' ich, aber es merkte nicht, daß es belauscht war. Die Dame hielt sich den Sonnenschirm vors Gesicht und bedeckte auch ihren Galan damit. Das gute Straußenpärchen! Ihre Köpfe waren nicht schlecht versteckt, das ist ein Faktum. Aber wo bliebe ich? Und je besser sie sich versteckten, desto weniger braucht' ich es zu thun. Vom Gaskandelaber gar nicht zu sprechen, der mich vortrefflich verbarg. Der Schlingel! er ist wahrhaftig dicker als ich, der ich mir das Fleisch vom Leibe renne und mager bin wie ein Quirl. Sie sehen es, Mr. Denton."

Der Kranke seufzte ungeduldig.

„So stand ich also und lauschte und guckte. Erlauscht hab' ich folgendes: Man machte sich Vorwürfe über ein versäumtes Rendezvous und verabredete ein neues. Erguckt hab' ich dieses: Die Dame war Miß Mary Denton und der Herr war Sir Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib."

„Herr!" rief Denton aufspringend.

„Nicht wahr, eine Notiz, die sich gewaschen hat! Was sag' ich, ein Feuilleton! Ein reines Feuilleton! Das thue mir einer nach und erschnappe am hellen Tag auf einem Londoner Straßenkreuz einen Peer von England mit einem Bürgermädchen im Liebesgespräch."

Der Hausherr antwortete gar nichts mehr.

Der Reporter fuhr fort: „Aber Diskretion geht vor Honorar. Ein armer Teufel bin ich, das ist ein Faktum. Pah, wer ist arm? Der Bedürfnisreiche! Denken Sie nicht, Mr. Denton? Und dazu bin ich ein altes Anhängsel Ihres Hauses, war Ihr Laufbursche einst — das gibt einen Pflichtenkonflikt. Die eine Pflicht sagt: Sorge für dich selbst. Schreib ein Feuilleton, wie eines unserer hübschesten Bürgermädchen mit einem unserer vornehmsten Lords auf einem Londoner Straßenkreuz ein Stelldichein hält. Gut, sagt die Pflicht, thu das. Aber, wendet die andere Pflicht ein, nämlich die Freundschaft, die Dankbarkeit, — das hübsche Bürgermädchen ist die Tochter deines alten Patrons, du kanntest sie, als sie noch mit ihrer Mutter zusammen atmete — das liebe Kind! Das süße Mütterchen! Willst du sie der rauhen Zugluft der Oeffentlichkeit preisgeben? Die Oeffentlichkeit ist vortrefflich für schlechte Minister und gute Schuhwichse, für alte Mißbräuche und junge Advokaten — aber für Jungfrauen taugt sie nicht. Was sollen Jungfrauen mit der Preßfreiheit?"

Denton hielt mit Mühe an sich. „Ich verstehe Sie nicht," sagte er kurz und trocken.

„Warum nicht? Worin bin ich unverständlich? Sprach ich den Namen Miß Mary Denton unverständlich aus? Verhunzt' ich den Namen Sir Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib?"

Digitized by Google

„Nein, nein; gesprochen haben Sie deutlich, aber wahrgenommen haben Sie falsch. Ohne Zweifel täuschten Sie sich."

Der Reporter sprang auf. „Sie kränken mich, Sir! Das geht mir ja an den Kredit! Ein Londoner Reporter und sich täuschen! Wozu hätte Gott Augen und Ohren erschaffen, wenn nicht für die Londoner Reporter?"

Denton sagte mit dem Tone eines Mannes, der sich nicht ärgern will: „Ich bin krank, Mr. Brye. Entschuldigen Sie mich, wenn ich mich schonen will. Seien wir also kurz. Sehen Sie mir ins Gesicht, Mr. Brye, und sagen Sie mir ins Gesicht, ob Sie glauben, daß ein Kind meiner Erziehung mehrere Liebhaber hat?"

„Bei Gott nicht, Mr. Denton! Ich sage aus, Ihr Kind verdient die ganze Welt zu Liebhabern, aber ich sage aus, sie selbst wird nur einen lieben."

„Gut. Wenn ich Ihnen nun sage: Miß Mary liebt bereits? Liebt — einen Bettler, einen stolzen, anmaßenden, frechen und unverschämten Bettler, einen zweideutigen, grundsatzlosen, übelgesinnten Menschen, einen Menschen, welchen ich eigenhändig zu dieser Thüre da hinausgeworfen —"

„Zu dieser Thüre? Ah, verzeihen Sie!"

Der Reporter sprang auf und fing an, die Länge und Breite der Thüre auszumessen.

„Was machen Sie da?" fragte Denton.

„Man kann nicht wissen. Diese Thüre ist merkwürdig. Ein Feuilleton? Was sag' ich! Ein ganzer Roman spielt da. Also durch diese Thüre wurde ein Peer von England hinausgeworfen? Ah, eine merkwürdige Thüre!"

„Lassen Sie meine Thüre zufrieden!" rief Denton unwillig. „Ein Bettler, ein Glücksjäger, ein Abenteurer — der Antipode von einem Peer war's. Sie hören mich doch! Ich charakterisire ihn vollständig — bis auf den Namen. Namen nenne ich nicht."

„Aber ich," sagte der Reporter. „Es war Mr. James Lummis, Beamter bei der Bank von England, angestellt mit zweihundertundfünfundzwanzig Pfund."

Der Gichtkranke schnellte empor. „Herr! Sie wissen —"

„Entschuldigen Sie. Richard spricht hin und wieder davon."

„Hin und wieder. Das heißt in ganz London. Der böse Bube!"

„Verzeihen Sie ihm. Es ist nicht seine Schuld sondern mein Verdienst. Ein Reporter weiß alles."

„In Gottes Namen. Sie wissen demnach, daß das unselige Mädchen —"

„Einen Mr. James Lummis liebt, ganz recht. Und kein Mensch wird behaupten, sie liebe nebenbei auch einen Sir Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib."

„Nun denn —"

„Sehr einfach. Mr. James Lummis und Sir Florimond Claude sind ein und dieselbe Person."

Diese Wendung frappirte den alten Mann. Aber nur einen Augenblick. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Ihre Phantasie ist verdorben."

Digitized by Google

„Wie das?“ horchte der Reporter.

Denton antwortete: „Sie sehen und hören am Ende ganz richtig; ich wil das weder Ihnen noch dem Schöpfer der Londoner Reporter bestreiten. Abe Ihre Phantasie dichtet sich die Sinneseindrücke wahrscheinlich um. Sie arbeite so viel im Abenteuerlichen, daß Sie zuletzt selbst nicht mehr wissen, was Dichtun oder Faktum ist.“

„Nicht ganz so,“ erwiderte der Reporter. „Denn nur Fakten werden mi honorirt, Phantasiestücke mit nichten. Das gibt einen Blick fürs Faktisch-Reale der ganz unglaublich ist. Abgesehen, daß eine Reporterphantasie so üppig nich ist, wie Sie denken; die Thatsachen überwuchern sie allzu sehr.“

Im Vorhause schlug die Wanduhr. Der Reporter fuhr in die Höhe. „Got verzeihe mir die Sünde, wie man den Tag stiehlt! Ich muß zum Omnibus Ich muß in die Druckerei. Haben wir wirklich eine Stunde geschwatzt? Gute Morgen, Sir, guten Morgen. Wer mir gesagt hätte, daß ich heute nach Bys water fahre! Apropos, gibt es nichts Neues in Byswater? Und was der Herzog von Lough-Corrib betrifft — Scherz beiseite, Mr. Denton. Ich kenn den Mann. Gott im Himmel, läßt sich denn gar nichts sprechen in einer Stunde? Ich würde Ihnen erzählen, wie genau ich ihn kenne. Aber ich muß fort. Das erstemal, sehen Sie, traf ich ihn bei Lord Stanhope, als ich ihm meinen Gehirn splitter verkaufte. Sie sehen, schon seit fünfzehn Jahren kenne ich ihn. Das zweitemal war es im Tollhaus. Er saß in Denham-Park, war aber nicht toll, sondern ein Opfer der Kabale. So sagte man wenigstens. Andere sagten anders. Genug, ich verschaffte mir durch Patronage Zutritt in Denham-Park und schnappte einige Notizen für unser Blatt weg. Damals war er bloß Herr von Mercy. Das drittemal — aber sind Stunden elastisch wie Kautschuk? Ich muß wirklich fort. Guten Morgen, Sir. Denken Sie von der Sache, wie Sie wollen. Denken sie, er ist ein eccentric. Liebt inkognito; stellt sein Mädchen auf die Probe; nicht der Rang, sondern das Herz — und so weiter. Nur denken Sie, daß ich Augen und Ohren habe. Adieu.“

Das luftige Männlein schnellte fort. Denton hielt ihn. Nicht ohne Mühe bewegte er sich nach seinem Sekretär, zog ein Fach, nahm ein Portefeuille heraus und aus diesem eine Fünfpfundnote. „Erlauben Sie,“ sagte er. „Sie haben Ihre Zeit versäumt, Sie haben mir eine Notiz, auf die Sie Wert legen, zum Opfer gebracht. Es ist billig, daß ich Sie dafür entschädige.“

„Keinen Farthing!“ rief Mr. Brye. „Aber lassen Sie's eine Hundert pfundnote sein, wenn Hochzeit ist. Vom Schwiegervater eines Herzogs nehm' ich alles. Und meine Kathleen möchte gar zu gern einmal Paris sehen. Gutes Befinden, Sir. Adieu.“

Und fort war er.

Der Hausherr stand betroffen. Hätte der Reporter angenommen, dann war er einig mit sich, die ganze Herzogsanekdote war ein Schwindel und ihre Absicht ein Trinkgeld. Denton hatte das erwartet und ihn so ziemlich darnach behandelt.

Aber der Reporter schlug aus!

Digitized by Google

Also hätte sein Gerede doch Grund? Wäre wirklich 'was Wahres daran? — Ein eccentric! — hm! warum nicht? — Ein eccentric! — seltsam, abenteuerlich, aber unmöglich? Warum unmöglich? — Ein eccentric! —

Und wie im Traume zog er die Glocke.

„Ich lasse meine Frau bitten," sagte er dem Bedienten.

Mrs. Denton erschien.

„Sage Mary, sie soll Herrn James Lummis veranlassen, uns noch einmal zu besuchen."

Die Hausfrau blickte verwundert.

Es entspann sich ein Gespräch zwischen dem Gatten, und bald rückte Denton mit der Mitteilung des Reporters heraus.

„Was hältst Du davon, Elisabet?"

Die kleine blasse Frau überflog ein Freudenrot. Ihr Auge blitzte auf wie von der Schwärmerei eines Mädchens. „Ich sehe Licht!" sagte sie und umarmte ihren Gatten.

„Ich nicht," antwortete dieser, trüb wie immer. „Laß ihn einen Herzog sein! Was folgt daraus? daß Mary Herzogin wird? Noch lange nicht! Ich sage Dir nach wie vor: Mary liebt einen Abgrund."

„Eduard!"

„Ein fürstlicher Verführer in Bürgerskleidern! Alte Geschichten! Aber allerdings, der Gesichtspunkt ist neu. Darauf hin habe ich mir diesen James Lummis nicht angesehen. Sag also der Mary — sie kam ja zuvor, ich hörte sie auf der Treppe — sag ihr, ich möchte ihn noch einmal sprechen."

„Sehr wohl."

Und die Hausfrau stieg eine Treppe höher.

Im zweiten Stock waren die Zimmer der Töchter. Mary hatte ihr Wohnzimmer über dem Empfangs-, ihre Schwester Jenny über dem Arbeitszimmer Dentons im ersten Stock.

Mary saß an ihrem Sekretär und schrieb eifrig. Als sie Schritte hörte, war im Nu alles verdeckt und verschlossen; sie legte ein Buch und Albumblätter auf, als kopirte sie Dichterstellen.

Die Mutter trat ein.

Sie richtete kurz und bestimmt, wie sie ihn überkommen hatte, den Auftrag des Vaters aus.

„Zu spät!" murmelte Mary.

„Was sagst Du?"

„Er wird nicht kommen."

Beide schwiegen einen Augenblick. Bei einem Familienzerwürfnisse, wo Vater und Tochter längst nicht mehr direkt verkehrten, war auch die Mutter gewohnt, nur einsilbige Antworten zu erhalten. Sie wußte es. Aber heute schien ihr Mary kürzer und kälter als je. Es schnürte ihr das Herz zusammen.

„Lad ihn in meinem Namen," sagte sie plötzlich. Es war ihr eigener Einfall. Es war ein guter, weiblicher Einfall.

Digitized by Google

Umsonst. Mary antwortete: „Er wird dies Haus nicht mehr betreten."

Ratlos und schmerzlich blickte die Mutter sie an. „So wenig Einfluß hast Du auf ihn?"

„Es hieße meinen Einfluß mißbrauchen. Ich will den Geliebten nicht einer zweiten Beleidigung aussetzen."

„Man wird ihn nicht mehr beleidigen."

„Gleichviel. Was sollte James mit dem Vater? Was sollte der Vater mit ihm? Unterhandeln? Worüber? Es gibt keinen Gegenstand der Unterhandlung."

„Bist Du kein Gegenstand?"

„Zwischen dem Vater und James — nein!"

„Warum nicht?"

„Nach dem, was geschah, wäre James selbst durch ein väterlich Jawort beleidigt. Man läßt sich nicht bestätigen, was man vollständig besitzt, und von dem, der es vollständig verlor. James hat mich und außer ihm niemand! Kein Vater, kein Gott!"

„Unseliges Mädchen, kein Gott, sagst Du?"

„Kein Gott, sag' ich. Als Gott die Liebe schuf, hat er abgedankt. James ist Gott!"

Die Mutter stieß einen Schreckensruf aus.

Mary sagte sanft: „Was erschreckt Dich? Sing' ich doch unsern Gesang! Wir sind Frauen: unser Gott ist unser Mann. Dein Gott heißt Eduard Denton, meiner James Lummis. Nicht?"

Mrs. Denton antwortete zaudernd und verwirrt: „Ein Mensch ist kein Gott."

Mary lächelte. „Ein Mensch ist kein Gott. Nun wohl! Aber dann ist ein Weib weniger als ein Mensch. Welch ein Spiel mit Worten!" Und mit der heitersten Gelassenheit fuhr sie fort: „Die Hand aufs Herz, Mütterchen, wären James und ich nicht längst schon ein Paar, wenn Du — Witwe wärest? Aber der Herr da drunten denkt anders, und Du denkst wie er. Wer erschafft also Frauengedanken, Gott oder der Mann? Bitte, laß mich! Ich mein' es ja nicht böse. Und Du auch nicht. Im Gegenteile! Die Durgedanken des Papas transponirst Du noch immer auf Moll. Was Du als Frau kannst, das thust Du, aber eine Frau kann eben nichts, das ist die Sache. Sollen wir das verkennen? Umgekehrt! Unsere ganze Anerkennung liegt ja darin. Wir müssen unser Denken, Fühlen, Wollen und Handeln von Seiner Majestät dem Schöpfungskönig annehmen, wie wir unser Essen und Trinken, unsere Spitzen und Bänder von ihm annehmen. Thun wir es nicht, so sind wir eben ungeratene Weiber. Aber wir zwei, nicht wahr, Mütterchen, wir sind nicht ungeraten? Wir sind fromm und brav und gottesfürchtig gegen unsern Gott? Und James Lummis wird nicht kommen! Sein Stolz ist der meinige."

Die Mutter sah ihre Tochter an, wie man ein unbegreifliches, verzaubertes Wesen ansieht. War das ihre Mary? Das kleine, herzige Baby, von all ihren Geschwistern das weichste, folgsamste, zärtlichste Kind? Und jetzt! Stand sie doch

Digitized by Google

da wie in einem Panzer, in ihrer furchtbaren Resignation! Und wie gemüthlich sie das alles sagt, wie lächelnd! So lächeln verlorene Seelen, und dies Lächeln ist das letzte, grausige Zeichen, daß sie wirklich verloren sind, daß sie sogar den Gedanken an Widerstand komisch und ihr Verderben ganz in der Ordnung finden.

Die arme Frau wurde von dieser Vorstellung so überwältigt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie lehnte sich über eine Sofaecke und brach in Thränen aus.

Mary schlug ihre Arme um die Mutter und sagte in einem ganz veränderten Tone: „Ja, Mutter — laß uns weinen — laß uns sterben — und den, der das Weib schwach und den Mann stark erschaffen — laß alles verantworten!“

II.

Die Fingalshöhle auf Staffa ist ein berühmtes Tonwunder der Natur. In ihrem Innern wird die Luft Musik; derselbe Sturm, welcher Schiffe zertrümmert und die Ohren der Scheiternden mit Hohngelächter und Rachegeheul erfüllt, bläst in den Gängen und Windungen der Höhle Melodien, welche aus einer fühlenden Menschenseele zu dringen scheinen und den bewegten Stimmen lebendiger Herzen gleichen. Die blaue Grotte auf Ischia ist ein berühmtes Farbenwunder der Natur. Viele Zungen haben es versucht und keine hat es noch ausgesprochen, was das menschliche Auge empfindet, wenn es in einem zerbrechlichen Kahn, durch eine ängstliche Steinlucke, dem Blau des Himmels entrückt, plötzlich an einem Farbendom aufschaut, der wie ein ausgehöhlter Edelstein, wie eine umgestürzte Glockenblume — nein, himmlischer als der Himmel selbst, ganz und gar ohne Gleichnis in der Welt existirt. Die Fingalshöhle und die blaue Grotte, es sind Zauberhäuser auf Erden, aber der Zauber ist — ein Widerhall von Luftstößen, ein Widerschein von Meerwasser.

So war Dentonhouse nach dem Besuch des Reporters. Der Name des Herzogs von Lough-Corrib — es war nur ein Name — aber er ging wie ein Zauber durch das Haus. Zwar mit düsterem Mißtrauen hatte ihn Denton aufgenommen, mit ungläubigem Lächeln schüttelte Mary ihr resignirtes Köpfchen, als die Mama wie einen letzten und höchsten Trumpf den Namen gegen sie ausspielte; aber dennoch! An einem zerbrochenen Rosentopf, heißt es, haftet der Duft noch an den Scherben. Dentonhouse hatte neun Bewohner: die beiden Gatten, vier Geschwister, drei Dienstboten. Und von diesen neun Seelen waren doch nur zwei ungläubig. Die übrigen — wußten nicht, was sie sagen sollten! Das heißt, sie sagten sich das Unsäglichste. Sie waren in jenem Zustande, wo die losgelassene Phantasie Märchen und Wunder glaubt, wo alle Stimmen im Menschen sprechen, welche man Ahnung, Hoffnung, Wahn, Aberglaube, kurz — Poesie nennt.

Mary wandelte wie eine Fee durch das Haus. Da geht sie, die Herzogsbraut! schien auf jeder Stirne geschrieben. Alles sah sie mit Blicken an, welche scheu vor Bewunderung waren. Die Mama hatte strenge verboten, das Mädchen selbst über diesen Gegenstand zu behelligen; aber nun war es, als ob alle Poren

Digitized by Google

des Hauses die verschwiegene Andacht atmeten. Wohin der Saum ihres Kleides streifte, schienen Glanzspuren aufzuleuchten, wie das Kielwasser eines Schiffes von elektrischen Meeresfunken sprüht; die schiefäugigen Chinesen auf dem Kaminsims sahen aus wie die Herren vom Hofe am großen Courtage in St. James, wenn die jungen Ladies von England der britischen Majestät vorgestellt werden; in dem Körbchen, wo die Visitenkarten unseres verzauberten Bürgermädchens lagen, flüsterten Geisterstimmen die Namen von Gräfinnen, Marquisinnen und Herzoginnen; Dolly Perch, die ehrliche Köchin, hätte bald ihr Herdfeuer ausgehen lassen, weil sie das Schüreisen für einen damascirten Gallastahldegen hielt und in ihrem trunkenen Wahn es stundenlang nicht zu berühren wagte; Ted Argean, der schottische Bediente, machte dem Bäckerjungen, welcher die Muffins zur Pause brachte, eine respektvolle Verbeugung, denn es schwebte ihm etwas wie ein Herzogspage vor seinem „zweiten Gesicht". Kurz, das ganze Haus war von dem Flügel eines Genius gestreift, und jeden Nerv darin kitzelte ein Federchen, welches der Genius aus seinem irisfarbigen Flügel verloren hatte.

Wie freundlich wäre es, wenn wir bei den Augenblicken dieses schönen Traumlebens verweilen dürften! Aber das dürfen wir nicht. Denn einer war, der dieses Traumleben flugs überrumpelte und so plump hineingriff, daß die nächste Scene, welche wir aus Dentonhouse zu berichten haben, einer der unholdesten Familienauftritte ist.

Mr. Denton saß in seinem Arbeitszimmer, die Beine von der Gichtwatte frei, die Hände mit Rechnungen und Situationsplänen beschäftigt, als ihm fast um dieselbe Stunde, da gestern Mr. Brye, der Reporter, erschienen, ein Besuch gemeldet wurde. Die Eintretenden waren Richard, sein Sohn, und Mr. Dodd, ein Bankier, wie er sich nannte, ein Wucherer, wie wir ihn nennen.

Der Charakter dieser zwei Menschen stellte sich mit dem bestimmtesten Ausdruck in ihrem Aeußern zur Schau. Der Wucherer war eine untersetzte, gemästete, apoplektische Figur, bunt und geschmacklos gekleidet. Sein Gesicht war breit und pockennarbig, seine Augen klein und tückisch, seine Nase kurz und stumpf. Der massige Unterkiefer dagegen lud sich so mächtig aus, daß Spottvögel sagten, er diene seinen Wangen zur Regentraufe. Seine Augen und Nase ansehend konnte man denken, die Natur habe es nur auf eine Mischung von Schwein und Mops angelegt, die brutalen Freßwerkzeuge aber stellten es außer Zweifel, daß ihr ein Haifisch vorgeschwebt. Und dieses Ziel hatte sie denn in Mr. Dodd, dem Wucherer, glücklich erreicht.

Richard Denton, der verlorene Sohn des Hauses, war ein schmaler, aufgeschossener Junge mit einem Knabengesichte, welches in seiner jugendlichen Entwicklung stehen geblieben und von verfrühten männlichen Ausschreitungen überholt war. Seine Oberlippe war mit einem planlosen Bärtchen verziert, welches so wenig in sein Kindergesicht paßte, als hätte ihm jemand einen „schwarzen Peter" angekohlt. Wenn er sprach, so war seine Stimme gedehnt und schleppend und sein saftreicher Mund zog Fäden wie eine Spinne. Sein Anzug war übrigens tadellos „fashionable" von Kopf bis zu Fuß. Er empfand auch eine große

Digitized by Google

Befriedigung darüber, und dieser Ausdruck von Eitelkeit nebst einer nicht ganz mißglückten Affektation von vornehmer Haltung mußte die Stelle jedes andern geistigen Bewußtseins in seiner Erscheinung ersetzen.

Denton, der Vater, würdigte ihn übrigens keines Blickes. Er richtete seine Empfangsworte an Mr. Dodd allein. „Womit kann ich den Herren dienen?“ fragte er mit dem undienstfertigsten Ausdruck.

Der Wucherer fing mit einer heiseren und feierlichen Stimme, die ein wenig gedrückt und verlegen klang, an: „Ich habe die Ehre, die kleinen Geldgeschäfte Ihres Sohnes, Sir Richard Denton, zu besorgen. Ich bin Josuah Dodd, Geschäftsagent und Bankier in Bobstreet.“

„In Bobstreet!“ wiederholte Denton mit einem leichten Sarkasmus. „In der That, eine passende Nachbarschaft für Gentlemen, welche Geld brauchen.“ Er spielte auf die Nähe von Drurylane an, dem berüchtigten Tummelplatz eleganter Wüstlinge.

Der Wucherer verschluckte den Ausfall, denn er war offenbar vorbereitet, mit welchem „Menschenfeind“ er's zu thun hatte. Er kam zur Sache.

„Ich habe von Sir Richard Wechsel in der Hand im Betrag von zweitausend Pfund, welche nunmehr sämtlich fällig sind, nachdem sie zu verschiedenenmalen prolongirt worden.“

„Ich bedaure Sie,“ sagte Denton trocken.

„Ich konnte auf weitere nachgesuchte Prolongationen nicht mehr eingehen,“ fuhr der Wucherer fort, „sondern bin entschlossen, ich will sagen gezwungen, die Beträge zu realisiren.“

„In der That ein Unglück, Sir.“

„Wieso ein Unglück, Sir?“

„Nun, ich möchte von Richard Denton nicht für zweihundert Schillinge Wechsel in meinem Portefeuille haben.“

„Was sagen Sie, Mr. Denton? Wollen Sie damit sagen, daß Wechsel, welche Ihren Namen tragen, protestirt werden können?“

„Meinen Namen? Ich heiße Eduard, nicht Richard.“

„Aber doch Denton.“

„Gewiß, Eduard Denton. Und ich frage wiederholt, womit kann ich Ihnen dienen? Sie erlauben mir, daß ich meine Zeit zu schonen wünsche.“

„Topp, Sir, das wünsche ich selbst. Und man fährt zwischen Bobstreet und Byswater fast sechs Meilen. Also kurz, Sir. Ich habe Sir Richard in seinen kleinen Geldverlegenheiten unterstützt und es mit langer und großer Nachsicht gethan. Endlich aber bedarf ich selbst mein weniges, was ist natürlicher, als daß ich seine verfallenen Wechsel zur Einlösung präsentire?“

„Ganz meine Meinung. Hier steht Richard Denton, präsentiren Sie.“

Der Wucherer machte wirklich ein dummes Gesicht. Längst gewohnt, die Väter liederlicher Söhne in allen Graden der Zähigkeit zu bearbeiten, beschlich ihn doch hier ein neuer Eindruck. Aber unfähig, etwas anderes zu denken, als was seiner eigenen Natur gemäß war, begriff er Dentons Schroffheit nicht, wenn

Digitized by Google

nicht als ein Pressen und Drücken. Und schon dachte er nach, wie viel er mit sich handeln lassen könne, als ihn das Leidwesen über Nachlässe und Abzüge plötzlich sentimental stimmte, daher er gar nichts dergleichen anbot. Er fing vielmehr mit einem Tone, der zum Herzen gehen sollte, an: „Mr. Denton, Sie mögen Ursache haben, mit Sir Richard ein wenig streng zu verfahren. Aber warum soll ich das Opfer sein? Sie treffen nicht ihn, Sie treffen mich, Sir. Soll ein armer, unschuldiger Mann sein Geld verlieren, weil ein Vater seinem Sohn eine Lehre zu geben wünscht? Gott soll sich erbarmen, zweitausend Pfund! Es ist mein ganzes Vermögen. Was sag' ich? Das Vermögen meiner Freunde steckt darin. Soll ein Ehrenmann an den Bettelstab kommen, weil er so gutmütig ist, den Söhnen respektabler Häuser aus ihren kleinen Geldnöten zu helfen?"

„Den Söhnen respektabler Häuser liefert man nicht die Mittel zur Ausschweifung!" rief Denton mit der ganzen Würde eines wirklichen Ehrenmannes.

„Ausschweifung!" lächelte Mr. Dodd schmerzlich. „Was nennen Sie Ausschweifung, Sir? Ist Alt-England ein Kloster? Hat unsere Jugend das Privilegium verloren, sich zu freuen und das Leben zu genießen? Ei, Sir, lassen wir doch die Jungens ihren Wildhafer aussäen; desto tüchtigere Männer werden sie uns liefern. Und zuletzt, Sir, ist es nicht Pflicht, zu depensiren? Ist es nicht Pflicht der besitzenden Klassen, den wohlthätigen Regen ihres Geldes in die Dachstuben und Kellerwohnungen der arbeitenden Armut zu leiten?"

„In diesem Falle," antwortete Denton, „haben Sie Ihre zweitausend Pfund im Himmel angelegt. Fern sei es von mir, um den Lohn der Tugend Sie zu betrügen, indem ich Ihnen Ihr Verdienst mit meinem Gelde abkaufe."

„Sie thun mir weh," seufzte der Wucherer. „Sie haben eine Art zu scherzen, daß man den Herzkrampf davon bekommt."

„Ich scherze gar nicht!" rief Denton mit einem so furchtbaren Ernst, daß man ihm wohl glauben mußte.

Mit der Sentimentalität war es demnach nichts; Mr. Dodd zog eine straffere Saite an.

„Bei meiner Seele, verfallene Wechsel sind auch mit nichten ein Stoff zum Scherzen. Man hält sich entweder an das Geld des Schuldners oder an seine Person." Er sah Mr. Denton großartig ins Auge.

Dieser sagte gelassen: „Sie scheinen andeuten zu wollen, daß sie die Macht haben, meinen Sohn in den Schuldturm zu schicken?"

„Ja, ja, das will ich!" platzte der Haifisch heraus, voll Gier, diesen Trumpf auszuspielen. Aber das Haar stand ihm zu Berge, indem er sofort die gänzlich verfehlte Wirkung davon gewahrte. Ueber Dentons Antlitz verbreitete sich der Ausdruck einer aufrichtigen Freude. „Wenn Sie mir den Gefallen thäten," rief er lebhaft, „Gott ist mein Zeuge, ich gäbe fünfhundert Pfund drum." Und da ihn Mr. Dodd verblüfft anstarrte, fuhr er aufs nachdrücklichste fort: „Ich schwöre Ihnen, Herr, ich bezahle keinen Penny, um diesen Taugenichts hier von seinen Wucherern — pardon, von seinen Gläubigern — zu befreien.

Digitized by Google

Aber fünfhundert Pfund zahl' ich in dem Augenblicke, wo Sie ihn für die übrigen fünfzehnhundert ins Fleet-Prison schicken."

Jetzt nahm Richard das Wort. Dieser Jüngling, eigentlich der Held des ganzen Dramas, hatte sich doch bisher mit einer stummen Rolle begnügt. Als aber der Dialog die sonderbare Wendung nahm, daß sowohl von einem Geldopfer als auch von dem Schuldturm die Rede war, fuhr er hastig dazwischen: „Papa, wenn Du fünfhundert Pfund zahlst, so ist Mr. Dodd überhaupt bezahlt. Ich schwöre es Dir, daß ich nicht mehr von ihm empfangen habe. Von den zweitausend Pfund sind tausend allein als Interessen und Prolongationsprämien verrechnet, aber auch von den übrigen tausend erhielt ich nur fünfhundert in natura, die andere Hälfte mußt' ich in Wertgegenständen nehmen. Ich mußte Juwelen nehmen, welche nichts weiter waren als glasirte Thonkügelchen auf Prinzmetall geklebt; antike Vasen und Leuchter, welche die Römer der Wedgewoodfabriken gemacht hatten; einen Titian zu fünfzig Pfund, für den mir Baruch Chaises in Werdourstreet vier Schillinge bot, weil das der Wert des Rahmens war, wie er sagte."

Der Wucherer fing zu schimpfen an: „Baruch Chaises ist ein altes, sündhaftes Skelett, so voll von Lügen wie eine Puppe von Sägspänen. Ich will dem Burschen —"

„Ja," fuhr Richard fort, „er bot mir an, mich zu dem Maler zu führen, welcher in Gerardstreet diese Titians im Tagelohn fabrizirt."

„Sein Gebein soll verdorren!" schrie der Wucherer, und er hätte noch mehr geschrieen, aber Denton unterbrach die Scene. „Ich ersuche die Herren, sich vor meiner Thüre zu zanken," sagte er in einem Ton, der ein Befehl war, und wandte sich stolz zum Gehen.

Hinter seinem Rücken flüsterte der Wucherer sogleich in Richards Ohr: „Zwicken Sie ihm die fünfhundert heraus, wir arrangiren uns schon." Der Geldwurm war offenbar entschlossen, diesen dargebotenen Zipfel um keinen Preis mehr fahren zu lassen. Da das Ganze aber immer besser ist als ein Teil, so machte er erst noch einen Versuch auf die Hauptsumme. Er hielt Denton auf und sagte: „Noch ein Wort, Sir. Indem ich nun hingehe, um das Ca Sa [1]) auszuwirken, soll man nicht sagen, ich that es übereilt, und Sie gaben Ihre Zustimmung mehr im Zorn als mit Ueberlegung. Ich wünsche, daß Sie der Maßregel nachdenken. Sir Richard wird sitzen und brummen. Das ist ein Faktum. Aber Sir Richard ist nicht Ihr einziges Kind. Die Korrektion, die Sie ihm zudenken, büßt die ganze Familie. Sie sind Vater von heiratsfähigen Töchtern. Und welche Töchter, Sir! Wenn der Ruf von Schönheit und Tugend je Glauben verdiente, so haben die Ladies allen Anspruch auf die ersten Partien des Landes. Kein Baronetsschild, keine Herzogskrone ist zu gut für die Ladies. Bitte, bitte, Mr. Denton. Ich weiß, was ich sage. Ich bin weder ein Schmeichler,

[1]) Ca Sa — Capias ad Satisfaciendum. Die Formel des richterlichen Verhaftbefehls zur Schuldenhaft.

Digitized by Google

noch liebe ich übertriebene Redensarten. Hat der Herzog von Portland nicht die Tochter eines Thranhändlers zum Altare geführt? Hat der Marquis von Landstown nicht eine Pfarrerstochter geheiratet? Ja, noch mehr; unsereiner hat dabei wohl selbst manchmal die Hand im Spiele. Das Gesicht ist das erste, die Nachfrage nach der Familie das zweite. Und ein Bankier weiß manches! Nun, Sir, wie klänge das: Der Bruder sitzt im Schuldturm? Der Vater läßt ihn sitzen — sitzen wegen lumpiger fünfzehnhundert Pfund — Gott verzeih' mir die Sünde, denn Geld ist nie lumpig! Das ist meine Meinung, Sir. Was geht's mich an? Ich thue, was Sie wünschen. Aber jede Sache hat zwei Seiten. Und hier ist von zwei sehr ungleichen Seiten die Rede. Sie geben dem Sohn ein kurzes Lektiönchen, aber riskiren vielleicht für immer das Glück Ihrer Töchter."

Die Wirkung dieser Worte war geschickt genug berechnet, und Mr. Dodd hatte sie weislich als seinen letzten Drücker aufgespart. Aber just, sie waren von seiner Negotiation der letzte Nagel zum Sarge. Denn kaum hatte der Wucherer die Anspielung auf die Herzogskrone ausgesprochen, verbunden mit dem unverschämten Winke, daß er gelegentlich wohl selbst die Respektabilität von Familien abzuurteilen habe, als es Mr. Denton sofort wie Schuppen von den Augen fiel. Die abenteuerliche Herzogsmäre des Reporters schien ihm jetzt ihren wahren Charakter zu enthüllen. Er erblickte sie als ein Komplott, welches zwischen diesem, seinem Sohne und Mr. Dodd zu dreien verabredet war, um die heutige Gelderpressung gleichsam mit Ueberrumplung und Sturm durchzusetzen. Und darum schlug auch der ehrliche Mr. Brye so uneigennützig die angebotene Fünfpfundnote aus! Von den zweitausend wird ihm freilich ein größerer Anteil zufallen! Der alte Mann kochte vor Grimm, als er sich diese Gedanken zurechtlegte. Aber seine Miene, an einen bittern Ausdruck gewöhnt, verriet nichts davon. Mr. Dodd, der sie eifrig belauerte, sah nur das Nachdenken überhaupt darin, und er hielt es für eine Beherzigung seiner Worte. Welche Hoffnungen machte sich der ehrliche Mann! Er fiel daher direkt aus den Wolken, als Denton, seiner Erbitterung kaum mächtig, plötzlich zur Thüre hinausschritt und ihm kurz und kalt nur die Worte zuwarf: „Bekümmern Sie sich nicht um fremde Familienverhältnisse! Was ich gesprochen habe, bleibt gesprochen."

Der Wucherer warf dem jungen Denton einen bedeutungsvollen Blick zu, der sich augenscheinlich auf eine frühere Verabredung für diese Eventualität bezog, und ging achselzuckend seiner Wege.

Der Sohn aber blickte ihm spöttisch nach und sagte zum Vater: „Der verläuft sich wie Regenwasser. Mit Begierde ergriff er Deine Redensart vom Schuldturm, denn die fünfhundert Pfund bezahlen ihn reichlich. Er brauchte nur einen Vorwand, um sich mit Ehren darauf zurückzuziehen."

Denton antwortete streng: „Der Schuldturm war weder eine Redensart noch ein Vorwand. Du mußt hinein, Bursche, so wahr Ursache und Wirkung sind!"

„O, was das betrifft," lachte Richard gezwungen, „so laufen Millionen Ursachen ohne ihre Wirkung herum. Fleet-Prison ist eine höchst überflüssige Wirkung. Man hat an Kopfweh, Sodbrennen, Indigestionen, gastrischen Fiebern

Digitized by Google

und vor allem an den verdammten Verfalltagen von Wechseln miserable Nachwirkung genug für sein bißchen Divertissement."

„Um so besser. Fleet-Prison ist ein Ort, wo Dich weder Kopfweh noch Indigestion plagen wird."

Der verlorene Sohn rief mit Trotz statt mit Demut und Reue: „Papa, wenn Du bei dieser fixen Idee bleibst, so weiß ich nicht, was ich thue."

„Das wußtest Du nie. Tiere haben mehr Bewußtsein über ihr Wohl und Weh als Du!"

„Ich lasse mich kein Tier schelten!" trotzte der Wüstling noch heftiger. „Mr. Dodd hat recht: England ist kein Kloster, und die Jugend will leben! Vielleicht hast Du Deine Jugend verloren und beneidest mir jetzt die meinige. Ich lebe, so lang ich's kann."

Der alte Mann wurde blutrot bei diesen Worten. „Hinweg, Elender!" donnerte er mit der Wucht des echten englischen Zorns, der spät ausbricht, dann aber fürchterlich. Er packte den Frevler am Arm und hätte ihn in einem Schwung über die Treppe geschleudert, aber Richard retirirte noch schneller.

Mrs. Denton kam erschrocken vom zweiten Stock herab, während der Sohn die Stufen des ersten entlang polterte.

„Um Gottes willen, was ist?" rief die Frau.

„Ein Diebs- und Räubereinbruch," antwortete Denton. Und indem sich die Gatten von dem Treppenhaus in die Zimmer zurückzogen, fuhr er fort: „Du mußt nämlich wissen, liebe Betsy, es existirt eine über die ganze Erde verbreitete Diebs- und Räuberbande, welche ihr Handwerk frech und offen am hellen Tage treibt. Für diese Bande gibt es keine Polizei, keinen Gerichtshof, kein Newgate, keine Deportation, keinen Galgen. Das Gesetz duldet sie. Damit ist die Sicherheit des Eigentums freilich aufgehoben und der ganze Staat eigentlich zwecklos. Aber die Narren merken das nicht. Sie zahlen mit der musterhaftesten Dummheit ihre Steuern und bilden sich ein, sie genießen dafür Schutz und Sicherheit des Eigentums. Nun ja, vor den Dieben von Taschentüchern und Sackuhren, vor den armen Teufeln, welche in St. Giles oder Whitechapel hausen. Großer Bettel, wenn man die Diebe, welche nie weniger als Hundert- und Tausendpfundnoten stehlen, mit Zärtlichkeit in den Häusern hegt! In der That, ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es die öffentliche Meinung nur anstellt, daß sie der einen Gaunerbande so große Vorteile über die anderen einräumt? Denn daß die Gauner, von welchen ich spreche, Söhne und die Beraubten und Bestohlenen Väter heißen, ändert ja nichts. Worte sind eben Worte, aber die Sache bleibt immer die nämliche."

Mrs. Denton wußte jetzt, wovon die Rede war. Sie seufzte: „Wann wird Gott dieses Unglückskind endlich erleuchten!?"

Denton antwortete: „Wann er mir den letzten Schilling gestohlen haben wird. Dann wird plötzlich das Licht über ihn kommen, daß auch noch andere Leute Schillinge haben, und mit dieser Erleuchtung wird er hingehen und in weiteren Kreisen stehlen."

Digitized by Google

„Um Gottes willen, sage nicht immer stehlen!“ rief die Frau angstvoll.

„Auf Ehre, es ist ein garstiges Wort. Und recht besehen taugt es auch nur für die Väter, nicht für die Söhne. Denn daß ein Vater stiehlt, kann er auf jedem Schritt hören. ‚Er stiehlt's seinen Kindern‘. Nichts ist gemeiner als diese Redensart. Als ob man Leuten, die nichts haben, was stehlen könnte! Der Sohn aber, der wirklich und wahrhaftig stiehlt, der Geld verthut, das entschieden nicht ihm gehört, nicht sein Erwerb, nicht sein Eigentum ist, der Sohn stiehlt nicht. Er ist nur ein lustiger Bruder, nichts weiter. Höchst lustig, bei meiner Seele! Nichts lustiger, als seinen Vater bestehlen! Aber pfui über den Vater, der auch noch genießt! Er stiehlt's seinen Kindern. In der That, die Welt scheint behaupten zu wollen, es ist die heiligste Pflicht, daß nicht der Vater das Geld totschlägt, sondern daß er es erst seinen Sohn totschlagen läßt! Das ist im Auszug ihr Moralkodex. Außerordentlich weise und wahrhaftig bewunderungswürdig! Freilich wird der Sohn selbst wieder Vater und stiehlt's bereits seinen künftigen Kindern; — aber wer möchte von der Welt verlangen, daß sie über ihre Nase hinausdenkt! Genug, der Vater ist der Buchhalter seines Sohnes und verzehrt seine mäßige Besoldung. Verzehrt er mehr, so stiehlt er's seinen Kindern. Nun, ich denke, am Ende der Welt soll ein hübsches Vermögen beisammen sein. Denn alle Väter haben bis dahin gekratzt und gedarbt, um es nicht ihren Kindern zu stehlen. Die letzte Generation aber besteht offenbar nur aus Kindern, und da kann der Tanz endlich losgehen.“

Mrs. Denton wußte, daß ihr Mann ein Freund vom Denken war und Widerspruch nicht nur duldete, sondern liebte. Sie erwiderte daher freimütig: „Du triffst über Dein Ziel hinaus. Denn in demselben Zuge, wo Du das Weltende lächerlich machst, gibst Du ja zu, daß der Genuß sich verteilen soll. Und wie Du sehr richtig bemerkst, daß Vater und Sohn in der Zeitfolge das Nämliche sind und werden, so plaidirst Du eigentlich doch auch für Richards Lebensgenuß.“

„Mag er die Welt durchbringen!“ rief Denton lebhaft. „Wenn er das Zeug dazu hat, eine neue Welt zu erobern — warum nicht? Was freut uns denn mehr als ein wilder, toller Junge, der seine Sinne tummelt wie ein feuriges Roß — sofern man nur sieht, das Tummeln ist ein Zureiten und das Roß wird einst Preise gewinnen? Aber ist Richard ein solcher Junge? Der Elende! Um verführt zu sein, ist er zu verderbt, und um selbst zu verführen, ist er zu seicht und talentlos. So treibt er im Kielwasser von anderen Taugenichtsen einher, heftet sich an festere Naturen wie Mollusken an das Gestein, oder addirt sich an ein saft- und kraftloses Snobgesindel, das seinesgleichen ist und das am liebsten trupp- und herdenweis auftritt, um doch auch irgendwie mitzuzählen. Pfui über diese Brut! Nein, was ein ordentlicher Verschwender ist, der hat zu verschwenden! Der ruinirt, weil er schaffen kann. Der räumt mit dem väterlichen Gelde auf, fast wie man Schutt hinwegräumt, um sein eigenes Haus zu bauen. Er schlägt sein Erbe tot, denn er will selbst erwerben. Er will kein Geld, er will sich rühren. Er fühlt seine Kraft, sein Leben, sein Genie und

Digitized by Google

weiß, das alles wird doch wieder zu Geld, er mag wollen oder nicht. Was soll ihm der Reichtum seines Alten? Fort damit! Höchstens behält er so viel davon, um gleichsam mit einem vollkommeneren Werkzeug die Arbeit seines Lebens anzufangen und statt mit Holz, mit Eisen zu pflügen. Das ist ein Verschwender, den ich mir lobe. Es ist Geist in dieser Verschwendung. Sei es ein böser Geist, immerhin. Es wird ein guter werden, wenn sein Blut sich kühlt, wenn er seine Interessen verstehen lernt, wenn mit seiner Genußsucht sein Ehrgeiz in Konflikt gerät oder wohl gar die Liebe zum Ruhm, der Durst nach Auszeichnung. Ah, was ist häßlicher, als eine arme Natur, die verschwendet! Dagegen ein Kerl, der selbst Kapital ist, der um sich blickt wie Gold, der zugreift wie Eisen, der auftritt wie Marmor, — kurz, ein Mann! der sollte Herr meiner Kassen sein."

„Freilich gibt es Fehler, die liebenswürdig sind und sich von Tugenden kaum unterscheiden. Aber was hilft's? Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind."

„Nicht so ganz, meine Liebe. Es gibt einen Punkt, wo man den Menschen gar nicht mehr nehmen kann, sondern bloß verwerfen muß. Auf diesem Punkte liegt Richards Existenz. Ich habe nie einen Menschen gesehen, dessen Dasein so wenig Inhalt hat. Ein herrenloser Hund läuft doch einem Menschen nach, das heißt einem höheren Wesen; dieses Hundebedürfnis hat Richard nicht: er läuft keiner höheren Idee nach. Solche Lumpe nehme man, wie sie sind! Pardon, mein Kind, aber das ist nicht mein Geschmack. Ich nehme die Menschen, wie sie mir gefallen, nicht wie sie sind. Nur einer muß die Menschen nehmen, wie sie sind — der Konstabler. Nun, der wird ihn auch nehmen; er entgeht ihm nicht!"

„Du bist fürchterlich, Denton. Bedenkst Du denn keinen Augenblick, daß es Dein eigener Sohn ist, von dem Du sprichst?"

„Weil er mein Sohn ist! Wenn mich mein Auge ärgert, so reiß' ich es aus, fremder Augen Leiden lassen mich unberührt. Aber ich spreche damit einen Schmerz aus, für welchen ein Weib kein Organ haben kann. Euch sind die Kinder ein leibliches Gut und bleiben es ewig. Ein Vater dagegen hat kaum leibliche Kinder. Was sein Kind sein soll, muß sein Geisteskind sein. Wie kann ich einen Maulaffen lieben, der mir unter allen Umständen zuwider, der mir im Omnibus ein fatales vis-à-vis, der mir in der Theaterloge ein unleidlicher Nachbar wäre, von dem ich im Kaffeehause, wenn er neben mir säße, meinen Stuhl hinwegrücken würde? Es ist unmöglich! Ich wundere mich, daß die Natur noch so viel thut im Punkte der Vaterliebe. Wie viel Geduld hat man mit einem Kinde! Wie gerne liebt und hofft man noch, selbst wenn man längst sieht, diese Kreatur wächst sich auf deinen Widerspruch aus, sie ist ein Spott auf dich, sie macht dich lächerlich, sie stellt deine Welt auf den Kopf, sie existirt als ein lebendiger Gegenbeweis gegen alles, was dir lieb und heilig ist! Nein, ich kann in meinem Sohne nur mich selbst lieben, oder zum mindesten doch gewisse gute, allgemeine Züge der Menschheit. Aber will es mein Unglück, daß aus seinem Bilde jene Maske der Gemeinheit mich angrinst, welche zeitlebens mein

Digitized by Google

verhaßteſter Feind war: in der Schule der boshafteſte Kamerad, auf dem Comptoir der abſtoßendſte Mitarbeiter, in der Liebe der niedrigſte Nebenbuhler, im Geſchäfte der treuloſeſte Compagnon; muß ich jener Allerweltsfratze von Stumpfſinn und Selbſtſucht, von Herzenskälte und Geiſtesleerheit, welche ich, ſo lang ich denke, geflohen und ſie mich, weil die Feindſchaft des Inſtinkts, der Natur, der Raſſe zwiſchen uns iſt — muß ich ſie zuletzt meinen Sohn nennen und an mein Herz drücken? Warum muß ich das? Weil es die Bande der Natur ſo wollen! Aber der Menſch hat eben eine doppelte Natur: eine geiſtige und eine ſinnliche. Und gehen nicht all unſere Religionen, all unſere Geſetze, all unſere ſittlichen Einrichtungen darauf aus, die eine über die andere zu ſetzen?"

„Und doch verrücken ſie nichts an der Elternpflicht gegen die Kinder. Ob wir ſie gern, ob wir ſie gleichgiltig erfüllen, das überlaſſen ſie uns; aber die Pflicht ſelbſt iſt uns niemals erlaſſen."

„Sehr wahr und vollkommen richtig. Aber wer ſpricht auch von einem Pflichtenerlaß? Kein Menſch. Indes fragt es ſich allerdings, was man unter Elternpflicht verſtehen will. Und ich fürchte, das iſt Dir etwas unklar. Oder beſſer: ich fürchte, Du irrſt Dich darüber mit der vollſten Klarheit Deines Bewußtſeins. Denn auch hier, wie überall, verwirrt euch das leibliche Verhältnis die geiſtige Erkenntnis. Eine Mutter iſt darauf gefaßt, mit ihrer eigenen Todesgefahr ihr Kind zu gebären; dieſer Zug, ſcheint's, geht durch ihr ganzes Leben. Sie ſcheint wirklich zu denken, die erſte Generation müſſe ſich grenzenlos und bis zur Selbſtvernichtung für die zweite aufopfern. Und kann man die Mutter an Leib und Leben, warum nicht den Vater an Hab und Gut ruiniren? Aber denke das nicht, liebe Betſy. Denn die Natur iſt blind, ja ich möchte ſagen, ganz außerordentlich dumm. Wenn die Natur eine Mutter tötet, um ein Kind zu erhalten, ſo tötet ſie meiſtens auch das Kind mit. Und ſelbſt wenn es durchſchlüpft, ſo iſt der mutterloſe Wurm nie zu beneiden. Immer hat ſie es ſchlecht gemacht, die gute Natur. Kurz, Ruin gegen Ruin, man ſieht nicht ein, warum die zweite Generation wertvoller ſein ſollte als die erſte, und — es iſt auch nicht einzuſehen. Unſern Ruin ſind wir unſeren Kindern mit nichten ſchuldig. Das iſt keine Elternpflicht. Die Elternpflicht iſt vielmehr — ohne übertriebene und verkünſtelte Zärtlichkeit angeſehen — etwas ſehr Einfaches. Was geht bei den Tieren vor? Sie unterhalten ihre Jungen, bis dieſe zum Selbſtgebrauch ihrer Kräfte gelangen. Der Menſch hat doppelte Kräfte, leibliche und geiſtige, wir ſind unſeren Kindern daher Doppeltes ſchuldig: Unterhalt und Erziehung. Das iſt unſere Pflicht, unleugbar und unbeſtritten. Es iſt aber auch unſere ganze Pflicht. Nun, dieſe ganze Pflicht habe ich meinem Sohne geleiſtet. Ich dächte es! Sein Unterhalt iſt reichlich, und ſeine Erziehung — mußte er lange und ſtandhaft abwehren, um ſich zu dem zu bilden, was ſeine eigene Form iſt: zum Snob. Der arme Junge! Mußte er nicht aus Eaton weglaufen, weil er kein Lateiner, und aus der nautiſchen Schule, weil er kein Seemann, und aus der Agrikulturſchule, weil er kein Landmann, und vom Comptoir, weil er kein Kauf-

Digitized by Google

mann ist? Wollte ich ihm zuletzt nicht ein Offizierspatent kaufen, und entdeckte er nicht, er sei auch kein Kriegsmann und überhaupt keinen Schuß Pulver wert? Wahrhaftig! ich wäre begierig zu hören, was jetzt noch meine Pflicht gegen Sir Richard ist?"

Die Frau seufzte. Denton sah sie an und schien eine Antwort, oder besser eine Zustimmung zu erwarten. Aber sie antwortete bloß dieses: „Frage Dein Herz! Ich kann Dich nur bitten, laß es nicht zum Aeußersten kommen."

Denton erwiderte: „Du mußt die Güte haben, mein Kind, und diese Bitte an Deinen Sohn richten. Denn da wir von Pflichten einmal sprechen: es gibt auch Sohnespflichten! Vergiß das nicht. Es wird ganz an ihm sein, wenn es zum Aeußersten kommt. Noch einmal eine Impietät wie die heutige, und er soll mir im Fleet-Prison verfaulen bis zum letzten Knöchelchen. Neulich trugen sie einen alten Mann aus dem Schuldturm, der seit fünfundvierzig Jahren darin gesessen."

Die Frau unterdrückte kaum einen Schreckensschrei. „Um Gottes willen," rief sie, „aber das war doch kein Erbe von dreißigtausend Pfund?!"

„Ist Richard das?" antwortete Denton. „Wirklich, Du bist eine kleine, wunderliche Frau. Hältst Du das Erben auch für ein Recht, da es doch nur eine Wohlthat ist? Ein Recht! Den Mann möchte ich sehen, der ein Recht an mein Geld hat! Ich kenne nur einen Mann, der dieses Recht hat, und der bin ich selbst. Mein Geld ist die sichtbare Wirkung meiner Eigenschaften, und diese sind die Ursache meines Geldes. Das ist klar. Aber kann eine Wirkung die nämliche bleiben, wenn sich die Ursache just in ihr Gegenteil verkehrt? Wenn ich mein Geld habe durch meinen Fleiß, meine Kenntnis, meine Sparsamkeit, kann ein anderer dasselbe Geld haben durch seinen Müßiggang, seine Dummheit, seine Verschwendung? Es wäre wunderlich. Kurz, wenn alles falsch ist, der Satz ist doch wahr: man hat nur, was man erwirbt. Eigentum heißt der Erwerb, zum Zeichen, es ist ein Produkt von persönlichen Eigenschaften. Und wer im Erwerben tausend Meilen von mir steht, ist der ohne weiteres identisch mit meiner Persönlichkeit? Ei, meine Erwerbsart könnte mich an den Galgen bringen, ließe mein Sohn sich neben mir hängen? Hier trennten sich wohl die Persönlichkeiten! Ich sehe daher nicht ein, mit welchem Rechte mein Sohn auf mein Geld hoffen will und mit welcher Pflicht ich es ihm schenken soll. Man kann nur haben, was man erwirbt. Er soll sich's erwerben! Ich sage nicht, mit Schweiß, Not, Sorgen und Mühe, wie ich; das wäre überflüssig: so ist es schon erworben. Aber er sollte doch ein bißchen kindlich dafür sein! Ja, noch weniger, er sollte nur nicht so unkindlich sein. Irgend ein Titelchen Anspruch müßte er ja doch haben. Dreißigtausend Pfund! bei Gott, es ist keine Kleinigkeit. Und denkst Du, dieses Vermögen soll ich dem nächstbesten Schwengel an den Hals werfen, bloß weil er sich die Mühe nahm, von meiner Frau geboren zu werden? Ich müßte rasend sein! Stelle Dir einmal vor, ich ließe in allen drei Königreichen nachforschen, wer der fleißigste Arbeiter, der edelste Künstler, der weiseste Denker, der liebenswürdigste Mensch sei, und diesem Besten

Digitized by Google

des Landes schenkte ich ein Vermögen von dreißigtausend Pfund: — wer wäre der Löwe dieses Ereignisses? Der, dessen Name bei dieser Gelegenheit ans Licht träte, der würdigste Bürger Englands, oder vielmehr mein Name? Ohne Frage das letztere. Denn daß man Verdienste und Tugenden hat, und große Verdienste und seltene Tugenden — nun ja, das ist recht schön; aber daß man sie mit dreißigtausend Pfund beschenkt, das bliebe doch der eigentliche Stoff der Bewunderung. Siehe, mein Kind, das ist die Majestät des Geldes. Diesen kostbaren Vorrang behauptet es über das Edelste, was sich denken läßt. Und ich sollte es wegwerfen — so ziemlich an das Gemeinste, was sich denken läßt? Da hast Du die ganze Narrheit des Erbrechts! Nun, die Welt ist zwar närrisch genug, aber über das Erbrecht denkt sogar die Welt ein wenig vernünftig. Sie wagt es nirgends zu fordern, daß der Vater dem Sohne sein Geld vermache. In England zum Beispiel fordert sie nur, daß ich ihm einen Schilling vermache. Einen Schilling, und wenn ich Millionen hätte! Das ist das ganze Erbrecht Sir Richards — und Gott ist mein Zeuge, er soll ihn bekommen, diesen Schilling!"

„Aber wenn Richard sich besserte? Hast Du den Gedanken daran ganz aus Deinem Herzen verbannt?"

„Richard sich bessern? Was fällt Dir ein, meine Liebe!? Du kennst diesen Gentleman schlecht. Richard lebt nicht in den Tag hinein, denke besser von ihm! Er will so leben, wie er lebt. Es ist das bon droit seiner Jugend. Denn kurz, wie ich da stehe, sagte mir dieser nämliche Richard heut ins Gesicht, ich hätte wohl selbst meine Jugend verloren und beneidete ihm jetzt die seinige!"

Das war zu viel. Die Frau wurde blaß bei diesen Worten, sie ließ die Hände sinken, den Kopf. Hatte doch ihr Mann mit einer Aufopferung ohnegleichen jahrelang um sie geworben, unglücklich, aber standhaft! Es ist wahr, man konnte — wenigstens im niedrigen Sinne des Worts — den Ausdruck gebrauchen, er habe seine Jugend verloren; aber es war ein Ausdruck, vor dem die Mutter aufhörte und die Gattin anfing in ihr. Es war ein Ausdruck, vor dem sie verstummen mußte.

So endete das Gespräch über diesen Gegenstand. Denton ergriff ein anderes Thema. Er bedauerte, daß er gestern so übereilt sich entschlossen, den Mr. James Lummis noch einmal bei sich zu empfangen. Diesen Entschluß wünsche er jetzt, wenn es nicht zu spät sei, entschieden zurückzunehmen. Er machte sich dabei auf Gegenvorstellungen gefaßt und war bereit, seinen misanthropischen Verdacht, nämlich das vermeinte Komplott zwischen dem Reporter, dem Wucherer und seinem Sohne, mit allen Gründen der Wahrscheinlichkeit aus einander zu setzen. Aber die Gegenvorstellungen blieben aus. Seine Frau zeigte sich ganz ergeben in seine Sinnesänderung und verlor kein Wort dagegen. Denton wunderte sich über diesen unerwarteten Beweis von Einigkeit. Er wußte freilich nicht, was Mutter und Tochter gestern mit einander gesprochen, und wie die arme Frau noch immer nicht das Herz gefaßt, Marys unbeugsame Weigerung ihm mitzuteilen. In diesem Sinne kam ihr sein heutiger Widerruf sogar willkommen, und sie

Digitized by Google

beeilte sich, zu bemerken, es sei allerdings noch Zeit dazu. Denton war sehr zufrieden über diese Zustimmung, und so trennten sich die Gatten, einig über diesen Punkt, nur aus sehr verschiedenen Motiven. Wie oft mag das der Fall sein im ehelichen Leben!

(Schluß folgt.)

Gespräche mit Franz von Lenbach.

Von

Dr. W. Wyl in München.

In drei Jahren werden es vier Jahrhunderte, daß in einem langen, schmalen und hohen Saale der stolzen Stadt Mailand zwei der merkwürdigsten Menschen ihrer Zeit zusammentrafen. Der eine war ein berühmter Maler in der Vollkraft seiner Jahre, der sechsundvierzigjährige Florentiner Lionardo da Vinci. Ich sage „Maler", weil er als solcher in dem langen, schmalen Saale arbeitete; er war aber nebenbei Bildhauer, Dichter, Musiker, ein mechanisches Genie wie Archimedes und zu Hause in der alten Literatur wie ein richtiger Gelehrter, überdies ein gewandter und anmutiger Sprecher, ein Vorzug, der in der damaligen guten Gesellschaft hoch angesehen war. Der Besitzer dieses Vorzuges wurde bel parlatore genannt: auch Tizian galt als ein solcher Schönredner und zwar sogar als „bellissimo parlatore".

Der besagte berühmte Maler, der den Namen Lionardo da Vinci führte, saß auf einem Brettergerüste an einer der Schmalwände des Saales und malte an dieselbe sein weltberühmtes Abendmahl, welches, obwohl heute nichts als ein gespenstisches Schattenbild seiner ehemaligen Herrlichkeit, noch immer eines der größten Geisteswunder dieser Welt ist, verwandt und ebenbürtig dem Höchsten und Edelsten aller Zeiten auf allen Gebieten, von der Odyssee und dem Zeus des Phidias bis zur göttlichen Komödie und dem Chor der Gefangenen im Fidelio. Während der Maler an seinen dreizehn heiligen Heroen schuf, umschlich und umschnupperte die ehrfurchtgebietende Gestalt des Florentiners ein blutjunges, kaum zum Jüngling erwachsenes Mönchlein vom Orden des heiligen Dominikus. Dasselbe wohnte im Hause, denn der lange, schmale Saal war das Refektorium des Dominikanerklosters delle Grazie, zu dessen Mitgliedern das vor kaum achtzehn Jahren in Piemont geborene Mönchlein gehörte. Es konnte daher niemand etwas dawider haben, daß das Mönchlein wie ein vertrautes junges Kätzchen den großen Maler umkreiste und sich besonders dann gerne im Refektorium zu schaffen machte, wenn Edelleute oder hohe kirchliche Würdenträger auf Besuch kamen, um das Abendmahl zu sehen. Da lauerte denn das Mönchlein

Digitized by Google

auf jede Silbe wie die Katze auf das Mäuslein, und übte damit schon damals den Beruf seines ganzen Lebens, der darin bestand, interessanten, gelehrten, vielgereisten oder sonst vielerfahrenen Menschen die schönsten Geschichten vom Munde wegzuschnappen und sie in seiner stillen Zelle mit dem Fleiße eines alten Registrators aufzuzeichnen. Das Mönchlein hieß Matteo Bandello, war 1480 in Piemont geboren und ahnte damals noch wenig, daß es als Novellist der berühmteste Nachfolger des alten Boccaccio werden würde. Noch weniger träumte es davon, daß einst seine Gebeine in Frankreich ruhen würden in der Stadt Agen, in welcher er über achtzig Jahre alt nach 1561, als Bischof starb, nachdem der große Florentiner, den er an seinem Abendmahle hatte malen sehen, schon mehr als vierzig Jahre vorher, ebenfalls auf französischem Boden, die Künstlerseele ausgehaucht hatte. Menschenschicksale, Künstlers Erdenwallen!

Jetzt wollen wir aber eine Probe dessen hören, was das geschmeidige Kätzlein des heiligen Dominikus in dem Refektorium beobachtet hat, während da Vinci an jener Schmalwand malte. „Lionardo hatte es sehr gerne, daß jeder, der seine Bilder sah, offen und frei darüber seine Meinung sagte.[1]) Oft kam er, wie ich es selbst gesehen habe, schon vor Aufgang der Sonne, bestieg sein Gerüst und malte dann vom ersten Tagesstrahl bis zur Dämmerung, stets den Pinsel zur Hand, ohne einen Gedanken an Essen und Trinken. Dann verflossen wieder ein, zwei, drei und wohl auch vier Tage, ohne daß er die Hand an sein Bild legte; doch kam er, um eine oder zwei Stunden vor demselben zu verweilen, und da that er denn nichts, als seine Figuren betrachten und bei sich selbst überlegen. Manchmal sah ich ihn auch, wie ihm gerade die Laune kam, um die Mittagsstunde nach dem alten Hofe gehen, wo er sein prachtvolles Pferd aus Thon zusammensetzte, und dann ging er wieder gerade aus nach dem Kloster delle Grazie, stieg auf das Gerüst und ergriff seine Pinsel. Er gab einer oder der andern seiner Figuren einen oder zwei Pinselstriche, und dann ging er sogleich wieder fort, um sich nach irgend einem andern Platze der Stadt zu begeben.

„In jenen Tagen war im Kloster der alte Kardinal von Gurk einquartiert, der sich eines Tages im Refektorium einfand, um das Abendmahl des Florentiners zu sehen; vor demselben stand soeben eine Gruppe von Edelleuten, welche das Bild betrachteten. Als Lionardo den Kardinal sah, kam er vom Gerüste herunter, um ihm seine Verehrung zu bezeugen, und wurde von dem Kirchenfürsten sehr gnädig aufgenommen und ausgezeichnet. Man sprach dann von vielen Dingen und insbesondere auch von der Vortrefflichkeit der Malerei. Einige der Anwesenden drückten den Wunsch aus, einige von jenen antiken Gemälden zu sehen, welche von den guten Schriftstellern so sehr gefeiert werden, damit man sehen könnte, ob die neuen Maler sich mit den antiken vergleichen könnten. Der Kardinal fragte, welches Gehalt der Maler vom Herzog beziehe. Der Maler

---

[1]) Siehe Nummer LVIII der Novelle di Matteo Bandello, parte prima, Volume III. Milano, Giovanni Silvestri 1813, pp. 404—412.

Digitized by Google

antwortete dem Kardinal, daß sein regelmäßiges Gehalt zweitausend Dukaten betrage, abgesehen von den vielen Geschenken und Gnadengaben, mit denen ihn der Herzog völlig überhäufe. Das schien dem Kardinal viel, und er zog sich bald darnach in seine Gemächer zurück. Nun erzählte Lionardo den anwesenden Edelleuten eine hübsche kleine Geschichte, um ihnen zu beweisen, daß ausgezeichnete Maler zu allen Zeiten hoch geehrt worden seien, und ich, der ich bei der Erzählung zugegen war, habe sie mir sehr genau ins Gedächtnis geschrieben."

Und nun läßt Bandello den Florentiner als Erzähler auftreten und zwei Geschichten zum besten geben, die eine von Alexander dem Großen, wie er seinem Leibmaler Apelles seine wunderschöne Buhle Campaspe geschenkt habe, als er merkte, wie sehr das schöne Mädchen dem Künstler gefiel. Dann greift er ins moderne Leben und holt den Florentiner Maler Fra Filippo Lippi heraus, den eines schönen Tages ein wüster Barbar von einem Korsar auf dem Meer abgefangen und dann samt seinen mitgefangenen Genossen zu Galeerensklaven gemacht habe. Als aber Fra Filippo den bösen Mohren mit solcher Kunst mit Kohle an eine Wand gezeichnet hatte, „daß er wahrhaft zu leben schien", so gab der Seeräuber ihm die Freiheit und reiche Geschenke und schickte ihn samt allen denen, die er mit ihm gefangen hatte, los und ledig nach Neapel. „Das war," so schließt Lionardo triumphirend seinen Bericht, „sicherlich ein großartiger Triumph der Kunst, daß ein Barbar, unser natürlicher Feind, sich bewogen fand, die zu belohnen, die er für immer als Sklaven behalten konnte."

Wer Zeit und Lust dazu hat, der lese da Vincis Erzählung beim Bandello im Original. Sie ist ein treffliches Beispiel der Art, wie der bel parlatore zu seinesgleichen zu sprechen pflegte, anmutig, schwungvoll und markig.

Wie kommt nun, so wird der geneigte Leser fragen, diese verstaubte, vierhundert Jahre alte Geschichte in einen Aufsatz über Franz von Lenbach, der frisch und munter bei den Propyläen in Isarathen lebt und alle Abend seine Halbe Spatenbier trinkt und manchmal auch zwei? Das will ich dir sagen, lieber Leser. Ich wollte dir mit dieser meines Wissens so gut wie unbekannten Bandellogeschichte eine Idee davon geben von der einzigen Art Kunstgeschichte, die mir lächelnd ums Herz sitzt. Cellinis Buch ist der Goldbrocken dieser Gattung; der kleinen Bröcklein aber gibt es gar wenige, und nach meinem Geschmack ist die von Bandello erzählte kleine Geschichte eines der wertvollsten von allen. Wie schlimm, daß in den Werkstätten der großen Maler alter und mittlerer Zeit die Wände so wenig Ohren gehabt haben! Unsere Galerien sind voll herrlicher Gemälde, aber sie sind sozusagen Bilder ohne Worte. Von dem ebenso unermeßlichen als anziehenden Gewühle einer von Geist und Leben sprühenden Zeit, in welcher sie entstanden, wissen wir wenig oder nichts. Wie viele Generationen haben sich seit Hunderten von Jahren, was Tizian, den Erzvater aller guten Malerei, anbelangt, mit der kümmerlichen Anekdote behelfen müssen, daß der fünfte Karl ihm einmal einen entfallenen Pinsel aufgehoben. Da blickt er müde auf uns hernieder von einer der Wände der alten Pinakothek, dieser „große" Carolus, ein Kaiser gewordenes Vanitas vanitatum. Da sitzt er, wie

Digitized by Google

das gebrechliche, gichtische Männchen es seinem Leibmaler strenge aufgetragen, vollkommen schlicht abgemalt in seiner ganzen greisenhaften Hinfälligkeit, die in schwarzen Trikots steckenden Beinchen wie die eines großen Käfers auf den roten Teppich gestellt, die müde Gestalt mit dem frühwelken Kopfe im violettsammetnen Lehnstuhle kauernd, nicht das Abbild eines glorreichen Weltkaisers, sondern des demütigen Beichtkindes eines strengen Großinquisitors. Aber wie unendlich viel mehr würde uns dieses Bild interessiren, wenn irgend ein Bandello das hätte aufzeichnen können, was die kaiserliche Mumie und der glorreiche Venetianer über Kunst sprachen, denn diese grämliche Mumie verstand mehr von Malerei als alle unsere Minister und Parlamente zusammengenommen. Ich wette darauf, daß selbst der himmelhoch stolze, austernhaft verschlossene, eiskalte Philipp II., dessen Bildnis von der Hand Tizians eine Perle der Lenbachschen Galerie ist, warm und gesprächig wurde, wenn die Rede auf die schönen Künste kam, besonders auf die Malerei. Denn von dieser verstand er sicherlich ebenso viel wie von der richtigen Methode, einen verruchten Ketzer schön braun zu braten. Und das will viel sagen.

Was besitzen wir von alledem, was diese wirklich gewiegten Kenner, echten Kunstschwärmer und Mäcenaten von der göttlichen Malerei zu plaudern und zu erzählen pflegten? Antwort: So gut wie nichts. Kaum hin und wieder eine verschimmelte, von der Legende ans Land geschwemmte Anekdote. Von dem kolossalen Briefwechsel des Rubens sind sozusagen einige Fetzen gerettet worden. Selbst sein Testament ist unfindbar. Von seinem Verkehr mit einem Kenner wie der unglückliche Karl I. von England wissen wir so gut wie nichts. Noch schlimmer geht es uns mit Sir Anthony Van Dyck. Und man braucht nur ein paar Bilder von ihm zu kennen, um ganz sicher zu wissen, daß er einer der interessantesten und liebenswürdigsten Menschen und Erzähler gewesen sein muß. Was haben wir Schriftliches von ihm oder direkt über ihn? Ein halbes Dutzend Quartseiten, wenn es hoch kommt.

Wie mag es bei dem Amsterdamer Helldunkel-Beethoven zugegangen sein, wo die reichen Kaufherren in pelzverbrämten Wämsern und Mänteln und die fetten, rosigen Bürgerfrauen in steifen Miedern und Mühlsteinkragen im Dämmerlichte sitzen mußten, woraus dann jene unbegreiflichen Bilder entstanden, auf denen die Leute denken, sprechen und horchen, während das Licht wie ein geheimnisvolles Lebensfluidum sie umzittert. Was hätte nicht Hans Holbein vom Hofe jenes achten Heinrich erzählen können, von jenem Hofe, an welchem der Scharfrichter so regelmäßige Arbeit und ein so gedeihliches Auskommen hatte? Was hätte nicht ein oder der andere Freund vom Atelierleben des Zauberers in Silbergrau, des Velazquez, berichten können und seinem Verkehr mit jenem andern kleinen Könige und großen Kenner, dem vierten Philipp? Welch merkwürdige Gespräche müssen sich da mit dem Sporengeklirr der Caballeros und dem Rauschen der unmöglichen Reifröcke der Infantinnen vermischt haben! Das Gold lag damals für die Scribenten auf der Straße. Leute, in denen, gering geschätzt, je fünfzehnhundert bis zweitausend Feuilletons und zwölf bis zwanzig

Digitized by Google

Bände der merkwürdigsten Memoiren steckten, liefen auf der Straße zu halben Dutzenden umher, ohne daß sich jemand die Mühe genommen hätte, sie beim Knopfloch zu fassen und gründlich auszufragen.

Es war eine kuriose Zeit damals, so um 1500 und 1600 herum. Thaten waren den Leuten wichtiger als Schriften und Bücher. Uebte einer eine Kunst, die er erlernt hatte, so glaubte er einfach seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun. Er machte sich kein Pfauenrad aus seinen Leistungen, und niemand stand stille, um den prächtigen Vogel zu bewundern. Das ist heute anders geworden. Der Interviewer sitzt hinter dem berühmten Manne, wie die Sorge hinter Dürers Reiter, bedeutende Gestalten werden zu vielen Bänden ausgewalzt. Manchmal wird freilich der Unrechte erwischt, und da gibt es dann nicht selten eine sehr dünne Gattung von Blech; im ganzen und großen ist es aber doch ein ander Ding, einen großen Künstler in einer guten Biographie als warmen Menschen sich gegenübersitzen zu sehen, anstatt daß er von einem hohen Monumente, aus Erz oder Stein gebildet, kalt auf mich hernieder blinkt. Wird es nicht für alle Zeiten, auch wenn die Kuppel von Sankt Peter zu Staub zerfallen sein wird, eine wunderbar ergreifende Geschichte bleiben, wie der greise Michel Angelo Tag und Nacht seinen kranken Diener pflegte? Welcher Mozartanbeter möchte seinen Otto Jahn missen, und wäre es nicht herrlich, wenn wir ein Büchlein ähnlicher Art über den Mann besäßen, der uns den Hamlet, den Lear und die Heinriche geschenkt und uns dadurch dieses irdische Dasein um mindestens zehn Prozent erträglicher gemacht hat?

Auch über Franz Lenbach sollten wir schon lange ein Büchlein besitzen, bei dem Gedanken an welches dem literarischen Gourmand das Wasser im Munde zusammenläuft. Aber es müßte fast ausschließlich aus Aeußerungen von ihm selbst bestehen, denn dieser Prachtmensch prägt sich selbst im täglichen Verkehr in Goldstücken aus. Zwar ist er nicht bel parlatore, wie man zu Zeiten Tizians sagte, er rundet die Phrase nicht nach den Regeln der Kunst, aber was er sagt, ist allemal voll Kraft und Saft. Sein gründliches Wissen auf allen Gebieten der Kunst, seine sich in den treffendsten Vergleichen und Exempeln offenbarende Dialektik, seine Gemütstiefe und sein warmherziger Humor, seine helle Freude an fremdem Verdienst, sein nie paktirender Abscheu vor Lug und Trug jeder Art — alle diese Eigenschaften bilden, in ihrer Gesamtheit auf der Grundlage einer urgesunden süddeutschen Volksnatur ruhend, die auch an Höfen nichts von ihrer ursprünglichen fast derben Frische verloren hat, ein so kerniges und hinreißend liebenswürdiges Ganze, daß man sagen kann, Lenbach habe die große Armee von Männlein und Weiblein, deren Bildnisse er gemalt hat, — es mögen ihrer dreitausend bis viertausend sein — in eine einzige große Familie verwandelt, die zu ihm mit Liebe und Vertrauen emporblickt und in ihm ihren künstlerischen Beichtvater verehrt. Ich für mein Teil wenigstens kann mir nicht denken, daß man sein Atelier verlassen kann, ohne sein Freund geworden zu sein, wenn man einen Blick in diese ausnahmsweise reiche und sympathische Natur geworfen hat. Dies gilt nach meiner persönlichen Erfahrung ebenso von der

Digitized by Google

Prinzessin wie von der armen kleinen Bürgerfrau, die ihn vor fünfzig Jahren als kleinen Maurerlehrling in seinem Heimatstädtchen gekannt hat.

Das ist ungefähr der Gesamteindruck des Malers als Künstlers und Menschen, wie er seit dem Sommer 1878 in mir lebt, wo ich mit ihm zum erstenmal vor seinem soeben für die Berliner Nationalgalerie vollendeten Bismarckbilde stand, welches durch seine heroische Auffassung und den gewaltigen Vortrag ein wahrhaft riesiges Aufsehen erregte. Damals und später habe ich ihn bei vielen Gelegenheiten à la Vandello ausspionirt und bin nun in der Lage, dem Leser eine dem Künstler sozusagen abgehorchte flüchtige Skizze seines Lebens und seiner Meinungen vorzulegen. Mehr aus diesem Goldbergwerk herauszukriegen, wird wohl kaum irgend jemand gelingen. Der große Porträtmaler hält nicht still, wenn man ihn malen will. „Ich selbst und meine Sachen kommen mir wahrhaftig gar nicht interessant vor," sagt er mir gelangweilt schon nach der zweiten oder dritten Frage. Was über ihn gedruckt wird, das interessirt ihn so viel wie den großen Löwen der Menagerie die Bemerkungen des Publikums über seine Mähne. Ist er abends müde, — schafft er doch wie ein Tagelöhner von früh bis in die Nacht hinein, die er durch elektrisches Licht aufhellt — so kann man ihn wunderleicht durch ein Gespräch über seine geliebten alten Meister beleben, nicht aber durch Fragen über ihn selbst. Es muß daher, für diesmal wenigstens, bei einer flüchtigen Skizze verbleiben, und diese will ich nun nach besten Kräften zu entwerfen versuchen.

Das väterliche Blut in Lenbachs Adern stammt aus dem schönen Lande Tirol. Hart an der bayerisch-österreichischen Grenze, in den malerischen Städtchen Reutte, Füssen und anderen ist das Geschlecht der Lenbachs ziemlich verbreitet. Im Anfange dieses Jahrhunderts schrieben sie sich noch Lehmpach oder Lehnpach. Der Vater des Malers zog als junger Maurer nach Bayern und blieb in dem Städtchen Schrobenhausen hängen, wo er sich als Maurermeister etablirte und verheiratete. „Schrobenhausen," sagt der Maler, „ist ein kleines Städtchen, über Dachau hinaus, zwischen Ingolstadt und Augsburg. Es hatte Mauern und Thore, die aber jetzt weggerissen sind; man kann um das ganze Städtchen in fünfzehn Minuten herumgehen; es ist etwas größer als der Münchener Glaspalast."

„Mein Vater war ein braver Mann, der sich schrecklich hat plagen müssen, um seine siebenzehn Kinder zu ernähren. Sowie nur der Tag graute, war er schon an der Arbeit. Der Verdienst eines Maurermeisters war zu jener Zeit ein sehr bescheidener. Wenn nun irgend jemand einen Neubau vorhatte oder etwas abgebrannt und neu herzustellen war, so mußte der Vater in aller Gottesfrühe sein Pferd an sein Wäglein spannen und an den betreffenden Ort hinausfahren, um den Augenschein zu nehmen. Dann mußte er den neuen Plan machen, Aufriß, Grundriß und Durchschnitt, und der mußte der Behörde vorgelegt und von ihr gebilligt werden. Dann bekam der Bauherr die Geschichte fix und fertig und konnte sofort mit dem Bau beginnen. Für diese ganze Arbeit bekam mein Vater einen bayrischen Gulden. Gab es einmal fünf Gulden, so

Digitized by Google

mußte schon ein wahrer Riesenbau im Werke sein, eine Brauerei oder sonst was Gewaltiges.

„Ich hatte zehn Brüder, die aber jetzt schon alle tot sind. Drei waren noch am Leben, als ich den Bau meines Hauses begann, und während dieses Baues sind sie alle drei gestorben.

„Meinem Vater mußte ich im Geschäft helfen und oft an den Plänen mitzeichnen. Das gefiel mir aber gar nicht; mir thaten die Augen weh von dem scharfen Zeichnen mit Lineal und Reißfeder. Ich kritzelte lieber am Rande allerlei Geschichten, das ging mir viel besser von der Hand. Auch Porträts machte ich damals schon mit Leichtigkeit. Da war ein gewisser Hofner, ein Tiermaler, der sehr schön zeichnete. Dem gefielen meine Versuche sehr, und er ermutigte mich nach Kräften, Maler zu werden. So kam es, daß ich schon mit sechzehn Jahren mein Brot als Maler zu verdienen anfing. Ich malte alles, was vorkam, besonders Votivbilder. War irgendwo ein Unglück geschehen oder ein Bäuerlein aus dringender Lebensgefahr errettet worden, so mußte ein Bild nach Altötting gestiftet werden. Auf so einem Bilde standen oder knieten wie Orgelpfeifen der Bauer, die Bäuerin und die Kinder nach der Größe aufgestellt. Ich bekam einen ganzen Gulden per Kopf, und das machte bei fruchtbaren Familien oft eine recht hübsche Summe. Mein Ideal war damals, einen Gulden per Tag zu verdienen, und ich war damals viel glücklicher als später, wo mir die Gulden viel zahlreicher ins Haus kamen. Ich malte alles, was man gemalt haben wollte, Porträts, Votivbilder, Schützenscheiben, Fahnen, Schilder und andern Kram dieser Art."

Einem Briefe des Meisters entnehme ich folgende ergänzende Mitteilungen: „Ich wurde am 13. Dezember 1836 geboren, lernte außer Spitzbübereien so viel wie nichts bis zu meinem elften Jahr und wurde dann nach Landshut für drei Jahre in eine Gewerbeschule geschickt, um mich praktisch fürs Baufach vorzubereiten. Vom vierzehnten bis zum fünfzehnten Jahre war ich dann daheim als Maurer thätig, mußte nebenher Pläne zeichnen und als Steinmetz mithelfen, habe mich auch ein halbes Jahr lang in der damals berühmten Bildhauerwerkstätte Sickinger in München mit Modelliren und Schnitzen von Figuren unterhalten. Dann ging es wieder nach Hause, und wir verloren bald unsern guten Vater. Damals trieb ich mich mit dem inzwischen ziemlich bekannt gewordenen Tiermaler Hofner in Wald und Feld, in Thal und Stall umher, um mich mit Farbe und Pinsel in der Natur zu versuchen. Hofner lobte ungemein meine ersten Malereien und munterte mich tüchtig auf; so kam ich in den Beruf, den ich noch treibe, ich weiß selbst nicht wie. Gewissermaßen aus Faulheit: die Hantirung mit der Palette wurde mir nämlich sehr leicht, während die Planezeichnerei mich schon meiner schwächlichen Augen wegen stark anstrengte. Mein siebenzehntes Jahr wurde größtenteils in der polytechnischen Schule in Augsburg, Abteilung Freihandzeichnen, jedoch ohne Nutzen zugebracht."

Mündlich erzählt Lenbach des weitern: „Der Unterricht, den ich auf der polytechnischen Schule in Augsburg erhielt, war mein erster regelrechter Unter-

Digitized by Google

richt, leider war derselbe aber wenig wert. Man zeichnete da hauptsächlich nach französischen Lithographien von Julien. Nur an Sonntagen malte ich in Oel. Gelegenheit dazu fand ich bei einem Nadlergesellen, der diese große Kunst verstand. In der Woche hatte er keine Zeit dazu, am Sonntag aber setzten wir uns zusammen, rieben Farben und malten mit einander nach der Natur. Nach einiger Zeit kehrte ich nach Schrobenhausen zurück und lebte dort von meiner Arbeit. Ich bekam damals das dort sehr verbreitete Wechselfieber, kurirte mich aber selbst im Laufe von vierzehn Tagen durch kalte Bäder, durch warme Betten, sowie durch den ausschließlichen Genuß von Milch und Brot. Diese Nahrung gewann ich so lieb, daß ich drei Jahre lang nur von Brot und Milch lebte. Meine Stiefmutter buk mir aber auch so herrliches Brot! Ich wurde bei dieser Diät stark und gesund, nachdem ich früher recht schwächlich gewesen war. Als ich nach Verlauf dieser drei Jahre zum erstenmal nach Italien kam, war es mir geradezu schrecklich, daß ich in den Gasthäusern Wein trinken und Fleisch essen mußte.

„Der einzige wirkliche Nutzen, den mir Augsburg brachte, bestand darin, daß ich in der dortigen Galerie eine Reihe von guten alten Bildern kennen lernte. Da begriff ich denn zum erstenmale in meinem Leben, was wirkliche Kunst sei. Merkwürdig war es übrigens, daß mich an diesen alten Bildern nichts überraschte, ich fühlte mich unter ihnen sofort völlig zu Hause, und es war mir, als hätte ich in alter Zeit, vor Hunderten von Jahren, selbst alles das erdacht und gemalt. Dagegen wollte mir das Kaulbach- und Pilotytheater schon damals durchaus nicht behagen. Als in mir mehr und mehr der Künstler erwachte, traute ich mir immer weniger zu, selbst etwas Bedeutendes zu schaffen, dafür aber wollte ich eine Art kleiner Lessing werden und den deutschen Künstlern den Weg zeigen, wie man durch Studium der Alten ein richtiger Künstler werden müsse. Ich habe mich deshalb jahrelang mit Piloty, Kaulbach und all den Berühmtheiten herumgeschlagen, mich mit aller Welt verfeindet, schließlich aber doch keinen Erfolg erzielt."

Bei einer andern Gelegenheit erzählte mir der Maler: „Ich hatte einen älteren Bruder, der Maler werden wollte und der mehr Talent hatte als ich selbst, doch mußte der arme Junge schon mit neunzehn Jahren sterben. Von diesem Bruder habe ich manches gelernt. Unser Vater erreichte ein Alter von dreiundsechzig Jahren."

Ueber seine Lebensweise in Schrobenhausen erzählt Lenbach wie folgt: „Ich stand jeden Morgen um vier Uhr auf und machte mich sofort an die Arbeit. Von körperlichen Uebungen liebte ich besonders das Schwimmen, kam aber dabei, obwohl ich die Kunst sehr gut erlernt hatte, einmal in große Gefahr. In Gesellschaft von anderen Jungen badend, geriet ich im Mühlbach in einen Strudel und wurde bewußtlos ans Land gebracht; es gelang aber, mich durch starkes Bürsten und ähnliche Bemühungen wieder ins Leben zurückzulocken. Besonders stolz war ich damals auf meine Leistungen als Schnellläufer. Von Schrobenhausen bis München über Dachau zählt man neun deutsche Meilen.

Digitized by Google

Die bin ich unzähligemale zu Fuß gelaufen und erreichte ohne Beschwerde mein Ziel in etwa zehn Stunden. Um vier Uhr morgens brach ich auf und kam ungefähr um zwei Uhr nachmittags in München an. Dabei lief ich barfuß; ich hatte solches Vergnügen daran, im tauigen Gras zu laufen! Oft rannte ich nach München, wenn ich ein besonderes Verlangen hatte, meine Lieblinge in der alten Pinakothek zu sehen, oft auch, wenn mir eine bestimmte Farbe, zum Beispiel Kremserweiß, fehlte, die ich sofort haben wollte; mit der Post hätte das viel länger gedauert. Auf meinem Laufe hielt ich nur dann und wann an, um mir in einem Bauernhause eine Schale Milch geben zu lassen, und dann ging's wieder weiter. Von München lief ich denselben Nachmittag oder Abend wieder zurück und übernachtete gewöhnlich auf halbem Wege. Noch mit dreiundzwanzig Jahren habe ich einen drolligen Wettlauf gemacht. Ich lebte damals in einem Dorfe in der Nähe von Schrobenhausen. Piloty kam auf die Idee, mich als Lehrer für die neu gegründete Kunstschule in Weimar vorzuschlagen. Er schickte mir daher einen Brief, worin er mir auftrug, sofort zu ihm nach München zu kommen. Den Brief überbrachte ein riesig starker Mann, ein wahrer Athlet, der Piloty früher als Modell gedient hatte und später bei ihm Diener war. Dieser Gewaltige war mit dem ‚Stellwagen' nach Schrobenhausen gekommen. Ich wollte nun augenblicklich nach München und schlug dem Herkules vor, daß wir zu Fuß gehen sollten; wir würden dort früher ankommen als der Stellwagen. Der Riese sagte ja, und wir begannen zu laufen. Aber schon auf halbem Wege war mein Goliath unfähig weiter zu gehen, er hatte die Füße voll Blasen und hinkte jammernd einher, während ich immer wie ein Wiesel weiterhuschte."

Italien und seine Kunstschätze sah Lenbach zum erstenmale im Jahre 1858 in Gesellschaft Pilotys. Es gab damals noch keine Eisenbahn nach Italien und der Aufenthalt daselbst dauerte nur kurze Zeit. „Piloty war der liebenswürdigste aller Lehrer, und er war es, der mich 1858 in seinem Wagen nach Rom mitnahm. Ich malte dort ein großes Architekturbild mit vielen Figuren und kam zu der Ueberzeugung, daß die Zeit der wahren Kunst zu den tempi passati gehöre. Dies war für diesmal das ganze Resultat meiner Reise.

„Ein Jahr nachher wurde ich auf Pilotys Empfehlung mit Böcklin und Begas nach Weimar berufen, um dort an der neuen Kunstschule als Lehrer zu wirken. Echtes und Falsches, das ich von Böcklin lernte, und die Einsicht, daß ich selber erst lernen statt lehren müsse, trieben mich nach anderthalb Jahren von Weimar fort. Es zog mich mit aller Macht nach Italien. Wie aber dorthin reisen und dort leben, da ich doch kein Geld hatte? Der Gedanke war mir etwas spät gekommen, und da steckte ich nun in München fest und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich weiter kommen könnte. Zum Glück erregte eine Kopie nach Rubens, die ich damals gemacht hatte, die Helena Fourment mit ihrem blondlockigen Kindchen auf dem Schoß, die Aufmerksamkeit des Onkels von Paul Heyse. Diesem offenbarte ich meine Lage und sagte zu ihm: „Ich höre, daß Baron Schack sich sehr für Kunst interessirt und daß er viel Bilder kauft. Wie

Digitized by Google

wäre es, wenn Sie ihm sagen würden, daß es vielleicht in seinem Interesse wäre, Meisterwerke der Alten in Italien und anderswo kopiren zu lassen, anstatt allen möglichen Schund zusammen zu kaufen?" Heyse eröffnete die Verhandlungen und fand günstigen Boden. Als man auf den Geldpunkt zu sprechen kam, machte ich die Sache kurz und erklärte, daß ich bereit sei, für tausend bayrische Gulden im Jahre für den Freiherrn zu kopiren. Von Spesen wurde mir nichts als die Reise bezahlt. In Italien kopirte ich tapfer darauf los und kann wohl sagen, daß ich mich furchtbar geplagt habe, wobei ich natürlich mit meinen tausend Gulden keinen besonders üppigen Lebenswandel führen konnte, obwohl das Leben damals in Italien bedeutend billiger war wie jetzt. Als ich später für Schack unter denselben Bedingungen nach Spanien ging, stellte es sich bald heraus, daß ich dort mit meinen tausend Gulden nicht leben konnte. Zum Glück fand ich bald einen Anlaß, um eine Verbesserung meiner Lage herbeizuführen. Als ich den Karl V. nach Tizian fertig kopirt hatte, eine Arbeit, die ich in drei Wochen zu vollenden hatte, bot mir ein Engländer für diese Kopie allein die Summe von achttausend Franken. Ich schrieb nun an Schack, daß ich mit meinem Gehalte nicht auskommen könne, und ich sei bereit, ihn von unserem Vertrage zu entbinden. Daraufhin wurde er etwas freigebiger und bezahlte auch die Kosten der Reisen, die ich mit ihm in Spanien machte. In diesem Verhältnis stand ich zu Schack ungefähr drei Jahre lang.

„Was den Grafen Schack als Mäcen und Kunstkenner anbelangt, so ist fast alles, was über seine Liebe zur Kunst und seine Kennerschaft erzählt wird, eitel Phantasiegebilde. Die Wahrheit ist, daß er keine Ahnung von Kunst hatte und nach und nach in die Rolle eines Mäcenas hineingehetzt wurde. Es gefiel ihm, daß in der „Allgemeinen Zeitung" immer von seiner Kunstliebe die Rede war. Man bedenke nur, daß er fast gar nichts sah und daß er, um nur irgend etwas gewahr zu werden, es direkt vor die Augen halten mußte. Er kaufte Bilder ganz einfach deshalb, weil sie billig und ihm sehr empfohlen waren. Sein Einkommen gestattete ihm solche Liebhabereien. Dasselbe betrug sechzigtausend bayrische Gulden jährlich, von denen er höchstens zehntausend für sich verbrauchte, so daß fünfzigtausend für seine Marotten übrig blieben. Als Beleg für seine Kennerschaft mag eine Geschichte gelten, die einmal in meinem Atelier passirte. Er war eine Zeit lang in die schöne Dönniges, die spätere Geliebte Lassalles, verliebt, und ich bekam sie damals zu malen. Da kommt Baron Schack eines Tages in mein Atelier, stürzt auf die Staffelei zu und ruft: „Sind ihre Haare nicht noch röter?" Unglücklicherweise stand aber auf der Staffelei nicht das Bild der roten Schönen, sondern das des alten Döllinger, dessen Bild ich damals ebenfalls gerade malte. Ob ein Bild aufrecht oder auf dem Kopfe stand, war diesem Kenner vollständig gleichgiltig. Er hatte so über jedes Bild in dem Nebel, in dem er es sah, seine eigene Vorstellung. In dem einen sah er ein gewisses schönes Licht, in dem andern ein poetisches Schloß, aber nur nicht das, was es vorstellte. Von Kennerschaft aber, ja nur von physischem Sehen, war keine Rede.

Digitized by Google

„Und doch hat Graf Schack sich um die Künstler seiner Zeit unvergeßliche Verdienste erworben, indem er eine ganze Anzahl derselben buchstäblich vor dem Verhungern rettete. Er zahlte elende Preise, aber er war der einzige, der irgend etwas bezahlte, und obwohl kein Künstler, der mit ihm zu thun gehabt, nicht dann und wann Ursache hatte, ihm zu fluchen, so darf doch nie vergessen werden, daß er einzig und allein den Beutel aufthat zu einer Zeit, wo alle anderen reichen Leute ihn fest zuhielten und ruhig zugesehen hätten, wenn Leute wie Arnold Böcklin, Anselm Feuerbach und andere sich dem Steineklopfen oder einer ähnlichen gesunden, aber nur mäßig einträglichen Thätigkeit gewidmet hätten.

„Unter der eigentümlichen Gönnerschaft, welche Schack der Malerei angedeihen ließ, hatte besonders Arnold Böcklin zu leiden, aber er malte doch immer wieder für ihn, denn Schack bezahlte wenigstens etwas. Wenn Böcklin gar nichts mehr hatte, so ging ich oder ein anderer Freund zu Schack und setzte ihm zu, daß er bei Böcklin wieder ein Bild bestellen möge, was denn auch meistens geschah. Infolge einer solchen Bestellung malte Böcklin in meinem Atelier zu Rom sein berühmtes ‚Schloß am Meer', für welches ihm Schack den Preis von fünfhundert Gulden ausgesetzt hatte. Als Schack das fertige Bild erhielt, schrieb er einen schrecklichen Brief, den ich heute noch aufbewahre, oder vielmehr einen Zettel, welcher für sich allein die Kennerschaft und die Methode dieses Mäcens illustrirt. Der Zettel ist in des Freiherrn eigener Handschrift und lautet wie folgt:

„‚Dem Böcklin ist zu sagen, wie selbst nach der Meinung seiner größten Verehrer das Bild (das Schloß am Meer) seiner unwürdig ist, und wie es auf jeden Fall schon wegen der Farbe in meine Galerie nicht paßt, aus welcher ich es auch schon in seinem eigenen Interesse entfernt habe, da es seinem Ruf schaden würde. Es fragt sich nun, wie Böcklin mich, nachdem ich mit Rücksicht auf die Villa am Meere fünfhundert Gulden abgelassen habe, wegen des Restes von eintausendeinhundert Gulden befriedigen will. Das Bild werde ich als Pfand betrachten, bis die Schuld auf die eine oder andere Art getilgt ist.'"

„Die Affaire endete damit, daß der arme Böcklin die Villa am Meer nochmals malen mußte, so daß die Schacksche Galerie heute zwei Exemplare dieses berühmten Bildes besitzt; für die Wiederholung aber bekam Böcklin keinen roten Pfennig.

„Was für eine Art Mäcenas Schack war, das zeigte er ein andermal recht deutlich aus Anlaß eines größeren Geschäftes, welches ich zwischen ihm und Moritz von Schwind vermittelte. Schwind sagte mir eines Tages, daß es ihm ‚nicht extra' gehe. Er habe das ganze Atelier voll ‚Bildeln', aber niemand kaufe ihm etwas ab. Es stellte sich heraus, daß Schwind etwa fünfundzwanzig Bilder kleineren Formates vorrätig hatte und daß er willens war, diese ganze Anzahl für achttausend Gulden loszuschlagen. Ich faßte nun den Entschluß, Schack dieses Geschäft plausibel zu machen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit. Schack sagte: ‚Ich mag die Bilder von Schwind, den Kerl selbst aber kann ich nicht leiden.' Kam ich nun zu Schwind, so sagte der wieder: ‚Der Kerl

Digitized by Google

ist mir unausstehlich.' Was sollte ich nun thun, um zwischen zwei solchen Feinden einen Handel zu stande zu bringen? Ich begann Schack zu erzählen, wie Schwind sich für indische und persische Literatur begeistere, und daß er erklärt habe, Schack sei ein wunderbarer Mann, der die Dichtungen des Orients nicht nur übersetzt, sondern neu gedichtet habe. ‚Die ganze Zeit schwärmt er mir von Firdusi vor, und obwohl ich selbst diese Sachen bewundere, so wird mir das schließlich doch etwas langweilig.' ‚So, so,' sagte Schack, ‚das habe ich ja gar nicht gewußt, daß der Schwind ein so gebildeter, geschmackvoller Mann ist.' Nun rückte ich mit der Offerte heraus, mit den fünfundzwanzig Bildern für achttausend Gulden; das ging aber schon schwerer. Endlich brachte ich es aber doch zu stande. Schack verlangte nur noch ein Bild als Zugabe, so, wie man beim Fleischer einen guten Suppenknochen verlangt, und ich glaube auch, daß Schwind das verlangte Bild gegeben hat. Kaum war der Kauf abgeschlossen, so wollte Schack die Bilder sofort holen lassen, ich aber sagte, daß Schwind das Geld dringend brauche und es sofort haben müsse. ‚Geben Sie mir die achttausend Gulden,' fügte ich hinzu, ‚und ich will im Augenblicke alles in Ordnung bringen.' Und so geschah es auch; Schack schickte einen Kammerdiener mit einer Kutsche und ließ die ganze kleine Schwindgalerie abholen."

Lenbachs Bismarck ist das gewaltigste und geistig tiefste Bildnis unserer Zeit. An die zahlreichen Wiederholungen desselben, welche den deutschen Heros in allen erdenklichen Zuständen und Situationen darstellen, hat er stets sein bestes Können gesetzt, und die wahrhaft unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche er für den Fürsten empfindet, hat ihn in den Stand gesetzt, diese Bilder im allerhöchsten Grade zu beseelen, sie zugleich imponirend und herzgewinnend zu machen. Nie fließt Lenbachs Beredsamkeit freier und wärmer, als wenn die Rede auf seinen in Friedrichsruh thronenden Abgott kommt. Dabei stellt es der Maler ganz entschieden in Abrede, daß zwischen ihm und dem Fürsten etwas derart bestehe, was man im gewöhnlichen Leben ein freundschaftliches Verhältnis zu nennen pflegt. „Er umarmt und küßt mich zwar, wenn ich ankomme oder abreise, und ich lebe wie das Kind im Hause, was daher kommt, weil ich mit allen Mitgliedern der Familie befreundet bin; was aber den Fürsten anbelangt, so beschränkt sich sein Verhältnis zu mir darauf, daß ich nach seiner Ansicht gerade kein Dummkopf und diskret bin, ihn auch sonst weiter in keiner Weise genire. Für meine Arbeit und die Bilder, die ich produzire, interessirt er sich nicht im mindesten, richtet auch kaum jemals eine Frage an mich, während ich, wenn das anginge, ihn ohne Unterlaß ausfragen und ihm Tag und Nacht zuhören könnte, denn er ist mir interessanter als irgend etwas auf der Welt, sowie mich Shakespeare mehr interessirt als ganz England und Rembrandt mehr als ganz Holland. Obwohl ich sonst ein ziemlich schlimmes Raubtier bin, fühle ich mich in seiner Nähe stets wie ein Kaninchen; er ist eben wie glühendes Eisen gegen Eis, man fühlt sich zerfließen.

„Die erste Gelegenheit, den Fürsten kennen zu lernen, erhielt ich in Kissingen kurz nach dem Kullmannschen Attentat. Mehrere mir befreundete

Digitized by Google

Damen, darunter Donna Laura Minghetti, vermittelten meinen ersten Besuch im Hause des Fürsten. Ich reiste hin und wurde gut aufgenommen. Einige Zeit darauf kam es zu einem zweiten Zusammentreffen in Gastein. Ich besuchte dort eine Familie, die im oberen Stockwerke des Hauses wohnte, dessen unteres Bismarck mit seiner Familie inne hatte. Als ich zu meinen Freunden im oberen Stockwerk emporsteigen wollte, sah ich unten die Fürstin, welche mich so grüßte, wie man Bekannte zu grüßen pflegt. Bei meinen Freunden oben angelangt, erzählte ich ihnen von dieser Begegnung, und sie erklärten mir darauf, ich müsse nun auf alle Fälle bei Bismarcks einen Besuch machen. Ich weigerte mich und sagte, dazu hätte ich nicht das geringste Recht. Man drang aber in mich und sagte mir, ich müsse wenigstens meine Karte abgeben. Das that ich denn auch und ging dann zum Essen. Als ich darauf wieder aus dem Hotel kam, begegnete ich dem Fürsten, der mich sehr freundlich grüßte und mir sagte, er sei eben im Begriff gewesen, mir einen Gegenbesuch zu machen. ‚Da muß ein Irrtum vorliegen,‘ sagte ich, ‚Durchlaucht müssen mich da mit dem seligen Rubens verwechselt haben.‘ Der Fürst fragte mich, ob ich schon gegessen habe, und ich hatte die Geistesgegenwart, nein zu sagen, obwohl ich noch mein Dessert in den Zähnen spürte. Bismarck sagte nun: ‚Ah, da kommen Sie mit mir, ich esse heute allein.‘ Er war in einer schrecklichen Stimmung. Eine Anzahl von Geheimräten hatten den großen Mann mächtig aufgeregt, und der Fürst machte seinem Ingrimme gegen dieselben ohne Umstände Luft. Auch sagte er, er sei in der Stimmung, jeden für einen Spitzbuben zu halten, der ihm nicht klar und deutlich das Gegenteil beweise. Darauf sagte ich: ‚Da möchte ich Eure Durchlaucht nur bitten, mich recht oft einzuladen, damit ich Ihnen für meine Person das Gegenteil beweisen könne.‘

„Im Hause Bismarck wurde ich recht bald heimisch. Die Fürstin, die außerordentlich viel Bekanntschaften und Beziehungen hatte, kannte eine Masse Leute, die auch zu meiner Bekanntschaft gehörten, und so stellte sich bald und leicht ein behagliches Verhältnis her. Ich genirte mich auch nicht und sagte immer, was mir gerade auf die Zunge kam. Eines Tages klagte mir die Fürstin ihr Leid. ‚Da habe ich meinen Mann geheiratet,‘ sagte sie, ‚und jetzt habe ich nichts von ihm, er arbeitet Tag und Nacht auf seinem Bureau. Da habe ich zwei Söhne, an denen ich mich zu erfreuen gedachte, und die sind nun auch Tag und Nacht im Geschirr.‘ ‚Ja, Durchlaucht,‘ sagte ich, ‚warum haben Sie auch in eine solche Beamtenfamilie hineingeheiratet!‘

„Im Hause Bismarck herrscht ein ganz eigentümliches Treiben. Es ist immer sehr viel Lärm um ihn herum. Jeder plaudert, mit wem er will; das stört Bismarck durchaus nicht, er ist es zufrieden, wenn die Maschine des Hauses weiter geht und wenn er dabei nicht zu direkt in Mitleidenschaft gezogen wird.

„Für Bilder, die von ihm gemacht werden, interessirt er sich nicht im mindesten. Wäre er nie gemalt, modellirt oder photographirt worden, so würde er in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedürfnis empfinden. In dieser Beziehung war Moltke sein vollständiges Gegenteil. Der ließ sich von jedermann

Digitized by Google

malen und modelliren und hatte seine Freude daran; jeder Künstler konnte ihn dazu haben."

Wegen seines Verhältnisses zu Bismarck wiederholt interpellirt, sagte Lenbach: „Freunde im gewöhnlichen Sinn hat Bismarck meiner Ansicht nach überhaupt nicht, und ich glaube nicht, daß Männer von solcher Größe je dergleichen gehabt haben. Er haust sozusagen in sich; er erlebt sich, er blickt gedankenvoll zurück auf die ungeheure Summe seines Lebens. Sein Gehirn arbeitet unabläßig, so daß ich ihn einmal fragte, ob diese ewige Arbeit seines Kopfes ihm nicht Beschwerden verursache. Darauf sagte er: ‚Allerdings, ich kann manchmal deshalb nicht schlafen.' Bismarck ist einsam, er kümmert sich nicht viel um das, was um ihn vorgeht, seine Gespräche sind mehr Monologe als sonst etwas. Dabei übt er doch auf alle, die ihm nahe kommen, einen wahrhaft unsäglichen Zauber aus. So zum Beispiel war einmal Wilbrandt mit seinem Sohne bei ihm zum Essen, und die beiden blieben dann auch den Abend über, bis der Zug nach Hamburg wieder weiter ging. Auf dem Bahnhofe kamen beiden die Thränen, so waren sie ergriffen.

„Bismarck hat jetzt eine milde Würde, die er früher nicht hatte. Das ist auch das einzige Zeichen hohen Alters, das sich an ihm entdecken läßt, denn sonst sind seine Sinne, besonders Gehör und Gesicht, ausgezeichnet, und er geht kerzengerade einher. Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, wie das Kind im Hause; das ist viel und ist wenig. Ich gehöre eben zu denen, um die der Fürst sich nicht zu kümmern und vor denen er sich nicht zu geniren braucht. Ja, wenn ich ein großer Politiker wäre, ein alter Diplomat, ein Parteiführer, das wäre etwas anderes, da gäbe es direkte Berührungspunkte zwischen uns. Man muß ihm etwas zu bieten haben, damit er sich mit einem beschäftige. Meine Kunst interessirt ihn, wie ich Ihnen wiederholt gesagt, nicht im geringsten. Er hat keine Freunde im gewöhnlichen Sinn; er nimmt die Menschen für das, was sie ihm bieten, ist aber gegen alle freundlich, gut und leutselig. So steht er allein mit seiner rastlosen Geistesarbeit, eine unaufhörlich rotirende Presse, die — kein Papier mehr zu bedrucken hat . . ."

Auf das Thema, ob außerordentlich große Männer nach Art gewöhnlicher Sterblichen Freunde haben oder überhaupt haben können, kommt der Bismarckmaler mit Vorliebe zurück. So sprachen wir eines Tages über das Verhältnis zwischen Tizian und dem genialen, aber nichtsnutzigen Aretino: die beiden gelten gewöhnlich als dicke Freunde. Lenbach meinte: „Ein Mann, der so außerordentlich viel arbeitete, wie es Tizian gethan hat, — es gibt ja noch so viele Bilder von ihm, und wie sind die durchgeführt, und dann darf man annehmen, daß ebenso viele, als noch vorhanden, verloren gegangen sind — von einem solchen Manne, einem solchen Arbeiter ist es wohl anzunehmen, daß es ihm nach den gewaltigen Mühen des Tages angenehm war, des Abends in seinem schönen Hause Gäste zu sehen und sich durch sie unterhalten zu lassen; er war ja ein reicher Mann und führte gewiß ein großes Haus. Aretino war nicht nur ein Mann von Geist und Witz, er konnte Tizian auch sonst nützlich sein, was der

Digitized by Google

Maler gewiß in Anschlag brachte. Deswegen braucht durchaus keine intime Freundschaft zwischen den beiden bestanden zu haben."

Die folgenden Aphorismen mögen als weiterer und schließlicher Beweis dafür dienen, wie Lenbach seinen vergötterten Bismarck unablässig studirt, wie er ihn im Laufe der Jahre sozusagen körperlich und geistig auswendig gelernt hat, so daß wohl selten Bildnisse mit solcher Beherrschung der äußeren Erscheinung und des seelischen Inhaltes gemalt worden sind wie die Bismarckporträts des Münchener „Augenmalers" ... Er sagt: „Er ist blühend gesund und voll Humor, er hat Spaß an dem Kultus, der mit ihm getrieben wird, besonders mit Rücksicht auf seine Familie, die sich ja so darüber freut. Ich fragte ihn einmal (das war vor 1890), warum er denn eine Uniform trage, er sei doch erhaben über solche Dinge; jeder Briefträger in Berlin habe dieselbe Uniform. ‚Ja,' sagte Bismarck, ‚mir ist das Zeug bequem, denn ich brauche da nicht so oft mit den Anzügen zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Zivil nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe.'

„Sehr drollig geht es oft bei Tafel zu. Jedermann ist da willkommen, wer gerade im Hause ist, ein Photograph, ein Inspektor, der wegen einer Hagelversicherung gekommen ist, ein Forstmann. Bismarck spricht mit dem ihm Unbekannten, schenkt ihm Wein ein, läßt ihn neben einem eben anwesenden Gesandten sitzen, und wenn der Mann fort ist, so fragt er: ‚Wer war denn der Kerl eigentlich?' Dergleichen ist schon mit ganz einfachen Forstgehilfen passirt. Nach Frack oder dergleichen fällt es niemand ein zu fragen. Bei Tisch interessiren den Fürsten die Menschen nur als solche; wer zu sprechen weiß, ist ihm willkommen, und wer sich aufs Zuhören versteht, ist es doppelt. Er ist eben ein Demokrat im reinsten und besten Sinne des Wortes, und das sind schließlich alle wahrhaft genialen Leute.

„Bismarck ist noch heute kein Philister und verachtet die Philister gerade so lebhaft, wie er es in jungen Jahren gethan hat. Je näher man ihn kennen lernt, desto stärker hat man den Eindruck, er verkörpere den Begriff eines Vaters, eines Vaters von fünfundvierzig Millionen Menschen. Natürlich muß er als solcher manchmal hart erscheinen, wie ja auch ein Vater dann und wann strenge auftreten muß.

„Dabei ist er auch ein rührend guter Mensch, wovon ich mich auf unseren langen Spaziergängen oft und oft überzeugen konnte. Es gibt auf seinem Gute zerstreut viele kleine Häuschen, in welchen Tagelöhnerfamilien wohnen. Obwohl er sich beim Eintritte tief bücken muß, geht er in jedes solcher Häuschen hinein, schaut sich die Zimmer an und den kleinen Garten. Er fragt nach den Kindern, er weiß genau, daß hier oder dort noch im vorigen Jahre ein Spargelbeet gestanden. Ein richtiger Patriarch, so menschlich in jedem Betracht. Er gibt sich immer so behaglich. Begegnet er irgend einem armen Teufel, sei es ein Weichensteller oder ein Tagelöhner, so drückt er ihm in der Regel einen Thaler, häufig auch ein Goldstück in die Hand. Das geschieht so oft, als er ausgeht, und er geht alle Tage aus.

Digitized by Google

„Seine Güter arrondirt er beständig und bewaldet immer wieder neue Strecken. Er hat (1890) auf diese Art in letzter Zeit sechstausend Morgen bepflanzt. Er muß eben organisiren, muß für die Zukunft schaffen, und erst seine Enkel werden den Nutzen davon haben. Auf diese Art kann man sagen, daß er keinen Kreuzer Geld in der Tasche hat, denn er gibt alles in der geschilderten Weise aus.

„Bismarcks jetzige Situation läßt sich leicht begreifen. Er war immer Politiker, immer stand er mitten drin in den Geschäften. Jetzt ist er plötzlich wie der Fisch, der ans Land geworfen worden ist. Er ist ein geborener Arbeiter, ein geborener Geschäftsmann. Ihm zu sagen, daß er nicht mehr Staatsgeschäfte besorgen soll, ist gerade so, als wenn man mir sagen würde, ich dürfe nicht mehr malen.

„Bismarck hat eine kolossale Fähigkeit, zu beobachten und Eindrücke in sich aufzunehmen. Seine einzige Freude ist es jetzt, das zum Vorschein kommen zu lassen, was sich ohne Unterlaß in ihm produzirt. Er interessirt sich für die Gestalt, welche die Eindrücke in seinem Kopfe einnehmen, und daher seine Freude am Monologisiren. Er preßt seine Gedanken in die denkbar knappsten und präzisesten Formen. Nie hascht er nach Effekt, sagt auch selten etwas ‚Außerordentliches', aber die Form, in der er auch das Gewöhnlichste sagt, könnte nicht präziser, nicht fesselnder sein.

„Er hat von jeher zwei Dinge gethan: gearbeitet und sich gehen lassen, seiner Natur nie den geringsten Zwang auferlegt. Alles, was nach diesem einzigen Manne kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein, immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen. Und ist er einmal tot, dann wird es ganz ebenso sein. Den Mann kann man nicht herausdrücken aus dem Leben der Nation, aus der Geschichte. Ueber alle Leute ragt er wie eine Pyramide empor. So ein Mann ist ein Triumph der Menschheit, er ist mehr wert als ein ganzes Reich.

„Uebrigens ist Bismarck in seiner gegenwärtigen Lage nicht zu bedauern. In jenen Tagen, wo man ihn mit Lorbeeren überschüttete und darunter fast erstickte, war er lange nicht so glücklich wie heute. Er ärgert sich jetzt das überflüssige Fett weg, die Aufregung hat also für ihn ihr Gutes. Hat er doch im ganzen und großen ein außerordentlich glückliches Dasein hinter sich. Das höchste Glück des Menschen liegt darin, daß er seine Kräfte bethätigen kann. Aber es muß das in der rechten Weise geschehen, wie es zu den Kräften jedes einzelnen paßt. Wenn man einen Riesen zu einem Schreiber in einer Kanzlei macht und einen zarten Menschen zum Schmied, so macht man jeden von beiden unglücklich. Das Weib wieder ist nur glücklich als Mutter. Bismarck hat nicht nur das Glück gehabt, daß er seine Kräfte verwerten konnte, er hat auch den ihm entsprechenden großartigen Wirkungskreis gefunden. Das Forum seiner Thätigkeit war die ganze Welt. Alles, was er jemals gesagt hat und sagen wird, das bleibt in der Welt, es kann nicht mehr heraus. Er war in der Lage, sich selbst in der interessantesten und ausgiebigsten Weise zu erleben.

Digitized by Google

Er war immer nur Politiker und hat in dieser großartigen Einseitigkeit als Staatsmann, Diplomat und als Volkswirt geplant und geschafft. Er konnte seine Kräfte bis auf die Neige verwerten. Jetzt hat er die Genugthuung, daß bis zu seinem letzten Atemzuge jedes seiner Worte aufgeschnappt und aufbewahrt wird. Ueberdies hat er das außerordentliche Glück gehabt, daß er nie jemand von den Seinigen durch den Tod verloren hat. Seine Frau, obwohl leidend, lebt,[1]) seine Kinder leben, er hat nie eine außergewöhnliche Tragödie in der Familie gehabt. Von ihm kann man wie von einem großen Dichter sagen: Er ist immer da, so wie Homer, Shakespeare und Goethe immer da sind.

„Ich habe Ihnen erzählt, wie Bismarck sich damit unterhält, seine Gedanken in präzisester Form an Tag zu bringen. Er begleitet diese echt künstlerische Thätigkeit mit den Bewegungen eines modellirenden Bildhauers. Für gewöhnlich ist seine Hand energisch, aber beim Sprechen wird sie ganz weich und modellirt durch rundliche Bewegungen der Finger jeden Satz, ja jedes Wort seiner Rede. Er modellirt oder scandirt gewissermaßen die Form für jeden in ihm aufsteigenden Gedanken."

Ueber Bismarcks Lebensweise machte mir Lenbach im Sommer 1890 folgende Mitteilung: „Der Fürst hat unermüdliche Augen. Abends nach Tisch sieht er eine Masse von Büchern und Zeitungen durch und raucht dabei seine vier Pfeifen. Das geht so fort von halb neun bis halb elf, um welche Stunde er meistens schlafen geht. In diesen zwei Stunden liest er beständig. Er steht ungefähr um halb zehn Uhr auf; in neuester Zeit ist er manchmal sogar schon um acht Uhr aufgestanden. Im Essen ist er jetzt gegen früher ziemlich mäßig. Am liebsten sind ihm alle geräucherten Sachen, besonders Fische. Er trinkt einen mittelmäßig guten Moselwein und darf nichts anderes trinken. Bier ist ihm verboten. Seine Pfeife füllt er mit ordinärem holländischem Knaster. Früher rauchte er immer starke Havannacigarren. Da bemerkte er aber plötzlich, daß er nicht mehr schlafen könne, und da kam er auf die Idee, der Mensch vertrage von irgend etwas nur ein gewisses Quantum; sei er damit durchtränkt, so widerstehe es ihm. Er macht sich eben auf alles einen Vers. Zum Frühstück nimmt er ein paar Eier und Milchkaffee. Suppe gibt es nie im Hause.

„Ich bin der Ansicht, daß Bismarck sehr alt werden wird. Er sieht so gesund aus wie möglich und steht heute noch auf der Höhe seiner geistigen Kraft; er ist namentlich von einer unerhörten Schlagfertigkeit.

„Früher hieß es immer, Bismarck sei ein Tyrann, aber sie halten alle zu ihm, die Leute, die er angeblich zu Tode geschunden hat. Auch seine alten Diener sind noch immer da: es ist eben alles verliebt in ihn.

„Er macht nicht den Eindruck eines abnormen Menschen, sondern einfach den der Spitze der Gescheitheit."

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Lenbach zu den begeisterten Verehrern des alten Heldenkaisers gehört. „Er war," so sagt er, „die Güte und

[1]) Bemerkungen gemacht im Jahre 1890.

Digitized by Google

Bescheidenheit selbst, Eigenschaften, die an ihm den Reiz der Courtoisie einer vergangenen Zeit besaßen. Man hatte immer das Gefühl, als müsse man ihm um jeden Preis etwas zu liebe thun und ihm zum mindesten die Hände küssen. Das ganze Wesen des Greises bestand aus Rücksicht für andere und aus Ritterlichkeit. Dem weiblichen Geschlechte gegenüber gab es für ihn keinen Unterschied des Standes. Er hätte einem Dienstmädchen das fallen gelassene Taschentuch ebenso sicher aufgehoben wie einer Prinzessin. Was weiblichen Geschlechtes war, war für ihn Dame und mußte als solche behandelt werden.

„Zwischen dem alten Kaiser und Bismarck herrschte übrigens keineswegs ein eigentliches intimes Verhältnis. Bismarck brachte es nur dazu, daß er den ganz langen Titel des Kaisers in den an den Monarchen gerichteten Schriftstücken nur ein einzigesmal, das heißt auf den Kopf des Schriftstückes, setzen durfte, ohne ihn im Texte wiederholen zu müssen; auch erhielt er das Privilegium, sich einfach mit dem Namen Bismarck unterzeichnen zu dürfen. Der Kaiser war dem Fürsten gegenüber immer von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit, aber nie und nimmer ohne eine gewisse Förmlichkeit. Zum Beweise diene das folgende in Babelsberg vorgekommene kleine Begebnis. Bismarck wurde ins Schloß zum Vortrag berufen. Der Kaiser, der bekanntlich ein Steinleiden hatte, war gerade recht unwohl. Als aber Bismarck eintrat, erhob er sich mühsam und schmerzhaft von seinem Stuhle und ging dem Fürsten entgegen. Er ließ ihn dann zum Vortrag neben sich sitzen, und als alles vorüber war, so hätte Bismarck im Hinblick auf den leidenden Zustand seines ‚alten Herrn' für sein Leben gerne gesagt: ‚Bitte, Majestät, bemühen Sie sich nicht;' das wäre aber um keinen Preis angegangen. Er mußte es daher dulden, daß der arme, von bösen Schmerzen gepeinigte Greis abermals aufstand und ihm bis zur Thüre das Geleite gab. So förmlich höflich war der Kaiser namentlich seit der Zeit geworden, wo er Bismarck in den Fürstenstand erhoben hatte. Er hielt eben stets darauf, jedermann alle ihm gebührende Ehre zu erweisen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Aether gegen den Schmerz.

Ein fünfzigjähriges Jubiläum.

Von

Prof. Dr. C. Binz in Bonn.

I.

Am 17. Oktober 1846. — Das Stickstoffoxydul. — Humphry Davy in Clifton. — Seine Versuche und Voraussage. — G. Colton und Horace Wells in Hartford. — Verunglückte Versuche. — Wells' Schicksale.

Ein schöneres Jubelfest hatte die Menschheit zu feiern nie Gelegenheit als im kommenden Herbst. Am 17. und 18. Oktober 1896 werden es fünfzig Jahre, seit man große wundärztliche Operationen vollkommen schmerzlos auszuführen gelernt hat.

Es war zuerst die Entfernung einer bösartigen Geschwulst am Halse durch den Oberarzt Warren im Massachusettshospital in Boston. Drei Minuten hatte man den Kranken die Dämpfe des Schwefeläthers einatmen lassen und fand ihn dann anscheinend unempfindlich gegen äußeren Reiz. Der Aether wurde entfernt, die Operation begonnen und zu Ende gebracht. Während dessen zeigte der Kranke Aufregung, wie von Schmerz herrührend, und als er aufwachte, berichtete er über ein Gefühl von Kratzen, das er sehr unangenehm empfunden habe. Die Einschläferung war also nicht tief genug. Am folgenden Tage entfernte ein anderer Arzt in demselben Hospital bei einer Frau eine große Geschwulst am Arm. Diesmal wurde der Aether während der ganzen Operation ohne nennenswerte Unterbrechung angewandt. Kein Zeichen von Schmerz wurde laut. Nur gegen Ende stöhnte die Kranke leise, und in wachem Zustande befragt, ob sie Schmerz empfunden habe, sagte sie nein, nur ein unangenehmer Traum habe sie gequält. Auch diesen Anklang zu verhindern, gelang in den Operationen der nächsten Tage. Einige Tropfen Aether mehr und länger reichten dazu aus.

Von da an zog die frohe Botschaft rasch über die ganze zivilisirte Erde, und wenige Monate nach jenen Oktobertagen schrieb der hoch verdienstvolle Berliner Chirurg Professor J. F. Dieffenbach in einer kleinen Schrift über den Aether: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wirklichkeit geworden. Der Schmerz, dies höchste Bewußtwerden unserer irdischen Existenz, diese deutlichste Empfindung der Unvollkommenheit unseres Körpers, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Aetherdunstes. Wohin wird, oder wohin kann diese große Entdeckung noch führen? Durch sie ist die halbe Todesbahn zurückgelegt, der Tod hat nur noch sein halbes Grauen. Fürchtete der Mensch nicht ebenso sehr die Schmerzen des Todes als den Tod selbst, und erscheint unserer Phantasie die Pein einer großen chirurgischen Operation nicht fast ebenso furchtbar als der Tod?“ ...

Ein anderes Zeugnis aus jener Zeit möge hier noch Platz finden. Der

Digitized by Google

erste Bericht aus der chirurgischen Klinik zu Prag wird von dem damaligen Assistenzarzte, späteren Professor Halla, so eingeleitet:

„... diese Entdeckung hat auch unter den Laien eine Teilnahme hervorgerufen, wie sie kaum einer andern geschenkt wurde. Uebrigens läßt sich der Jubel, der darüber in allen Schichten der Gesellschaft laut wurde, leicht erklären wenn man bedenkt, daß es sich um eine Entdeckung handelt, die jedem einzelnen gelegentlich zu gute kommen kann, und die berufen ist, den größten Feind unseres physischen Wohlseins, den Schmerz, zu beseitigen, ja sogar, wie die ersten romantischen Berichte verkündeten, Freude und Lust dort hervorzuzaubern, wo man früher nur Angst und Qual kannte. Rasch bemächtigte sich derselben die gesamte Presse; politische, belletristische und wissenschaftliche Zeitschriften verfolgten eifrig alle Phasen ihrer Entwicklung, und obgleich mehrere Monate darüber verstrichen sind, kann sie doch immer noch als die Frage des Tages betrachtet werden."

Wir sind heute im vollen Besitz dieser Entdeckung und können uns kaum vorstellen, wie es vor ihr bei uns aussah, wenn die unerbittliche Notwendigkeit an einen von uns herantrat, entweder das Leben in Elend und Qual weiterzuführen bis zum nahen Tode oder es zu retten durch einen Eingriff in unsern Körper, dessen Furchtbarkeit uns schon vorher das Blut erstarren machte. Diese Wohlthat ist der Menschheit nicht in den Schoß gefallen, sondern in langer Mühe und Arbeit wurde sie von der Wissenschaft errungen. Ihre Anfänge reichen zurück bis etwa zum Jahre 1540 und bis 1799.

Ich beginne mit der neueren dieser beiden Jahreszahlen. Die Entdeckung der elementaren Gase in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts veranlaßte einen englischen Arzt, den Dr. Th. Beddoes in Clifton bei Bristol, eine „medizinisch-pneumatische Anstalt" zu deren Verwendung für kranke Menschen zu errichten, und ein junger Chemiker, Humphry Davy (1778—1829) leitete sie. Der englische Prediger Josef Priestley (1733—1804) hatte das Stickstoffoxydulgas entdeckt, Davy lehrte seine Zusammensetzung kennen und studirte an Tieren und an sich selber seine Wirkung. Fast Tag für Tag atmete er es ein und erprobte immer mehr dessen Fähigkeit, einen rauschähnlichen Zustand herbeizuführen, weshalb er ihm den Namen Lach- oder Lustgas beilegte. Hören wir seinen eigenen Bericht:[1])

„Am Abend des 5. Mai nach einem einstündigen Spaziergange auf den Wiesen des Avon, wo heller Mondschein seinen Zauber ergoß, war ich besonders gut aufgelegt und ich atmete sechs Quart eines frisch bereiteten Stickoxyduls. Der allgemeine Wärmeschauer war sehr bald da. Ich sah die Gegenstände um mich her vollkommen klar und das Kerzenlicht blendete mich nicht wie gewöhnlich. Das Empfinden von Wohlbehagen war zuerst örtlich, an Lippen und Wangen.

[1]) H. Davy, Superintendent of the Medical Pneumatic Institution, Researches, chemical and philosophical, chiefly concerning Nitrous Oxide. London 1800. S. 491, 464, 556.

Digitized by Google

Bald aber ging es über den ganzen Körper und wurde für kurze Zeit so stark und rein, daß es mein Dasein zu verwischen schien. Da verlor ich das Bewußtsein, das aber bald wiederkehrte. Ich gab mir nun Mühe, einem Anwesenden lachend und stampfend Kunde zu geben von dem Vergnügen, das ich empfand. Lebhafte Gedanken hatte ich nicht. Der allgemeine Schauer und das frohe Gefühl dauerten mehrere Minuten. Zwei Stunden später kamen sie flüchtig zurück, während ich halb schlief, halb wachte. Während der ganzen Nacht hatte ich lebhafte und schöne Träume. Am Morgen erwachte ich mit der Empfindung rastloser Energie oder dem Verlangen zur Arbeit, ohne zu wissen wozu, das ich bei meinen Versuchen 1799 so oft empfunden hatte. Zwei- oder dreimal habe ich seither das Gas unter ähnlichen Umständen eingeatmet, aber nicht mehr mit gleichem Genusse."

Und weiter an einer andern Stelle: „Ich begann nun, zwanzig Quart reines Stickstoffoxydul zu atmen. Fast sofort überflog mich ein Wärmeschauer von der Brust bis zu den Füßen. Ich fühlte eine greifbare Ausdehnung, die höchst angenehm war, in den Gliedern; mein Sehen war blendend und vergrößernd, ich hörte klar jedes Geräusch im Zimmer und war mir vollkommen meines Zustandes bewußt. Das Behagen wuchs nach und nach, ich verlor jede Berührung mit den Dingen der Außenwelt. Reihen lebhafter und sichtbarer Bilder zogen durch meinen Geist und mischten sich mit Worten in solcher Weise, daß ganz neue Schöpfungen erschienen. Ich lebte in einer Welt neu verknüpfter und neu geformter Ideen. Ich sann und spann Entdeckungen. Als Dr. Kinglake mich aus dieser halbdelirirenden Verzückung erweckte, indem er mir den Beutel vom Munde nahm, waren Entrüstung und Stolz die ersten Gefühle beim Anblick der Personen um mich. Enthusiasmus und Hochgefühl belebten mich und etwa eine Minute ging ich im Zimmer umher, vollkommen gleichgiltig gegen alles, was man mir sagte. Als ich wieder ganz zu mir gekommen war, hatte ich das Bedürfnis, die Entdeckungen, die ich während des Versuches gemacht hatte, mitzuteilen. Ich gab mir Mühe, die Gedanken zurückzurufen, aber sie waren verwischt und schwach. Nur eine kleine Reihe von Wörtern kam zum Vorschein, und ich richtete sie an Dr. Kinglake in vollem Glauben und in prophetischem Tone: ‚Es gibt nichts als Gedanken! — Das Weltall besteht aus Eindrücken, Gedanken, Vergnügen und Schmerzen!' Der ganze Versuch hatte nur drei und eine halbe Minuten gedauert, obgleich die Zeit, gemessen an der Lebendigkeit der erinnerten Ideen, viel länger zu sein schien."

Und unsern Gegenstand unmittelbar angehend: „Eine sehr gute Gelegenheit hatte ich, die direkte Kraft des Gases im Entfernen heftiger körperlicher Schmerzen wahrzunehmen. Als einer der unglücklichen Zähne durchbrach, die man Weisheitszähne nennt, bekam ich eine heftige Entzündung des Zahnfleisches, die mich sehr schmerzte und mich am Schlafen wie am Arbeiten hinderte. Einmal, als die Entzündung mich arg quälte, atmete ich drei kräftige Gaben Stickoxydul. Jedesmal nach den ersten vier oder fünf Zügen wurde der Schmerz gelinder und das Unbehagen war einige Minuten in Vergnügen verwandelt. Allerdings,

Digitized by Google

sobald der natürliche Zustand meines Bewußtseins wiederkam, erschien auch der körperliche Zustand wieder."

Gleich einem Propheten sah der einundzwanzigjährige Davy dann voraus, was aus seiner Entdeckung noch werden würde, und er schrieb in dem nämlichen Buch die berühmte Stelle nieder: „Da das Stickstoffoxydul bei seiner starken Wirkung befähigt zu sein scheint, körperlichen Schmerz zu brechen, so dürfte es wahrscheinlich mit Erfolg benutzt werden können in chirurgischen Operationen."

Fast spurlos zogen diese opfervollen Versuche — an einem andern eingeatmeten Gase, dem höchst giftigen Stickoxyd, ging Davy beinahe zu Grunde — und diese Anregung an den Chirurgen vorüber. Nur in chemischen Hörsälen wiederholte man das Experiment von Davy, wenn die Eigenschaften des Stickoxyduls zum Vortrag kamen. Einer der Schüler atmete es ein und die anderen sahen vergnügt an dem berauschten Ausdruck des Gesichtes und an den munteren Manieren, wie richtig der außerwissenschaftliche Name war, den Davy dem Gase gegeben hatte. Das zeigte auch ein Chemiker, der medizinisch vorgebildet war, G. Q. Colton, am Abend des 10. Dezember 1844 zu Hartford in Nordamerika in einem öffentlichen Vortrage. Unter den Besuchern seiner Schaustellung war ein dort 1815 geborener Zahnarzt Horace Wells. Ihm fiel es auf, daß ein junger Mann Namens Cooley, der das Lachgas in vollen Zügen eingeatmet hatte und in seinen lebhaften Bewegungen so heftig an einen Gegenstand stieß, daß er blutete, dennoch beim Erwachen ihm auf Befragen mitteilte, er habe nichts davon gefühlt. Das war für Wells, der täglich mit dem Weh und Ach seiner Patienten zu kämpfen hatte, eine Anregung, deren glückliche Folgen er voraussah. Sofort verabredete er mit Colton eine Zusammenkunft auf den nächsten Tag. Wells ließ sich von diesem durch Stickoxydul einschläfern, und sein Freund und Kollege Riggs zog ihm einen schadhaften Zahn aus. Kein besonderer Schmerz, nur ein leichtes Stechen wurde empfunden. Nun machte er dieselbe Operation unter Lachgasbetäubung bei mehreren seiner Kranken, immer mit demselben Erfolg. Noch im Dezember reiste er nach Boston, um der medizinischen Fakultät seine Entdeckung vorzulegen. Dr. Warren, einer der Oberärzte des großen Hospitals, lud ihn ein, einen Vortrag darüber zu halten und bei einer vorzunehmenden größeren Operation die Empfindungslosigkeit zu bewirken. Wells kam dieser Einladung nach, aber dafür war seine Sache nicht reif genug. Der Kranke zeigte trotz dem eingeatmeten Gase großen Schmerz, die anwesenden Studenten zischten Wells aus und riefen ihm Charlatan und Humbug zu.

Es dauerte keine zwei Jahre, da bekam die Verwirklichung des von Davy 1800 gemachten Vorschlages und dessen Belebung durch Wells einen neuen und noch härteren Stoß seitens der Einführung des Aethers. Diesem Wettbewerber konnte das unhandliche Lachgas nicht widerstehen, denn wäre es ihm selbst gleich gewesen an Sicherheit und Tiefe des Einschläferns, so war ihm der Aether doch weit überlegen an Leichtigkeit der Beschaffung und an Einfachheit der Anwendung. Dennoch, als im Winter von 1846 auf 1847 Dr. Jackson und der Zahnarzt Morton in Boston um das Eigentumsrecht der Entdeckung der Aethernarkose

Digitized by Google

stritten, trat Wells dazwischen und verlangte für sich die Priorität. Wie er das begründete, sehen wir aus einem Briefe, den er an die Pariser Akademie der Wissenschaften richtete und der am 8. März 1847 dort zur Verlesung kam. Er erzählt darin, seit 1844 habe er Versuche mit Stickoxydul und mit Aether angestellt und gefunden, daß sie beide gleichmäßig wirkten, zuerst erregend, dann einschläfernd bis zur Unempfindlichkeit. Im Dezember 1844 sei er nach Boston gegangen und habe seine Entdeckung den dortigen Aerzten, worunter auch Jackson und Morton, mitgeteilt, habe auf Warrens Einladung die nur durch zufällige Unvollkommenheit des benützten Apparates mißglückte Vorstellung in dem Hospital gegeben und habe die Anwendung des Lachgases in seiner Praxis seither mit Erfolg fortgesetzt. Den Aether habe er nicht benutzt, weil das Lachgas so viel angenehmer für den Geruch und Geschmack sei. Er bitte um die Anerkennung seiner Priorität gegenüber Jackson und Morton, weil er zuerst die leicht ausführbare Möglichkeit der Narkose für chirurgische Zwecke bewiesen habe. Auf den dazu verwendeten Stoff komme es nicht allein an.

Die Akademie war schon seit sechs Wochen im Besitze eines Briefes, worin sich Dr. Jackson die Priorität der Entdeckung der Aetherwirkung gegen Morton vorbehielt. Nach der Verlesung des Wellsschen Briefes erhob sich der berühmte Geologe Elie de Beaumont und sagte, vor dem Jahre 1846 habe kein Arzt den Aether zum Zweck der tiefen Einschläferung für chirurgische Zwecke angewandt, während seit den wenigen Wochen, wo Jackson ihn dafür empfohlen, die ganze Erde voll davon sei. Das beweise, daß nicht Wells, sondern dieser als der wahre Wohlthäter der Menschheit betrachtet werden müsse. Damit war das Schicksal der Ansprüche von Wells auch in Europa besiegelt. Er verließ Hartford und siedelte nach New-York über. Dort suchte er die öffentliche Meinung für seine Sache zu interessiren und auf seine Seite zu ziehen. Auch das schlug fehl. Das Unglück verfolgte ihn, er wurde wahnsinnig. Um sich an der menschlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn, ihren Wohlthäter, so undankbar behandelte, schlich er abends in den Straßen von New-York umher und begoß die Kleider der Frauen mit Schwefelsäure. Darüber wurde er ergriffen und unter Anklage gestellt. Er entfloh der Verurteilung, indem er sich am 24. Januar 1848 im Bade die Pulsader öffnete und dann, um sein Sterben weniger hart zu machen, Aether einatmete. Es war die einzige Wohlthat, die seine Entdeckung, daß die Narkose am Menschen möglich sei, ihm erwies.

Die Nachwelt hat versucht, die ihm zugefügte Mißachtung zu sühnen, denn am 11. Dezember 1894 wurde in Hartford eine Bronzetafel mit seinem Bildnisse enthüllt, worauf die Worte stehen: „Zur Erinnerung an den Zahnarzt Horace Wells, der hier am 11. Dezember 1844 dadurch, daß er an sich eine chirurgische Operation vornehmen ließ, die Wohlthat der Anästhesie entdeckte, zeigte und bekannt machte.“ Zweihundertundfünfzig Zahnärzte der Vereinigten Staaten bereiteten ihrem toten Kollegen diese Ehrenrettung.

Digitized by Google

II.

Der Aether. — Valerius Cordus in Wittenberg. — Professor Charles Jackson in Boston. — William Morton. — Jacksons Entdeckung und deren Verwertung durch Morton. — Ihr Erfolg. — Ihr Streit.

Unhandlich nannte ich soeben das Stickstoffoxydul. Man konnte es nur in großen Behältern verschicken und aus diesen mußte man es einatmen lassen. Die damalige Art des Einatmens genügte übrigens nicht zum sicheren Hervorbringen einer Narkose, wie sich das klar im Hospital zu Boston gezeigt hatte. Da war der Aether eine viel zugänglichere Substanz. Eine kleine Flasche voll, ein zusammengefaltenes Taschentuch, das daraus befeuchtet wurde, und ein bequemer Lehnstuhl hatten schon 1841 dem Professor Dr. Ch. T. Jackson in Boston genügt, um seinen Schülern im chemischen Laboratorium zu zeigen, was man damit ungestraft vermöge.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war der Aether bekannt. Er ist der erste Körper jener so langen und glänzenden Reihe, die von der Chemie durch Synthese, das heißt durch Zusammenstellung und Veränderung vorhandener Substanzen, geschaffen wurden. Ein junger deutscher Arzt hat ihn zuerst entdeckt und seine Darstellung genau beschrieben.

Valerius Cordus, wahrscheinlich aus dem noch in der Gegenwart zahlreich vertretenen Geschlechte der Cordes, war der Sohn von Euricius Cordus, der, ein hervorragender Arzt seiner Zeit, 1535 als Stadtarzt und Professor am Lyceum zu Bremen starb. Valerius war 1515 gelegentlich eines Aufenthaltes seiner Eltern in dem Heimatsorte des Vaters Simsthausen in Oberhessen geboren. Er erhielt durch den hochbegabten Vater eine sorgfältige Erziehung und beendete sie durch das Studium der Medizin und Botanik auf der Universität Wittenberg. Hier trat er dann als Docent auf und las unter großem Beifall über die Materia medica des Dioscorides. Zoologisch, botanisch und mineralogisch forschend durchwanderte er die Gebirge Mitteldeutschlands, und der Begründer der Mineralogie, Georg Agricola in Chemnitz (1490—1555), rühmte von ihm den Eifer, womit er seine Studien durch Zusendungen aller Art unterstützt habe. Valerius Cordus ist der Schöpfer der ersten Pharmakopöe oder amtlichen Arzneibuches, wie wir heute sagen. Der Rat der Stadt Nürnberg hatte erfahren, daß er ein solches verfaßt habe. Die Handschrift wurde dem Kollegium der Aerzte zur Durchsicht und Beurteilung vorgelegt, von diesem als vortrefflich befunden, auf Kosten der Stadt gedruckt und den Apothekern als einzige Richtschnur überwiesen. Cordus erhielt dafür hundert Goldgulden und die Kosten seines Aufenthaltes in Nürnberg vergütet. 1542 begab sich Cordus nach den Universitäten Oberitaliens, verweilte dort zwei Jahre lang und reiste im heißen Spätsommer 1544 zu Lande nach Rom. Auf dieser Reise, die er in seinem Forschensdrange größtenteils zu Fuß machte, wurde er schwer fieberkrank. Mühsam

Digitized by Google

schleppte er sich nach der ewigen Stadt und starb hier am 25. September 1544 im Alter von neunundzwanzig Jahren.[1])

Seine Werke wurden nach seinem Tode von Freunden herausgegeben. In einer der Vorreden ruft der große Agricola ihm nach: „Ein junger Mann würdig eines langen Lebens, aber noch würdiger, unsterblich zu sein." Valerius Cordus war einer der wenigen Männer jenes Jahrhunderts, die es verstanden, naturwissenschaftlich in unserem Sinne zu denken. Diese Fähigkeit beherrscht alle seine Schriften, und daß er sie zur That machte, das zeigt die Darstellung des Aethers aus Weingeist und Vitriolöl, die er in der Schrift De artificiosis extractionibus ausführlich beschreibt. Meinend, er habe darin eine veränderte Schwefelsäure vor sich, nannte er den Aether Süßes Vitriolöl. Er preist seine Verwendbarkeit in der Heilkunde und gibt genauere Vorschriften, wo und wie man ihn innerlich benützen soll. Von seiner einschläfernden Wirkung auf das Gehirn scheint er keine Ahnung gehabt zu haben, aber dennoch erfüllte sich an Valerius Cordus durch die Entdeckung dieses Marksteines in der organischen Chemie das Wort des Agricola.

Der nur neunundzwanzig Jahre alt gewordene Forscher ist auf dem Gebiete der experimentirenden Naturwissenschaften eine unvergeßliche Zierde unserer Nation.

Der Aether führte während des folgenden Jahrhunderts ein stilles Dasein, hier und da erwähnt von einem der wissenschaftlich strebenden Iatrochemiker, bei manchem Forscher vergessen und 1729 von neuem entdeckt von dem in London lebenden deutschen Chemiker A. S. Froben, der ihm den Namen Spiritusäther gab.[2]) Später verwendete ihn der berühmte Hallesche Kliniker Fr. Hoffmann, gestorben 1742, zu dem noch heute gebräuchlichen Präparate, den „schmerzstillenden" Hoffmannschen Tropfen, die einfach aus einem Teil Aether und drei Teilen Weingeist bestehen. Sie dienen unter anderem zum Beseitigen oder Mildern von Schmerzen in den Eingeweiden. Erst 1807 wurde gefunden, daß der Aether keinen Schwefel enthält, und daß er auch durch Erhitzen des Weingeistes mit sonstigen starken Säuren herstellbar ist. Von da an brauchte man das unrichtige Wort Schwefeläther nur zu seiner Unterscheidung von sonstigen Aethern. Unentbehrlich war er geworden für das Studium und die Fortschritte der Chemie; in jedem Laboratorium stand eine Flasche mit Aether unter den gebräuchlichsten Arbeitsmitteln; nur seine oberste und beste Verwendung hatte er noch nicht gefunden. Das währte bis fast dreihundert Jahre nach seiner Schaffung.

Professor Charles Jackson in Boston, geboren 1805 zu Plymouth, Mass., hatte Medizin studirt und den Doktorgrad darin erworben. Später wandte er sich chemischen, geognostischen und hüttenmännischen Arbeiten zu.

Im Winter 1841/42 bedurfte er eine größere Menge Chlorgas. Bei dessen

[1]) Näheres siehe bei C. Binz im Klinischen Jahrbuch, herausgegeben auf Veranlassung des Kultusministeriums. Berlin 1890, II. S. 27—33.

[2]) Philosophical Transactions. 1730. 36. No. 413 und 41. No. 428.

Digitized by Google

Bereitung zerbrach ein damit gefüllter Behälter, und Jackson bekam eine volle Ladung des äußerst reizenden Gases zu atmen. Er glaubte zu ersticken, verließ schleunigst das Laboratorium und ließ sich eine Flasche mit Aether bringen, um davon einzuatmen. Sein Gedanke dabei war, daß es aus chemischen Gründen wahrscheinlich sei, das Chlor durch den Aether in der Wärme der Lungenluft zu einem milderen Gase, dem Aethylchlorid,[1]) zu binden; und wirklich fand er durch das Einatmen des Aethers eine wesentliche Linderung der Schmerzen und der Beengung, die er in den Lungen fühlte. Aussetzen des Einatmens ließ beides wieder stark hervortreten. Er begann nun, den Aether längere Zeit wirken zu lassen. „Ich ging" — so erzählt er in einem Brief vom 1. Mai 1847 — „deshalb in mein Arbeitszimmer, das mit meiner Wohnung verbunden ist, nahm die Flasche mit reinem Aether, netzte ein gefaltenes Tuch damit, drückte es leicht aus, setzte mich in einen Schaukelstuhl die Füße auf einen andern Stuhl und den Kopf bequem auf die Lehne stützend, so daß ich mich überall behaglich und sicher fühlte, legte das Tuch auf Mund und Nase und zog den Aether tief ein. Zu Anfang mußte ich etwas husten, bald aber kam ich zu dem Glauben, es müßte die Lähmung des Empfindens groß genug sein, um eine chirurgische Operation unter Aether auszuführen, ohne daß ein zugefügter Schmerz wahrgenommen werde, denn das Schwinden des Bewußtseins war ganz augenfällig ... Hinzufügen muß ich noch, daß mein Interesse für Einatmen von Gasen zuerst durch die Versuche von Sir H. Davy rege gemacht wurde."

Gemäß der eigenen Mitteilung Jacksons hatte er schon vor 1841 den Aether benützt, um sich Ruhe zu verschaffen, wenn er im Laboratorium scharfe Gase eingeatmet. Die beschriebene Gelegenheit scheint ihn zum erstenmale zu der persönlichen Erfahrung der tief narkotisirenden Wirkung geführt zu haben. Jackson erzählte seinen Schülern davon, wie aus ihren späteren zeugeneidlichen Aussagen hervorgeht. Es war im Februar 1846, da riet er dem einen, J. Peabody, als dieser ihm klagte, er gehe sich einen Zahn ausziehen zu lassen, er möge ja nicht versäumen, vorher Aether einzuatmen, weil er dann keinen Schmerz fühlen werde. Der Student befolgte den Rat nicht, weil er in einem medizinischen Buche fand, der Aether sei eine nicht ungefährliche Substanz, mit deren Aufnahme man sehr vorsichtig sein müsse. Auch sein Vater wollte nicht davon hören. Es war im März desselben Jahres, da ätherisirte Professor Jackson mit einem stark befeuchteten zusammengefaltenen Handtuch seinen Schüler W. Channing, der sich ebenfalls durch unvorsichtiges Einatmen von Chlor eine heftige Luftröhrenreizung zugezogen hatte. Der Aether bewirkte „eine unmittelbare sofortige Beseitigung der Beklemmungen, des Krampfgefühles und der Schmerzen. Alles kam nach einiger Zeit etwas weniger heftig zurück, verschwand aber wieder durch erneute Aetheratmung, so daß ich ungefähr in einer Stunde nach meinem Unfall aus dem Laboratorium mich zu Fuß entfernen konnte." Und schon 1842 im September bot Jackson dem ihn zufällig in seinem Laboratorium besuchenden Zahn-

[1]) Eine äußerst flüchtige Flüssigkeit, die schon bei 12° C. siedet.

Digitized by Google

arzt S. Bemis „ein neues Mittel an, womit man den Schmerz bei Operationen gänzlich abhalten könne", was der Heilkünstler jedoch mit der Begründung ablehnte, er thue seinen Kranken so wenig weh, daß er ein solches Mittel nicht bedürfe. Auch diese Unterredung wurde 1847 von S. Bemis eidlich bezeugt.

So blieb die schöne Entdeckung im Dunkel, ohne die Früchte zu reifen, deren Keime sie in sich trug. War es angeborene Zurückhaltung von Jackson oder Mangel an Erkenntnis der Tragweite, übergroße Vorsicht oder geistige Trägheit oder, was mir beim Betrachten seines ganzen Thuns am wahrscheinlichsten vorkommt, ausgedehntes und energisches Arbeiten in seinen industriellen Unternehmungen, — war das eine oder andere der Grund, daß er über vier Jahre lang von jener Kraft des Aethers überzeugt war und doch keinen ernstlichen Versuch machte, sie einer regelrechten Anwendung und Prüfung durch Wundärzte unterziehen zu lassen — das zu enträtseln ist heute unmöglich. Wir müssen uns mit der Thatsache bescheiden. Zufall, Strebsamkeit und Geschäftssinn hoben den Schatz, der in Jacksons Laboratorium wenn auch nicht verborgen so doch unbeachtet lag, und das geschah wie folgt. Ich entnehme die Einzelheiten, gleich den eben erzählten, dem Berichte, den Jacksons Sachwalter J. L. Lord und H. C. Lord in seinem Prozesse mit Morton 1848 auf siebenunddreißig eng gedruckten Seiten zu Boston 1848 veröffentlicht haben und der wegen der zeugeneidlichen Aussagen grundlegenden Wert besitzt. Meines Wissens ist er bisher in Deutschland nicht näher bekannt geworden.

Der Zahnarzt William Morton, geboren 1819 in Charlton, Mass., erschien am Nachmittage des 30. September 1846 im Laboratorium und bat Jackson, ihm einen großen Gummibeutel zu leihen. Einer Dame sollte ein Zahnstumpf ausgezogen werden, Morton kam damit jedoch nicht zum Ziele, weil jene aus Angst den Mund verschloß, sobald er sich mit dem Instrument näherte. Morton plante nun, die Kranke durch Suggestion gefügig zu machen. Er wollte den Beutel mit gewöhnlicher Luft füllen und sie die Kranke mit dem Vorgeben atmen lassen, es sei ein beruhigendes und schmerzlinderndes Gas darin. Zur Begründung davon erzählte er, man habe einmal zwei Verbrecher genommen und den einen aus einer Armvene zu Tode verbluten lassen, dem andern, ohne daß er es sehen konnte, den Arm oberflächlich geritzt und nun für einige Zeit warmes Wasser darüber gespült. Auch dieser sei gestorben, nur infolge der Einbildung. Jackson meinte, das sei eine dumme Erzählung, die sich nie ereignet habe, und Morton werde auch die Täuschung mit dem Gummibeutel nicht zu stande bringen, sondern sich den Vorwurf eines Schwindlers zuziehen. Morton bestand auf seinem Plan, und Jackson gab ihm das Verlangte. Vorher war noch die Rede von der Anwendung des Lachgases. Morton wollte es selber darstellen, wovor Jackson ihn warnte, weil er ein unreines und darum schädliches Präparat bekommen werde; und als Morton den Chemiker bat, das Gas für ihn zu machen, lehnte dieser das ab, weil er keine Zeit habe.

Kaum hatte jener das Laboratorium verlassen, als Jackson ihm nacheilte, ihm den Beutel aus der Hand nahm und sagte: „Hören Sie, Morton, ich kann

Digitized by Google

Ihnen etwas anderes nennen, das wirklich den Erfolg haben wird, den Sie wünschen. Gehen Sie zu dem Apotheker Burnett und kaufen Sie da vom besten Schwefeläther, je stärker um so besser. Gießen Sie davon auf ein Taschentuch, legen Sie das auf den Mund der Kranken, lassen Sie dann tüchtig atmen, und in einer oder zwei Minuten ist sie vollkommen unempfindlich."

„Was, Schwefeläther, ist das ein Gas? Haben Sie es da? Bitte, zeigen Sie es mir."

Jackson holte eine Flasche mit Aether herbei und ließ ihren Inhalt von Morton besehen und riechen.

„Das riecht ja ganz sonderbar. Sind Sie sicher, daß ich damit zurecht komme?"

„Ohne Zweifel," antwortete Jackson. „Es wird keinen Schaden thun, denn ich habe das Zeug an mir selbst geprüft."

Er zeigte dann noch, wie die Einatmungen anzustellen seien, indem er sich das Taschentuch vorhielt, riet Morton, es zuerst an sich selbst zu erproben, und versicherte ihm nochmals, daß die ganze Vornahme wirksam und unschädlich sein werde. Morton wandte sich an zwei anwesende Studenten mit der Frage, ob sie wohl dem Aether trauten. Beiden war das Aeteratmen nichts Neues und sie stimmten zu. Jener ging ohne den Gummibeutel, kaufte aber ein Fläschchen mit Aether.

Am folgenden Morgen kam er freudestrahlend zurück und verkündete den gehabten Erfolg. Jackson schien keineswegs überrascht zu sein und riet, nunmehr den Hospitalchirurgen Dr. Warren zu ersuchen, daß auch er den Aether vor und während einer vorzunehmenden Operation anwende. Das schmerzlose Ausziehen eines Zahnes, meinte Jackson, beweise nichts, weil es den Einwand erlaube, daß eine rasche und geschickte Zahnentfernung oft so gut wie nicht gefühlt werde; anders wenn eine größere chirurgische Operation von einiger Dauer unter der Einwirkung des Aethers ebenfalls schmerzlos verlaufe. Morton war anfangs sehr dagegen, weil bei der Anwendung im Hospital jedermann den Aether am Geruch erkennen würde, und dann sei die finanzielle Ausbeutung der neuen Methode unmöglich. Er fragte Jackson, ob es nichts gebe, diesen Geruch zu verdecken, worauf dieser lachend antwortete, man könne Orangenblüten- oder Rosenöl zusetzen, wodurch noch der weitere Vorteil entstehe, daß man den Kranken damit in eine Rosenwolke einhülle. Schließlich gelang es ihm, Morton zu dem Gang nach dem großen Hospital zu bestimmen, damit er dort einen Chirurgen zu einem Versuch mit dem Aether überrede. Das geschah. Am 17. Oktober narkotisirte Morton mit seinem Geheimmittel den Kranken, den Warren alsdann fast schmerzlos operirte, am 18. einen zweiten, wie eingangs erzählt. Jackson war keinmal zugegen. Der Erfolg schlug um so kräftiger durch, als man in dem Hospital sich des Mißerfolges mit dem Lachgase von H. Wells im Januar des vorvorigen Jahres noch wohl erinnerte. In wenigen Wochen war ganz Nordamerika davon erfüllt, in wenigen Monaten ganz Europa.

Die erste gedruckte Nachricht in Europa über die neue Entdeckung finde ich

Digitized by Google

in der „Londoner Medical Gazette“ vom 18. Dezember 1846, S. 1085. Sie trägt die charakteristische Ueberschrift „Der tierische Magnetismus überholt. Entdeckung eines neuen Schlafmittels“. Morton hatte dem Blatte geschrieben und unter anderem mitgeteilt, daß er sogar seine Tochter narkotisirt habe; um ihr von einem Kollegen einen schadhaften Backzahn ausziehen zu lassen, was ohne die geringste Empfindung geschehen sei; die Bewußtlosigkeit habe im ganzen eine Minute gedauert. Dieser Bericht kam nach England zu einer Zeit, wo der Braidsche Hypnotismus viel von sich reden machte und wo man ihn auch zu Zwecken der Narkose in chirurgischen Fällen zu verwerten suchte. Die „Gazette“ fügt darum die scharfe Bemerkung hinzu, Morton mache kein Geheimnis aus seinem Mittel, das einfacher Aether sei, und handle somit ganz anders als die hypnotischen Quacksalber, die seit einiger Zeit das Land durchzögen.

Am 22. Dezember bereits amputirte Liston im University College Hospital zu London einem Manne den Oberschenkel in der Aethernarkose. Der Kranke äußerte große Freude, daß er von der ganzen schweren Operation nichts gefühlt habe. Bald folgten die Länder des Kontinents. In Deutschland scheint Professor Heyfelder in Erlangen der erste gewesen zu sein. Er ätherisirte vom 24. Januar bis zum 17. März hundertundzwanzig Personen, machte an ihnen meistens kleinere, aber auch zwanzig größere Operationen. Professor Schuh in Wien begann am 22. Januar Versuche mit dem Einatmenlassen von Aether an Hunden, machte deren am 25. an gesunden Menschen und entfernte in der Aethernarkose am 27. eine Blutadergeschwulst. In Prag folgte man am 6. Februar und in Berlin an demselben Tage. Hier war es der Orthopäd Dr. Behrend, der einen Klumpfuß unter Aether operirte. Der Kliniker Dieffenbach ließ den Ruhm fahren, mit der Einführung des Aethers in Berlin an der Spitze zu stehen. Er entschloß sich, wie er in seiner enthusiastisch geschriebenen Schrift selber sagt, mit einigem Widerstreben zur näheren Prüfung der Wirkung der Aetherdämpfe und dann zu ihrer Anwendung bei chirurgischen Operationen, denn er wollte lieber der letzte als der erste Nachfolger in einer Lebensfrage der leidenden Menschheit sein“. Die Sache schien ihm übertrieben dargestellt, mancherlei Bedenken zu haben, von sehr ernster Art zu sein und so gegen alle bewährten medizinischen und chirurgischen Grundsätze und Erfahrungen zu sprechen, daß er sich erst zur Nachahmung entschließen konnte, als aus anderen Gegenden Deutschlands immer mehr günstige Nachrichten kamen. Das alles seine eigenen Worte. Sie lehren, wie tief damals bei den Chirurgen die Ueberzeugung von der Vergeblichkeit aller Bemühungen, den Operationsschmerz zu bannen, eingewurzelt war.

Die erste regelrechte Prüfung der Wirkungen des Aethers auf den Menschen geschah in Europa durch den Verein deutscher Aerzte zu Paris.[1]) Er beschloß das in seiner Sitzung vom 15. Januar 1847. Mehrere seiner Mitglieder, die im Alter von fünfundzwanzig bis vierunddreißig Jahren standen, atmeten unter

[1]) Soviel mir bekannt, ist dieser Verein, dessen Gast ich noch 1865 war, mittlerweile den politischen Wandlungen zum Opfer gefallen.

Digitized by Google

der Leitung älterer Kollegen den Aether bis zur Unempfindlichkeit ein, und während des ganzen Vorganges wurden alle Veränderungen des Herzschlages und der Atmung sowie die anderen durch den Aether erzeugten Symptome aufgezeichnet. Bereits am 6. Februar konnte ihr Bericht in der „Gazette médicale de Paris", S. 101 veröffentlicht werden. Im ganzen wird darin über neunzehn Einzelversuche verhandelt. Ich erwähne dieses ehrende Beispiel wissenschaftlichen Opfermutes unserer Landsleute, weil es sonst, soweit ich sehen kann, überall in Vergessenheit geraten ist.

Mittlerweile war der unerquickliche Streit zwischen Jackson und Morton über das Eigentumsrecht an der Entdeckung ausgebrochen. In einem an die Pariser Akademie gerichteten Briefe Jacksons vom 13. November 1846, der dort am 18. Januar 1847 verlesen wurde, und in drei späteren Briefen aus den nächsten Monaten nahm Jackson jenes Recht ganz allein für sich in Anspruch und bestritt auch, daß er jemals von Wells etwas über den Aether erfahren habe. Gleichzeitig veröffentlichte Morton, der mittlerweile in seiner Praxis den Aether mehrere dutzendmal angewendet und bewährt gefunden hatte, eine Schrift von vierzehn Seiten unter dem Titel „Mortons Letheon", worin vor der Verletzung seiner Eigentumsrechte an der Entdeckung gewarnt wurde. Auch bei der Pariser Akademie machte er durch einen Brief, der in ihr am 17. Mai verlesen wurde, seine Ansprüche geltend. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Europa standen Parteien sich gegenüber, die für den einen oder den andern eintraten. Wir haben gesehen, wie beiden das große Verdienst gemeinsam zukommt, und wollen deshalb den Namen beider mit Dank nennen. Die Pariser Akademie der Wissenschaften erteilte 1850 einen Preis von je 2500 Franken an Jackson und an Morton gleichzeitig, dem einen für die Entdeckung der tief einschläfernden Kraft des Aethers, dem andern für deren Anwendung. Das muß uns auch heute noch, wo die leidenschaftliche Erregung über die Priorität längst verschwunden ist, als richtig erscheinen.

Schwer nur und widerwillig ertrug es Jackson, daß Morton ihm hier gleichgestellt wurde. In einem Briefe an die Pariser Akademie, der am 17. Mai 1852 verlesen wurde, fragte er, ob Morton durch die Zuwendung des Preises als Entdecker oder einfach nur als Verbreiter der Entdeckung betrachtet werde. Die Akademie berief sich kurz auf den Wortlaut ihres Entscheides von 1850; der Preis sei verteilt worden „an Herrn Jackson für seine Beobachtungen und Versuche über die gefühllosmachenden Wirkungen der Einatmungen des Aethers, und gleichmäßig an Herrn Morton für die Einführung dieser Methode in die ausübende Chirurgie gemäß den Angaben des Herrn Jackson." Aber Jackson konnte kaum den Empfang dieser Antwort abwarten, denn schon am 14. Juni 1852 wurde ein weiterer Brief von ihm verlesen, worin er die Akademie nochmals aufforderte, zu sagen, ob er oder Morton der wahre Entdecker sei. Man verwies ihn kühl auf den ersten Bescheid. Im ganzen hat Jackson siebenmal an die Pariser Akademie in dieser Sache geschrieben, Morton viermal.

Auch dem emsigen Morton brachte das Glück der leidenden Menschheit

Digitized by Google

wenig persönliches Glück. Die Thätigkeit in dem Streite mit seinem Nebenbuhler ruinirte ihn. Vier- oder fünfmal bat er das Parlament in Washington um Geldunterstützung, aber vergebens. Er verließ seinen Beruf, der ihn nicht mehr ernährte, betrieb während der letzten Jahre seines Lebens in Wellesley, Mass., Landwirtschaft und nahm später seinen Wohnsitz in New-York. Hier starb er am 15. Juli 1868, wie ich bei Cl. Bernard erwähnt finde, in einer dem Elende nahen Armut. Bald nachher ließ ihm ein Mr. Thomas Lee in dem öffentlichen Park der Stadt Boston ein stattliches Denkmal errichten, dessen Sockel die Inschrift trägt: „Zur Erinnerung an die Entdeckung, daß Einatmen von Aether gegen Schmerz unempfindlich macht. Zuerst der Welt gezeigt im allgemeinen Krankenhause zu Boston, Oktober 1846“ — eine merkwürdige Illustration zu den Sorgen und der Not von Mortons Dasein.

Und Jackson? — Nachdem er seit Ende 1846 den Hauptanteil der Ehren genossen, die das Bekanntwerden der neuen Eigenschaft des Aetherdampfes ihren Entdeckern gebracht hatte, wurde er gegen 1873 geisteskrank durch die Aufregungen und die Verdrießlichkeiten des immer noch nicht rastenden Streites, in den er hinein geraten war, und er verbrachte den Rest seiner Jahre in einer Pflegeanstalt zu Somerville in Mass., wo er am 28. August 1880 starb.

Welches Schicksal dieser drei für alle Zeiten so verdienten Männer! — Jackson starb geisteskrank, Morton arm und Wells geisteskrank, arm und polizeilich verfolgt.

III.

Frühere Bestrebungen. — Deren Erfolglosigkeit. — Zustand 1846. — Folgen der Entdeckung für die Chirurgie. — Vorherige Anwendungen des Aethers.

Endlich war das Ziel alter und wiederholter Anstrengungen erreicht, die furchtbaren Schmerzen notwendiger chirurgischer Operationen zu umgehen und doch alles das thun zu können, was dem Kranken zum Heile diente. Nicht mit Unrecht hat ein schottischer Gynäkologe, wie wir hören werden, der Verteidigung wegen sich darauf berufen, daß Jehovah den Weg dazu gewiesen habe, denn es stehe geschrieben im 1. Moses 2, 21: „Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und nahm seiner Rippen eine, und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte es zu ihm.“ Ich erinnere an die wunderbare Darstellung dieser Scene in dem Deckengemälde Michael Angelos in der Sixtinischen Kapelle. Die prächtige Gestalt der Eva steigt gleichsam wie aus der Seite des Mannes empor und beugt sich anbetend vor ihrem Schöpfer, während Adam mit Kopf und Schulter an einen Baum gelehnt und mit erschlafften Gliedern im Grase ruhend noch von tiefem Schlaf umfangen ist.

Eine Trägerin der frühesten menschlichen Gesittung, Aegypten, machte jedenfalls den Versuch, Aehnliches zu erreichen. Wir lesen im Homer, Od. 4, 219, wie Helena dem tief trauernden Telemach und seinen Genossen das ägyptische *φάρμακον νηπενθὲς* in den Wein mischte.

Digitized by Google

„Aber ein andres ersann nun Helena, Tochter Kronions.
Schnell in den Wein warf sie, davon sie tranken, ein Mittel,
Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis.
Kostet einer davon, nachdem in den Krug es gemischt ward,
Nicht an dem ganzen Tage benetzt ihm die Thräne das Antlitz,
Nicht ob selbst gestorben ihm wäre Vater und Mutter,
Nicht ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
Tötete feindliches Erz und er mit den Augen es sähe.
Sieh, so heilsam war die künstlich bereitete Würze,
Welche Helenen einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
In Aegypten geschenkt. Dort bringt die fruchtbare Erde
Mancherlei Säfte hervor in guter und schädlicher Mischung,
Dort ist jeder ein Arzt und übertrifft an Erfahrung
Alle Menschen, denn wahrlich, sie sind vom Geschlechte Paëons."

Auch wenn alles in dieser Erzählung nur Dichtung ist, so zeigt sie uns do als Wahrheit den unablässigen Drang des Menschen, abzuwehren, was an innere und äußeren Schmerzen von den Göttern über ihn verhängt wird, es abzuwehre noch ehe der Trunk aus dem Lethe auch von der Erinnerung jeden Erdenre hinwegspült. Was die Griechen uns hierüber hinterlassen haben, ist wen greifbar. Räucherungen in den Tempeln des Asklepios werden erwähnt un Betäubung, die sie hervorrufen sollten; aber sie hatten wahrscheinlich nur de Zweck, dem hilfesuchenden Kranken äußerlich die Sinne etwas zu benebeln un ihm den nötigen Respekt einzuflößen. Der Kranke nahm ein Bad und legte sic dann in der Vorhalle des Tempels zum Schlafen nieder. Aber der Schlaf wa ein natürlicher, die Priester machten währenddessen allerlei Manipulationen, un nun sollte im Traume das Heilmittel offenbar werden. Der jüngere Plinius und der in Rom zur ersten Kaiserzeit lebende griechische Arzt Dioskorides er zählen uns vom Stein von Memphis, der gepulvert und mit Essig gemengt an Körperteile aufgelegt wurde, die geschnitten oder gebrannt werden sollten. „Ab gestumpft wird dadurch der Körper, und er fühlt nicht, daß er gequält wird. Man hat das so erklärt: Der Stein von Memphis ist eine Art Kalk ode Marmor. Der Essig vertreibt daraus die Kohlensäure, und sie lähmt die äußere empfindenden Nerven. Daran ist nur richtig, daß die Kohlensäure eine gering derartige Fähigkeit besitzt, und daß auch in unserer Zeit versucht wurde, sie an Schleimhäuten zu verwerten. Man hat es jedoch darangegeben, weil zu wenig damit erreicht wurde; für die Verwendung bei chirurgischen Operationen kam gar keine Rede davon sein.

Wie es in alter Zeit mit schmerzhaften chirurgischen Operationen zuging das erfahren wir unter anderem aus der Geschichte des Volksmannes Cajus Marius durch Plutarch. Er litt an Krampfadern beider Beine, und sie waren ihm so lästig, daß er sie nach der damaligen allerdings sehr rauhen Method operiren lassen wollte. Es war Gebrauch, daß der Kranke das zu operirend Glied festbinden ließ. Marius verweigerte das und ertrug die Operation auch so, ohne zu seufzen oder eine Miene zu verziehen, für welche Standhaftigkei sein Biograph ihn gebührend belobt. Als nun der Wundarzt das zweite Bein

Digitized by Google

Angriff nehmen wollte, hielt diese Tugend nicht mehr vor. Er zog es zurück mit den Worten: „Ich sehe, daß die Heilung der Schmerzen nicht wert ist.“ Der Schönredner Cicero bemerkt dazu in seinen Tuskulanen: „Als Mann ertrug er den Schmerz, als Mensch wollte er ohne dringende Notwendigkeit einen größeren nicht ertragen.“

Noch eine andere Thatsache aus dem Altertum scheint mir hier erwähnenswert, obschon sie nicht unmittelbar zu unserem Gegenstande gehört, es ist die Betäubung eines Menschen vor seiner Hinrichtung. Wurde bei den Römern einer zum Tode geführt, so waren sie barbarisch genug, ihm durch absichtliches Anthun von Schmerz die Sinne zu erregen (auch bei unseren christlichen Vorfahren noch aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert begegnete ich ganz demselben in gräßlicher Form); sie geißelten ihn. So geschah es, wenn der kriegsgefangene Häuptling vor dem Wagen des Triumphators über das Forum zum tarpejischen Felsen geführt wurde, um dort in die Tiefe gestürzt zu werden, und ebenso, wenn der Verbrecher zum Thore hinaus geschleppt wurde, um draußen den Kreuzestod zu erleiden. Anders bei den Juden, die trotz aller Beschwindigkeit, womit sie die Todesstrafe zur Hand hatten, doch etwas menschlicher fühlten und handelten. Aus alten talmudischen Quellen finde ich berichtet: „Wird einer hinausgeführt zum Tode, so gibt man ihm einen Becher gewürzten Weines zu trinken, damit sein Geist umnachtet werde.“ Ferner: „Gebet berauschendes Getränk[1]) dem, der sein Leben verliert, und Wein denen, die Bitternis im Herzen tragen.“ Die Stelle bei Markus 15, 23 bezieht sich wohl auf diesen Gebrauch; der aus Wein und Myrrhe bestehende Trank wurde nicht angenommen. Läßt der griechische Ausdruck *ἐσμυρνισμένος οἶνος* keine andere Deutung zu als die Beifügung von Myrrhe zu gewöhnlichem palästinischem Wein, so verfehlte diese Mischung sicherlich den angeblichen Zweck.

Die Mandragora, der mit komischem Aberglauben umgebene Alraun unserer Vorfahren, ist auch auf diesem Gebiete von Bedeutung. Plinius unter anderen erzählt von ihm, seine Abkochung werde von den zu Operirenden getrunken, damit „das Schneiden und Stechen nicht gefühlt wird“. Es ist klar, daß das Mittelalter an dieser nutzlosen Anwendung festhielt, denn seine Heilkunde war kaum etwas mehr als ein blindes Nachtreten dessen, was das Altertum überliefert hatte, die „Dreckapotheke“,[2]) das heißt die arzneiliche Verwendung der verschiedensten menschlichen und tierischen Exkremente nicht ausgenommen. So finden wir dann, um aus den vielen Beispielen nur eines herauszugreifen, noch in dem Buche von Heinrich von Pfolsprundt, Bruder des deutschen Ordens, vom Jahre 1460 diese Stelle: „Wye man eynen schloffen macht, den man schneiden wolde, oder sunst gerne schloffen machen, der krangk were, vnd nicht schloffen kunde.“ Ein Schwamm, getränkt mit den Auszügen von Opium, Bilsenkraut, Alraun,

[1]) **Sicera**, ein aus dem Hebräischen stammendes Wort, das von den mittelalterlichen Schriftstellern in dieser Bedeutung gebraucht wird.

[2]) **Unter** diesem Titel in mehreren Auflagen herausgegeben von Ch. F. Paullini, fürstbischöflichem Leibarzt zu Münster, gestorben 1712 als Physikus seiner Vaterstadt Eisenach.

Digitized by Google

Schierling und einigen anderen unwesentlichen Pflanzen wird dem zu Betäubenden so lange auf Mund und Nase gehalten, bis er einschläft. Das Aufwecken bewirkt man durch Einlegen eines Zapfens aus Baumwolle in die Nase, der mit Essig, Fenchel und Oel getränkt ist.

Ich könnte über eine weitere lange Reihe von Anstrengungen berichten, die zum Zwecke des Auffindens einer für den Wundarzt brauchbaren Methode des Betäubens gemacht wurden, allein es ist wenig angenehm, die Geschichte unaufhörlicher Täuschungen und Mißerfolge zu schreiben. Der vorher citirte Ausspruch des Humphry Davy aus dem Jahre 1800 und dann wieder das Ausziehenlassen eines Zahnes in der durch Priestleys Gas bewirkten Narkose von H. Wells vom Jahre 1844 waren die ersten Dämmerstrahlen in der Nacht, die über diesem ganzen Gebiete von alter Zeit her lag. Nichts von allem, was von da und dort angepriesen worden war, hatte vor der Erfahrung die Probe bestanden. Der zu Operirende war mit den gewöhnlichen Schlafmitteln nicht zu narkotisiren, denn keines von ihnen, nicht einmal das allerbeste, das 1816 durch den Apotheker Sertürner in Einbeck entdeckte Morphin, diese das Gehirn so wunderbar einschläfernde Substanz, lähmte den Sitz des Bewußtseins und der Empfindung tief genug, um dem gewaltigen Nervenreiz zu widerstehen, den das schneidende Messer oder das glühende Eisen machte. Der Kranke wurde nach und nach sinnlos. Weil das Morphin die Organe des Verstandes gefangen hielt, wehrte er sich gegen die Hand, die ihm auf dem Wege des Schmerzes das Gute zufügen wollte. Immer wieder hatte die Erfahrung gelehrt, daß ein ganz wacher Mensch in einem qualvollen Empfinden chirurgischer Eingriffe besser zur Ruhe und zur Fassung gelangt als ein durch Opium oder Morphin eingeschläferter.[1] Wollte man aber den unlösbaren Schlaf durch Steigern der Gabe erzwingen, so würde das sehr leicht zur Tötung des Kranken führen, denn diese Gabe des

---

[1] Was man mit dem Morphin, besonders in Form der Unterhauteinspritzung zum Abhalten von Schmerzen anderer Art erreichen kann, das erfuhr ich bei einer Gelegenheit, an die ich in den fünfundzwanzigjährigen Jubelfeiertagen erinnert werde, wo ich dieses schreibe. Am Abend des 16. August 1870 übernahm ich, als Stabsarzt der Avantgarde der 16. Division unter Oberst v. Rex beigegeben, vom Schlachtfelde von Rezonville über einhundertundachtzig Verwundete, wovon etwa die Hälfte schwerverwundet, um sie in der von mir rasch zum Feldlazarete umgewandelten Pfarrkirche von Gorze unterzubringen. Sie wurden mir auf Leiterwagen an die Freitreppe der Kirche herangefahren, mußten hier abgeladen und auf Tragbahren hinaufbefördert werden, um in der Kirche ihr Strohlager zu finden. Ich hatte mir die Schmerzhaftigkeit des Abladens, Transportes und Bettens unter so primitiven Verhältnissen überlegt und deshalb eine Flasche einer einprozentigen Morphinlösung durch meinen Feldapotheker Hermann anfertigen lassen. Ehe nun einer der Verwundeten vom Leiterwagen herabgenommen wurde, bekam er durch den Assistenzarzt Dr. Ropertz zuerst eine Spritze voll, die gewöhnliche schlafmachende Gabe, unter die Haut. Es wurde dann fünf Minuten gewartet und nun fand die Abladung, Weiterbewegung und das Lagern statt. Der Erfolg war, daß kein Schmerzenslaut sich hören ließ und die erste, wahrscheinlich schwerste Nacht nach der Verwundung in bester Ruhe verging. Damit war jedenfalls auch ein guter Teil von Widerstandskraft für den weiteren Verlauf gerettet. Mit nichts anderem hätte ich bei der großen Zahl der Fälle das so sicher zu stande gebracht.

Digitized by Google

Morphins lähmt die Nervenzentren und das Herz so tief und dauernd, daß eine Erholung unmöglich wird, während der Aether die umgekehrte Fähigkeit besitzt — tief und flüchtig zu lähmen. Von der wüsten Betäubung durch die Mandragora, den Schierling und ähnlichen Mitteln war man längst abgekommen. Der von Dr. Braid in Manchester 1843 eingeführte Hypnotismus erwies sich als nur in einer ganz kleinen Anzahl von Fällen und bei geringfügigen Operationen von einigem Wert.

Alle derartigen Versuche waren um das Jahr 1846 von den Chirurgen der zivilisirten Welt darangegeben. Wer ihren blutigen Beruf ausüben wollte, der wußte, daß sein Ohr das Stöhnen, Klagen und Schreien nicht hören und daß seine Hand vor ihnen nicht beben durfte, wenn es galt, das begonnene schmerzhafte Werk zum guten Ende zu führen. Gewappnet mit so viel oder so wenig moralischer Widerstandskraft, als er eben besaß, legte der Kranke sich auf den Operationstisch oder wurde schon halbtot vor Furcht darauf gelegt, und der Arzt und seine Helfer mußten sich der Worte aus dem Philoktet von Sophokles erinnern:

„Nicht darfst du zürnen dem,
Der, gepeitscht von Schmerzensqual,
Aufschreit besinnungslos."

Die Operationssäle der Hospitäler und Kliniken hallten wider von dieser naturgemäßen Rückwirkung der Empfindungsnerven gegen die ihnen zugefügten Qualen, und um jene Orte eilte zu gewissen Stunden des Tages der gesunde Mensch in weitem Bogen scheu herum, wie in früheren Jahrhunderten der freie um das Gerichtsgebäude, das die Folterkammer barg.

Aber nicht allein, daß der Kranke von jetzt an unendlich besser daran war und daß der Arzt durch seine Schmerzen nicht mehr gestört wurde, die schmerzlose Ausführung der Operation förderte wesentlich die Aussichten auf ein günstiges Ergebnis. Früher war mancher Operirte, nachdem alles gut gelungen, bald nachher dem Tode verfallen, der einfach eine Folge der Schmerzen war. Der Arzt konnte und wollte nicht einhalten, wenn er mitten in seinem sachgemäßen Handeln durch das Flehen und Jammern des Kranken dazu aufgefordert wurde; das Ende davon war jene Erschöpfung der Nervenzentren, die in Form einer allmälich auftretenden Lähmung der Atmungs- und Herzthätigkeit den Kranken bald dahinraffte. Ferner konnte jetzt jede Operation mit viel mehr Ruhe, Gründlichkeit und Ausdauer vollzogen werden, und endlich machte die tiefe Einschläferung des Kranken, die lange hinausgezogen werden durfte, gewisse Operationen möglich, die ohne das unmöglich geblieben waren. Es stand nun kein Hindernis mehr im Wege, daß der Arzt stundenlang seine Finger und Instrumente in den empfindlichsten Geweben umherbewegte, um eine böse Geschwulst zu entfernen, kranke Knochen herauszunehmen, einen tiefsitzenden Eiterherd zu öffnen oder große Hautverluste durch kunstvolle Ueberpflanzung zu ersetzen. Eine ganze Reihe neuer und zum Teil lebensrettender Methoden und Operationen ist aus der Erfindung der chirurgischen Schmerzlosigkeit hervorgegangen. In einer

Digitized by Google

Tiefe, die früher undenkbar war, wird heute das Innere der Schädelhöhle und des Rückenmarkkanals nach vorhandenen schweren Störungen durchsucht und sehr oft davon befreit; furchtbare Qualen, die der Kranke vorher zu erdulden hatte, werden ihm fortgenommen, ohne daß er von dem gewaltigen Eingriff mehr als die erträglichen Nachwirkungen empfindet. Und was die Narkose nach blutigen Schlachten leistet, das haben mir persönlich die Tage gezeigt, die auf Königgrätz und Mars-la-Tour folgten. Der Schwerverwundete weiß heute, daß mit der Ueberführung in das Feldlazaret seine Schmerzen aufhören, während sie früher infolge der notwendigen Eingriffe hier erst recht begannen.

Nichts kann besser die gewaltige Wirkung des Aethers und des Chloroforms als Schmerzverhüter in wenigen Strichen uns vor die Augen führen als die jedem Operateur so bekannten Worte manches Operirten, wenn dieser, bereits verbunden und frisch gebettet, die Augen aufschlägt, verwundert um sich blickt und fragt: „Herr Doktor, fangen Sie bald an?" Und nun das Gefühl der Freude, wenn er jetzt hört, daß wirklich alles beendet ist, wovor er, als er sich auf das Operationsbett legte, so unsägliche Scheu und Besorgnis hatte. Folgt dann dem Einatmen des Einschläferungsmittels kein Unbehagen, sondern fühlt sich der Kranke so gut, wie es sein vorheriger Zustand erlaubt, so läßt sich die Größe der Wohlthat nur von dem ermessen, der solches einmal als Leidender oder wiederholt als Arzt erlebt hat.

Freilich, so leichten Kaufes kommt der Aether- oder Chloroformatmer nicht immer davon. Die allen Medizinern bekannte „schlechte" Narkose gehört nicht zu den Seltenheiten. Langsam, unter zuweilen arger Aufregung des Kranken zieht sie heran, durch immer neue Mengen Aether oder Chloroform muß sie erzwungen werden, und wenn sie vorüber ist, so stehen alle Erscheinungen eines überstandenen wüsten Rausches in ihrem Gefolge. Das alles hat in den ersten Monaten seiner Aetheranwendung Professor Dieffenbach in Berlin in dem bereits citirten Büchlein schon beschrieben. Er zählt auf und schildert den ohnmächtigen Rausch, den heiteren, den albernen und den tobenden Rausch,[1]) die der vollen Gefühlslähmung vorangehen können. Allein selbst bei der schlimmsten Form der Narkose überwiegt der Vorteil, denn was bedeutet das lästigste, aber vorübergehende Unbehagen gegenüber der Befreiung von der oft furchtbaren Pein des ärztlichen Eingriffes, wie diese vor 1846 unabwendbar war? — Allerdings, was den Schmerz tötet, kann auch das Leben töten, aber wir werden hören, daß diese Gefahr heute gering genug geworden ist, um für niemand mehr ein Hindernis zur Nutzbarmachung der großen Wohlthat zu sein.

Sicher ist, daß Jackson seine Kenntnis von der ohne Gefahr tief einschläfernden Wirkung des Aethers vier Jahre lang besaß, sie gelegentlich an sich und seinen Schülern anwandte und doch erst durch den strebsamen Morton sie ausüben ließ. Es wird uns im Hinblick auf diese geistige Trägheit bei einem unzweifelhaft klug und wissenschaftlich veranlagten Manne nicht wundern, zu vernehmen,

[1]) Vergleiche C. Binz, Ueber den Traum. Bonn 1878. S. 23 ff.

Digitized by Google

daß die Wirkung des Aethers schon anderwärts und vorher bekannt und zu demselben Zwecke benutzt worden war, ohne daß die Welt davon erfahren hatte. Beddoes, derselbe, der mit Davy zusammen in Clifton das pneumatische Institut betrieb, veröffentlichte 1794 Briefe von R. J. Thornton, einem hervorragenden Londoner Arzte, worin er dessen Versuche mit Aether an Lungenkranken mitteilte. Der eingeatmete Aether erleichterte sie von dem Gefühl des Schmerzes und der Beklemmung; und ferner war es gelungen, eine Kranke mit heftiger Entzündung der einen Brust bis zur Bewußtlosigkeit zu ätherisiren. Der französische Toxikologe Orfila machte Hunde, denen er Aether in den Magen oder unter die Haut brachte, gefühllos. Der schottische Toxikologe Christison erwähnt einen jungen Mann, der nach Einatmen von Aether in vollständige Bewußt- und Gefühllosigkeit geraten war. Das war in den zwanziger und dreißiger Jahren. Und im Jahre 1842 gar wurden mehrere Operationen am Menschen in tiefer Aethernarkose ausgeführt. Das geschah durch den Wundarzt W. C. Long in Athens in den Vereinigten Staaten. Long hatte nichts darüber veröffentlicht und die Versuche nicht fortgesetzt. Erst als der Ruhm seiner beiden Landsleute in Boston die Welt zu erfüllen begann, trat er mit seiner Priorität hervor. Sie wurde theoretisch anerkannt, aber zur Seite gelegt, weil man mit Recht fragte, weshalb er seine schönen Erfahrungen nicht weiter verfolgt und sie der Welt mitgeteilt habe. Ob Jackson davon gehört hatte, als er in den letzten Oktobertagen 1846 den Aether bei großen Operationen im Hospital zu Boston anwenden ließ, ist mindestens zweifelhaft. Er räumte ein in einem Briefe vom 1. Mai 1847, daß er Erfahrungen anderer über die giftigen Wirkungen des Aethers gekannt habe, aber niemand — so sagt er — habe vor ihm gewußt, daß ein Schwinden des Gefühls von sicherer und kurzer Dauer damit erreicht werden könne.

(Schluß folgt.)

Gustav Freytag als Dramatiker.

Von

Ludwig Fulda.

Als ich im Frühsommer 1894 zum erstenmal Gustav Freytags Haus betrat, um dem verehrten Manne für teilnehmende Förderung zu danken, da war mein erster Eindruck freudige Ueberraschung, den Achtundsiebenzigjährigen in so kraftvoller Rüstigkeit vor mir zu sehen. Seine hohe, ungebeugte Gestalt, die klaren Augen, der Mangel jeder Furche in der breiten Stirn und den vollen roten Wangen, das noch immer blonde Haar und dazu sein elastischer Gang,

Digitized by Google

die Frische seiner Bewegungen und seiner Rede — alles vereinigte sich, um den Glauben zu erschweren, daß dieser selbe Mann schon der frühesten Jugend meiner Generation als ehrwürdiger Patriarch deutscher Poesie vorgeleuchtet hatte. Sein Abend bedeutete kein greisenhaftes Bergabgleiten, sondern nur ein behagliches Ausruhen auf der Höhe eines herrlich angewandten Lebens. Daß er den Ehrensitz einnahm über dem Alltag und über den Parteien, verdankte er ja nicht nur seinem Verdienst und seinem Alter, sondern auch der sicheren Vornehmheit, mit der er sein Lebenswerk abgeschlossen vor dem Ermatten. So vollständig und so grundehrlich war dieser Abschluß, daß er selber in seinen Lebenserinnerungen den gesamten Ertrag seines Schaffens zu betrachten vermochte mit einer kritischen Unbefangenheit und Objektivität ohnegleichen. Aber vom aussichtsreichen Gipfel fiel sein ungetrübter Blick nicht nur auf die abgeklärten Thäler der Vergangenheit, sondern auch auf die staubige Arena der Gegenwart. Daß er nicht alterte, bewies er trotz allem jähen Wandel der Zeiten am besten durch sein Verständnis für die Jugend. Nicht vieles mochte er völlig gutheißen; von mancher Verirrung wandte er sich unwillig ab; aber dafür sah er doch auch wieder in manchem sich absurd geberdenden Most den künftigen Wein. Ich werde es, so lange ich lebe, nie vergessen, mit welchem väterlichen Anteil er über die jüngsten hoffnungsfreudigen Anläufe des deutschen Dramas zu mir sprach. Denn so weit er sich das Gebiet eigenen Wirkens gesteckt, so reiche Früchte er sich von anderen Aeckern heimgeholt hatte, am Drama hing er doch bis zuletzt wie an einer glücklichen Jugendliebe. Gern und eifrig suchte er die Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Theaters aus der Natur einzelner Talente herauszulesen; gerade in diesen Blättern hat er ja noch kürzlich von seinem lebendigen Interesse für die jüngste Phase unserer dramatischen Kunst ein beredtes Zeugnis abgelegt. Und sollte irgend ein „ehrlicher Junge", wie er die Werdenden gerne bezeichnete, fürderhin etwas Ganzes und Dauerndes zu leisten berufen sein, dann mag es wohl schmerzen, daß auf diesem gütigen Antlitz das milde Lächeln der Zustimmung nicht mehr erglänzen soll.

Ohne quälendes Siechtum, ohne peinliches Welken ist er von uns gegangen — einer jener seltenen Auserwählten, deren Dasein im Gesamtbilde nicht brüchig und fragmentarisch erscheint, sondern dem Beschauer sich fast wie zu einem vorbedachten und schön vollendeten Kunstwerk zusammenrundet. Er hat von seiner Natur alles das eingefordert, was sie gewähren konnte, alles das und nur das. Diese maßhaltende Weisheit, diese unbestechliche Selbstbegrenzung hat ihm gerade auf dem heißen Boden des Dramas zum Segen gereicht und wird vorbildlich bleiben müssen für alle Schaffenden, denen nicht der treibende Dämon des Genies die Pfade bestimmt.

Unserem flinken Geschlecht, das auf rasche Aussaat rasche Ernte verlangt, muß es schier unbegreiflich dünken, daß der beispiellose Erfolg seines einzigen modernen Lustspiels den Dichter nicht abhalten konnte, sich gänzlich anderen Aufgaben zuzuwenden, daß er darnach nur noch einmal, sechs Jahre später, sich zum Drama zurückwandte und nach Vollendung einer Tragödie hohen Stils

Digitized by Google

noch ein volles Menschenalter lang dichterisch thätig war, aber auf die fernere Ausübung seiner am meisten bejubelten und am meisten beneideten Kunst endgiltig verzichtete.

Den Autor, der in seinem letzten Willen die Veröffentlichung alles Unfertigen sich verbat, erfüllte die gleiche Scheu auch vor dem Allzufertigen: die flache Routine war ihm ebenso verhaßt wie der Dilettantismus. Die Poesie galt ihm nicht für müßiges Getändel, nicht für die schöne Form eines beliebigen Inhalts; er schwieg, wenn er nicht Gewichtiges in ihr zu sagen hatte. Daß aber kein innerer Zwang ihn zum dramatischen Schaffen zurückrief, das war nicht so sehr durch persönliche Wandlungen begründet als durch den Lauf der Zeit, für deren Forderungen er ein so feines Ohr und ein so zartes Gewissen besaß.

Vom Geiste der Zeit sind Freytags Dramen gezeugt; ihre bleibende, kulturhistorische Bedeutung besteht darin, daß sie die bewegende Kraft eines bestimmten Abschnitts deutscher Geschichte in sich verkörpern. Sie begleiten den Kampf des Bürgertums um die politische Selbständigkeit und Macht; sie schließen ab mit seinem Siege.

In Freytags jungen Jahren erwachte der deutsche Michel eines schönen Morgens aus seinen romantischen Träumen und begann sich darüber zu verwundern, daß er die französische Revolution verschlafen hatte. Die Unerquicklichkeit, Unfreiheit und Zerrissenheit seines staatlichen Daseins wurde ihm plötzlich klar und ließ sich durch den Hinweis auf die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters nicht länger vertuschen. Die tiefe und allgemeine Unbefriedigung machte auch vor der stillen Kammer des Dichters nicht mehr Halt; aber während die einen aus der dumpfen Enge der wirklichen Welt in das blaue Reich der Ideale flüchteten und in der Poesie die zeitlose Trösterin irdischen Jammers erblickten, stiegen die anderen, voran die Dichtergruppe des „jungen Deutschland", zur Walstatt hinab und sattelten ihren Pegasus nur, um ihn als schnaubendes Kampfroß zu tummeln. Da war es denn Freytags Mission, zu zeigen, daß der Poet, insbesondere der Dramatiker, nicht ein fanatischer Rufer im Parteistreite zu werden brauche, um der Zukunft Bannerträger zu sein.

Als der fünfundzwanzigjährige Breslauer Privatdocent keck zugreifend sein Erstlingswerk, „die Brautfahrt", entwarf, da mochte er diese Mission erst dunkel vorahnen. Noch spukte ihm die Romantik im Blut, und wenn auch sein klarer Verstand ihn die Bühne und ihre unumgänglichen Forderungen sogleich weit schärfer erfassen ließ, als es den Romantikern jemals hatte gelingen wollen, so blieb er doch vorläufig im Bannkreis ihrer Ideen befangen. Die abenteuerliche Brautwerbung Maximilians, des letzten Ritters, um Maria von Burgund sollte in der vollen Glorie der scheidenden Sonne des Mittelalters erstrahlen; aber um so beachtenswerter, daß neben dem eigentlichen Helden eine andere, modernere Gestalt in den Mittelpunkt drängte. Der lustige Rat Kunz von der Rosen ist nicht nur ein Namensvetter des Konrad Bolz, sondern sein unmittelbarer poetischer Ahnherr. Das übermütige Selbstgefühl des Mannes, der aus eigener Kraft

Digitized by Google

sich sein Leben gezimmert hat und mit fröhlicher Kühnheit dem Höchststehenden als gleichberechtigt an die Seite tritt, dieses Selbstgefühl des erwachten und erstarkten Bürgertums, hier lugt es schon siegesgewiß aus der romantischen Verkleidung hervor.

Siegesgewißheit gehört zu dem eigenartigen Humor, der in diesem Lustspiel zuerst aufblitzt und sich vom Kunz auf den Konrad vererbt. Als Humorist hat Freytag die stärkste Eigenart bewährt und dennoch aus tiefen Quellen des deutschen Charakters geschöpft. Darin wird er am längsten dauern und am schwersten nachzuahmen sein. Denn dieser so menschliche, so nationale Humor hat doch einer ausgeprägten Zeitstimmung seinen Ursprung zu verdanken: es ist der Humor einer aufsteigenden Zeit und einer aufsteigenden Klasse, und das verleiht ihm seine unwiderstehliche Jugendfrische.

Aber wie neben dem mutwilligen Kunz die kernhafte Männlichkeit Maximilians ihr Recht behauptet, wie später der gleiche Gegensatz dem Dichter noch wiederholt in Doppelhelden (Konrad Bolz und Oldendorf; Fink und Anton Wohlfahrt) lebendig wird, so läßt sich auch in Freytags eigenem Wesen das heitere Weltkind von dem ernsten Forscher und Streiter nicht trennen. Eine wunderliche, aber echt deutsche Mischung; denn selbst in dem gewaltigen Luther regte sich ab und zu der Eulenspiegel, und wer weiß, ob nicht Eulenspiegel selbst im Grunde seines Herzens mit schwerfälliger Treue an irgend einer Ueberzeugung hing, für die er freudig sein Schelmenleben gelassen hätte! Seltsam nur, daß die künstlerischen Ausdrucksmittel, die Freytag für die pathetische Seite seiner Natur auffand, weniger ursprünglich und persönlich wirken. Wie blaß erscheint Oldendorf neben Bolz, und wie schemenhaft der tragische Held des zweiten Freytagschen Bühnenwerks neben dem lustigen des ersten!

Trotzdem muß das einaktige Trauerspiel „Der Gelehrte" als entscheidender Fortschritt betrachtet werden; denn aus dem jungen Romantiker entpuppt sich darin der moderne Schriftsteller; sein Auge und Herz hat sich geöffnet für das Leid und die Sehnsucht seines eigenen Geschlechtes, und wie ein Losungswort für den Dichter selbst erklingt der Schlußsatz: „Ich gehe in das Volk." Unter dem Volk ist eben bei Freytag stets das aufstrebende Bürgertum zu verstehen, das sich den privilegirten Kasten mit gestiegenem Kraftbewußtsein entgegenstemmt. Aber der lastende Druck wurde in diesen vormärzlichen Tagen noch stärker empfunden als die Hoffnung auf Sieg; infolge dessen hat Freytag dasselbe Thema, das ihm später zu so markigem Frohsinn Anlaß gab, hier mit einer gewissen matten Niedergeschlagenheit behandelt. Dem jungen Gelehrten fehlt es an der Entschlußfreudigkeit, seinen Freunden wirksam zu dienen. Die Leitung eines Blattes, das — ganz wie in den „Journalisten" — als Hauptquartier der Partei gedacht wird, schlägt er aus. Ebenso wenig findet er den Mut, die adelige Geliebte an sich zu reißen; er geht in das Volk wie ein Entsagender, nicht wie ein Ueberwinder. Auch das jambische Gewand des Stückes kann nicht als glücklich bezeichnet werden. Der Vers war nicht die poetische Muttersprache des Meisters deutscher Prosa und ist seiner sonst so feinen Hand stets spröde

Digitized by Google

geblieben. Er wählte ihn hier wohl nur deshalb, weil der Schüler der Romantik das noch ungewohnt Moderne des Stoffes durch die Form mildern zu müssen glaubte. Ein maßgebender Stil für das Drama aus der Gegenwart fehlte damals in Deutschland ganz und gar, und die Wenigen, die sich darin überhaupt versuchten, mußten auf eigene Hand experimentiren.

Hier nun offenbart sich die oft gerühmte Tüchtigkeit der Freytagschen Natur. Der Dichter empfand seinen Beruf für das moderne Schauspiel; aber er empfand zugleich, daß ihm trotz einer äußerlichen Treffsicherheit noch das Handwerk fehle. Und er lernte das Handwerk seiner Kunst, so gründlich und gewissenhaft wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen. Manche geniale Begabung ist unserem Theater verloren gegangen, weil ihr zeitlebens das mangelte, was selbst die Mittelmäßigkeit durch einfachen Fleiß erwerben kann, und wenn deutsche Poeten auf den deutschen Brettern jahrzehntelang sich von französischen Routiniers verdrängt sehen mußten, so geschah es wahrlich nicht ohne ihre eigene Schuld. „Wir alle konnten nach dieser Richtung von den Franzosen lernen," sagt Freytag in seinen Lebenserinnerungen, und man darf zu seiner Ehre hinzufügen, daß er nur nach dieser Richtung von ihnen gelernt hat, daß sein Studium französischer Bühnentechnik ihm nicht wie anderen die nationale Eigenart beeinträchtigte.

Nur zwei Jahre liegen zwischen dem „Gelehrten" und der „Valentine" — freilich zwei Jahre unabläßiger Arbeit und eifrigen Verkehrs mit der praktischen Bühne. Aber diese Zeit erscheint doch erstaunlich kurz, wenn man die beiden Stücke mit einander vergleicht: dort eine weder schwungvolle noch charakteristische Versform, hier ein fließender, zwar nicht durchwegs natürlicher, jedoch mit Erfolg nach Natürlichkeit strebender Prosa-Dialog; das eine technisch mangelhaft und kaum aufführbar, das andere die reife Frucht eines fertigen Dramatikers und fast allzu sehr ein Theaterstück. Wie könnte sonst dieses Werk, das mehr als jedes andere Freytagsche Drama der unmittelbaren Tagesstimmung entsprungen ist und nur aus dieser heraus ganz verstanden werden kann, sich noch heute, nach fünfzig Jahren, in unserem Repertoire behaupten!

Das Stück spiegelt getreu die vormärzliche Situation. Schon in der ersten Scene wird dem heimkehrenden Helden von seinem Freunde zugerufen: „Du kannst deinem Vaterlande nützen; wir fangen an zu erwachen." Das Weltbürgertum tritt herausfordernd der Spießbürgerei und Kleinstaaterei in den Weg; der Sohn des Volkes mißt an einem engherzigen Regiment und einer lockeren Hofgesellschaft seine gesunde Kraft. Georg Saalfeld ist nicht mehr der bleichsüchtige Gelehrte, sondern der freie Weltmann, ein wenig sogar der Allerweltsmann und Tausendsasa. Er führt die Braut heim, statt ihr zu entsagen; er erlahmt nicht unter dem Drucke der Zeit, sondern er schüttelt ihn ab; er findet einen Standpunkt über den Dingen, von wo aus sie nicht mehr bedrohlich, sondern belächelnswert erscheinen: der Vertreter des neuen Prinzips hat Humor. Er ist männlich und fest wie Maximilian und Oldendorf und zugleich übermütig wie Kunz und Konrad. Eben deshalb ist er zuviel auf einmal, und obwohl ihm der moderne Geist durch einen längeren Aufenthalt in Amerika ausdrücklich

Digitized by Google

beglaubigt wird, kann er doch seine nahe Verwandtschaft mit der deutschen Romantik noch nicht ganz verleugnen. Die Handlung kann es auch nicht, und nicht zufällig treibt das bunte Zigeunervolk aus der „Brautfahrt" auch in ihr sein Wesen.

Es gehört allerdings für den Nachgeborenen nur geringe Einsicht dazu, um an einem Werke der Kunst das Veraltete zu entdecken. Desto ernstlicher wird er, wenn ihm eine Prüfung des Verdienstes obliegt, sich in die Zeit zurückversetzen müssen, in der das Werk entstanden ist. Mit solchem mutigen Griff und in so plastischer Gestaltung war damals das innerste Leben der Gegenwart noch nicht auf die Bühne gestellt worden; daher die zündende Wirkung.

Auch der ein Jahr später folgende „Graf Waldemar", den Freytag selbst ein Gegenstück zur „Valentine" nennt, hat sich von romantischen Elementen noch nicht völlig frei gemacht, wenngleich sie hier weniger willkürlich und weniger ausschlaggebend sind. Das abenteuerliche Spitzbubengesindel trägt zwar jetzt fürstlich russische Namen, gibt aber den Diebesbanden aus der „Brautfahrt" und der „Valentine" an nächtlicher Verwegenheit nichts nach. Um so erfreulicher tritt in der Haupthandlung und im Dialog die größere Sicherheit des realistischen Stils hervor. Der Klassengegensatz erzeugt auch hier den Konflikt; nur erhebt sich diesmal nicht der Sohn des Volkes zur Aristokratin, sondern der Aristokrat neigt sich in Liebe und Beschämung zur edlen Tochter des Volkes hinab. Dennoch ist die Familienähnlichkeit des gräflichen Waldemar mit dem plebejischen Saalfeld nicht zu verkennen. Auch Waldemar steht als Humorist über seiner Umgebung; nur hat sein Humor etwas Ironisches und Selbstzerstörendes. Er verspottet sein Dasein und fühlt sich als das Opfer seiner Privilegien. Ein weiterer Fortschritt der Zeitstimmung: der Adel scheint sich selbst aufzugeben und versucht durch eine Annäherung an das Bürgertum seine Regeneration. Wir würden zwar schwerlich glauben können, daß die schlichte Tugend des Bürgermädchens ein so verwüstetes Leben zu reinigen vermag, wenn wir nicht durch alle Verwilderung hindurch von Anfang an einen Kern männlicher Tüchtigkeit wahrnähmen, und wenn nicht dieser Waldemar einer der liebenswürdigsten Wüstlinge wäre, die je geschildert worden sind. Seine Verkommenheit läßt sich auffassen als ein mißbrauchter Ueberschuß von Gesundheit. In anderen Verhältnissen geboren, hätte er wohl ein energischer Volksmann werden können wie Saalfeld oder hätte wenigstens wie Bolz seinen Mutwillen auf ein paar unschädliche tolle Streiche beschränkt. Deshalb ist er auch der Liebling aller gastirenden Heldenspieler geblieben; denn nichts reizt sie mehr als die Darstellung einer Männlichkeit, die gefährlich und sympathisch zugleich erscheint.

Mit diesen beiden Stücken war Freytag in die erste Reihe der zeitgenössischen Bühnendichter getreten; aber mehr als fünf Jahre ließ er verstreichen, bevor er auf der so glücklich eingeschlagenen Bahn einen neuen Schritt wagte. Freilich — eines dieser fünf Jahre war das Jahr 1848! Auf einer größeren Bühne wurde jetzt der Entscheidungskampf gefochten, und der junge Dramatiker übernahm selbst eine bedeutsame Rolle in dem weltbewegenden Schauspiel. Als

Digitized by Google

politischer Journalist stritt er mit schwertscharfer Feder in den Reihen des Liberalismus, bis dessen endgiltiger Sieg gesichert und auch durch die wütendsten Anstrengungen der Reaktion nicht mehr aus der Welt zu schaffen war. Und wie ein unmittelbares Bild aus dem Lagerleben des geistigen Krieges, den er so wacker mitkämpfte, entstand ihm der Vorwurf zu seinem dramatischen Meisterwerk.

Wir können es bei diesen vielbewunderten und in ihrer Art nie wieder erreichten „Journalisten" uns nicht eindrücklich genug vergegenwärtigen, daß sie nicht ein zufälliger Griff, ein glücklicher Einfall sind, sondern zu jenen gleichsam providentiellen Werken gehören, welche der Stimmung einer politisch bewegten Epoche den prägnantesten künstlerischen Ausdruck verleihen. Darin stehen sie ebenbürtig neben Lessings „Minna von Barnhelm" und Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro". Und eben weil sie gleich jenen das Zeitliche ins Poetische steigerten, darum haben sie die vergängliche Situation, von der sie Wurzel, Wärme und Kraft empfingen, unverwelklich überdauert. Sie sind ein schlagender Beweis gegen die noch immer nicht ausgestorbene Ansicht, der echte Dichter stehe über seiner Zeit oder gar außer seiner Zeit. Wohl gilt für ihn das Wort Schillers: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." Aber Gegenstand des Gesanges kann dies Unsterbliche nur werden, solange es in der Seele des Dichters und seines Volkes noch nicht untergegangen ist.

Die Zuversicht des Streiters, der von seinem guten Recht überzeugt ist, in den „Journalisten" erhebt sie sich zum Triumphgefühl des Siegers. Ein vormärzlicher Konrad Bolz wäre undenkbar gewesen. Sein Uebermut entquillt dem Majoritätsbewußtsein, und sogar aus seiner Resignation klingt es wie ein Hurra. Mit heiterster Ruhe kann er für seine Person einer Führerrolle entsagen, weil er weiß, daß die vielen, mit denen er in Reih und Glied marschirt, in ihrer Gemeinsamkeit die Führer geworden sind. Darum konnte auch eine ganze Klasse ihm zujubeln als ihrem Lieblingshelden und ihrem typischen Vertreter. Er ist in dieser Hinsicht der Figaro des neunzehnten Jahrhunderts, nur ein Figaro nicht vor, sondern nach der Revolution und deshalb ohne alle Bitterkeit.

Wir stehen heute der Generation des Bolz zeitlich zu nah und innerlich zu fern, um den politischen Geist dieses Lustspiels voll zu würdigen. Der damalige Intendant der preußischen Hofbühne vermochte das besser und bekundete sein eindringliches Verständnis, indem er das Stück als bedenklich zurückwies. Aber wenn die Deutschen einmal zu einer wahrhaften politischen Komödie durchdringen sollten — und wer sollte es sonst, wenn nicht sie? — dann werden sie an dieses Werk anknüpfen müssen: unser einziges Lustspiel, welches den heißen Kampf der Zeit nicht nur zart berührt, sondern in durchsichtiger Verschleierung uns leibhaft vor Augen rückt.

Wie fast jeder große künstlerische Wurf, so sind auch die „Journalisten" gekennzeichnet durch den Fund eines eigenen, sozusagen immanenten Stils. Der Realismus der Charakteristik und des Dialogs gewinnt hier eine Meisterschaft, die in der „Valentine" und im „Waldemar" noch kaum angedeutet war und

Digitized by Google

von keinem Späteren, selbst nicht von den charakterisirungswütigsten Naturalisten übertroffen worden ist. Auch daraus läßt sich lernen, wie in der Kunst das Vollendete und das Unzulängliche kein ungefähres Nebeneinander sind, sondern wie der Lebensatem eines Werkes all seine einzelnen organischen Funktionen bestimmt. Nicht etwa mit mühevollem Vorbedacht hat der Dichter diese glänzenden stilistischen Vorzüge erarbeitet; sondern sie fielen ihm — sein früheres Können vorausgesetzt — mit der Idee selbst als reife Frucht in den Schoß. „Ich war unter das Völklein der Journalisten geraten", so erzählt er in den Erinnerungen, „und trug im Herzen die Bilder vieler närrischen Käuze, die ich kennen gelernt. Da machte es sich wie von selbst, daß ich dies Stück Welt, in welchem ich mit Behagen verkehrte, für mein altes Handwerk in Anspruch nahm. Die Vorbilder für die kleinen Typen der Charaktere fand ich überall in meiner Umgebung." Daß sich diese unmittelbare Umgebung ihm so leicht zu einem gestaltenreichen Bild zusammenfügte, das war seine Kunst; daß er aber nicht weiter zu greifen brauchte als in die wohlbekannte Nähe, um das Wesenhafte der Zeit lebendig in sein Gemälde zu bannen, das war sein Glück.

Und nun beantwortet sich die Frage von selbst, warum dieses Werk ohne Nachfolge geblieben ist, bei dem Dichter selbst wie bei anderen. Nicht alle Tage entrollt sich der gestaltenden Kraft ein so günstiger Prospekt. Die Poesie vermag einen Kampf zu begleiten und einen Sieg zu verherrlichen; aber die heimgekehrten Sieger, die sich nur noch des erkämpften Besitzes möglichst ungestört erfreuen wollen, sind kein poetischer Vorwurf mehr. Aus dieser heute gesättigten Klasse — dem gebildeten Bürgertum — setzt sich jedoch noch immer fast ausschließlich das Theaterpublikum zusammen. Die Großväter dieses Publikums hatten etwas zu erringen; die Enkel haben etwas Errungenes zu verteidigen, das ihnen von rechts und von links streitig gemacht wird. Der Liberalismus ist, kurz gesagt, aus der Offensive in die Defensive geraten, und der vierte Stand, der heute der kämpfende Stand geworden ist, hat bis jetzt weder eine Kunst aus sich erzeugt, noch vermag er an der bürgerlichen Kunst teilzunehmen — aus Mangel an Erziehung und an Geld. Von welchem Parteistandpunkt auch immer man diese Situation beurteilen mag, man wird zugeben müssen, daß sie einem aus den Kämpfen der Zeit geschöpften Drama und erst recht einem politischen Lustspiel so ungünstig wie möglich ist. Der echte Witz ist immer offensiv und oppositionell; er will etwas bekämpfen, etwas erkämpfen, nicht etwas erhalten. Der echte Humor aber bedarf zu seiner Entfaltung vor allem der Gemütsfreiheit; wer sich in die Enge getrieben fühlt, taugt ihm weder zum Helden noch zum Genießenden. Und so kommt es, daß wir zwar todesmutige Dramatiker haben, welche gegen ihr eigenes Publikum schreiben und sich einbilden, sie könnten von denen beklatscht werden, die sie bekriegen; aber keine, welche wie der Dichter der „Journalisten" in der beneidenswerten Lage wären, die vorwärtsstürmenden Empfindungen derer zu verkörpern, für die sie schaffen.

Ich glaube fast, daß Freytag selbst diesen Zwiespalt schon gefühlt hat, wenn er es auch niemals deutlich aussprach. In der „Technik des Dramas"

Digitized by Google

betont er zwar, daß die Deutschen für eine politische Komödie noch nicht reif seien; aber er fügt nicht hinzu, daß sie sich mittlerweile von diesem Ziele weiter entfernt hätten als je zuvor. Ihm selbst wenigstens konnte es jetzt nicht mehr erreichbar sein. Der große Kampf seiner Klasse, dem er seine ganze Jugend gewidmet hatte, war ausgekämpft, und an seine Stelle trat die aufbauende Arbeit. Diese zu schildern und zu feiern, dazu taugte das Drama nicht; dazu bedurfte es einer behaglicheren und breiteren Kunstform: des Romans. Auf die „Journalisten" folgte „Soll und Haben", und das von Julian Schmidt entlehnte Motto des Buches lautet: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." —

Als Freytag nach Jahren doch noch einmal zum Drama zurückkehrte, da hatte ihm nicht etwa ein neuer Konflikt die knappere und leidenschaftlichere Form wieder aufgedrängt, sondern er war seinem alten Thema treu geblieben. Abermals treibt ihn der Kampf zwischen dem aufblühenden Volk und der herrischen Aristokratie zu dramatischer Gestaltung; nur sind es diesmal Volk und Aristokratie — des alten Rom. Ein sehr bemerkenswerter und keineswegs äußerlicher Unterschied. Der ernste Streit seiner Jugend war dem Dichter inzwischen bereits historisch geworden, und aus der Geschichte des grauen Altertums holte er noch einmal herauf, was unsterblich im Gesang soll leben, aber was in seinem Leben schon untergegangen war.

Lediglich dieser nicht vom Dichter, sondern von der Zeit verschuldete Umstand gibt dem Trauerspiel „Die Fabier" eine gewisse akademische Kühle, die sonst in keinem Freytagschen Werke gefunden werden kann. Denn daß die strenge Tragik und noch mehr die gebundene Sprache seiner ursprünglichen Begabung ferner lagen, dies allein konnte bei einem so reifen und klaren Künstler den auffallenden Mangel nicht erklären. Wenn er in den „Erinnerungen" mit wehmütiger, aber rücksichtsloser Selbstkritik meint, „daß dies ein kleiner gelehrter Zopf sei, der ihm während der jahrelangen Entfernung vom Theater gewachsen," so hätte man ihm einwenden können, daß er zwischen dem „Waldemar" und den „Journalisten" genau ebenso lange pausirt habe, und daß damals die Zunahme der technischen Sicherheit trotzdem größer gewesen sei als hier die Einbuße. Nein, dieser kleine Zopf war dem ganzen Geschlecht gewachsen. Der „Gelehrte" und Oldendorf, Saalfeld und Bolz hatten ihre Aristokratinnen längst glücklich heimgeführt und mochten als gesetzte Herren mit leidenschaftslosem Anteil sich erzählen lassen, wie der plebejische Römer-Jüngling um die Patrizierstochter ringt — ein Märchen aus alten Zeiten.

Den „Fabiern" aber und der durch sie bedingten Vertiefung des Dichters in die Gesetze des tragischen Stils verdanken wir die interessante Schrift von der „Technik des Dramas". Nicht selten bietet sich das merkwürdige Phänomen, daß ein Künstler über die seiner Natur und seinem Schaffen ferner liegenden Kunstgattungen mit schärferer theoretischer Einsicht sich auszusprechen vermag als über diejenigen, die er selbst mit Meisterschaft ausübt. Denn bei den letzteren hat stets die Unbewußtheit das Beste gethan. Freytags Buch gewährt überall

Digitized by Google

die feinsten Aufschlüsse über das Wesen der Tragödie; es lehrt, wie man ein tragischer Dichter werden kann, vorausgesetzt, daß man es von Geburt schon ist: aber wie man der Dichter eines wahrhaft modernen Lustspiels wird, verschweigt es, und vielleicht wäre der Theoretiker in Verlegenheit gewesen, auf diese Frage eine ähnlich schlagende und erschöpfende Antwort zu finden, wie der Praktiker sie in den „Journalisten" gegeben hat. Aber auch wenn es ihm möglich gewesen wäre, aus dem glücklichen Einzelfalle allgemeingiltige Handwerksregeln zu folgern, er hätte es wohl verschmäht. Denn ohne daß er über die Gründe sich volle Rechenschaft ablegte, stand ihm doch die Thatsache fest, daß die höchste Gattung der Komödie auf der modernen Bühne zunächst kaum möglich sei, und sein Hinweis auf die Zukunft klingt nicht eben tröstlich: „Wenn erst Schwäche der Fürsten, politische Spießbürgerei des Städters, Hochmut des Junkertums, die zahlreichen sozialen Verbildungen unserer Zeit ihre heitere und stilvolle Verwendung in der Kunst gefunden haben, dann wird es auch eine ausgebildete Technik des Lustspiels geben." Mit anderen Worten: wir können noch recht lange darauf warten.

Das Menschenalter, das seit dem Erscheinen der „Technik des Dramas" verflossen ist, hat auf dramatischem Gebiet für Inhalt und Form entscheidende Umwälzungen gebracht; es hat die Tragödie hohen Stils in den Hintergrund gedrängt, und die Versuche, künstlerisches Neuland zu erobern, mußten vor allem die Notwendigkeit neuer technischer Hilfsmittel fühlbar machen. Democh glaube ich, daß auch heute noch kein angehender Dramatiker das Buch ohne wesentlichen Nutzen lesen wird, und besonders für solche wäre es empfehlenswert, die dem thörichten und eitlen Wahn verfallen sind, man könne die Kunst beliebig von vorn anfangen. Selbst das größte Genie dürfte auf keinem Gebiete menschlicher Bethätigung den Schatz von Erfahrungen ungestraft übersehen, den unzählige Generationen mühevoll erarbeitet haben; ja sogar die Titanen mußten, als sie den Himmel stürmen wollten, erst den Ossa auf den Pelion setzen. Und gerade Gustav Freytag sollte darin den jungen Heißspornen zum Vorbild dienen: ein Mann, der es sich sauer werden ließ, auf die Höhe seines Talentes zu steigen und, dort angelangt, zugleich auf der Höhe der Bildung seines Volkes stand.

Solche Männer thäten uns not; denn an Talenten fehlt es nicht. — —

Es ist einer der am nachdrücklichsten betonten Lehrsätze der Freytagschen Technik, „daß Spannung des Hörers nicht durch die Charaktere hervorgebracht wird, wie interessant diese sein mögen, sondern nur durch das Gefüge der Handlung." An anderer Stelle hat er freilich diesen Satz eingeschränkt oder richtiger vor Mißdeutungen geschützt, indem er sagt, wo die Fähigkeit zu charakterisiren gering sei, könne vielleicht ein bühnengerechtes, nie aber ein bedeutendes Werk geschaffen werden. An solchen nur bühnengerechten Werken hat das deutsche Theater lange Zeit gekrankt, und die Reaktion des Naturalismus gegen die flache Aeußerlichkeit der sogenannten spannenden Handlung war daher durchaus berechtigt. Aber man verfiel, wie das zu geschehen pflegt, sogleich ins Extrem, und naturalistische Doktrinäre verkündeten mit Emphase, die Handlung

Digitized by Google

sei überhaupt gänzlich Nebensache, und suchten das Drama zur analytischen Charakterstudie herabzudrücken. Man braucht nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß Drama auf deutsch Handlung heißt, um das Absurde dieser Doktrin zu enthüllen, von der übrigens die schaffenden Naturalisten im Gegensatz zu den kritischen sich mehr und mehr loslösen. Auch hierin könnte ihnen Freytag vorbildlich sein; denn daß Handlung und Charakteristik zwei völlig gleichberechtigte Faktoren sind, von denen keiner auf Kosten des andern ohne empfindlichen Abbruch des Ganzen vernachlässigt werden darf, das läßt sich an den „Journalisten" wie an einem Musterschema begreifen.

Aber man thut der jüngsten dramatischen Generation wahrlich Unrecht, wenn man sie nur als ein Häuflein verirrter und verbohrter Naturalisten auffaßt und sie von einem rein ästhetischen Standpunkt aus beurteilt beziehungsweise verurteilt. Diese oberflächliche und pharisäische Anschauung hat Freytag selbst nicht geteilt. Dem neuen Stil, nach dem sie noch tastend und manchmal mit recht herzhaften Fehlgriffen suchen, entspricht auch ein neuer Inhalt. An Stelle des ausgelebten politischen Gedankens ist der soziale Gedanke getreten; er wird das nächste Jahrhundert und infolge dessen auch die Kunst des nächsten Jahrhunderts beherrschen. Kein moderner Mensch, der diesen Namen verdient, kann sich ihm mehr entziehen; er erfüllt uns alle, ob in den klaren Vorstellungen der Verstandeswelt oder in den dunklen Tiefen des Gemütslebens. Ihn abwehren, heißt die Augen am hellen Tag verschließen; ihn der Kunst verbieten, heißt ihr verbieten, das Kind ihrer Zeit zu sein. Aber noch lange, lange wird es währen, und noch manch bitterer Kampf wird leider vorhergehen müssen, bevor ein sozialer Bolz durch seinen unbefangenen Frohsinn offenbaren kann, daß wieder Friede, Versöhnung und Verständigung eingezogen sind in die aufgewühlten Herzen. Bis dahin werden die „Journalisten" ihren ebenbürtigen Nachfolger entbehren. Sollte er aber früher ans Licht treten, als wir zur Stunde hoffen, so wäre das nicht nur ein künstlerischer Sieg, sondern zugleich das Genesungsfest der modernen Gesellschaft.

Die berühmtesten Gefangenen der Bastille.

Von

Professor Dr. Frantz Funck-Brentano.

Latude.

Vor einiger Zeit wurde von Orleans aus an die Adresse des Grafen Caprivi ein Paket gerichtet, das bei seiner Oeffnung explodiren sollte. Kürzlich erhielt Herr von Rothschild einen Brief derselben Art unter ganz gleichen Umständen. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß diese Art von Attentaten erst

Digitized by Google

von der Entdeckung des Dynamits und dem Hervortreten der anarchistischen Lehren datirt. Wegen einer Handlung, die ganz und gar der Absendung eines dieser Explosivstoffe ähnlich sieht, wurde der berühmteste Gefangene der Bastille, der berühmte Latude, im Jahre 1749 in die königliche Feste eingeliefert, in der er fünfunddreißig Jahre verblieb. Aber im Gegensatze zu seinen verbrecherischen Nachfolgern wurde Latude von seinen Zeitgenossen zu einem Märtyrer des alten Regimes gemacht; seine zu Beginn der Revolution allgemein verbreitete Geschichte gestaltete sich zu einer der Ursachen des Bastillensturms, und die Nachwelt hat sein Haupt dieses Heiligenscheines nicht entkleidet. Diese abgeschmackte Legende muß vor der Geschichte verschwinden; sie hat sich länger als ein Jahrhundert erhalten: es ist Zeit, daß der Wahrheit das ihr gebührende Recht zu teil werde.

I.

Am 23. März 1725 brachte zu Montagnac im Languedoc ein armes Mädchen, Jeannetton Aubrespy, ein Kind zur Welt, das auf den Namen Jean Henri getauft wurde. Dem kleinen Bürgerstande entsprossen, sah Jeannetton sich, Mutter geworden, von ihrer Familie verstoßen. Ihr Dasein gestaltete sich zu einem elenden. Aber sie war ein mutiges Weib; sie zog ihren Knaben groß, und wir treffen den jungen Jean Henri im Alter von siebenzehn Jahren als Chirurgenlehrling in der Armee des Languedoc. Im achtzehnten Jahrhundert waren allerdings die Chirurgen keine sonderlich angesehenen Leute: ihr Beruf bestand darin, zu rasiren, Zähne auszuziehen und zur Ader zu lassen. Um diese Zeit hatte der junge Mann seinen doppelten Vornamen in Jean Danry umgewandelt. So wird er bereits in einem auf das Elsaß lautenden Passe bezeichnet, der am 25. März 1743 von dem Kommando der königlichen Armeen im Languedoc ausgestellt war. Danry folgte in diesem Jahre den Truppen des Marschalls von Noailles zu ihren Operationen am Main und Rhein.

Im Jahre 1747 finden wir Danry zu Brüssel als Angestellten eines flandrischen Kriegslazarets mit einer monatlichen Besoldung von fünfzig Livres. Nach dem Frieden von Aachen kehrte er nach Paris zurück, und man sah ihn in grünem Rock und roter Weste in den Tuilerien spazieren gehen, sich seiner dreiundzwanzig Jahre erfreuend. Aber sein Gesicht war pockennarbig, ein gascognischer Accent würzte seine Rede, und wir sehen an dem Stile und der Orthographie seiner Briefe, daß er nur über die Bildung und die Ausdrucksweise der unteren Volksklassen verfügte. Danry hatte bald mit dem, was er besaß, aufgeräumt und er geriet ins Elend. Sein bester Freund Namens Linguet, ein Apothekerlehrling, teilte mit ihm, was er gerade hatte, und man konnte keine lockereren Zeisige und verwegeneren Burschen antreffen als dieses Paar.

Man sprach um diese Zeit viel von dem Streite zwischen dem Minister Maurepas und der Marquise von Pompadour. Letzterer sollte der Sieg verbleiben, und der Minister wanderte ins Exil. Man hielt ihn für einen Mann, der sich zu rächen verstehe, und die Favoritin selbst gestand, daß sie sich vor einer Vergiftung fürchte.

Digitized by Google

Da dämmerte in dem Geiste des Chirurgenlehrlings etwas auf. Er kaufte sich unter den Arkaden des Palais Royal sechs jener kleinen Gläschen, die man Weinsteinthränen nennt, wie sie den Kindern zur Belustigung dienten. Es waren birnförmige Glasblasen. Wenn man ihr umgebogenes dünnes Ende abbrach, sprangen sie mit lautem Knall aus einander. Danry legte vier davon in einen kleinen Karton und befestigte ihre dünnen Enden mit einem feinen Faden an den Deckel. Darüber streute er Pulver, dem er einen Zusatz von Vitriol- und Alaunpulver gab. Das alles adressirte er unter einem doppelten Umschlag an die Frau Marquise von Pompadour bei Hofe.

Danry warf sein Paket in den Einwurf der Hauptpost und begab sich nach Versailles. Er hoffte, zur Favoritin vorzudringen, wurde aber von ihrem ersten Kammerdiener Gourbillon angehalten. Mit erregter Stimme erzählte Danry diesem, er habe sich in den Tuilerien befunden und dort gehört, wie zwei Leute schreckliche Drohungen gegen die Frau von Pompadour ausgestoßen hätten, er sei ihnen gefolgt und habe gesehen, wie sie ein Paket in die Hauptpost eingeworfen. Wer waren diese Leute? Was hatte es mit dem Paket auf sich? Er vermochte es nicht zu sagen, aber er war herbeigeeilt, um Mitteilung von dem zu machen, was er gehört.

Das Paket langte am 29. in Versailles an und verursachte dort großen Schrecken. Quesnay, der königliche Leibarzt, wurde ersucht, es zu öffnen, was mit Vorsicht geschah. Er erklärte, der ganze Inhalt biete keinen Anlaß zu Befürchtungen dar; indes seien Vitriol und Alaun gefährliche Stoffe, und es sei möglich, daß man es mit verbrecherischen Absichten zu thun habe.

Die erste Bewegung gestaltete sich durchaus zu Gunsten des Denunzianten. Aber der Polizeibeamte Saint-Marc, der den Auftrag erhalten hatte, sich mit Danry in Verbindung zu setzen, ließ sich einen Haftbefehl gegen diesen und Linguet ausfertigen. Ihr Stand als der eines Chirurgen und Apothekers hatte Verdacht erregt.

Danry wurde am 1. Mai 1749 in die Bastille gesetzt. Man verglich seine Handschrift mit derjenigen der Paketadresse, und die in seinem Zimmer vorgenommene Untersuchung bestätigte die Verdachtgründe. Ins Verhör genommen, leugnete er anfangs, dann verweigerte er die Antwort und fand so das Mittel, den Schein zu erwecken, als handle es sich um ein dunkles Komplott, anstatt um einen Betrugsversuch ohne sonderliche Bedeutung.

Als er sich am 15. Juni entschloß, ein der Wahrheit so ziemlich entsprechendes Geständnis abzulegen, wollte man seinen Worten nicht mehr recht trauen, und man versteifte sich zwei Jahre lang darauf, ihm weitere Geständnisse zu entlocken. Nach Ansicht der Minister sollte er der Agent einer von einigen hohen Persönlichkeiten geleiteten Verschwörung gewesen und, von Furcht ergriffen, zu einer Selbstanklage veranlaßt worden sein. Er wurde daher in der Bastille zurückbehalten und weiteren Verhören unterworfen, über welche die Protokolle regelmäßig von dem Polizeilieutenant geführt und unterzeichnet wurden.

Der Gefangene wurde sehr rücksichtsvoll behandelt. Man hatte ihm Bücher,

Digitized by Google

Pfeife und Tabak gegeben; man gestattete ihm, Flöte zu spielen, und auf sein Ersuchen erhielt er zwei Stubengenossen. Man hoffte zweifellos, ihn mit Güte dahin zu bringen, daß er seine Mitschuldigen nenne.

Am 28. Juli wurde er nach Vincennes übergeführt. Er wurde dort wie ein Edelmann behandelt, man räumte ihm das beste Zimmer ein, und der Park stand ihm zur Verfügung, in dem er täglich zwei Stunden spazieren gehen konnte. Zur Zeit seiner Verhaftung litt er an einem Uebel, dessen Ursache er später seiner langen Gefangenhaltung zuschrieb. Ein Spezialist und der Gefängnischirurg behandelten ihn. Der Polizeilieutenant riet ihm, sich brieflich an die Favoritin zu wenden. Dieser Brief, der sehr respektvoll abgefaßt war, unterscheidet sich vorteilhaft von denjenigen, die er später an sie richtete. Er gelangte an Frau von Pompadour, blieb aber ohne Antwort. Danry verlor die Geduld: am 13. Juni 1750 entwich er.

II.

Er hat diese erste Flucht in seinen Memoiren in einer ebenso geistvollen wie phantastischen Weise geschildert. Nachdem er zur Zeit seines Spazierganges in den Garten hinabgegangen, fand er dort einen Wachtelhund, der bellend umhersprang. Zufällig wandte der Hund sich gegen die Thüre des Festungsturmes. Dieselbe stand offen, und Danry konnte sich entfernen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.

Nach Paris zurückgekehrt, fand er ein hübsches Mädchen wieder, Anna Benoit, die er früher kennen gelernt hatte, und die sich ihm ganz widmete. Es gelang ihr, ihn einige Tage zu verbergen. Allein er hatte kein Geld. Er schrieb an den Doktor Quesnay, der ihm freundlich entgegen gekommen war. Die Polizei bekommt Wind von der Korrespondenz, und der unglückliche Flüchtling wird in die Bastille zurückgebracht.

Durch die Flucht von Vincennes hatte Danry die Schwere seines Vergehens verdoppelt. Die Hausbestimmungen verlangten, daß er in den Kerker hinabgebracht werde. Aber der Polizeilieutenant erleichterte ihm wiederum seine üble Lage. Er erhielt alle Freiheiten, deren er sich in Vincennes erfreut hatte. Er verlangte, daß man ihm gestatte, sich kleine Vögel zu halten, und das Gesuch wurde bewilligt. Trotzdem wurde er von Tag zu Tag gereizter, und in seinen Wutanfällen benahm er sich wie ein Wahnsinniger. Er schrieb beleidigende Gedichte gegen die Favoritin und verlängerte so seinen Aufenthalt im Kerker.

Man brachte ihn gegen Ende des Jahres 1751 wieder in ein gutes Zimmer. Man gab ihm einen Diener, der später durch einen Stubengenossen ersetzt wurde. Es war ein gewisser Antoine Allègre, der beinahe unter den gleichen Umständen wie Danry in Haft behalten wurde. Er hatte wie dieser ein Komplott gegen Frau von Pompadour simulirt. Allègre, der sehr unterrichtet war, da er in Marseille eine Pension gehalten hatte, hatte einen großen Einfluß auf seinen Kameraden. Seine Briefe geben Kunde von seiner Bildung und der Originalität seines Geistes. Er studirte ohne Unterlaß, hauptsächlich Mathematik und Mechanik,

Digitized by Google

und faßte Schriften über die verschiedensten Fragen ab. Aber er war gefährlich: man hatte ihn dabei betroffen, wie er seinem ersten Zimmergenossen Messerstiche versetzte.

Danry seinerseits begann erbittert zu werden, und man sah sich genötigt, ihm schneidende Werkzeuge abzunehmen, die er sich heimlich verschafft hatte. Auch das Papier wurde ihm entzogen. Er schrieb mit Blut auf Taschentücher; später auf Plättchen aus Brotkrume, die er zwischen zwei Tellern preßte.

Als der Gebrauch des Papiers ihm wieder gestattet wurde, fuhr er fort, mit Blut zu schreiben. Am 13. Oktober 1753 schickte er an Doktor Quesnay ein Stückchen Tuch, das an einen Brief geheftet war, der folgende Worte enthielt: „Gott hat den Gewändern der Märtyrer die Kraft verliehen, Krankheiten zu heilen. Nunmehr läßt man mich siebenundfünfzig Monate das Martyrium erdulden; es unterliegt keinem Zweifel, daß das Tuch meines Rockes Wunder thun wird."

Plötzlich änderten zum größten Erstaunen der Beamten der Feste unsere beiden Freunde ihren Charakter. Man hört keinen Lärm mehr in ihrem Zimmer; ihre Antworten werden höflich. Dafür wurde ihr Benehmen immer seltsamer. Allègre ging halbnackt in seinem Zimmer spazieren und richtete Brief auf Brief an den Polizeilieutenant, um ihn um Servietten und Taschentücher zu ersuchen. Die Servietten und Leintücher, die in ihr Zimmer kamen, kamen nach allen Seiten hin verkürzt heraus. Es war ihnen gelungen, die Eisenstangen, die den Zugang zu dem Kamin verwehrten, loszumachen. Sie stiegen nachts auf das flache Dach und holten sich von dort die Werkzeuge, welche die Arbeiter abends daselbst hatten liegen lassen. Durch die Kamine verkehrten sie mit den Nachbarn, von denen sie sich Stricke und Garn erbettelten.

Allègre und Danry retteten sich aus der Bastille in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1756. Sie kletterten auf das flache Dach und ließen sich an ihrer an der Lafette einer Kanone befestigten berühmten Strickleiter herab. Eine Mauer trennte den Graben der Bastille von derjenigen des Arsenals. Mit Hilfe einer Eisenstange brachen sie aus derselben einen Stein heraus, der groß genug war, um ihnen Durchlaß zu verstatten.

Die Strickleiter war ein Werk langer Geduld und großer Geschicklichkeit. Später zog Danry den ganzen Verdienst des Unternehmens an sich. Ein Goldschmied, der Danry kannte, interessirte sich für die Flüchtlinge und half ihnen über die Grenze.

III.

Allègre und Danry hatten es für geraten erachtet, nicht zusammen aufzubrechen. Allègre langte zuerst in Brüssel an und schrieb von dort aus einen beleidigenden Brief an Frau von Pompadour, der zu seiner Entdeckung führte. Danry flüchtete sich nach Holland, wohin seine Mutter ihm zweihundert Livres schickte. In Amsterdam trat er in Dienst bei einem gewissen Paulus Melenteau. Der Polizeibeamte Saint-Marc wußte ihn dort ausfindig zu machen, und am 9. Juni 1756 wurde Danry nach der Bastille zurückgebracht.

Digitized by Google

Im achtzehnten Jahrhundert konnte das Entweichen eines Staatsgefangenen mit dem Tode bestraft werden; man kennt die Behandlung, die Friedrich II. dem Baron von Trenck zu teil werden ließ. Danry wurde für seine Flucht mit einem Aufenthalte in den Kerkern der Bastille bestraft. Es waren das kalte und feuchte Kellergelasse. Er hat uns über die zehn Monate, die er dort verbrachte, eine sehr übertriebene Darstellung hinterlassen. Er hatte Eisen an den Händen, und das Licht des Gefängnisses war gewiß nicht sehr hell. Aber es reichte hin, daß er dabei lesen konnte, und er ermangelte nicht, schriftlich Beschwerde zu führen, bald wegen des Essens, bald wegen der Kleidung. Um ihn zufriedenzustellen, scheute die Verwaltung nicht vor den unsinnigsten Ausgaben zurück. Durch den Verkauf seiner Kleider verschaffte Danry sich jedesmal das Geld, dessen er zur Flucht benötigte.

Am 1. September 1759 wurde Danry wieder in ein helles Zimmer gebracht. In seiner Freude bat er den Polizeilieutenant Berryer, ihm zu gestatten, daß er der Favoritin zwei Tauben schicke. Bald aber begannen die Klagen wieder. Man kennt den berühmten Brief, der mit den folgenden Worten beginnt: „Nun sind es hunderttausend Stunden, daß ich leide!“ Den Klagen folgten Ausbrüche des Zorns und der Wut. Danry stellte den Ministern, den Gerichtsbeamten und der Favoritin schreckliche Vergeltung in Aussicht. Gleichzeitig wurde er anmaßend. Er scheut sich nicht, den Polizeilieutenants, die doch seine Geschichte kannten, von seinem ruinirten Vermögen, von seiner vernichteten glänzenden Laufbahn und der Verzweiflung seiner zahlreichen Familie zu sprechen. Allmälich ließen die Behörden sich von seinem überzeugenden Ton einnehmen und glaubten schließlich selbst an seinen Adel, an sein Vermögen und sein Genie. Darauf will Danry noch höher hinaus; er verlangt nicht nur die Freiheit, sondern Entschädigung und Ehrenbezeugung. Dafür will er dem Polizeilieutenant Ratschläge wegen seines weiteren Fortkommens und seiner Beförderung erteilen.

Er will auch dem Könige Pläne übermitteln, die er sich in seinem Gefängnis zum Wohl des Königreichs erdacht. Es handelt sich darum, daß man die Sergeanten Gewehre an Stelle der Hellebarden tragen lassen soll; um eine Erhöhung des Briefportos, um die Errichtung großer Vorratsspeicher und die Annahme eines Schlachtplanes, der einem Glied von drei Mann Stärke eine ganz unbekannte Kraft verleihen soll. Alle diese Gedanken werden in einem Schwall von Worten vorgebracht.

Die Manuskripte sind mit Federzeichnungen illustrirt; Danry schreibt sie immer von neuem wieder ab; er schickt sie an alle Welt; er wirft sie, in Schneebälle eingeschlossen, aus dem Fenster. Er überredet die Schildwachen, sie den Generalen, den Ministern und den Mitgliedern des Parlaments zu überbringen.

Niemand hat es besser als Danry verstanden, die Menschen für sich zu gewinnen und in ihnen nach Belieben das Gefühl des Mitleids, der Zuneigung und der Bewunderung zu erregen. Niemand hat ihn in der Kunst erreicht, sich als Helden, Genie und Märtyrer darzustellen.

Digitized by Google

Im Jahre 1759 gelangte zum Posten eines Polizeilieutenants ein Mann, der in der Folge Danry ausschließlich beschäftigen sollte — Gabriel von Sartine. Wie seine Vorgänger interessirte er sich für das Schicksal seines Gefangenen. Er bemühte sich selbst zu seinen Gunsten. Er ließ der Marquise eine „Große Denkschrift" zu Handen gelangen, die Danry für sie abgefaßt hatte. Ebenso zeigte er den Ministern das an den König gerichtete militärische Projekt. Er schlägt vor, Danry nach der Kolonie la Désirade zu schicken.

Wie alle Leute seines Schlages suchte Danry durch die Frauen zu seinem Ziele zu gelangen. Er trat durch Verständigung mit Zeichen in Beziehung zu zwei kleinen Wäscherinnen, den Fräulein Lebrun, denen er Briefe und Projekte zukommen läßt. Ein Tagebuch, das er in Vincennes niederschrieb, enthüllt uns den eigentümlichen Geisteszustand, in welchem sich damals der Gefangene befand. Es sind die „Träumereien des Herrn Masers de la Tude", deren noch nicht veröffentlichtes Original auf der kaiserlichen Bibliothek in Sankt Petersburg aufbewahrt wird.

Die Marquise von Pompadour starb am 19. April 1764. Zwei Monate später suchte Sartine Danry auf, um ihm den Rat zu geben, die Vergangenheit auf sich beruhen zu lassen, so würde er in den ersten Tagen seine Freilassung verlangen. Nach reiflichem Nachdenken fand Danry, es wäre wohl zu bescheiden von ihm, sich mit der Freilassung zu begnügen; sechzigtausend Franken könnten kaum hinreichen, um ihn so viele Ungerechtigkeiten vergessen zu lassen; und er schrieb an Sartine einen Brief, der von Beleidigungen und Drohungen strotzte. Er führte sich derartig auf, daß man ihn wieder in den Kerker hinabbrachte. Anfangs äußerte er dort Zeichen der ausgelassensten Freude. Dann aber begann er zu schreien und zu toben.

In der Nacht vom 15. auf den 16. September wurde Danry nach Vincennes gebracht. Wir finden ihn dort mit noch größeren Forderungen und Ansprüchen hervortretend. Er hatte vernommen, daß Henri Vissec de la Tude, Oberstlieutenant eines Dragonerregiments, gestorben sei. Sofort beschloß er, sich zu dem Sohne dieses Offiziers zu machen, dessen wirklichen Namen er übrigens nicht kannte; er wandelte ihn in „Masers de la Tude" um. Alles, was er in seinen „Memoiren" von seinem Vater sagt, ist Erfindung. Er unterzeichnete seine Briefe zuerst als Henri Masers d'Aubrespy, dann als de Masers d'Aubrespy und dann als Masers de la Tude.

Wie man sich wohl denken kann, konnte der Vicomte de la Tude seine Freiheit nicht mehr unter den Bedingungen annehmen, wie sie Danry gestellt hatte. Statt sechzigtausend Livres verlangt er einmalhundertundfünfzigtausend und außerdem das Kreuz des Sankt Ludwigsordens. Sartine, der ein Mann von Geist war, rechnete ihm seine Extravaganzen nicht weiter an; er versprach ihm die Freiheit, vorausgesetzt, daß er sich eine kurze Zeit ruhig verhalte. Am 23. November ging Danry in Begleitung einer Schildwache vor den Festungswerken von Vincennes spazieren. Es herrschte ein dichter Nebel, und der Gefangene benützte denselben, um sich auf die einfachste Weise von der Welt davonzumachen.

Digitized by Google

Latude befand sich in Freiheit ohne Mittel. Die Damen Lebrun gaben ihm ein Obdach. Er schrieb von demselben aus an den Herzog von Noailles, um ihm vier große Entdeckungen mitzuteilen, an den Herzog von Choiseul, um die Belohnung für sein militärisches Projekt zu fordern, und an Sartine, von dem er immer noch die ihm schuldigen einmalhundertundfünfzigtausend Livres verlangte. Die Briefe führten zu seiner Entdeckung; er wurde wiederum eingezogen.

Von diesem Augenblicke an verwandelte sein Gemütszustand sich in Wahnsinn; seine Zornanfälle steigerten sich zu Wutausbrüchen. Man brachte ihn wieder in das Kerkerverlies; dann bot man ihm an, ihn wieder herauszunehmen, wenn er seine Papiere zeigen wolle. Er weigerte sich. Bücher über das Hexenwesen, die er zu seiner Zerstreuung las, verdrehten ihm den Kopf vollends. Er schrieb zwei Denkschriften, um zu beweisen, daß Frau von Pompadour eine Hexe gewesen sei und ihr Bruder, der Marquis von Marigny, mit dem Teufel im Bunde stehe. Der Advokat, den er verlangt hatte, um ihm sein Manuskript mitzuteilen, verließ ihn in der Ueberzeugung, daß er wahnsinnig sei; es war das auch die Ansicht von Malesherbes, dem Gouverneur von Vincennes, als er im Jahre 1775 die berühmte Inspizirung der Gefängnisse vornahm.

Danry wurde infolge dessen nach Charenton gebracht. Bei dieser Gelegenheit änderte Latude zum drittenmale seinen Namen und schrieb sich als „Dauger" in das Register ein; er nannte sich hinfort Ingenieur, Geograph und königlicher Pensionär zu Charenton. Seine Lage änderte sich hier merklich. Er nahm seine Mahlzeiten und machte seine Spaziergänge in Gesellschaft. Er sah Allègre wieder, den er in den Katakomben unter den Tobsüchtigen fand. Was Danry anlangt, so hatte er sich so gut in seine Edelmannsrolle eingelebt, daß ein ihm Fernstehender sich seiner wirklichen Herkunft nicht versehen hätte. Er verkehrte denn auch mit dem aristokratischen Teile der Gesellschaft von Charenton und geriet auf einen intimen Fuß mit dem Ritter de Moyria, dem Sohn eines Oberstlieutenants und Ritter des Sankt Ludwigsordens.

Indes erachtete die Inspektionskommission es nicht für angebracht, ihn in Freiheit zu setzen. Es schien gefährlich, jemand wieder in die Gesellschaft zurückzulassen, der seinen Lebensunterhalt in derselben nicht zu finden vermochte. Da aber der Ritter Moyria Charenton verlassen hatte, bat Danry ihn, sich für ihn zu verwenden, und that das so erfolgreich, daß die Mutter des Ritters und ein Freund, Mercier de Saint Vigor, Kommandant einer Flottenabteilung und Generalkontrolleur des Hauses der Königin, sich ins Mittel legten. Am 3. Juni 1777 gab der König Ludwig XVI. ihm die Freiheit wieder.

V.

Danry war zweiundfünfzig Jahre alt; aber er fühlte sich noch jung, voll Leben und Kraft, sein dichtes Haar war noch nicht bleich geworden. Bald wußte er Wege zu finden, sich Geld zu leihen, Denkschriften zu verteilen, Belohnungen zu beanspruchen und Anklagen gegen seine Unterdrücker und vor allem Sartine, zu erheben. Der Minister Amelot ließ ihn vor sich bescheiden und erteilte ihm

Digitized by Google

die Weisung, sich nach Languedoc in sein Heimatland zurückzubegeben. Danry war noch keine dreiundvierzig Meilen gewandert, als er sich aufgegriffen sah. Man hatte entdeckt, daß er, kaum in Freiheit gesetzt, zu einer Dame gedrungen war, um ihr durch Drohungen Geld zu erpressen.

Diesmal wurde Danry nach Bicêtres, dem Gefängnisse der Diebe, gebracht. Dort änderte er zum viertenmale seinen Namen und ließ sich Jedor nennen. Seine Lage war daselbst wirklich eine elende. Mit Verbrechern zusammengepfercht, hat er, bei Wasser und Brot, ein finsteres Loch zur Wohnstätte. Aber die Stunde des Triumphes ist da! Ludwig XVI. ist seit mehreren Jahren an der Regierung, und die Franzosen sind das empfindsamste Volk der Welt geworden.

Seit der Geburt des Dauphins wollte der König die Armen und Elenden seine Freude teilhaftig werden lassen. Es nahm eine Kommission in Bicêtres ihren Sitz, um Begnadigungen auszusprechen. Sie war unserem Märtyrer nicht günstig. Danry schmiedet von neuem Projekte, verfaßt Denkschriften und Berichte und läßt sie an alle Personen gelangen, die sich für ihn interessiren konnten. Der erste, dessen Herz er rührte, war ein Geistlicher, der ihn aufsuchte und ihm Geld gab. Der Kardinal von Rohan sandte ihm gleichfalls Unterstützung. Endlich gelangen wir zu Frau Legros. Diese wunderbare Geschichte ist bekannt. Ein Bücherträger verliert eine Denkschrift Latudes an einer Straßenecke. Eine Frau, die Gattin eines Kleinkrämers, hebt sie auf und liest sie; ihr Herz wird von Mitleid gerührt. Sie teilt ihre Bewegung ihrem Manne mit; die Ehe ist kinderlos, und die ganze Sorge der beiden Leute ist hinfort auf die Befreiung des Unglücklichen gerichtet. Frau Legros geht von Haus zu Haus, um die Sache ihres Schützlings zu führen. An verschiedenen Stellen findet sie günstige Aufnahme; der Präsident von Gourgues, der Präsident von Lamoignon und der Kardinal von Rohan unterstützen sie mit ihrem Einfluß. Zwei Advokaten, Lacroix und Comeyras, nehmen sich der Sache an. Die Schriften des Gefangenen finden Verbreitung in allen Salons. Alle Herzen werden bei den Klängen dieser ergreifenden Stimme gerührt. Der Marquis von Villette bietet Latude eine Pension von sechshundert Franken an unter der einzigen Bedingung, daß er ihm die Ehre seiner Befreiung überlasse. Unser Held schlägt sie aus; [1]) er wußte, daß ihm diese Pension nicht entgehen werde, und er hätte nicht um sechshundert Franken seine Geschichte der romantischen Wendung berauben mögen, die sie nahm.

Nunmehr legte sich auch die französische Akademie ins Mittel. D'Alembert ist Feuer und Flamme, und es ergießt sich von jetzt an ein Strom von hervorragenden Besuchern nach dem verrufenen Gefängnisse. Aber Ludwig XVI., der die Akten geprüft hat, erklärt, daß Latude niemals werde freigelassen werden. Frau Legros läßt indes den Mut nicht sinken. Die Königin und Frau Necker stehen auf ihrer Seite. Am 24. März wird der Befehl zur Freilassung unterzeichnet.

[1]) „Jetzt sind es zwei Jahre," erwiderte er, „daß eine arme Frau sich meiner Befreiung widmet; ich würde undankbar sein, wenn ich mein Schicksal nicht in ihren Händen lassen wollte."

Digitized by Google

Der Vicomte von Latude erhält eine Pension von vierhundert Livres; er nimmt eine bescheidene, aber anständig eingerichtete Wohnung ein; er lebt zwischen seinen beiden Wohlthätern verwöhnt und verhätschelt. Die Herzogin von Beauvau hat für ihn von Herrn von Calonne eine Pension von sechshundert Livres erwirkt; die Herzogin von Kingstone gewährt ihm eine solche im gleichen Betrage; er empfängt fünfhundert Livres vom Präsidenten Dupaty und dreißig vom Herzog von Anjou. Es wird eine Sammlung eröffnet, die sich mit den vornehmsten Namen Frankreichs bedeckt. Die Akademie erkennt dem wackeren Kleinkrämer den Preis Montyon zu.

Die Revolution bricht aus. Latude, als Opfer der Könige, soll sich nunmehr in seinem ganzen Glanze zeigen. Er wirft seine Puderperücke und sein Vicomtegewand in den Plunderkasten und wird jetzt der grimmige, unbestechliche und ungebändigte Mann der Revolution. In der Ausstellung des Salons vom Jahre 1785 sah man zwei Porträts von ihm, sowie die berühmte Strickleiter. Am Fuße des einen Bildes waren folgende Verse zu lesen:

„Gelehrt vom Mißgeschick und seiner langen Haft,
Wie man Tyrannen zwingt und Trotz beut ihrer Wut,
Zeigt den Franzosen er, wie sich der wahre Mut
Den Weg zur Freiheit schafft."

In dem gleichen Jahr veröffentlichte Latude die Geschichte seiner Flucht und die große an Frau von Pompadour gerichtete Denkschrift; im folgenden Jahre erschien: „Der enthüllte Despotismus oder Memoiren Henris Masers de Latude". Dieses Werk ist ein Lügengewebe. Im Jahre 1793 waren davon zwanzig Auflagen vergriffen.

Latude verlangte von der konstituirenden Versammlung eine Erhöhung seiner Pension; die Pension wurde nicht nur nicht erhöht, sondern man hob sie ganz auf. Latude wandte sich mit einer Beschwerde an die Gesetzgebende Versammlung. Er setzte selbst die Rede für seinen Berichterstatter auf. Die Versammlung läßt sich durch die tönenden Worte und die Vorzeigung der Strickleiter, wie nicht minder durch das Erscheinen der Frau Legros vor den Schranken des Hauses hinreißen und bewilligt mit Stimmeneinhelligkeit eine Pension von zweitausend Livres.

Latude wird durch Acclamation zum Mitglied der Gesellschaft „der Verfassungsfreunde" ernannt. Eine Abordnung der hauptsächlichsten Theater von Paris bietet ihm freien Eintritt zu allen Vorstellungen an. Die Prozeßführer suchen ihn auf, um ihn zu ersuchen, ihre Sache zu unterstützen. Er benützt das Ansehen, das er allseitig genießt, um gerichtlich seine Ansprüche gegen die Erben der Frau von Pompadour geltend zu machen. Nachdem im Juli 1795 eine erste Verhandlung stattgefunden, kommt die Sache am 11. September vor Gericht zum Spruch, und Latude erhält sechzigtausend Livres, davon zehntausend bar und das übrige in guten Meierhöfen in der Beauce.

Er ließ im Jahre 1799 einen Vorschlag erscheinen, der die Republik in weniger als einem Vierteljahr retten soll, ebenso eine Denkschrift über die Wieder-

Digitized by Google

herstellung des öffentlichen Kredits und die Ordnung des Finanzwesens. Napoleon schreibt er sein Verhalten vor, in einem Briefe, in dem er sich rühmte, während der Schreckenszeit zweiundzwanzig Royalisten das Leben gerettet zu haben. Wir besitzen Einzelheiten über das Ende seines Lebens in den Memoiren seines Freundes, des Ritters von Pougues: „Im Alter von fünfundsiebenzig Jahren war Latude noch frisch und gesund ... er schien sich mit voller Freudigkeit noch dem Lebensgenuß hinzugeben ... man war erstaunt darüber, bei ihm keine Spur der ausgestandenen schweren Leiden zu finden."

Das Kaiserreich entzog ihm seine Gunst nicht. Junot wies ihm aus den Fonds, über die er verfügte, eine Pension an. Eines Tages stellte er ihn seiner Frau vor, ebenso Frau Legros. „Als er kam," sagt die Herzogin von Abrantes in ihren Memoiren, „trat ich ihm mit einer Ehrfurcht und einer Erregung entgegen, die etwas wahrhaft Erhebendes an sich hatten. Ich ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zu einem Sessel und schob ihm ein Kissen unter die Füße. Aber," fügt die Herzogin hinzu, „meine Bezauberung hielt nicht lange vor. Er sprach nur von seinen Abenteuern mit einer unausstehlichen Geschwätzigkeit."

Am 20. Juli 1804 verfaßte Latude nochmals ein Rundschreiben, in welchem er sich an sämtliche Souveräne Europas wandte, einem jeden derselben ein Exemplar seiner Memoiren beilegend, sowie den schon erwähnten Plan, die Hellebarden der Sergeanten durch eine Flinte zu ersetzen. Da sie alle Nutzen von seinem Genie zogen, wäre es nicht mehr als recht und billig, schreibt er, daß ihm eine Belohnung dafür zu teil würde.

Jean Henri, genannt Danry, genannt Dauger, genannt Masers d'Aubrespy, genannt Masers de Latude, starb in Paris am 1. Januar 1808 im Alter von dreiundachtzig Jahren.

Nationalsünden.

I.

Deutsches Philistertum.

Von

Dr. F. v. Schulte in Bonn.

Die Entwicklung der Staats- und Gesellschaftsverhältnisse hatte in Deutschland dahin geführt, daß vom neunten Jahrhundert an die Teilnahme des Volks am politischen Leben allmälich fortfiel, an die Stelle des starken Königtums der Karolinger ein Königtum trat, welches gebunden war durch die Macht der Vasallen. Der Staat baute sich auf dem Boden des Lehenwesens auf, die ehemaligen königlichen Beamten waren zu Landesherren geworden; in den einzelnen

Digitized by Google

Territorien waren die staatlichen Rechte: Gerichtsbarkeit, Polizei und andere mit dem Grundbesitze verbunden; die Gesellschaft hatte sich nach Geburtsständen umgestaltet. Im deutschen Königreiche hatten nur die geistlichen (Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte und so weiter) und weltlichen (Fürsten, Grafen, freie Herren) Großen neben und unter dem Könige auf den Hof- und Reichstagen mitzureden und mitzuthaten; die königlichen Städte hatten seit Wilhelm von Holland zwar eine Vertretung auf dem Reichstage, aber erst seit 1648 ein wirkliches Stimmrecht. Fürsten, Grafen und freie Herren bildeten seit dem dreizehnten Jahrhundert einen geschlossenen Geburtsstand, der niedere Adel einen zweiten, der Bürgerstand einen dritten, die durchweg unter Leibeigenschaft, Hörigkeit oder doch Patrimonialgewalt stehenden nichtadeligen Landbewohner, Bauern, einen vierten. Geistliche und weltliche Reichsstände vertraten gegenüber dem Könige nur ihr Interesse, nicht das Volk, sie übten die politischen Rechte aus eigenem Rechte, nicht durch Abordnung. Ganz analog hatte sich in den einzelnen Territorien, wo es überhaupt Landstände gab, die Sache gestaltet, Prälaten, Adel, dazu die Städte bildeten die Landschaft, die Masse der Landbewohner, wenn sie aus freien Bauern bestand, hatte nur ganz vereinzelt das Recht auf den Landtagen thätig zu sein. Interessenvertretung herrschte auch hier. So ist denn zu begreifen, daß die Macht des Staats, welche der König darstellte, immer tiefer sank, aber auch in den Territorien vielfach ein Gleiches sich zeigte. Von wirklichen Fortschritten konnte im Reiche und in den Territorien keine Rede sein, weil der Egoismus verhinderte, daß Neues sich bildete, weil es immer nur gegen Aufgeben ständischer Rechte geschehen konnte. Sollte es besser werden, so konnte nur schonungslose Gewalt, die sich über die Sonderinteressen und Rechte hinwegsetzte, helfen. Dem Könige war es unmöglich geworden, die Macht der Reichsstände zu brechen, die alte Königsmacht über ein einheitliches und starkes Reich wieder zu erlangen; das Reich bildete seit dem fünfzehnten Jahrhundert wenn auch nicht dem Rechte nach thatsächlich einen Föderativstaat, das Reich seit 1648 mit über 200 im Reichstage zur Vertretung befugten Landesherren, über 1500 reichsritterschaftlichen Gebieten, deren Herren nur unter Kaiser und Reich standen und die Landesherrlichkeit in diesen Duodezgebieten besaßen, 51 freien Städten, welche ebenfalls die volle landesherrliche Gewalt hatten, war ein Monstrum von „Staat", freilich ein herrliches Objekt für die theoretische Jurisprudenz, für Liebhaber des Alten, Antiquare, Advokaten und so weiter. Da blieb nichts übrig als der Absolutismus derjenigen Landesherren, welche in ihren Ländern die Aufgabe des Staates erfüllen wollten. Kraft desselben, der ihnen mit Hilfe des Bureaukratismus und der stehenden Heere möglich wurde, bildeten sich einzelne Territorien wirklich zu Staaten aus und schufen im Lande Neuerungen — besonders in Oesterreich, Brandenburg-Preußen, Bayern, — welche den Uebergang in die moderne Gestaltung des neunzehnten Jahrhunderts leicht machten.

In allen den trüben Zeiten vom dreizehnten bis ins Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich nur in den Städten fortdauernd eine fortschreitende Entwicklung vollzogen, welche die Quelle jener Ideen ist, die wir heute als die

Digitized by Google

herrschenden, politischen ansehen. Das Gewerbe vom kleinsten bis zum ausgedehntesten und der Handel bildeten den eigentlichen Beruf und die Arbeit des Bürgers; auch in den zahllosen Landstädten, in denen die Mehrzahl der Bürger nicht Handwerker oder Kaufleute, sondern Ackerwirte waren, galt die Arbeit als das Wesentlichste des Bürgers. Es war ein Glück, daß seit der Karolingerzeit die Gestaltung der Verhältnisse in den Städten der Bevölkerung selbst in stetig wachsendem Grade zufiel. Aus eigener Kraft bildete sie durch Uebung und Statuten die städtische Verfassung aus, gab durch genossenschaftliche Verbände (Gilden, Innungen, Zünfte und so weiter) dem Gewerbe und Handel die entsprechende Form, im Rechte dem Ausdruck und Platz, was den Verhältnissen entsprach. Freiheit aller Bürger, gleiches Recht, gleiches Gericht für alle in allen allgemeinen Rechtssachen, eine gewisse Beteiligung aller bei der Leitung, das waren die Resultate, welche die Städte am Ende des vorigen Jahrhunderts weit voraus stehend gegenüber den übrigen Teilen erscheinen lassen. Hatte sich auch in dem Innungswesen ein Kastengeist entwickelt, so war doch dieses aus den eigenen Kreisen der Gewerbetreibenden hervorgegangen, nicht von außen her gemacht. Tragung der Lasten nach Maßgabe des Einkommens, gemeinnütziger Sinn zeichnet die Städte aus.

Die französische Revolution von 1789 hatte in Frankreich das alte Staats- und Gesellschaftswesen über den Haufen geworfen, mit allen Vorrechten des Adels und Klerus auf politischem und bürgerlichem Rechtsgebiete aufgeräumt, alle Staatsangehörigen zu Staatsbürgern mit gleichen Rechten gemacht. Einheitlichkeit des gesamten Rechts war die Folge. Wohl hatte besonders in Oesterreich und Preußen schon vor der französischen Revolution der Staat Hand ans Werk gelegt, um die Gleichheit der Unterthanen namentlich auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts durchzuführen, aber neben dem allgemeinen preußischen Landrecht vom 5. Februar 1794 und österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch vom 1. Juni 1811 blieb noch manche Ungleichheit bestehen. Die Staatsumwälzungen innerhalb des alten Deutschen Reiches führten wohl im ganzen dazu, daß die Staatsgewalt über alle Unterthanen die gleiche wurde, aber erst die neueste Entwicklung Deutschlands hat zur unbedingten Gleichheit aller Deutschen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts, zu einer Reichsangehörigkeit, zur Gleichheit der politischen Rechte aller Deutschen ohne Rücksicht auf Geburt, Religion und Stand geführt. Und auch in den deutschen Bundesstaaten ist, abgesehen von Mecklenburg, die Teilnahme des Volkes überhaupt am politischen Leben wesentlich nicht mehr von Geburt oder Stand, sondern von sachlichen Momenten abhängig.

Man sollte erwarten, daß nunmehr seit 1871 in Deutschland für alle Deutschen an erster Stelle das Wohl des Vaterlandes, des Reiches und des engeren Staates, als Beweggrund des politischen Denkens und Handelns gelte, daß jeder Deutsche nur ein Ziel habe: mitzuwirken so viel an ihm liegt zur Kräftigung des Vaterlandes durch freudige Uebernahme aller dafür nötigen Mittel, zur Fortbildung der Verfassung und des Rechts im Geiste besonnenen,

Digitized by Google

den Bedürfnissen und Zuständen entsprechenden Fortschritts; man sollte erwarten, daß jeder sich bestrebe, kleinlichen Egoismus, Lokalpatriotismus gegenüber dem Ganzen schweigen zu lassen; man sollte erwarten, daß religiöse Verschiedenheiten nicht mehr ausschlaggebend sein dürfen, wo es sich um das Wohl des Reiches, des Landes, der Gemeinde handelt.

Aber wie steht es in Wirklichkeit? Der deutsche Reichstag weist ein Dutzend „Parteien" oder „Fraktionen" auf.[1]) In Tausenden gerechnet haben bei den letzten Wahlen 1893 erhalten: Die (Deutsch-)„Konservativen" 1038,3, „Deutsche Reichspartei" 438,4, „Nationalliberale" 997,0, „Fortschritt" 666,4, „Freisinnige Vereinigung" 258,5, „Zentrum" 1468,5, „Polen" 229,5, „Volkspartei" 166,8, „Welfen" 101,8, „Elsässer" 114,7, „Dänen" 14,4, „Deutsche Reformpartei" 263,9, „Hessische Rechtspartei" 3,5, „Mecklenburgische Rechtspartei" 0,6, unbestimmt und zersplittert 125,0, „Sozialdemokraten" 1786,7. An Abgeordneten zählen diese Parteien in derselben Reihenfolge unter Hinzurechnung der Hospitanten 65, 28, 53, 22, 14, 95, 19, 11, 7, 8, 1, 3, 45. Also die zwei Parteien, welche regelmäßig alles bekämpft haben, was zu des Reiches Wohl und Größe geplant war, das Zentrum — es war für solche Dinge nur zu haben, wenn es ein Aequivalent erhielt, durch welches der Staat ultramontanen Forderungen sich fügte — und die Sozialdemokraten erhielten mit den Polen, Welfen, Elsässern fast die Hälfte der abgegebenen giltigen 7674,0 Stimmen.

Wie ist das möglich geworden? Wer trägt die Schuld? Ausschließlich das deutsche Philistertum. Das beweisen einmal die Zahlen selbst. Es gab 10628300 Stimmberechtigte, abgegeben sind 7702300, also haben 72,47 Prozent ihr Wahlrecht ausgeübt, 27,53 Prozent nicht, also verhielten sich 2926000 stimmberechtigte Deutsche passiv. Nun ist sicher, daß die Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer, Dänen, wenn nicht den letzten Mann, so doch mit geringer Ausnahme alle ins Feld führten, daß das Zentrum ein gleiches überall dort that, wo für es die Möglichkeit einer Niederlage gegeben war. Es ist erwiesen, daß das Zentrum und die Sozialdemokraten in verschiedenen Kreisen nur durch wechselseitige Hilfe, namentlich bei den Stichwahlen, ihre Kandidaten durchsetzten. Mögen auch 500000 Stimmberechtigte aller Parteien einen vernünftigen Grund des Fernbleibens durch Krankheit und so weiter gehabt haben, mögen auch die anderen nichtstimmenden 426000 Berechtigten auf das Zentrum, die Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer kommen, sicherlich hätten die übrigen 2 Millionen, wenn sie gestimmt hätten, ein anderes Resultat herbeigeführt.

Das deutsche Philistertum trägt die Schuld, wie die Zahlen beweisen. Nationalliberale Stimmen wurden abgegeben bei den Wahlen: 1874 (in Tausenden): 1542,5; 1877: 1604,3; 1878: 1486,8; 1881 — getrennt hat sich von ihnen die „Liberale Vereinigung", „Freisinnige Vereinigung" — 746,6 (Liberale Vereinigung 429,2 — also zusammen 1175,8); 1884: 997,0 (die

[1]) Vergleiche die genaue Zusammenstellung in „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Sechzehnter Jahrgang." 1895. Berlin 1895. Seite 139.

Digitized by Google

Liberale Vereinigung gehört von da ab dem Fortschritt zu); 1887: 1678,0; 1890: 1159,9. Der „Fortschritt" erhielt 447,5; 417,8; 385,1; mit der Liberalen Vereinigung 997,0; 973,1. Die „Konservativen" erhielten in denselben Zeiten 360,0; 526,0; 749,5; 830,8; 861,1; 1147,2; 895,1. Das Zentrum hat den Stand des Jahres 1874 mit 1446,6 im Jahre 1893 überschritten, die Sozialdemokraten haben es seit 1874 gebracht von 352,0 auf 493,3; 437,1; 312,0; 550,0; 763,1; 1427,3 und 1893 auf mehr als das Fünffache von 1874, die Elsässer sind um das Doppelte vermindert; Sozialdemokraten und Konservative haben also den größten Gewinn gehabt.

Wie mit den Stimmen, verhält es sich mit den Abgeordneten, die sich verteilen auf:

	1874	1877	1878	1881	1884	1887	1890	1893
Konservative	22	40	59	50	78	80	73	65
Deutsche Reichspartei	33	38	57	28	28	41	20	28
Liberale Reichspartei	3	—	—	—	—	—	—	—
Nationalliberale	155	141	109	47	51	99	42	53
Liberale Vereinigung				46	67	32	66	14
Fortschrittspartei	49	35	26	60				22
Zentrum	91	93	94	100	99	98	106	95
Polen	14	14	14	18	16	13	16	19
Sozialdemokraten	9	12	9	12	24	11	35	45
Volkspartei	1	4	3	9	7	—	10	11
Welfen	4	4	10	10	11	4	11	7
Elsässer	15	15	15	15	15	15	10	8
Dänen	1	1	2	2	1	1	1	1
Deutsche Reformpartei	—	—	—	—	—	1	5	13
Unbestimmt	—	—	—	—	—	2	2	5

Wer diese Zahlen aufmerksam betrachtet, muß staunen. Haben auch bei einzelnen, zum Beispiel im Jahre 1887 die besonderen Umstände einen bedeutenden Einfluß geübt, so liegen im ganzen die Gründe auf anderem Gebiete. Denn wie ist es erklärbar, daß die Liberalen überhaupt (Nationalliberale und Fortschrittspartei) von 1877 ab bei jeder Wahl eine geringere Zahl (28, 83, 61, 86, 73, 96) bis unter der Hälfte von 1874 im Jahre 1893, daß die Konservativen (Deutsch-Konservative und Reichspartei) heute 35 Abgeordnete mehr haben als im Jahre 1874, bei jeder Wahl seit diesem Jahre mindestens 20 mehr hatten, sogar 1887 ein Mehr von 63 erlangten, daß die Polen es von 14 auf 19, die Volkspartei von 1 auf 11, die Welfen auf 7 gebracht, die Partei der Antisemiten (Deutsche Reformpartei) sich bilden und von 1 (1887) es auf 13 bringen konnte, daß wir heute 12 Parteien im Reiche haben?

Ausschließlich das Philistertum trägt die Schuld. Mit Philistertum bezeichne ich nicht das, was der Student so nennt, auch nicht etwa bloß den spießbürgerlichen Geist, sondern den Geist, welcher sich heute bei allen Klassen, mögen sie dem Adel oder Bürgerstande angehören, in der Kultur des Egoismus,

Digitized by Google

der engherzigen Interessenpolitik, in dem Festhalten an schablonenhafter Theorie, in Servilismus und ähnlichen Auswüchsen zeigt, wobei dann bald das eine oder andere, bald auch eine Reihe dieser Dinge zusammentrifft. Dies Philistertum hat sich auf uralter Grundlage trotz der Entwicklung des Reiches erhalten und darf als Nationalsünde bezeichnet werden. Halten wir ohne Scheu vor Angriffen und Geschrei unserem Volke einen Spiegel vor.

Im Jahre 1871 und 1874 war die große Zeit noch so nahe, daß das Philistertum in den Winkel kroch, der Stolz auf das neue Reich und die Hoffnung auf den herrlichen Ausbau siegten; 155 Nationalliberale und 58 Konservative, welche in allen großen politischen Fragen einig waren, geboten über die Mehrheit des Reichstags. Da kam die böse Zeit. Sie lag nicht im sogenannten Kulturkampfe; das ist durch die Thatsache allein bewiesen, daß im Preußischen Landtage Konservative, Nationalliberale und Fortschrittler durchweg die sogenannten Kulturkampfsgesetze angenommen haben, darunter alle oder doch die meisten Abgeordneten, welche in ihren Reichstagsfraktionen von entscheidendem Einflusse waren. Die Geldinteressen haben den Umschwung bewirkt. In Preußen war die Freihandelspolitik unfehlbare Maxime der Minister, der Beamten, ihr huldigte die Masse der Nationalliberalen, Konservativen, Fortschrittler. Damit waren alle zufrieden, so lange es ihnen dabei gut ging. Man schwelgte seit 1871 in den Milliarden. Statt diese auf die notwendigen Dinge: Invalidenunterstützung, Heer und Flotte, Ersatz der Kosten an die Bundesstaaten, Münzregulirung und so weiter, darüber für den Bau von Kanälen, die Hebung der Verkehrsmittel und so weiter zu verwenden und das Erübrigte lieber bar zu den 120 Millionen in den Juliusturm zu legen, verwandte man große Summen zur Tilgung von Staatsanleihen. Die flüssig gewordenen Kapitalien fruchtbringend anzuwenden, war dem einzelnen schwer. So fanden die massenhaften Gründungen Anklang; neue Fabriken, Banken und so weiter wuchsen wie Pilze aus der Erde, verschlangen eine Masse von Millionen und führten zur Ueberproduktion. Der Rückschlag trat bereits 1873 ein, nahm besonders für die Eisenindustrie eine bedrohliche Stärke an. Mit dem Erhalten der Zölle, wie sie das Gesetz vom 7. Juli 1873 noch bis zum 31. Dezember 1876 belassen hatte, also der Abänderung von dessen Bestimmung über den Fortfall des Eisenzolles wäre damals geholfen gewesen. Bei der namentlichen Abstimmung am 13. Dezember 1876 über den dies bezweckenden Antrag des Abgeordneten Windthorst stimmten **für**: 2 Kons., 13 Reichsp., 26 Nation., 7 Fortschr., 54 Zentr., 9 Sozialdem., 2 Els., 3 Wilde, **gegen**: 17 Kons., 10 Reichsp., 106 Nation., 37 Fortschr., 19 Zentr. (durchweg Bayern), 9 Polen, 3 Wilde, ohne Entschuldigung fehlten 2 Kons., 2 Reichsp., 4 Nation., 1 Fortschr., 15 Zentr., 4 Polen, 9 Els., 1 Däne, 3 Wilde. Unter den Freihändlern waren fast alle Agrarier, die Theorie hatte gesiegt, die wirkliche Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse war für die Idealpolitiker nicht maßgebend, für andere entschied die ausschließliche Rücksicht auf die Wünsche des Wahlkreises, geschlossen stimmten die Sozialdemokraten für, wodurch sie bewiesen, daß sie wirklich für das Wohl der Arbeiter sorgen wollten.

Digitized by Google

Der schlimme Erfolg trat ein, Fürst Bismarck kam zur Ueberzeugung, daß es mit dem bisherigen Freihandels- und Manchesterwesen nicht mehr gehe, die „freie volkswirtschaftliche Vereinigung", die 1874 auf 6 Mitglieder (Berger, v. Bockum-Dolffs, Kreutz, Löwe, A. Reichensperger, v. Schulte) beschränkt war, hatte es bis 1878 auf 203 gebracht, also die Mehrheit. Delbrück war gegangen, Camphausen wandte sich der Bismarckischen Anschauung zu, es war zu spät, er trat ab (März 1878), nun sahen die Agrarier, daß ihr Weizen blühen konnte, sie wurden aus überzeugten Freihändlern begeisterte Schutzzöllner, erhielten Kornzölle und so weiter und bewilligten dafür alle anderen. Hatte die nationalliberale Partei infolge ihres Verhaltens schon 1877 14 Mitglieder eingebüßt, so sank sie 1878 auf 109, hat es 1893 nur auf 53 gebracht. Nur bei den Wahlen im Jahre 1887, wo es sich um die Militärfrage handelte, zeigte sich der Patriotismus noch einmal kräftig, wie die Zahl der Abgeordneten beweist, seitdem herrscht wie seit 1878 die Interessenpolitik bei den Wählern. Wer die Wahlen verfolgt hat, ist zur Ueberzeugung gelangt, daß die Größe des Reichs, die Aufgaben des Reichstags für den Ausbau des Rechts für die Wähler in den Hintergrund treten, Egoismus, Privatinteresse und Wirtschaftspolitik entscheiden.

Das ist unser Philistertum. Jeder verlangt vom Staate oder Reiche, daß es ihm helfe, wenn ihn der Schuh drückt. Der Handwerker sieht in dem Wiedererstehen der Zwangsinnungen, des Befähigungsnachweises, der Aufhebung der Gewerbefreiheit sein Heil; daß der fleißige, tüchtige, sparsame Handwerker auch heute regelmäßig sein Auskommen hat, entscheidet bei ihm nicht. Der Landwirt klagt über die Belastung des Bodens durch Staats- und Gemeindelasten, verlangt Zölle, welche die Konkurrenz des Auslandes ausschließen oder doch unschädlich machen, die Silberwährung soll ihm helfen, seine Schulden leichter abzustoßen, er sieht in der zollfreien Einfuhr von Maschinen und so weiter, die er braucht, wenn er sie vom Auslande billiger bezieht, etwas Selbstverständliches und sorgt sich nicht darum, ob die Industrie darunter leidet. Es fällt ihm dabei gar nicht ein, daß jeder sich nach der Decke strecken muß, daß es auch für den adeligen Gutsbesitzer nicht nötig ist, in der Residenz alljährlich einige Monate dem gesellschaftlichen Leben sich hinzugeben, luxuriöse Treibjagden, überflüssige Reit- und Wagenpferde zu halten, kurz sich irgendwelche Beschränkungen aufzulegen. Ihm erscheint es als schreiendes Unrecht, daß er die Vergütung für die Grundsteuer, die ihm zu teil wurde bei deren Umlegung auf die Landgüter im Osten Preußens, jetzt zurückzahlen soll, nachdem der Staat auf die Grund- und Gebäudesteuer zu Gunsten der Gemeinden verzichtet hat; natürlich, denn wohl die meisten haben die Entschädigungssummen verzehrt, anstatt sie zur Abtragung der Schulden oder zur Verbesserung der Grundstücke zu verwenden. Dem Sohne, der sich studirenshalber an einer Universität in Vorlesungen einschreiben läßt, die er nicht besucht, jährlich 6—10000 Mark und mehr zu geben, für den Sohn, der Offizier in irgend einem Garde- oder einem anderen Kavallerieregimente ist, jährlich ebensoviel auszugeben, ist nicht zu vermeiden. Freilich, um 30-, 40-, 50-, 100000 Mark jährlich verzehren zu

Digitized by Google

können, dazu muß man einen großen, nicht belasteten Grundbesitz haben. Da kann es nicht wundernehmen, wenn man für Spiritus, Branntwein, Rüben, alle möglichen Vorteile verlangt und dazu kommt, den Staat als Verkäufer und Abnehmer des Korns zu begehren, Ungeheuerlichkeiten, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts für unmöglich gehalten werden sollten und die um nichts hinter den Forderungen der Sozialdemokraten zurückstehen. Der Industrielle begehrt Zölle, welche ihn vor der Konkurrenz des Auslandes schützen, eifert aber mit Hand und Fuß gegen solche auf die Rohware, die er vom Auslande beziehen muß oder billiger beziehen kann, ist abhold Zöllen und Abgaben für Lebensmittel, weil sie den Arbeitslohn verteuern, billigt sie nur gegen Aequivalente für sich. Jeden Niedergang sieht er begründet in anderen Dingen als der Ueberproduktion. Die Börsianer und so weiter wüten gegen hohe Stempelabgaben für Wechsel, Schlußzettel und so weiter. Liest man die Verhandlungen der zahllosen Versammlungen aller möglichen Fachvereine, die darin vorgebrachten Klagen, so erhält man den Eindruck, als sei das Vaterland verloren, das Gewerbe, der Ackerbau, die Industrie und so weiter ruinirt, als hätte man kaum genug, um das tägliche Brot zu erwerben. Nur in den meistens zum Schlusse oder auch öfter stattfindenden lukullischen Festessen merkt man beim Knallen der Pfropfen nichts von Not. Und nun erst der sonstige Philister. Will eine Gemeinde das Bier überhaupt besteuern, auf das von auswärts eingeführte teuerere eine höhere Steuer legen, den Wein oder andere Getränke einer Abgabe unterwerfen, will das Reich den Tabak mit höheren Zöllen belegen oder gar ein Tabaks- oder Branntweinmonopol einführen und andere indirekte Abgaben schaffen, so erhebt sich ein Zetergeschrei, als müßte die Welt aus den Fugen gehen, als handle es sich um den Ruin der Bevölkerung. Man sehe doch auf andere Staaten, insbesondere Frankreich, das mit elf Millionen Einwohnern weniger als Deutschland 250 Millionen Mark mehr Staatseinkünfte hat, als das Deutsche Reich und die deutschen Bundesstaaten zusammen, freilich ohne der deutschen Theorie der einzig richtigen direkten Staatssteuern zu huldigen, durchweg auf Grund indirekter Abgaben, die keinen drücken. Warum kann man in Deutschland nicht den Luxus, Luxusequipagen, überflüssige Dienerschaft, Luxusreitpferde und so weiter besteuern? Weshalb kann man nicht auch in Deutschland zu Staatseinnahmen kommen, die uns über die horrenden direkten Steuern, die Matrikularbeiträge und anderes hinweghelfen würden? Es gibt nur die eine Antwort: der deutsche Philister wills nicht, weil er nur sein Interesse im Auge hat, oder weil es gegen sein „Prinzip" ist. Und doch denkt er regelmäßig nicht weiter als seine Nase reicht. Aus der sogenannten lex Huene flossen den Kreisen jahrelang riesige Summen zu, wie hat man sie verwendet? Man hat in einer Masse von Kreisen Paläste gebaut, die gänzlich überflüssig sind. Denn wozu braucht ein Landrat eine Wohnung, die ihm gestattet, hundert und mehr Personen in Gesellschaftsräumen zu empfangen, eine Reihe von Zimmern zu haben, die er oft kaum mit Möbeln versehen kann? Weshalb hat man nicht die Gelder für Straßen, Regulirung der Bäche und andere Bedürfnisse verwendet? Weil der

Digitized by Google

deutsche Philister alles laufen läßt, solange er im Fette schwimmt. Nimmt das Fett ab, dann ruft er Zeter und Mordio, verlangt vom Staate Hilfe und Mittel.

Patriotismus hat der deutsche Philister, das ist keine Frage. Er ist zu Opfern bereit für das Vaterland, zu allen, wenn's vor der Thüre brennt; aber wenn sie verlangt werden, um vorzubeugen, wenn es sich darum handelt, für das Heer oder gar die Marine Ausgaben zu machen, welche uns sichern sollen gegen jeden Feind, wenn unsere Flotte in den Stand gesetzt werden soll, unseren Handel mit starker Hand allenthalben zu schützen, dem Deutschen in allen Weltteilen Schutz und Achtung zu verschaffen, dann wird gefeilscht von den Vertretern, dann weiß mancher Abgeordnete, der vielleicht nie ein Kriegsschiff gesehen, besser als Kaiser, Bundesrat und alle Sachverständigen, was nötig oder nicht nötig ist. Handelt es sich darum, patriotische Feste zu feiern, sich im Wirtshause oder in Versammlungen zu begeistern, die Macht der Phrase zu erproben, dann ist man bei der Hand. Aber für das Allgemeine nur die Rücksicht auf das Ganze im Auge zu haben, von jedem privaten Interesse abzusehen, nur den zum Vertreter für den Reichstag, Landtag, die Gemeinde zu wählen, der die Interessen der Gesamtheit über alles stellt, das ist nicht die Sache der Philistermasse. Wir werden unserem Philistertum nächstens eine andere Nationalsünde vorhalten, heute uns noch auf einen Rat beschränken, der nicht bloß ernstlich gemeint, sondern durchgeführt, von großem Erfolge begleitet sein würde.

Wir besitzen im Reiche das allgemeine Wahlrecht, es ist unseres Erachtens nicht möglich, daran zu rütteln, aber man erhebe es zur Wahlpflicht. Sogut man bei Strafe Steuererklärungen, Angaben für die Volkszählung, die Uebernahme des Schöffen-, Geschworenen-, Vormundsamtes fordert, ebensogut kann man die Ausübung des Wahlrechts, das für keinen eine große Unbequemlichkeit bildet, durch das Gesetz gebieten. Man bestimme gesetzlich: Jeder wahlberechtigte Deutsche ist verpflichtet, an der Wahl der Abgeordneten zum Reichstage sich zu beteiligen; wer ohne durch begründete Abwesenheit vom Wahlorte am Wahltage oder durch Krankheit verhindert zu sein, sich der Abgabe der Stimme enthält, verfällt in Strafe. Die Strafe beträgt für diejenigen, welche keine direkten Landessteuern zahlen, 5 Mark, für die, welche bis 100 Mark Landessteuern zahlen, 10 Mark, die bis zu 200 zahlen, 20 Mark, bis zu 300 Mark 30 Mark, bis zu 400 Mark 40 Mark, darüber 100 Mark. Würde dieses gesetzlich bestimmt, die Strafsumme den Ortsgemeinden zugewendet, so würde eine ungleich größere Beteiligung an den Wahlen stattfinden und sicher ein ganz anderes Resultat herauskommen. Wenn aber zwei Millionen und mehr bei den allgemeinen Wahlen nicht stimmten, fielen mindestens 10 bis 30 Millionen Mark den Gemeinden zu.

Es wird dieser Vorschlag zweifellos als Eingriff in die persönliche Freiheit, als exorbitant, und weiß Gott was alles erklärt werden, er ist aber das einzig praktische Mittel, um dem deutschen Philister begreiflich zu machen, daß den Rechten auch Pflichten entsprechen.

Digitized by Google

Wo ist Nansen?

Von

Prof. Dr. Yngvar Nielsen in Christiania.

Bald werden zwei und ein halbes Jahr verflossen sein, seitdem Dr. Fritjof Nansen und seine Gefährten Christiania verlassen haben. Wenige Tage zuvor waren sie zu einer einfachen Abschiedsfeier eingeladen, wobei ihnen, ohne den gewöhnlichen Jubelrausch, von zahlreichen Freunden Lebewohl gesagt wurde. So steuerte am 24. Juni 1893 das Schiff „Fram" den Christianiafjord hinaus, folgte der langen norwegischen Küste bis Vardö hin, von wo die Fahrt weiter ging, ungefähr dem siebenzigsten Breitegrad entlang bis nach Jugorskij Shar. Von Chaborowa, der letzten europäischen Station, segelte die Expedition am 3. August ab.

Seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört.

Nach dem vorher entworfenen Plane sollte der Fram noch die sibirische Küste an der Mündung des Olenek besuchen, um von dort einige Hunde mitzunehmen. Der Fram ist aber dort nicht gesehen worden. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Expedition überhaupt nicht die neusibirischen Inseln aufgesucht hat, um von ihnen aus ihre lange Treibfahrt nach dem Pol zu beginnen, sondern daß sie schon vorher gegen Norden abgebogen ist.

Von Chaborowa trafen hier späterhin einige verworrene Nachrichten ein, die aus russisch-samojedischer Quelle stammten. Die Leute, welche die Expedition dort gesehen, gaben vor, Nansens Aussehen habe schon darauf hingedeutet, daß er wenig Vertrauen in das Gelingen seiner Expedition setze, und daß er ganz unter dem Banne ahnungsvoller Mutlosigkeit gestanden.

Die von ihm eingegangenen Briefe und die Berichte seines Sekretärs Christoferſen, der ihn bis nach Chaborowa begleitet hat, wissen nichts davon zu berichten. Christoferſen, welcher noch bis Chaborowa mit Nansen zusammen war, der in seinen ganzen Briefwechsel eingeweiht war, und jetzt in Christiania als Journalist lebt, kann nicht begreifen, wie man überhaupt etwas Derartiges hat sagen können. Es war natürlich eine sehr ernsthafte Sache, sich so von den letzten Resten der Zivilisation zu verabschieden und sich in die rätselhaften, von Eis bedeckten arktischen Gegenden hinauszuwagen. Selbstverständlich gehen dann die Gedanken der fernen Heimat zu, und das ganze Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit macht dann sich wohl mit doppelter Schwere geltend. Doch muß gleichzeitig die Spannung bei der näher gerückten Lösung des großen wissenschaftlichen Problems den Teilnehmern der Expedition und vor allen ihrem kühnen Führer eine wachsende Elastizität verliehen haben, die wohl ein gutes Gegengewicht gegen die erdrückenden Gefühle des Abschieds gewesen sein mag.

Gleichwohl drängt sich die Frage auf: Wo ist jetzt die Expedition? und warum hat Dr. Nansen nicht die Mündung des Olenek aufgesucht?

Digitized by Google

Vielleicht bin ich im stande, hierauf Antwort zu geben — doch nur vielleicht.

Es war im Herbste 1892, als ich an einem trüben Abend Dr. Nansen auf der Straße traf. Unser Weg war derselbe. Selbstverständlich waren wir bald in ein Gespräch über seine Expedition verwickelt, mit deren Vorbereitung er damals eifrig beschäftigt war. Wenige Tage zuvor waren wir ja auch bei Larvik zusammen gewesen, wo sein Schiff vom Stapel gelaufen war.

Im Laufe des Gespräches sagte Nansen: „Sie wissen, daß ich meinen Plan geändert habe," und setzte dann unmittelbar hinzu: „Ich spreche aber nicht darüber." Weiteres hat er nicht geäußert. Verschiedene Rücksichten haben ihn bestimmt, Stillschweigen hierüber zu beobachten. Späterhin habe ich keine Gelegenheit mehr gehabt, von ihm nähere Mitteilungen zu erhalten. Seine Worte aber habe ich treu im Gedächtnis behalten und auch anderen nichts darüber mitgeteilt, mit Ausnahme des zurückgekehrten Sekretärs. Herr Christoferſen war davon überrascht; er hatte während seines sieben bis acht Wochen langen Zusammenlebens an Bord des Frams mit den Mitgliedern der Expedition gar nichts Derartiges gehört.

Was hat nun Nansen mit seinen Worten an mich gemeint?

Eine durchgreifende Aenderung des ursprünglichen Plans kann er nicht beabsichtigt haben. Denn soweit man jetzt seine Fahrt kennt, ist er diesem gefolgt. Dagegen liegt die Möglichkeit einer bedeutenden Modifikation nahe, und wenn er nicht nach dem Olenek gekommen ist, dann hängt das vielleicht mit dieser eng zusammen.

Nansen hatte, wie ich glaube, schon vor der Abfahrt von Chaborowa vor, gegebenen Falls bald nach dem Norden abzubiegen, ohne die lange Reise ostwärts vom Kap Tscheljuskin nach Neu-Sibirien zu machen, und Herr Christoferſen hat mir auch vor kurzem berichtet, bei den täglichen Gesprächen an Bord des Frams sei öfters die Rede davon gewesen, daß es, wenn die in Chaborowa erwarteten Hunde sich als tüchtig erwiesen, wohl überflüssig wäre, den Umweg über den Olenek zu machen. Allem Anscheine nach, hat wirklich die Expedition schon in Chaborowa eine genügende Anzahl Hunde bekommen, und damit ist die Fahrt nach der Mündung des genannten sibirischen Flusses von selbst als unnötiger Umweg weggefallen.

Während des Aufenthalts in Chaborowa passirte täglich viel Eis den Sund in der Richtung von Osten gegen Westen. Der Strom floß schnell dahin, und es war ein interessanter Anblick, die von ihm mitgeführten kleinen und großen Eisschollen zu beobachten.

Als der Fram am 3. August, zwölf Uhr nachts, absegelte, wehte ein starker Wind. Die Zurückbleibenden sahen das Schiff nach dem karischen Meer hinsteuern; es verschwand in der Ferne und trat den abenteuerlichen Teil seiner Fahrt an.

In Chaborowa traf Nansen mit dem Führer der Hunde zusammen, der ihm die ganze für die Expedition notwendige Sammlung glücklich ablieferte.

1788964
Digitized by Google

Dieser Führer war ein Deutsch-Russe aus Riga, Namens Alexander Iwanow Trontheim, der seit 1876 in Sibirien lebt. Er hat späterhin dem russischen Baron von Toll einen Bericht über seine Reise erstattet, und der Eindruck den dieser mit dem hohen Norden wohl vertraute Berichterstatter gewonnen, gestattet, die besten Hoffnungen für das Wohlergehen der Expedition zu hegen. Dieser Eindruck stimmt obendrein ganz mit dem von Herrn Christoferſen gewonnenen überein.

Trontheim sagt in dem Berichte, er traue der Expedition die Fähigkeit zu, den Gefahren des Eismeeres zu trotzen. Ebenso lobt er die Konstruktion des Schiffes, die besonders auf die Fahrt durch das Eis berechnet ist. Nichts erinnert in dieser Schilderung an die vorher erwähnten, aus russisch-samojedischer Quelle stammenden Berichte. Trontheim hat aus dem ganzen Benehmen der Mitglieder der Expedition ein unbegrenztes Zutrauen zu ihrer Leistungsfähigkeit, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, gewonnen. Vor allem hebt er hervor, daß die Persönlichkeit des Führers für einen glücklichen Ausgang bürge, und ebenso erblickt er in dem gegenseitigen Verhältnis der Teilnehmer ein glückverheißendes Vorzeichen. Ueberhaupt soll noch keine Polarexpedition ihre Fahrt mit größerer Zuversicht und unter günstigeren Umständen angetreten haben.

Als der Fram in das karische Meer hineinsteuerte, waren dort, wie bemerkt, viele Eisschollen vorhanden, die sich alle nach den westlichen Ausfahrten hin bewegten. Dagegen sprach alles dafür, daß nach Norden hin keine großen Eisflächen gelagert seien. Herr Christoferſen erklärt, es sei nichts von einem „Eisblink“ zu sehen gewesen, von jenem bekannten Phänomen, das die Nähe des festen Eises verrät.

Im August 1893 war das Eis weit gegen Süden vorgerückt und befand sich im Schollenzustand. Dies soll, nach der Erfahrung der Robbenfänger, ein gutes Zeichen sein. Wenn das Eis sich in dieser Weise der europäischen Küste nähert, soll — so sagt man — das Fahrwasser höher aufwärts eisfrei sein und eine Fahrt bis weit nach Norden gestatten. Alle Berichte stimmen darin überein, daß Nansen außerordentlich günstige Eisverhältnisse angetroffen hat.

Dies muß für Nansen und seine Gefährten von der größten Bedeutung gewesen sein.

Nach einer Fahrt durch die Zone des Treibeises ist er im Norden in eine andere eisfreie Zone hineingekommen, in der er höchst wahrscheinlich weit nach Norden vorgedrungen ist. Was sollte ihn unter diesen Umständen bewegen können, die einmal gewonnenen Vorteile aufzugeben und von dem bereits erreichten Breitengrade, vielleicht dem achtzigsten, wieder nach Süden abzubiegen, um an der Olenekmündung einige Hunde abzuholen? Das wäre doch eine höchst unbesonnene Handlungsweise.

Die Fahrt scheint im Anfange vom Glücke begünstigt worden zu sein, und es sind wohl damals sehr große Vorteile erreicht worden. Die Expedition muß augenblicklich in neue, bisher unbekannte Gegenden gekommen sein, wo sie wahrscheinlich in östlicher Richtung nach dem Punkt gesucht haben wird, wo sie den

Digitized by Google

nordwärts gehenden Polarstrom erreichen könne. Was aber im Anfange ein Glück gewesen ist, kann sich späterhin in das Gegenteil verkehrt haben. Es läßt sich demnach nicht in Abrede stellen, daß Nansens anfängliches Glück ihn möglicherweise später in eine minder günstige Lage gebracht hat. Vieles hängt von den Stromverhältnissen in den von ihm neu entdeckten Gegenden ab.

Unter solchen Umständen mußte sich schon frühzeitig mit doppeltem Gewicht der Wunsch geltend machen, mit einemmale so weit wie möglich nach Norden zu gelangen, und dann drängte sich wohl die Notwendigkeit einer wesentlichen Modifikation des ursprünglichen Planes auf. Die Eisbarrière hatte sich aller Wahrscheinlichkeit nach weit nordwärts zurückgezogen. Die Fahrt ist möglichst in nördlicher Richtung lange fortgesetzt worden, und es hat dann Nansen die einmal erreichten Vorteile nicht mehr aufgeben können; was man zu erreichen suchte, war ausschließlich der nordwärts sich nach dem Pole hin bewegende Strom. Da wir von diesen Gegenden überhaupt nichts wissen, läßt sich keine nähere Vermutung über die durch das anfängliche Glück errungenen Vorteile aufstellen. Hat die Expedition nur die See vorgefunden, dann ist der Strom erreicht worden. Es ist aber auch denkbar, daß man große Länder angetroffen hat, welche vor demselben liegen und das Schiff lange aufhalten können.

Jedenfalls muß die Expedition im ersten Winter 1893—1894 weit nach Nordosten in die Gegend östlich von Franz Josefsland und nördlich (nordöstlich) von Kap Tscheljuskin gekommen sein und dort ihr erstes Winterquartier aufgeschlagen haben. Baron von Toll hat als mögliches Ziel das Sannikowland angegeben. Damit haben wohl auch die Schwierigkeiten ihren Anfang genommen. Gesetzt, daß die Expedition bald zu neuen, weitausgedehnten Ländern gekommen ist, dann bilden diese schon ein Hindernis. Alles kommt für sie darauf an, sich in freier See zu befinden und dann mit dem Eise nach dem Pol hin zu treiben. Ueber eine derartige Möglichkeit hat sich natürlich im voraus nichts berechnen lassen. Wenn aber Nansen fortwährend See gefunden hat, werden sich auch bald andere Schwierigkeiten eingestellt haben, die er ja von vornherein vorausgesetzt, und gegen die er auch Vorkehrungen getroffen hat. Auf diese Schwierigkeiten hat man öfter hingewiesen, und sie hatten in Norwegen sogar in gewissen sachmännischen Kreisen ein starkes Vorurteil gegen die Ausführbarkeit des Planes hervorgerufen.

Unter den mit dem Eismeere durchaus vertrauten norwegischen Robbenfängern ist dem Plane Nansens höchstens mit einer gewissen Bedenklichkeit begegnet worden. Einer der erfahrensten Kapitäne dieser Fangschiffe hat mir im November 1893 in folgender Weise das Horoskop der Expedition gestellt: „Alles hängt von der Beschaffenheit des Eises ab, in welches der ‚Fram' bei der ersten Begegnung hineingerät. Findet er das *große Eis* in Bewegung, so läuft er die größte Gefahr. Zwischen den ungeheuren Wänden der treibenden Eismassen wird selbst das stärkste Schiff — und ‚Fram' ist außerordentlich stark gebaut — zerschmettert werden, und niemand wird mehr nach ihm fragen können. Ein in das große Eis geratenes Schiff kann als ein dem Untergange geweihtes

Digitized by Google

betrachtet werden. Trifft aber die Expedition das kleine Eis, dann kann es gehen, wie Nansen es vorausgesetzt. Der ‚Fram' wird dann zwischen den kleinen Eisschollen einfrieren und wird, wenn die Eismasse zunimmt, zugleich mit ihr von unten her gehoben. Damit kann alles nach der im voraus gemachten Berechnung glücklich verlaufen."

Nansen kennt selbst die gesamten, von fachmännischer Seite, den Robbenfängern, erhobenen Einwendungen, und er wird sich nicht leichtsinnig über dieselben hinweggesetzt haben. Im Gegenteil, er hat sie nach dem ihnen gebührenden Werte erwogen und ist durch sie belehrt. Es wird daher für ihn, nach den an ihn ergangenen Warnungen, eine Hauptaufgabe gewesen sein, dem großen Eise zu entgehen, um sein Schiff zwischen den kleineren Eisschollen einfrieren zu lassen und somit in Bewegung zu kommen. Es kommt demnach nur auf das eine an, wie weit er selbst hat Herr der Situation sein können.

Auf diese Frage können wir erst dann Antwort erhalten, wenn die Expedition zurückgekehrt ist. Bis dann lassen sich im Vertrauen auf die große Erfahrung, die man an Bord des „Fram" besitzt, nur die besten Hoffnungen hegen. Kapitän Sverdrup hatte im Sommer 1892 die nördlichen Meere durchkreuzt und kannte sie folglich aus persönlicher Erfahrung, als er den „Fram" dahin führte. Das Schiff war auf fünf Jahre reichlich verproviantirt, also bis zum Sommer 1898. Trontheim meint, man habe Proviant für sechs Jahre gehabt, also bis zum Sommer 1899, und ein Mitglied des finanziellen Komites, das hier in Christiania zu großem Teile die Vorbereitung der Expedition leitete, hat mir gesagt, die Proviantmenge sei ganz erstaunlich gewesen, so daß vielleicht davon zwölf Männer zehn Jahre lang hätten leben können, wenn sie nur einige Bären und große Seetiere erlegten. Außerdem ist ja der „Fram" mit den nötigen Netzen ausgerüstet, um sich „Plankton" zu verschaffen. Von dieser Seite droht, so lange das Schiff ausdauern kann, keine Gefahr.

Es war die stehende Redensart Nansens, als er seinen Plan und nachher die Expedition vorbereitete, daß in den Polargegenden alles gut abläuft, wenn man nur gegen die Kälte und den Hunger geschützt ist. „Kleider und Essen," so sagte er oft, „ist da alles. Hat man das, so hat es keine große Gefahr."

So lange das Schiff es aushalten kann, hat er beides in genügendem Maße.

Die Expedition hat überhaupt keine Eile. Sie soll die Polargegenden einer sehr genauen Untersuchung unterwerfen, und selbst wenn Nansen die Fahrt an sich in kürzester Zeit abmachen könnte, ist anzunehmen, daß er eine längere Rast machen wird. Sein Ziel ist ja nicht allein der eigentliche Nordpol — es ist vielmehr die gründliche wissenschaftliche Erforschung der Polargegenden, was sich nicht eilig ausführen läßt. Nansens Absicht ist auf etwas weit Höheres gerichtet als auf einen sportsmännischen Record in der möglichst raschesten Erreichung des Pols, und es wäre unberechtigt, zu erwarten, daß er seine Fahrten und Forschungen abbrechen sollte, um Europa eine übereilte Ueberraschung zu bereiten.

Man bedenke, welche außerordentliche Bedeutung allein einer durch mehrere

Digitized by Google

Jahre hindurch fortgesetzten Reihe regelmäßiger wissenschaftlicher Beobachtungen zwischen dem 84. und 86. Breitegrad zukommt. Männer, die ihr Leben für die Wissenschaft eingesetzt haben, wollen nicht freiwillig ihr Forschungsgebiet aufgeben, ehe sie ihre Aufgabe völlig erledigt haben. Nansen selbst hat ja davor gewarnt, ihn zu früh zurückzuerwarten, und seine Worte müssen an erster Stelle gehört werden. Unter sehr hohen Breiten hat die Expedition bis jetzt zweimal überwintert und ist gegenwärtig daselbst in der dritten Ueberwinterung begriffen.

Ob die Voraussetzungen richtig eingetroffen sind, das wissen einstweilen nur die Teilnehmer der Expedition. Wir aber dürfen hoffen, daß sie es sind, und daß die Wissenschaft auch in diesem Punkte einen Triumph erringen wird.

Wann aber soll das Polarmeer die Expedition und ihr Schiff wiederum der Welt der Lebenden zurückgeben?

Im September 1896 kann man sie erwarten, — das war die sichere Voraussetzung Dr. John Murrays, der sich darüber auf dem geographischen Kongreß zu London geäußert hat. Vielleicht ist das aber noch zu früh. Selbst wenn das Jahr 1896 ohne Nachrichten vergehen sollte, braucht man nicht für das Schicksal der Expedition zu fürchten. Schon ist von kompetenter Stelle von einer Entsatzexpedition gesprochen worden. Nansen selbst erwartet gewiß eine solche nicht, die im äußersten Falle notwendig werden könnte, wenn auch noch kein Anhaltspunkt dafür gegeben ist. Die Aufgabe einer derartigen Forscherfahrt würde ja auch so ziemlich auf das Aufsuchen einer Nadel in einem Fuder Heu herauskommen.

Als im September 1895 die Nachricht von einem an der Ostküste Grönlands gesehenen Schiffe eintraf, mußte man natürlich an Nansen und den „Fram" denken. Ganz in Abrede zu stellen, daß es sich um ihn handelt, ist natürlich noch nicht möglich. Doch ist es nicht mehr wahrscheinlich. Es ist zuverlässig entweder ein Robbenfänger oder eine Luftspiegelung gewesen. Was man einstweilen über die Eis- und Stromverhältnisse des ostgrönländischen Meeres im letzten Sommer weiß, macht es höchst unwahrscheinlich, daß der „Fram" nicht die Richtung nach einem nördlicheren Breitegrade auf Norwegen zu verfolgt habe.

Hoffentlich hat Nansen den nach Norden fließenden Strom angetroffen, in welchem Falle er sich jetzt gegen die Nordküste von Ostgrönland zu bewegt.

Sollte er aber Hindernisse, wie ein großes, weitausgedehntes Land, angetroffen haben und er nicht durchkommen können, dann muß er nach Neusibirien zurückzukommen suchen. Hier sind von Baron von Toll auf den Inseln von Kotelny und Ljächow Proviantdepots angelegt.

Digitized by Google

Werden die Menschen immer schlechter?

Von

Professor Dr. Steinthal.

Mich dünkt, es wäre ein würdiges Thema für eine Preisausschreibung irgend einer Akademie, ob und wie folgende Punkte mit einander zusammenhängen: Pessimismus, Realpolitik, der Wandel des Prinzips Napoleons I. la force des choses durch Napoleon III. in la logique des choses, ferner der Wandel der Sehnsucht nach der dahingeschwundenen guten alten Zeit in die Klage über die Verschlechterung der Menschen, endlich der wieder erwachte Fanatismus der Orthodoxie; denn das alles hängt gewißlich zusammen! Nicht darauf käme es zunächst an, zu zeigen, ob die in jenen Punkten ausgesprochenen Grundsätze wahr und haltbar seien: ob der Optimismus und der Idealismus aus Theorie und Praxis mit Recht verbannt sei; ob die von der Persönlichkeit unabhängigen Sachen Kraft oder Logik haben; und welche Berechtigung der Orthodoxie zukomme; sondern nur, in wiefern diese Erscheinungen in der Gegenwart charakteristisch sind und worauf ihr Zusammenhang beruht, worin am Ende auch der beste Teil ihrer Kritik gegeben wäre.

Hier soll nur die eine Frage behandelt werden von der Verschlechterung der Menschen. Ich leugne dieselbe und zwar in dem doppelten Sinne, sowohl als wäre diese Frage unserer Zeit eigentümlich, als auch als dürfe sie bejaht werden.

Dieselbe ist zu allen Zeiten aufgeworfen und oft leidenschaftlich bejaht und verneint worden, und zwar nur sehr selten so, daß Ja und Nein mit einander gekämpft hätten, sondern nur so, daß beides je nach der Stimmung versichert worden ist.

Handelt es sich aber hier nur um ein Stimmungsurteil, so wird die echte Wissenschaft kaum etwas anderes zu thun haben, als die Gründe der Stimmung aufzusuchen, was freilich das beste Mittel sein wird, die ganze Dumpfheit zu zerstreuen, aus der sich die Stimmung bildet, und ein wissenschaftliches Urteil dafür hinzustellen.

Da sieht zum Beispiel der eine im ganzen Mittelalter nur eine einzige tausendjährige Nacht des Geistes; der andere aber sieht in der Renaissance einen Rückschritt. So ist die Verschiedenheit des Stimmungsurteils da und leicht erklärlich. In tausend Jahren hat sich vieles ereignet, Freudiges und Trauriges. Der eine aber sieht nur jenes, dieser nur dieses; das Auge des einen haftet hier, das Auge des andern haftet dort; und dennoch spendet jener ungeteiltes Lob, dieser ungeteilten Tadel.

So sieht man auch schon, wie viel hier Grundsätze, Vorurteile oder mangelhafte Kenntnis mitwirkten. Diese wirken aber zu allen Zeiten mit. Der Katholik

Digitized by Google

kann über viele Dinge nicht urteilen wie der Protestant,[1]) der Idealist nicht wie der Realist.

Ein dritter aber sagt vom Mittelalter, es sei, wie jedes Zeitalter, gerade so, wie es sein konnte und mußte. Und darin hat er gewiß recht, nur bleibt die Frage vom Vor- oder Rückschritt unberührt, und diese stehe, meint er, außerhalb der Wissenschaft. Trotzdem aber möchten wir doch gern wissen, wie es sich wirklich verhält? Was wir zu hoffen oder aber zu fürchten haben?

Ja, was möchten wir nicht alles gern wissen! Ich erinnere mich, daß es einmal als wichtige Frage galt: Verschlechtert sich die Kartoffel? oder die Weintraube? Noch mehr: Wird die Sonne allmälich abkühlen und endlich erkalten? oder wird ihr in alle Ewigkeit Brennmaterial zugeführt? Wie die Antwort hier auch ausfallen möge, uns braucht sie nicht zu beunruhigen. Interessanter dürfte manchem die Frage sein, ob sich die nördliche Hälfte unserer Erdkugel durch eine andere Stellung derselben wieder einmal mit Meer und Eis bedecken und dagegen das große Südmeer bis zum Südpol in schöne Länder verwandeln werde. Wenigstens aber würde doch hierbei ein Ausgleich stattfinden, den wir ebenfalls ruhig abwarten können. Diese naturwissenschaftlichen Fragen mögen zum Teil lächerlich scheinen; aber sie können mit thatsächlicher Gründlichkeit behandelt und vielleicht sogar mit Sicherheit beantwortet werden. Jene Frage von der Menschheit wird hoffentlich doch gleichfalls einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sein; dazu aber gehört eine richtige Voraussetzung über das Wesen der Geschichte.

Was ist die Geschichte der Menschheit? Es ist längst gesagt, aber heute scheint es vielen unbekannt, vergessen. Geschichte ist eine Krisis; und wenn hervorragende Persönlichkeiten mitwirken, so erscheint sie als eine Kritik. Erinnern wir uns des obigen Beispiels des Mittelalters. Dieses ist in der Politik die Kritik des lügenhaften Lehensverhältnisses, das auf Treue und Vertrauen beruhen sollte, aber weder dieses noch jenes bethätigte; in dem Verhalten der Geschlechter die Kritik der Minne, welche der platonischen Liebe sehr wenig glich, wie sie doch sollte, sondern sich im Minneliede sehr drastisch sinnlich kund gab, und vor dem Sakramente der Ehe wenig Achtung bewies und so weiter, denn das Gesagte kann zur Verdeutlichung genügen.

Kritik aber, Krisis, geht auf Reinigung (Katharsis), auf Aussonderung des kranken Stoffes, auf Gesundung aus, also auf Verbesserung. Wie anmaßend muß unser heutiges Urteil über Mittelalter und Renaissance sein! Mußten es nicht die Männer des letzteren besser wissen? Sie fühlten die Welt neugeboren, es war ihnen „eine Lust" zu leben, während vorher das Grauen vor dem Weltuntergang die Menschheit beherrschte.

Und sollten seitdem die Menschen schlechter geworden sein? Was wurde in den letzten vier Jahrhunderten gerungen, gekämpft! Diese Männer wären Schwächlinge gewesen?

[1]) Der Jude könnte ganz frei urteilen; denn Christentum und Mohammedanismus stehen ihm unendlich höher als Heidentum. Es ist kurzweg thöricht, ihm eine allgemeine Verurteilung der Geschichte zuzumuten.

Digitized by Google

So lange die Sonne ihre Wärme und ihr Licht behält, wird die Erde nicht erstarren, werden Tiere und Pflanzen sich veredeln — durch den Menschen: und er selbst, der Mensch, der Mitschöpfer, sollte sich verschlechtern?

Es ist nicht wahr, daß der Geist der Parasit der Materie ist; je mehr er erstarkt, desto mehr schont und verschönt er jene. Haben wir heute weniger Lebenskraft, leben wir weniger lang als unsere Vorfahren? Zeigt der kultivirte Mensch weniger Dauer als die Naturvölker? Es genügt wohl, hieran zu erinnern!

Es gibt allerdings gewisse Perioden, wo Kultur und Zivilisation wie von einer großen Anstrengung, Fruchtbarkeit erschöpft scheinen; sie liegen brach, sagt man — brach, in gewisser Beziehung; aber derselbe Boden wird nur mit anderer Frucht bestellt. Blüht nicht die Poesie, so thun es Malerei und Bildhauerei: ist alle Kunst saftlos, so strotzt die Wissenschaft; wenn nicht die Spekulation, so die Empirie; wenn kein Leibniz mehr ersteht, der alles Wissen umfaßte, so ein Alexander von Humboldt, und wenn nicht dieser, so ein Helmholtz — und wer will sagen, der eine dieser drei Männer sei nicht so groß wie der andere?

Nur einmal in der Geschichte dürfte mit scheinbarem Recht von einer Verschlechterung die Rede sein. Wie die Münzen in dem letzten Jahrhundert des alten römischen Reiches in den Porträts eine Verhäßlichung der Gesichtszüge zeigen, so gibt sich überall auch ein tiefes Sinken der Charaktere kund in allen Ständen jener Zeit.

Nun meint man, auch unsere heutige Welt sei in solcher Auflösung begriffen, und welche Barbaren könnten die heutige Menschheit auffrischen! Dagegen bemerke ich, daß man bei solcher Anklage den Charakter der alten und der neuen Welt verkennt und damit auch die Ursache des Untergangs der ersteren. Was in der alten Welt herrlich erscheint, das waren Städte. Babylon und Ninive, Sidon und Tyrus und Karthago, Athen und Sparta und endlich Rom. Wie groß war die Zahl der Einwohner dieser Städte? Und jede Feindin der anderen! Nicht eine Verschlechterung ihrer Männer und Frauen ist eingetreten, sondern ein Aussterben, und ein Schlag konnte diese asiatischen Mächte vernichten. Viele und lang dauernde Bürgerkriege, Unterjochung, Pest, die Züge Alexanders verödeten Griechenland und Italien. Wenn Rom und Athen noch in später Zeit eine große Bevölkerung hatten, so war diese nur nicht die Nachkommenschaft der Kämpfer von Marathon und der alten römischen Republikaner, sondern ein zusammengelaufener Haufe von Barbaren, Freigelassenen und Sklaven.

Dieses Aussterben der edlen Stämme der Geschichte ereignet sich nicht in einer Generation, auch nicht in einem Jahrhundert, sondern beginnt mit der Blüte der Macht, in Athen mit dem peloponnesischen Kriege, in Rom mit dem zweiten punischen Kriege. Dieses leibliche Sterben der Männer von Griechenland und Italien zeigt sich dann in der furchtbaren Leere großer Landstriche an Mensch und Vieh. Hätten die Germanen nicht das römische Reich in Besitz genommen, ob es dann eine neue Welt gegeben hätte? Das könnte China und Mexiko zeigen, sogar Rußland.

Digitized by Google

Daher kommt es denn, daß man dreist behaupten kann, daß es im dritten Jahrhundert nach Christus überhaupt keine Römer mehr gab. Und eine sichtbare Folge davon ist die Weise, wie sich die romanischen Sprachen zum alten Latein verhalten: sie sind einerseits ein schlechtgelerntes, ausgestorbenes Latein, und andererseits haben sie diese tote Masse mit einem neuen Geiste belebt. So sind sie wirklich ganz neue Sprachen, nicht fortgesetztes Latein. Doch alles dies kann ich hier nicht ausführen.

Und wie steht nun die Sache bei uns heute? Ich rede vom mittleren Europa (Skandinavien, England, Frankreich, Deutschland, Italien), fünf zahlreichen, nach vielen Millionen zählenden Völkern, und dazu Nordamerika. Wo ist da der Boden verödet? Die Künste und die Spekulation wollen heute nicht gedeihen; aber ist der Geist der empirischen Wissenschaft, der Erfindung, der heute herrscht, eine Verschlechterung des Geistes zu nennen? Entbehrt er der Phantasie? Ist er ohne alle Spekulation? Mich dünkt, der moderne Chemiker wisse gewisse Grundprobleme viel klarer und darum sicherer aufzufassen als die früheren Philosophen. Aber hier ist wohl der Ort nicht, das Lob der neuen Naturwissenschaft und Geschichte zu singen, und mein Mund ist wohl nicht dazu berufen. Nur dies wollte ich hervorheben, daß durch die hohe Entwicklung und zumal durch die weite, nicht über Tausende und Hunderttausende, sondern über viele Millionen verbreitete Kultur und durch die von uns verlangte, sich täglich steigernde Herrschaft des Menschen über die Kräfte der Natur, endlich durch das Zusammenwirken und die gegenseitige Anregung der edlen Völker die volle Sicherheit gegen alle Uebel erlangt ist, durch welche die alte und die mittelalterliche Welt so oft in ihrem Fortgange gestört wurden: gegen Hungersnot und Pest und zerstörende Naturereignisse aller Art; und wo ist heute Furcht vor Einfällen wilder Völker? Es gibt im Geist eine abschüssige, aber auch eine aufschüssige Bahn; auf der letzteren sind wir so weit, daß jede Furcht vor einem Rückfall grundlos ist.

Oder endlich sind wir sittlich gesunken? Nein, wir sind unendlich besser, feiner, edler, wohlthätiger geworden, als der Mensch jemals war! Selbst im Kriege! Und gerade nur, weil wir so feinfühlig, so edeldenkend geworden sind, ist unsere Kritik an uns so schneidend, sind wir so unbefriedigt, und erscheint den Schwachen unter uns, als wären wir nicht so gut wie vergangene Zeiten.

Das klingt ja ungeheuer ruhmredig! Darum noch mein letztes Wort. Es ist wahr: „Wehe dir, daß du ein Enkel bist." Es ist aber auch wahr: Wohl dir, und dreimal Heil dir, daß du ein so später Enkel bist! Denn wie die Erde heute die Gesamtentwicklung der Erde in sich birgt, so trägt der heutige Mensch die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts in sich.

Was der Mensch von Anbeginn (gleichviel ob du sagst vom allgütigen Schöpfer, oder durch eine absichtslose, nach Zufall wirkende Natur; denn beides sind unzulängliche Vorstellungen), was also der Mensch bei seinem ersten Auftreten auf Erden an Fähigkeiten und Neigungen erhalten hat, das ist ihm mit

Digitized by Google

den innewohnenden Gesetzen der Entwicklung mit der zwiefachen Möglichkeit zu Gut und Böse eine ewige Mitgift. Hierin sind alle Zeiten gleich: den Leidenschaften, der Gier, dem Egoismus sind alle Geschlechter in gleicher Weise unterworfen — nach beiden Seiten, zum Bösen und auch zum Guten. Das ist Erbteil der Menschheit, und darin bleibt sie sich ewig gleich.

Der menschliche Geist aber schafft und bringt eine Schöpfung hervor über der Natur, eine intelligible Welt. Diese mehrt sich; denn alles Gute, das von Menschen geworden ist, bleibt im Geiste; das Böse aber zerstört sich und gleicht der brausenden, aber zerfließenden, sich überstürzenden und zerschellenden Meereswelle. Die intelligible Welt ist der Schatz an Erkenntnissen, an sittlichen Ideen und Maximen, an künstlerischen Idealen, an praktischen Werkzeugen, Institutionen und Handgriffen, die sich der Geist allmälich im Laufe der Zeit erworben hat; und sie ist nicht bloß eine Vorratskammer, sondern eine lebendig wirksame Macht, ein allgemeiner, objektiver Geist, der alle einzelnen, subjektiven Geister beherrscht, leitet, zwingt, befruchtet, der eine gesteigerte Fortentwicklung ermöglicht. Der niedrigst stehende Geist, der Arbeiter an der Maschine, erhält aus dieser intelligiblen Welt seine Fähigkeit; und mittelmäßige Geister ergänzen durch ihre Erfindungen die Schöpfungen der größten, die auch wieder nur aus der intelligiblen Welt gespeist werden. Und so ist diese, obwohl rein geistig, die allerrealste Macht der Welt.

Diese über die Natur herrschende Welt wird nicht eher still stehen in ihrer Entwicklung, als bis sie untergeht — mit der Vereisung der Sonne.

Und nun dieser meiner Weisheit Schluß: Jeder von uns beachte, daß der alte Adam noch in ihm stecke, und hüte sich; er sei aber auch überzeugt, daß die intelligible Welt ihm und jedem die volle Kraft gibt, das Böse zu tilgen, das Gute zu fördern, zu erhöhen — heute und in alle Ewigkeit. So arbeite er emsig, aber zuversichtlich an der eigenen Besserung und damit zugleich an der Besserung der Menschheit.

Das Geheimnis der Langweiligkeit.

Von

Adolf Lasson.

Die Thatsache, daß in dieser besten aller Welten neben allerlei Erfreulichem und Unerfreulichem auch Langweiliges existirt, wird nicht leicht bestritten werden. Wer dürfte von sich sagen, daß er niemals langweiligen Menschen, langweiligen Beschäftigungen, langweiligen Dingen begegnet wäre, niemals sich mit langweiliger Lektüre habe zu quälen brauchen! Wenn nun alles, was existirt, einen Anspruch darauf hat, ergründet zu werden, so wird man der Lang-

Digitized by Google

weiligkeit diesen Anspruch nicht versagen dürfen. Für den Forscher mindestens hat jedes Phänomen, auch das minder anmutige, sein Interesse; ihm ist also auch die Langweiligkeit selber interessant. So mag es denn immerhin gerechtfertigt sein, auch einmal von der Langweiligkeit zu reden und das, was an ihr geheimnisvoll erscheinen könnte, zu entschleiern. Die Sorge und die Gefahr ist nur die, daß man nicht selber langweilig werde, indem man über die Langweiligkeit redet.

Mit dieser Sorge und dieser Gefahr darf man es nicht leicht nehmen. Gelangweilt zu werden gehört gewiß zu den geläufigsten und unentrinnbarsten unter den menschlichen Geschicken, und es lebt niemand, der sich rühmen dürfte, von dieser schmerzlich empfundenen Regel eine Ausnahme zu machen. Großer innerer Reichtum mag jemand davor behüten, daß er sich selber langweile; aber nur um so mehr ist er dann dem Geschicke ausgesetzt, daß er von anderen gelangweilt werde. Gleichwohl entschuldigt das den nicht, der andere langweilt. Es muß ja auch Aergernis geben; und doch wird dem, der das Aergernis gibt, keine beneidenswerte Nachrede gehalten.

Ganz besonders schlimm aber ist es, wenn das, was Langeweile verursacht, ein Buch ist. Wir nehmen dabei das Wort Buch im weiteren Sinne. Nicht allein die eigentlichen Bücher, die umfangreichen Konvolute bedruckten Papiers mit mehr oder minder einheitlichem Titel — auch die kleinen Broschüren und Abhandlungen, auch Zeitungen und Zeitschriften — die hochgeschätzte und hochverdiente „Revue", in der wir diesen Gegenstand zu behandeln die Ehre haben, natürlich ausgenommen — sind nicht allezeit mit vollkommener Sicherheit dagegen geschützt, freigebige Quellen der Langeweile selbst in ihren schwereren Formen und größeren Dosen zu werden. Und doch dürfte kein verständiger Mensch behaupten, daß langweilig zu sein ihr eigentlicher Beruf und ihre hauptsächliche Bestimmung sei.

Nun ist es ja allerdings richtig: die Langweiligkeit liegt mitunter nicht sowohl am Buche als am Leser. Es gibt Menschen, die schlechterdings nicht amüsabel sind, Menschen, die auch das Kurzweiligste nicht auf die Dauer zu fesseln und zu unterhalten vermag. Es sind die hervorragend vornehmen und überlegenen Naturen, die über alles hinaus sind. Was andere, gewöhnlichere Menschen reizt und anzieht, das gewinnt ihnen höchstens noch ein mitleidiges Lächeln, ein geringschätziges Achselzucken ab. An ihrer selbstsicheren Reife und gefestigten Unempfindlichkeit prallt auch der gelungene Scherz, auch die seelenvolle gute Laune, auch der getragene Ernst eines echten Pathos machtlos ab. Diese Sterblichen von olympischer Höhe sind von der Eitelkeit aller irdischen Dinge so ganz erfüllt, daß kein geschickter oder ungeschickter Darsteller den harten Panzer um ihre Brust zu durchbrechen vermag. Indessen scheint es doch eher, daß sie ihre eigene Eitelkeit erst in die Dinge hineinlegen, und daß die Langweiligkeit ihnen nicht eigentlich von außen, sondern von innen kommt; ihre eigene Langweiligkeit ist es, die ihnen aus allem, was sie umgibt, entgegengähnt. Sollte die Wahrnehmung ganz irrtümlich sein, daß eine solche Stimmung gerade bei der

Digitized by Google

Jugend im gegenwärtigen Zeitpunkt häufiger vorkommt als noch vor etlichen Jahrzehnten?

Das ist also eine subjektive Langweiligkeit. Nicht alle verurteilen sie; für viele bildet sie eine geradezu imposante Erscheinung. Es läßt sich auch ganz wohl begreifen, daß das ganz Aparte und Ueberlegene, was darin zu Tage tritt, solche, die es noch nicht ganz so weit gebracht haben, mit hoher Bewunderung erfüllt. Aber beneiden wird man sie kaum, und ein gesundes Empfinden wird sich durch sie eher bis ins innerste Mark durchfrostet fühlen.

Eine ganz andere Erscheinung ist die objektive Langweiligkeit, diejenige, die nicht im Leser, sondern im Buche selbst ihren Sitz hat. Für diese muß man den Maßstab nehmen aus dem Empfinden derjenigen, die sich frische Empfänglichkeit und das Vermögen lebendiger Teilnahme unversehrt bewahrt haben. Man findet ja wohl noch selbst am Ende dieses hochgebildeten Jahrhunderts solche verhältnismäßig ursprünglichen und naiven, solche unverbildeten und offenen Naturen, die gern angeregt, ja erregt werden möchten, und die sich der erfahrenen Anregung ihrer Gefühle, auch wenn sie im Heiteren wie im Ernsten sehr tief greift, ebenso wenig schämen, als sie die Aeußerungen eines tief ergriffenen Gemütes in Wort und Geberde aus zimperlicher Scheu zurückzudrängen sich bemühen. Was diese Menschenklasse langweilt, das erst ist das eigentliche, das objektiv Langweilige, und dies soll der Gegenstand sein, mit dem sich diese Studie beschäftigt.

Sehen wir genauer zu, so erweist sich die geschilderte Menschenklasse immer noch als die bei weitem zahlreichere. Die menschliche Natur weicht ebenso wenig der hochgesteigerten Zivilisation wie der Heugabel. Die große Masse des Publikums, das Wort in den verschiedenen Bedeutungen gefaßt, die es je nach der Verschiedenheit der dargebotenen Leistungen annimmt, setzt sich überall aus ihr zusammen; die anderen finden sich eben nicht oder nur spärlich ein, weil sie von vornherein wissen, daß auch dies wieder nichts für sie sein wird. Bei dramatischen Vorführungen begegnen wir immer noch dem Publikum, wie es an berühmter Stelle mit einigen unübertrefflichen Pinselstrichen geschildert wird. Gelassen sitzt es vor dem Vorhang mit hochgezogenen Brauen und möchte gern erstaunen. Und ein ähnliches Publikum hat im Grunde jeder vor Augen, der irgend etwas vorträgt in Wort oder Schrift, der sein inneres Leben zum Ausdruck bringen möchte in musikalischen Tönen oder in sichtbaren Gestalten. Wer dann dabei über öde Langweiligkeit nicht hinauskommt, der hat ein Unrecht begangen von besonderer Schwere. Man darf ihn der Versündigung zeihen an dem, was jedem das Heiligste sein sollte.

Sicher würde es um das geistige Leben überall viel besser stehen, wenn in dieser Beziehung nicht so überaus viel und schwer gesündigt würde. Hier liegt ein ganz besonders leidiges Kapitel vor aus der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit. Die geistlose Trockenheit, der Mangel an Phantasie, die schwerfällige Unbeweglichkeit und unbeholfene Ernsthaftigkeit, die Züge, die den langweiligen Habitus bezeichnen, sind unzweifelhaft bei vielen Menschen Naturausstattung

Digitized by Google

und Schicksal; aber auch so ist dieser Habitus nicht frei von Vorwurf und Verschuldung. Denn die Natur hätte sich beherrschen und umstimmen lassen, und der Schicksalsspruch selber ist nicht unwiderruflich. Haben sich die Grazien nicht schon an der Wiege mit ihren Gaben eingestellt, so läßt sich ihre Gunst doch nachträglich erwerben; man muß nur zur rechten Zeit sich darauf richten. Unabhelfbare Langweiligkeit ist eine Unterlassungssünde, und sie ist schlimmer als manche Thatsünde wegen der Bedenklichkeit ihrer Folgen.

Jeder Blick ins Leben kann uns davon überzeugen. Da sammeln sich in einem Saal — es kann auch eine Kirche sein — Hunderte von Menschen, junge und alte, Männer und Weiber, höher und minder gebildete, alle voll Spannung und Erwartung. Sie möchten sich irgend einen geistigen Schatz gewinnen, sich gehoben fühlen, aus der Gewöhnlichkeit des alltäglichen Treibens hinaus einen Blick thun ins Freie, in eine höhere, geweihtere Sphäre geistigen Daseins. Und nun beginnt einer jener entsetzlichen Vorträge, wie wir sie wohl alle einmal schaudernd erlebt haben, voll reiner Sachlichkeit, aber ohne Anfang und ohne Ende, ohne Farbe und ohne Geschmack, eine jener Ausgeburten des gründlich erschöpfenden Systemgeistes, die eine tödliche Langeweile um sich her verbreiten und noch tagelang im Gemüte der Hörer das schmerzliche Gefühl einer verlorenen Stunde, einer traurigen Enttäuschung, einer ausgestandenen Folter zurücklassen. Kaum ein anderes Erlebnis ist so geeignet, jedes höhere geistige Leben zu ersticken, Ueberdruß und Widerwillen zu säen gegen edlere Erholung, die Geringschätzung idealer Beschäftigung zur verbreitetsten Stimmung zu machen. Uebt aber schon der langweilige Redner eine abschreckende Wirkung, so wird man dem langweiligen Schriftsteller noch Schlimmeres nachsagen dürfen. Freilich kann man sich von dem Attentat des Schriftstellers auf unsere Geduld und unsere Stimmung leichter und schneller durch einen kräftigen Entschluß befreien; aber dafür besteht das Buch mit seinen verstimmenden Einflüssen dauernd fort und kann, etwa durch einen berühmten Namen unterstützt, immer wieder neue Massen zu neuen Enttäuschungen an sich locken, ehe es völlig vom Schauplatze verschwindet.

Hier läßt sich nun eine Bemerkung nicht wohl unterdrücken, die einem sauer fällt, weil sie für den nationalen Stolz sehr wenig schmeichelhaft ist, die aber doch heraus muß. Langweiligkeit kommt gewiß überall vor; aber literarisch schlägt sie ihr Domizil am liebsten innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches auf. Langweilig zu sein, das sehen wohl nur deutsche Schriftsteller geradezu mit Stolz als einen ihrer Ruhmestitel an. Wer in der Lage ist, sich in den Literaturen verschiedener Völker umzusehen, wird bei der Rückkehr aus der Fremde zum Heimischen sehr oft das Gefühl dessen haben, der aus einer blühenden, farbenreichen Landschaft in eine gestalt- und lichtlose Einöde gerät. Deutsche Wissenschaft vor allem trägt sich allzu oft ausdrücklich reizlos und schmucklos vor, in möglichst wenig anziehendem Gewande. Auf die Aeußerlichkeiten Wert zu legen, scheint bedenklich, weil es um den Ruhm der Ebenbürtigkeit mit den gelehrtesten unter den gelehrten Häuptern bringt. Um typische Beispiele dafür

Digitized by Google

brauchte man nicht verlegen zu sein, aber bestimmte Namen zu nennen wäre hier nicht zweckmäßig; es würde nur Verdruß stiften ohne Nutzen. Es handelt sich auch gar nicht um einzelne Persönlichkeiten von höherem oder geringerem Ruf, sondern um ganze Klassen und ihre Vorurteile, um eine allgemeine, eine herrschende Gewöhnung.

Vor mir liegt das neu erschienene Buch eines englischen Schriftstellers, das sich aufs gründlichste mit den tiefsten metaphysischen Problemen beschäftigt. Das Buch hat mich von der ersten Seite an durch Witz und gute Laune lebhaft gefesselt und, so wenig ich in der Sache überall zuzustimmen vermag, mich in eine Stimmung des Behagens versetzt, die mich nicht wieder losließ. So trug es mich von Blatt zu Blatt, von Kapitel zu Kapitel, und ein ernster Entschluß war nötig, um mich loszureißen und pflichtmäßig anderes vorzunehmen.

Dicht daneben liegt ein Buch von einem deutschen Verfasser, das über einen ganz ähnlichen Gegenstand handelt. Ich muß es lesen; aber es erregt mir geradezu einen Schrecken, wenn ich daran denke. Durch die ersten Bogen, eine überaus umständliche Einleitung, habe ich mich wie durch eine zähe Masse mit dem Aufgebote aller meiner Willenskraft durchgearbeitet. Bleischwer liegt es auf mir, wenn ich an die überstandenen Qualen zurückdenke; mit der Angst eines zur Folterung Verurteilten sehe ich der Aufgabe entgegen, weiter zu lesen. Es ist allerdings das Buch eines deutschen Professors; aber darauf ist nicht der Nachdruck zu legen. Daß gerade der deutsche Professor der hauptsächliche Vertreter der Langweiligkeit sei, ist doch nur ein Vorurteil. Es gibt kurzweilige Autoren, die Professoren sind, und langweilige Autoren ohne den schönen Titel. Richtig ist nur, daß in Deutschland vorzugsweise Professoren den Büchermarkt mit Ware versorgen, und daß sie im Durchschnitt nicht besser, aber auch nicht schlechter schreiben als andere Leute.

Worin liegt denn nun die Langweiligkeit? Bei streng empirischem Verfahren ergibt sich zunächst das Negative, daß sie niemals im Stoffe liegt. Es gibt keinen Gegenstand, der an und für sich langweilig wäre. Man gebe einem Lessing statistische Tabellen zur Bearbeitung, und er wird daraus etwas machen, was auch dem, den sonst die Statistik gar nichts angeht, die lebendigste Teilnahme einflößt. Die Langweiligkeit liegt immer in der Form. Das Entscheidende ist die Darstellungs- und Vortragsweise. Alles, was über irgend einen Gegenstand zu sagen ist, läßt sich so sagen, daß es anzieht, fesselt, hinreißt, aber auch so, daß es kalt läßt, abstößt, widerwärtig und lästig wirkt.

Damit die Form glücklich herauskomme, ist eine gerade auf sie gerichtete Sorgfalt erforderlich. Sorglosigkeit würde auch beim Genie zur Formlosigkeit führen. Mit der Nachlässigkeit im Bunde erzeugt der Hochmut die Ungestalt; die Ungestalt aber ist es, die ermüdet oder verstimmt. Kommt nun gar die Talentlosigkeit hinzu, die sich gehen läßt, so entsteht das Grausen. Keine Sauberkeit der Gestaltung ohne Achtsamkeit und Selbstzucht; Sauberkeit aber wird die Quelle gefälliger Anmut, und sauber ist man aus Rücksicht auf sich, vor allem auch aus Rücksicht auf andere.

Digitized by Google

Zuletzt beruht die glückliche oder die mißlungene Form darauf, ob das Verhältnis des Gebenden zum Empfangenden im rechten Sinne gewahrt wird. Wer mitteilt, redend oder schreibend, der hat sich gegenüber den Zuhörer oder Leser mit seiner Empfänglichkeit. Diese Empfänglichkeit und was sie begrenzt, das Bedürfnis und die Stimmung, will bedacht sein. Bedenkt sie der Mitteilende nicht, so versäumt er seine erste und grundlegende Verpflichtung und lädt eine Schuld auf sich, die durch keinen sonstigen Vorzug wieder gut gemacht werden kann.

Daß es mehr oder minder anziehende Redner und Schriftsteller gibt, ist unvermeidlich und ganz in der Ordnung. Die Gaben sind eben verschieden ausgeteilt. Es gibt Menschen, denen es von Natur nahe liegt, was sie zu sagen haben, auf eine Weise zu sagen, die die anderen erfreut und in der Stimmung frischer Empfänglichkeit erhält. Es gibt andere, denen diese Begabung versagt ist. Darnach ergibt sich eine Verschiedenheit der Anforderung. Die einen sollen die empfangene Gabe ausbilden, die anderen dem Mangel der Ausstattung durch erhöhte Sorgfalt nachhelfen. Das Resultat der Bemühung wird bei den einen erfreulicher sein als bei den anderen; aber die völlige Oede tritt nur da ein, wo auch der gute Wille mangelt und man sich nicht einmal die Mühe gibt, sich in einem Gewande zu präsentiren, das den Menschen erst gesellschaftsfähig macht.

Geistreich und unterhaltend erscheint, wer geschickt an das anzuknüpfen versteht, was die Menschen erfahrungsmäßig im Durchschnitt beschäftigt, oder was sie eben jetzt und hier in Atem erhält. Sich darauf einzulassen, gebietet die einfachste Höflichkeit. Auch eine spröde Natur kann durch Erziehung und Uebung dahin gelangen, daß man ihr den Mangel kaum anmerkt. Die eingelernten und eingewöhnten Formen der guten Gesellschaft sind ein mächtiges Mittel, die Menschen liebenswürdig und den Umgang mit ihnen erfreulich zu machen. Genau dasselbe zeigt sich auch beim Schriftsteller. Der wirklich Hochgebildete, der mit eingeborener Höflichkeit des Herzens oder mit eingewöhntem Takt und Sinn für das Angemessene Ausgestattete, hält es nicht für eine besondere Art der Herablassung, auf das Bedürfnis des Lesers, auf die Eindrucksfähigkeit der Darstellung sorgfältig Bedacht zu nehmen; er kann gar nicht anders, ohne sich selbst zu verleugnen. Ungewaschene und ungekämmte Natürlichkeit geht ihm wider die Natur. Strenge Sachlichkeit und liebevolle Gestaltung liegen ihm nicht außer einander, sondern gehören ihm zusammen wie zwei Seiten derselben Sache. Freundliche Rücksicht auf den Leser und das Streben zu gefallen sind der selbstverständliche Ausfluß eines wohlwollenden Herzens und achtungsvoller Ehrerbietigkeit. Und dann fühlen wir uns auch da, wo der Gegenstand uns weniger beschäftigt, angezogen durch die liebenswürdige Persönlichkeit dessen, der uns mit dem Gegenstande bekannt macht.

Ist das Verhältnis zum Leser die eine Seite der Sache, so ist das Verhältnis zum Gegenstande die andere Seite. Wer im stande sein soll, seinen Ton und seine Gestaltungsgabe nach dem Bedürfnis des Lesers und Hörers und nach der Anforderung der gebietenden Stunde zu modeln, der darf zum

Digitized by Google

Gegenstande nicht im Verhältnis dumpfer Knechtschaft stehen. Sollen wir, die Empfangenden, in freier, freudiger Stimmung erhalten werden, so muß der Gebende seine eigene Freiheit und Freudigkeit auf uns übertragen können. Der mürrische Ernst eines abzumachenden Geschäftes, das ängstliche Gefühl, unter dem lastenden Druck der Aufgabe zu stehen, ein Sklavenpensum mit saurem Schweiße zu erledigen, muß beiden fern bleiben. Wir verlangen vom Schriftsteller, daß er mit seinem Gegenstande verwachsen sei, in ihm aufgehe; aber auch, daß er innere Lebendigkeit genug besitze, um mit dem Gegenstande frei zu schalten, sich an ihm zu behaupten und zu bewähren. Man steht mitten in der Sache doch nur dann, wenn man zugleich über ihr steht. Weder die Phantasie, noch das Gefühl, noch der Witz dürfen zum Verstummen gebracht sein; der Gedanke, auch wo er in strenger Form entwickelt wird, vermag seine Beweglichkeit in tausend feinen Wendungen und Einfällen zu bewahren, die des Lesers Herz ergreifen, die Fülle der Anschauung ihm vor die Seele zaubern, ein Lächeln des Wohlgefallens ihm auf die Lippe rufen, ohne daß der Sache selbst das Mindeste vergeben würde. So erzeugt sich der Reiz, der mit der Sachlichkeit die engste Verbindung eingeht, und wer diese Verbindung herstellt, der hat schon nach des alten Horazens bekanntem Ausspruch das letzte Ziel aller darstellenden Thätigkeit glücklich erreicht.

Damit ist nun auch das Geheimnis der Langweiligkeit entschleiert. Dem feinen, dem beweglichen, dem freien Schriftsteller steht der grobe, der plumpe, der knechtisch gebundene gegenüber. Es ist träge Bequemlichkeit und mangelnde persönliche Bildung, wenn der Schriftsteller es nicht der Mühe für wert hält, sich in eine lebendige Beziehung zum Leser zu setzen. Sklaverei und Dürftigkeit ist es, wenn er in dumpfer Gebundenheit an den Gegenstand nicht dazu gelangt, die Form des Vortrags in freier Beweglichkeit zu gestalten. Solche Unbildung und unhöfliche Rücksichtslosigkeit einerseits, solche seelenlose Gebundenheit an den Stoff und dumpfe Unfreiheit andererseits sind die erzeugenden Kräfte, aus deren Zusammenwirken sich die traurige Oede der Langweiligkeit mit ihren die Seele einschnürenden und den Aufschwung des Geistes hemmenden Wirkungen als ein menschenfeindlicher, schadenfroher Dämon immer wieder neu erzeugt.

Anlaß genug wäre hier, um eine ausführliche Mahnrede an unsere lieben deutschen Landsleute anzuknüpfen. Aber wir beschränken uns auf wenige Worte. Immer noch gilt der Vorwurf, daß in Deutschland die Durchbildung der Persönlichkeit in der Richtung auf Schönheit und Angemessenheit der Form allzu sehr versäumt und allzu niedrig geschätzt wird. Es ist ein hartes Wort: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“; aber geradezu falsch darf man es nicht nennen. Es gibt nicht wenige Deutsche, die sich aus plumper Unhöflichkeit geradezu ein Verdienst machen und Feinheit der Form für unter ihrer Würde achten. Vor allem aber ist es der Zunftgeist mit seinem Hochmut, der in Deutschland mehr als anderswo das Scepter führt, und der freundliche Herablassung und geistreichen Vortrag geradezu als mit den Zunftgewohnheiten unverträglich ächtet. Das Streben nach Schönheit der Form macht an und für sich schon

Digitized by Google

unwissenschaftlicher Oberflächlichkeit verdächtig. Unter dem Zwange des Gegenstandes sich winden und zu keinem freien Atemzug gelangen, das ist vornehm und gelehrt; das trägt den Stempel der Zunft und erhebt zur Gleichberechtigung mit den anderen, den hohen Häuptern. Formlose Massen mühselig aufgetriebener Notizen über das Haupt des Lesers ausschütten, in dunklen Formeln hochgestelzter Worte möglichst undurchsichtige Orakelsprüche spenden, das gilt immer noch als Kennzeichen echter Wissenschaft und profunder Gelehrsamkeit.

Eben dahin gehört nun vor allem auch die Mißhandlung, die unserer Muttersprache so überaus oft durch die Vertreter deutscher Wissenschaft widerfährt. Es ist ja richtig: deutsch zu schreiben ist schwer. Wer sich je in dieser Kunst versucht hat, weiß die Schwierigkeit zu würdigen, und wer für sich Nachsicht erbitten muß, darf sie anderen nicht verweigern. Die deutsche Sprache, gut gehandhabt, mag alle anderen Sprachen, selbst die altgriechische, an Kraft und Anmut, an Tiefe und Innerlichkeit, an Feinheit und Zusammenklang übertreffen; dafür stellt sie aber auch dem, der sie völlig beherrschen will, bald einen spröderen Eigenwillen, bald eine versuchlichere Vielgestaltigkeit entgegen als jede andere Sprache. Um so mehr ist es geboten, daß man sie wie eine spröde Geliebte mit standhafter Treue umwerbe. Natürliche Begabung reicht nicht aus; ohne innige Hingebung und gewissenhaften Fleiß kommt niemand dem Ziele auch nur nahe. Und gerade hier mangelt es. Schon in dem Schulunterricht wird viel zu wenig Wert gelegt auf eine sichere Beherrschung der Sprache, und das Verständnis für das Streben nach Schönheit der Form wird nicht genügend angeregt. Im schriftstellerischen Gebrauche, und bei weitem nicht bloß in der auf Schnelligkeit der Herstellung angewiesenen Tagespresse, muß sich die deutsche Sprache zu den schlimmsten Stümpereien, zu den gröbsten Nachlässigkeiten hergeben. Stumpfe Pedanterie glaubt dem Leser alles bieten zu können; gelehrter Hochmut erteilt seine kostbaren Belehrungen in einer Ausdrucksweise, die bald verwildert, bald gespreizt, immer aber ungenießbar ist. Geschmacklose Wortbildungen und den Atem raubende Satzungeheuer, sprachwidrige Konstruktionen und saloppe Gewöhnlichkeit vereinigen sich allzu oft selbst bei Gelehrten von hoher Stellung und bekanntem Namen und verderben, indem sie das Sprachgefühl empören, die Freude am Inhalt auch da, wo er gediegen und wohl durchdacht ist. Daraus allein schon erklärt sich die Langeweile und der Widerwille, der auch den empfänglichen und geduldigen Leser überschleicht. Wir alle stehen unter der Macht der Sprache; sie ist das erste und sicherste Mittel der Herrschaft über unsere Gemüter. Schönheit der Sprache kann über die Leere oder die Bedenklichkeit des Inhalts hinweghelfen; sprachliches Ungeschick, Roheit oder Geziertheit läßt auch das Wertvolle abstoßend und widerwärtig erscheinen. Die Ideale von Wohlredenheit, wie sie bei anderen Völkern gelten, sind uns fremd. Aber etwas mehr von französischer Eleganz und englischer Feinheit ließe sich deutschem Wesen wohl beimischen, um den Durchschnitt unserer literarischen Produktion zumal auf wissenschaftlichem Gebiete genießbarer zu machen und ihren Wirkungskreis zu erweitern.

Digitized by Google

Wird es möglich sein, bei gleichbleibender Masse der literarischen Produktion die Zahl der langweiligen Schriftsteller bei uns zu vermindern? Wir zweifeln nicht daran. Die Deutschen haben sich ihre tüchtigen Eigenschaften in die neue Zeit hinübergerettet. Jetzt haben sie eine Stellung auf der Höhe, der Gesichtskreis hat sich erweitert; auch in die Abgeschlossenheit der Studirzimmer dringt etwas von dem freien Luftzug aus der großen Welt draußen. Das kleinbürgerliche und philisterhafte Wesen wird zurückgedrängt, der Sinn öffnet sich für die Teilnahme an allen menschlichen Interessen. Die Notwendigkeit gebietet, größeren Nachdruck auf die Durchbildung der gesamten Persönlichkeit zu legen, die sich mit gründlicher Fachbildung wohl verträgt. Damit wird sich auch der Sinn für die ästhetische Gefälligkeit, für Anmut in Rede und Schrift von selber steigern, und die schriftstellerische Höflichkeit, die Rücksicht auf das Bedürfnis des Lesers, wird sich als selbstverständliches Gebot Geltung verschaffen. Die Geistesfreiheit, die bei vollem Ernste mit der Sache in freiem Spiele freudig zu schalten vermag, wird zum sicheren Gewinne der durchgebildeten Persönlichkeit werden. In der Erziehung wird das künstlerische Element, die Liebe zur schönen Form, sich einen breiteren Platz erobern. Die Ehrfurcht vor der Muttersprache, für die ja jetzt schon große Vereinigungen, wenn auch nicht immer in fruchtbarer Weise, thätig sind, wird der bequemen Nachlässigkeit und der krausborstigen Eigenwilligkeit wehren. Das ist die Entwicklung, der wir hoffnungsvoll entgegensehen; ihr zu dienen, sind diese Zeilen bestimmt gewesen. Möchten sie ihre Bestimmung erfüllen, ohne den Vorwurf zu verdienen, daß durch sie die Zahl der ohne das reichlich genug vertretenen langweiligen Ausführungen um eine weitere Nummer vermehrt worden ist!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtswissenschaft.

Was ist eine Beleidigung?

Eine Frage von eminenter Wichtigkeit, auf die das Deutsche Strafgesetzbuch keine Antwort gibt. Es ist für den, der beleidigt haben soll, nicht minder von Bedeutung, daß er nicht gestraft werde wegen etwas, was keine Beleidigung ist, als für den, der beleidigt zu sein glaubt, daß ihm durch Bestrafung seines Gegners Genugtuung zu teil werde für alles, was wirklich eine Beleidigung ist. Was aber eine Beleidigung sei, das zu definiren überläßt unser Gesetz der Wissenschaft, indem es in seinem § 185 ohne weiteres statuirt: „Die Beleidigung" wird so und so bestraft.

Die Wissenschaft definirt nun freilich ziemlich einstimmig etwa wie folgt: „Beleidigung ist die schuldhafte, rechtswidrige Kundgebung der Nichtachtung der Ehre eines andern." Aber indem sie so die aufgeworfene Frage scheinbar glatt löst, stellt sie uns mit ihrer Definition in Wirklichkeit vor eine Reihe neuer schwieriger Probleme: Was ist die Ehre, welche das

Digitized by Google

Objekt der Beleidigung bildet? Worin kann eine Kundgebung der Nichtachtung dieser Ehre gefunden werden? Wann ist diese Kundgebung eine rechtswidrige? Und worin besteht die Schuld bei der Beleidigung, der sogenannte animus injuriandi? Die Antwort auf alle diese Fragen verweigert uns das Gesetz ganz oder gibt sie doch nur unvollständig, so daß in der praktischen Anwendung des Beleidigungsparagraphen Beleidiger und Beleidigter gänzlich dem richterlichen Ermessen preisgegeben sind und infolge dessen eine unerträgliche Rechtsunsicherheit auf dem Gebiete des Strafrechtsschutzes eines unserer wichtigsten Rechtsgüter besteht. Eine Reform des Gesetzes erscheint hiernach als unvermeidlich. Der Angelpunkt dieser Reform aber liegt in einer gesetzlichen Regelung der Frage, in welchem Sinn „die Ehre" zu verstehen sei, welche den Gegenstand der Beleidigung bildet. Soll geschützt werden die „subjektive Ehre", das heißt die Ehre, auf die jemand Anspruch macht, oder die „objektive Ehre", das heißt diejenige, auf die er wirklich Anspruch hat? Wenn, wie allein richtig, die letztere, ist dann die zu schützende Ehre diejenige, auf welche jeder Mensch als solcher Anspruch hat, die „allgemein menschliche Ehre", oder ist sie diejenige, auf welche ein einzelner bestimmter Mensch Anspruch hat, die „individuelle Ehre"? Und wird endlich die individuelle Ehre des einzelnen bestimmt durch seinen moralischen Wert, oder durch seine staatsbürgerlichen Rechte, oder durch seine soziale Stellung, bildet mit anderen Worten die „moralische", oder die „staatsbürgerliche", oder die „soziale" Ehre das Angriffsobjekt der Beleidigung? Bunt gehen die Ansichten der Wissenschaft über diese Fragen durcheinander. Darum ist es die erste Aufgabe der Gesetzgebung, hier feste Stellung zu nehmen; eine Menge von Anständen gegen die bisherige Judikatur in Beleidigungssachen würde damit ganz von selbst ihre Erledigung finden. Die richtige Stellungnahme der Gesetzgebung aber dürfte die sein, daß sie als Beleidigung erklärt den Angriff auf die allgemein menschliche oder individuell soziale Ehre einer andern Person.

Der zweite Punkt, wo die Reform unserer Beleidigungsparagraphen einzusetzen hätte, wäre die Schuldfrage bei der Beleidigung. Und hier müßte meines Erachtens ein entscheidendes Gewicht auf den Zweck zu beleidigen gelegt werden. Unser geltendes Strafrecht berücksichtigt Zweck und Motiv des Verbrechers überhaupt zu wenig. Es berücksichtigt den Zweck des Beleidigers nur insofern, als es in dem vielumstrittenen § 193 des Strafgesetzbuches die Beleidigung für erlaubt erklärt, wenn sie zu den dort näher bezeichneten Zwecken und nicht zum Zweck der Beleidigung selbst geschieht. Statt so nur durch eine Hinterthüre und in ganz unzureichender Weise dem Zweck Einfluß auf den Thatbestand der Beleidigung zu gewähren, müßte das Gesetz entschieden aussprechen: Nur wenn die Ehrenkränkung zu dem Zweck geschah, um zu beleidigen, kann wegen Beleidigung gestraft werden. Das Strafgesetzbuch schützt im § 174 die geschlechtliche Ehre, in den §§ 183, 184 unser sittliches Gefühl nicht schon vor Beleidigungen, welche objektiv als „unzüchtige Handlungen" sich darstellen und subjektiv dem Thäter als solche bewußt sind, sondern verlangt nach der communis doctorum opinio überdies, daß sie in wollüstiger Absicht vorgenommen waren. Warum sollte nicht auch zum Schutz der allgemein menschlichen und der sozialen Ehre die Bestrafung lediglich derjenigen beleidigenden Handlungen genügen, welche mit Beleidigungsabsicht erfolgen? Wie jene weise Beschränkung des gesetzlichen Thatbestandes der Sittlichkeitsdelikte zum Beispiel den Verleger von Boccaccios Decamerone vor einer Verurteilung wegen Verkaufs unzüchtiger Schriften aus § 184 des Strafgesetzbuches schützen würde und die Verbreiter dieses Buches in der That schon geschützt hat, so würde auch die von mir vorgeschlagene Beschränkung des Beleidigungsthatbestandes viele vor einer Verurteilung wegen Beleidigung bewahren, die lediglich in gerechter Entrüstung über Ungerechtigkeiten, Unwahrheiten, Mißstände irgend welcher Art eine Ehrenkränkung ausgesprochen haben, ohne den Zweck einer Beleidigung dabei zu verfolgen. Die Bestimmung in § 193 des Strafgesetzbuches würde damit wohl überhaupt überflüssig werden.

Mit diesen Reformen aber in der Materie der Beleidigung hätte der Gesetzgeber seine Schuldigkeit gethan. Alles weitere könnte er und müßte er der Wissenschaft und der Praxis überlassen. Das Erfordernis, daß die Kundgebung der Nichtachtung eine rechtswidrige

Digitized by Google

sein müsse, wird derselben von vornherein keine besonderen Schwierigkeiten bereiten. Die Frage aber, in welchen Handlungen eine Kundgebung der Nichtachtung der Ehre zu erblicken sei, und insbesondere ob und inwieweit eine solche Kundgebung auch durch Unterlassungen geschehen könne (man denke an das Sitzenbleiben der Sozialdemokraten beim Hoch auf den Kaiser), ist zwar eine schwierige und bestrittene. Aber das Gesetz kann und soll nicht alle Kontroversen entscheiden; und es könnte, wenn es speziell diese Kontroverse entschiede, leicht zu weit oder nicht weit genug für die Bedürfnisse der Praxis und des Lebens gehen.

München, 24. November 1895.

Professor Dr. Birkmeyer.

Physiologie.

Wie lernt das Kind denken und sprechen?

Mit gerechtem Stolz darf die Naturwissenschaft am Ende unseres Jahrhunderts auf die großen Errungenschaften zurückblicken, die es ihr gebracht, und zwar gedenken wir an dieser Stelle nicht sowohl der technischen als der geistigen. Alle Zweige der Naturforschung, so zusammenhangslos auch die Ziele der Einzeluntersuchungen auf den ersten Blick erscheinen mögen, haben gemeinsam einen großen Grundgedanken für unsere Weltauffassung ergeben, den der allmälichen, streng dem Kausalgesetz entsprechenden Entwicklung alles gegenwärtig Bestehenden aus Vergangenem, alles Zukünftigen aus Gegenwärtigem. Der Glaube an Erschaffungen und Schöpfungsperioden ist für immer aus dem Gedankenkreise der Fachmänner verbannt. Sie sind überzeugt, daß die Erde ein Entwicklungsprodukt der Sonne ist, und daß im Laufe ihres langsamen Erkaltens sich die gegenwärtigen geologischen Verhältnisse nach und nach gebildet haben. Man glaubt ferner auf Grund gewisser Thatsachen, daß zu einer Zeit, als unser Planet noch glühend war, auf chemischem Wege lebende Eiweißsubstanz aus anorganischer Materie entstanden ist, und die Entwicklungsgeschichte der Lebewesen lehrt in schöner Uebereinstimmung mit Darwins bahnbrechenden Ideen, wie sich aus ursprünglich einfachsten Körperformen komplizirtere und immer komplizirtere bis hinauf zu den höchsten Tieren und Pflanzen entwickelt haben.

Die Aufgabe der Physiologie ist die Erforschung des Lebens. Damit ist aber auch schon gesagt, daß das Studium unserer Psyche von Rechts wegen ihr zufällt, und wirklich beginnt neuerdings — nach jahrhundertelanger Herrschaft einer allzu ausschließlich spekulativen Psychologie — eine Experimentalpsychologie als selbständiger Zweig der Physiologie hervorzutreten. Eines ihrer Hauptprobleme bildet die Frage: Ist die Seele des Menschen etwas fertig Geschaffenes, oder hat auch sie sich, gleich dem Körper, im Laufe unzähliger Generationen von tierischen Vorfahren aus primitivsten Anfängen entwickelt als ein Produkt fortwährender Anpassung und Vererbung?

In vortrefflicher Darstellung hat H. Potonié in Nr. 15 des siebenten Bandes der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" die „Entstehung der Denkformen" nach darwinistischen Prinzipien erörtert. Ein Gedankengang, wie ihn dieser Autor verfolgt, wird einer zukünftigen vergleichenden Tierpsychologie Richtung und Wege weisen. Noch sind jedoch nicht einmal die Voruntersuchungen zu einer solchen erledigt, und lohnender, auch wohl mit Rücksicht auf die fortschrittsbedürftige Pädagogik praktisch wichtiger ist es, Studien über die Entwicklung der Seele am Kinde anzustellen.

Hier zeigt sich nun bald die prinzipielle Uebereinstimmung in der Entwicklung der körperlichen und seelischen Eigenschaften. Wie jedes junge Geschöpf im großen Ganzen mit den Körperformen seiner Vorfahren zur Welt kommt, im Kampfe ums Dasein individuelle körperliche Fertigkeiten erwirbt und diese wieder auf seine Nachkommen vererbt, so bringt auch das Kind eine gewisse Summe von Instinkten und Anlagen zu bestimmten Charakterzügen ins Leben mit, muß aber die Sorge und Verantwortung dafür, was später daraus werden wird, seiner Erziehung überlassen oder selbst übernehmen. Es ist nicht wahr, daß

Digitized by Google

die Seele fertig im Neugeborenen, wie man wohl sagt, schlummere. Ebenso wenig ist aber das Seelenorgan eine ganz unbeschriebene Tafel, in die das Leben erst seine Zeichen eingraben wird. In seinem in jeder Beziehung klassischen Werke, „Die Seele des Kindes", Leipzig, 1895, sagt W. Preyer hierüber: „Je aufmerksamer das Kind beobachtet wird, um so leichter lesbar wird die anfangs unverständliche Schrift, welche es mit auf die Welt bringt. Man erkennt dann, welch ein Kapital von den Ahnen jeder einzelne ererbt hat ... Die Erblichkeit ist mindestens ebenso wichtig wie die eigene Thätigkeit in der Psychogenesis. Hier ist kein Mensch ein bloßer Emporkömmling, der durch eigene Erfahrung allein seine Seele zur Entwicklung brächte, vielmehr muß jeder durch sie die ererbten Anlagen, die Reste der Erfahrungen und Thätigkeiten seiner Ahnen, wiederbeleben und ausbilden. Ohne Sinnesthätigkeit gibt es freilich keine Seelenthätigkeit, aber ohne ererbte Anlagen auch keine." Der Rahmen des Verstandes und Gemütes, die Umrisse sind also angeboren; der Inhalt wird erworben: das Kind *lernt* denken. Ja, wenn anders nur die Sinnesorgane und das Gehirn anatomisch-physiologisch normal sind, so *muß* das Kind denken lernen.

Vom Augenblicke der Geburt an beginnt nämlich die Umgebung auf das Kind durch Sinnesreize einzuwirken, von denen die ersten, die es erfährt, Berührungen und Temperaturwechsel, Geruchs- und Geschmackserregungen sind. Die Grundlage aller geistigen Thätigkeit besteht aber darin, daß der Reiz, welcher einen Sinnesnerven trifft, in diesem sich fortpflanzend ins Gehirn gelangt und dort zum Bewußtsein kommt, empfunden, wahrgenommen wird. Hört der Reiz auf, so verschwindet auch die Empfindung wieder, aber nicht spurlos. Es bleiben in den Gehirnzellen, in denen sie entstand, gewisse Residuen zurück, und diese haben für unser ganzes Seelenleben eine fundamentale Bedeutung. Denn sie sind das anatomisch-physiologische Substrat des Gedächtnisses. Das Wiedererkennen eines Gegenstandes beruht lediglich darauf, daß die latenten Reste des ersten Eindruckes als Erinnerungsbild wieder im Bewußtsein wach werden.

Wahrnehmung und Erinnerung sind die ersten und daher auch zuerst erlernten Vorstufen des Denkens. Zum Denken selbst gehört aber mehr. Vor allem müssen die einzelnen Erinnerungsbilder mit einander verknüpft werden können. Nehmen wir beispielsweise eine Rose zur Hand, so bietet sie uns Anlaß zu einer mehrfachen Wahrnehmung. Wir fühlen sie zwischen den Fingern, erfreuen uns an ihrem Duft, bewundern die Zartheit ihrer Farben. Ehe wir uns aber in Gedanken eine Rose vorzustellen vermögen, müssen die Einzelerinnerungen des Sehens, Riechens, Fühlens zu einer Gesamtvorstellung verschmelzen. Der physiologische Vorgang, welcher dieser Verschmelzung entspricht, ist die Association, und den Associationen entsprechen anatomisch besondere Associationsbahnen im Gehirn. Die Fähigkeit der Association allein ermöglicht es, Begriffe zu bilden, mit einander zu vergleichen oder einander gegenüberzustellen, und eben das Abwägen der Begriffe gegen einander, mag es nun der Fällung eines logischen Urteils gelten oder dem Entschluß zu einer Willenshandlung, ist der Inbegriff des eigentlichen Denkens.

Die bekannte Behauptung, daß der Mensch niemals auslerne, trifft in vollem Umfange auch für das Denken zu. Fortwährend erweitert und verändert sich der geistige Horizont, bilden sich neue Begriffe und Associationen. Man kann daher auch keinen Zeitpunkt angeben, wann das Kind im stande ist, wie ein Erwachsener zu denken, und das um so weniger, als wir hier überall fließenden Uebergängen begegnen. Nach den maßgebenden Untersuchungen Preyers läßt sich jedoch mit Sicherheit sagen, daß reichlich das erste Vierteljahr nur zur Sammlung und Einprägung von Wahrnehmungen benützt wird, und daß die während desselben stattfindenden spontanen Bewegungen rein reflektorischer und instinktiver Natur sind. Erst nach Ablauf des dritten Monats beginnen die ersten selbständig überlegten Bewegungen, die ihrerseits die Bildung klarer Vorstellungen voraussetzen.

Die Frage, ob es denn überhaupt klare Vorstellungen ohne Sprache geben könne, muß zweifellos bejaht werden. Schon das oben gewählte Beispiel der Rose zeigt, daß ohne Worte und Klangbilder Begriffe gebildet werden können, und das Verhalten intelligenter Tiere, sowie die zwar sehr mangelhafte, aber deutlich zu Tage tretende Logik des frühen Kindes-

Digitized by Google

alters sind ein beredtes Zeugnis für die Möglichkeit eines Denkens ohne Worte. Einen vollgiltigen Beweis dafür, daß nicht die Sprache den Verstand erzeugte, sondern der Verstand einst die Sprache erfand, liefert uns aber das Verhalten taubgeborener Säuglinge, die ohne die Fähigkeit der natürlichen Lautnachahmung und ohne jeglichen Wortschatz einzelne Wahrnehmungen zu Begriffen zu verschmelzen vermögen.

Der Gedanke ist in weitem Umfange unabhängig vom Wort; aber die gesprochenen und geschriebenen Worte sind sozusagen die Hilfstruppen der Idee; sie geben ihr eine größere Klarheit, machen sie greifbarer und faßlicher. Nur durch den mündlichen und schriftlichen Meinungsaustausch vermögen wir unsere eigenen Begriffe zu läutern und zu erweitern. Darum ist es die Sprache, die den Menschen so hoch über das Tier stellt; trotzdem dem letzteren übrigens gewisse primitive Anlagen zu sprachlichen Aeußerungen und sprachlichem Verständnis nicht abzusprechen sind.

Die Sprache des Menschen ist etwas sehr Kompliziertes, selbst wenn wir von der korrekten Satzbildung absehen und zunächst nur die Benennung von Gegenständen und einfachen Begriffen zwecks gegenseitiger Verständigung ins Auge fassen. Es genügt nicht, daß die Worte richtig gehört und ein Klangbild im Hörzentrum des Gehirns deponirt wird. Es genügt ferner nicht die Fähigkeit, regelrecht artikuliren, Laute und Silben aussprechen zu können. Ja selbst das mechanische Nachplappern vorgesagter Wörter ist noch keine Sprache. Worauf alles ankommt, ist vielmehr, daß das wohleingeprägte und auch der Zunge geläufig gewordene Klangbild sich mit den übrigen Merkmalen, welche zusammen die Vorstellung eines Gegenstandes ausmachen, associirt. Erst wenn im Geiste des Kindes beim Anblick einer Rose auch die Erinnerung an den Klang des Wortes „Rose" auftaucht und sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängt; wenn es beim Hören oder Lesen des Wortes „Blume" sich in Gedanken in einen Garten versetzt sieht, erst dann steht das Kind potentiell auf demselben geistigen Standpunkte wie der Erwachsene, so daß ferner nur noch der Inhalt seines Seelenlebens der Bereicherung und Ausgestaltung bedarf.

Der erste Schrei des Kindes ist rein reflektorisch. Hier gehen die sensiblen Reize direkt auf die Bewegungsnerven der Kehlkopfmuskeln über, ohne daß eine Gehirnthätigkeit dazu nötig. Höher stehen schon die stimmlichen Aeußerungen von Gemeingefühlen, von Lust und Unlust, die zuerst monoton und unartikulirt, später den Charakter reiner Silben und Silbenzusammensetzungen annehmen. Neben dieser motorischen Seite des Sprechens entwickelt sich gleichzeitig auch die sensorische: das Hören und Verstehenlernen des Gehörten; und dann kommt der wichtige Augenblick, wo zum erstenmale die gehörten Worte deutlich beantwortet werden. Die zentrale Verbindung zwischen sensorischen und motorischen Bahnen ist damit hergestellt, und wenn auch zunächst noch die Schärfe des Hörens ebenso mangelhaft ist wie die Korrektheit des Sprechens, so stehen von nun an die beiden für die Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Menschheit wichtigsten Faktoren dem Kinde helfend zur Seite: Fortschrittstrieb und Nachahmungslust.

Rostock. Dr. Karl L. Schäfer.

Medizin.

Ueber die Bedeutung der Diät für die Verhütung und Heilung von Verdauungsstörungen.

Es ist eine alte, auch dem Laien geläufige Erfahrung, daß selbst leichtere Störungen im normalen Verlauf der Verdauungsfunktionen sich viel unangenehmer bemerkbar machen und viel schwerer empfunden zu werden pflegen als manche Erkrankung viel ernsterer Natur, die vielleicht mit Zerstörung lebenswichtiger Organe einhergeht, falls nur die Magen- und Darmverdauung keine Beeinträchtigung erleidet. So können Lungenkranke noch im späten Stadium der Schwindsucht trotz hohen Fiebers bei gutem Appetit und genügender Nahrungs-

Digitized by Google

aufnahme ein subjektives Wohlbefinden zeigen, welches mit dem Ernst ihrer Lage in scharfem Kontrast steht, während ganz vorübergehende Magenverstimmungen akuter Art, wie solche zum Beispiel nach übermäßigem Alkoholgenuß eine sehr gewöhnliche Erscheinung bilden, mit dem Gefühl von Uebelkeit, Kopfschmerzen und allgemeiner Leistungsunfähigkeit verbunden zu sein pflegen.

Weniger intensiv vielleicht, aber durch ihre Dauer um so schwerer werden die chronischen Magendarmübel empfunden und sind dieselben allerdings teilweise durch das Wesen der Erkrankung an sich schon geeignet, schwere Eingriffe in den normalen Stoffwechsel des Organismus hervorzubringen, ja sogar die Integrität des betreffenden Organs und das Leben des Patienten ernstlich zu gefährden. Aber auch die leichteren, sogenannten „funktionellen" Störungen, welche nicht mit einer Schädigung der Verdauungsorgane, sondern nur mit einer zeitweise abnormen Thätigkeit derselben verbunden sind und zum Teil auf gestörtem Nerveneinfluß beruhen, können bei längerer Dauer die Gesamternährung des Körpers sehr reduziren, während sie gleichzeitig ein Gefühl wachsender Hinfälligkeit und körperlicher wie geistiger Leistungsunfähigkeit hervorzurufen pflegen. Die Neigung, chronisch zu werden, welche die meisten Verdauungsstörungen charakterisirt, sowie die weite Verbreitung, welche dieselbe in der Jetztzeit gefunden haben, sind zum Teil auf einen gemeinsamen Grund zurückzuführen. Zunächst ist der Erblichkeit keine geringe Rolle zuzuschreiben und tritt diese krankhafte Anlage gewöhnlich erst in Erscheinung, wenn vorübergehend oder dauernd größere Anforderungen an die Verdauungskraft des von Haus aus schwachen Magens gestellt werden. Eine andere sehr wichtige Ursache ist in dem nervenaufreibenden Treiben und Jagen unseres modernen Kulturlebens zu suchen, dem sich am Ende unseres Jahrhunderts nur wenige entziehen können, und welches dem einzelnen kaum Zeit läßt, die Mahlzeiten mit der nutzbringenden Behaglichkeit und Regelmäßigkeit unserer Vorfahren einzunehmen. Damit verknüpft ist die wachsende Genußsucht unserer Zeit, welche immer neue Reizmittel verschiedenster Art zur Aufstachelung der Sinne bedarf und zur konstanten Zunahme von Alkoholverbrauch und Tabakgenuß geführt hat, während dem Umsichgreifen der Fälschungen von Nahrungs- und Genußmitteln hierbei eine nicht unwichtige und nicht unbedenkliche Rolle zugeschrieben werden muß. Die wichtigste Ursache für die weite Verbreitung der Magen- und Darmerkrankungen muß jedoch entschieden in dem in der Allgemeinheit noch viel zu wenig entwickelten Sinn für eine „diätetische Lebens- und Behandlungsweise" gesucht werden, ein Begriff, der zwar von alters her gekannt ist, aber einem großen Wechsel der Auffassungen unterworfen war. Von dem achselzuckenden Stillschweigen einer nihilistischen Schule, welche alles dem eigenen Ermessen des Kranken oder seiner Angehörigen überlassen wollte, von den schablonenmäßigen Verordnungen des Hausarztes alter Ordnung, welche meist über die Anwendung von Kamillenthee, Grütze, eingemachtem Kalbfleisch und Buttermilch nicht hinauskam, bis zu der ziffermäßig genauen Feststellung der im Einzelfall erforderlichen Menge von Nährstoffen (Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Wasser und Salze) haben sich die diätetischen Maßnahmen in unbestimmten Schwankungen hin und her bewegt. Eine rationelle Auffassung der Diät datirt jedoch erst von dem Aufschwung der Naturwissenschaften um die Mitte unseres Jahrhunderts an und von der Anwendung der Fortschritte, welche die chemischen und physiologischen Disziplinen gezeitigt hatten, auf die Lehre von der Ernährung und dem Stoffwechsel, wie solche in den Grund legenden Arbeiten von Liebig, Bischoff, Voit, Pettenkofer und deren Schülern enthalten sind, denen sich die analytischen Untersuchungen von König und Renk würdig anreihen. Die mächtigste Förderung erfuhr jedoch die Erkenntnis der normalen und pathologischen Magenverdauung mit der Einführung der Magensonde in die medizinische Praxis durch Kußmaul, wodurch bahnbrechende Untersuchungen in dieser Richtung ermöglicht und die diätischen Verordnungen erst auf eine sichere Basis gestellt wurden. Es ist im Rahmen eines kurzen Aufsatzes natürlich nicht möglich, auf alle Einzelheiten vorliegenden Themas näher einzugehen, und soll hier nur angedeutet werden, welche Gesichtspunkte in diätetischer Beziehung für die Verhütung und Heilung von Verdauungskrankheiten maßgebend sein können.

Digitized by Google

In erster Linie ist darauf hinzuwirken, daß durch rationelle Ernährung von frühester Jugend an die Widerstandsfähigkeit des Gesamtorganismus gefestigt werde. In dieser Beziehung ist zu beachten, daß Kinder, welche im ersten Lebensjahr gesunde Muttermilch genossen haben, bedeutend seltener an Verdauungsstörungen zu leiden pflegen wie künstlich ernährte Säuglinge, ein relativer Schutz, welcher sich meist auch auf die späteren Lebensjahre erstreckt. Da, wie oben erwähnt, eine gewisse Schwäche der Verdauungsorgane auch angeerbt vorkommen kann, so ist bei Kindern verdauungsschwacher Eltern auf diesen Punkt ein besonderes Augenmerk zu richten. Aber auch im Fall der Notwendigkeit einer künstlichen Ernährungsweise kann durch große Sorgfalt, strengste Reinlichkeit und möglichste Vermeidung aller Schädlichkeiten viel geleistet werden. Es sei hier nur auf die großen Verdienste Soxleths um die leichte Herstellung keimfreier Milch durch Sterilisation hingewiesen, wodurch die Verabreichung einer gesunden Kindernahrung den weitesten Kreisen ermöglicht und die früher beliebte Aufpäppelung mit schwerverdaulichen Mehlbreien bedeutend eingeschränkt worden ist. Für die späteren Monate können Abkochungen von Milch mit Hafer-, Gerste- oder Reismehl, oder mit einem der teilweise dextrinisirten Kindermehle ohne Schaden benutzt werden. Für die heranwachsende Jugend kommt außer den allgemeinen hygienischen Maßnahmen (wie häufiger Luftgenuß, regelmäßige Bewegung, sorgfältige Hautpflege, Vermeidung von Ueberbürdung mit Schularbeiten, gymnastische Uebungen aller Art) vor allem eine sachgemäße Ernährungsweise in Betracht, welche jede Ueberfütterung wie besonders das so häufige Ueberladen des Magens mit schwer verdaulichen Speisen, streng vermeidet, aber auch, sobald die Verdauungsorgane einigermaßen erstarkt sind, nicht alle schwereren Speisen ängstlich ausschließt, sondern den Magen durch allmähliche Trainirung auch an solche gewöhnt. Empfehlenswert ist auch für den Gesunden, eine gewisse Regelmäßigkeit im Essen einzuhalten, wobei die Hauptmahlzeit auf die Mittagsstunde zu legen ist, während die letzte Nahrungsaufnahme nicht zu spät am Abend erfolgen soll, um den Magen nachts über möglichst ruhig zu stellen. Langsames Essen und gutes Kauen haben nicht nur den Vorteil, daß dem Magen nicht zu große Speiseteile zugeführt werden, sondern ermöglichen auch die gehörige Einspeichelung der Bissen, wodurch dieselben schlüpfriger gemacht und ferner die stärkemehlhaltigen Nährstoffe in die für die Aufnahme in den Körper günstigeren Vorstufen des Zuckers umgewandelt werden. Außerdem scheint die Speichelsekretion nach neueren Untersuchungen in direktem Zusammenhang mit der Magensaftabsonderung zu stehen, so daß die alte Lebensregel der Franzosen: manger, mâcher, marcher hierdurch eine treffende Illustration erfährt. Die Schädigung der Mundverdauung ist aber nicht der einzige Nachteil des hastigen Essens, sondern es ist zu beachten, daß eine langsame, behagliche Eßweise meist auch der Ausdruck einer ruhigen Gemütsstimmung ist, welche auf die gesamten Digestionsvorgänge erfahrungsgemäß von günstigstem Einfluß zu sein pflegt, wie ja auch Schrecken, Zorn, Trauer nicht nur den Appetit zu benehmen vermögen, sondern auch Magendrücken, Erbrechen und so weiter zu erregen im stande sind, während in fröhlicher Stimmung und heiterer Gesellschaft nicht selten selbst von einem verdauungsschwachen Magen schwere und sonst gemiedene Speisen anstandslos vertragen werden. Darum ist auch die Unsitte, beim Essen zu lesen, vom hygienischen Standpunkt aus zu verwerfen, da die Gehirnthätigkeit einen eigenen Stoffwechsel für sich in Anspruch nimmt. Einen häufigen Anlaß zu chronischen Magenverstimmungen bildet der in allen Gasthäusern übliche Trinkzwang, wodurch der Magensaft mit einer Menge von Flüssigkeit (Wein oder Bier) verdünnt wird und leicht Erschlaffungszustände der Magenwände hervorgerufen werden. Das gilt besonders für Individuen mit bereits vorhandener Verdauungsschwäche, und wäre es in dieser Beziehung dringend wünschenswert und in größeren Städten auch sicher lukrativ, Speisehäuser oder Pensionen für Magenleidende einzurichten, in denen kein Trinkzwang existirt und Patienten, denen eine eigene Häuslichkeit abgeht, diätetisch zubereitete Speisen verabreicht würden. Je kälter die genossenen Speisen und Getränke sind, desto ungünstiger vermögen sie die Verdauung zu beeinflussen; geht ja aus den Untersuchungen Quinckes hervor, daß die Innentemperatur des Magens nach Trinken von einem halben Liter kalten Wassers fast

Digitized by Google

eine halbe Stunde braucht, um den für die Verdauung geeignetsten Wärmegerad wieder zu erreichen. So sollte Trinkwasser nicht unter 10° Réaumur Bier und leichter Weißwein nicht unter 12° Réaumur, starker Weißwein nicht unter 8° Réaumur und Rotwein nicht unter 15° Réaumur genossen werden; Fruchteis sollte man überhaupt vermeiden, in den leeren Magen einzuführen. Nicht minder schädlich vermögen zu heiß genossene Speisen zu wirken, und mancher Patient ist sehr überrascht, wenn man ihm mit dem Thermometer nachweist, daß die von ihm genossene Suppe eine Temperatur von 50—55° Celsius zeigt und er also den zarten Schleimhäuten der Verdauungswege Wärmegrade zumutet, welchen seine äußere Haut auszusetzen er sich schwer hüten würde.

Wenn die Diät schon für die Verhütung von Magendarmkrankheiten von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, so kommt ihr eine noch größere Bedeutung für die Behandlung derselben zu. Wie schwierig unter Umständen die Aufgabe des Arztes bei der Ernährung Verdauungskranker ist, erhellt aus der einfachen Betrachtung, daß es gilt, dem leidenden Organismus mindestens die ihm zum Leben nötige Menge von Nährstoffen zuzuführen, in manchen Fällen jedoch sogar noch einen Stoffansatz zu erzielen, das heißt zwischen „Schonung" und „Kräftigung" vorsichtig abwägend seine Verordnungen zu treffen. Im allgemeinen kann man als feststehend annehmen, daß bei akuten Verdauungsstörungen mehr das erstere Prinzip (der Schonung) Platz zu greifen hat, während bei den chronischen Erkrankungen gleichzeitig eine Kräftigung des Gesamtorganismus in Betracht zu ziehen ist. Immerhin gilt diese Regel nicht absolut und ist auch bei den akuten Erkrankungen die Dauer derselben zu beachten. Es muß in dieser Beziehung als eine Errungenschaft der Neuzeit angesehen werden, daß heutzutage zum Beispiel Typhuskranke nicht mehr durch eine reine Wassersuppendiät künstlich ausgehungert werden. Andererseits kommen Krankheitsfälle vor, bei denen für kürzere Zeit eine absolute Abstinenz geboten erscheint, oder wo die Nahrungsaufnahme auf natürlichem Wege überhaupt verhindert ist, wie bei Magenblutungen, Verengerungen der Speiseröhre oder des Magenmundes, unstillbarem Erbrechen und so weiter. Dann hat die künstliche Nahrungszufuhr durch Nährklistire Platz zu greifen, und ist es bei hochgradiger Magenerweiterung und recidivirenden Magengeschwüren gelungen, Patienten bis zu drei Wochen auf diese Weise zu verpflegen. Im übrigen sollte die Nahrung des Magenkranken die gleichen Nährstoffe wie jene des Gesunden, aber in geeigneter Menge und Zubereitung enthalten, nämlich: Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Wasser und Salze, deren gegenseitiges Verhältnis jedoch je nach der Art der Erkrankung verschieden sein muß. Vor allem sollte jedem Kranken täglich das ihm nötige Quantum Flüssigkeit zugeführt werden, und da der gesunde Mensch durchschnittlich anderthalb Liter Flüssigkeit allein durch die Nieren ausscheidet, so soll die in Speisen und Getränken enthaltene Wassermenge im allgemeinen ebenfalls so viel betragen. Nach den klassischen Untersuchungen v. Voits beträgt der tägliche Bedarf

	an Eiweiß	an Fett	an Kohlehydraten
bei Männern	118 Gramm	56 Gramm	500 Gramm
bei Frauen	94 „	45 „	400 „

Diese Zahlen erfahren bei Personen von geringem Körpergewicht und in der Ruhe eine mäßige Herabminderung; jedoch darf der Gehalt der Nahrung an Eiweiß nicht unter 100 Gramm pro Tag sinken, wenn auf die Dauer nicht eine ernstliche Ernährungsstörung eintreten soll. Daß das Kochsalz nicht nur eine angenehme Würze der Speisen, sondern auch einen sehr wichtigen Bestandteil unserer Nahrung bildet, ist jetzt allgemein anerkannt, indem dasselbe in mäßiger Menge die Speichelabsonderung und die Magensaftsekretion anregt, in zu großen Dosen jedoch letztere zu verringern scheint. Die sogenannten Nährsalze, deren der Körper zur Wahrung seines Bestandes bedarf, wie die phosphorsauren Alkalien und Erden, sowie das Eisen sind in der gewöhnlichen Kost meist schon im Ueberschuß enthalten und ist die Lahmannsche[1]) Ansicht, daß fast alle Krankheiten auf dem Mangel an

[1]) „Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten". Leipzig 1892.

Digitized by Google

Nährsalzen in der betreffenden Ernährungsweise beruhen, als eine phantastische und in nichts begründete zurückzuweisen, wenn auch in den sehr seltenen Fällen einer wirklich nährsalzarmen Diät ein künstlicher Ersatz berechtigt erscheint. Von Gewürzen werden außer dem Zucker, welcher eigentlich unter die Nahrungsmittel zu rechnen ist, allerlei scharfe Reizmittel wie Pfeffer, Senf, Zwiebeln und so weiter verwendet, die sich im allemeinen für Magenkranke wenig eignen. Der Alkohol scheint in mäßigen Mengen die Magenverdauung wenig zu beeinflussen und kann in bestimmten Fällen als stimulirendes Mittel günstig wirken, während in großen Quantitäten genossen er aus den oben skizzirten Gründen eine sehr schädliche Wirkung auf schwache Verdauungsorgane ausübt. Was nun die Verdauung der verschiedenen Nährstoffe anlangt, so haben neuere Untersuchungen das für die Behandlung von Magendarmerkrankungen höchst wichtige Ergebnis gezeitigt, daß im Magen fast gar kein Wasser zur Auffaugung kommt, sondern dasselbe in einzelnen Portionen nach dem Darm zu entleert wird, welcher es dann resorbirt. Von den in den Magen eingeführten Nahrungs- und Genußmitteln werden von der Magenschleimhaut nur Salze, peptonisirtes Eiweiß, Zucker und Alkohol aufgenommen. Dem Magen fällt also bei der Verdauung mehr eine vorbereitende Rolle zu, während im Darm dieselbe erst vollendet wird, indem die so präparirten Nährstoffe aus dem Darminhalt dem Organismus zugeführt werden. Diese Auffaugung der Nährstoffe ist nun von der Verdaulichkeit und Zubereitung der verwendeten Nahrungsmittel in hohem Grade abhängig. Im allgemeinen ist an eine leicht verdauliche Speise die Anforderung zu stellen, daß ihre Bestandteile leicht löslich seien, die Darmbewegung nicht behindern, aber auch nicht zu sehr anregen, und die Verdauungsorgane weder chemisch noch physikalisch zu sehr reizen. Ganz bestimmte Grundsätze lassen sich in dieser Beziehung allerdings nicht aufstellen, da je nach dem Zustand der Verdauungsorgane das eine Nahrungsmittel leicht vertragen wird, welches sich in einem andern Fall unter veränderten Bedingungen als schwer verdaulich erweist. Immerhin kann man einige Vorschriften für gewisse Kategorien von Krankheiten geben, je nachdem es sich um fieberhaft-entzündliche Fälle handelt, oder geschwürige Prozesse im Verdauungskanal nachweisbar sind, die Magensaftabscheidung gesteigert oder herabgesetzt ist, eine beschleunigte oder verlangsamte Darmthätigkeit Beschwerden hervorruft. Es kann hier nicht der Ort sein (wie ich das an anderer Stelle[1]) gethan habe), einzelne Diätschemata für die verschiedenen Krankheitsfälle aufzustellen, und soll nur an einigen Beispielen gezeigt werden, in welcher Weise der denkende Arzt in bestimmten Krankheitsfällen nach gründlicher Untersuchung aller in Betracht kommenden Funktionen die Diät verschreiben wird. Liegt zum Beispiel ein Fall von Magengeschwür vor, so sind zunächst alle Nahrungsmittel zu meiden, welche die wunde Schleimhaut zu reizen im stande wären, und sind auch die erlaubten nur in flüssiger und breiiger Form zu reichen. Es hat daher die Milch in den Verordnungen bei dieser Erkrankungsform von jeher eine große Rolle gespielt, welche je nach Bedarf oder Wunsch des Kranken mit verschiedenen Zusätzen verabreicht werden kann; ferner kommen Bouillon, weiche Eier, Schleimsuppen, Milchbreie mit Mehlzusatz in Betracht. Bei fortschreitender Heilung des Leidens wird dann zu geschabten Beefsteaks, Filet, Geflügel, Kartoffelpurée, gekochtem Reis, Nudeln übergegangen und der Speisezettel immer mehr erweitert. Haben wir dagegen es mit einem Fall von Erschlaffung des Magens oder mäßiger Magenerweiterung zu thun, so werden wir, um den Magen nicht zu sehr zu belasten, die Flüssigkeitsaufnahme (Suppen, Getränke beim Essen) vom Magen aus auf ein mäßiges Quantum beschränken, dem Kranken dagegen das erforderliche Maß (siehe oben) durch den Darm in Form von Bleibeklistiren zuführen. Bei herabgesetzter Magensaftabsonderung wie beim chronischen Magenkatarrh, wird man diejenigen Nahrungsmittel, welche der Salzsäure des Magensaftes am meisten bedürfen, also die eiweißreichen, wie Fleisch und Eier, möglichst beschränken und eine an Kohlehydraten und Vegetabilien reichere Kost verordnen, während im umgekehrten Fall, zum Beispiel bei der

[1]) Vergl. Wegele, „Die diätetische Behandlung der Magendarmerkrankungen, mit einem Anhang: die diätetische Küche". Jena 1893. Gustav Fischers Verlag.

Digitized by Google

meist auf nervöser Basis entstandenen Uebersäuerung des Magens und dem Magensaftfluß die Fleischspeisen zu bevorzugen, dagegen die cellulosereichen und schwerlöslichen Vegetabilien (wie Kohl und Rüben), ferner Obst und Schwarzbrot zu meiden sind. Da eine einseitige Diät jedoch auf die Dauer immer schlecht vertragen wird, so sollen die stärkemehlhaltigen Nahrungsmittel in diesem Fall wenigstens immer in feiner Verteilung (Suppen- und Puréeform) verabreicht werden. Die Fette werden in Form von Sahne und guter Butter bei den verschiedensten Magenkrankheiten meist gut vertragen. Bei dem weit verbreiteten Uebel der chronischen Hartleibigkeit sind die wasserreicheren und cellulosehaltigen Speisen zu wählen, wie Kohlrüben, Salate, Sauerkraut, Schrotbrote, Pumpernickel und so weiter, und können die obstsäure- und zuckerhaltigen Nahrungsmittel in Form von Apfelwein, Kompotten, Fruchtsäften und Honig empfohlen werden. Hämorrhoidariern bringen Traubenkuren oft wesentliche Erleichterung. Bei den mit Diarrhoe einhergehenden Darmkatarrhen wird man einhüllende und adstringirende Speisen verordnen, und sind schleimige Abkochungen von Reis, Gerste, Hafer von alters her in jeder Familie eingeführt. In chronischen Fällen wird man das Fleisch nicht entbehren können, und von dem Genuß des gerbsäurehaltigen Heidelbeerweins und des mit Wasser gekochten Eichelkakaos Erfolge sehen.

Sehr viele Verdauungskranke werden erst lernen müssen, welche Lebensweise für die Heilung ihres chronischen Leidens die richtigste ist, und welche Speisen und Getränke sie für längere Zeit zu meiden haben; hierzu eignet sich der Aufenthalt in gut geleiteten Anstalten entschieden am besten, wo einesteils keinerlei Gelegenheit zu Exzessen irgend welcher Art geboten wird, andererseits übermäßig ängstliche Patienten unter der Verantwortung des leitenden Arztes sich wieder mehr zutrauen und Speisen vertragen, die sie früher streng meiden zu müssen glaubten, bis nun eine mit der Aufbesserung der Ernährung parallel gehende, regelmäßig festgestellte Gewichtszunahme sie von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt. Ein dringendes Erfordernis wäre es jedoch, daß die Aerzte im allgemeinen die große Wichtigkeit der diätetischen und physikalischen Therapie neben der Arzneibehandlung mehr und mehr zur Anerkennung brächten, damit diese mächtigen Heilfaktoren, deren sich zur Zeit die arzneifeindliche sogenannte „Naturheilmethode" bemächtigt hat und solche größtenteils in ganz einseitiger, unwissenschaftlicher Weise verwertet, der großen Masse chronisch Kranker in höherem Maße wie bisher zu gute komme und der Sinn für Diät im Volke mehr geweckt werde! Als ein bedeutender Fortschritt in dieser Richtung wäre es zu bezeichnen, wenn in Zukunft den angehenden Aerzten auf den Hochschulen, wo neuerdings ja die „Hygiene" zu vollem Ansehen gelangt ist, auch mehr als bisher Gelegenheit gegeben würde, sich mit den Grundsätzen der genannten Disziplinen vertraut zu machen. Dann erst würde der alte Satz Sydenhams volles Verständnis finden: „Daß viele Krankheiten durch Diät allein zur Heilung gebracht werden können."

Dr. C. Wegele. — Bad Königsborn i. Westf.

Literarische Berichte.

Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten von Theodor Wundt. Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Zweite Auflage. Mit 71 Textillustrationen, 18 Lichtdruck- und 20 Autotypietafeln. In farbigem Einband M. 20.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In zweiter Auflage liegt hier ein Werk vor uns, welches sich vor zwei Jahren in raschem Fluge die Herzen aller Freunde des Gebirges erobert und nach den Aussprüchen der kompetentesten Federn bahnbrechend für die alpine Literatur gewirkt hat. An alle, die das Gebirge lieben, seien es nun Fexen oder Thalmenschen, verwegene Zinnenstürmer oder fröhliche Sommerfrischler, wendet sich dieses Buch in gleicher Weise. Die lebendige

Digitized by Google

Schilderung der Pracht des Hochgebirges, die humorvolle Beschreibung seiner biederen Bewohner und die wunderbaren photographischen Darstellungen alles dessen, was der Verfasser gesehen und erlebt, wirken so packend und spannend auf den Leser, daß er sich ganz in dem Gebirge fühlt, in jener herrlichen Luft, wo man unmerklich die alltägliche Misère vergißt und sich wieder frei fühlt — wie damals. Darin liegt der Vorzug dieses Buches, daß es auch zu Hause jene Feiertagsstimmung in uns erweckt und wieder lebendig macht, die wir sonst nur im Gebirge fühlen. Die Ampezzaner Dolomiten sind bekannt genug; ihre eigenartige Schönheit und Pracht, so ganz anders geartet als die der übrigen Alpen, hat ihnen unzählige Bewunderer verschafft. Es lohnt sich in der That, sie auch in diesem Werke zu betrachten, aus der Feder eines so originellen Schilderers und allbekannten Gebirgsphotographen und last not least eines der kühnsten Bergsteiger.

Erinnerungen eines Künstlers. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Der in Hamburg geborene Maler Rudolf Lehmann hat den größten Teil seines Lebens in Frankreich, Italien und England zugebracht und verschiedenen wichtigen Ereignissen als Augenzeuge beigewohnt. Er lehnt die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen an die Forderung, welche Benvenuto Cellini seiner Lebensbeschreibung vorangestellt hat, und welche in der Goetheschen Uebersetzung lautet: „Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen; jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben." Einer Prüfung, ob diese Bedingungen erfüllt sind, beugt der Verfasser vor, indem er als Ersatz für etwa entdeckte Mängel die doppelte Anzahl der geforderten Jahre und die dadurch ermöglichte Reichhaltigkeit des Erlebten in die Wagschale wirft. Er erinnert sich mit Unbehagen an die „Latein-Plackerei", hoffentlich nicht aus Schwärmerei für das Treiben der „Reformisten". Seine Fahrten mit der „Diligence" nach Paris und nach Italien haben trotz der dabei erlittenen Unannehmlichkeiten eine heitere Erinnerung zurückgelassen, welche in humoristischer Weise zum Ausdrucke gelangt. Von den Vorgängen seines Lebens, seiner künstlerischen Entwicklung, seinen Erfolgen, seinen zahlreichen Beziehungen spricht er mit wohlthuender Kürze und legt die Einzelheiten in einer Reihe wohlgetroffener „Charakterköpfe" am Schlusse des Buches nieder. Von ihnen ragen durch genauere Zeichnung hervor: Ingres, Verdi, William Siemens, Adelaide Ristori und der in Deutschland leider wenig gekannte Robert Browning. Am ausführlichsten sind die Beziehungen zu Liszt geschildert. Nur hat der Verfasser nicht verstanden, daß große Naturen nicht gleich bei jeder Begegnung mit einem Fremden den Rock ganz aufknöpfen — dürfen. Die beiden Herrscher von Weimar, Goethe und Liszt, teilen nach dieser wie auch nach mancher andern Richtung hin das gleiche Schicksal der Belästigung mit ungerechten Vorwürfen. Sie hatten etwas Besseres zu thun, als sich mit jedem lästigen Besucher in eine Unterhaltung über die Kartoffelernte in Tröbsdorf oder die Düngerverhältnisse in Vieselbach einzulassen. Einzelne Aeußerungen werfen auf die Persönlichkeiten, welche sie gethan haben, beachtenswerte Streiflichter. Die Selbstverurteilung, welcher sich Heine mit der Bemerkung über die Berechnung seiner Schöpfungen auf ein zweifelhaftes Publikum aussetzt, kann manchem seiner blinden Verehrer die Augen öffnen. Lamartine bekundet eine beneidenswerte Ruhe, wenn er an einem Vormittage zwei Stunden den „Salon besucht, während das Gouvernement provisoire ihn ungeduldigst erharrte, um einen neuen Kriegsminister zu ernennen." Frau Schumann klagt 1859 darüber, „wie die Musikverleger sich an ihres Mannes Kompositionen bereichert, während sie ihn hätten darben lassen." Sie muß offenbar über eine solche „Bereicherung", von welcher zu damaliger Zeit noch gar keine Rede sein konnte, sehr schlecht unterrichtet gewesen sein. In den mitgeteilten Briefen findet sich manche neue Aufklärung über den Gedankengang der Schreiber. Erheiternd wirken die beiden völlig entgegengesetzten Auslassungen Adolf Stahrs und Ferdinand Hillers über den „Robespierre" von Griepenkerl. Vortreffliche Porträtzeichnungen in fein ausgeführten Lichtdrucken erhöhen den Wert des lesenswerten Buches. Eduard Reuß.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung.

Daß das vorliegende, umfassend angelegte Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erleben konnte, spricht am besten für seine Bedeutung und den Vorrang, der ihm vor allen übrigen ähnlichen Veröffentlichungen gebührt. Vor diesen hat es sich von je durch seinen durchaus wissenschaftlichen Charakter und sein Zurückgehen auf das beste Quellenmaterial ausgezeichnet. Die neue Auflage darf in jeder Hinsicht als eine verbesserte und vermehrte bezeichnet werden. Von den bildlichen Darstellungen sind manche, die nicht zuverlässig genug erschienen, ausgeschieden worden und durch bessere, authen-

Digitized by Google

tischere ersetzt worden, darüber hinaus aber hat der Bildervorrat eine ganz wesentliche Bereicherung erfahren. Außer vierzehn zum Teil künstlerisch wertvollen Beilagen bringt die neue Auflage fünfhundert Bilder mehr als die erste, und es ist die Bereicherung, was doppelt dankenswert, zu großem Teile der Darstellung des deutschen Schauspielwesens zur Zeit unserer großen Literaturepoche zu gut gekommen. Auch das Gebiet der mittelalterlichen Handschriften ist nicht unwesentlich bereichert worden, und es entfallen auf dasselbe einige der schönsten Kunstblätter, wie denn die neue Auflage in anerkennenswerter Weise sich alles zu nutze gemacht hat, was seit der Zeit des ersten Erscheinens des Werkes an Vervollkommnung der modernen Reproduktionstechnik, und namentlich der buntfarbigen, geleistet worden ist. h.

Unsere Kriegsflotte. Dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt von G. Wislicenus, Kap.-Lieut. a. D., unter Mitwirkung der Marinemaler C. Saltzmann, F. Schwinge, W. Stöwer. 20 Chromolithographien auf weißen Kartons und 56 Seiten Text. In eleganter vielfarbiger Calicomappe. Quer-Großfolio. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Dieses Prachtwerk veranschaulicht die deutsche Kriegsflotte in 20 schönen Bildern und bringt hierdurch die verschiedenen Schiffsgattungen der Flotte bald einzeln, bald in Gruppen in heimischen und fremden Gewässern zur Darstellung. Die Namen unserer ersten Marinemaler verbürgen schon an sich die tüchtigsten Leistungen und die echt künstlerische Ausführung. Auch der Text, von dem Herausgeber verfaßt, gibt für den Laien ein klares Bild der Entwicklung, Einrichtung, Bewaffnung ꝛc. aller Schiffstypen, sowohl zum Schutze des Handels als auch im Kriege. — Alles in allem ist das Werk eine der hervorragendsten Erscheinungen in unserer neuesten Literatur und Kunst, und das deutsche Volk wird diese Marinebilder in dem stolzen Bewußtsein beschauen, daß die Originale derselben in allen Weltteilen die deutsche Fahne und damit die Größe und die Macht unseres geeinten Vaterlandes zur Geltung und zum Ansehen gebracht haben und noch weiter bringen. —l.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Avenianus, Dramatische Handwerkslehre. Berlin, Hermann Walther. M. 5. —

Bergmann, Eugen von, Die Wirtschaftskrisen. Geschichte der Nationalökonomischen Krisentheorien. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Blum, Dr. Hans, Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Band V. 1871 bis 1879, Bd. VI. 1880—1895 (Schluß). München, C. H. Becksche Verlagshandlung.

Bolte, Johannes, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. (Theatergeschichtl. Forschungen. Herausg. v. B. Litzmann. XII.) Hamburg, L. Voß.

Bormann, Edwin, Neue Shakespeare-Enthüllungen. Heft II. Leipzig, Ed. Bormanns Selbstverlag.

Bourget, Paul, Pastelle. Autor. Uebersetzung a. d. Französischen von A. Johanny. Paris, A. Langen.

Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Licht und Leben. Drei naturwissenschaftliche Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. II. verbesserte Auflage. Leipzig, Th. Thomas.

Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere, oder Staaten und Thaten der Kleinen. IV. verbesserte Auflage. Leipzig, Th. Thomas.

Chiavacci, Vincenz, Wiener vom alten Schlag. Heitere und ernste Lebensbilder aus dem Volksleben der Kaiserstadt. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Chiavacci, Vincenz, Eine, die's versteht! Lokalpolitische Standreden der Frau Sopherl von Naschmarkt. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Diercks, Dr. Gustav, Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweiter Band. Berlin, Siegfried Cronbach.

Frenzel, Karl, Rokoko. Büsten und Bilder. Berlin, Allgemein. Verein für Deutsche Literatur.

Frieberger, G., Der letzte Flittertag. Inhalt: Der letzte Flittertag. — Falsches Spiel. — Die Liebe. Dresden, E. Piersons Verlag.

Ganghofer, L., Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Illustrirt von A. F. Seligmann. 2 Bände. III. Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Geffroy, Gustave, Herz und Geist. Autor. Uebersetzung von M. Mann. Paris, A. Langen.

Hébert, Abbé Marcel, Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners. Mit einer Einleitung von Hans Paul Freiherrn v. Wolzogen. Uebersetzt v. A. Brunnemann. München, A. Schupp.

Henne am Rhyn, Otto, Aria. Das Reich des ewigen Friedens im zwanzigsten Jahrhundert. Ein Zukunftsbild auf der Grundlage der Geschichte. Pforzheim, E. Haug (O. Riecker's Buchhandlung).

Heyse, Paul, Ueber allen Gipfeln. Roman. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung). M. 5. —

Jonin, Alex., Durch Südamerika. Reise- und kulturhistorische Bilder. Bd. I. Die Pampa-Länder. Autorisirte und vom Autor bis auf die neueste Zeit vervollständigte Ausgabe des russischen Originals, übersetzt von M. v. Pezold. Berlin, Siegfried Cronbach.

Kretzer, Max, Ein Unberühmter und andere Geschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kurz, Isolde, Italienische Erzählungen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Kupelwieser, L., Die Kämpfe Ungarns mit den Osmanen bis zur Schlacht von Mohács, 1526. Mit 12 Karten u. Plänen. Wien, W. Braumüller.

Digitized by Google

Lelewa, Graf, Russisch-polnische Beziehungen. Ein Abriß. Autoris. Uebers. von A. C. Arnold. Leipzig, E. L. Kasprowicz.

Maaß, Alfred, Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage. Federskizzen eines Touristen. Mit 112 Abbildungen. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Mann, Fr., Kurzes Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Beiziehung der gebräuchlichsten Fremdwörter mit Angabe der Abstammung und Abwandlung. Vierte Auflage. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Novembre, décembre 1895. Paris, A. Quantin.

Naumann, Viktor, Erlöst. Erzählungen. Dresden, H. Minden.

Nestori, Hermann, Wan-li-tschang-tschöng (die chinesische Mauer), ein Beitrag zur Frauenfrage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 1. 50 Pfg.

Niemann, J., Die Ulrichsquelle. Roman. Zwei Bde. Dresden, Carl Reißner.

Niemann, August, Der Agitator. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Piersons Verlag.

Nietzki, Dr. Max, Heinr. Heine als Dichter u. Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher & Röstell. M. 2. 25 Pfg.

Nippold, W. K. A., Die Regierung der Königin Maria Stuart v. England, Gemahlin Wilhelms III. 1689—1695. Hamburg, L. Gräfe & Sillem.

Oberholtzer, Dr. E. P., Die Beziehungen zwischen dem Staat und der Zeitungspresse im Deutschen Reich. Nebst einigen Umrissen für die Wissenschaft des Journalismus. Berlin, Mayer & Müller.

Peters, Dr. Carl, Das Goldene Ophir Salomos. Eine Studie zur Geschichte der Phönikischen Weltpolitik. München und Leipzig, R. Oldenbourg. M. 1. 50 Pfg.

Pietschker, Dr. K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten. Potsdam. R. Hachfelds Verlag.

Prévost, Marcel, Cousine Laura. Roman aus der Coulissenwelt. Paris, A. Langen.

Philippson, Martin, Ein Ministerium unter Philipp II. Kardinal Granvella am spanischen Hofe (1579—1586). Berlin, Siegfried Cronbach.

Preyer, Wilhelm, Darwin. (Geisteshelden, herausgegeben von A. Bettelheim. Band 19.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Ratzinger, Dr. G., Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Zweiter Band. Lieferung 15 u. 16. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Ritter, Moriz. Leopold von Ranke. Seine Geistesentwicklung und seine Geschichtsschreibung. Rede. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 4. u. 5. Lieferung. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. à M. 1.—

Schulte, Dr. Joh. Fr. von, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Sechste umgearbeitete Auflage. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 12. —

Schultze, Dr. Siegmar, Der Zeitgeist der modernen Literatur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Literaturgeschichte. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. M. 1. 20 Pfg.

Schultz, Alwin. Allgemeine Kunstgeschichte. 5. u. 6. Liefg. Berlin, G. Grotesche Verlagsb. Sep.-Conto. à M. 2.—

Servets, Michael, Wiederherstellung des Christentums. Dritter Band (Ergänzungsband). Im Originaltext herausgegeben von Dr. Bernhard Spiess. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Sitzungsberichte der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. XXXIII. 4. Juli 1895. Berlin, königl. Akademie der Wissenschaften. (In Commission bei Georg Reimer).

Sienkiewicz, Henryk, Das Urteil des Zeus u. andere Novellen. Autoris. Uebers. von H. Majdanska. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Spiritismus, der, und die moderne Wissenschaft. An Eduard von Hartmann und Josef Hafner. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. (vormals J. F. Richter).

Suttner, A. G. von, Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schmitz, Dr. M., Die Grafen u. Fürsten von Hohenzollern. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Sigmaringen, M. Liehner.

Schnackenburg, J., Lose Blätter. Mit farbigem Titelblatt v. M. Höpffner. Leipzig, A. Janssen.

Spie, Bosmeer de, Eine Leidenschaft. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von P. Raché. Paris, A. Langen.

Schuchardt, Hugo, Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz, Selbstverlag des Verfassers.

Schuster, R., Der Menschenfreund. Trauerspiel in vier Akten. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 1.50 Pfg.

Telmann, Konrad, Bohémiens. Roman. Berlin, G. Grote.

Thiele, Dr. phil. Richard, Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—1769). 1. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. Erfurt, Hugo Güther.

Ueberhorst, Dr. Karl, Das Komische. Eine Untersuchung. Band I. Das Wirklich-Komische. Leipzig, Georg Wigand.

Vincenti, Carl von, Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabulirtes. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Dresden, E. Pierson.

Volkswohlstand u. Landeswährung. Frankfurt a. O., Gustav Harnecker.

Wagner, Adolf, Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus. Rede zum Antritt des Rektorats der K. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin in der Aula am 15. Oktbr. 1895. Berlin, J. Becker.

Walcker, Dr. K., Die Gefahren des Konstitutionalismus u. ihre Gegenmittel. Sondershausen, F. A. Eupel.

Wedekind, Frank, Der Erdgeist. Eine Tragödie. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Wichert, Ernst, Anderer Leute Kinder. Zwei Novellen. Dresden, Carl Reißner.

Wiedemann, Gustav, Die Lehre von der Elektrizität. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Mit 320 Holzstichen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Verlagshandlung zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Bismarck in Biarritz.

1862—1864.

Von

Heinrich von Poschinger.

(Schluß.)

Am 6. September 1865 teilte die „Provinzial-Korrespondenz“ mit, Bismarck, dessen Thätigkeit für das Wohl des Landes in den letzten Monaten wiederum in so hohem Maße in Anspruch genommen wurde, werde nach Erledigung der dringendsten Geschäfte in kurzem vermutlich einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in dem Seebad Biarritz nehmen, wo er auch im vorigen Jahre Erfrischung und Stärkung gefunden habe. Am 13. September verkündete das offiziöse Blatt, Bismarck werde gegen Ende des Monats die beabsichtigte Reise nach Biarritz antreten.

Am 4. Oktober 1865 meldet dasselbe hochoffiziöse Organ: Der Ministerpräsident Graf Bismarck hat sich mit seiner Familie nach dem Badeorte Biarritz in Frankreich begeben. Diese Reise war bekanntlich schon seit Monaten beabsichtigt und angekündigt, der Augenblick der Ausführung war jedoch durch die Erbhuldigung in Lauenburg, bei welcher die Anwesenheit des Ministers für Lauenburg erforderlich war, verzögert worden. Der Zweck der Reise ist lediglich die Erholung des Ministerpräsidenten nach der ununterbrochen angestrengten Thätigkeit des letzten Jahres; seit Jahren hat derselbe die notwendige Erfrischung und Stärkung am sichersten in dem ihm liebgewordenen Badeort gefunden. Einige Zeitungen wollen sich aber an jenem so natürlichen persönlichen Zwecke durchaus nicht genügen lassen: sie behaupten, daß der Reise noch wichtige politische Absichten zu Grunde liegen müssen, zumal der Ministerpräsident in Biarritz wohl noch mit dem Kaiser Napoleon zusammentreffen dürfte, welcher sich bereits seit mehreren Wochen dort aufhält. Man mag allerdings wohl annehmen, daß eine Begegnung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grafen Bismarck, auch wenn derselben bestimmte Absichten und Zwecke nicht zu Grunde liegen, doch vermöge der bedeutenden Persönlichkeit des Kaisers wie des Ministers und bei dem hohen Wert, welchen beide auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen fort und fort legen, nicht ohne politische Bedeutung und Wirkung bleiben könne. So berechtigt jedoch diese Annahme im allgemeinen sein mag, so ist doch auf das bestimmteste festzuhalten, daß alle Mitteilungen

Digitized by Google

über besondere politische Absichten und Verhandlungen, mit welchen die Reise des Ministerpräsidenten in Verbindung gebracht wird, irrtümlich und grundlos sind.

Die politische Situation war, als Bismarck die Reise nach dem südlichen Frankreich antrat, folgende: Die Konvention von Gastein, welche Bismarck am 14. August 1865 abschloß, hatte die Ausübung der Rechte auf die Herzogtümer derart geteilt, daß dieselbe in Bezug auf das Herzogtum Schleswig von dem König von Preußen, in Bezug auf das Herzogtum Holstein von dem Kaiser von Oesterreich bewirkt wurde, und das Herzogtum Lauenburg gegen Zahlung einer Abfindungssumme an Oesterreich endgiltig auf Preußen überging. Die öffentliche Meinung in Frankreich erblickte in dem Gasteiner Vertrage einen entschiedenen Sieg der preußischen Politik, und von derselben getragen, war es dem Minister Drouyn de Lhuys gelungen, von Napoleon am 27. August die Weisung zu einem den Vertrag tadelnden Rundschreiben zu erlangen. Am 28. August hatte der Botschafter Graf von der Goltz eine eingehende Unterredung mit Napoleon, bei welcher Gelegenheit der Kaiser dem Botschafter mitteilte, welchen peinlichen Eindruck ihm der Gasteiner Vertrag hinterlassen habe.

Goltz suchte den Kaiser zu beschwichtigen, indem er den provisorischen Charakter des Vertrages hervorhob. Der König habe eine auf kurze Dauer berechnete Verbesserung der völlig in Konfusion geratenen Landesverwaltung einem Bruche vorgezogen, dessen Folgen unübersehbar gewesen wären.

Am Tage nach dieser Unterredung erließ der Minister Drouyn de Lhuys das oben erwähnte Rundschreiben an die französischen Missionen. Nachdem es auf Grund der Zeitungsberichte über den Gasteiner Vertrag in demselben die Verletzung der Verträge von 1852 und die Beseitigung des bestberechtigten Erben, die Zerreißung der Schleswig-Holsteiner Unteilbarkeit und die Hinwegsetzung über das populäre Selbstbestimmungsrecht, die Nichtachtung der dänischen Nationalität und die Uebergehung der deutschen Bundesgenossen beklagt, kam es zu dem Schlusse, der Vertrag habe keine andere Grundlage als die Gewalt, keine andere Rechtfertigung als die Konvenienz der Teilungsmächte; es sei das eine Praxis, an welche das heutige Europa nicht mehr gewöhnt sei, und deren Vorbilder nur in den verhängnisvollsten Epochen der Geschichte sichtbar würden.

Mit der aggressiven Sprache dieses amtlichen Aktenstückes ließ es sich schwer vereinbaren, daß, als Napoleon am 7. September seinen üblichen Herbstaufenthalt in Biarritz nahm, der Botschafter Graf von der Goltz und sein Sekretär von Radowitz, gegenwärtig deutscher Botschafter in Madrid, die ehrende Einladung empfingen, den Hof dorthin zu begleiten, und dann fortdauernd des intimsten Verkehrs gewürdigt wurden. Die Lage schien Bismarck so widerspruchsvoll, daß er dem Könige den Wunsch aussprach, dort mit eigenen Augen den Stand der Verhältnisse zu erkunden. Der König war anfangs zweifelhaft, ob nach der erlittenen Beleidigung dies passend sei. Indessen meldete Goltz auf Grund wiederholter Mitteilungen des Kaisers selbst, daß dieser das Rundschreiben lebhaft bedaure; auch habe er schon am 20. September dem Minister befohlen, etwas zur Abschwächung des Rundschreibens zu thun, und wolle ihn jetzt an-

Digitized by Google

weisen, in einer neuen Depesche wegen des provisorischen Charakters des Vertrages den Inhalt des Rundschreibens zurückzunehmen. Bei dieser Sachlage genehmigte der König Bismarcks Reise nach Biarritz unter dem Vorbehalte, daß dort zurzeit keine Verpflichtungen gegen Frankreich übernommen würden, da zunächst die Wirkung Gasteins auf die deutschen und schleswig-holsteinischen Verhältnisse abzuwarten sei. Bismarck ging darauf am 30. September nach Paris.

Daselbst besuchte er am 2. Oktober zunächst den Staatsminister Rouher und fand bei demselben eine den preußischen Interessen durchaus günstige Stimmung vor. Derselbe hatte gehört, daß es zweifelhaft sei, ob Bismarck bei seiner Anwesenheit von nur einem Tage in Paris dem auswärtigen Minister einen Besuch machen würde; er redete ihm lebhaft zu, es zu thun, damit die Beseitigung der durch das Zirkular vom 29. August geschaffenen Verstimmung nicht durch persönliche Verletzung des Herrn Drouyn de Lhuys erschwert werde. Ohnehin entschlossen, den fraglichen Besuch zu machen, ließ Bismarck Herrn Rouher, der ein politischer und persönlicher Gegner Drouyn de Lhuys war, das Verdienst, ihn dazu überredet zu haben. Es schien Bismarck um so notwendiger, den Vorgang vom 29. August der Vergessenheit zu übergeben, nachdem er von Rouher mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß der Kaiser selbst jenes Zirkular vor dem Abgange in seinem Wortlaute gesehen und gebilligt hatte.

*

Wie bereits oben erwähnt, befand sich der Kaiser Napoleon und die Kaiserin mit dem kaiserlichen Prinzen bereits seit dem 7. September in Biarritz. Im unmittelbaren Gefolge befanden sich: Prinzessin Anna Murat (später Herzogin von Mouchy), Prinz Joachim Murat, die Hofdamen Gräfin La Bedoyère und Gräfin Lourmel, der erste Kammerherr Graf La Ferrière, der dienstthuende Kammerherr Graf Cossé Brissac, der dienstthuende Stallmeister M. de Caux, der Sekretär des Kaisers, der Gouverneur des Prinzen General Frossard, der dienstthuende Flügeladjutant Th. Duperré und andere, sich abwechselnde Adjutanten.

Gräfin La Bedoyère geborene Gräfin Laroche Cambert war, mit ihrer Schwester Gräfin La Poëze, in der Umgebung der Kaiserin das speziell preußische Element. Beide Damen hatten ihre frühe Jugend in Berlin verlebt, wo der Vater französischer Gesandter war; ihre Mutter, geborene Gräfin Bruges, gehörte zu einer nach Preußen emigrirten französischen Legitimistenfamilie. Gräfin La Bedoyère ist stets mit der preußischen Botschaft in Paris, auch mit Bismarck, intim befreundet gewesen. Sie heiratete später den General Ney, prince de la Moskowa, Oberjägermeister des Kaisers.

Der Kaiser und die Kaiserin lebten, wenn sie Biarritz besuchten, wie reiche Leute in einem vornehmen Badeorte. Napoleon kam dorthin einzig und allein, um sich auszuruhen, um den Aufregungen zu entfliehen, welche der Aufenthalt in der Hauptstadt mit sich brachte. Daraus ergab sich die ganze Tagesordnung des Hofes von selbst. Der Kaiser erteilte in der Regel in Biarritz keine Audienzen; wenn solche erbeten wurden, so war seine stereotype Antwort: „Je suis ici pour être tranquille“. Es gab während der kaiserlichen Hof-

Digitized by Google

haltung in Biarritz jedes Jahr nur ein großes Diner, zu dem die offiziellen Persönlichkeiten des Ortes und der Nachbarschaft, insbesondere die höheren Offiziere der großen Garnison und Festung Bayonne eingeladen wurden. Im übrigen wurde nur selten jemand mit einer Einladung zum Frühstück beehrt und noch seltener mit einer solchen zum Mittagessen.

Während seines Badeaufenthalts in Biarritz stand Napoleon bereits um 6 Uhr auf, ließ sich von seinem Kammerdiener Cuzac rasiren und ankleiden, worauf er um halb 7 Uhr allein das erste Frühstück, bestehend aus Kaffee und Milch, einnahm. Gleich darauf setzte er sich an seinen Arbeitstisch, um die laufenden Staatsgeschäfte zu erledigen. War diese Arbeit erledigt, so pflegte er, nur von seinem Adjutanten begleitet, einen Spaziergang zu Fuß zu machen, gewöhnlich längs des Meeres in der Richtung nach den Hafenbauten zu, die er in der Nähe des Port vieux errichten ließ. Der Gedanke, aus Biarritz einen Zufluchtshafen zu machen, wo allenfalls auch Vergnügungsjachten einlaufen könnten, interessirte den Kaiser auf das lebhafteste. Leider sind diese Arbeiten nach dem Sturze des Kaiserreichs nicht fortgesetzt worden. Wie dieses die Revolution, so hat die von Napoleon errichteten gewaltigen Wasserbauten der Ozean hinweggespült.

Von der Besichtigung der Hafenbauten pflegte der Kaiser gegen 11 Uhr in die „Villa Eugenie" zurückzukehren; bald darauf folgte das zweite Frühstück, das die Einfachheit selbst war: Eier, Kotelett und Dessert, und darum auch schnell servirt war. Der Nachmittag wurde gemeinsamen Ausflügen zu Land und zur See gewidmet. Zwischen 6 und 7 Uhr war die Dinerstunde; nachher wurde in dem Salon der Kaffee servirt; den Abend verbrachte der Kaiser in Gesellschaft der Kaiserin, ihrer Hofdamen, der Adjutanten und des Sekretärs Mocard; dann und wann wurden Familienspiele arrangirt. War das Wetter schön und warm, so wurde der Kaffee auf der Terrasse servirt und dort im Angesicht des Ozeans auch der Abend zugebracht. Die Liebhaberei des Kaisers für Cigarretten ist bekannt. Seine Gesundheit war bis 1868 eine gute; zu Pferde stieg er in Biarritz nicht, auch nahm er keine Seebäder.

Napoleon trug in Biarritz stets Zivil und zwar die Kleidung, wie sie in Badeorten getragen wird, also runden Hut, ebenso sein Adjutant. Uniform trug in der Villa Eugenie nur E. Ardoin, Lieutenant Adjutant du Palais, und der militärische Ehrendienst, welcher durch eine Elitecompagnie von Grenadieren oder Voltigeurs der Bayonner Garnison unter dem Kommando von drei Offizieren gebildet wurde. Da die Villa Eugenie von keiner Mauer umgeben war, vielmehr ganz offen dastand, so waren um dieselbe stets acht Posten aufgestellt; die polizeiliche Aufsicht über den ganzen Schloßkomplex war Herrn Hyrvoix anvertraut.

Der Kaiser zeigte sich in Biarritz in hohem Grade menschenfreundlich; er überzeugte sich selbst, daß seine Bediensteten gut untergebracht waren, auch gab er viel für Wohlthätigkeitszwecke aus. Wenn er auf dem Wege zum Leuchtturm einer armen, kümmerlich aussehenden Frau begegnete, so zog er wiederholt, ohne um ein Almosen angesprochen worden zu sein, einen Louisd'or aus der Tasche,

Digitized by Google

um damit die Bedürftige zu beschenken; kein Wunder, daß seine Popularität eine große war.

Des Sonntags ging der Kaiser in die unweit des Schlosses erbaute kleine Kapelle, um dort mit dem ganzen Hofstaat die Messe zu hören. Ohne pietistisch angelegt zu sein, wollte er doch nicht unterlassen, ein gutes Beispiel zu geben. Mit der Erlaubnis des Lieutenant Adjutant du Palais war es den Badegästen gestattet, dem Gottesdienst beizuwohnen.

Die der Notre Dame de Guadeloupe gewidmete Kapelle wurde erst im Jahre 1864 erbaut, und zwar nach dem Vorbilde maurischer Baudenkmäler von Toledo, Avila und Granada. Drei Fauteuils und drei Betschemel von schwarzem Holz, mit Gold verziert, bezeichneten die für den Kaiser und die Kaiserin bestimmten Plätze.

Der Privatsekretär des Kaisers, Mocard, war viel beschäftigt. Wohl zwanzigmal rief ihn der Kaiser zu sich: „Venez ici" auch wohl „Viens, Mocard".

Die Kaiserin stand ebenfalls bereits gegen halb 7 Uhr auf, worauf die Kammerfrau Madame Pollet ihre Toilette besorgte. Die Seebäder nahm sie des Morgens, vierzig Meter von der Villa entfernt, nach rechts gegen den Leuchtturm zu in einem sinnreich und geschmackvoll konstruirten Badehaus. (Die Badefrau der Kaiserin hieß Pasqualin Loustfou.) Darauf machte sie mit ihren Ehrendamen einen Spaziergang. Zumeist endete derselbe im Port vieux, wo ihr Sohn, der Prinz Lulu, badete, und wo sie vor dem Frühstück ihre guten Freunde zu empfangen pflegte, ganz ohne Zeremonie, wie eine andere große Dame. Viele ihrer Landsleute duzte sie. Die Spanier sind von einer großen, im Grunde bewunderungswürdigen Naivität: die Herren im einfachen Badekostüm gingen ruhig an die Kaiserin heran, begrüßten sie und unterhielten sich mit derselben.

Alle Montag war soirée dansante bei der Kaiserin. Junge Leute von Familie, In- und Ausländer, erhielten dort Zutritt. Um 10 Uhr war Schluß, aus Rücksicht auf den Kaiser, worauf die fröhliche junge Gesellschaft nach dem Kasino zog, um dort bis in die späte Nacht weiter zu tanzen.

Auch die Kaiserin zeigte sich in Biarritz nur von ihrer liebenswürdigsten Seite. Napoleon hatte sie zu seiner Gemahlin gemacht, weil sie ihm wegen ihrer Schönheit und Anmut gefiel. Als die Gräfin Montijo seinerzeit mit ihrer Tochter in Compiègne sich unter den Jagdgästen befand, war der Kaiser von der Erscheinung der letzteren hingerissen; es zeigte sich in ihr eine glückliche Mischung von spanischem und englischem Blute, war doch ihr Großvater ein Engländer, welcher sich in Spanien als Kaufmann niedergelassen und dort ein großes Vermögen erworben hatte.

In Biarritz erfüllte die Kaiserin die Aufgabe einer Frau, die ihrem Manne die Last der Geschäfte und Sorgen zu erleichtern bestrebt ist, die ihn zerstreuen will mittelst anständiger und sich geziemender Vergnügungen. An ihren Wohlthätigkeitssinn wurde in Biarritz vielfach, aber sicher niemals vergeblich appellirt.

Den kaiserlichen Prinzen konnte man täglich auf der grande plage, mitten in der Schar der übrigen Jungen', sich herumtummeln sehen, mit dem Spaten bewaffnet, um die üblichen Sandfestungen zu bauen, in deren Mitte die heran-

Digitized by Google

stürmende Meeresflut mit Hurra empfangen wurde. Seine Bäder nahm er in dem bereits erwähnten Port vieux, meist in Gegenwart seiner Mutter. Der Port vieux, gegen die spanische Küste zu gelegen, eine von mächtigen Felsen eingeschlossene natürliche Bucht, wird noch heute von der spanischen Gesellschaft als Badeplatz bevorzugt, desgleichen von den Aerzten Kindern und schwächlichen Personen empfohlen, weil hier der Wellenschlag nicht so stark ist als auf der grande plage.

Die Erziehung des Prinzen lag in den Händen der Madame de Brancion, der Frau eines Obersten, der am 7. Juni 1855 bei der Erstürmung des Mamelon vert gefallen war; sein Bademeister hieß Péliot.

Ueber die kaiserlichen Wohnräume in der Villa Eugenie ist nur noch weniges zu bemerken. Dieselben befanden sich alle zu ebener Erde, so daß Napoleon niemals eine Treppe zu steigen hatte. Beim Eintritt in die Villa Eugenie gelangte man zunächst in das Vestibül und dann in die Salle des gardes, woselbst sich die kaiserliche Dienerschaft beziehungsweise der diensthabende Huissier aufhielten. Die Reihenfolge der Gemächer war dann, von dem gegen Biarritz gelegenen Flügel angefangen, folgende: Speisesaal, Empfangszimmer, kleiner Salon, woselbst sich die im Dienst des Kaisers befindlichen Offiziere aufhielten. Daran schlossen sich die Apartemente des Kaisers, sein Arbeitszimmer mit drei großen Thüren gegen die Terrasse, sein Schlafzimmer und das Badezimmer, sodann Schlafzimmer der Kaiserin, Cabinet de toilette der Kaiserin. Daran reihten sich in dem gegen den Leuchtturm hin gelegenen Flügel vier Zimmer für den Privatsekretär des Kaisers, den dienstthuenden Adjutanten, den Ordonnanzoffizier und den Stallmeister.

In der ersten Etage befanden sich die Gemächer des kaiserlichen Prinzen, dann drei Fremdenzimmer mit der Aussicht auf das Meer, woselbst unter anderen gewohnt haben die Herren Panizzi, Graf Walewski, Fould, Marschall Mac-Mahon, Prinz de la Moskowa, der Herzog von Huescar, Prosper Mérimée, General Fleury, Rouher, der Marquis de la Valette. Daran reihte sich das Zimmer des Herzogs d'Albe.

*

Graf und Gräfin Bismarck nebst Comtesse Marie kamen am 3. Oktober an; Graf Goltz und Herr von Radowitz holten sie an der Négresse, der Bahnstation, ab. Am 4. Oktober wurde Graf Bismarck von dem Kaiser in besonderer Audienz empfangen. Bismarcks Unterredungen mit dem Kaiser fanden am 4. und am 8. Oktober statt. An letzterem Tage war Bismarck in der Villa Eugenie zum Frühstück geladen und ging dann lange mit dem Kaiser allein auf der Terrasse vor dem Speisesaal auf und nieder.

Es war ersichtlich, daß der Kaiser selbst lebhaft gewünscht hätte, das Zirkular vom 29. August ungeschehen machen zu können. Er schien nicht zu wissen, daß Bismarck von seiner vorgängigen Billigung desselben Kenntnis hatte, denn er hob bei seiner ersten Unterredung mit Bismarck hervor, daß er die auswärtigen Geschäfte zwar in Situationen von Bedeutung unmittelbar in die

Digitized by Google

Hand nehme, sich aber um die Einzelheiten des gewöhnlichen Geschäftsganges, so lange die Wichtigkeit derselben sich ihm nicht erkennbar gemacht habe, wenig kümmern könne. Er tadelte wiederholt die Veröffentlichung des Aktenstücks und die Uebereilung, mit welcher es, ohne vorgängigen Gedankenaustausch mit dem Grafen von der Goltz, abgefaßt worden sei. Auf diese Weise habe man in Paris die Tragweite des Gasteiner Abkommens für die Gesamtpolitik Preußens überschätzt, zumal man nicht hätte glauben können, daß ein für Preußen so günstiges Resultat durch keine geheimen Zugeständnisse an Oesterreich erkauft worden sei.

Der Kaiser ließ durchblicken, was Drouyn de Lhuys Bismarck mit voller Bestimmtheit angedeutet hatte, daß die österreichischen Mitteilungen, welche durch ganz vertrauliche Kanäle (anscheinend die Kaiserin Eugenie) an ihn gelangt seien, der Voraussetzung einer geheimen, gegen Frankreich gerichteten koalitionistischen Verständigung der deutschen Mächte Vorschub geleistet hätten. Napoleon legte daraufhin Bismarck nochmals mit einiger Feierlichkeit die Gewissensfrage vor, ob Preußen Oesterreich keine Garantie wegen Venetien geleistet hätte. Bismarck verneinte es mit der Versicherung, daß der Kaiser seiner Aufrichtigkeit um so gewisser sein könne, als solche Verabredungen, wenn sie getroffen würden, doch nicht lange geheim blieben und er (Bismarck) das Bedürfnis hätte, bei ihm den Gedanken an seine Zuverlässigkeit zu erhalten; außerdem hielt Bismarck auch für die Zukunft ein Abkommen für unmöglich, vermöge dessen Preußen Oesterreich in die Lage setzte, nach Belieben einen Krieg herbeizuführen, welchen Preußen ohne eigenen Vorteil zu dem seinigen zu machen gezwungen sein würde. Der Kaiser versicherte demnächst, daß er keine Pläne anzuregen beabsichtige, durch welche der europäische Friede gestört werden könne, und daß Herr von Lefebvre, dessen Briefe über seine Unterredungen mit Bismarck er erhalten habe, in seinen Eröffnungen weiter als in seinen Instruktionen gegangen sei. (Napoleon verwahrte sich insbesondere gegen die Annahme, daß er eigennützige Pläne gegen Belgien hege.) Fast in denselben Worten, mit welchen Bismarck einige Tage zuvor den Gedanken gegen den Minister Drouyn de Lhuys ausgesprochen, und welche dieser inzwischen ohne Zweifel dem Kaiser gemeldet hatte, sagte er, man müsse die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen; dieselben würden nicht ausbleiben und alsdann den Beweis liefern, daß Preußen und Frankreich diejenigen Staaten in Europa seien, deren Interessen sie am meisten auf einander anwiesen, und daß er dann jederzeit bereit sein würde, die Freundschaft und die Sympathie zu bethätigen, von der er für Preußen erfüllt sei.

Der Kaiser knüpfte hieran die Frage, auf welchem Wege Preußen glaube, sich mit Oesterreich über Holstein auseinanderzusetzen. Bismarck erwiderte offen, daß Preußen hoffe, Holstein durch Geldentschädigung zu erwerben und zu behalten. Napoleon machte hierzu keine Einwendung und erklärte ausdrücklich sein Einverständnis zu den Motiven, mit welchen Bismarck die Besorgnis des Ministers Drouyn de Lhuys wegen des Wachsens der preußischen Macht ohne

Digitized by Google

Aequivalent für Frankreich widerlegt hatte. Der Erwerb der Elbherzogtümer, so führte Bismarck aus, sei an sich noch keine Machtverstärkung Preußens, lege im Gegenteil die Kräfte desselben nach mehr als einer Richtung, behufs Entwicklung seiner Marine und seiner Defensivstellung gegen Norden hin, in einem Maße fest, welches durch den Zuwachs von einer Million Einwohner nicht aufgewogen würde. Der Erwerb der Herzogtümer sei nur ein Angeld (arrhes) für die Erfüllung der Aufgabe, welche die Geschichte dem preußischen Staat gestellt habe, und bei deren weiterer Verfolgung Preußen freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich bedürfe. Es scheine ihm im Interesse der französischen Politik zu liegen, den Ehrgeiz Preußens in Erfüllung nationaler Aufgaben zu ermutigen; denn ein strebsames Preußen werde stets hohen Wert auf Frankreichs Freundschaft zu legen haben, während ein entmutigtes seinen Schutz in defensiven Bündnissen gegen Frankreich suchen würde. Diese Argumentation bezeichnete der Kaiser als eine ihm vollständig einleuchtende und sympathische.

Nach dem oben erwähnten Dejeuner, zu dem Bismarck bei Napoleon geladen war, erkundigte sich dieser lebhaft nach der Richtung, welche Preußen angesichts der Wirren in den Donaufürstentümern einhalten würde. Die Aussicht, daß diese Länder dermaleinst dazu dienen könnten, Oesterreich für Venetien zu entschädigen, ließ sich besonders im Hinblick auf bestimmte Andeutungen, welche der Geschäftsträger Lefebvre Bismarck früher gegeben hatte, im Hintergrunde erkennen. Bismarck entgegnete, daß Preußens direktes Interesse an dem Schicksal der Donaufürstentümer bisher nicht über die Sicherstellung des deutschen Verkehrs in dieselben hinausgehe, und daß Preußens Mitwirkung zu etwaiger Neugestaltung der Zukunft jener Länder durch die Notwendigkeit bedingt sei, mit Rußland über eine für Preußen verhältnismäßig weniger wichtige Frage nicht in Verwicklungen zu geraten. Die Zuverlässigkeit der freundschaftlichen Verhältnisse Preußens zu Rußland und die Bedeutsamkeit seiner nachbarlichen Beziehungen machten es Preußen zur Pflicht, das seit lange zwischen den beiden Höfen bestehende Vertrauen nicht zu untergraben. Der Kaiser schien der Wahrheit dieser Bemerkung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Napoleon entwickelte sodann das Interesse, welches Europa daran habe, die Quelle ansteckender Krankheiten zu verstopfen, welche, wie damals die Cholera, ihren Ursprung aus den Wallfahrten nach Mekka entnähmen und sich durch die heimkehrenden Pilger dem Westen mitteilten. Er glaubte, daß durch gemeinsame Schritte der europäischen Mächte Gefahren dieser Art erheblich vermindert werden könnten, und sprach die Hoffnung aus, daß Preußen geneigt sein würde, hierzu mitzuwirken. Obschon Bismarck die Gefahr nicht verkannte, daß durch die Eingriffe in die Wallfahrtsangelegenheiten der Fanatismus der Mohammedaner erregt und der Orient, absichtlich oder unabsichtlich, in Aufruhr versetzt werden könnte, so glaubte derselbe doch in allgemeinen Worten die Ueberzeugung aussprechen zu sollen, daß Preußen sich bei jedem Werke der Zivilisation in jener Richtung bereitwillig beteiligen würde, soweit es in der Lage sei, einen Einfluß in diesen entfernteren Gegenden zu üben.

Digitized by Google

Nach seinen allgemeinen Wahrnehmungen bezeichnete Bismarck die damalige Stimmung des Hofes in Biarritz als eine für Preußen äußerst günstige.[1])

*

Die Gräfin Bismarck hatte sich zunächst bei der Kaiserin Eugenie nur eingeschrieben; vorgestellt wurde sie und die Comtesse Marie der Kaiserin erst am 5. Oktober früh im Port vieux (bei strömendem Regen!). Die Bismarcksche Familie hat wiederholt während des Aufenthalts in Biarritz die Kaiserin dort gesehen und sich ihrerseits immer des freundlichsten und ungezwungensten Verkehrs zu erfreuen gehabt.

Nachmittags war die Familie Bismarck regelmäßig bei der Musik, die nach fünf Uhr auf dem großen plage des fous (vor dem Eingang zur kaiserlichen Villa) spielte, und wo sich dann die ganze Biarritzer Badegesellschaft vereinigte. Oft kam auch der Hof dorthin und machte dort Cercle.

Bismarck machte in der Villa Eugenie den besten Eindruck. Ich schließe das aus der schmeichelhaften Bemerkung, welche Prosper Mérimée, der Freund der Kaiserin Eugenie, über ihn gefällt hat. Der gedachte französische Schriftsteller schreibt in einem Briefe, der preußische Minister habe ihm sehr gut gefallen. „C'est un grand Allemand, très poli, qui n'est point naïf. Il a l'air absolument dépourvu de Gemüth, mais plein d'esprit. Il a fait ma conquête.

Auch Mérimée bestätigt, es habe eine lange Aussprache zwischen Bismarck und Napoleon stattgefunden; über den Inhalt habe ihm aber weder der eine noch der andere etwas erzählt; der Eindruck Mérimées war, Bismarck sei höflich, aber ziemlich kalt aufgenommen worden. „Er hat mir einen guten Eindruck gemacht; er hat mehr Geist, als man bei den Deutschen zu finden pflegt, ich möchte ihn eine Art diplomatischen Humboldt nennen."

Zum Schlusse erzählt Mérimée folgende ergötzliche Geschichte, welche den Ton, der in der Villa Eugenie herrschte, trefflich charakterisirt. Eine der Damen der Kaiserin, Frau von N., welche Bismarck sehr verehrte, wurde deshalb von den Bewohnern der Villa stark aufgezogen, indem ihr mit den Kühnheiten dieses großen Mannes, die sie zu begünstigen schien, gedroht wurde. Dies brachte Prosper Mérimée auf den Gedanken, Bismarcks Kopf zu malen, und nachdem eine große Aehnlichkeit erzielt worden war, denselben auszuschneiden. Beim Einbruch der Nacht begaben sich der Kaiser, die Kaiserin und Mérimée in das Schlafzimmer der Frau von N.; sie legten den Kopf auf das Bett, eine Schlafrolle unter die Decke, um die durch einen menschlichen Körper gebildete Erhöhung zum Ausdruck zu bringen; schließlich machte die Kaiserin ein Taschentuch als Schlafmütze zurecht und legte es auf die Stirn des Bismarckkopfes. In dem

[1]) Es entbehrt vollständig der Unterlage, wenn Oskar Meding in seinen Memoiren Bd. II. S. 53 über die Biarritzer Entrevue bemerkt: „Obgleich der Kaiser sich über die Möglichkeiten der Zukunft nicht aussprach, so machte er doch dem Grafen Bismarck den Eindruck, als hoffe er auf eine Niederlage Preußens und werde dann bereit sein, gegen Entgelt Hilfe zu leisten."

Digitized by Google

Halbdunkel des Schlafzimmers war die Täuschung eine vollendete. Nachdem die kaiserlichen Majestäten das Zimmer verlassen hatten, hielten Mérimée und die Gesellschaft Frau von N. noch einige Zeit zurück, damit der Kaiser und die Kaiserin am Ende des Ganges eine geschützte Stellung nehmen konnten. Darauf machte jeder Miene, in sein Schlafzimmer zu gehen. Frau von N. trat in das ihrige, blieb darin einen Augenblick, um sich aber dann herauszustürzen, an die Thüre der Frau von Lourmel zu klopfen und ihr mit einer jammernden Stimme zu sagen: „Il y a un homme dans mon lit!“ Leider blieb Madame de Lourmel nicht ernsthaft, und das Lachen der Kaiserin am andern Ende des Korridors verdarb schließlich das Spiel. Das Beste erfuhr Mérimée erst später. Einer der Kammerdiener des Kaisers war vorher schon in das Schlafzimmer der Frau von N. eingetreten, hatte sich aber, als er den Kopf im Bette bemerkte, lebhafte Entschuldigungen stammelnd, zurückgezogen. Draußen aber erzählte er, es liege ein Mann in dem Bette. Einzelne hatten die Meinung geäußert, es sei Herr von N. gewesen, der seine Frau habe besuchen wollen; aber diese Annahme sei — als ganz unwahrscheinlich — zurückgewiesen worden. Einer, welcher Mérimée bei der Arbeit des Bismarckkopfes beobachtet hatte, verhinderte, daß man der Sache weiter auf den Grund ging.

Am 11. Oktober, abends spät, reisten der Kaiser und die Kaiserin nach Paris ab. Graf Goltz und Herr von Radowitz waren noch zum letzten Diner in der Villa Eugenie eingeladen und blieben dort, bis die Majestäten sich in den Wagen setzten. Da Graf Bismarck sich auf der Rückreise in Paris aufhalten wollte, hatte er keine formelle Abschiedsaudienz in Biarritz gehabt.

Am Tage der Abreise Napoleons von Biarritz brachte die „Provinzial-Korrespondenz“ einen längeren Artikel, in welchem die „ehrenvolle und herzliche Aufnahme“, welche Herr von Bismarck bei dem Kaiser gefunden habe, mit der Bemerkung erwähnt wurde, daß sich der Kaiser ganz offen ausgesprochen habe. Dies gebe „eine Bürgschaft für die unveränderte Fortdauer der erfreulichen Beziehungen, welche zwischen den beiden Regierungen seit längerer Zeit bestehen und welchen es wesentlich mit zu verdanken ist, daß die schleswig-holsteinische Frage ihrer Lösung in deutsch-nationalem Sinn ebenso wie im Interesse Preußens entgegengeführt werden konnte, ohne eine europäische Verwicklung zu veranlassen. Es ist außer Zweifel, daß der Kaiser Napoleon III. seine ebenso besonnene wie ehrenhafte und uneigennützige Politik, für welche ihm Deutschland und Europa Dank wissen, auch ferner zu bewahren entschlossen ist.“

An demselben Tage (11. Oktober) wurde aus Paris gemeldet, Drouyn de Lhuys hat nach erfolgter Notifikation von der Gasteiner Konvention und der Nachricht über ihren provisorischen Charakter ein zweites Zirkular erlassen, worin er bekannt gab, daß er die erfolgten Versicherungen mit Genugthuung entgegennehme.

*

Sehen wir uns die Biarritzer Entrevue auch noch im Spiegel der französischen Presse etwas näher an. Am 2. Oktober 1865 wurde dem „Courier

Digitized by Google

de Bayonne" aus Biarritz geschrieben, da der Kaiser erst zwischen dem 10. und 15. Oktober in Paris erwartet werde, so werde Bismarck ihn noch in Biarritz antreffen; ein Besuch desselben sei natürlich. Wenn diese Begegnung die Frage der Elbherzogtümer um einen Schritt fördern würde, so wäre das ein Glück; aber die Hoffnung sei eine geringe; denn Bismarck komme nach Biarritz in der Eigenschaft eines Touristen und nicht als Botschafter.

Am 3. Oktober wurde demselben Blatte aus Paris geschrieben: es gebe in Europa nur sehr wenige Menschen, die so sehr von sich sprechen machten, als Bismarck. Augenblicklich unternehme er eine Reise nach Frankreich, und sei der Gegenstand der schärfsten Beobachtung. Man konstatirt, daß er nur wenige Stunden sich in Paris aufgehalten. Man fragt, ob er von einem Sekretär der Botschaft begleitet sei, und man versichert, daß er nur von zwei subalternen Beamten seines Ministeriums begleitet sei. Man fügt hinzu, er reise mit Frau und Tochter. Man ist so begierig, über ihn etwas zu erfahren, als man es seinerzeit in Bezug auf d'Abd-el-Kader war. Gleichwohl trägt Bismarck keinen arabischen Mantel; er ist gekleidet wie andere gewöhnliche Sterbliche; er ist von keiner Cirkassierin begleitet. Wie kommt es doch, daß man sich so sehr für eine Persönlichkeit interessirt, die wie andere Menschen reist und die nichts an sich hat, das geeignet wäre, die Augen der Menge auf sich zu ziehen? Wir wollen das Rätsel lösen. Der Minister des Königs Wilhelm ist eine machtvolle Individualität; er ist kampfeslustig, er hat stets zahlreiche Feinde und eine sehr kleine Zahl von Alliirten gehabt, endlich hat er — unbekümmert um alle, ohne Rücksicht auf Deutschland, ja selbst auf Preußen, den Mut gehabt, sein Ziel zu verfolgen und seine Projekte zu verwirklichen. Der Erfolg, umgeben von Gefahren, das ist der Schlüssel zu dem Geheimnis des Ansehens, das Bismarck besitzt. In kurzer Zeit wird derjenige, der der Polignac der preußischen Monarchie zu werden drohte, gesiegt haben, sowohl in seiner inneren wie in seiner äußeren Politik. Schon sind Oesterreich und die Mittelstaaten nur noch die willfährigen Instrumente in der Hand des preußischen Ministers. Die nächste parlamentarische Session wird den Beweis erbringen, daß die Abgeordneten ihm Dank wissen für das, was er für die Macht Preußens gethan hat, und es ist nicht unmöglich, daß sie kein so energisches Veto mehr einlegen gegen die militärischen Reformen, die man übrigens ohne ihren Willen durchführt. Immer waghalsig, wollte Bismarck durch seinen Besuch in Frankreich zeigen, daß die neueste Zirkulardepesche des Ministers Drouyn de Lhuys nicht in dem Maße, wie man es in Deutschland glauben will, eine Verurteilung seiner Politik in Bezug auf die Elbherzogtümer ist.

In einem Blatt war die Rede, Bismarck sei nach Biarritz gekommen ganz ebenso, wie seinerzeit Graf Cavour den Kaiser Napoleon in Plombières besuchte; das war gewiß vielsagend.

Am 9. Oktober schrieb der Pariser Korrespondent eines Provinzblattes: „Da Bismarck gemeinschaftlich mit Napoleon sich in Biarritz aufhalte und denselben bereits zweimal unter vier Augen gesehen habe, so erklärte man sich die immer wieder hinausgeschobene Abreise Napoleons von dort mit der Wichtigkeit

Digitized by Google

der Verhandlungen, die er mit Bismarck einging, und die er nun auch zum Abschluß zu bringen wünsche." Man will überdies genau wissen, um was es sich bei diesen geheimen Verhandlungen handelt. Eine belgische und eine schweizerische Zeitung wollten genau wissen, daß an dem und dem Tage, zu einer bestimmten Stunde der Kaiser, in einem Fauteuil sitzend, und Bismarck auf einem Stuhle, bei geschlossenen Fenstern, die Thüren wohl verschlossen, dies und jenes zu Bismarck gesagt habe, worauf dieser so und so geantwortet habe. Darauf sei dann die Annexion Belgiens durch Frankreich und die der Elbherzogtümer durch Preußen beschlossen worden. „Es ist also beschlossene Sache, daß wir den Rhein wieder nehmen, und daß Preußen dafür mit den Herzogtümern entschädigt wird. Kommt es dazu nicht, so wird man in allem Ernst erzählen, das habe so sein sollen, das Projekt habe aber in Biarritz eine andere Richtung genommen."

Am 10. Oktober verlautete in Paris, Prinz Metternich sei nach Wien berufen worden, weil die Anwesenheit Bismarcks in Biarritz die österreichischen politischen Kreise ernsthaft zu beunruhigen beginne.

Unterm 13. Oktober wurde dem „Courier de Bayonne" geschrieben: Es sei vergebens, sich die Bedeutung von Bismarcks Reise zu verhehlen. In Deutschland betrachte man seine Aufnahme durch Napoleon gewissermaßen als die Billigung seiner Politik durch Napoleon.

Im Gegensatze hierzu erhielt der „Nord" eine Nachricht aus Biarritz, worin gesagt war, der Empfang Bismarcks durch den Kaiser sei ein recht kalter gewesen. Das „Memorial Diplomatique" brachte ein Entrefilet, welches zu verstehen gab, Bismarcks Aufnahme in Biarritz habe nicht die politische Bedeutung gehabt, welche ihr die preußischen Zeitungen beimessen.

*

Die Familie Bismarck blieb nach Napoleons Abreise von Biarritz daselbst noch bis Ende Oktober. Graf Goltz und Herr von Radowitz reisten gleich nach dem Hof, am 12. Oktober, nach Paris zurück. In Biarritz waren mit Bismarcks, seit dem 8. Oktober, Herr und Frau von Savigny. An Fürstlichkeiten waren nach dem Abgange des französischen Hofes geblieben: die Großfürstin Katharina von Rußland mit ihrem Gemahl, dem Herzog Georg von Mecklenburg.

Am 1. November kam Graf Bismarck mit Familie in Paris an und stieg im Hotel du Rhin ab; Herr von Savigny war mit ihm gereist. Am 2. November fand für Bismarck auf der preußischen Botschaft ein Herrendiner statt, an dem, außer den Herren der Botschaft, Graf Goltz, Graf Solms, Herr von Radowitz, Graf Lynar, Baron Saurma, noch teilnahmen: der auswärtige Minister Drouyn de Lhuys, der Botschafter in Berlin Benedetti, der russische Botschafter Baron Budberg, der italienische Gesandte Nigra, der sächsische Gesandte Graf Seebach und der österreichische Geschäftsträger Graf Müllinen. Nach dem Diner hatte Bismarck mit Drouyn de Lhuys, Budberg und Nigra längere Gespräche.

An demselben Tage hörten Bismarck und seine Tochter das Konzert an, das die Musikkapelle des 34. Regiments, der pommerschen Füsiliere, im Zirkus des

Digitized by Google

Champs Elysées gab. Diese Kapelle erregte in Paris Aufsehen. Jedermann wollte sie sehen, um ihre Uniformen zu bewundern, jedermann wollte ihre ausgezeichnete Musik hören. Am 3. November wurde Bismarck von dem Kaiser in Saint-Cloud empfangen, und dabei sind noch einmal die schwebenden Fragen, über die Bismarck sich unterrichten wollte, genügend für seine Informationen erörtert worden.

Einen ausgezeichneten Eindruck machten die Bestellungen, welche die preußische Regierung bei den Rhedern in Bordeaux vornahm. Man schätzte die Summe, welche hiefür ausgeworfen war, auf fünfundzwanzig Millionen Franken. Die Bestellungen erfolgten in der Werft von Arman in Bordeaux, welche Bismarck auf seiner Rückreise aus Biarritz einer eingehenden Untersuchung unterzog.

Die Pariser Presse konstatirte, daß der äußere Eindruck Bismarcks ein günstiger gewesen sei. „On lui a trouvé une physionomie fixe et douce faisant contraste avec le sans-façon, j'allais dire la brutalité de sa politique. On a remarqué la beauté et les cheveux blonds de Mlle. de Bismarck. Bref, le dehors du ministre et de son entourage ont effacé un peu de l'impression produite de sa politique."

Ein anderer Pariser Korrespondent faßte die Situation wie folgt zusammen: „Malgré l'accueil fait à M. de Bismarck et aux clarinettes du 34e régiment de fusiliers de Poméranie, tenez pour certain que nous avons gardé une indépendance complète à l'égard de la Prusse. M. de Bismarck voudrait frapper de grands coups; le gouvernement français désire au contraire que la paix ne soit troublée sous aucun prétexte!" [1])

Am 5. November ist Bismarck zur Jagd bei Rothschild in Ferrières gewesen und am 6. mit seiner Familie nach Berlin zurück gereist.

Am 8. November 1865 schrieb die „Provinzial-Korrespondenz": Alle Nachrichten aus Paris stimmten darin überein, daß Graf Bismarck überall in der französischen Hauptstadt, besonders aber von seiten des Kaisers, mit überaus großer Aufmerksamkeit und Auszeichnung empfangen worden ist.

*

Wenn Bismarck heute das Schloß widersähe, woselbst er 1865 so erfolgreiche Politik getrieben hat, so würde er darüber nicht erbaut sein. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs wurde die „Villa Eugenie" mit dem dieselbe umgebenden großen Terrain von der Kaiserin Eugenie, wie man mir sagte, um den Preis von drei Millionen Franken an eine Pariser Gesellschaft verkauft, welche die ganze Besitzung demnächst parzellirte. Das ist sehr zu bedauern. Es wäre weit pietätvoller gewesen, wenn die Kaiserin aus ihrer Villa ein Krankenhaus für diejenigen französischen Soldaten gestiftet hätte, die ihr Blut in den Feldzügen ihres Mannes vergossen, oder wenn sie dieselbe der Stadt geschenkt hätte zur Etablirung eines städtischen Kasinos oder als Sitz der Mairie.

[1]) Bemerkungen des „Constitutionnel" über den Besuch Bismarcks in Paris, vergleiche die „Nationalzeitung" Nr. 566 vom 2. 12. 1865. Urteil Prosper Mérimées in dessen Lettres, Band II. Seite 154.

Digitized by Google

Statt dessen ist die Villa vollständig umgebaut, durch einen zu dem ursprünglich harmonischen Bau in gar keinem Verhältnisse stehenden mächtigen Seitenflügel erweitert und zu einem Hotel umgestaltet worden, das den stolzen Titel „Hotel du Palais“ führt. Von der alten Herrlichkeit sind nur noch wenig Spuren vorhanden, so die kaiserlichen Initialen N. E. auf dem Fußboden beim Eingang in das Vestibül, auf den Thürschlössern und dem Kamin im großen Empfangssalon. Der das Schloß umgebende Park ist auf drei bis vier Morgen zusammengeschrumpft; der Rest ist in private Hände gegangen und allmälich mit Privathäusern und Hotels bebaut worden. Auch die russische Kirche steht auf dem Boden des alten kaiserlichen Schlosses. Die Preise in dem Palast-Hotel sind dieselben wie in den übrigen ersten Hotels von Biarritz. Nur eine Stelle in dem Tarif des Hotels ist mir aufgefallen: „Pour les petits chiens il est compté par jour à 5 francs. Les gros chiens ne sont pas admis dans l'hôtel.“ Hoffen wir, daß bei Regulirung dieses Preises die Abschreckungstheorie mitgespielt hat.[1])

Aus Liebe sterben.

Novelle.

Von

Ferdinand Kürnberger.

(Schluß.)

III.

„Morgen nicht — Donnerstag nicht — also Freitag!“ hatte der Mann auf der Kreuzungsstelle zu Mary gesagt. Er war jetzt da, dieser Freitag.

Nach dem Diner machte Frau Denton mit ihrer jüngeren Tochter Jenny den in der Sommersaison üblichen Abendspaziergang. Mary wurde zum Mitgehen aufgefordert, obwohl nur leichthin, denn man wußte, daß sie ebenso oft ausschlug als annahm, und war gewohnt, beides ihrer eigenen Wahl zu überlassen. Sie lehnte auch heute ab. Sie sagte, sie erwarte Miß Perriman, ihre Schulfreundin, zum Besuch und würde wahrscheinlich mit dieser selbst einen Spaziergang machen. — „Dann könntet ihr uns ja nachkommen,“ bemerkte Jenny. — „Es ist wahr,“ antwortete Mary ohne Verlegenheit. „Wo fänden wir uns?“ — „Ich denke, wir promeniren am Serpentinfluß im Hydepark,“ sagte Frau Denton. — „Gut, gut,“ antwortete Mary; „aber daß wir uns nicht verfehlen! Es wird viel Welt da sein.“ — „Und mache nur gleich Deine Toilette, daß Du keine Zeit verlierst

[1]) Die auf Seite 2 (Januar-Heft) enthaltene landschaftliche Schilderung Bismarcks „Drachenfels am Meer“ bezieht sich auf San Sebastian, nicht auf Biarritz.

Digitized by Google

mit Miß Perriman," erinnerte Jenny im Abgehen. — „Du hast recht, Schwesterchen," rief ihr Mary nach, „Du bist eine kluge, sorgsame Haushälterin."

Als Mutter und Schwester das Haus verlassen, trat Mary auf den Balkon hinaus. Sie sah ihnen nach. Jene sahen nicht zurück, was Mary zu erwarten oder zu wünschen schien. Sie riß eine Blume von den Ziergewächsen des Balkons ab und warf sie so geschickt, daß sie Jennys Hut traf. Jetzt blickten beide zurück. Mary ließ ihr Taschentuch wehen und rief mit einer innigen Freundlichkeit hinab: „Adieu, adieu, viel Vergnügen!" Ein junger Mann, welcher vorüberritt, hielt sein Pferd an und lorgnettirte zum Balkon hinauf. Mary zog sich zurück. Auf der Straße aber sagte Jenny zu ihrer Mutter: „Die Herzogin ist sehr munter; meinst Du nicht?" — „Um Gottes willen, sprich nicht die Herzogin!" antwortete Mrs. Denton. „Der Papa ist wütend über diesen Puff. Lassen wir das Wort nicht mehr hören im Hause!" — „Warum nicht, Mama?" fragte Jenny. — „Ich will es Dir sagen," erwiderte die Mutter.

Und so überlassen wir die Damen ihrem Wandel. Sie haben jetzt reichlichen Gesprächsstoff.

Mary aber schlüpfte aus ihrer Musselin-Enveloppe und machte ihrem zarten Persönchen Toilette. In ihren Tagen trug man noch jenes kurze und schmale Kostüm, welches die Mode des Kaiserreichs war, aber Josephinen und Luisen teilweise überdauert hat. Die Tracht stand ihr allerliebst. Wir gestehen es offen, selbst auf die Gefahr hin, daß es Damen lächerlich finden, zumal solche, deren allzu üppige Reize in jenem Kostüm sich ausnehmen würden wie moussirender Gerstentrank in einem Liqueurgläschen. Für sie paßt es freilich nicht. Dagegen hat es etwas Jungfräuliches und Naives für schlanke, aufknospende Mädchenkörper, ja es ist ihnen wie aus der Seele geschrieben. Diese kleinen, gekräuselten Löckchen, welche eine Kinderstirn von fast religiöser Einfachheit schmücken, diese kurzen und knappen Leibchen, welche die Umrisse des Busens zeichnen, dieses schlichte, fast faltenlose Herabfallen eines Kleides, welches nur bedecken, aber nicht übertreiben und lügen will — es ist ein herziger Ausdruck für die natürliche Unschuld und Einfalt jugendlicher Schönheiten. Mögen die Klatschrosen der weiblichen Flora eine kühnere Scherenführung für ihren Kleiderschnitt heischen; aber das Körperchen einer Hebe oder einer Psyche — soll es überhaupt unolympisch bedeckt sein — mag man sich kaum anders bedeckt denken. Jenes Kostüm war gleichsam die Flügeldecke eines Goldkäferchens, wie glatt und schmächtig es anlag; dagegen Schleppen und Krinolinen den Flügeln der Schmetterlinge gleichen, aber nur darin, daß sie mit unverhältnismäßiger Breite über den Körper der Raupe hinausragen, keineswegs in der Leichtigkeit der Bewegung oder im gefälligen Wurf.

Das junge Mädchen beendete ihren Anzug mit einer träumerischen Langsamkeit. Sie verweilte über den offenen Schränken, Schatullen und Kartons oft wie in einem gänzlichen Stillstand der Gedanken. Sie nahm dieses zur Hand, sie legte jenes hinweg. Sie räumte Sachen beiseite, die sie nicht hinderten, und zog andere hervor, die sie nicht brauchte. Sie hantirte mit einer Liebhaberei

Digitized by Google

wie ein Professor in seiner Bibliothek; aber der Anspruchsvolle nennt es studiren. Die Bibliothek eines Mädchens ist ihre Garderobe. Darin weidet sie ihre Gedanken, darin studirt sie.

Und die liebliche Mary studirte sehr ernsthaft. Jenny würde nicht mehr sagen, die Herzogin ist sehr munter! Wie tiefsinnig ist sie geworden! Ihr Auge hat etwas Spannendes, Starres, und ihre Mundwinkel pressen sich fein zusammen. Sie ist in sich gekehrt, fast bis zum Unheimlichen.

Von Zeit zu Zeit tritt sie auf den Balkon hinaus. Sie sieht nach der Sonne — nicht nach der Straße, auf welcher Miß Perriman kommen müßte — nach der Sonne sieht sie und dann nach ihrer Uhr. Sie hat noch Zeit. Sie schreitet über ihren Zimmerteppich die Länge und Breite. Zuweilen hebt ein Seufzer ihre Brust. Dann wieder überblickt sie ihr Zimmer, nachdenklich, ob sie irgend etwas vergessen. Sie schließt ein Schubfach ihres Bureaus auf und läßt eine Menge zierlich gesiegelter Billette durch ihre Hand laufen. Sie mustert die Adressen derselben. An die Eltern — an Jenny — an Richard — an William — an Miß Perriman — an meine Lehrerin — an den Professor . . . und so weiter. Die Adresse eines Bischofs bildet die letzte. Der Brief ist auch stärker als die anderen; das junge Mädchen, scheint's, hat mit dem gelehrten und heiligen Herrn, welcher Himmel und Hölle verwaltet und die Seelen der Menschen in seiner Hand hat, sehr gründlich gesprochen. Sie schließt das Fach wieder ab und steckt den Schlüssel zu sich.

Ihrer Promenadentoilette fehlen nur noch drei Stücke: Sonnenschirm, Hütchen und Handschuhe. Der Sonnenschirm ist aus seinem Futteral genommen und lehnt an der Sofaecke. Sie nimmt ihn zur Hand und tändelt damit. Es war ein vielgeputztes Ding. Der Stoff weißer Taffet, bedeckt mit kleinen Garnirungen von Blonden, welche mit Rosaseide gestickt und in Zacken festonirt waren. Zwischen jeder Zacke befand sich ein Schleifchen aus sechs niedlichen, schmalen Gazebandschalen, in der Mitte dieser Schleifen oder Rosetten sah man eine weiße Perle. Der Stiel des Sonnenschirms war von Perlmutter, mit kleinen Amethysten ausgelegt, den Knopf bildete ein einziger ovaler Amethyst, in welchem ein Wappen und eine Chiffre gravirt war.

„Du bist fast zu gut für einen solchen Gang," redete Mary den Sonnenschirm an. „Welche Freude hatte Jenny daran, als ihn mir Lady Cowper zum Geburtstag verehrte. Sie weinte fast. Ich hätt' ihn ihr gerne geschenkt, aber sie war damals noch in ihrem Institut in Brompton, und die Mama dachte, das kostbare Ding könne den Neid der ärmeren Mädchen erregen. So mußt' ich ihn behalten. Jetzt kannst du ihn haben, Jenny, du wirst bald alles haben. Du bist meine Erbin. Meine Erbin? Ach, wird nur ein Stück im Hause bleiben, wenn ich selbst nicht mehr bin? Mit mir verschwindet wohl auch die Freude an meinem Nachlaß. Nein, ich will ihn mitnehmen. Ich will heute geschmückt sein."

Wieder ging sie unruhig auf und ab. Die Sonne, die Uhr wurden wieder mit einander verglichen. Aber ein zweifelhaftes Kopfschütteln war der Entscheid.

Digitized by Google

Wenn ich zu früh komme, so kann mich wer sehen und alles zunichte machen Leichter wartet ein Herr als eine Dame. Ein Sommertag nimmt aber auch kein Ende. Fast geht die Sonne in Watford unter und im Winter beinahe in Epsom!

Sie suchte sich ein neues Paar Handschuhe aus ihrem Kästchen von Rosenholz aus und vertrieb sich die Zeit damit, sie anzuziehen. Man weiß, es ist wirklich ein Zeitvertreib, neue Handschuhe anzuziehen. Die Hand mag noch so schmal, das Fingerchen noch so fein sein, der Handschuhkünstler hat sein Modell erreicht und auch der zarteste Handschuh gehorcht nur widerstrebend der bestimmten Form. Dafür wird die Mühe freilich belohnt; als Mary zu Ende war, blickte sie nicht ohne Zufriedenheit auf ihr perlfarbenes, süß gantirtes Händchen.

Aber im aufgeschlagenen Karton verzehrte sich schon lange ein allerliebstes Pamelahütchen vor Sehnsucht, ihren lockigen Mädchenscheitel zu zieren. Der Pamelahut — möge er immer von neuem in die Mode kommen! — stand damals seinem Originale noch näher, ja er ist eigentlich nie vergessen worden von den englischen Mädchen, seinen Erfinderinnen und Taufpatinnen. Marys Pamelahut war ein Sommerhütchen von Reisstroh und ausgeputzt mit Flittern und Blumen, mit Blonden und Spitzen, wie von der Hand einer Fee. Es war ein frisches, duftiges Hütchen. Als sie vor den Spiegel trat und ihn aufsetzte, überflog ein Lächeln ihr Antlitz. Aber als strafte sie die weltliche Regung, nahm sie ihn gleich wieder ab und stülpte ihn auf den Hutstock von Palissander neben dem Ankleidespiegel. Hierauf fing sie wieder an, gedankenvoll auf und ab zu gehen. Dazwischen griff sie hie und da zu, um ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie schloß den Hutkarton ein, den Karton mit den Manschetten, die Schatulle mit den Schmucksachen, das Handschuhkästchen. Als sie den Kleiderschrank abschloß, lehnte sie erst noch eine Weile an der Thüre desselben und betrachtete ihre Roben. Ihr zunächst hing ein prächtiges Frühlingskleid von mandelfarbenem Taffet, verziert mit Volants und veloutirten Medaillons. Sie zog es leicht in die Höhe und sagte mit schmerzlichem Lächeln: „La robe c'est la femme!“ Noch vor einem Jahr war ich eitel auf dieses Kleid. Als ich es zum erstenmale trug, hoffte ich, er sollte mich ein wenig mehr bewundern als sonst. Wie schlecht kannt' ich ihn noch! Er bemerkte es kaum. Ich war verdrießlich darüber, ich schmollte, und es fehlte wenig. ich hätte ihm den ganzen Tag verdorben. Elende Eitelkeit! Aber wie klassisch heilte er sie! Wir gingen eben durch die Burlington-Arkade, wo sich vor den Spiegelfenstern unserer elegantesten Modeläden immer die Anbeter von Sammet und Seide, von Atlas, Damast, Taffet und Plüsch einander die Zehenspitzen vertreten. Ich gaffte mit. Er sah nach der andern Seite und zwar mit einer höchst gespannten und wichtigen Miene. „Was gibt's dort?“ — „Sieh nur, siehe!“ — „Ich sehe nichts als einen Bedienten.“ — „Ganz recht; den eben bewundere ich. Es ist ein Bedienter des Herzogs von Portland. Er trägt einen Rock von oxfordfarbenem Plüsch, eine Weste von himmelblauem Atlas mit Silbertressen, Kniehosen von blaßrotem Sammet und seidene Strümpfe.“ —. „Nun, und was weiter?“ — „Aber, mein Gott, sind denn das nicht dieselben Stoffe, die wir in diesen montres bewundern? An seinem Leibe kann ich sie

Digitized by Google

gleich verarbeitet sehen." Mir dämmerte ein Licht auf, ich sah ihn an. Er lächelte seitwärts, der Schelm, und fuhr fort: „Freilich, es kommt nur darauf an, wie man diese Stoffe verschneidet und diese Farben zusammenstellt, so gibt's auch eine Bedientenlivree. Im Handumdrehen werden all diese Herrlichkeiten zum Abzeichen der Knechtschaft. Aber jedenfalls sind es Herrlichkeiten und das bessere Selbst von einer Dame." — „Göttlicher Mann! Wie schämt' ich mich meines Kleides! Erst durch Dich kenn' ich mein besseres Selbst."

In dieser Selbstunterhaltung wurde Mary unterbrochen durch das Weinen und Heulen einer Knabenstimme, während gleichzeitig über die Treppe und vor ihr Zimmer Tritte tapften, wie sie nur Kinder hören lassen, welche ihre Beinchen bekanntlich sehr ernsthaft aufsetzen. William, das fünfjährige Brüderchen Marys drang in das Zimmer seiner Schwester.

„Richard hat mir mein Bilderbuch zerrissen!" klagte der Knabe sogleich und sah seine Schwester an mit Augen, welche nach Gerechtigkeit und Mitgefühl dürsteten. Er schleifte das corpus delicti hinter sich her, ein übel zugerichtetes Buch, aus welchem die Blätter zerfetzt und zerknittert an den halbzerrissenen Einbandsfäden heraushingen.

„Mein Gott, das schöne Buch!" rief Mary und schlug die Hände zusammen. Es fehlte wenig, daß sie eine Miene zog fast wie das Kind selbst.

Dem kleinen Mann aber fiel diese Bestätigung durch die große Schwester so schwer aufs Herz, daß er von neuem und mit überheftiger Leidenschaft in sein Weinen ausbrach.

Mary legte sein Köpfchen in ihren Schoß und kraute ihm unter tausend liebreichen Trostworten seine langen gelben Locken. Aber mehr als diese Güte interessirte es ihn, daß sie anfing, den Schaden zu untersuchen, um die Rudera womöglich zusammenzufügen. William half ihr dabei und machte es teilweise besser, da er in dem Buche sehr gut zu Hause war.

„Das hat er schlimm gemacht, der böse Richard!" rief Mary mit Ernst. „Aber sage mir, welche Veranlassung gabst Du ihm?"

„Was ist eine Veranlassung?" fragte der Knabe.

„Ich meine, ob Du ihn geneckt hast?"

„Ich habe ihn nicht geneckt," antwortete William zaudernd.

„Nicht? Ein Gentleman lügt nicht; sieh mir ins Auge. Ich weiß schon, wie Du es machst. Du kriegst einen zu fassen, sagst: Ich will Dir eine Geschichte erzählen; oder: Ich will Dir ein hübsches Bild zeigen, und eh' man sich's versieht, hast Du einem eine Schelmerei angethan. Ja, ja, wir kennen uns, Master Bill."

Der Knabe warf seinen Kopf zurück und lachte aus vollem Halse.

„Siehst Du, Du übermütiger Bursch. Gleich sage mir, was Du dem Richard angethan hast."

William blickte gar schlau und vertraulich aus seinen biederen Augen. Er schmiegte sich an die Kniee der Schwester, hielt sie mit seinen Aermchen, so weit sie reichten, umfaßt, und sagte geheimnisvoll: „Aber Du mußt es niemand wieder sagen; hörst Du, Mary? Ich habe ihm einen Possen gespielt. Ich sagte: Höre

Digitized by Google

Dick, ich will Dir 'mal schöne Bilder zeigen. Und da zeigt' ich ihm mein Buchstabenbuch. Aber ich wußte schon, wo ich es aufschlagen sollte. Ich schlug G und H auf und sagte die Reime: G war ein Spieler und hatte Unglück. H war ein Jäger und jagte einen Hirsch.[1]) Der G bist Du, sagte ich. Da lachte er dazu, und G ist doch ein garstiger Mann, nicht wahr? Er hat ein bleiches und wildes Gesicht — vor Neid und Habsucht, sagt die Mama. Siehst Du, hier ist der G. Er ist noch nicht zerrissen. Aber Richard lachte nur, und das verdroß mich. Da schlug ich das letzte Blatt auf und zeigte ihm W und X. W war ein Wächter, der eine Stadt bewachte. X war ein Verschwender und wurde dadurch arm. Der Verschwender bist Du, sagte ich. Aber da nahm er das Buch und zerriß es in tausend Stücke. Ich wurde grimmig und schrie: R war ein Dieb, der eine Peitsche brauchte. Das bist Du! Das bist Du! Das bist Du! Da schlug er nach mir und er hätte mich totgeschlagen, aber Ned hielt ihn zurück. Ich lief davon und will jetzt bei Dir bleiben. Aber warum hast Du Handschuhe an? Zieh sie aus! Deine Hände sind hübscher so. In meinem Buchstabenbuch steht: L ist eine Lady, die eine weiße Hand hatte. Das bist Du!"

Mary küßte den naiven Galan mit herzlicher Freude. Sie belehrte ihn, die Handschuhe trage sie, weil sie einen Besuch erwarte, oder besser, sie werde dem Besuche entgegengehen. Sie werde ausgehen. Auf diese Nachricht fing William von neuem zu weinen an und klammerte sich fest an Marys Beine. Die Schwester hatte lange zu thun, ihn zu beruhigen, was ihr mit allem Aufwand von Witz und Liebenswürdigkeit doch kaum gelingen wollte. Erst als sie vom Balkone herab, wohin Mary, um das Kind zu zerstreuen die Scene verlegt hatte, den gefürchteten Richard zum Hause hinausgehen sahen, ließ der Kleine seine Beschützerin los. Er gab sich nun darein, daß ihn Mary zur Stube hinausführte und in die Hände Ned Argeans überlieferte.

„Leb wohl, glückliches Kind!" seufzte Mary, als sie in ihr Zimmer zurückging. „Auch Dir habe ich ein paar Zeilen zurückgelassen. Freilich, sie werden Dir Deine Mary nicht ersetzen. O Gott, o Gott, was für ein Jammer wird über dies Haus hereinbrechen!"

Sie rang die Hände und fing laut zu weinen an.

Der Anfall ging vorüber, schneller, als es geschienen hatte. Sie träufelte kölnisches Wasser auf ihr Taschentuch und bemühte sich, die Spuren der Thränen zu verwischen. „Noch könnte ich zurücktreten," murmelte sie, indem sie gedankenvoll auf und ab schritt. „Das Leben ist süß! Ja, es ist süß, aber nur mit ihm! Und will er leben, so bin ich sein, aber will er sterben, so bin ich auch sein!

---

[1]) G was a Gamester, and
He had ill luck.
H was a Hunter,
That hunted a buck.

Und im folgenden:
W was a Watchman, that guarded the town; X was expensive, and so became poor. R was a Robber, that wanteel a whip . . . — L was a Lady, that had a white hand . . .

Digitized by Google

Wie könnt' ich mein Los von dem seinigen trennen? Bin ich denn nicht sein Geschöpf? Was war ich, eh' er seine Seele mir einhauchte? Ein kindisches Nichts! Und was könnte ich ferner sein ohne ihn? Nein, nein, ich folge Dir, James, und überlasse die Wahl des Wegs Deinem göttlichen Geiste. Führe mich, wohin Du willst. Und ginge es selbst zum Leben hinaus — nimmermehr kannst Du mich ins Nichts führen; gehst denn Du nicht mit mir? Und will ich mehr haben als Dich? Ist denn das noch ein Nichts, dem sich ein James in die Arme wirft, oder wird es nicht eben durch Dich ein Etwas, ja ein Alles? Bravo, Mädchen, das ist Geist von seinem Geiste. Und nun auf, auf an die Quelle!"

Sie warf ihr blühendes Hütchen auf den Scheitel, ergriff ihren kostbaren Sonnenschirm und eilte entschlossen wie zum Zimmer so zum Hause hinaus.

Aber nicht nach dem Hydepark und nicht an den Serpentinfluß ging ihr Weg. Er ging in den Kensington Garten. Diese waldige Stadtgrenze von London war damals weniger besucht als heute, ja selbst der Hydepark war es noch nicht in dem großen Stile unserer Tage — damals, wo der alte Zug der Gewohnheit noch immer nach dem Park von St. James und nach dem Greenpark ging.

Des ungeachtet war Kensington Garten nicht einsam an schönen Sommerabenden. Die Bewohner der angrenzenden, zu Londoner Vorstädten gewordenen Ortschaften: Paddington, Kensington, Byswater, Brompton und so weiter wußten die Nachbarschaft dieses Gartens, welcher vielmehr ein von Wegen durchschnittener prächtiger Wald war, dankbar zu schätzen, ungerechnet die Besucher, welche auf der neuen Byswater Omnibusroute doch auch von London schon herbeizuströmen anfingen. Aber im ganzen war es immer eine verschwindende Staffage, einige hundert oder tausend Menschen auf dem breiten Waldplan von Kensington unter den Riesenwipfeln altenglischer Ulmen und Eichen oder domgleicher Platanen, Sykomoren, Weimutfichten und Edeltannen. Dazu trat noch der Umstand, daß die englische Vorliebe fürs Wasser die meisten Besucher, zumal wenn sie Kinder bei sich hatten, größtenteils an einem einzigen Hauptsammelplatz zusammenscharte, nämlich um das große Bassin an der Westseite des Parks, wo sich Jung und Alt, Mämlein und Fräulein stundenlang zu divertiren pflegte, den Schwänen und Fischen, den englischen und türkischen Enten des Teichs Brosamen zuzuwerfen, was natürlich nicht ohne Wetten ablief, wie diese lebhaften und stets hungrigen Gottesgeschöpfe im Kappen der Prisen es einander zuvorthun würden.

Als daher Mary die große Hauptallee, welche zu diesem Bassin führte, mit einem Nebenweg vertauscht und auch auf diesem einen schmalen, geschlängelt ausbeugenden Seitenpfad eingeschlagen hatte, befand sie sich bald in einer fast außerweltlichen Einsamkeit.

Der Pfad führte in ein dichtgepflanztes Bosquet von Zwergfichten, untermischt mit hochstämmigen Ahornen. Es war ein Versteck fast wie ein Zimmer: die Zwergfichten Wände, die Ahornwipfel ein Plafond. Im Innern des Bosquets stand eine Gartenbank, und auf der Bank saß ein Mann. Es war der Mann, welchen Mary suchte.

Digitized by Google

„Da bin ich," sagte Mary, und streckte dem Geliebten ihre beiden Hände entgegen. „Warteſt Du ſchon lange?"

„Wenn Du es warten nennen willſt," war die Antwort; „ich bin ſeit Mittag hier."

„Iſt's möglich! Und wie unterhielteſt Du Dich ſo lange?"

„Ich verſchrieb faſt alle Blätter meines Taſchenbuches zu Briefen. Jetzt bin ich fertig."

Das junge Mädchen erblaßte. Sie warf ſich, ohne aufzublicken, an die Bruſt des Geliebten und weinte in ſeinen Armen.

James Lummis ſagte: „Ich ſehe, Du ahnſt, wovon die Rede iſt. Ich habe mein Teſtament gemacht. Ich habe der Welt Lebewohl geſagt."

„Ich that es auch," flüſterte Mary. „Auch ich ſchrieb Abſchiedsbriefe."

„Wirklich, Du kleine Heldin? Das iſt wacker. Aber wiſſe, mein Kind, Du ſiehſt nicht ſehr heldenhaft aus."

„Ich bin ein Rekrut," ſagte Mary. „Führe mich nur, ich folge Dir ſchon."

Der Mann warf einen jener hingebenden Blicke auf Mary, die er ſo wunderbar in ſeiner Macht hatte. Er küßte ſein Mädchen wie ein Belohnender und ſagte: „Du biſt mein liebes, gutes Kind. Und weil wir nun einig ſind in dieſem Punkte, ſo brauchen wir uns juſt nicht zu eilen. Wir wollen noch eine Weile ſpazieren gehen. Wir wollen der Sonne zuſehen, wie ſie ihre ſchrägen Goldfäden durch die Baumblätter wirft, wollen hören, wie die Vögel ſtiller werden und einſchlafen, wollen warten, bis die Sterne heraufziehen. Ich ſah im Kalender nach; wir haben Neulicht. Der weiche Mondſchein, der die Augen einſchläfert und die Seelen hyſteriſch macht, wird uns alſo nicht fatiguiren. Es wird eine Heldennacht werden. Tiefe, kräftige Schatten auf Erden und droben das flammende Sternenmeer! So lieb' ich's."

Mary wagte zu flüſtern: „Siehſt Du, Du liebſt doch auch die ſichtbare Welt!"

„Ja, man liebt ſie, aber doppelt in dem Augenblick, wo man ſie wie einen Kammerdiener vorm Schlafengehen — entläßt. In dieſem Augenblicke ſpricht man zur Welt: ‚Du haſt mit Hilfe deiner ſinnlichen Bilder mein Bewußtſein geweckt und ausgebildet; aber dem reifen Bewußtſein biſt du keine Hilfe mehr, ſondern eine Schranke. Ich brauche dich nicht mehr; ja du hinderſt mich jetzt. Geh nach Hauſe, gute Welt. Und wenn du bei Kindern, die ſoeben geboren werden, aufs neue Dienſt nehmen willſt, ſo ſtell' ich dir gern ein Tauglichkeitszeugnis aus. Adieu, ma bonne.'"

„Das ſprichſt Du wieder herrlich!" rief Mary entzückt. „Du ſtellſt es dar, als ob ein Menſch, der in den Tod geht, eigentlich die Welt fortſchickte, nicht ſich."

„Wie ſonſt?"

„Aber weißt Du dann, James, daß ich bis auf dieſe Stunde Dich nicht verſtanden habe."

„Natürlich! Ein Weib von Genie kann nur einen Mann lieben, den ſie nicht verſteht."

Digitized by Google

Mary lauschte. „Das ist wieder ein gewichtiger Spruch! Mann, Du bist Gedanke vom Fuß bis zum Kopf! Aber was ich sagen wollte. Ich dachte bisher, Du glaubtest nicht an Unsterblichkeit."

„Die Wahrheit ist, daß ich nicht an Sterblichkeit glaube. Aber freilich läuft beides auf eins hinaus."

Mary blickte verdutzt. „Sprichst Du das im Ernste, oder spielst Du nur mit meiner Einfalt?"

„Um Gott nicht, mein Töchterchen! Ich spreche ganz ernsthaft."

„Nun, dann erkläre mir das."

„Ich will es versuchen. Bist Du zufrieden, Mary, wenn wir statt Unsterblichkeit und Sterblichkeit Unendlichkeit und Endlichkeit sagen?"

„Das bin ich wohl zufrieden."

„Schön! So wird Dir die Sache schon etwas deutlicher werden. Denn gewiß merkst Du auf den ersten Blick, daß Du neben dem Begriff Unendlichkeit nicht zugleich auch den Begriff Endlichkeit denken kannst. In diesem Falle nämlich hätte ja die Unendlichkeit eine Grenze; sie wäre eben begrenzt von der Endlichkeit. Sie könnte erst anfangen, wenn die Endlichkeit aufhört. Nicht wahr? Aber ist das noch eine Unendlichkeit, welche eine Grenze hat und einen Anfang nehmen muß? Siehst Du! Willst Du daher wirklich und rein an die Unsterblichkeit glauben, so mußt Du vor allem damit anfangen, daß Du nicht an die Sterblichkeit glaubst. Glaubst Du aber nicht an die Sterblichkeit, wozu brauchst Du dann noch einen Begriff, der die bloße Verneinung derselben ist, nämlich die Unsterblichkeit? Es ist doch nicht Sitte, daß man zum Beispiel den Sommer einen Unwinter oder den Winter einen Unsommer nennt!"

Mary dachte nach. Nach einer Weile sagte sie: „Das begreife ich vollkommen. Ja, ich begreife schon nicht mehr, wie es die Menschen nur anders ansehen können. Es ist ja so klar, was Du sagst! Wie kommt es doch, daß sich die Welt mit Begriffen trägt, die Du so spielend in nichts auflöset?"

James antwortete: „Es kommt von der Selbstliebe der Menschen, vom Egoismus. Kein Mensch erträgt den Gedanken, daß sein Ich aufhören kann, denn nur durch sein Ich lernte er sich kennen. Das Nächstliegende und das, was jedem Kinde einfallen würde, ist daher das Bestreben, an die Unsterblichkeit zu glauben, das heißt an den unaufhörlichen Besitz des sinnlichen Ichs trotz der sinnlichen Schranke, welche diesem Besitze gesetzt ist, dem Tode. Um etwas Sinnliches zu konserviren, denkt man sich etwas Sinnliches hinweg. Es geschieht das auf der untersten Stufe des Denkvermögens: ich habe den Ausdruck Kind gebraucht und könnte fast den Ausdruck Tier gebrauchen. Wenigstens ganz und vollkommen tierisch ist das, was zum Unsterblichkeitsglauben antreibt: die Furcht vor dem Tode, das heißt ein tierischer Schauder. Entspränge der Unsterblichkeitsglaube aus einem philosophischen Bedürfnis und nicht bloß aus einem tierischen Schauder, so müßte er sich ja folgendes sagen: ‚Ich haue wacker auf die eine Schranke meines Lebens ein, auf den Tod.' Wenn ich mir dahinaus Luft gemacht habe, so bin ich zufrieden. Aber mein Leben ist ja zwischen zwei

Digitized by Google

Schranken gestellt, nämlich zwischen Geburt und Tod. Warum gräme ich mich so entsetzlich, daß ich nach dem Tode nicht da sein sollte, und bedaure nicht im mindesten die Zeit, die ich vor der Geburt versäumt habe? Ist die eine Ewigkeit nicht so lang als die andere? Die Fortdauer nach dem Tode ist ganz eigentlich nur eine halbe Unsterblichkeit; da eine halbe Unsterblichkeit aber ein Unsinn ist, so muß ich notwendig zweierlei denken: entweder ich habe mit der Geburt angefangen, dann muß ich mit dem Tode auch aufhören; oder ich bin über den Tod hinaus da, dann muß ich auch über die Geburt hinaus dagewesen sein. Ich kann unmöglich die eine sinnliche Schranke für giltig, aber die andere für ungiltig erklären. Entweder sie gelten beide, oder sie gelten beide nicht. Wie gesagt, so müßte der Unsterblichkeitsglaube denken. Dann wäre er wirklich philosophisch. Er müßte sich ebenso sehr gegen die Idee der Geburt, wie gegen die Idee des Todes sträuben. Da er das aber nicht thut, so beweist er damit eben seinen rohen, tierischen Ursprung, nämlich die reine Todesangst."

Mary stammelte kleinlaut: „Ich muß mich anklagen, daß mein Unsterblichkeitsglaube dann auch nur ein tierischer war."

„In diesem Falle widerruf' ich mein Wort," sagte James ritterlich. „Es ist auch wirklich zu hart. Es gibt ja Menschen genug, welche den Tod nicht fürchten, und in der Frage von Sein und Nichtsein folgen sie doch der allgemeinen Mode. Die Sache liegt eben tiefer."

„Liegt sie zu tief für mich?" fragte Mary schüchtern.

„Für jeden Menschen, mein Kind. Das heißt für jeden natürlichen Menschen. Inzwischen hast Du eine Leichtigkeit, von dem bloß natürlichen Denken Dich zum philosophischen aufzuschwingen, die mich oft mit Bewunderung erfüllt hat. Du hast einen entschiedenen Sinn für das Denken."

„Es ist der Sinn der Liebe, mein Guter. Eh' ich Dich kennen lernte, war ich so albern und flatterhaft wie jede andere."

Während dieser Unterhaltung hatte James sein Mädchen am Arm genommen und lenkte mit ihr nach dem Garten hinaus. Die untergehende Sonne goß eine warme Lichtflut auf die grünen Rasenplätze und warf von den Bäumen und Sträuchern pyramidenlange Schlagschatten. Man sah die farbigen Kleider von Spaziergängern in der Ferne, man hörte den Lärm spielender Kinder von entlegenen Wiesengründen. Diese Bilder störten das Mädchen jetzt. Sie folgte nur ungern der eingeschlagenen Richtung und endlich bat sie: „Laß uns in unser Gebüsch wieder zurückkehren. Es ist so traulich drinnen! Ich begreife freilich, daß Du spazieren willst, Du saßest den halben Tag, wie Du sagst. Aber thue mir den Gefallen. Ich möchte noch gerne philosophiren mit Dir, und hier ist's so grell, so bunt!"

„Ich bin Dein folgsames Kind," sagte der Liebhaber. Das Paar lenkte wieder zurück.

Auf der einsamen Bank im Bosquet fuhr Mary fort: „Du sagtest zuvor die Sache liegt tiefer. Aber ich möchte doch wissen, wie liegt sie denn eigentlich?"

James antwortete: „Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, Geburt, Tod,

Digitized by Google

entstehen, vergehen, anfangen, aufhören, fortdauern — das alles sind Zeitbegriffe, das heißt es sind Begriffe, welche aus dem Begriff Zeit entspringen. Nun ist aber die Zeit gar nichts Wirkliches, sondern bloß etwas Eingebildetes. Indem wir daher mit jenen Begriffen rechnen, sieht es aus, als ob wir mit lauter Nullen rechneten. Die ganze Rechnung ist eine Täuschung."

Mary sann nach. „Das ist mir nicht klar," sagte sie. „Man wird doch alt und runzelig, und die Leute nennen's den Zahn der Zeit. Aber Alter und Runzeln sind doch keine Einbildung!"

„Richtig. Und wer alt und runzelig ist, an den legen wir den Maßstab der Zeit an und sagen zum Beispiel: Der Mensch ist achtzig Jahre alt. Nicht wahr?"

„Ja."

„Gut. Aber lassen wir den Menschen nun eine Marmorstatue sein. Unternimm es und schätze mir auch diese ab!"

„Der Marmor ist ja tot!"

„Bitte! Ist die Zeit etwas Wirkliches, so muß sie an allen Dingen zum Vorschein kommen. Und wenn ein Mensch tot ist, können wir nicht auch sagen, er ist so und so lange tot? Einen Tag, zehn Tage? Wir sagen das sehr genau."

„Du hast recht. Und doch sind die zwei Fälle ganz verschieden. Wo liegt der Unterschied?"

„Der tote Leib verändert sich noch, aber der Marmorleib nicht: wenigstens nicht augenfällig. Hier liegt der Unterschied. Die Veränderung allein ist es, die uns zum Begriffe Zeit verhilft."

„Das ist wahr."

„Und ist sehr wichtig! Wenn aus der Veränderung der Begriff Zeit entspringt, so folgt, daß aus der Zeit nicht der Begriff Aufhören entspringen kann. Denn was aufgehört hat, verändert sich ja nicht mehr; erzeugt aber die Veränderung allein den Zeitbegriff, so kann sie nicht zugleich auch den Widerspruch desselben erzeugen."

Mary sagte: „Aber wir sitzen hier und wissen, was die Zeit ist, und verändern uns gar nicht."

„Lieber Gott!" rief James.

„Das war wohl einfältig?" sagte Mary errötend.

„Was die Zeit ist, sagt uns die Uhr, und die Uhr richtet sich nach dem Stand der Sonne; der aber verändert sich doch?"

„Ich schäme mich," lispelte Mary.

„Ich wußte es wohl," sagte James. „Es ist keine leichte Arbeit, abstrakt zu denken."

„Gibst Du mich auf?"

James stemmte seine Arme auf die Kniee und legte den Kopf in die Hände Nachdem er eine Weile so verharrt, richtete er die Frage an das Mädchen „Sage mir, Mary, wie viel Ellen brauchst Du zu einem Kleide?"

Digitized by Google

Mary gab ihm einen Schlag mit dem Sonnenschirm.

„Warum prügelst Du mich?"

„Weil Du mich wie ein Kammermädchen behandelst. Und das verdiene ich doch nicht."

„Hitzköpfchen! Willst Du so gut sein und meine Frage beantworten?"

„Nun denn: acht Ellen."

„Merci! Und wie viel Zeit brauchst Du wohl, um Dich zu langweilen?"

Mary stutzte. „Das ist eine kuriose Frage!"

„Aber doch nur darum, weil die Zeit eine kuriose Einbildung ist. Wäre die Zeit etwas Wirkliches, so hätte die Frage sofort einen Sinn. Man müßte dann ebenso gut sagen können, wie viel Zeit man zur Langeweile braucht, als man sagen kann, wie viel Stoff man zu einem Kleide braucht. Nicht?"

„Das war eine kühne Schwenkung. Aber sie kommt mir glücklich vor."

„Herausfordernd ist sie wenigstens. Eine andere Frage: Ist es Dir je begegnet, daß Du nicht wußtest, ob es drei Uhr oder sechs Uhr am Abend ist?"

„Natürlich niemals."

„Dagegen im Schlafe: wenn Du aufwachst und die Uhr anfängt zu schlagen, kannst Du da nicht oft mit Spannung zuhören, wie viel Schläge sie machen wird? Vielleicht erwartest Du eins, und es schlägt schon vier; oder Du hoffst vier, und es schlägt erst eins? Kurz, Du kannst über ganze drei Stunden in totaler Unklarheit schweben?"

„O ja."

„Bedenken wir das? Im Schlafe kannst Du Dich über eine Differenz von drei Stunden täuschen, im Wachen aber durchaus nicht. Und doch lebst Du, sowohl schlafend als wachend. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daß die Zeit nichts Wirkliches ist, daß sie nicht dem Leben zukommt, sondern bloß dem Bewußtsein. Leben und Zeitbewußtsein sind etwas Verschiedenes. Das ist's, was den meisten Menschen entgeht, und darum irren sie alle. Sie halten das Zeitbewußtsein für das Leben selbst und glauben, daß mit dem Tode das Leben aufhört, weil das Bewußtsein der Zeit mit ihm aufhört."

„Ich befinde mich jetzt en pays de connaissance. Darum heißt ja auch der Schlaf ein Bruder des Todes. Die Frage dreht sich eben um den alten Punkt: ob Fortdauer nach dem Tode mit oder ohne Bewußtsein? Und Du entscheidest Dich für das letztere."

„Aber nein, Lady Maria! Durchaus nicht! Im mindesten nicht! Sie schießen ja entsetzlich neben das Ziel. Ich bitte ganz ergebenst, visiren Sie besser!"

„Noch besser? Ich wüßte wirklich nicht mehr —"

„So merk auf, mein Hühnchen. Ich lehrte Dich unterscheiden zwischen Leben und Zeitbewußtsein. Nun unterscheide mir auch noch zwischen Bewußtsein und Zeitbewußtsein! Offenbar verwechselst Du jetzt diese, wie Du zuvor jene verwechselt hast. Du scheinst zu glauben, das Bewußtsein der Zeit sei das Bewußtsein überhaupt. Weit gefehlt! Die Zeit ist überhaupt nichts: So wenig sie an den Dingen haftet, so wenig braucht sie auch am Bewußtsein zu haften.

Digitized by Google

Sie ist eine Form, die dem Bewußtsein angeflogen ist wie der Reif der Pflaume, und die eines Tags wieder wegfliegen wird. Man kann sich das Bewußtsein ohne Zeitbewußtsein gar wohl denken."

„Wirklich? Wie, zum Beispiel?"

„Ich habe das Leben ohne Zeitbewußtsein dem Schlafe verglichen. Laß uns das Bewußtsein ohne Zeitbewußtsein dem Traume vergleichen. Vorausgesetzt nämlich, daß Du zugibst, wir haben eine Art Bewußtsein im Traume?"

„O ja."

„Ich denk' es auch. Der Traum hat sogar ein erhöhtes, ein dichterisches Bewußtsein, ein Bewußtsein der glänzendsten Einbildungskraft. Nun gib acht! Wir erleben es, daß ein Traum alles mögliche ist: lieblich, neckisch, entzückend, farbenreich, prächtig, wild, finster, erschreckend, grausenhaft, peinlich; nur eins ist er nie: er ist nie langweilig! Oder erinnerst Du Dich, daß Dir je ein Traum die Empfindung zum Gähnen verursacht hat?"

„Du hast recht."

„Ein Traum erregt alle möglichen Empfindungen des Lebens, nur eine nicht: die Langeweile. Wenn wir dieser Beobachtung nachdenken, was sagt sie uns? Sie sagt uns: Ein Traum bringt uns alle Formen des Lebens zum Bewußtsein, nur eine nicht: die Form der Zeit. Denn Weile und Langeweile sind doch Zeitbegriffe."

„Ah, das wird deutlich!"

„Sogar einzelne Traumscenen lassen diese Wahrheit sich ablauschen. Zum Beispiel ich sehe im Traume ein großes, großes Wasser vor mir. Ich möchte hinüber und fange zu schwimmen an. Ich schwimme und schwimme, aber ich erreiche das Ufer nicht. Das große Wasser nimmt kein Ende. Ein anderesmal befinde ich mich in einem dicken, dicken Wald. Ich irre darin herum, ängstlich, beklommen, und suche den Ausgang. Umsonst. Ich irre und irre, aber ich finde den Ausgang nicht. Der dicke Wald nimmt kein Ende. Oder es hat sich einer in den Gängen und Gäßchen der City verrannt. Er will heraus, auf eine bekannte Straße, auf einen freien Platz. Es gelingt ihm nicht. So viele Gänge und Gäßchen er aus und ein rennt, immer verwickelt er sich in neue. Die labyrinthische City nimmt kein Ende. Welcher Mensch hat solche Traumbilder nicht schon erlebt! Gewiß Du auch?"

„Sehr oft."

„Aber was sagen uns diese Traumbilder? Was soll das heißen: das große Wasser nimmt kein Ende, und der dicke Wald nimmt kein Ende, und die vielen Gäßchen und Gänge der City nehmen kein Ende? Ei, das heißt eben, daß im Traume unser Bewußtsein von den Dingen sich außer der Zeit bewegt! Denn Ende ist ja ein Zeitbegriff. Aber im Traume haben wir keinen Zeitbegriff und darum nehmen die Traumdinge kein Ende. Wahrlich, wären die Menschen sinniger, die feinen Winke der Natur zu beobachten und zu deuten, dieses Traumleben müßte sie aufmerksam machen. Sie müßten finden, daß von dem großen Rätsel, nach dessen Lösung sie dürsten, die Natur uns hier schon die erste Silbe

Digitized by Google

zugeflüstert hat. Sie hätten ein Modell, wie die Zeit aufhören kann, ohne daß Leben und Bewußtsein aufhört. Und wenn die Griechen den Schlaf, das bewußtlose Leben, einen Bruder des Todes nannten, so ist es sehr schade, daß sie den Traum, das zeitlose Bewußtsein, nicht einen Bruder der Unsterblichkeit genannt."

Mary warf sich mit Feuer in die Arme ihres Geliebten und rief: „Du bist ein Gott! Du bist der erste der Menschen. Im Altertume wärest Du ein Prophet gewesen."

„Wenigstens von dem Denkfehler wirst Du mich jetzt freisprechen, als dächte ich eine Fortdauer ohne Bewußtsein. Was sollte denn fortdauern, wenn nicht das Bewußtsein? Das ist's ja eben, was dauert. Das allein dauert. Die Frage, ob es eine Fortdauer mit Bewußtsein gibt, kommt mir wahrlich vor, als fragte man, ob das Gold noch dauert, wenn der Suvereign eingeschmolzen ist, oder ob das Bild noch dauert, wenn man den Rahmen hinweggenommen hat. Die Leute verwechseln die Form mit dem Wesen. Wesen ist das Bewußtsein, Form ist das Zeitbewußtsein. Letzteres verlieren wir freilich mit dem Tode, das steht fest. Oder besser gesagt: das Zeitbewußtsein zu verlieren nennen wir eben Tod. Aber welch ein Verlust! Es heißt eine Schranke verlieren, ein Hindernis, ein gefärbtes Glas!"

Nach diesen Worten trat eine Pause ein. Mary vertiefte sich ernstlich in diese Neuigkeiten. Sie arbeiteten gewaltig in ihrem kleinen Köpfchen. Als Produkt ihres Nachdenkens sagte sie endlich folgendes: „Sei mir nicht böse, James, ich habe noch einen Zweifel. Es fällt mir nämlich ein: wenn wir nach dem Tode Bewußtsein haben, so mußten wir auch vor der Geburt Bewußtsein gehabt haben. Nicht wahr?"

James applaudirte. „Brav, mein Kind! Diese Konsequenz ist richtig und beweist, daß Du mich richtig verstanden hast."

„Aber es kann ja doch nicht so sein! Ich weiß keine Spur von meinem Bewußtsein vor der Geburt."

„Das ist sehr natürlich. Du verwechselst nämlich Bewußtsein jetzt mit Erinnerung."

„Mit Erinnerung! Ist das kein Spiel mit Worten? Verzeihe mir, aber ich möchte gern auf den Grund kommen."

James Lummis streichelte dem Mädchen Haare und Wangen und sagte freundlich: „Sei getrost, ich speise Dich nicht mit Wortspielen. Nicht wahr, das Bewußtsein ist Dir ein Ding von hohem Werte, ein Ding, das Du um keinen Preis verlieren möchtest?"

„Ich gestehe es."

„Nun laß uns einmal sehen, ob das erinnerungslose Bewußtsein Dir weniger wert und teuer ist. Sage mir, Mary, was hast Du vor zwölf Jahren am 16. August, nachmittags um drei Uhr, gesehen, gehört, gedacht, gethan und empfunden?"

„Das weiß ich nicht mehr."

Digitized by Google

„Ja! Zwölf Jahre ist freilich lang. Sage mir also, was hast Du vor drei Jahren am 4. April gesehen, gehört, gedacht, gethan und empfunden?"

„Das weiß ich auch nicht."

„Und wenn ich Dich bloß vom vorigen Winter fragte: Wie war's am 10. Dezember, am 8. Februar, am 9. März — ich vermute, Du wüßtest es ebenso wenig. Ei, Mary, aber warst Du zu all diesen Zeiten Dir Deiner nicht bewußt? War dieses Bewußtsein Dir nicht lieb, wert, teuer, über alles kostbar und gänzlich genügend? Fühltest Du nicht das Leben, das Glück des Lebens, die Freude des Lebens darin, wie nur ein Menschenherz fühlen kann? Und siehe, Du weißt nichts mehr davon! Und wüßtest Du selbst einzelnes, oder hättest Dir's notirt, es wäre doch nicht das Rechte! Was bleibt in der Erinnerung? Thatsachen. Ein neuer Hut, eine Theegesellschaft, ein Ausflug nach Windsor oder zum Epsomwettrennen. Solche Erlebnisse sind aber mit nichten das Leben. Nicht was geschieht, sondern wie wir gestimmt sind — Stimmung! Stimmung! das ist das Leben. Jene Kraft, die uns plötzlich ergreift und jetzt zu Thränen rührt, jetzt uns aufjauchzen macht, ohne äußere Gründe, ja oft im lächerlichsten Widerspruch zu solchen, das ist das Leben. Der Anblick eines Abendsterns, der Duft einer Frucht, die einsame Sabbathstille im lauschigen Sofawinkel, Musik, Wolkengestalten, Kaminfunken — was weiß ich! Du kannst zur Not sagen, an welchem Tage Du ein Paar neuer Schuhe angezogen; aber wie Du empfunden, was Du gedacht und gewollt an jenem Tage, das Eigentlichste des Lebens, das weißt Du nicht mehr. Das just ist das Vergänglichste. Nun, grämst Du Dich darum? Bedauerst Du's nur im mindesten? Ja, wäre es Dir nur eingefallen, wie Du mitten im Bewußtsein Dein Bewußtsein fortwährend verlierst? Wie Du hier sitzest, bist Du eine Leiche, welche millionenmal schon gestorben ist. Aber in demselben Zuge bist Du zugleich auch ein Kind, welches noch millionenmal geboren werden wird, nämlich in Bezug auf den Inhalt Deines Bewußtseins, der von Ewigkeit zu Ewigkeit Dir bevorsteht."

„Ich bete Dich an!" sagte Mary und sank dem Geliebten fast an die Kniee.

James antwortete: „Ja, es ist ein großer Augenblick, wenn zum erstenmal der Zeitbegriff von uns abfällt! Die Zeit, die Zeit! das ist die Schlange im Paradiese; aber Locke und Kant haben ihr den Kopf zertreten. Sie sind die wahren Erlöser der Menschheit."

Mit diesen Worten holte James eine Phiole und eine Zuckerdose aus seinen Taschen. Mary sah ihn an wie ein Lamm. Sie drängte seine Hand gelinde zurück und sagte: „Einen Augenblick noch! Die Frage, die ich jetzt thun will, ist meine letzte."

„Stelle Dir auch nicht vor, daß der Trank sofort wirkt. Aber was wolltest Du fragen?"

„Sage mir, lieber Mann, noch das eine. Ich habe Dich vor der Geburt doch nicht gekannt?"

„Das wäre eine kühne Behauptung."

Mary blickte groß.

Digitized by Google

„Ja, ja, sieh mich nur an. Die Behauptung wäre ebenso kühn, als wenn Du an irgend einem Morgen behaupten wolltest, Du habest heut nacht nicht geträumt. Wie könntest Du das beweisen? Wie oft träumt man, ohne sich dessen zu erinnern! Ja, es ist wahrscheinlich, daß wir in jeder Nacht träumen."

„Du denkst also —"

„Soll ich reden, wie mir's ums Herz ist? Ich möchte geradezu behaupten: jedes Paar, das in dieser sinnlichen Welt sich wirklich und bis in den Tod liebt, hat sich von Ewigkeit her geliebt. Vielleicht sollte ich noch weiter gehen und sagen, eben deshalb lieben wir uns, weil wir uns früher geliebt haben. Wir haben uns nicht gefunden, sondern bloß nicht verloren. Mag man das Schwärmerei nennen! Aber die Ursache, welche zwei Seelen mit einem unzerbrechlichen Zauber aneinander kettet, war gewiß von Ewigkeit da. Es fehlte wenig, die Philosophie könnte es fast beweisen, und so weit sie es kann, that es Plato wirklich. Aber freilich nicht mit Vernunftschlüssen allein. Auch die Phantasie, auch das Gemüt ist eine Erkenntnisquelle. Wer ein Herz hat und fähig ist einer begeisterten Liebe, für den ist es bewiesen."

Das war aus einer Mädchenseele gesprochen! Mary belohnte diese Worte mit einem feurigen Kusse. „Ich bitte Dich, fahre so fort!" rief sie. „Denn daß ich Dir's nur gestehe: die ganze Unsterblichkeitsfrage dreht sich mir eigentlich um Dich. Bloß Dich möchte ich nicht verlieren."

„Ich Dich auch nicht," antwortete James.

„Wir werden uns also haben?"

„Gewiß!"

„Und werden uns auch erkennen? Denn die Werkzeuge dazu, unsere Sinne, werden uns fehlen!"

„Der Träumende hat auch keine Sinne. Während er das zarteste Seelenleben führt, kann er so tot sein, daß weder die Kanonen im Tower noch die Lärmsignale von Horse-Guards ihn aufwecken. Und dann — welche Erkenntnis verdanken wir denn den Sinnen? Daß sich Gott erbarm'! Die Sinne sind ein elendes Werkzeug der Erkenntnis; ja sie sind eigentlich ein Hindernis."

„Das finde ich nicht."

„Nicht? Woher kommen also die ewigen Sorgen der Liebe? Woher anders als von der ewigen Unkenntnis der Liebenden über einander! Da ist erstens dasjenige, was doch das Sicherste und Anschaulichste zu sein scheint, der Leib. Echauffire Dich nicht! Erkälte Dich nicht! Dieser Shawl ist zu dünn! Dieses Glas regt Dich auf! Mann, ich sterbe vor Angst! Frau, Du schadest Dir wirklich! — und nimmer endet Zittern und Zagen. Wie jammervoll! Am unbewölktesten Himmel der Zärtlichkeit diese ewig drohende Geißel! Aber wie wäre das möglich, wenn man nur leidlich wüßte, was ein Menschenleib ist, was der Umfang und was die Grenze seiner Kraft? Und nun die Seele. Wie viel Mißtrauen im Vertrauen, wie viel Verkennen in der Erkenntnis! Gibt es eine Liebe ohne Eifersucht, und gäbe es eine Eifersucht, wenn das Los unseres Sinnenlebens nicht blindeste Unwissenheit wäre? Bin ich geliebt? Bin ich es nicht

Digitized by Google

mehr? Wie weit besitz' ich sein Herz? Wie viel verlor ich davon? Mache ich Fortschritte? Mache ich Rückschritte? Liebt er eine andere? Und liebt er sie mehr als mich? Wie zog sie ihn an? Und wie muß ich sein, um ihn zu fesseln? Wann ruhen sie je, diese Fragen! Und ach, wie kläglich beweisen sie, daß wir so gar nichts kennen von dem, was wir am sicherſten zu kennen uns einbilden, — vom Herzen!"

„Ich kann nicht nein! sagen."

Mit einem fast leidenschaftlichen Nachdruck fuhr James fort: „O Du mein liebes, angebetetes Mädchen! Was bist Du mir denn? ein Wesen oder bloß eine Erscheinung? Was kenne ich denn von Dir? Kaum, daß ich Dich ahnen kann! Und ebenso Du: wie wenig kennst Du von mir! Oft, wenn ich Deiner Liebe froh werden wollte, weinte ich fast, wie unmöglich das ist, denn Deine Erkenntnismittel liefern Dir doch nur den geringsten Teil meines Bildes. Könnte ich nur eine Minute lang mein Herz in den Sehwinkel Deines Auges stellen! Aber nein. Eine Menschenseele wird von keinem, der irdisch ist, geschaut. Das thun die Sinne, die Sinne! diese Teufel, die uns auf Schritt und Tritt gleichsam in Stücke reißen, uns und die übrige Welt. Nur sehen, hören, riechen, gustiren und tasten können wir; in diesen fünf Fetzen werfen sie uns die Welt zu, daraus soll ein Ganzes werden! So stehen wir denn vor den Dingen, wie Peter Bell in der Fremde, und unser drittes Wort ist: Ich habe keinen Begriff davon! Der arme Peter! und er ahnt nicht einmal, daß er vom Begriff selbst keinen Begriff hat. Was sind denn Begriffe? Begriffe entstehen, indem wir von den Dingen gewisse Seiten auffassen, andere aber hinwegdenken und fallen lassen. Wir sagen arm und reich und denken beim Armen hinweg, was er hat, und beim Reichen hinweg, was er nicht hat. Wir sagen natürlich und sittlich und denken beim Sittlichen die rohen Naturreste und beim Natürlichen die Anfänge der Sittlichkeit weg. Wir sagen Gesetz und Gewalt und denken hinweg, wie auch die Gewalt gesetzmäßig wirkt und wie auch das Gesetz eine Art Gewaltthat ist. So bekommen wir freilich Begriffe; das ist wahr. Aber was haben wir nun daran? Ein Begriff ist ein Kerl, der mit der einen Hand nimmt, was er mit der andern gab. Und doch können wir nicht anders als in Begriffen denken. Die falschen, verräterischen Freunde! Sie helfen uns, die Wahrheit hinwegzudenken, während der Durst uns verzehrt, sie herbeizudenken!

„Siehe, Mary, das sind die Schranken des Sinnenlebens. Auch wir haben uns nicht selbst, auch wir haben von uns bloß Begriffe. Und wenn wir uns einreden, wir kennen und lieben uns, so klingt das so, als ob man einem Tauben von der Musik und einem Blinden von der Sonne Gefühl und Erkenntnis einreden wollte. Glaube mir, ein Tauber wäre zu überzeugen, der Kunstgenuß an einem Violinkonzert bestehe darin, wie der Geiger den Arm bewegt und die Locken schüttelt und seine Augen verdreht. Glaube mir, ein Blinder wäre zu befriedigen, wenn man ihm einen warm gemachten Billardball in die Hand gäbe und sagte, so ungefähr sei die Sonne, nur ist der Ball etwas größer und erwärmt den ganzen Körper. Ganz und gar gleichen wir diesen armen Bethörten, wenn wir

Digitized by Google

uns einbilden, unsere Vorstellungen von den Dingen sind die Dinge selbst und wert unserer Freude und unserer Liebe. Dagegen denke Dir den Augenblick, Mary, wo dem Tauben das Gehör aufginge und dem Blinden das Gesicht. Denke Dir den Augenblick, wo jener für das Spiel des Fiedelbogens den ersten musikalischen Ton empfinge, und dieser für den erwärmten Billardball den ersten Strahl der Sonne! Und solch ein Augenblick wird es sein, wenn auch wir die Schranken unseres Sinnenlebens durchbrechen, wenn wir uns erkennen, wie wir sind, in unserer höchsten, ewigen Schönheit, in der unvergänglichen Wonne unseres gewissen Besitzes."

„Her mit dem Fläschchen, jede Minute ist Verlust!" rief Mary glühend vor Ueberzeugung. Sie bemächtigte sich der Phiole und leerte sie mit einem Zuge. James zog eine zweite hervor und trank sie gleichzeitig mit dem Mädchen zur Neige.

Es war geschehen!

Die Liebenden sahen sich an und sprachen kein Wort.

James Lummis reichte die Zuckerdose.

Mary schüttelte den Kopf.

James sagte: „Sei auch nicht allzu tapfer! Opium schmeckt bitter, und wozu der schlechte Geschmack im Munde? Wir wollen als Bonvivants sterben." Er füllte den Mund des Mädchens mit Zucker und nahm selbst davon.

Auf einmal warf Mary den Kopf an seine Brust und fing laut zu lachen an.

„Was amüsirt Dich?" fragte James.

„Ich muß lachen," antwortete sie. „Was mir da einfällt, wäre eine himmlische Komödie!"

„Und was fällt Dir denn ein, Du Puppenköpfchen?"

„Mir träumte, Du wärest gar nicht James Lummis und Beamter an der Nationalbank."

„Was sonst?"

„Mir träumte, Du wärest ein Herzog."

„Ein Herzog? Wetter, Du träumst erhaben!"

„Und hattest einen schönen, musikalischen Namen."

„Sehr angenehm. Und wie hieß ich?"

„O, es war ein Name, lang und glänzend wie ein Kometenschweif. Gib acht! Du hießest: Sir Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib."

„Eine Sternschnuppe!" rief James und warf sein Gesicht gen Himmel.

„Was sagen Eure Herrlichkeit zu dem Traum?"

James seufzte. „Eine bittere Satire! Brauchten wir dann zu sterben, weil ich Deinen Eltern zu arm bin?"

„Das eben ist ja die Komödie. Mir träumte, Du hättest mich nur auf die Probe gestellt und das Gift war ein Schlaftrunk."

„Das träumte Dir?!" rief James in einer ungeheuren Bewegung.

Mary stutzte. Sie hätte ihre Traumfabel gern widerrufen, ja sie fühlte, daß sie es sollte. Aber der plötzliche Ernst des andern verwirrte sie, sie zweifelte,

Digitized by Google

ob es noch schicklich sei, statt des Traumes den Mr. Brye zu nennen. So schwieg sie.

Auch James schwieg. Es erfolgte eine lange Pause. Nach einer Weile sagte er im Tone eines schmerzlichen Vorwurfs: „Weißt Du denn, Mädchen, daß Du diese Probe nicht bestanden hättest?"

„Wieso?" fragte Mary.

„Mein Gott, wieso! Die Probe besteht man doch nicht, die man als solche erkennt und eingeht in der Zuversicht eines glücklichen Ausgangs!"

Mary blickte ernsthaft. „Du thust mir unrecht," sagte sie. „Du sprichst von Erkennen und von Zuversicht, aber bei Gott! diese Worte sagen viel zu viel. Hätte ich wirklich geglaubt, in einen Komödientod zu gehen, wäre unser Abendgespräch so ernsthaft geworden, wie es war? Ich denke, es hätte einen ganz andern Gang genommen. Und dann — wie unklug von mir, mich zu verraten! Eine Komödienheldin hätte weislich geschwiegen. Aber die Wahrheit ist, es fiel mir den ganzen Abend nicht ein, und erst, als ich das Gift im Leibe hatte, erinnerte ich mich daran, und das gab dann einen Kontrast, so lustig, so toll — ich weiß nicht, wie es kam, aber ich mußte laut auflachen."

„Ich glaube Dir," sagte James. „Deine Gründe überzeugen."

Er verfiel in ein tiefes Dahinbrüten.

Mary empfand diese Pause drückend. Nach einer Weile fragte sie schüchtern: „Worüber grübelst Du noch?"

„Grübeln!" rief James. „Ich stehe vor einem Naturgeheimnis, das ich anbete, wie ich nie in meinem Leben gebetet."

„Du meinst den Tod?"

„Nein; ich meine die Wahrheit! Laß Dir sagen, mein Mädchen. Du träumtest, Dein armer, unbekannter Geliebter sei Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib. Es ist eine alte Sage: Frauen sind Seherinnen. Aber anders liest sich's in Büchern und anders schauert die Menschheit in uns, wenn wir eine jener seltensten Wahrheiten, welche wir eben darum Geheimnisse nennen, persönlich und sichtbar erleben. Und das widerfährt mir in diesem Augenblicke. Ja, Du Auserwählte der Natur, Du Sonntagskind mit dem Feenzeichen auf der Stirn, Du, die ich stets nicht für eine einzelne, sondern für den Genius ihres Geschlechtes gehalten: Du bist das wirklich! Dein innerer Sinn hat Dir die Wahrheit geoffenbart. Ja, ich bin's, den Du nennst, ich bin Dein Traumherzog, ich bin Florimond Claude von Mercy, Herzog von Lough-Corrib. Du wirst nicht sterben, Du wirst bloß einschlafen, und morgen wirst Du die Braut eines großen Lords sein und Deinen Platz neben dem ersten Thron in der Welt haben. Ich habe Dich nur geprüft; Dein Traum war kein Traum, sondern eine Voraussicht in der Zeit."

Marys Wangen brannten von Glut. Sie glaubte in die Erde sinken zu müssen, daß sie sich als eine Seherin sollte verherrlichen lassen, da sie doch nichts war — als eine kleine Lügnerin. Sie empfand ihr fortgesetztes Stillschweigen dazu in ihrem reinen und unschuldigen Herzen wie die schwerste Sünde ihres

Digitized by Google

Lebens. Und doch wagte sie noch weniger als zuvor, das hohe Gefühl ihres Geliebten durch eine profanirende Enttäuschung zu beleidigen. In diesem Alarm von Scham und Gewissen wurde selbst die Freude überflutet, daß Mr. Brves abenteuerliche Nachricht nun doch wahr sei, daß mit einer plötzlichen Verschiebung ihrer Lebensdekoration ein Glück ohnegleichen ihr Los geworden, aber ein Glück, dessen sie just, wie sie glaubte, in diesem Augenblicke sich aufs tiefste unwürdig gemacht. Keines Wortes mächtig, warf sie sich ihrem Geliebten zu Füßen und umklammerte, heiß weinend, seine Kniee.

James begnügte sich, ihr mit schmeichelnder Hand zu kosen. Er hielt ihre Thränen für Freudenthränen allein und ließ ihnen freien Lauf.

Mary veränderte ihre Lage nicht.

Endlich hob sie James auf und hielt sie liebreich in seinen Armen. Nach einer Weile sagte er: „Komm, wir wollen jetzt in den Garten gehen. Die Sterne perlen am Himmel und im Hydepark drüben ist das Geräusch der Wagen verstummt. Ich hoffe, wir sind fast allein im Garten."

Mary legte schweigend ihren Arm in den seinigen. So gingen sie hin.

Im Gehen fing sie an, nachdenkender zu werden. Es fiel ihr jetzt erst auf, wie ungleich grandioser die Unwahrheit war, womit ihr Geliebter seit Jahr und Tag eine so verstellte Rolle gegen sie spielen gemocht. Was war ihre kleine und fast zufällige Lüge, daß sie die Mitteilung des Mr. Brye für ihren Traum ausgab, gegen diese unerhörte Täuschung? Diese Betrachtung beschäftigte sie jetzt. Sie fühlte, daß Liebende jedes Recht haben, einander zu prüfen, aber der kolossale Gebrauch, welchen James-Florimond von diesem Rechte gemacht, war fast zu groß für ihr kleines Köpfchen. Sie schüttelte dieses Köpfchen und staunte nur so hin auf das, was geschehen war. Nach und nach fing sie schüchtern zu zirpen an, wie doch ihr Adler so verwegen mit ihr, dem kleinen Heimchen, gespielt.

Es waren Vorwürfe wie Fächerschläge. Nichts Ernstes daran als eine unbegrenzte Zärtlichkeit!

Ein seliges Reden spielte so hin und her.

James-Florimond unterhielt ihre Phantasie mit den neuen und glänzenden Bildern ihres Glücks. Er malte ihr seine Schlösser in Irland, er schilderte ihr den Hof von St. James, er beschrieb ihr die „Gesellschaft" von Belgravia, ihre künftigen Standesgenossen. Welch eine Luft von Parfüm! Nach der schaurigen Aetherkühle metaphysischer Betrachtungen welch sinnlich-berauschende Erdschwere! Auch der freieste Kopf hätte in diesem Wechsel getaumelt. Mary klagte, ihr Kopf werde ihr schwer, sie fühlte sich betäubt und wie trunken. Das Paar lenkte seine Schritte nach der Bank im Fichtengebüsch zurück. Aber schon unterwegs mußte sich das Mädchen mehr tragen lassen, als sie ging, und als sie die Bank erreicht, sank sie hin in unwiderstehlicher Schlafsucht.

„Sprich nur, ich höre Dich schon," sagte sie, indem sie die Hand des Geliebten ergriff und an die warmen Lippen ihres Mundes legte.

Und James fuhr fort, den Freudenhimmel ihres neuen Lebens ihr auszumalen.

Digitized by Google

So oft er sie fragte: „Hörst Du noch, Mary?“ antwortete sie, indem sie einen Kuß auf seine Hand drückte. Nach einer Weile fühlte er, daß der Rand ihrer Lippen kälter wurde, und wieder nach einer Weile, als er die Frage wiederholte: „Hörst Du noch, Mary?“ küßte sie nicht mehr!

Er zog seine Hand zurück.

„Es geschieht,“ murmelte er leise; „sie stirbt. Und wie glücklich sie stirbt! In welch seligem Wahn! Schäme Dich, armes Gehirn, das hätte Dir wohl selbst einfallen können, was ihr die letzte Stunde so himmlisch verschönert hat. Ein Traum mußte witziger sein als Du! Seltsam, seltsam dieser Traum! Nichts ist doch sinnreicher als der Zufall.“

„Aber war es ein Traum? Kleine Schlange, wenn Du mich belogen hättest! Zwar ihre Miene war ehrlich genug. Wie sagte sie doch? ‚Wäre unser Abendgespräch so ernsthaft geworden, wenn ich wirklich geglaubt hätte, daß mir nur ein Komödientod bevorsteht?‘ Das ist wahr. ‚Und dann,‘ setzte sie hinzu, ‚eine Komödienheldin hätte sich wohl nicht verraten, sondern weislich geschwiegen.‘ Das ist wieder wahr. Gutes Kind, ich glaube Dir fast.“

Er betrachtete die erstarrenden Züge des Mädchens mit inniger Teilnahme. „Könnte ich je wieder einen Rückfall erleiden, vielleicht wünschte ich Deinen Tod zurückzunehmen. Gewiß, es ist ein kostbares Herz, das hier bricht!“

„Kostbar? Schäme Dich, Claude. Mir scheint, Du erleidest Deinen Rückfall schon jetzt. Das Herz, das hier bricht, hatte einen kostbaren Moment, so sag. Schön ist nur die Liebe, nicht die Menschen sind's. Nicht der Mann, nicht das Weib. Die menschliche Natur bleibt, was sie ist, ein Organismus, welcher dazu eingerichtet ist, die erdenklich höchsten Leiden zu erschaffen und zu erdulden, und die Liebe selbst ist nur ein mildernder Umstand im Verbrechen dieser Einrichtung. Das einzig Schöne der Liebe ist, daß sie sterben kann aus Liebe.“

Und hohnlachend fuhr er fort: „Ha, ha, da hast du deine Gebärerin, Natur! Da hast du sie! Fehlgeschossen, alberne Teufelin! Gebären sollte sie in Schmerzen und zu Schmerzen, und die Geborenen sollten wieder gebären und eine endlose Kette leidender Geschlechter sollte sich losringen aus diesem Schoß, der hier so jungfräulich erkaltet. Und um sie zu begeistern für das Gebären, sollte sie lieben. Fehlgeschossen, sinnreiche Henkerin! Bei den Tieren ist dir's geglückt. Die hast du musterhaft eingerichtet für deine boshaften Absichten. Aber beim Menschen überflogst du dich selbst, du Ueberwitzige, der Funke, an dem sie sich entzünden sollen, ist dir zu stark geraten. Wisse es, alte Kupplerin, der Mensch kann sterben aus Liebe. Bravo, Mary, bravo!“

Er klatschte in die Hände, küßte den Leichnam des Mädchens und verschwand in der Gartennacht.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Berlin, Coblenz und London vom Jahre 1851.

Von

Dr. G. v. Bunsen in Berlin.

Wie wenig erfahren wir von zeitgenössischer Geschichte! Gar mancher Aeltere mag dem jüngeren Freunde zuzurufen geneigt sein: „Wohl dir, daß du ein Enkel bist“, wenn er aus den jetzt ans Tageslicht rückenden Biographien, Tagebuchblättern und Briefen die eigene Jugendzeit erst kennen lernt. Und doch meint er, damals nicht bloß gelebt, sondern um sich geblickt und nachgedacht zu haben. Eine solche mit Verwunderung gepaarte und etwas niederschlagende Freude haben Leser der „Deutschen Revue“ seit Jahren und häufig genossen. Ungedrucktes aus wichtiger Zeit ist ihnen daselbst geboten und hierdurch ein Licht über Begebnisse verbreitet worden, deren Folgen vor jedermanns Auge traten, während ihr Ursprung in Dunkel gehüllt blieb. Das Jahr 1851 wird niemand einen Wendepunkt in der europäischen Geschichte nennen wollen. Aber allerlei Gestalten von Männern treten zu der Zeit schon deutlicher hervor, denen die Förderung oder die Hemmung der Geschicke Deutschlands recht wesentlich zuzuschreiben ist, und mit deren geistigem Wesen man sich bis in jede Einzelheit bekannt zu machen allen Grund hat. Innerhalb welcher Grenzen Bismarck damals die auswärtige preußische Politik zu beeinflussen begann, ist ja bereits anderweitig bekannt geworden. Die in dieser Zeitschrift jetzt in die Oeffentlichkeit tretende, kleine Auswahl von Briefen einflußreicher Personen aus dem genannten Jahre betrifft noch keine der entscheidenden Fragen europäischer Politik, welche der Krimkrieg, die französische Campagne in Italien, der Thronwechsel in Preußen in den Vordergrund gestellt haben. Aber in diesem Jahr knüpfte unser nachheriger König und Kaiser Wilhelm I. mit dem Prinzen Albert die innige Freundschaft, welche bis zu dessen frühzeitigem Tode in immer steigendem Maße gewährt hat, — wurde er sich des unbegrenzten Zutrauens zum Charakter wie zum Urteil desselben Mannes recht bewußt, der, auf fremder Erde in umfassendster Weise thätig sich das deutsche Fürstenherz bewahrte, immer dahin trachtend, alles, was ihm die Fremde an rettenden Gedanken brachte, seinem Geburtsland zu gute kommen zu lassen.

Das Jahr 1851 war, das wird man sich nicht verhehlen wollen, eines der betrübendsten in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. Wir wissen das aus den Denkwürdigkeiten des Generaladjutanten von Gerlach, welcher, ohne es zu wollen, vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, es so betrübend zu gestalten. Wir lasen das schon vor Jahren zwischen den Zeilen des fortlaufenden Textes, den Leopold Rankes Feder zu dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen geliefert hat. Der dritte Band der Nippoldschen Bearbeitung von Bunsens Leben hatte vorher den Schleier zu lüften begonnen, der die im Jahre 1851 sich verschlingenden Fäden der Politik verhüllte. Intimere, ja köstliche

Digitized by Google

Kenntnis erhalten wir heute über eine Königsfreundschaft von seltener Zartheit, Freiheit und Unumwundenheit. Wir empfinden wahrhafte Liebe zu dem Monarchen, dem die Politik ein so unendlich schweres Geschäft war; wir sind freudig überrascht durch die frohe Zuversicht, zu welcher Bunsen in seinem letzten hier auszugsweise abgedruckten Briefe sich erhebt: — „Bei uns werden die schwarzen Wolken vorbeiziehen; der König, aufs äußerste gedrängt von Kaiser und Junkern, hat sich auf Ehre und Gewissen zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen." Zum Teil hat sich ja diese Vorhersagung verwirklicht. Und so wollen wir vom dunklen Jahre 1851, — das uns durch die November- und Dezember-Nummer unserer Zeitschrift und durch die vorliegende allerlei helle Blicke gestattet hat — freundlichen Abschied nehmen, auch der daselbst behandelten Thatsache eingedenk, daß Hannover zu jener Zeit dem Zollvereine beitrat und damit ein hochwichtiger Schritt zur nationalen Einigung erfolgte.

1.

Oberst Fischer an Bunsen.

Euerer Excellenz habe ich die Ehre in der Anlage drei Briefe meines jungen gnädigen Herrn mit der gehorsamsten Bitte zu übersenden, solche an ihre hohen Adressen gelangen lassen zu wollen, und mit denselben mich den hohen Herrschaften zu Füßen zu legen.

Mein junger Herr ist seit einem Monat hier in der angestrengtesten Thätigkeit, die sich ganz nach meinem Wunsche gestaltet, indem sie möglichst wenig vom Leben des Hofes beirrt wird, obgleich wir drei Wochen lang unausgesetzt von Fremden heimgesucht waren — —. Da wir demnächst fünf bis sechs Wochen lang ziemlich allein sein werden, so wird die körperliche Anstrengung verbunden mit einem zu erreichenden Ziel meinem jungen Herrn hoffentlich sehr wohl thun und seine Entwickelung befördern. Obgleich ich auch darauf gefaßt bin, daß man einige Manöver machen werde, um mich an der Rückkehr zu hindern, so denke ich dennoch demnächst im Oktober wieder mit meinem jungen Herrn an den Rhein zurückzukehren, um die Studien zu vollenden.

Nach unserer Abreise von London, haben sich anfänglich die Bilder Schlag auf Schlag gefolgt. Bald nach der Enthüllung des Monuments in Berlin ging es nach Warschau. Wir haben schöne Truppen gesehen, die der Kaiser mit eigener Stimme bewegte. Meine schon früher gehegte Ansicht, daß der Kaiser die Truppen aber lieber auf dem Exercierplatz als auf dem Schlachtfelde sieht, hat sich indeß bestätigt durch Alles was ich beobachtet habe. Er wird den Krieg vermeiden so lange er es kann; er liebt es nicht zu wagen. Auch was ich Ihnen darüber sagte, daß ich nicht glaube, er könne sich persönlich mit unserm Herrn verständigen, und ihn deshalb auch nicht beherrschen — halte ich noch für richtig. Er war gegen meinen jungen Herrn außerordentlich liebreich und wohlwollender gegen mich als ich geglaubt hatte ihn zu finden; er ging so weit mir zu sagen: „Sie haben ganz recht von dem Prinzen zu verlangen, daß er

Digitized by Google

sich mit Anstrengung seinen Pflichten nach allen Richtungen hingebe und sich anstrenge, um klar zu werden, was nur durch Arbeit möglich ist; wir leben in einer Zeit, wo wir uns anstrengen müssen, um uns unsere Position verzeihen zu machen." Seine Lage zwingt ihn dazu den Kaiser nie auf einen Augenblick bei Seite zu legen, auch in der Familie nicht, und darin liegt für die persönlichen Beziehungen der am meisten in die Augen springende Unterschied zwischen Laczienka und Buckingham Palace. Der Eindruck, den mein junger Herr aus dem Letzteren mitgenommen, ist durch das, was ihm seit dem begegnet, nicht im Mindesten geschwächt worden, und wird auch noch länger frisch bleiben.

Ueber das was hier sich in der Politik bewegt, kann ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht besser wüßten, denn ich habe keine Zeit, mich darum zu bekümmern und auch keine Lust. Mit der Bitte, mich Ihrer liebenswürdigen Familie und Herrn v. H(ollweg), wenn er noch in London ist, empfehlen zu wollen, verharre ich ....

Fischer.

Zwischen dem 27ten d. und dem 7ten n. M. denke ich bei den Meinen in Bonn zu sein.

Potsdam am 15. Juli 1851.

2.

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rath,

Ich schicke Ihnen Obrist Fischer's Brief mit meinem besten Danke zurück. Dem General v. Radowitz habe ich geantwortet und für Uebersendung seiner Schrift[1]) gedankt. Sein Brief war aber sehr alt, vom 23. Juni!

Wenn Sie eine Gelegenheit haben, so wäre es mir lieb, wenn Sie dem Könige Ihrem Herrn in meinem Namen Gladstone's „Brief an Lord Aberdeen" über Neapel schicken wollten. — Es ist doch gut, daß der Herr den ganzen Umfang der Europäischen Reaction an dem dortigen Beispiele studieren kann.

Ist Löwenstein[2]) noch in England?

Ewig

Ihr getreuer

Albert.

Osborne 24/7 1851.

3.

Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rat,

Mir sind gestern 3 und heute 1 Brief von Ihnen in die Hände gelangt, die ich nun alle 4 kürzlichst beantworten werde. — —

Der Artikel, im unreinen Blatte von unreiner Hand geschrieben, war mir

[1]) Die „Neuen Gespräche aus der Gegenwart".

[2]) Prinz Wilhelm von Löwenstein befand sich als Legations-Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft. Er ist 1887 als Fürst von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg verstorben.

Digitized by Google

auch aufgefallen und ich machte Lord John hier darauf aufmerksam. Gott sei den Sündern gnädig, denn Schuld laden sie viel auf sich. —

An Vorschlägen zur Verwendung des Ausstellungs-Ueberschusses fehlt es nicht, doch sind wenige praktisch oder prinzipiell haltbar. Mir scheint es darauf anzukommen, consequent zu bleiben. Was war der Zweck der Ausstellung? wie weit ist dieser erreicht worden? in wie weit können die zu diesem Zwecke erübrigten Geldmittel auch zu dessen weiterer Ausbildung verwendet werden? Die Subscribenten haben gar kein Recht auf ihre Subscriptionen mehr, wir sind legally and publicly pledged „to use any surplus that may accrue to the foundation of future exhibitions or objects strictly in connexion with it."

Herrn G. Parthey können Sie diesen Paß für Windsor einhändigen. Die Hollars in Windsor[1]) sind sehr schön und von Mr. Glover als „extraordinary" sehr bevorzugt. — —

Ewig Ihr getreuer

A.

Osborne, 4/8 1851.

4.

Kabinetsordre des Königs an Bunsen.

Mein lieber Wirklicher Geheimer Rath Bunsen!

Nach den Mir durch den Prediger Fliedner aus Kaiserswerth nach seiner Rückkehr gemachten Mittheilungen würde es für die Consolidirung der jungen evangelischen Kirche in Palästina von der höchsten Wichtigkeit seyn, wenn in Nablus und Nazareth evangelische Geistliche angestellt würden. Ich bin bereit, zu diesem Zwecke auf 3 Jahre einen jährlichen Beitrag von 20 £ (10 £ für jede Stelle) zu geben, sofern in England eine so große Anzahl von Personen einen gleichen Beitrag subscribirt, daß dadurch der Unterhalt für die beiden anzustellenden Prediger gedeckt wird. Wie groß der Bedarf ist, wie viele Personen daher an der Subscription werden Theil nehmen müssen um ihn zu decken, werden Sie in London besser ermessen können, als es hier möglich ist. Ich wünsche nun im Vertrauen auf Ihren Eifer für die Sache der evangelischen Kirche in Palästina und auf Ihre ausgebreiteten Verbindungen in England, daß Sie diese Angelegenheit in die Hand nehmen, Meinen Entschluß solchen Personen mitteilen, welche zur Theilnahme an einer solchen Subscription, an deren Spitze Ich stehen würde, geneigt seyn möchten, und überhaupt die Theilnahme für die aufblühenden Gemeinden in Nazareth und Nablus in England anzuregen suchen. — Für die Dotirung eines deutschen Geistlichen für Jerusalem selbst wird, wie Ich glaube, von hieraus gesorgt werden können.

Sans-Souci, den 7ten Juli 1851.

Friedrich Wilhelm.

An den Wirklichen Geheimen Rath Bunsen.

---

[1]) Parthey's bekanntes Buch über Wenzel Hollar 1853 (fortgesetzt 1858) enthält die Früchte dieser Reise.

Digitized by Google

5.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London d. 2. Aug. 1851.

Ew. Majestät gnädiges Cabinets-Schreiben vom 7ten Juli, in Betreff der in Nablus und Nazareth zu stiftenden evangelischen Pfarrstellen, ist mir seiner Zeit richtig zugegangen, und ich habe nicht gesäumt den Allerhöchsten Wünschen nachzukommen und die hierorts nöthigen Schritte zu thun. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London haben mir beide über den neuen Beweis der gnädigen Fürsorge Ew. Majestät für die evangelische Kirche in Palästina ihre große Freude ausgedrückt, und werden nicht anstehen zur Ausführung desselben ihrerseits alles Erforderliche beizutragen.

Zu meinem großen Bedauern ist der Geschäftsführer des Bischofs von Jerusalem in England, der Revd. Henry Venn, gegenwärtig auf einige Wochen von London abwesend, so daß es mir bisher nicht möglich gewesen ist, über die Angelegenheit mit dem Bischof selbst in Verbindung zu treten.

Vor einem Monate erhielt ich aus Beyrout ein Schreiben von einem schwedischen Geistlichen, Estenberg mit Namen, der sich im heiligen Lande niederzulassen und dort eine Wirksamkeit zu gründen beabsichtigt. Er beruft sich darauf, im vorigen Jahre in Berlin das Versprechen Ew. Majestät erhalten zu haben, seine Sache beim Bischof Gobat empfehlen zu wollen, und wendet sich jetzt an mich auf Grund eines Empfehlungsschreibens des Legationsrath Abeken, welches ihm derselbe damals mitgegeben, im Falle, daß er auf seiner Reise London berühren würde.

Der Mann, der, wie es scheint, in seiner Heimath einer gegen sein Bekenntniß gerichteten Verfolgung ausgesetzt gewesen, zeigt ein tiefes, von wahrem Bekehrungs-Eifer glühendes Gemüth, das nach Kindes Art die Hindernisse und Gefahren nicht ahnt, die ihm bei seiner Niederlassung in Palästina nothwendigerweise überall entgegen treten müssen.

Ew. Majestät schicke ich beifolgend zu Allerhöchster Kenntnißnahme eine wörtliche Uebersetzung des schwedischen Schreibens ein und harre auf eine Allergnädigste Bestimmung, bevor es mir möglich ist, in der Angelegenheit des Bittstellers hier etwas zu unternehmen.

Ueber ihn selbst sehe ich unmittelbaren Nachrichten vom Bischofe mit der nächsten Post entgegen.

In tiefster Ehrfurcht ....

Bunsen.

An des Königs Majestät.

6.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

An Bord der „Königinn Elisabeth"
zwischen Stettin und Rügen,
8. August 1851.

Theuerster Bunsen, ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen aus London über das h. Land. Der kindliche Schwede scheint mir tout bonnement ein

Digitized by Google

Swedenborgianer zu seyn. Hab' ich ihm wirklich mein Fürwort beym Bischof versprochen — was ich mich nicht erinnere, aber nicht läugne — so geschah das ohne Kenntniß von seiner Sektirerey. Rathen Sie ihm nicht, gleich mit seinem Etablissement in's h. Land einzufallen, sondern, Moses gleich, Kundschafter vorher zu senden. Er reise selbst als Solcher. Unterdessen schicken Sie Gobat in meinem Auftrag das mémoire ein und fragen Sie ihn, ob er für dergleichen „kindliche" Schweden eine Stätte wisse in seiner Diozes oder ob er die nordische Schwärmerey fern davon zu halten wünsche. Dann kann er „Josua u. Caleb" erzählen, er sey durch mich auf ihr Vorhaben aufmerksam gemacht worden. Daran möge er seinen zu- oder abstimmenden Rath knüpfen.

Gott mit Ihnen.

F. W. R.

7.

Bunsen an Prinz Albert.

Carlton Terrace 26 Aug. 1851.

Ew. Königliche Hoheit haben mir in Ihrem verflossenen Lebensjahre zu viele Beweise Ihrer Huld und Ihres gnädigen Vertrauens gegeben, als daß ich nicht auf gütige Aufnahme eines Wortes innigen Glück- und Segenswunsches für das neue hoffen dürfte, eines Wortes, welches Verehrung und Dankbarkeit gleichmäßig mir eingeben.

Sie haben dem Jahre 1851 Ihren Stempel aufgedrückt, möge dieses Gepräge das Hoffnungswort der Zeit werden. Das ist mein Wunsch zum 26ten August 1851. Er kommt aus einer mehr als je gepreßten deutschen Brust. Das Jahr 1851 ist das Jahr des Unterganges der Hoffnungen der Deutschen meines Geschlechts gewesen. Mögen unsere Kinder die Morgenröthe eines besseren Tages sehen. Er wird kommen! aber vielleicht blutig!

Der gegenwärtige Augenblick ist entsetzlich. Es raucht aus allen Dächern und Spitzen, man verstopft die Rauchfänge, damit der Rauch die Augen derer nicht beiße, welche am Tage nicht sehen und die leuchtenden Zeichen der Zeit nicht verstehn.

Die Antwort ist, daß die Feuerwärter — — den Rauch in die Herzen treiben. (Köln. Zeitung von gestern.)

Die Junker der Mark Brandenburg, die hieher kommen — — sagen mir in's Angesicht, der König werde von ihnen auf dem Landtage gebeten werden, die (von ihm natürlich nur mit Vorbehalt beschworene) Verfassung aufzuheben. Der spähende August von Haxthausen ist auch hier, wüthend über den Glanz Englands.

Aber Gottlob! ich höre auch bessere Stimmen. Herr von Auerswald (der von der Prinzessin vor 2 Monaten angemeldete) ist endlich gekommen, ebenso G. R. von Hollweg und sein Schwiegersohn, der muthige Graf Pourtalès. Alle sind voll Muth und heiligem Eifer. Hollweg und Pourtalès wollen mit

Digitized by Google

dem von Frankfurt vertriebenen Grafen Goltz (der bei der Bundestagsgesandtschaft war) in Berlin eine konservativ-constitutionelle Zeitung gründen und durch Graf Groeben (den der König zum Generaladjutanten gemacht, um sich von der Gerlach'schen Tyrannei zu befreien) auf den König wirken. Bethmann-Hollweg klebt noch an einigen doktrinären, von Perthes entwickelten Zweifeln gegen das englische constitutionelle System: Pourtalès ist schon frei. Alle sind sittlich empört wie politisch erschreckt durch die letzten Ereignisse.

Das Katholisiren wird ein offenes Jesuitisiren. In Mecklenburg geht der Adel zum Katholicismus in hellen Schaaren; der König ist von reagirenden Pietisten umlagert; die Kreuzzeitungs-Rundschau preist die Zeit glücklich, den Triumph des Katholicismus zu sehen! Ich werde in diesen Tagen eine Gelegenheit benutzen, die sich mir in der Nähe des Königs eröffnet hat, um dem Könige in's Gewissen zu reden.

Es thut mir leid, daß der Prinz neulich öffentlich die jesuitischen Missionsprediger gelobt, es war schon ein Fehler, den Prinzen Friedrich Wilhelm dorthin gehen zu lassen. Die Wirkung der Prediger auf das katholische Volk ist ungeheuer in jenen Gegenden. Uebrigens erfahre ich von Georg, daß der junge Prinz sehr entfernt ist von allem solchen Katholisiren. —

Mit erneuten Segenswünschen voll wahrer Verehrung

Ew. Königlichen Hoheit

ewig dankbarer

Bunsen.

8.

Prinz Albert an Bunsen.

Beste Excellenz

Ich bin Ihnen für Ihre guten Wünsche zum heutigen Tage sehr dankbar und bitte Sie um die Fortdauer des regen Interesses, welches Sie bisher an meinem Wohlergehen genommen haben.

Unser gemeinsames Interesse an dem Geschick des unglücklichen Deutschland läßt natürlich nichts als Kummer zu, wenn wir einen Blick dahin wenden. Doch muß man den Muth nicht verlieren. Eine große vereinte constitutionelle Partei thut für Deutschland, für Preußen noth und ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß Männer wie Hollweg, Pourtalès u. s. w. dieses fühlen. Grüßen Sie Beide gütigst von mir.

Wir packen heute und ziehen morgen nach den Gebirgen. Darum muß ich schließen.

Stets

Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 26/8 51.

Digitized by Google

9.

Prinz von Preußen an Bunsen.

Baden 5. 9. 51.

Ihre Mittheilungen vom 2. d. M., die ich heute erhielt, haben mich ganz ungemein intéressirt. Ihre . . .[1]) von den Hierarchischen Uebergriffen, die einen ganz bestimmten Plan verfolgen, sind mir ganz aus der Seele geschrieben. Ich habe genau in Ihrem Sinne seit längerer Zeit diese Dinge so betrachtet und mich auch so darüber ausgesprochen. Ich freue mich daher ungemein, daß Sie die Sache so ernst zur Sprache brachten. Ich bin nicht ohne einige Besorgniß, daß unser Gouvernement sich der sogenannten conservativen Elémente der Katholischen Kirche bedienen mögte, um sich zu befestigen. Dies ist das Gefährlichste, was geschehen könnte, weil man aus den hierarchischen Klauen, wenn man sich ihnen Einmal übergeben hat, nicht so leicht wieder los kommt. Der große Orden, Pio nono, an Manteuffel ist zu auffallend, und in Verbindung mit gleichen Auszeichnungen für die Führer der ultramontanen Parthei zu bezeichnend.

Alle Ihre Mitteilungen über Englands Zustände sind gleichfalls unendlich intéressant. Die furchtbaren Gefahren der Ausstellung — wo sind sie hingerathen? Auch nicht Einer hat mir ein Wort über jene Reise-Entraven gesagt, aber eine gewisse Animosität gegen die Sache ist unverkennbar in gewissen Sphären! — Warum? ist mir unerklärlich! —

Anliegend eine Antwort an die schöne Billettschreiberin und Künstlerin.[2]) Wenn ich das Bild nur erst wieder gesehen hätte. Komme ich je nach London, so risquire ich die Gefahr, daß so schöne Augen mich auf Leinwand übertragen!!

Tausend Liebes Ihrer ganzen Familie

Ihr treu ergebener

Prinz v. Preußen.

Ich habe der Prinzeß Ihre Mittheilungen nicht vorenthalten können und sie wird sie Ihnen zurücksenden durch den Feldjäger vom 14ten.

10.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Sans Souci 18. Sptb. 1851.

In Aller Eil' einen herzlichen Gruß durch meinen Handels Minister v. d. Heydt, den Sie, theuerster Bunsen, wohl schon kennen werden und den ich Ihnen als einen sicheren und treuen Freund empfehle.

Auf demselben sicheren Wege antworten Sie mir wohl auch. Die Eil zwingt mich Ihnen einige fast harmlose Fragen vorzulegen. 1) Wie wird Hannovers Zoll Anschluß genommen in old England and in the new! dito i. e.

[1]) Das Original scheint „Ihre Punkte" zu lauten. Man erwartet eher „Stelle", „Worte" oder dergl.

[2]) Mrs. Gaggiotti Richards, eine Italienerin von Geburt, wurde durch Mrs. Norton (s. oben) in die Kreise der Gesandtschaft eingeführt.

Digitized by Google

Lord P.? 2) Nichts Neues aus Africa? Erwacht New-England nicht ein klein wenig gegenüber dem unvermeidlichen Schicksale Cuba's? und dem nothwendig bald darauf folgenden Canada? 4) Was ist für die Legitimitaet in Europa zu hoffen vom „Erwachen" ihres acharnirten Feindes? 5) Hat sich Mylord persönlich mündlich gegen Sie über die Constituzions-Abschaffung in Oesterreich geäußert? und wie? 6) Hab' ich Ihnen von meinem Briefe an Gobat geschrieben, in welchem ich denselben auffordere, bey Anfertigung der Liturgieen für die (vielleicht?) möglichen oriental. evangel. Nazional-Kirchen die „Eucharistia" nicht so zu verwerfen wie in dem occident. ev. Liturg., sondern sie, St. Irenaeus in der Hand, von der zur Idolatrie führenden Stellung nach der Consecrazion in den alten Kirchen, an die historisch und evangelisch gerechtfertigte Stelle vor derselben zu versetzen und sie mit dem Offertorio, mit der feyerlichen Darbringung der Elemente so zu verbinden, daß selbige gleichsam das sichtbare Zeichen (Symbol) des geistlichen und wahrhaftigen Dank-Opfers würden?

Ich sehe nämlich die Darbringung der nachher zu consecrirenden Elemente, als vom antiken Rechts- und Gesetz-Bewußtseyn absolut Gebotenes an; denn das Offertorium ist der, vom Römischen Recht geforderte jur. Act der feyerlichen und ausdrücklichen Uebertragung des Eigenthums an Brodt und Wein aus jeglichem irdischem Besitz in den des lebendigen Gottes..

6) Ist Hoffnung vorhanden, daß etwas Nachhaltiges für Nablus etc. in England geschehe? 7) Ist Miss Burdett Coutts großer Kirchbau begonnen? und ist Plan und Aufriß desselben zu bekommen? 8) und principaliter — Ist es möglich, daß New England sich verstehe, mit Rußland und Oesterreich vereint, hoffentlich auch mit Frankreich und Allen übrigen Puissances garantes des stipulations du Congrès de Vienne, Theil an einer Mediazion Aller friedlichster Art, für Preußen bey der Schweitz zu nehmen, in Betreff Neuchâtels? Neuchâtel schiede als Canton aus, würde Bundes Genoß der Eidgenossenschaft und föchte die Vertheidigungskriege derselben mit aus. Die Schweitz verlöhre also nichts an der materiellen Macht, die ihr Gewicht in der Europäischen Waagschaale bestimmt. Ich bitte um eine Mediazion, deren Anfang, Mitte und Ende friedlich seyn muß und soll.

Jetzt Gott befohlen, bester Freund

F. W. R.

11.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Sans Souci 18 Sptb. 51 Abends.

Als mein Brief an Sie schon in V. d. Heydt's Händen, mit ihm unterwegs nach Berlin war, fiel mir eine neue (nächst der Neuenburgischen die Wichtigste) Frage ein, die ich an Sie, bester Bunsen, richten wollte — hier ist sie.

Was verstehen Sie unter einer protestantischen „Manifestazion", um die „catholischen Gerüchte" zu bekämpfen?

Digitized by Google

Ich bekenne Ihnen, daß ich den Gedanken von „Manifestazionen“ unaussprechlich abhold bin. Also nehmen Sie sich zusammen, um meine Antipathie zu überwinden.

Gäbe es etwas (was nicht der Fall ist) wodurch ich Zuversicht zur Rückkehr zu friedlicheren Zuständen fassen könnte, so wäre es die Wiederaufnahme solcher Chuchottements d'oreille en oreille, mit welchen man in den 8 friedlichen Jahren meiner Regierung dahin trachtete, mich Stück vor Stück zu démoliren. Das ist Teufels Werk, lieber Freund! ausgehend von Satanskindern, die im vollen Bewußtseyn und tiefem Willen der Lüge, Lügen klug erfinden und was mehr als das ist, diese Lügen klug verbreiten — La Calomnie. cher Basile! Calomniez toujours, — il en restera quelque chose. Eine heilige Wahrheit, die ein Kind der Lüge vor der französischen Revoluzion so künstlich angebracht hat, daß dieselbe zur Lüge selbst wieder umschlagen mußte — Jemand, der wie ich, sein Amt und seinen Caracter für zu heilig hält, um die Lüge mit Lüge zu bekämpfen, hat keine Waffe als die der heiligen Geduld dagegen. So ist denn längst in Schaum verspühlt, womit man mich im 1sten Regierungs-Jahre demoliren wollte. Mein Schottischmachenwollen der Landes Kirche — im 3ten Meine Anglicanisirung derselben — und was weiß ich Alles — — Das Protestiren dagegen macht die Sache erst glaublich — qui s'excuse, s'accuse heißt es — Die Manifestazionen Andrer der Wahrheit zu Ehren, verklingen in dieser Zeit. Der würdige evangelische Geistliche von Hamm in der Grafschaft Mark, indignirt über die teuflische Wahrheits Verdrehung dessen, was bey meiner Durchfahrt daselbst vorgefallen oder vielmehr nicht vorgefallen, hat eine noble Widerlegung in der Bremer Zeitung abdrucken lassen. Nachdem das Blatt seine Inserzions Gebühren eingestrichen, hat kein andres Blatt diese Widerlegung in seine Spalten aufgenommen. — Gegen die erwähnten, verschäumten Lügen aus der guten schlechten Zeit trat Niemand auf, weil ein Jeder sich, (aus der jetzigen Fäulniß heraus) sagte: am Ende ist doch was dran? Was wollen Sie mit „Manifestazionen“ solcher Fäulniß gegenüber? — —

Nur das soll man nicht von mir verlangen, daß ich die Stimme der Warnung schweigen lasse, die ich oft erschallen lasse:

„Der Catholizismus und — horribile dictu — der Irwingianismus fressen unsere teutsche Evangelische Kirche gewiß (und zwar ihre gläubigen Theile) - - so gewiß als der Religionsfriede und Westphälische, ihr ein rechtliches Daseyn im Reich gegeben hatten, wenn wir nicht bey Zeiten zurückkehren zum heiligen Gehorsam gegen die Apostolischen Ordnungen, Lehre und Leben — Wenn wir nicht bald unsre zufällige Landes- und Nazional Kirche, mit den lebendigen Steinen der apostolischen Kirchen zu bauen beginnen — wenn wir nicht endlich der frevelhaften Thorheit rein absagen, die Kirche! deren Locus Niemand weiß und angeben kann, durch Verfassungen!!! aufbauen, diese Ausgeburthen der Zeit, (die von Allen Zeiten die am allerwenigsten dazu geeignet ist) einführen! zu wollen!!!!!!“

Digitized by Google

Das ist dann der letzte Nagel zum Sarge der teutschen Evangelischen Kirche. — Dahin aber, theuerster Bunsen, gehts im Galopp — und Sie wissen aus vortrefflichstem Bürger Munde: die Todten reiten schnell. Ohne „Liebchen" zu seyn, graut mir doch vor den Todten. Sie reiten die Kirche in's Nichts!!! Wolle Gott der Herr sie lebendig bewahren! Amen.

FW. R.

P. S. Die Loosung zum Leben der äußern Kirche, welches ja allein Alle jene Verfassungs-Dähmeleyen wollen, ist nach meiner heiligsten Ueberzeugung keine andere als die: Ausführen der apostolischen Anordnungen.

ad vocem: Manifestazion — daß ich eine solche, trotz meiner Abneigung dennoch zu machen weiß, wenn ein möglich ausführbarer Zweck vor Augen liegt, hat Ihnen wohl eine Stelle der Worte gezeigt, die ich am 23. August auf dem Zollerberge gesprochen.[1]) Sie ist der letzten Möglichkeit des Daseyns eines guten Willens im König von Württemberg geweiht — jetzt könnte er, ohne Iniziative von seiner Seite, ohne die Spuhr einer Humiliazion bey seinem nächsten Erscheinen vor den Ständen sagen: „Ich habe aus befreundetem Munde Worte vernommen, die Alle da und da von mir ausgesprochenen Besorgnisse zerstreuen." — Sagen Sie das, theuerster Bunsen, wo, wann und wie oft Sie wollen, das muß mein Zeugniß wider den alten Herrn seyn. Denn — er thuts nicht.

Ich möchte noch Näheres über die Evangelical Association wissen. Ihren und Ihrer frommen Freunde Widerstreben, dieselbe zu uns verpflanzt zu sehen und die Gründe Ihres Umstimmens von Krummacher capire ich nicht. Darin bitt' ich Sie aber auch nicht den Hauch eines Tadels zu sehen. Ich verstehe wirklich diese ganze Geschichte nicht.

Auf dem Kirch-Tag zu Elberfeld wird der herrliche Hoffmann, Ephorus von Tübingen einen Vortrag über Kirchen Gestaltung halten, der, wenn es „Ohren zum Hören" gäbe, gewaltig wirken würde. Das ist ein Mann nach meinem Herzen. Zu Hechingen hat er am Sonntag, Tags nach der Huldigung uns eine Predigt unterm Zelt gehalten, die (bis zu den Laquayen hinab) Alles entflammte und erschütterte. Ich lechze nach ihm als 4ten Dompredigter. Er wünscht es selbst. Seine Pietaet gegen seinen alten König hält ihn leider!!! noch immer ab.

---

[1]) Der Schluß dieser königlichen Rede lautete nach der Kölnischen Zeitung: „Es wurde mir in öffentlichen Blättern der Vorwurf unbegränzten Ehrgeizes gemacht, daß ich meinen Schutz benachbarten Fürsten nur wo er gefordert wurde, brachte, aber da auch ohne Zögern. (Mit gehobener Stimme:) Ich erkläre hier und wähle mit Absicht diese Stätte, Meine Hand zum Himmel emporhebend, daß ich nie meine Hand ausgestreckt habe nach fremdem Besitz, nach Ländern, die nicht Mein sind, und daß ich nicht danach trachte, was Meiner Krone nicht gebührt. Dieser Fels, dieses Volk hat seit langer, langer Zeit seinen Namen bewahrt, möge es immer so bleiben! Gebe Gott seinen Segen, daß diese Burg als Zierde des Landes erstehe; gebe er sein Gedeihen, daß dieser schwäbische Volksstamm mir die gleiche Treue, wie meine Preußen (sehr stark betont) bewahre! Das sei die Frucht der ernsten Zeit, des lautern Willens und der schönen Stunde!"

Digitized by Google

Ach wären Sie am 23. August auf dem Zollerberge gewesen! Das war mir der Eindruck eines sichtbaren GottesSegens. Sie wären dessen würdig und empfänglich gewesen.

12.

Auszug aus einem Briefe an des Prinzen von Preußen K. H.

London 20. Sept. 1851.

..... Gestern habe ich das Glück gehabt, Ew. Königl. Hoheit gnädiges Schreiben zu erhalten, nebst den beigeschlossenen Abschriften. Es ist mir ein unbeschreiblicher Trost, daß Ew. Königliche Hoheit billigen, was ich geschrieben. Die Anrede an die Deputation des Treubundes [1]) scheint eine Wirkung dieser und ähnlicher Winke zu sein, allein ich fürchte, sie wird nicht ganz die beabsichtigte Wirkung hervorbringen. — Dienstag erwarte ich den Minister von der Heydt; der König hat ihm befohlen, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, was aber erst bei der Rückkehr von Schottland möglich sein wird. Vom General-Konsul Hesse, der nach Guatemala geht, höre ich, daß Herr von Manteuffel in Verzweiflung über „Wanken der politischen Stimmung wegen der Landtagssache" ist, und sich den Tod wünscht, „um nicht zu sehen, daß die †Zeitung ihn beerbe." Nach dem was ich hier höre und beobachte, ist der Unwille sehr groß. Graf Fürstenberg und v. Bethmann-Hollweg haben das öffentliche Gewissen ausgesprochen. Es ist doch schwer zu sagen, sie seien verrückt oder Demokraten! Ew. Königliche Hoheit werden von dem Plane einer conservativ-constitutionellen Wochenschrift gehört haben, welchen v. Bethmann und einige Freunde entworfen, das Programm scheint mir sehr verständig.

Es wäre noch Zeit für den König, Sich aus der durchaus falschen Bahn zurückzuziehen; allein die Werkzeuge sind gründlich verbraucht und wer wird Minister werden wollen, so lange Gerlach und Niebuhr um den König sind! Nur um Gotteswillen, was man thun will und muß, vor dem 15. November gethan! Womöglich vor dem 15. Oktober. Ich bin entschieden für die Provinzialisirung der Gemeinde Ordnung, ich bin für eine Entfernung der Volkswahlen vom Oberhause; ja ich würde es noch jetzt für möglich halten, was ich 1844 vorschlug, den Rittergutsbesitzern eine Entschädigung zu zahlen, in Staatsschuldscheinen, als Siegel einer politischen Versöhnung. Ich bin überzeugt, der

[1]) In der zu Potsdam, etwa am 11ten Septbr. 1851 gehaltenen Rede des Königs an den Treubund heißt es nach einer gleichzeitigen Zeitungs-Notiz: „In viel ernsterer Weise aber müsse er beklagen, daß seine Feinde (es wären dieselben, die der Treubund so wacker bekämpfe) sich auch der schlechtesten Mittel nicht schämten, um ihn und die Königin zu verdächtigen und ihnen das Zutrauen ihrer Unterthanen zu stehlen. So werde jetzt wieder die boshafte Lüge verbreitet, er und die Königin wollten zum Katholizismus übergehen. Er sei allerdings an diese aus der Hölle stammende Angriffsweise nun schon gewöhnt. Man habe sie seit dem Beginn seiner Regierung gegen ihn in Anwendung gebracht und es hätte immer eine Lüge die andere abgelöst." Nach einer Aufzählung der verschiedenen Verleumdungen, denen Er ausgesetzt gewesen sei, ermächtigt Seine Majestät die Anwesenden, das neue Gerede überall als Lüge zu bezeichnen.

Digitized by Google

König könnte das mit einem Ministerium, welches Vertrauen einflößt, noch in der nächsten Sitzung erlangen, aber gewiß nicht später, ohne die entsetzlichsten Gefahren für die Zukunft. Diese Zukunft, gnädigster Herr, ist die Ihrige wahrscheinlich, jedenfalls die Ihres Hauses. —

Wenn v. Bethmann-Hollweg sollte zu bewegen sein, das geistliche Ministerium zu übernehmen, so würde sich auch ein Minister des Auswärtigen finden, den jetzt der König macht. Usedom, Pourtalès, Bernstorff sind die drei Möglichkeiten.

Möge Gott Ew. Königlichen Hoheit baldige volle Herstellung gewähren und die rechte Freudigkeit zu einer „rettenden That" in Berlin.

Die Königin sendet mir soeben die Einlage von der Princeß Royal.

In ehrerbietigster und treuester Ergebenheit ....

Bunsen.

13.

Bunsen an den Prinzen Albert.

London 20. Sept. 1851.

Ew. Königlichen Hoheit habe ich die Ehre zu melden, daß der König dem Handelsminister, Herrn von der Heydt befohlen hat, sich hierher zu begeben, um die große Ausstellung, und was damit zusammenhängt, in Augenschein zu nehmen. Er kommt sogleich. — Dieses ist eine gute Demonstration, da in gewissen Kreisen die Ausstellung taboo ist, und verdächtig wer dorthin geht. Bethmann-Hollwegs Eingang zu seinem Proteste: „Soeben aus England zurückkehrend," ist in den Kreuzzeitungen hinlänglich commentirt worden!

Es ist mir also erfreulich, daß der König diesen Befehl dem Minister gegeben hatte. „Er würde doch wegen überhäufter Geschäfte nicht kommen können."

Der König befiehlt mir nun zu sehen, ob Herr von der Heydt Ihrer Majestät und Ew. Königlichen Hoheit könne vorgestellt werden, und dann auch ihn den nöthigen Staatsministern vorzustellen.

Was nun die Vorstellung bei Ihrer Majestät betrifft, so sehe ich wohl nicht ein, wie das werde geschehen können, anders als etwa während des Aufenthaltes hier zwischen dem 11ten und 15ten, den ich voraussetze.

Von Ministern ist jetzt Niemand hier, weder Lord John noch Lord Palmerston, noch Lord Clanricarde (wir sind beim Abschlusse eines Postvertrages, den ich hier eingeleitet, und dort schmackhaft gemacht habe), noch Lord Granville noch Mr. Labouchere. Herr v. d. Heydt kommt nächsten Dienstag den 23ten d., und will einen Abstecher machen, „nach den Manufakturdistrikten". Er könnte also dieses vielleicht in der Zwischenzeit thun, nachdem er sich hier vorläufig umgesehen? —

Es wäre mir sehr lieb, wenn Ew. Königliche Hoheit ihn sehen könnten Er ist das einzige in England ostensible Gesicht unsres Ministeriums. Vorsteher eines der reichsten Häuser in Elberfeld, aus einer alten, angesehenen, würdigen Familie, war Seine Excellenz bis 1848 überaus liberal, und ist es auch wohl noch jetzt ein wenig. Er wird von der Junker- und Russisch-Oesterreichischen

Digitized by Google

Partei geduldet, weil er Vertrauen im Handelsstande genießt (trotz vieler geschossener Böcke), und weil der König persönlich ihn nicht fahren lassen will. Er thut dem etwas ehrgeizigen, und wie man sagt, eitlen Manne, dadurch eben keine Gewalt an. Er bleibt ohne Widerstreben und opfert sich auf. Ich halte ihn sogar für lebensfähig, wenn Bethmann u. Co. ein neues Ministerium bilden, wie sie vorhaben. Er sowohl als Pourtalès haben mir den ehrerbietigsten Dank aufgetragen für Ew. Königlichen Hoheit gnädigen Gruß, und jedenfalls ist seine Anwesenheit in diesem Zeitpunkte wichtig und gut. Vielleicht lassen Ew. Königliche Hoheit mich also Ihre Befehle in dieser Beziehung wissen.

Ehrerbietigst ....

Bunsen.

14.

Bunsen an Prinz Albert.

London 20 Sept. 1851.

Ew. Königlichen Hoheit erlaube ich mir einen gestern eingegangenen Brief des Prinzen von Preußen zu Hochgeneigter Kenntnißnahme zu überreichen.

Da der Prinz sich darin auf einige Depeschen mit dem Feldjäger vom 1sten d. M. bezieht, so nehme ich mir die Freiheit, die mir von ihm zurückgesandten Abschriften ebenfalls beizuschließen, falls Ew. Königliche Hoheit einen Blick auf die eine oder andere zu werfen Lust und Muße haben sollten.

Ich fühlte mich zu dem kirchlich-religiösen Nothrufe im Gewissen angetrieben durch die immer zunehmenden Mißgriffe in diesen gefährlichen Sphären. Herr von Raumer ist ein durchaus unwissender und unfähiger Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, und blindes Werkzeug der pietistischen Junkerpartei, welche den König umgiebt. Durch dieses Prisma wird jeder Gedanke des Königs verzerrt, und der Gedanke selbst ist wohl nicht immer der richtige. Alle Besucher der Ausstellung melden die wirklich thörichten Besorgnisse der protestantischen Bevölkerung. Lord Cowley hatte mir auch selbst in diesem Sinne gesprochen. — —

Der Bericht hat den König offenbar zu der neulichen Ansprache an den Treubund bewegt, ich sehe nicht ein, wozu das helfen soll! Es ist eine leidige Täuschung, daß die Demokraten solche Gerüchte verbreiten, also ist jeder, welcher solche Besorgnisse hegt, ein Demokrat, ein Gotteslängner, Königsmörder. Des Prinzen von Preußen Warnungen haben, auf diesem Felde, wenig Gewicht beim Könige, aus der Ihnen bekannten Ansichtsverschiedenheit.

Meine beiden anderen Berichte hatten den Zweck, einige andere Dunstwolken zu zerstreuen, die sich, nach sicheren Berichten, um den König gesammelt haben. Sie kommen natürlich von Osten und Nordosten. —

Die hannoversche Zolleinigung ist ein großes und erfreuliches Ereigniß. Es ist die Geschichte der sibyllinischen Bücher. Mieux tard que jamais! — Ich glaube, Hamburg wird beitreten, und dann auch vielleicht Holstein. Der Beitritt für Holstein wäre unter gegenwärtigen Umständen der deus ex machina für die Dänen, um ein leidliches Verhältniß herbeizuführen; allein wer weiß, ob sie

Digitized by Google

., gerade auch von hier, zum Gegentheil getrieben werden, obwohl die hiesigen Aeußerungen billig klingen. Der Hauptgesichtspunkt bleibt immer dieser, handelspolitisch:

> Der Zollverein mußte sich entweder zu Oesterreich wenden oder zum Steuervereine. Jenes hieß Protectionismus und Prohibitivsystem, dieses heißt Annäherung zum Freihandel.

Politisch aber heißt es Verstärkung des protestantischen Norddeutschland. Das sah auch Aberdeen ein; allein, wird Colonel Hodges [1]) es einsehen wollen! — Bayern wird nicht ausscheiden, weil es nicht kann! — —

Playfair hat mir im Vertrauen den Commentar zu dem vor 14 Tagen in den Times abgedruckten Vorschlage wegen der Industrial University gegeben. — — Sehr allgemein und stark ist das Verlangen nach einer religiösen Feier zum Schlusse der Ausstellung. Man sagt, die Minister seien dagegen, da es ihnen unbequem wäre, hierher zu kommen! Wer kann das ernsthaft glauben, da die Königin und Ew. Königliche Hoheit hier sein werden um diese Zeit! Ich gestehe, mir scheint, ohne Dank und Klang wegzugehen, nachdem man den so innig und feierlich erflehten Segen in so reichem Maße empfangen, nicht „recht und würdig". Einfacher kann nicht leicht etwas sein als die Einweihungsfeier es war. Darf etwas anderes als Händels Tedeum gegeben werden, so wäre Mendelssohn's Lobgesang, wie man ihn in England giebt, und mit solchem Erfolge! das Packendste. Sie wissen, daß er in dem Texte den Kampf und die Wehen der neuen Zeit (zum Jubiläum der Buchdruckerkunst 1840), das Ringen des Geistes nach Freiheit und Licht, hat ausdrücken wollen. Und wie hat er es ausgedrückt! Ich halte den Lobgesang für sein eigenthümlichstes Werk, weil es ganz aus der Gegenwart und der persönlichen Eigenthümlichkeit geschöpft ist, ohne alles Vorbild. Verzeihen Ew. Königliche Hoheit diese Herzensergießung Ihrem

ewig dankbar ergebenen

Bunsen.

15.

Prinz Albert an Bunsen.

Ew. Excellenz sage ich meinen herzlichsten Dank für Ihre interessanten Mittheilungen. Die Art und Weise wie in Deutschland von den Regierungen und Regenten verfahren wird, ist himmelschreiend. Ihnen würden die Haare zu Berge stehen, wenn Sie hören könnten, was der König (Ihr Herr) dem Prinzen Friedrich von Württemberg gesagt hat, als dieser die Versöhnung zwischen beiden Königen anzubahnen versuchte!

Wir kommen am 11ten October in Windsor an und werden uns dann dort fixiren. Sollte der Minister von der Heydt dann noch in England sein, so werden wir ihn gerne sehen. —

[1]) Zu jener Zeit britischer General-Konsul in Hamburg, — ein leidenschaftlicher Antideutscher.

Digitized by Google

Playfairs Plan, so wie alle, die ich gesehen, sind mir zu klein, zu eng; ich habe einen größeren, der jene in sich schließt, Niemand will aber recht anbeißen.

Hochachtungsvoll

Ihr getreuer

Albert.

Balmoral 23/9 51.

16.

Bunsen an König Friedrich Wilhelm IV.

London 2. October 1851.

Ew. Majestät liebevolle Zeilen, welche der Handelsminister mir überbracht, haben mein Herz so tief gerührt, daß ich sogleich hätte zu meinem Königlichen Herrn fliegen und Ihm die fürstliche Freundeshand hätte küssen können. Aber auch heute noch muß ich mich enthalten, auf die beiden herrlichen Briefe zu antworten, ich werde, wie mir befohlen, die Antwort durch den senden, welcher sie mir überbracht.

Nur eines muß ich heute schon berühren. Es war eine wahre Eingebung, daß Ew. Majestät mir einen Wink gegeben über Ihre Gesinnungen hinsichtlich des Königs von Württemberg. Dunkle und schwarze Gerüchte hatten sich bereits verbreitet; nicht durch die Londoner Demokratie, die gar nichts für Ew. Majestät bedeutet, sondern durch hohe Personen zu hohen Personen. Es waren bis zur Königin, — — Berichte gelangt von Worten, welche Ew. Majestät dem Herzog Friedrich von Würtemberg gesagt haben sollten. Gerade am Tage, wo Ew. Majestät Briefe eingingen, wurde mir darüber von lieber Hand und aus Liebe Kunde gegeben, und ich konnte nun gleich dem Berichte den Giftstachel ausziehen, indem ich Ew. Majestät goldene Worte abschrieb.

Das Nähere werde ich erfahren am 13ten, wo ich die Königin in Windsor zu sehen hoffe, und am 16ten mit Herrn von der Heydt (der hier sehr wohl gefällt und sich vortrefflich nimmt) berichten.

Ew. Majestät Worte zum Treubunde werde ich, wie es meine Pflicht ist treu vertreten, aber ich habe Ew. Majestät nicht geschrieben, daß das Gerücht vom Katholisiren „von der Londoner Demokratie" kommt. Von dieser weiß ich nichts, als was ich pflichtschuldigst lesen muß und dabei sage ich mir „tu guarda e passa". Es ist längst dem Tode verfallen. Nein, gnädigster Herr, englische Gesandte haben es berichtet, der Königin von Großbritannien berichtet, und diese hatten es nicht von Demokraten, sondern aus der Gesellschaft, in welcher sie leben. Ueber alles dieses mehr im nächsten Schreiben. Ich halte hier Wacht .....

Bunsen.

17.

Auszug aus einem Briefe Bunsens an des Prinzen Albert K. H.

London 11. Oct. 1851.

— — Gestern war ich mit 46 000 im Crystallschlosse. Wir sind mit jauchzendem Herzen dem Triumphzuge der Königin und Ew. Königlichen Hoheit

Digitized by Google

durch die Reihen eines ehrfurchtsvollen und treuen, großen und freien Volkes gefolgt; welch eine Lehre für die Dynastien des Festlandes! Der Artikel in der Times von gestern ist der Ausdruck des Nationalgefühls. Die armen Völker sehnen sich mehr als je nach zwei großen Himmelsgaben, die man ihnen verkümmert oder verleidet: Religion und Monarchie! — Bei uns werden die schwarzen Wolken vorbeiziehen, der König, auf's Äußerste gedrängt von Kaiser und Junkern, hat sich auf Gewissen und Ehre zurückgezogen, und Friedrich Wilhelm IV. wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen.

Humboldt hat am 83sten Geburtstage den Schlußbogen des 3ten Bandes des Kosmos im Drucke revidirt und den Entschluß gefaßt, in einem vierten Bande seine letzten Worte über Welt und Menschheit auszusprechen. Er hat mir dies wenige Tage nachher, schon mitten in der Arbeit in einem jugendfrischen, sehr merkwürdigen Briefe mitgetheilt.[1])

18.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen.

Charlottenburg 28. Dez. 51.

Mein bester Bunsen. Sie haben Lord John Russell zu erklären, daß Lord Palmerstons Austritt alle Bedenken beseitigt, die mich bewogen, mich den Noten Oesterreichs und Rußlands, in Betreff der Flüchtlings Sache, anzuschließen. Das muß vor der Hand confidenziell geschehen. Den näheren Anweisungen aus meinem Auswärtigen Amte werden Sie entgegensehen.

Vale

F W R.

Ein Besuch bei Sir Henry Irving.

Von

Baronin von Zedlitz (London).

Ein wunderbares Leben, reich an Kämpfen, Schwierigkeiten, Abenteuern, Erfolgen, Ehren und Ruhm ist das Henry Irvings gewesen, zwanzig Jahre fruchtbarer Arbeit am Lyceumtheater in London umfassend; ein den Interessen der Kunst gewidmetes Leben ehrlicher Arbeit, das endlich seinen Lohn in einer offiziellen Anerkennung gefunden hat, die dem großen englischen Schauspieler von seiten der Krone zu teil geworden ist. Viele mit Titeln geschmückte Schauspieler sind zu verschiedenen Zeiten dieses und des vergangenen Jahrhunderts

[1]) Der hier erwähnte Brief vom 28. September 1851 ist auf S. 136—141 der „Briefe von Alexander von Humboldt an Bunsen" (Lpz. 1869) veröffentlicht worden. Nicht bloß den vierten, auch den fünften Band vollendete der wunderbare Greis.

Digitized by Google

über die englische Bühne stolzirt; aber wie viele von diesen haben ihre Ehrentitel wirklich ehrlicher Bühnenarbeit zu verdanken gehabt.

Als im Mai dieses Jahres das herkömmliche Verzeichnis der sogenannten „Geburtstagsehrungen" in den Zeitungen erschien, nahm das englische Publikum mit Freude und Beifall die Thatsache hin, daß es den Namen Henry Irvings, des Leiters und langjährigen hervorragenden Darstellers des Königlichen Lyceumtheaters enthielt.

Seine Laufbahn war, wie die der meisten Schauspieler, reich an Entbehrungen, Hemmnissen und Enttäuschungen, aber seine feste und standhafte Ausdauer und sein unverbrüchliches Festhalten an strenger Disziplin haben ihm mit Recht zu der hohen Stellung verholfen, die er jetzt einnimmt. Er hat in den Tagen des Kampfes nie den Mut sinken lassen und niemals gab er ein Vorhaben auf, das ihm ausführbar erschien; seine Hand war stets bereit, das wenige, das er hatte, mit seinen Mitarbeitern zu teilen; für jeden, der sich in Trübsal befand, hatte er Worte des Trostes und der Ermunterung bereit, und so hat er sich, unterstützt von Tugenden wie Ergebung, Mut und Beständigkeit, nicht nur selbst den Weg vorwärts gebahnt, sondern auch für andere gekämpft und ihnen wie sich selbst weiter geholfen, und das Resultat ist, daß kein Schauspieler der Gegenwart von seinen Kameraden mehr geehrt und geliebt wird als er.

Wenn ich eine Schilderung der Persönlichkeit und Umgebung des Schauspielers entwerfen soll, bin ich leider nicht im stande, eine Darstellung seiner eigentlichen Häuslichkeit zu geben, denn Sir Henry findet sein „Heim" zumeist auf der Bühne seines Theaters. Ich kann mich, was ihn anlangt, nicht in überschwenglichen Schilderungen der Schönheiten seines Heimwesens ergehen, denn er lebt ganz bescheiden in einer ruhigen Wohnung in Grafton Street, Bond Street; seine Empfangsabende, welche er in fürstlicher Weise abhält, finden ausnahmslos auf der Bühne des Lyceumtheaters, in dem hinter der Bühne gelegenen Beefsteakzimmer, oder in irgend einem vornehmen Hotel, oder in einem öffentlichen Saale statt. Sir Henry Irving ist ein unermüdlicher Gastgeber. Erst nachdem die ermüdende Arbeit der Vorstellung des Abends vorüber und abgethan ist, fängt sein Abend an, das heißt, dann ladet er einige intime Freunde ein, sich um seinen gastfreien Tisch zu versammeln, und etwa von Mitternacht an, das heißt, von der Stunde, von der unsere Aerzte sagen, daß wir sie nur im Traume schlagen hören dürften, bis zu den frühen Morgenstunden des nächsten Tages, unterhalten wir uns und lauschen mit dem größten Interesse den reizenden Anekdoten Sir Henrys. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Abends, den ich in Henry Irvings Gesellschaft zubrachte, als der liebe, verehrte Abbé Franz Liszt uns mit seiner Gegenwart beehrte, eine der letzten gesellschaftlichen Vereinigungen, denen der Meister in England beiwohnte, ehe er uns auf immer verließ. Sir Henry hatte sich mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit bei einem intimen Freunde des Abbés darnach erkundigt, welches seine Lieblingsgerichte seien, und das Entzücken des Meisters war groß, als man ihm ein dampfendes Gulyas vorsetzte und daneben das heimatliche „Ungarisch Pörkelt"

Digitized by Google

Paprikaspeisen und andere Lieblingsgerichte, nicht zu vergessen die feinsten ungarischen Weine und Delikatessen, die nur zu bekommen waren. Dieses Souper fand statt nach der neunundneunzigsten Vorstellung des „Faust", welcher der Abbé in Gesellschaft verschiedener hervorragenden und bevorzugten, ihm zu Ehre eingeladenen Persönlichkeiten beigewohnt hatte.

Indessen, „Revenons à nos moutons!" Es war gerade bei einem derartigen gemütlichen Souper innerhalb der lieben, vertrauten Wände des Beefsteakzimmers, wie ich es oben beschrieben habe, daß ich das Glück hatte, mit dem größten englischen Schauspieler über seine Carrière zu plaudern.

Henry Irving wurde am 6. Februar 1838 in Keinton bei Glastonbury in Somersetshire geboren. Sein Familienname ist Brodribb. Während seiner Kindheit lebte er in Cornwall bei seiner Tante Penberthy, der Schwester seiner Mutter, deren Mädchenname Sarah Behenna war, und dort, inmitten von Bergleuten und Bergbeamten, die ihr Leben in einer öden und wilden Gegend zubrachten, lernte er erst kennen, was Disziplin und harte Arbeit heißt. Seine Tante war eine Frau von starrem, unbeugsamem Charakter und strengen Grundsätzen. Sie erzog den Knaben mit fester, entschiedener Hand, lehrte ihn von seiner frühesten Kindheit an, an Ehre, Wahrheit und Aufrichtigkeit festhalten und brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß für seinen Unterhalt zu kämpfen und zu arbeiten, gewissenhaft und unermüdlich zu sein, der einzige Weg sei, auf welchem ein Mann Erfolg erringen könne, was für einen Beruf er auch erwähle.

Henry Irving erwies sich unter ihrer Anleitung als ein gelehriger Schüler. Sein angeborenes Streben trieb ihn an, auch ohne äußere Beeinflussung ernst und fleißig zu sein, und schon auf der Schule zeichnete er sich so sehr durch seine Leistungen und besonders durch seine mündlichen Vorträge aus, daß er seinen Schulkameraden beständig als ein Muster wirklichen Fleißes und Lerntriebes vorgehalten wurde.

„Ich möchte wissen, ob sie so müde sind, von mir zu hören, als ich es bin, von mir selbst zu sprechen," sagte unser Wirt mit einem Lächeln, wie es selten bei ihm vorkam, einem Lächeln, das sein sonst ernstes, und zu Zeiten sogar trauriges Gesicht aufhellte. Wir saßen nach dem Souper um sein großes Feuer, in welchem der Weihnachtsblock brannte, und wir erwarteten von ihm, daß er uns so viele interessante Thatsachen über sich selbst erzählen sollte, als ihm nur abzulocken seien.

„Schon im Knabenalter," fing Sir Henry an, indem er mit einer mächtigen Cigarre zwischen seinen Lippen Platz nahm — ein sicheres Zeichen, daß er sich gemütlich fühlte — „hatte ich eine Vorliebe für alles, was mit dem Drama und der Bühne zusammenhing. Als ich die Schule verließ, wurde entschieden, daß ich Kaufmann werden sollte, und ich kam auf das Comptoir der Herren Thacker, Händler mit indischen Waren in Newgate Street. Ich war damals vierzehn Jahre alt und blieb vier Jahre auf diesem Comptoir. Aber meine Gedanken wanderten immer von meinem Arbeitstische weg zu der Bühne, und ich las nichts als Gedichte und Schauspiele und machte Pläne, wie ich das höchste Ziel meines Strebens, Schauspieler zu werden, erreichen könnte."

Digitized by Google

„Können Sie sich noch erinnern, Sir Henry, in welchem Theater Ihnen der erste Beifall zu teil wurde?“ fragte ich.

„O ja, ich besuchte zuerst eine Vortragsschule, unter Leitung von Henry Thomas, in welcher die Schüler Stücke ihrer eigenen Wahl vorzutragen hatten, und in der zur Kritik aufgefordert und solche auch bereitwillig gewährt wurde. Das kleine Sohotheater, in welchem ich zuerst in Stücken wie ‚The Iron Chest‘ (die eiserne Kiste) und Tobins‘ ‚Honeymoon‘ (Flitterwochen) auftrat, war der Schauplatz meines Debüts auf der öffentlichen Bühne.“

„Wer hat sie zuerst in Ihren Ideen vom Schauspiel beeinflußt?“ fragte ich dann. „Hatten Sie ein Ideal, das Sie sich innerlich zum Muster nahmen?“

„Ich bewunderte das Spiel von Phelps sehr,“ sagte mein Wirt, „und ich kann mich noch lebhaft gewisser Gesten und Geziertheiten desselben erinnern, die auf mein Gemüt Eindruck machten, und welche bis zu diesem Tag in mir haften geblieben sind. Meine Passion für die Bühne war nicht ein vorübergehender Einfall oder bloße Laune, denn ich unterwarf mein Talent einer sorgfältigen Prüfung und ging nie in ein Schauspiel, ohne vorher die Rollen desselben ordentlich studirt und sie mir in meinem Innern nach der Anschauung, die ich von der Intention des Autors hatte, zurechtgelegt zu haben.

„Die Stücke Shakespeares bildeten mein größtes Entzücken, denn sie gewährten mir mehr Belehrung als irgend welche andere, hauptsächlich um sie zu studiren, besuchte ich die Schauspielhäuser.

„Eines Morgens wurde ich von einem gütigen Freunde, der sich lebhaft für mich interessirte, Phelps vorgestellt, und nachdem der große Schauspieler sich meine armseligen Leistungen, mit der verdrossenen Teilnahmlosigkeit, wie sie in seinem Wesen lag, angesehen hatte, wendete er sich ganz ernsthaft zu mir und sagte: ‚Junger Mann, bleiben Sie der Bühne fern; es ist ein schlechter Beruf.‘

„Mein Freund, der niemand anderes als Hoskins, der wohlbekannte Theaterdirektor, war, glaubte, daß ich eine Zukunft habe; der gute, alte Kerl! Aber meine Mutter that wie andere alles, was sie konnte, um mich daran zu verhindern, mich den Wechselfällen und Gefahren, die das Leben eines Schauspielers mit sich bringt, auszusetzen, ein Beruf, zu dem sie wenig Vertrauen hatte.“

„Sie waren indessen nicht davon abzuhalten,“ unterbrach ich ihn; „der Würfel war gefallen, und Sie waren entschlossen, Erfolg zu erringen. Ich vermute, sie arbeiteten sehr eifrig an der Aufgabe, die Sie sich selbst gestellt hatten?“

„Ja, es ist wahr, ich arbeitete gehörig, lernte eine Unmenge Rollen auswendig und studirte und übte beständig. Ich besuchte auch regelmäßig eine Fechtschule, denn ich glaubte, und glaube noch heute, daß diese Kunst ein wichtiger Teil der Ausbildung des Schauspielers ist, wenn er sich eine natürliche und ungezwungene Bewegung der Haltung anzueignen wünscht!“

Dann kamen wir zu einem wichtigen Vorfall im Leben des Schauspielers, zur Gelegenheit seines ersten Auftretens in einer bedeutenden Rolle. Das war am 29. September 1856 in Sunderland der Fall. John Henry Brodribb, der endgiltig den Namen Henry Irving angenommen hatte, trat als Herzog

Digitized by Google

von Orleans in „Richelieu“ auf. Seine ersten Worte waren: „Ich trinke auf den Erfolg unseres Unternehmens!“ ein Ausspruch, der für sein Streben und seinen Erfolg etwas Prophetisches an sich hatte. Man hat gesagt, er habe an jenem Abende von seinem prächtigen weißen Federhut herab bis auf die Fußspitzen geradezu wie ein Bild ausgesehen, und obgleich er das Lampenfieber hatte und schrecklich nervös war, gelang es ihm doch, seine Rolle mit Ehre durchzuführen, und so trat er in allem Ernste und mit allem Eifer eine Laufbahn an, die in später Zeit für ihn eine so ruhmgekrönte werden sollte.

Es würde schwer halten, eine Vorstellung von der riesigen Arbeit zu geben, der sich der ernste und entschlossene junge Mann damals unterwarf, während er sich abmühte „die Profession zu erlernen!“ Seine erste Erfahrung erwarb er sich in verschiedenen schottischen Theatern, wo er, es scheint fast unglaublich, nicht weniger als dreihundertundfünfzig Persönlichkeiten darstellte!

Hier muß erwähnt werden, daß Henry Irving im Anfang seiner Laufbahn mit vielen „Sternen“ zusammentraf und spielte, deren Namen seitdem in der Theaterwelt sprichwörtlich geworden sind; zum Beispiel mit Helen Jancit, Madame Céleste, Robson, Charles Mathews, Toole, Vandenhoff und Miß Cushman, der amerikanischen Tragödin. Unter der Direktion Murrays, des schottischen Direktors, wurden viele Städte von der Truppe besucht, in der Henry Irving schnell ein hervorragendes Mitglied wurde, und bei welcher er zwei und ein halbes Jahr blieb, die Vorteile jener wundersamen und förderlichen Disziplin sich zu eigen machend, durch die allein man die Schauspielkunst zu beherrschen lernt, das heißt die Verkörperung der oben erwähnten ganzen Reihe von Charakteren.

„Ich arbeitete vergnügt weiter,“ sagte Sir Henry, auf seine Edinburgher Jahre anspielend, „während mein Name nach wie vor in zweckmäßiger, aber obskurer Weise auf dem Theaterzettel figurirte. Nichts ereignete sich indessen, was den Direktor auf die Idee hätte bringen können, meinen Gehalt zu verdoppeln, obgleich er nicht versäumte, mich zu versichern, daß ich dazu bestimmt sei, eine bedeutende Stellung einzunehmen! Meine Gage betrug zu jener Zeit dreißig Schillinge die Woche, damals der gewöhnliche Satz für sogenannte ‚jugendliche Liebhaber‘!“

Irving denkt mit Vergnügen noch an jene alte Zeit in Edinburgh und spricht gern von ihr. In der schottischen Hauptstadt wird er jetzt noch mit liebevoller Teilnahme aufgenommen, und die verschiedenen wissenschaftlichen Vereine der Stadt, philosophische und andere, sind stets froh, Belehrung und Unterhaltung aus seinem Munde entgegenzunehmen.

Lustige Geschichten aus seiner Vergangenheit erzählt er in humoristischer und ansprechender Weise. So die folgende: Er wurde einmal nach Dublin berufen, um einen andern Schauspieler, der, wie man ihm gesagt, plötzlich krank geworden war, zu vertreten. Als Irving auf der Bühne erschien, begrüßte man ihn von allen Seiten mit Ausrufen des Unwillens, mit Lärmen und mißbilligenden Aeußerungen, und der Direktor mußte wiederholt die Vorstellung unterbrechen und vor den Vorhang treten, um das Publikum zu beschwichtigen. Henry Irving

Digitized by Google

hielt tapfer auf seinem Posten aus und nahm die schlechte Behandlung von seiten des Publikums in so gutmütiger Weise hin, daß er am Ende seines Engagements erfuhr, er habe allerseits den besten Eindruck gemacht. Die Ursache seines stürmischen Empfangs lernte er erst später kennen. Sein Verbrechen bestand darin, daß er die Stelle eines entlassenen Schauspielers eingenommen hatte, der seinen Stachel, in diesem Falle seine Anhänger, zurückgelassen hatte!

Verlockt von der Aussicht, ein Londoner Engagement zu erhalten, entschloß sich Henry Irving, Edinburgh zu verlassen. Im Jahre 1859 gab er seine Abschiedsvorstellung als „Claude Melnotte" und empfing dabei Zeichen herzlichster Teilnahme. Er sagt, er wird immer mit Dankbarkeit an die Schotten denken, da sie die ersten waren, die ihm Ermutigung gaben.

Unter seinen schottischen Geschichten ist folgende besonders rührend. Ich will versuchen, es in seinen eigenen charakteristischen Worten wiederzugeben:

„Einmal hatten wir ein Engagement an einem schottischen Provinztheater, und unser Direktor wählte ein gutes, altes Stück, ‚Cramond Brig'.

„Während der Probe machte unser jovialer Direktor bekannt, daß er uns an diesem Abend in der Hauptscene mit einem wirklichen Souper regaliren werde. Keine Pappe und Petersilie, sondern einen echten Hammelskopf mit einem ‚Tröpfchen echten Schottischen'! Er hielt sein Versprechen, und am Abend wurde der wirkliche Hammelskopf hereingebracht, dampfend und von gelben und weißen Rüben umgeben, und ebenso der ‚Tropfen Schottischen', der sich als eine sehr willkommene Zugabe erwies.

„Das ‚Nachbarskind', eine wichtige Rolle in dem Stück, kam herein und setzte sich neben mich. Es war ein hübsches Mädchen von ungefähr neun Jahren, mit traurigem Blick. Als ich während des Essens den Whiskey herumreichte, neigte sie sich zu mir herüber und sagte: ‚Bitte, geben Sie mir auch ein wenig.' Ich sah sie überrascht an. Sie sah so ernst aus, daß ich antwortete: ‚Morgen, Kleine, sollst Du, wenn Du es durchaus wünschst, einen Fingerhut voll haben'.

„Der nächste Tag kam, und während des Spieles zog das Kind einen Fingerhut aus der Tasche und hielt ihn mir hin. Ich sagte: ‚Was ist das?' — ‚Ein Fingerhut.' — ‚Was soll ich denn damit thun?' — ‚Sie sagten, Sie wollten mir einen Fingerhut voll Whiskey geben, wenn ich es durchaus wünschte, und ich wünsche es wirklich!' — Sie sagte dies so natürlich, daß die Zuschauer lachten und Beifall klatschten. Der Müller am andern Ende des Tisches starrte uns verwundert an, aber wir waren beide klug genug, den unerwarteten Effekt als einen Teil des Stückes hinzustellen. Ich füllte den Fingerhut, und das Kind trug ihn zurück zu seinem Platze am Tische. Kurz darauf sah ich sie den Inhalt des Fingerhuts in ein winziges Fläschchen gießen, das sie bei sich hatte, und dasselbe in die Tischschublade legen. Als der Direktor nach dem Fallen des Vorhangs hervorkam, streichelte er dem Kinde den Kopf und sagte: ‚Ei, ei, meine Kleine, Du bist ja ein wirkliches Genie! Deine Improvisation war das Beste im Stücke. Aber trinke den Whiskey nicht, mein Kind, denn wir müssen das jeden Abend so machen! Trinke mir nur den Whiskey nicht!'

Digitized by Google

„‚O nein, Herr Direktor, ich werde es nicht thun! Ich verspreche Ihnen, ich werde es nicht thun!‘ Und die Kleine lief in ihre Garderobe.

„‚Cramond Brig‘ wurde mit Erfolg sechs Abende gegeben, und das kleine Fräulein bekam immer ihren Fingerhut voll Whiskey. Jedesmal goß sie ihre paar Tropfen zu dem übrigen und pfropfte es fest zu, wie vorher. Das kleine Ding gefiel mir, und ich interessirte mich für sie. Ich fragte sie nach ihren Verhältnissen, allein sie verweigerte jede Auskunft. Als ich wissen wollte, wozu sie den Whiskey brauchte, erötete sie so sehr, daß ich nicht weiter in sie drang. Ich beschloß indessen, es auf eigene Faust ausfindig zu machen, und nachdem die Vorstellung vorüber war, beobachtete ich die Kleine, wie sie aus dem Theater ging. Armes Kind! Es war betrübt, sie so dahinkaufen zu sehen, ohne einen Vater oder Bruder, der sie nach Haus gebracht hätte. Es war die alte Geschichte: keine Mutter und einen Trunkenbold zum Vater! Ich folgte ihr in sicherer Entfernung und sah sie in ein baufälliges Haus treten und die gemeinsame Treppe hinaufsteigen. Ich tastete mich den Weg hinauf, so gut ich es vermochte, und sah sie in eine dumpfe, ärmliche Kammer gehen. Ein paar Funken im Kamin ließen mich einen kränklichen Jungen erkennen, der von seinem Platz auf dem Boden vor dem Feuer auf sie zukroch.

„‚Cissy‘, sagte er, ‚ich bin froh, daß Du da bist, ich fürchtete, Du kämst gar nicht wieder.‘

„Sie nahm ihn in ihre Arme, küßte ihn zärtlich und holte aus ihrer Tasche den Whiskey, indem sie sagte: ‚O Willie, ich wünsche es wäre mehr, so daß er den Schmerz ganz vertreiben könnte.‘

„Sie rieb die mageren Schultern des Knaben mit dem Spiritus, bis die beruhigende Bewegung den müden Dulder auf ihrem Schoße in Schlummer versenkte. Ich warf noch einen Blick auf das rührende Bild, als meine Stiefel knarrten und ein Paar erschreckter Augen mich anblickten. Den Finger auf die Lippen legend, schlich ich weg.

„Unterwegs begegnete mir ein Mann, der in einem Zustande trunkener Gefühllosigkeit die Treppen hinaufkroch. Ich folgte ihm und sah ihn mit einem Fluch in das Zimmer taumeln.

„‚Was machst Du da? Steh auf, sage ich Dir!‘ rief er ihr mit roher Stimme zu. ‚Steh auf!‘

„‚Ich kann nicht, Vater, Willies Kopf liegt auf meinem Schoß!‘

„‚Steh auf!‘

„Das Mädchen neigte den Kopf tiefer und tiefer.

„Ich konnte es nicht länger ertragen und trat ein. Der Unmensch war schon auf dem Bette in eine trunkene Betäubung verfallen. Das Kind schlich leise auf mich zu und sagte: ‚O mein Herr, man sollte Geheimnisse bewahren können, besonders wenn sie andere Leute angehen, nicht wahr?‘

„‚Ich werde Dein Geheimnis wahren,‘ antwortete ich bereitwillig, ‚aber wenn Du etwas brauchst, so mußt Du es mir sagen.‘

„Sie neigte sich über meine Hand, die sie küßte, und ich ging.

Digitized by Google

„Den nächsten Abend war sie zu schüchtern, sich Whiskey zu fordern, und ich sorgte, daß sie genügend bekam.

„Am letzten Abend unseres Engagements sah sie glücklicher aus, als ich sie je gesehen hatte. Als sie kam, den Whiskey zu holen, hielt sie mir den Fingerhut hin und flüsterte mir mit blassen, bebenden Lippen zu: ‚Sie brauchen heute nur so zu thun, als ob sie mir welchen gäben.‘

„‚Warum?‘ fragte ich.

„‚Weil er keinen mehr braucht. Er ist tot!‘ . . .“

Als Irving Schottland verließ, wurde ihm ein Engagement in London angeboten, aber obgleich es für die Zeit von drei Jahren sein sollte, war der junge Schauspieler doch so gewissenhaft, es abzulehnen, da seine Annahme ihm weder Erfahrung noch Ruhm in Aussicht stellte. Er beschloß, London zu verlassen und nicht dahin zurückzukehren, bis er eine seiner würdige und hervorragende Stellung beanspruchen könne, daher nahm er seine Reisen in den Provinzen wieder auf, deren ermüdendes und hartes Leben ihm nur zu gut bekannt war. Während der nächsten fünf oder sechs Jahre erwarb sich Henry Irving nach und nach eine geachtete Stellung durch seinen unermüdlichen Fleiß und seine skrupulöse Gewissenhaftigkeit, Eigenschaften, welche das Publikum gar bald anerkennt. Man hat oft gesagt, daß in gewisser Beziehung Henry Irving dem englischen Romanschriftsteller Charles Dickens gleiche. Was praktische Geschäftstüchtigkeit und scharfe Charakterauffassung betrifft, so haben diese beiden Männer große Aehnlichkeit mit einander, und auch in der wertvollen Kunst, Freunde zu erwerben und zu erhalten, erinnert Henry Irving zuzeiten stark an den verstorbenen Schriftsteller.

Im Juni 1865, so erzählte uns der Schauspieler, war er in Manchester, wo er sich neue Freunde in der Theaterwelt erwarb, und er rief gerne wieder freundliche Erinnerungen an diese Periode wach.

„Als ich in Manchester war, hatte ich viele Freunde und brauchte dieselben auch,“ sagte er. „Mein Einkommen war sehr klein, ich verdiente durchschnittlich ungefähr £ 75 (1500 ℳ) jährlich, und von den zweiundfünfzig Wochen des Jahres arbeitete ich manchmal nur während fünfunddreißig. Die übrige Zeit nahm ich höchst wahrscheinlich gar nichts ein. Dann sind Schauspieler manchmal thöricht genug, eine Benefizvorstellung zu geben, bei der sie £ 20 bis 30 verlieren und sich glücklich schätzen, wenn sie so billig davonkommen. Das Einkommen war unsicher und das Studium hart. Zuerst schien es schwer, das Publikum für mich zu gewinnen. Jetzt kann ich es begreifen, warum dies der Fall war. Ich glaube, daß ich nicht genug gelernt hatte, mein Spiel war anfangs zu unreif, zu unfertig. Nach und nach aber fingen sie an, Gefallen an mir zu finden, und ehe wir uns von einander trennten, hatten sie eine Zuneigung zu mir gefaßt, die nicht leicht zu erschüttern war.

„Ich weiß noch, daß man mich, als ich zum erstenmale die Rolle Hamlets, des Dänen übernahm, für eine Art von Verrückten hielt, den man am besten in die nächste beste Irrenanstalt sperrte, denn was ich vorher gespielt, waren wenig

Digitized by Google

mehr als ‚Statistenrollen' gewesen, aber ich fand, als ich sie zuerst öffentlich spielte, daß man mir, ehe noch das Stück halb vorbei war, warm und freundlich entgegenkam, was alles mich zu der Hoffnung ermutigte, daß in einer, wenn auch noch fernen und unbestimmten Zukunft ich mir ihre Güte zu nutze machen könne.

„Das waren glückliche Tage, denn wir waren alle jung und frohen Herzens und ertrugen unsere kleinen Leiden lachend und sorglos. Es thut einem Manne gut, Kämpfe und Entbehrungen durchgemacht zu haben; sie sind Arznei für das Gemüt, und obgleich das Verfahren schmerzlich ist, lehren sie ihn Lebensweisheit und Geduld.

„Das eigenartigste Weihnachtsessen, das ich mich erinnern kann je mitgemacht zu haben, war eines, bei dem wir Unterkleider speisten. Ah, Sie lachen! Aber hören Sie zu, und ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Es war einmal ein Mann, der hieß Joe Robins; ein guter, genialer Kerl, der irgendwo in der City ein blühendes Geschäft in Unterkleidern hatte; aber er bekam das Theaterfieber und verkaufte sein Geschäft, entschlossen, Schauspieler zu werden.

„Leider hatte er nicht den Erfolg, den er erhoffte, und sank zur Stellung eines allgemeinen Aushilfsdarstellers herab, in Manchester kleine Rollen für noch kleinere Gage spielend.

„Weihnachten kam heran und bitterkaltes Wetter dazu. Joe Robins hatte eine Rolle in der Weihnachtspantomime. Er mußte sich in Gesellschaft der armen Schauspieler an- und auskleiden, und sein weiches Herz that ihm weh, als er sah, wie leicht sie alle gekleidet waren. Besonders that ihm ein armer Kerl leid, denn er trug in der Mitte eines bitterkalten Winters schrecklich dünne, fadenscheinige Unterkleider, und Joe fiel der große Koffer, den er mit schönen, warmen Kleidern vollgepackt hatte, ehe er sein Geschäft aufgab, schwer aufs Herz. Joe Robins überlegte sich die Sache und beschloß, den armen Schauspielern ein Weihnachtsessen zu geben. Um das Essen zu beschaffen, mußte er die meisten der Kleider, die er weggepackt hatte, verkaufen. Pünktlich versammelten sich die Schauspieler, denn niemand ist je so hungrig wie ein hungriger Schauspieler. Das Diner fand in Joes Wohnung statt, und ehe es aufgetragen wurde, winkte Joe seinem Freund mit den dünnen Unterkleidern in das Nebenzimmer, und auf einen Stuhl deutend, zog er sich stillschweigend zurück. Auf dem Stuhl hing ein vollständiger Unteranzug, der Joes Stolz gewesen war. Die Farbe war ein glühendes Rot; sie waren dick, warm und solid und paßten dem armen Schauspieler wie angegossen. Er zog sie an, und als der warme Flanell seine Glieder umhüllte, zog Wärme in sein Herz, und er glühte vollständig vor Dankbarkeit gegen den guten Joe Robins. Der Schauspieler weiß bis heute noch nicht, was er an jenem Weihnachtstage zu essen bekam! Er war zu sehr damit beschäftigt, sich der Wärme seiner Kleider zu erfreuen. Das Roastbeef kam nicht zur Geltung neben seiner Unterjacke; seine Unterhosen waren ihm lieber als fünfzig Plumpuddings.

„Da saß er schwelgend in seinem neugeschaffenen Wohlbehagen; stolz,

Digitized by Google

glücklich und behaglich, nicht zum Essen geneigt, sondern nur von ganzem Herzen der Vorsehung und Joe Robins dankend."

„Sie scheinen viel Mitgefühl für die Lage des Schauspielers zu haben," sagte jemand in der Gesellschaft.

„Ja, in der That, und ich habe guten Grund dazu," antwortete Sir Henry mit seinem strahlenden Lächeln, „denn jener arme Schauspieler — war ich!"

Nachdem Irving Manchester verlassen hatte, trat er zunächst wieder in Edinburgh auf; dann in Bury, Oxford und Douglas, auf der Insel Man, von wo er nach Liverpool ging.

So hatte er viel zu lernen und sich um die Gunst von manchem Publikum zu bewerben; einige waren gütig und nachsichtig in der Beurteilung des strebsamen, eifrigen, jungen Schauspielers, andere dagegen schwer zufriedenzustellen, streng und sogar cynisch in ihrem Urteile über seine Leistungen.

Nunmehr müssen wir einige Jahre im Leben des Schauspielers überspringen, deren Einzelheiten nur für die von Interesse sein könnten und würden, welche die Stücke englischen Ursprungs und englischer Eigenart genau kennen, in welchen er auftrat.

Im Jahre 1871 erschien Henry Irving zum erstenmale in dem Lyceumtheater in London, in einem ergreifenden, romantischen Stücke, „The Bells", (Das Schlittengeläute), und er ließ es sich damals wohl nicht träumen, daß er in diesem Theater sein eigentliches Heim finden und er zwanzig Jahre hindurch nicht aus den Schatten des großen Porticus des Lyceums treten solle! Der neue Schauspieler wurde jetzt zu einem Manne von Bedeutung. Leute von hohem Ansehen ließen es sich angelegen sein, dem „interessant aussehenden und schönen jungen Manne", der eine so große Aufregung in der Theaterwelt verursachte, vorgestellt zu werden, und es wurden nach der englischen Art, „Löwen zu feiern", Soiréen und Gesellschaften veranstaltet, und man rechnete es sich zur Ehre an, mit ihm eingeladen zu werden.

Der damalige Direktor des Lyceumtheaters, Mr. Bateman, führte Lord Lyttons „Richelieu" auf, und Henry Irvings brillante Darstellung des alten, hinfälligen Kardinals erregte außerordentliche Begeisterung und fand allseitige Zustimmung.

Aber jetzt galt es, ein wichtiges Experiment zu machen, von dem viel abhängen sollte. Bisher hatte Irving seine Bestrebungen in London nur auf konventionelle Dramen beschränkt, aber jetzt beabsichtigte er, nach dem allerhöchsten Ziele zu streben, nämlich einen Versuch mit dem schwierigsten und mühsamsten von allen Shakespeareschen Charakteren, dem Hamlet, zu machen.

Der wichtige Versuch wurde am 31. Oktober 1874 unternommen. Irvings Hamlet erwies sich als eine Offenbarung. Während seiner langen Lehrzeit in der Provinz hatte er sich seine Anschauung von der Rolle gebildet, sie in Augenblicken oder vielmehr Stunden und Tagen der Muße ausgearbeitet, und sein endlich erreichtes Ideal war nicht das Resultat oder Experiment eines flüchtigen

Digitized by Google

Studiums, sondern eine gereifte, fertige, sorgfältig vorbereitete Leistung, welche dem edelsten Werke des berühmten Dichters Ehre machte.

Nach Batemans plötzlichem und unerwartetem Tode wurde Irving die Hauptstütze des Lyceumtheaters. „Macbeth", „Othello", „Louis XI.", „The Flying Dutchman" und viele andere große und wichtige Stücke wurden aufgeführt, in welchen er natürlich die Hauptrollen übernahm. Damals stand das Lyceum unter der Direktion von Batemans Frau, „einer einfachen, guten Dame, die etwas altmodisch in ihren Ideen war", aber Irvings künstlerische Entwicklung und seine großen Pläne litten unter schwerem Drucke, und er fühlte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, sich von der Knechtschaft einer Direktion zu emanzipiren, und sich in eine Lage zu bringen, in der es ihm möglich sein werde, seine ehrgeizigen und sogar großartigen Pläne zur Ausführung zu bringen.

Die Krisis kam bald, um es kurz zu machen: Henry Irving übernahm 1878 die Direktion des Lyceumtheaters, als Mrs. Batemans Mietvertrag abgelaufen war. Kein Direktor hat je zu Beginn seines Direktoriums so viel Aufmunterung und Zeichen des guten Willens und der Ermutigung erhalten wie er; und als es bekannt wurde, daß die begabte und sympathische Schauspielerin, Miß Ellen Terry, sich ihm anschließen und ihm auf der Bühne zur Seite stehen werde, fühlte jedermann alsbald, daß der Erfolg das natürliche Resultat einer so ausgezeichneten dramatischen Koalition sein werde.

Miß Ellen Terry entstammt einer echten Schauspielerfamilie. Ihre drei Schwestern, ihre Brüder und ihre zwei Kinder haben alle die Bühne als Beruf erwählt. Sie besitzt eine eigenartige dramatische Gewalt in Verbindung mit einer sehr sympathischen und gewinnenden Manier, die noch auf keinen ihren Eindruck verfehlt hat, der Gelegenheit hatte, ihre anmutigen, bewundernswürdigen Leistungen auf sich einwirken zu lassen. Auf die Schauspielerin zu sprechen kommend, welche angestrengt und gewissenhaft mit ihrem verehrten Meister daran gearbeitet hat, die vielen Erfolge zu erringen, die die Lyceumbühne zu verzeichnen hat, brach Henry Irving in Worte der Rührung und Dankbarkeit aus: „Sie ist der glänzende, besondre Stern am Himmel des Lyceums gewesen," sagt er, „und die Begeisterung und der Hauch der Wärme, die sie über ihre Rollen ergossen hat, haben ihre Zuhörer in eine romantische Region versetzt, wo die Rührung Alleinherrscherin ist."

„Hamlet" war das erste Shakespearesche Stück, das unter der Leitung Irvings zur Aufführung kam, und es wurde die erste von so vielen glänzenden und großartigen „Premièren", welche seitdem ein Hauptcharakterzug des Lyceums geworden sind. Miß Ellen Terry spielte natürlich „Ophelia" mit einem Erfolg, daß alle, die dieser unvergeßlichen Vorstellung beiwohnten, dieselbe einen Triumph nennen, sowohl in Bezug auf scenische Effekte, wie auf das wunderbare Zusammenspiel der beiden ersten Schauspieler und in der That der ganzen Truppe.

Der „Kaufmann von Venedig" war das nächste Meisterwerk, welches Henry Irving zur Aufführung brachte. Die Erinnerung an diese Vorstellung haftet in unserem Gedächtnis wie eine Vision aus einem orientalischen Zauberreich.

Digitized by Google

Nie ist das Leben in Venedig, oder seine Gewohnheiten, oder seine Scenerie realistischer dargestellt worden! Der Palast des Herzogs mit seinem vornehmen Säulengang war ein großartiger Anblick; ebenso das reizende Interieur von Portias Haus in Belmont, mit seinen prachtvollen, bernsteingelben Draperien und seinen perlgrauen Farbentönen und Effekten.

Aber am prächtigsten von allen war die Scene im Gerichtshofe, mit seinen im Stile Verrios gemalten Plafonds, seinem imponirenden Throne und seinen roten Wänden, und die Kostüme, die nach Moroni und Tizian hergestellt waren, waren über alle Beschreibung reich und farbenprächtig, — sie sahen aus, als ob die, die sie trugen, aus einem von Paolo Veroneses Bildern gestiegen wären! Meine Feder geht mit mir durch, wenn ich einen Augenblick von dem eigentlichen Gegenstand dieses Artikels, dem Lebenslauf Henry Irvings abweiche, um die vielen herrlichen Vorstellungen, denen wir in dem Lyceum unter seiner Leitung beigewohnt haben, ins Gedächtnis zurückzurufen und zu beschreiben. In jeder Rolle scheint der Schauspieler sich selbst zu übertreffen, und wenn nichts weiter seine Größe proklamirt hätte, so würde es die „Gerichtsscene" im „Kaufmann von Venedig" gethan haben, wo er dasteht, eine Beute seiner wechselnden Leidenschaften, sich an der Todesangst seiner Opfer weidend. Das bedeutungsvolle Berühren seines goldgespickten Beutels mit dem grausamen Messer, das er nicht in die Luft schwingt, wie es gewöhnlich geschieht, sondern zärtlich behandelt, als ob es ein wertgeschätzter Gegenstand sei; die ruhelosen Augen, die mißtrauisch herumschweifen und in dem Antlitze des Richters nachforschen, als ob sie ihm bis in die Seele schauen wollten; sein Haß, seine Wut und Verzweiflung über seine Niederlage, und sein herzbrechender Jammer, wenn ihm alles genommen wird, und er in Schmach aus dem Gerichtshof gejagt wird, müssen gesehen werden, um nach ihrem vollen Werte geschätzt zu werden.

Miß Terrys Auffassung der Rolle der Portia war eine der lieblichsten und liebenswürdigsten aller ihrer Impersonationen. Man könnte ganze Bände mit Beschreibungen ihres wunderbaren Spieles füllen, aber ich muß mich damit begnügen, zu sagen, daß sie inzwischen als das „Ideal einer Lady von Belmont" beschrieben worden ist.

Als wir diesen Zeitpunkt in der Laufbahn Sir Henrys erreicht hatten, bat ich ihn, von seinen neueren Produktionen zu erzählen. Es würde indessen unmöglich sein, bei jedem einzelnen Stücke zu verweilen, und ich bin gezwungen, mich auf die flüchtige Erwähnung der folgenden zu beschränken: „Die korsischen Brüder" und „Der Becher" 1880; „Othello" mit Booth, und „Die zwei Rosen" 1881; „Romeo und Julia" 1882, und „Viel Lärm um nichts" in demselben Jahre.

„Unser erster Besuch in Amerika fand 1883 statt," sagte Sir Henry nach einer Pause, „und wir alle erinnern uns desselben mit ungetrübter Befriedigung. Während unseres Besuchs wurde uns die gütigste und herzlichste Gastlichkeit erwiesen, die ich je genossen habe, und der gute Wille und das Interesse, die uns in den Vereinigten Staaten entgegengebracht wurden, waren ganz überwältigend in ihrem großmütigen Uebermaß.

Digitized by Google

„Wir wählten ‚The Bells' für unsere erste Vorstellung in New-York; ‚Karl I.' folgte, und dann ‚Louis XI.' und ‚Viel Lärm um nichts'."

„Was glauben Sie wohl, Sir Henry, daß, abgesehen von Ihrem meisterhaften Spiele und der treffenden Auffassung Ihrer verschiedenen Rollen, bei Ihren Vorstellungen den größten Eindruck auf das amerikanische Publikum machte?" fragte ich.

„Ich glaube, sie waren ein wenig überrascht, angenehm überrascht, über die Regie und die eingehende Behandlung, welche wir unseren Shakespeare-dramen angedeihen ließen."

„Und Miß Terry, wurde sie sogleich ein allgemeiner Liebling?"

„Ja; sie gewann alle Herzen, ihr sympathetisches Wesen nahm jedes Publikum im Sturm ein."

„Der schlaue Interviewer war Ihnen wohl die ganze Zeit auf der Spur, — denn ich weiß, daß dieser Zweig des Journalismus in Amerika noch üppiger gedeiht, als in England."

„Ja, zwischen unserer Arbeit und unserem Vergnügen hatten wir ziemlich genug zu thun, aber alles in allem genommen, war es eine genußreiche Zeit; und unsere folgenden Besuche in den Vereinigten Staaten wurden ebenso herzlich bewillkommt, und die Freunde, die wir das erstemal gewonnen hatten, empfingen uns gerade so warm, als ob es unser erster Besuch in Amerika wäre. Unsere zweite Reise hatte im September 1883 statt, und bei dieser Gelegenheit besuchten wir Kanada . . ."

Nach der Rückkehr von der ersten amerikanischen Reise wurde „Twelfth Night" (Der Dreikönigsabend) aufgeführt und später in demselben Jahre „The Vicar of Wakefield". „Faust" erwies sich als ein weiterer von Irvings größten Erfolgen; der Schauspieler hatte lange den Wunsch gehegt, seine sardonische Kraft in Mephistopheles, Goethes großem Charakter, zu entfalten, in welcher Rolle es so viel Gelegenheit gibt, das Groteske mit dem tief Tragischen zu vereinigen.

Henry Irving reiste nach Nürnberg, wo er sich von der ganzen Poesie der romantischen alten Stadt durchdringen ließ. Seine ganze Scenerie war realistisch und der Wirklichkeit nachgebildet, und alle, die „Faust" gesehen haben, müssen noch jene wunderbaren Bilder der alten Stadt im Gedächtnis haben, mit ihren malerischen, hohen, roten Dächern und den merkwürdigen Kirchturmspitzen.

Die Vorstellung im Lyceum am ersten Abend war eine Sehenswürdigkeit. Die königliche Familie war in ihren Logen, und der Prinz von Wales, obgleich er in Trauer war, sah dem Spiel von den Coulissen aus zu. Alles von Bedeutung in London war herbeigekommen, um sich die unheimliche, übernatürliche „Diablerie" des beliebten Schauspielers anzusehen und das intensiv pathetische und poetische „Gretchen" Miß Terrys. Es war in der That eine originelle und kolossale Aufführung. Die imposante Eingangsthüre der Kirche auf dem St. Lorenzplatz in Nürnberg war ein Wunderwerk der Konstruktion, und über alles eindrucksvoll waren die tiefe Ruhe und die gedämpften Farbentöne, die

Digitized by Google

das „tout ensemble“ erfüllten; die Harmonie der Kostüme schien wie schwermütig angehaucht von den Strahlen der sinkenden Sonne, die sie trafen, während die alten Bäume und naturgetreu wiedergegebenen Türme in dem Düster der nebelhaften Ferne voll Leben und Bewegung schienen.

„Macbeth“, „Das tote Herz“ und „Ravenswood“ wurden zunächst in dem Lyceum aufgeführt. Man sah „Macbeth“ mit fieberhafter Spannung entgegen, und das Stück verursachte mehr Aufregung als vielleicht irgend ein anderes, das vorherging. Als ein Zeichen der Spannung, mit der die erste Aufführung erwartet wurde, mag dienen, daß schon am Tage vor derselben £ 2000 (40 000 Mark) an der Kasse für Sitze bezahlt worden waren.

Hier muß ich eine Pause machen, denn wir sind der Laufbahn Henry Irvings bis zum Jahre 1892 gefolgt, in welchem Jahre „Lear“ und „Becket“ zur Aufführung kamen, und wir nähern uns rasch dem Ende des Verzeichnisses seiner Aufführungen bis zum heutigen Tage.

Es sind nur noch wenige zu erwähnen, nämlich: „Heinrich VIII.“, „Lear“, „Becket“, „König Arthur“, „Don Quijote“ und „A story from Waterloo“, welche beiden letzteren Stücke das letzte sind, was er herausgebracht hat.

Eine Beschreibung, und wenn sie auch noch so ins einzelne geht, gibt nur eine sehr unzulängliche Vorstellung von der Begabung und dem Talente Sir Henrys. Er ist klug genug, sich mit dem Fortschritt der Zeit seiner Stellung anzupassen und besitzt den erforderlichen Takt und das nötige Geschick, sympathische Beziehungen zwischen sich und dem unter den günstigsten Umständen launenhaften und veränderlichen Publikum aufrecht zu erhalten.

Es ist schließlich nicht schwer, sich dieses Geheimnis zu erklären. Sir Henry scheut weder Mühe noch Anstrengung oder Geld, um seinem Publikum stets das Beste zu bieten, und er vernachlässigt keine Einzelheit, um eine harmonische Gesamtwirkung zu erzielen.

Als ich an dem Abende unseres Zusammentreffens den Blick über ihn schweifen ließ, kam mir plötzlich der Gedanke, daß sogar ich, die ich ihn so gut kenne und so sehr verehre, nicht im stande bin, seinen vielen bewundernswerten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

In kleinerem Kreise ist Sir Henry ein sehr heiterer Gesellschafter. Seine Anekdoten, die gewöhnlich die Richtung der munteren und humoristischen Komödie verfolgen, verraten keine Spur von Eitelkeit oder dem Wunsche, sich selbst zur Geltung zu bringen. Er ist die personifizirte Güte und Toleranz und sagt nie ein bitteres oder cynisches Wort über irgend jemand. Er hat die Kraft und das Interesse seines Lebens der Bühne und dem Drama gewidmet. Er war stets eifrig bemüht, seinem Berufe das Wort zu reden und einen heilsamen und belehrenden moralischen Einfluß für ihn in Anspruch zu nehmen, der erhebende Instinkte einer religiösen Art in der Brust der Allgemeinheit wachrufe. Mit Bezug hierauf sagt er, um, so gut ich mich erinnern kann, seine eigenen Worte zu gebrauchen: „Das Theater sollte geehrt werden dadurch, daß seine Verdienste öffentlich anerkannt würden. Mitglieder von religiösen Genossenschaften würden

Digitized by Google

viel glücklicher und toleranter gegen Vergnügungen sein, wenn sie nur bedenken wollten, daß dieselben nicht nur nicht schädlich wirken, sondern viele gute Seiten darbieten, so lange sie sich in den Schranken des Anstandes halten.

„Die Kanzel, die Presse und die Rednertribüne sollten dazu benützt werden, nicht die Bühne zu verunglimpfen, sondern gewisse Uebelstände, die auf ihr geduldet werden. Wenn engherzige, bigotte Leute nur ihre Ansichten von der Bühne ändern und ein anderes Verhalten zu ihr annehmen wollten, glaubt mir, die Bühne würde Hand in Hand mit ihnen gehen.

„Ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß das allzu strenge Betonen der historischen Treue auf der Bühne ein bedingungsloser Vorteil ist. Korrektheit des Kostüms ist recht schön und bis zu einem gewissen Grade auch nötig, aber wenn sie aufhört ‚gut und heilsam' zu sein, sollte man, denke ich, davon absehen. In den Mitteln, welche heutzutage dem Bühnenleiter zur Verfügung stehen, muß man sich durchaus zu bescheiden wissen. Musik, Malerei, Architektur und Kostüm müssen alle mit strenger Rücksichtnahme auf die Hervorbringung einer künstlerischen Gesamtwirkung herangezogen werden, in der kein Element sich hervordrängen darf!"

Hier muß ich meine nur unvollkommene Skizze von einem der hervorragendsten Männer der Gegenwart schließen. Der Schlüssel zu seinem Charakter ist ohne Zweifel Hochherzigkeit. Alles, was er thut, wird von dem angeborenen Trieb geleitet, gut zu thun, „großmütig und ohne Kargheit". Man kann ihm nicht nachsagen, daß er je etwas Niedriges gethan oder gesagt habe, und seine Untergebenen auf der Bühne, seine Kollegen, seine Freunde und seine Zuhörer, alle stimmen darin überein, daß er der beste Mensch ist und fürstlich in seiner Mildthätigkeit.

In seinem Wesen liegt eine eigene Mischung von Sanftmut und Würde, Zartgefühl und Feinheit, Eigenschaften, die durch die lange Reihe von Triumphen keine Aenderung erlitten haben, und die Freundschaften seiner Jugendzeit haben nie durch den Lauf der Zeit eine Lockerung oder Abschwächung erfahren, sondern es wird im Gegenteil das Band, das ihn an die Vergangenheit knüpft, mit jedem Jahre stärker.

Wenn Sir Henry einmal jemandes Freund ist, bleibt er es unwandelbar. Seine Erfolge haben ihm nicht den Kopf verdreht und ihn nicht vergessen lassen, daß es andere gibt, die vielleicht ebenso hart gearbeitet haben, um Ruhm und Ehre zu erlangen, wie er selbst, und denen doch das Glück nicht so wie ihm gelächelt hat. Er besitzt eine höfliche, sanfte Manier, eine bewundernswerte Eigenschaft bei einem Manne, und sein Wesen ist gewinnend und von einer eigenartigen Anziehungskraft; alle, die ihn kennen, ehren ihn wegen seiner ausgezeichneten und vielseitigen guten Eigenschaften, und es lebt kein Mann, der die Auszeichnung, die ihm kürzlich von der Königin von England zu teil geworden, mehr verdient als der beliebte Schauspieler und treue Freund Henry Irving.

Digitized by Google

Was soll aus der Türkei werden?

Das türkische Volk ist niemals durch seine Zahl, sondern durch seine Organisation furchtbar gewesen. Als Osman I. Brussa einnahm (1326), dachte er schwerlich daran, daß in den nächsten Jahrhunderten Europa vor den Armeen seiner Nachfolger zittern werde. Diese Organisation hatte folgende Faktoren: Der Islam ist nicht sowohl eine Religion als eine Kultur, politische Institutionen, Religion, Moral, Sitten sind untrennbar verbunden, die Osmanen nahmen diese Kultur fertig an und führten sie bis zu den letzten Konsequenzen durch; es hat nie einen christlichen Staat gegeben, der diesen Namen in dem Sinne verdiente wie die türkische Herrschaft den eines muselmännischen. Dies galt vor allem vom Krieg gegen die Ungläubigen, den die Gesetzsammlung Bajazets II., die Multeka, im dreizehnten Buch ausführlich betont, alle Friedensschlüsse sind nur Waffenstillstände. Aber der Koran (Sure IX, „die Buße") macht einen scharfen Unterschied zwischen Götzendienern und den Schriftbesitzern, das heißt denen, welche, wie alle christlichen Konfessionen und die Juden, eine geoffenbarte Religion haben, die ersteren sollen vernichtet werden, wenn sie nicht den Islam annehmen, die anderen nur unterworfen werden und Kopfsteuer an den Herrscher der Gläubigen zahlen. Die Herrschaft der byzantinischen Kaiser über Anatolien war nur ein Schatten, Syrien und Palästina waren ihnen längst zuvor entrissen worden, die einzelnen Völkerschaften waren so gut wie autonom unter ihren Dereg-Begs (Thalfürsten), die Osmanen ließen diese innere Autonomie bestehen, sie organisirten die eroberten Länder nur militärisch, indem sie dieselben nach Fahnenlehen einteilten. Jeder Gutsbesitzer hatte für ein Einkommen von etwa fünfhundert Thaler einen bewaffneten Reiter, Sipahi, zu stellen, so Anatolien unter Selim II. zweiundfünfzigtausend, und gleicherweise wurde für jede neue Eroberung verfahren, alle diese waren Muselmänner, wie zum Beispiel auch die bosnischen Begs, die zum Islam übertraten. Die Christen wurden übrigens in ihrem Glauben nicht behelligt, der Sultan erkannte die griechischen und armenischen Patriarchen an, die Christen hatten keine Rechte und mußten Kopfsteuer zahlen, genossen aber unter selbstgewählten Häuptern weitgehende Gemeindeautonomie. Nur einer Schmach mußten sie sich unterwerfen, je fünf Jahre fand eine Razzia unter den christlichen Knaben statt, alle kräftigen und begabten wurden fortgenommen, in streng muselmännischer Klausur aufgezogen und aus ihnen eine Kerntruppe, die Janitscharen, gebildet. Dies war die Organisation, durch welche die Osmanen die Balkanhalbinsel, Aegypten, Arabien, Tripolis, Tunis, Algier, Ungarn und alle zwischenliegenden Länder eroberten, es war eines der mächtigsten Reiche der Welt, nicht mit Unrecht nannte der Sultan sich Fürst der Fürsten, und obwohl der allgemeine Feind der Christenheit, buhlten Venedig, Genua und Frankreich um seine Gunst, ja der Papst gestattete trotz der gegenteiligen Konzilienbeschlüsse Ragusa den Handel mit den Ungläubigen. Aber wie einst die Macht der Araber bei Poitiers, so brach sich die osmanische Hochflut an den

Digitized by Google

Wällen Wiens, um dann unaufhaltsam zurückzurollen, erst vor dem Degen Eugens und seiner Paladine, dann vor der neuauftretenden Macht Rußlands, das der Pforte in blutigen Kriegen große Gebiete entriß und sie schließlich zwang, in dem Vertrage von Kudjuk-Kajnardje 1774 den ersten wirklichen Frieden zu schließen; aber Katharina II. dachte nicht daran, denselben zu halten, ein neuer Feldzug schob die russische Grenze bis zum Dniestr vor. Ja Alexander I. hoffte, sich mit Napoleon über die Teilung der Türkei zu verständigen, ein Ukas hatte schon die Einverleibung der Donaufürstentümer ausgesprochen und der Zar bot alles an Schmeichelei und Ergebenheitsversicherungen auf, um seinen Bundesgenossen von Tilsit dazu zu bestimmen, ihm die „Schlüssel seines Hauses" Konstantinopel, auszuliefern. Aber an diesem Punkte scheiterte die Verständigung; über die Karte gebeugt, rief Napoleon: „Constantinople? jamais, ce serait l'empire du monde".[1]) Rußland erlangte indes durch Englands Vermittlung den Frieden von Bukarest (1812), der seine Grenze bis zum Pruth vorrückte. Während dieser unglücklichen Kriege verfiel die militärische Organisation, die mächtigsten Dereg-Begs machten sich fast unabhängig, die Janitscharen wurden eine Prätorianerbande, die Sultane ab- und einsetzte, die Aemter wurden käuflich, um den leeren Schatz zu füllen, und Konfiskationen waren zu demselben Zweck an der Tagesordnung. Mahmud II. wurde der Reformator, er verlor zwar Griechenland, aber vernichtete die Janitscharen und bildete mit Moltkes Hilfe eine Armee, die den Russen einen unerwartet kräftigen Widerstand entgegensetzte. Pozzo di Borgo, Botschafter in Paris, schrieb damals: „Der Kaiser, hat das türkische System auf die Probe gestellt und es im Beginn einer bisher nicht vorhandenen physischen und moralischen Organisation gefunden. Konnte der Sultan, nachdem er kaum seine Reformen begonnen, einen so lebhaften und regelrechten Widerstand entgegensetzen, wie furchtbar würde er uns geworden sein, wenn er Zeit gehabt, dieselben zu befestigen." Diebitschs Armee war, nachdem sie endlich den Balkan überschritten, in der kläglichsten Verfassung, wenn Rußland dennoch den günstigen Frieden von Adrianopel erlangte, so war dies einerseits die Folge der englischen Schwäche und Frankreichs Unterstützung, das dafür Belgien und die Rheingrenze zu erlangen hoffte, vornehmlich aber das Werk der Geschicklichkeit des Feldmarschalls von Müffling, den Friedrich Wilhelm III. auf Bitte seines Schwiegersohnes zur Vermittlung schickte. Und bald darauf geriet der Sultan durch seinen Eigensinn in schweren Kampf mit seinem rebellischen Vasallen Mehemed-Ali von Aegypten, sein Feldherr, der Moltkes Rat nicht folgte, wurde 1832 bei Konja entscheidend geschlagen, und er sah sich genötigt, da England in stumpfsinniger Unthätigkeit verharrte, Rußlands Hilfe anzurufen, das sich dafür mit dem Vertrage von Unkiar-Skelessi belohnte, welcher die Pforte ganz in seine Hand gab. Aber vielleicht noch verhängnisvoller wurde Mahmuds Regierung im Innern. Daß er die unbotmäßigen Dereg-Begs wieder zum Gehorsam zwang, war notwendig, nicht aber, daß er

[1]) Thiers nach der mündlichen Mitteilung des Sekretärs Napoleons, Baron Mèneval.

Digitized by Google

sie vollständig beseitigte und mit einem Federzug alle Besitzungen der Timartis konfiszirte. Damit wurde die ganze Dezentralisation, auf der die Organisation des Reiches beruht hatte, weggefegt und der nackte Absolutismus an die Stelle gesetzt, vor allem aber das verwerfliche Institut der Steuerpacht, Iltizam, eingeführt. Der Pascha des Vilajets hatte bei seiner Ernennung, die ganz vom Belieben des Großherrn abhing, eine jährliche Steuersumme zu versprechen, von der er, da er jederzeit seiner Abberufung gewärtig sein mußte, mehr als das Doppelte aus seiner Provinz herauspreßte, die Unterbeamten, die elend bezahlt waren und ihre Posten kaufen mußten, waren darauf angewiesen, die Steuern noch zu erhöhen. Früher hatten die Pflichtigen einfach ihre Zehnten abgeliefert, jetzt kombinirte man das Maximum der Einmischung mit dem Minimum des Ergebnisses, die reife Saat durfte nicht geschnitten werden, ehe sie vom Steuereinnehmer geschätzt wurde, und blieb derselbe aus, so verfaulte sie auf dem Felde. Ebenso waren die indirekten Steuern verpachtet, die Regierung erhält nicht den vierten Teil der Einkünfte, der Rest bleibt unterwegs hängen, im Palast herrscht die größte Verschwendung, die unteren Beamten und die Soldaten werden nicht bezahlt. Schlaue Finanzleute führten das früher unbekannte Schuldenmachen seit dem Krimkrieg ein, 1874 machte die Pforte auf Ignatieffs Rat Bankerott und die fünfprozentige Schuld ward auf ein Prozent reduzirt. Sobald die Kommission der dette consolidée einige Ordnung in die Sache brachte, ging die Sache vortrefflich, aber hinsichtlich der Einkünfte, die ihr nicht unterstellt waren, blieb die alte Unordnung. Diese schlechte Regierung ist unter dem gegenwärtigen Sultan auf die Spitze getrieben, die früheren waren meistens entweder bedeutende Leute, die in der That regierten, oder unbedeutende, welche die Leitung der Geschäfte ihren Vezieren, Männern wie Ali-Fuad-Reschid Pascha, überließen. Abdul-Hamid ist aber weder so fähig, kraftvoll und intelligent regieren zu können, noch mag er darauf verzichten, sich in alles zu mischen, und die Folge ist, daß seine Minister nichts zu sagen haben, er selbst aber von einer Camarilla beeinflußt wird, die ihn umgibt, und nur daran denkt, sich zu bereichern, und unter der die Ulemas ihm vor allem einprägen, daß er der Kalifa, das Haupt der zweihundert Millionen Mohammedaner, sei.[1])

Der Islam aber ist eine Kultur, die sich mit keiner andern verträgt; da, wo eine starke, nicht-muselmännische Regierung über Mohammedaner herrscht, wie England in Indien und Aegypten, Oesterreich in Bosnien und der Herzegowina, Frankreich in Algier und Tunis, kann dieselbe diese Unterthanen zur Toleranz zwingen, aber niemals wird eine muselmännische Regierung aufrichtig daran gehen, Christen wie ihre Glaubensgenossen zu behandeln. Die Pforte hat dies unter dem Druck der Umstände wiederholt feierlich versprochen, aber nie ausgeführt; ein Kadi kann gar nicht das Zeugnis eines Christen als gleichwertig mit dem eines Muselmannes schätzen, weil der Koran sich dem widersetzt, die

[1]) Dies ist freilich sehr zweifelhaft, nicht blos die Schiiten, sondern auch zahlreiche Sunniten in Afrika und Asien anerkennen den Sultan nicht als Kalifa, da derselbe nach dem Koran ein Araber sein muß.

Digitized by Google

österreichische Regierung hat sich daher genötigt gesehen, für alle Zivil- und Strafsachen eigene Gerichtshöfe einzusetzen und den Kadis nur religiöse Fragen zu überlassen; ebenso England in Indien; Hindus und Muselmänner können nicht in einem Regiment dienen, weil die religiösen Formen, an welche jeder der beiden gebunden ist, mit einander unvereinbar sind. Dazu kommt das stationäre Prinzip im Islam, der Muselmann begreift den Krieg, aber mit seltenen Ausnahmen wird er ohne Zwang arbeiten, er sieht, wie die Christen trotz ihrer gedrückten Lage, aber befreit vom Militärdienst, der auf die Türken allein fällt, Handel und Gewerbe in ihre Hand bekommen, wie würde es erst werden, wenn sie gleichberechtigt wären? Er muß sich darein finden, daß Europäer Eisenbahnen in seinem Lande bauen, aber der zerlumpte Bettler, der alle Segnungen Allahs auf den christlichen Reisenden herabruft, um einen Bakschisch zu bekommen, hält denselben in seinem Herzen doch nur für einen ungläubigen Hund. Eine Militärorganisation wie die türkische konnte Europa überrennen, sie kann sich nicht reformiren, nach einander hat die Pforte Ungarn, die Krim, die Donaufürstentümer, Serbien, Griechenland, Bosnien und die Herzegowina, Bulgarien und Ostrumelien verloren, ihre Hoheit über Aegypten ist nur noch nominell, Makedonien wird über kurz oder lang nachfolgen, in dem Räubernest Albanien muß ebenso Ordnung geschaffen werden, wie Oesterreich es in Bosnien gethan. Aber in allen diesen Balkanstaaten gibt es kompakte Nationalitäten, die nur von Muselmännern beherrscht wurden, selbst in Bosnien bildeten die Begs, die zum Islam bei der Eroberung übergetreten waren, nur eine winzige Minderheit. Anders steht es in Türkisch-Asien, das zwar nur schwach bevölkert ist, wo aber die Muselmänner die große Mehrheit haben, am wenigsten berechtigt ist der Anspruch der Armenier auf Autonomie, da sie kaum fünfzehn Prozent der Bevölkerung Anatoliens ausmachen, auch in den Vilajets, wo sie am zahlreichsten sind, bilden sie die große Minderheit, so zählen sie in Sivas 170000, die Muselmänner 840000, und diese Armenier wohnen nicht in geschlossenen Gemeinden, sondern überall vermischt mit den Moslims, wie will man da eine Autonomie für sie durchführen, zumal sie selbst in Gregorianer (fünfundsiebenzig Prozent), Protestanten (fünfzehn Prozent) und Katholiken (zehn Prozent) zerfallen, die sich unter einander bitterlich hassen und noch mehr die Griechen. Dieselbe ist eine Erfindung des armenischen Komites in London, dem der Erfolg Bulgariens den Kopf verdreht hat, welches aber dabei vergaß, daß es ein kompaktes bulgarisches Volk, kein armenisches gibt; allein unter russischem Scepter wohnen zwei Millionen Armenier, in Tiflis zählen sie hunderttausend. Der Sitz des Patriarchen in Edschmiadzin liegt bereits auf russischem Gebiete, die Bagration, Loris Melikoff waren Armenier, wie andererseits Nubar Pascha und sonstige türkische Würdenträger. Eben deshalb muß Rußland der entschlossenste Gegner eines autonomen Armenien sein, es würde seinen früheren Eroberungen gerne die benachbarten Vilajets von Erzerum, Bitlis, Van, Sivas folgen lassen, wo die meisten türkischen Armenier wohnen, aber es kann nie die Konstituirung eines Landes zulassen, dessen Politik dahin gehen müßte, sich die von Armeniern bewohnten russischen

Digitized by Google

Gebiete anzugliedern. Die Reform, welche die europäischen Mächte verlangen, hat deshalb an einem ganz falschen Punkt angesetzt, sie muß die Beseitigung des heillosen türkischen Regierungssystems anstreben, unter dem die Muselmänner nicht weniger leiden als die Christen, die Steuerpacht muß aufgehoben, die Provinzialgouverneure und Beamten auf feste Zeit ernannt, die frühere Dezentralisation wieder eingeführt werden; die Verwaltung der Dereg-Begs und Timartis mag nach unseren Begriffen keine sehr vollkommene gewesen sein, aber sie entsprach im ganzen den Bedürfnissen und war durch örtliche Selbstregierung beschränkt, die Steuern waren mäßig und blieben mit Ausnahme des Zehnten im Lande, während jetzt käufliche Paschas mit ihren Helfershelfern das Land aussaugen und das Geld in Konstantinopel verpraßt wird. Aber es ist nicht daran zu denken, den wenigen Armeniern die ungeheure muselmännische Mehrheit auszuliefern; daß sie nicht die unschuldigen Opfer sind, wie das Londoner Komite und die in dessen Schlepptau geratenen Lords Rosebery und Salisbury behaupten, hat das Blutbad von Zeitum gezeigt, diese englischen Hetzer tragen die Verantwortlichkeit für die Greuel. Dazu kommt, daß, abgesehen von einzelnen Hafenstädten, wo das europäische Element stark vertreten ist, die anatolischen Türken meist fanatisch dem Islam anhängen und auch durch die Einheit des Glaubens den in viele Bekenntnisse zersplitterten Christen überlegen sind. Anatolien, Syrien, Palästina werden also auf absehbare Zeit türkisch bleiben, wenn auch die europäischen Mächte darauf dringen müssen, diese Gebiete der Einwanderung zu öffnen, welche die Kornkammer der alten Welt wieder der Verödung entreißen wird, der sie unter der türkischen Mißwirtschaft verfallen ist. In Europa dagegen sind die Tage der Pfortenherrschaft offenbar gezählt, mag auch die Eifersucht der Mächte und der Balkanvölker dies noch länger hinausschieben. Wie sich die ihr verbliebenen Reste verteilen werden, hängt von der Entwicklung der Begebenheiten ab, nur eine Frage drängt sich gebieterisch auf, wem soll Konstantinopel zufallen? Es handelt sich dabei nicht um einen militärischen Handstreich, von der Landseite erscheint derselbe ausgeschlossen, die Russen sind nicht hineingekommen, obwohl sie in ihren bisherigen Feldzügen durch die Donaufürstentümer und Bulgarien marschiren konnten, welche jetzt einen solchen Durchzug nie zugeben würden, und eine Vergewaltigung Rumäniens wäre, wie man in Petersburg sehr wohl weiß, Krieg mit Oesterreich, das seinen Rückhalt an Deutschland hat. Zur See dagegen würden die unzureichenden Befestigungen des Bosporus die starke Flotte des Schwarzen Meeres wohl kaum aufhalten können. Die Russen könnten sich am gegenüberliegenden asiatischen Ufer festsetzen und die Hauptstadt angreifen. Aber selbst mit dem Gelingen eines solchen Handstreiches wäre nicht viel mehr gewonnen als mit der Forcirung der Dardanellen durch den Admiral Duckworth 1808. Die übrigen Großmächte können niemals dulden, daß Rußland sich in Konstantinopel festsetzt. Schon ehe Napoleon sein „Constantinople? jamais“ rief, hatte Friedrich II. sich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Gefragt, warum er unter keinen Umständen Konstantinopel den Russen überlassen wolle, erwiderte er: „Weil sie am nächsten Morgen in Königs-

Digitized by Google

berg sein würden." Der scharfe Blick des großen Königs durchschaute, daß die Machtvermehrung eines großen Reiches an einem entscheidenden Punkt demselben einen solchen Zuwachs an Macht überhaupt gibt, daß derselbe die Unabhängigkeit seiner Nachbarn bedroht. Ein solcher Punkt ist in der alten wie neuen Welt Byzanz; es war nicht der geringste Beweis der Staatsklugheit Konstantins, daß er die Residenz des Reiches nach der Stadt verlegte, die, an den zwei Weltteile trennenden Meerengen gelegen, beide beherrscht. Ueber ein Jahrtausend hat dort die Herrschaft der Byzantiner gedauert, und nur die Zerrissenheit Europas hat sie den Türken anheimfallen lassen. In Händen eines kleinen Staates wäre Konstantinopel nicht verteidigungsfähig, auch fehlt den durch Eifersucht getrennten Völkern der Balkanhalbinsel die Kraft, diese in einen Staat zusammenzufassen. In Händen Rußlands gilt heute mehr wie je das Wort: Ce serait l'empire du monde. Abgesehen davon, daß die strategische Lage Konstantinopels es leicht zu einer uneinnehmbaren Festung machen ließe, wäre Rußland in seinem Besitz nicht nur Herr der ganzen Balkanhalbinsel und könnte Oesterreich stets in den Rücken fallen, es würde, gestützt auf seinen Besitz Transkaukasiens, Kleinasien, das ganze östliche Mittelmeer, Aegypten und den Suezkanal beherrschen. Dies könnten England, Italien, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, ja Frankreich nie dulden. Darum muß Konstantinopel, wenn die Türken sich dort nicht mehr halten können, niemand zufallen, es muß mit einem entsprechenden Landrayon, der seine Ausdehnung erlaubt, eine freie, unter der Garantie aller Großmächte neutralisirte Stadt werden, und auf die Meerengen sind die Bestimmungen des Vertrages vom 2. Dezember 1888 über den Suezkanal anzuwenden, wonach allen Schiffen aller Nationen freie Durchfahrt gesichert wird, während in den Meerengen, dem Marmarameere und einem bestimmten Rayon kein Akt der Feindseligkeit, noch Landung von Kriegsmaterial stattfinden darf. Dann aber auch nur kann Rußlands Beschwerde beseitigt werden, daß seine Flotte des Schwarzen Meeres in demselben gefangen liegt, sie kann dann frei durch die Meerengen hin und her fahren wie alle Kriegsschiffe aller Nationen,[1]) die derselben ein Gleichgewicht bilden werden.

Senex Diplomaticus.

---

[1]) Es ist übrigens zu bemerken, daß Rußland 1840 selbst beantragt hat, die Schließung der Meerengen für Kriegsschiffe aller Nationen zu einem allgemein giltigen Satz zu erheben, weil ihm damals vor allem daran lag, daß die Westmächte es nicht im Schwarzen Meere angreifen könnten, und dieser Satz ist in dem Vertrag vom 13. März 1871, welcher die Neutralisirung des Schwarzen Meeres aufhob, ausdrücklich bestätigt. Aber der Drang Rußlands nach Süden ist derselbe geblieben. In einer dépêche très réservée vom 9. Januar 1827 schreibt Graf Nesselrode an den russischen Botschafter in London, Fürsten Lieven: „Par suite de notre position géographique vers le midi et de celle du Bosphore qui en est pour ainsi dire la clef, une influence prépondérante à Constantinople forme un de nos premiers besoins." (Portfolio V, p. 384.)

Digitized by Google

Der Aether gegen den Schmerz.

Ein fünfzigjähriges Jubiläum.

Von

Prof. Dr. C. Binz in Bonn.

(Schluß.)

IV.

Das Chloroform. — Seine Schattenseite. — Statistik der Todesfälle. — Rückkehr zum Aether und Stickstoffoxydul. — Bromäthyl. — Cocain.

Kaum hatte der Aether seinen Triumphzug über den Erdball beendet, als auch schon das Bedürfnis auftrat, etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Der Geruch des Aethers war vielen Kranken und Aerzten widerlich, die leichte Entzündbarkeit seiner Dämpfe machten ihn für Operationen, die bei künstlichem Licht geschehen mußten, geradezu gefährlich. Der notwendige Grad der Narkose zieht oft nur langsam heran oder ist von ungenügender Dauer. Die Luftwege mancher Kranken werden vom Aether in lästiger und zuweilen krankmachender Weise gereizt. Speichel und Schweiß fließen oft in sehr unbequem erhöhtem Maße. Das sind die hauptsächlichsten Klagen, die man erhob; es lag nahe, sich zu fragen, ob kein dem Aether in Aussehen und Eigenschaften ähnliches Ergebnis der neueren Chemie alle seine guten und weniger von seinen nachteiligen Wirkungen habe.

Der Pariser Physiologe Flourens prüfte das Chloroform an Tieren und fand, daß es dem Aether mindestens gleich sei. Am 8. März 1847 machte er der Akademie darüber Mitteilung. Um dieselbe Zeit versuchte der Wundarzt Bell im Middlesexhospital zu London eine Lösung des Chloroforms in Weingeist bei seinen Operationen mit anscheinend gutem Erfolg. Beide Beobachtungen fielen nicht weiter auf und wurden auch von ihren Autoren nicht weiter verfolgt. Da erschien im November desselben Jahres eine Abhandlung des Edinburger Geburtshelfers J. G. Simpson über ein neues Anästhetikum, das Chloroform, worin er auf Grund von fünfzig Beobachtungen an Gebärenden und Operirten dieses vor den Aether stellte und zur alleinigen Anwendung empfahl. Das Chloroform, so führte er aus, wirke schon in kleinerer Menge; es wirke rascher, tiefer und dauernder; der vorhergehende Rausch sei kürzer, der beschäftigte Chirurg gewinne dadurch viele Zeit; wer schon Aether eingeatmet habe und dann Chloroform prüfe, finde dessen Wirkung angenehmer; das Chloroform werde die Narkose weniger teuer machen, weil man weniger als vom Aether brauche; sein Geruch sei nicht nur nicht widerlich, sondern angenehm und hafte nicht den Kleidern und dem Atem an wie der des Aethers; weil eine geringere Gabe ausreiche, sei es bequemer überall mitzunehmen; es bedürfe keinen Apparat wie der Aether, für den man einen solchen nötig gehalten (Glaskugel mit Schwamm darin, mit Röhre und Mundstück).

Digitized by Google

Der ärztlichen Welt war das Chloroform ein neuer Körper, dessen Namen sie diesmal zuerst hörte, der chemischen war er altbekannt. Nur einmal finde ich seinen Namen in der medizinischen Literatur vor 1847 erwähnt; Professor N. Guillot in Paris empfahl es 1843 zum inneren Gebrauch gegen asthmatische Beschwerden. Liebig in Gießen und Soubeiran in Paris hatten es 1831 fast gleichzeitig und unabhängig von einander entdeckt, jener durch Zerlegen des von ihm zuerst dargestellten Chlorals mittelst Aetzlauge, dieser durch Erhitzen von Weingeist mit Chlorkalk und Auffangen des Destillates. Hoch interessant als neue Schöpfung der Chemie wurde es in den Laboratorien zu neuen Versuchen und zur Lösung anderer Fragen verwertet, bis endlich auch die Heilkunde von ihm Besitz nahm. Simpson hatte sich eine Reihe von flüssigen und flüchtigen Präparaten gesammelt, die ähnlich wie Aether aussahen und entfernt wie er rochen. Es waren Salpeteräther, Chloräther, Aceton, Benzol und andere. Er prüfte sie zuerst an sich selbst, aber keines zeigte die Wirkungen des Aethers, auf die es hier ankam. Da machte ihn ein Mr. Waldie auf das „Perchloride of Formyl" als der Prüfung wert aufmerksam,[1]) eine wasserklare, bewegliche, leicht verdunstende, schwere Flüssigkeit. Auch die noch wurde geprüft, nach dem vorausgegangenen Mißerfolge ohne viel Hoffnung auf Erfolg; aber sie schlug ein. Größere Mengen konnten durch Neudarstellung leicht beschafft werden, und damit wurden jene fünfzig Beobachtungen gemacht, vermöge derer das Chloroform als das jüngere, mit manchen Vorzügen begabte Heilmittel neben dem Aether gepriesen wurde. Bald war der Aether fast ganz verdrängt, nur in Nordamerika verblieb ein namhafter Teil der Chirurgen bei ihm, in Europa einzelne, die gegenüber der Zahl der Anhänger des Chloroforms beinahe verschwanden. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß wir während der vielen Gelegenheiten zum Narkotisiren im Feldzuge von 1866 in Böhmen und 1870/71 in Frankreich nur das Chloroform benützten.

Man versteht diesen raschen Umschwung zu Gunsten des Chloroforms, wenn man seine Eigenschaften mit denen des Aethers vergleicht. Sein Geruch ist nicht unangenehm. Es ist gänzlich unbrennbar. Die Narkose zieht meistens schnell heran und ist tief und gleichmäßig. Reizung der Luftwege und der Speichel-, Schweiß- und Schleimdrüsen macht es nicht. Die persönlich empfundenen Nachwirkungen sind bei ihm nicht stärker als beim Aether. Aber es hat einen andern und so schweren Nachteil, daß seit einigen Jahren eine starke Rückströmung zu Gunsten des Aethers erfolgt ist; er liegt in seiner verhältnismäßig großen Gefährlichkeit für das Leben des Kranken, die meistens sich jeder Kontrolle entzieht. Noch waren keine zwei Monate seit der ersten Veröffentlichung Simpsons verflossen, da kam die Nachricht, daß in Newcastle on Tyne ein fünfzehnjähriges Mädchen, dem ein eingewachsener Nagel entfernt werden sollte, nach der Einatmung von ungefähr einem Theelöffel voll Chloroform gestorben war. Das

[1]) So Simpson in der sehr selten gewordenen Originalschrift, deren Einblick ich der großen Gefälligkeit der Universitätsbibliothek zu Edinburg verdanke, die sie mir nach Bonn sandte. Eine abweichende Darstellung steht bei J. Marshall, Lancet 1890. II. S. 243.

Digitized by Google

war im Januar 1848. Ungeachtet die Zahl solcher Unglücksfälle rasch anwuchs, behauptete das Chloroform seinen Rang vor dem Aether. Schon am 12. August desselben Jahres konnte ein Arzt in der „Lancet" schreiben: „Hat das Chloroform noch nicht seinen vollen Anteil an Opfern? Ist die Narkosemanie noch nicht vorbei? Wahrlich, es ist an der Zeit, das einmal leidenschaftlos zu untersuchen."

Die Chirurgen schienen sich daran gewöhnt zu haben, daß von einigen Tausend ein Kranker durch das Chloroform zu Grunde gehe. Wußte man doch, daß es nichts so Gutes auf der Welt gebe, das nicht seine schweren Nachteile für einzelne Menschen schaffe. Als aber aus jenen Krankenhäusern, worin man dem Aether treu geblieben war, immer häufiger die Behauptung laut wurde, die Zahl der Opfer des Aethers sei gering gegenüber denen des Chloroforms, da erwachten schließlich doch die Bedenken. Auf dem in Berlin tagenden chirurgischen Kongresse im April 1890 wurden gemäß dem Antrage von O. Kappeler statistische Erhebungen angebahnt. Sie begannen am 1. Mai 1890 und gehen noch jetzt ihren Gang. Die von allen Seiten einlaufenden Berichte werden in der Hand des Geheimerats Professors Dr. Gurlt in Berlin gesammelt und von ihm geordnet. Die vier ersten Jahre ergaben dieses:

166 812 Chloroformnarkosen hatten 63 Todesfälle = 1 Fall auf 2647
26 320 Aethernarkosen „ 2 „ = 1 „ „ 13 160.

Dieser in nackten Zahlen sich darstellende Unterschied überstieg alle Voraussetzung. Die Verbesserung, womit Simpson die Heilkunde beschenkt hatte, zeigte damit eine sehr düstere Schattenseite. In den letzten Jahren ist die Anwendung des Chloroforms in Deutschland bedeutend zurückgegangen, die des Aethers ebenso gestiegen, beispielsweise im Jahre 1893 jene von vorher 38 400 Fällen auf 33 000, diese von 6200 auf 11 600. Und die rückläufige Bewegung scheint noch nicht am Ende zu sein.

Auch das Stickstoffoxydul sollte wieder zu Ehren kommen. Wir haben gehört, wie es zuerst durch den Aether und dann erst recht durch das Chloroform verdrängt wurde, ferner, wie es dem unglücklichen Wells damit erging, als er versuchte, den alten Gedanken Davys ins Leben einzuführen. Unter den Ursachen des Mißerfolges war auch, daß die Wirkung anfangs unsicher und oberflächlich blieb. In der rauschartigen Betäubung, die man mit dem Lachgase erreicht, konnte man wohl einen wackligen Zahn ausziehen, denn das ist das Werk eines Augenblicks, allein sobald der schmerzhafte Eingriff in die Gefühlsnerven des Menschen etwas länger dauerte, wurde er dennoch in so genügender Schärfe empfunden, daß der Gewinnst in keinem richtigen Verhältnis stand zu dem äußeren Aufwande, den die Anwendung des Gases erforderte.

Erst die zunehmende Zahl der Todesfälle, die besonders das Chloroform verschuldete, lenkte die Gedanken wieder auf das Lachgas, dessen Ungefährlichkeit erprobt war. Derselbe Chemiker G. Colton, in dessen Vorlesung dem armen Wells der Gedanke an die wundärztliche Verwendung des Lachgases gekommen war, richtete 1863 in New-York ein Operationszimmer für Zahnkranke ein,

Digitized by Google

versah sich mit einem tüchtigen Techniker und zeigte in den Zeitungen seine schmerz- und gefahrlosen Operationen an.

Die Sache zog, weil die Ursache aufgefunden wurde, wegen derer das einfache Einatmen des Lachgases keine ordentliche Narkose bewirken konnte. Dieses Gas macht nur dann das Gehirn widerstandsfähig gegen heftige äußere Reize, wenn ihm kein oder nur wenig Sauerstoff beigemengt ist. Wird während des Einatmens die Nase verschlossen, so ist jene Wirkung in einigen Sekunden da. Es wurde ein eigener Apparat angefertigt, der bei verschlossener Nase nur das Einatmen des Lachgases nicht aber der Luft, dagegen wohl das Ausatmen der Lungenkohlensäure erlaubt. Wir haben also in der wirksamen Lachgasnarkose die Vereinigung von starkem Rausch und von Luftmangel vor uns. So lange der Mensch diesen Luftmangel aushält, läßt die Narkose nichts zu wünschen, darüber hinaus würde sie zur Erstickung werden. Es gilt also, die Zufuhr der Luft spätestens am Schluß der ersten Minute wiederherzustellen. Damit nimmt die vollständige Bewußt- und Reflexlosigkeit ein Ende, aber auch die Möglichkeit, eine Operation noch weiter schmerzlos durchzuführen. Für kurze Operationen paßt das Lachgas, in dieser Weise angewandt, vorzüglich, und diese Wahrheit brach sich immer mehr Bahn. Am 31. März 1868 wurde die Sache im zahnärztlichen Hospital in London erprobt, und nun zählten bald die kleinen, kurzdauernden Operationen unter Lachgas, besonders der Zahnärzte, zu vielen Tausenden. Dazu kam, daß ein spekulativer Kopf in Nordamerika das Gas unter einem Druck von zweiunddreißig Atmosphären zu einer Flüssigkeit verdichtete, sie 1869 in bombenähnlichen Behältern in den Handel brachte und nun den Arzt von den umständlichen Gasometern befreite, die vorher unumgänglich waren. Ich habe aus einer solchen Bombe heraus des Versuches und der eigenen Belehrung halber einmal meinen damaligen Assistenten, den jetzigen Professor Hugo Schulz in Greifswald, mit Lachgas bis zum tiefsten Schlafe narkotisirt. Wachsein, muntere Erregung, vollkommen chirurgische Narkose, Wachwerden und vollkommene Erholung — alles das vollzog sich in dreiundfünfzig Sekunden und hinterließ nichts als ein leichtes Gefühl von Müdesein, das einige Stunden anhielt.

Man kann die Narkose genügend verlängern, wenn man an Stelle des Lachgases allein ein Gemisch von 79 Prozent Lachgas und von 21 Prozent reinem Sauerstoff setzt. Darin ist dasselbe Quantum Lebensluft enthalten wie in der uns umgebenden atmosphärischen Luft. Da aber diese Vorrichtung weitläufige und umfangreiche Anordnungen erfordert, haben die Chirurgen sich nicht mit ihr befreunden können, und so blieb das Lachgas beschränkt auf die Arbeitsräume der Zahnärzte, worin die schmerzhaften Eingriffe von kurzer Dauer die Regel sind.

Unglücksfälle gab es bei der Narkose durch Lachgas nur dann, wenn ganz ausnehmende Zustände des Kranken sie bedingten. Die Zahl der jährlichen Lachgasnarkosen wuchs immer mehr, ging dann aber wieder zurück, als ein neues Anästhetikum, das Bromäthyl, auf dem Plan erschien. Dennoch betrug die Zahl der in Deutschland im Jahre 1892 für die Statistik bei Gurlt angemeldeten

Digitized by Google

Narkosen durch Stickstoffoxydul immer noch 11464; allein für die folgende Zählung 1893/94 finde ich nur noch einundneunzig verzeichnet.

Bromäthyl ist eine klare, farblose, flüchtige, stark lichtbrechende, angenehm ätherisch riechende, schwere Flüssigkeit, die durch Erhitzen von Weingeist, Schwefelsäure und Bromkalium gewonnen wird. Sie wurde zuerst 1827 von Serullas in Paris dargestellt und 1849 von Th. Nunnely in Leeds in England (1809 bis 1870) erprobt und empfohlen. Es dauerte lange, bis man allgemein ihre Vorzüge erkennen lernte, bei uns in Deutschland bis in die achtziger Jahre. So vieles war seit 1847 als Ersatz für Aether und Chloroform empfohlen worden und so weniges hatte sich bewährt, daß die Chirurgen zurückhaltend in der Aufnahme neuer Mittel geworden waren. Beim Bromäthyl war das besonders nötig, weil es vielfach in unreiner Beschaffenheit in den Handel kam. Endlich brach sich das Bromäthyl doch Bahn und es wurde 1890 in das amtliche deutsche Arzneibuch aufgenommen. Seine Vorzüge sind diese: Es ist einatembar wie Aether und Chloroform ohne einen andern Apparat als ein zusammengefaltenes Tuch; die zum Operiren nötige Narkose tritt schnell ein, ebenso das Erwachen, sobald die Einatmung der Dämpfe aufhört; die Gefährlichkeit war gemäß der Sammelstatistik eine geringere als die des Chloroforms, ein Todesfall in dreitausendsiebenhundertundsiebenzig Fällen. Dagegen hat das Bromäthyl auch seine Tücken, die es hinter Aether und Chloroform setzen. Das Präparat verdirbt leicht, indem freies, widerlich riechendes und reizend wirkendes Brom entsteht, und ist dann natürlich unbrauchbar; und, was die Hauptsache ist, es bedroht bei einigermaßen längerer Dauer der Einwirkung das Leben durch Nachwirkungen, die sich unerwartet geltend machen können, stundenlang, nachdem der Kranke sich von den Eindrücken der Narkose und der Operation ganz erholt hat. Da mit einemmal erscheinen die schwersten Lähmungen der Nervenzentren und des Herzens, denn das Bromäthyl ist in noch unbekannter Form im Körper zurückgeblieben, an wichtigen Zellen haftend und an ihnen seine krankmachenden Wirkungen ausübend.

Das ist der Grund, warum das Bromäthyl nur für kurzdauernde Operationen gebraucht wird. In ihnen aber läßt es in Bezug auf Raschheit, Reinheit und Folgenfreiheit der Wirkung nichts zu wünschen, wie ich aus Erfahrung an mir selber bezeugen kann. So tief wie beim Chloroform ist jedoch die Verschleierung des Schmerzes nicht. Auch diesen Vergleich an mir zu ziehen, hatte ich unfreiwillige Gelegenheit.

Bis in die neueste Zeit hinein hat das Bestreben, die großartigen Erfolge des Jahres 1846 auszubilden, zu erweitern und auf die höchstmögliche Stufe der Leistung zu bringen, nicht aufgehört. Das jüngste Ergebnis ist die Möglichkeit, mittelst einer bequemen Vorrichtung den Prozentsatz der Dämpfe von Aether, Chloroform und Bromäthyl genau zu bestimmen, den der Kranke einatmet. Sie wurde von Professor Dreser in meinem Laboratorium ausgearbeitet und 1895 auf der Bonner chirurgischen Klinik in etwa vierzig Fällen erprobt. Bisher war eine solche genaue Dosirung nicht möglich, und doch ist sie ebenso gut ein

Digitized by Google

berechtigtes Verlangen der wissenschaftlichen Heilkunde wie die genaue Dosirung des Morphins oder irgend eines andern stark wirkenden Arzneimittels. Man konnte wohl an einem eingeteilten Behälter ablesen, wie viel Aether und so weiter verbraucht worden; in welchem prozentischen Verhältnisse er aber der eingeatmeten Luft beigemischt und wie stark der zum Leben unentbehrliche Sauerstoff verdünnt worden war, das schwebte in der Luft.

Es gehören zu den später gereiften Früchten des Jahres 1846 die Mittel und Methoden, womit man heute eine örtliche Unempfindlichkeit zu stande bringt, ohne die tiefe Einschläferung des Gehirns zu bedürfen. Unter diesen Mitteln steht das 1884 durch den Wiener Augenarzt K. Koller in die praktische Heilkunde eingeführte Cocain an erster Stelle. Die Kunde von seiner Eigenschaft, die Empfindung örtlich so abzustumpfen, daß volle Gefühllosigkeit der oberen Schichten einer Schleimhaut eintritt, datirte bereits aus dem Jahre 1860, wo Wöhler, in dessen Laboratorium in Göttingen es aus den Blättern der südamerikanischen Pflanze zuerst dargestellt wurde, das in den kurzen, aber klaren Worten beschrieb: „Es schmeckt bitterlich und übt auf die Zungennerven die eigentümliche Wirkung aus, daß die Berührungsstelle vorübergehend wie betäubt, fast gefühllos wird." Volle vierundzwanzig Jahre gingen dahin, bis die Heilkunde diese Entdeckung ihren Pflegebefohlenen dienstbar machte. Wer jemals den heftigen Schmerz empfunden hat, den zum Beispiel die oberflächlichste Verwundung des Augapfels durch einen spitzen oder scharfen Gegenstand hervorruft, der wird die Wohlthat preisen, die ein Tropfen Cocainlösung ins Auge geträufelt ihm erweist. Schmerz, Krampf der Lider, Unfähigkeit zu sehen, Thränenerguß, sie hören mit einem Schlage auf, wenige Minuten, nachdem die Einträuflung geschehen ist. Nach Verlauf mehrerer Stunden verschwindet die Wirkung des Cocains, eine zweite und vielleicht nachher noch eine dritte Anwendung ist nötig, und mittlerweile ist die kleine Hornhautwunde geheilt und damit die Ursache des Schmerzes gehoben.

Zu den Qualen und Hindernissen augenärztlicher Operationen gehörte früher das notwendige Berühren und Verwunden des Augapfels, sei es um das Organ festzuhalten oder um mit einem scharfen Instrumente einzudringen, oder um eingedrungene kleine Fremdkörper wie Körnchen, Splitterchen und Aehnliches aus der Bindehaut oder der Hornhaut zu entfernen. Besonders die letzte, anscheinend so einfache Operation erforderte große Geschicklichkeit seitens des Arztes und noch größere Widerstandskraft seitens des Verwundeten. Die Berührung des schon durch die Verwundung gereizten Organs erzeugte heftigen Thränenerguß, Unruhe und Aufschreien. Wegen des Erbrechens, das nach Aether und Chloroform so häufig ist, war es sehr oft nicht angänglich, sie behufs der Schmerzlosigkeit anzuwenden. Eine ordentliche Bespülung mit einer Lösung von Cocain macht heute die äußerst feinfühlige Oberfläche so unempfindlich, wie das Gehirn des Menschen durch den Aether wird, ohne den geringsten Nachteil für das Organ oder den Körper. Die Dauer dieses Zustandes örtlicher tiefster Einschläferung ist groß genug, um in ihr die nötige Operation mit Ruhe zu vollenden. Das

Digitized by Google

Gehirn bleibt, falls die Gabe des Cocains richtig gewählt war und der Arzt es nicht mit einer überempfindlichen Natur zu thun hat, unberührt. Vor 1846 hieß es in solchen Fällen einfach, auszuhalten; nachher bis 1884, sich durch den Aether oder Chloroform an den Rand der Unterwelt bringen zu lassen, von wo der eine oder andere nicht zurückkehrte; seither genügt für viele, leider nicht für alle Fälle die gefahrlose Abwehr des örtlichen Schmerzes.

V.

Widerstände. — Magendie in Paris. — Die schottischen Puritaner. — Simpsons Kampf gegen sie. — Widerstand in London. — Weitere Aussichten und Rückblick.

Aller geschichtlichen Erfahrung wäre es zuwider, wenn die große Entdeckung von 1846 sich ohne Widerspruch vollzogen und ins Leben eingeführt hätte. Er blieb auch ihr nicht erspart.

Ich will die Zweifel und Bedenken und Warnungen der kleinen Geister nicht sammeln, die in der medizinischen Literatur jener ersten Wochen des Jahres 1847 in Europa sich breit machten. Auch ein um die Wissenschaft hochverdienter Mann, der Pariser Physiologe F. Magendie (1783—1855), fühlte den Drang, mitten in den Enthusiasmus — oder wie er sagte — in das engouement général hinein seine Stimme erschallen zu lassen, um als advocatus diaboli der Heiligsprechung des Aethers entgegenzutreten.

Es war in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 1. Februar 1847. Der Professor der Chirurgie Velpeau (1795—1867) berichtete über seine Erfolge mit der Anwendung des Aethers und schloß unter dem jubelnden Beifall der Akademiker mit den Sätzen, die Einatmung des Aethers werde eine Quelle unzählbarer Anwendungen, eine Fundgrube von seltenem Reichtum sein, und alle Zweige der Heilkunde würden sich beeilen, daraus mit vollen Händen zu schöpfen. Von welchem Standpunkte aus man sie betrachte, sie erscheine groß überall.

Da erhob sich Magendie. Schon die Einleitung seiner Rede ließ das weitere ahnen. „Es ist das erstemal," so sprach er, „daß ich in diesem Saale die Erzählung der wunderbaren Wirkungen des Schwefeläthers widerhallen höre, eine Art von Erzählung, deren schon die Presse sich bemächtigt hat und die sie hinausträgt in die Weite, um so dem gierigen und unersättlichen Bedürfnisse des Publikums nach dem Wunderbaren und Unmöglichen zu genügen." Er habe gehört, daß seit einigen Wochen die Chirurgen ihre Kranken in der zweifellos lobenswerten Absicht, sie ohne Schmerz zu operiren, in den Zustand einer Leiche versetzten und dann ungehindert in sie hineinschnitten. Die Absicht sei gut, aber die Aerzte genügten dabei nicht der Vernunft und der Moral und könnten ganz gut zu Folgen gelangen, die der öffentlichen Sicherheit gefährlich seien. Er müsse protestiren gegen unkluge Versuche und besonders gegen überhastete Veröffentlichungen. Die freudige Aufregung über diese angebliche Entdeckung, die wahrscheinlich nur eine amerikanische Reklame sei, habe einen solchen Umfang erreicht, daß er sich nicht wundern würde, wenn nächstens irgend ein

Digitized by Google

Mann von Stellung sich einige gesunde Glieder abschneiden ließe, nur um den Genuß zu haben, schmerzlos operirt worden zu sein. Er (Magendie) und, wie er glaube, jeder sich selbst achtende Mensch würde unter keiner Bedingung zugeben, daß man ihn durch Aetheratmung in einen Zustand versetze, worin sein Körper rettungslos den Händen eines vielleicht ungeschickten oder unaufmerksamen Chirurgen preisgegeben sei. Wer nur ein wenig Mut und Energie besitze, werde es vorziehen, eher einen Augenblick Schmerz zu dulden, als sich durch eine wenn auch vorübergehende unwürdige Trunkenheit geradezu ausgelöscht zu sehen.

Was sollte daraus werden, wenn der Chirurg ein Verbrecher ist, wenn er die Einschläferung heimlich anstellt, an Frauen, an jungen Personen? Würde das die Sicherheit und Moral nicht schwer schädigen? Es sei auf diesem Gebiete schon allerlei Böses passirt. Frauen, denen der Aether Liebesträume verursachte, hätten sich losgestürzt auf den Operateur mit Gesten und Absichten von solchem Ausdruck, daß nicht die Patientin in Gefahr schwebte, sondern der Arzt. (Andauernde Heiterkeit und Zurufe.) Er habe durchaus nicht vor, Heiterkeit zu erregen, im Gegenteil, er halte die Folgen der Aethertrunkenheit auf diesem Boden für sehr ernst. Unglücklich würde er sein, wenn seine Frau oder Tochter solche Scenen aufführten, wie er eine bei seinem Kollegen Amussat selbst gesehen habe. Eine junge und schöne Dame erschien, um ätherisirt und operirt zu werden. Sie hatte jene bescheidene Haltung, jene zarte Scheu und jene Züge der Unschuld, die jedem wohlerzogenen Fräulein eigen sind. Aber er sah sie durch den Aether in weniger als zwei Minuten in eine Art von Bacchantin verwandelt. Sie lachte laut, sprach von ihren ganz außergewöhnlichen Träumereien, und ihr Gesicht und dessen begehrliche und glänzende Augen verrieten, was in ihrer Phantasie vorging.

Wäre die Befürchtung Magendies Wahrheit geworden, daß solche sinnliche Träume, veranlaßt vom Aether oder Chloroform, häufig in die Erscheinung treten, so hätte man darüber wohl erschrecken können, denn den Segnungen der neuen Entdeckung hätte sich damit ein Uebel angehängt, das ihren freien Gebrauch nicht wenig niederdrückte. Aber es kam ganz anders. Woher jene junge Pariserin den starken Zug nach bacchantischer Stimmung besaß, dessen Eindämmung durch das Bewußtsein der Aether wegräumte, das entzieht sich jeglicher Untersuchung. Dagegen kann ich nach mündlicher Mitteilung meines Kollegen Trendelenburg, der innerhalb von dreißig Jahren Tausende und Tausende von Aether- oder Chloroformnarkosen gesehen oder geleitet hat, berichten, daß ihm nur ein einzigesmal bei einer jungen Frauensperson die zweifellosen äußeren Zeichen eines durch das Mittel veranlaßten sinnlichen Traumes vorgekommen sind. Es scheint mir, daß das zu unserer vollen Beruhigung genügt.

Solche Träume sind wahrscheinlich öfter da, aber wenn sie keine Kunde von sich geben, sind sie nicht schlimmer als die gewöhnlichen erotischen Stimmungen, die keinem gesunden Menschen während des Schlafes erspart werden. Praktische Bedeutung haben sie nur für den Arzt. Er hat mit der Möglichkeit zu rechnen, daß, so selten es auch sein mag, während des Aether- oder Chloroformschlafes

Digitized by Google

ein lebhafter, wie damals unter den Augen Magendies, oder ein leiser, äußerlich unmerkbarer Traum aufsteigt, und daß die Person des Arztes die zweite Figur des Traumbildes ist. Beim Erwachen werden die erinnerten Gaukeleien der Phantasie zuweilen als erduldete Wirklichkeit genommen, und die Anklage auf Gewaltthat ist fertig. Das ist vorgekommen in solchen Fällen, wo behufs der Ausführung kleiner Operationen der Arzt es nicht für nötig erachtete, eine dritte Person zur Hilfeleistung und als Zeugen heranzuziehen. Wer klug ist, unterläßt das unter keinen Umständen. Im übrigen sind diese Vorkommnisse wirklich selten, wenigstens in Deutschland. Die zwei, die mir aus der Literatur vorschweben, ereigneten sich in der zahnärztlichen Thätigkeit. Aus naheliegenden Gründen ist sie für das Entstehen einer solchen Täuschung besonders günstig.

Von allen Einwendungen, die Magendie machte, war nur einer ernstlicher Erwägung wert. Er meinte, der Schmerz sei ein Wächter, den man nicht von seinem Posten entfernen dürfe. Die Abwesenheit jeglicher Schmerzempfindung verwehre dem Chirurgen den Einblick, ob er zu Unrecht und gegen seine Absicht einen gesunden und zu schonenden Nerven mißhandle oder vernichte. Das ist denkbar, allein die weitere Erfahrung seit nunmehr fast fünfzig Jahren hat dargethan, daß die viel größere Ruhe und Sicherheit, womit die feinsten Teile des menschlichen Gewebes von Auge und Hand des Arztes durchmustert werden, mindestens ebenso gut gegen die Verletzung von Nervenfasern schützt, die geschont werden müssen, als das Aufschreien und Widerstreben des Kranken.

Man soll keine Experimente an Menschen machen, dazu seien die Tiere vorhanden, wie er in einer langen und nicht nutzlosen Reihe von wissenschaftlichen Unternehmungen gezeigt habe, rief der Physiologe in die Versammlung hinein. Auch darin liegt ein gutes Stück Wahrheit, allein am 1. Februar 1847 war man über das Experimentiren am Menschen mit dem Aether längst hinaus. Seit drei Monaten hatte man ihn in zahllosen Fällen am Krankenbette angewandt, und bei der Einfachheit, womit dies geschieht, war besonders Neues nicht mehr zu suchen. Auch die Experimente an Tieren waren genügend vorhanden. Auf deutschem Boden unter anderem war Professor Schuh in Wien einer der ersten, die den Aether einer großen Operation vorausschickten. Das war am 27. Januar 1847. Vorher aber hatte er das neue Narkotikum an Hunden und dann an gesunden Menschen geprüft. Das Gleiche war in Paris und anderwärts geschehen; also auch dieser Einwand Magendies war grundlos. Der Streit, den er über den Aether als schmerzverhütendes Mittel entfacht hatte, wiederholte sich in den beiden nächsten Sitzungen der Akademie in noch schärferer Form. Magendie soll sogar, wie ich bei Dieffenbach Seite 118 lese, ausgerufen haben, es könne kein Interesse für die Akademie der Wissenschaften haben, ob der Mensch mehr oder weniger leide. In den Sitzungsberichten finde ich diese Stelle nicht. Die praktische Heilkunde ging rasch zur Tagesordnung über. Das neue Heilmittel verschwand nicht mehr aus dem Operationssaale, worin es einmal gebraucht worden war, bis das Chloroform als vermeintliche Verbesserung es ablöste.

Magendie muß übrigens seine Anschauung über den zweifelhaften Wert

Digitized by Google

der Aethernarkose gründlich geändert haben, denn sein Name steht unter den Mitgliedern der Kommission, die am 4. März 1850 der Akademie vorschlug, den beiden Amerikanern die Preise zu verleihen. Der Antrag ist ein wahrer Lobgesang auf die Segnungen der Aethernarkose, die am Schluß eine glänzende Entdeckung genannt wird.

Von einer ganz andern Seite, woher es wohl niemand erwartet hatte, erwuchs dem Aether und später dem Chloroform eine viel stärkere, weiter verbreitete und nachhaltigere Opposition.

Professor Simpson in Edinburg hatte am 19. Januar 1847 als der erste den Aether in der Geburtshilfe angewandt. Es handelte sich um eine Wendung unter schwierigen Umständen; sie verlief in vortrefflicher und für die Mutter durchaus schmerzloser Weise. Mehrere Fälle ähnlicher Art folgten, und auch bei regelrechten Geburten wurde der Aether ein den Schmerz wohlthätig einschränkendes Mittel, ohne daß dadurch die Zeit des ganzen Vorganges verlängert war, oder Mutter und Kind irgend einen Schaden nahmen. Simpson veröffentlichte das alles schon im Februar, und es fand Anklang und Nachahmung rings umher.

Da erschien im Juli desselben Jahres in dem Edinburger Journal für Medizin und Chirurgie eine Abhandlung mit der Ueberschrift: „Ueber die schädlichen Wirkungen des Einatmens von Aether." Darin unter anderen folgende Stelle: „Schmerz während der Operationen ist in der Mehrheit der Fälle sogar wünschenswert; sein Fernhalten oder Unterdrücken ist meistens ein für den Kranken gewagtes Unternehmen. Im Geburtszimmer ist nichts wahrer als das. Schmerz ist die Sicherheit der Mutter, seine Abwesenheit ihr Verderb. Und doch, es gibt Leute, die verwegen genug sind, sogar in solchen kritischen Zuständen den Aether zu verordnen, uneingedenk dessen, daß geschrieben steht: Du sollst in Schmerzen gebären."

Das war kein vereinzeltes Geschoß, das von der Zinne Sions auf Simpson und den Aether herabflog. „Nicht wenigen Aerzten," klagt er, „bin ich begegnet, die mir denselben Einwand machten. Sie weigerten sich, ihre Patientinnen von den Leiden des Kindbettes zu befreien auf Grund ihres Glaubens, es sei die Anwendung dazu passender Schlafmittel unschriftgemäß und unreligiös. Man hat mir ferner mitgeteilt, in einer medizinischen Lehranstalt habe man vom Katheder herab öffentlich es als einen Angriff auf die Befehle und Einrichtungen der Vorsehung erklärt, also strafbar und ketzerisch in seinem Charakter, daß ich die Hervorbringung von Schmerzlosigkeit während der Geburt eingeführt und empfohlen habe. Aengstlich müsse das von allen anständig denkenden Praktikern vermieden und geflohen werden. In der Medizinischen Gesellschaft zu X. verlas jemand eine wilde und fanatische Abhandlung über diesen Gegenstand, die der Verfasser mir zugeschickt hat. Die Gesellschaft soll sie mit nicht geringem Beifall aufgenommen haben. Einige Dozenten der Geburtshilfe in London und Dublin haben offen dieselbe Art und Richtung des Widerspruchs eingeschlagen." Ja, die Frauen selbst machten Simpson zu schaffen. Einige konsultirten ihren Geistlichen. „Eines Tages," so erzählt er, „begegnete ich dem Reverend Dr. H. Er

Digitized by Google

hielt mich an und sagte mir, daß er eben von einer Wöchnerin komme, deren Gewissen er in dieser Angelegenheit entlastet habe. Sie hatte sich während der Wehen narkotisiren lassen, um dem Schmerz zu entgehen, und fühlte sich seither unglücklich in dem Gedanken, daß sie sehr unrecht und sehr sündhaft gehandelt habe. Ein Geistlicher schrieb an einen mir befreundeten Arzt einen Brief, worin wörtlich steht: Chloroform ist eine Lockspeise des Satans, die er zur Wohlthat für die Frauen darbietet; aber sie wird die menschliche Gesellschaft verhärten und Gott des tiefen, ernsten Weheschreiens berauben, das sich in der Zeit der Mühen und der Not zu ihm erhebt."

Diese Blütenlese möge genügen, um den Gewissenssturm zu kennzeichnen, den Aether und Chloroform zunächst in Schottland hervorriefen. Wir wundern uns darüber, aber noch mehr wundern wir uns vielleicht, daß Simpson, der hoch angesehene Arzt und Gelehrte, sich gemüßigt oder genötigt glaubte, mit allem Rüstzeug der Wissenschaft dagegen anzukämpfen.

Das geschah in einer eigenen, heute sehr selten gewordenen kleinen Schrift,[1]) die den Titel hat: „Antwort auf die religiösen Einwürfe, die gegen die Anwendung schmerzstillender Mittel in der Chirurgie und Geburtshilfe gemacht worden sind." Die erste Auflage erschien zu Edinburg im Dezember 1847. Der Verfasser klagt, daß seine Widersacher weder den Wortlaut noch den Geist des biblischen Fluches genügend kennten. Er geht ein auf die eigentliche Bedeutung des hebräischen Wortes, das im Englischen mit sorrow und im Deutschen mit „Schmerzen" übersetzt ist, zerlegt mit allem Ernst eines Exegeten von Fach auf neun Druckseiten die Bedeutung der Verse 14—19 des dritten Kapitels der Genesis, beruft sich auf Luther und Calvin, Gesenius und Hengstenberg und kommt zu dem Schlusse, daß die hebräische Benennung keineswegs Schmerzen bedeute, und daß, wenn es das wirklich sollte, es doch nicht buchstäblich zu nehmen sei. Aber selbst zugegeben, es sei buchstäblich zu nehmen im Sinne von Schmerz, sündigt dann — ruft Simpson aus — nicht auch der Landwirt, der die Dornen und Disteln auf seinem Acker ausrottet? Umgeht er nicht das göttliche Gebot, wenn er in seiner Thätigkeit den Schweiß von seinem Angesicht ferne hält, indem er das Pferd und den Ochsen für sich arbeiten läßt oder gar die Kraft des Wassers und des Dampfes benutzt, um das Säen, Schneiden, Dreschen und Mahlen durch Maschinen zu besorgen? — Müssen wir den einen Teil des Fluches erdulden ohne den Versuch zur Abwehr, so ist das nötig auch für den andern. Es gibt ferner Negerstämme, deren Weiber so leicht gebären, daß von Schmerz so gut wie nichts vorhanden ist. Sind sie von dem Fluche ausgenommen, oder warum sollen die Frauen der zivilisirten Völker mehr leiden müssen als jene? — Als Jenner die Kuhpockenimpfung einführte, da erhoben sich gerade wie jetzt geistliche Stimmen. „Die Menschenpocke," sagte einer, „ist eine von Gott geschickte Heimsuchung. Gott hat sie gewollt; die Kuhpocke ist eine Erfindung vermessener und unfrommer Männer, eine unverschämte und

[1]) Auch ihre Lesung verdanke ich der Gefälligkeit der Universitätsbibliothek in Edinburg.

Digitized by Google

profane Verletzung unserer heiligen Religion. Diese Impfer bieten dem Himmel selbst frechen Trotz, ja dem klaren Willen Gottes." Im vorigen Jahrhundert trennte man das Korn von der Spreu im Schweiße des Angesichts durch Umwerfen und Schwingen auf einer breiten Schaufel und wartete mit dieser Arbeit, bis ein dafür günstiger Wind war. Da erfand man die bekannte Maschine, die dasselbe durch Erzeugen eines starken Luftstromes leicht und immer vollbringt. In den Augen mancher Leute war das „des Teufels Wind", und ein Geistlicher wies diejenigen seiner Herde, die sich dessen bedienten, um so ihr Korn viel besser und bequemer zu reinigen, vom Tische des Herrn zurück.

Beruhigt euch, ihr von Gewissensangst geplagten Mütter, ruft er aus. Während ihr eure Kinder tragt und während ihr sie aufzieht, bleibt für euch eine Masse von Schmerzen übrig, denen ihr nicht entrinnen könnt, ganz unabhängig von denen der Geburt. Es ist ein ungeheuerlicher Gedanke, daß der Gott der Gnade Verlangen nach und Freude in dem Opfer empfinden sollte, das eine in den Wehen leidende und schreiende Frau ihm darbringt. Das ist eine Meinung, die für die Blindheit und den Fanatismus der Mohammedaner paßt, nicht für uns. Seht doch her, wie auf dem Wege der Anwendung von Aether oder Chloroform das Leben von solchen Menschen erhalten wird, die sonst dem Tode verfallen wären. „Vor einigen Monaten habe ich eine genaue und sorgsame Statistik in mehreren britischen Hospitälern gesammelt und dann veröffentlicht, die lehrte, daß die Eingriffe der Chirurgie viel weniger tödlich sind, wenn unter dem Einflusse von Aether oder Chloroform ausgeführt, als wenn wie früher unter all den Schrecknissen und Qualen des Wachseins. Vorher starben von hundert Kranken, denen der Oberschenkel amputirt worden war, vierzig bis fünfundvierzig, nachher von hundert nur fünfundzwanzig, oder in anderen Worten: in hundert solcher Operationen wurden durch die Anwendung der tief einschläfernden Mittel fünfzehn bis zwanzig menschliche Leben gerettet." Aehnliche Ergebnisse — so fährt er fort — für das Leben, ganz abgesehen von der Wohlthat der Schmerzunterdrückung, scheinen sich bei den Geburten herauszustellen. Langdauernde Wehen sind hier eine Ursache der Erschöpfung. Werden sie nicht empfunden, so spart das Nervensystem seine Kraft.

Dieselbe Bewegung ging im nächsten Jahre in England los, wo bis dahin der Widerspruch nur vereinzelt geblieben war. Wir erkennen jenes schon aus dem Titel einer Broschüre, die ein hervorragender Londoner Arzt 1848 erscheinen ließ: „Autorität der Schrift zu Gunsten der Milderung des Wehenschmerzes durch Chloroform und andere tief einschläfernde Mittel. Von Dr. Prothero Smith." Um den arg geplagten Müttern die Wohlthat der Narkose zu wahren, führt er sogar die Lehre von der Erlösung und Rechtfertigung gegen die Fanatiker ins Feld, wiederholt im übrigen einen Teil der von Simpson bereits vorgebrachten Gründe.[1]) Dieser konnte seinem Kampfgenossen am 8. Juli

[1]) Nach Dr. M. Förster, der die Güte hatte, das Exemplar des British Museum in London für mich einzusehen, da die Broschüre in Deutschland und im Handel nicht aufzutreiben war.

Digitized by Google

desselben Jahres tröstend schreiben, er höre in Schottland nichts mehr von einer religiösen oder sonstigen Opposition gegen den Gebrauch von Aether oder Chloroform bei Geburten. Infolge seiner Verteidigung vom Dezember vorigen Jahres seien ihm von ausgezeichneten Theologen und angesehenen Pfarrern mehrere Briefe zugegangen, und zwar von Presbyterianern, Independenten, Episkopalen und sogar von englischen Hochkirchlern, darunter von einem hervorragend angesehenen Bischof, alle des Inhalts, daß seine Ansicht von ihnen geteilt werde. Ein ihm persönlich unbekannter hochstehender Theologe hatte ihm geschrieben, er halte die den Aether bei der Geburt verdammenden Urteile seiner Amtsbrüder für unwissend und ungerecht; sie erinnerten ihn daran, daß man auch gegen die Aufhebung der Sklaverei angekämpft habe, weil gemäß einem biblischen Fluche Cham und seine Nachkommen auf ewig verurteilt seien, dem Sem und Japhet zu dienen.

In London dachte man stellenweise noch ganz anders. Ein gelehrter Theologe schrieb: „Schmerz ist das Medium von Gottes besonderer Güte gegen uns und ist deshalb nicht ein Fluch für uns, nicht ein notwendiges Uebel, das wir in einfacher Ergebung hinnehmen müssen, sondern das wir anzusehen haben als eine Segnung des Evangeliums." Und diese Stelle citirt ein in der Praxis stehender Herr G. und knüpft allerlei Betrachtungen daran, um gegen die Anwendung der Narkose bei einfachen Geburten zu Felde zu ziehen. „Diese Anwendung von Aether ist unbedingt verwerflich, und ich frage, ob es noch lange dauern soll, bis sie dem Gesetze gemäß als ein Verbrechen betrachtet werden wird." Ein gleichzeitiges medizinisches Blatt erledigt diesen Widerspruch mit den treffenden Worten: „Ueber hundert Jahre wird die Schrift des Herrn G. als eine literarische Merkwürdigkeit ihrer Art geschätzt und citirt werden, und wird abermals ein Beispiel der thörichten und beklagenswerten Deklamationen sein, zu denen medizinische Vorurteile mitunter Aerzte verführen, sobald etwas Neues vorgeschlagen wird."

Ein dritter Grund wurde gegen die Narkose in der regelrechten Geburt geltend gemacht. Er erinnert uns an das heutige Reklamegeschrei der sogenannten Naturheilkunde. Was diese Art des Widerspruchs gegen den Aether angeht, so hatte schon im Jahre vorher eine irische Dame zu Simpson gesagt, es sei ganz gegen die Natur, den Frauen während der Geburt den Schmerz zu benehmen. Simpson antwortete ihr schlagfertig: „Und es war ganz gegen die Natur von Ihnen, von Irland nach Schottland zu schwimmen entgegen Wind und Flut und noch dazu in einem Dampfboot." Es sei viel richtiger, so schrieb ein Londoner Praktiker, dem, was die Natur vollführe, nicht künstlich in den Weg zu treten, sondern es naturgemäß ablaufen zu lassen. Simpson riet in seinem Briefe an Dr. P. Smith in London, dem Manne zu antworten, die naturgemäße Bedeckung eines Menschen sei seine Haut, und dennoch trage alle Welt bei uns Kleider, ohne daran zu denken, daß das unnatürlich sei. Man koche die Speisen und würze sie; warum genieße man sie der Natürlichkeit wegen nicht roh? — Man fahre in Kutschen und anderen Beförderungsmitteln, während doch das Zufußelaufen das einzig Natürliche sei.

Digitized by Google

Aber die ernsten und die trivialen Widerstände wichen rasch und es blieb nur die Frage, wie der neue und ungeahnte Fortschritt immer mehr von seinen Nachteilen befreit und immer ausgedehnter für den leidenden Menschen verwertet werde. „Wohin kann diese große Entdeckung noch führen?“ So schrieb vor bald fünfzig Jahren Dieffenbach in Berlin. Daß sie nicht die letzte Frucht der neuen Erkenntnis war, haben die Mehrung der schmerzverhütenden Mittel und die Verbesserung der Methoden gelehrt. Ununterbrochen schreitet die stille Arbeit der wissenschaftlichen Laboratorien weiter, und geschieht der vorsichtige Versuch am Menschen, um Besseres und Zuverlässigeres an die Stelle des Alten zu setzen. Ein weites Feld liegt vor uns. Es gibt noch manchen körperlichen Schmerz, dem mit Sicherheit vorzubeugen wir nicht gelernt haben. Ich erinnere an die zahlreichen Neuralgien aller Art, an die Gallensteinkolik, an die Ischias, an die Schmerzen, die herrühren von bleibenden Veränderungen in den Nervenzentren. Wie oft führt das alles den Gequälten nicht zum Selbstmord! — Den einzelnen Anfall können wir durch Aether und Chloroform unterdrücken oder durch die Morphinspritze, die trotz allem Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird, ein Segen bleibt; aber das sichere Nichtaufkommenlassen des Schmerzes ein für allemal können wir nicht. Meistens sind uns die Ursachen unbekannt und wir kämpfen darum mit unseren Maßregeln ins Dunkle hinein, ohne zu wissen, ob wir treffen.

Der Rückblick auf die früheren Zustände tröstet uns beim Betrachten solcher Unvollkommenheiten und Lücken. Greifbar erhebt sich vor unseren Augen das seit fünfzig Jahren Errungene. Was waren die Zustände bei uns vor hundert und zweihundert Jahren? — Der historisch unterrichtete Mediziner weiß es und der Laie braucht es nicht zu wissen, welch unsägliche Roheit damals noch in der Wundarzneikunst herrschte. Es mag eine gewisse Genugthuung darin gefunden werden, daß es auf anderen menschlichen Gebieten nicht anders aussah. Ist diese Genugthuung auch nicht viel wert, so werden wir doch gerne dahin gedrängt, die Leistungen des Menschengeistes in der Vergangenheit wenn auch von verschiedener Art, aber doch aus der gleichen Zeit einander gegenüberzustellen, sie abzuwägen und, wenn möglich, den Unterschied zu ziehen. Da bietet nun die alte Strafrechtspflege für uns die besten Vergleichspunkte. Sie handhabte den Schmerz nicht nur als Strafmittel, als welches er heute noch seine Berechtigung hat, falls er die Gesundheit nicht schädigt, sondern hauptsächlich als Untersuchungsmittel; und wie es da zuging, das ragt hervor als Schandpfahl in der Geschichte. Gerade die Bearbeiter der Wissenschaft waren es, die den Uebergang zur Folter vermittelten und sie verteidigten und festhielten.[1]) Da saßen sie, berieten sich mit Schindern und Henkern und forschten mit heißem Bemühen nach den besten Methoden, um dem Menschen möglichst große Schmerzen zu bereiten, damit er, durch deren Unerträglichkeit gepreßt, irgend eine Unthat gestehe, die er nicht begangen hatte. Noch 1769 wurde das in einem stattlichen Bande mit

[1]) C. G. von Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte. 1845. S. 77.

Digitized by Google

feinen Abbildungen zum Nutzen und Frommen des Rechts zusammengestellt und durch den Druck veröffentlicht.[1]) Was wilde Tiere an ihrer lebenden Beute vollführen, das wird durch solche Folterordnungen christlicher Nationen in den Schatten gestellt. Auch das ist vorüber, in einigen deutschen Staaten freilich erst seit Anfang dieses Jahrhunderts, aber ganz gesund ist es, zuweilen daran erinnert zu werden. Unsere Kriminalisten überdenken es heute mit demselben heißen Bemühen, wie sie die Zwecke der Untersuchung und der Strafe am besten erreichen, ohne beides zur „Pein" werden zu lassen. Es geht auch so, und zwar geht es viel besser als zur Zeit jener Barbarei. Solche Bestrebungen auf diesem Gebiete wie auf anderen schreiten parallel mit dem, was die Einführung des Aethers in die Chirurgie gegenüber der reichsten Quelle körperlichen Schmerzes geschaffen hat.

Der Wille und die Fähigkeit der menschlichen Gesellschaft, den Schmerz abzuwehren und zu unterdrücken, ist ein Maßstab für ihre Gesittung.

Der Monolog im Drama.

Ein Beitrag zur neuesten Berliner Aesthetik.

Von

Rudolf von Gottschall.

Eine jüngstdeutsche Aesthetik ist bisher noch nicht geschrieben worden, wohl aber sind hier und dort einige Beiträge zu einer solchen erschienen. Hier und dort zuckt es aber auch wie Blitze aus der dumpfen Gärung einer in vieler Hinsicht sehr unklaren Bewegung, die manches Widerspruchsvolle unter einen Hut zu bringen sucht, empor, und mit diesen Blitzen wird besonders die Welt

[1]) Constitutio criminalis Theresiana oder der .... Majestät Mariä Theresiä peinliche Gerichtsordnung. Wien 1769. Folio. 282 Seiten Text ohne die Beilagen, 33 Seiten Abbildungen der Folterinstrumente und ihrer Anwendung. An der Spitze des Buches steht die von der Kaiserin unterschriebene Einführungsverordnung, die ihr übrigens, wie mir mein Kollege, der Strafrechtslehrer H. Seuffert, sagt, von ihren Räten abgerungen wurde. Schon 1776 hob sie die Anwendung des Buches wieder auf. Ihr Zeitgenosse, Friedrich der Große, verbot die Folter in seinen Ländern am dritten Tage seiner Regierung, am 3. Juni 1740, und ließ sie nur noch bestehen zum Auffinden der Mitschuldigen bei Hochverrat und Massenmord.

Die Folter fiel dann in Baden 1767, in Mecklenburg 1769, in Sachsen 1770, in Baiern 1807, in Württemberg 1809, in Hannover 1818.

Erquicklich liest sich im Hinblick auf diese nicht sehr entfernte Vergangenheit der §. 343 des deutschen Strafgesetzbuches, der schon die einfachsten „Zwangsmittel, um Geständnisse oder Aussagen zu erpressen", mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren belegt, ohne Zulassung von mildernden Umständen.

Digitized by Google

der Prosceniumslampen beleuchtet und die kundigen Thebaner unter den Bühnenleitern an der Spree wissen jetzt, was sie zu thun und zu lassen haben. Es gibt für sie eine ungeschriebene Aesthetik, deren Axiome ihnen ganz selbstverständlich erscheinen, während die unschuldigen Leute, die im übrigen Deutschland den Musen huldigen, noch keine Ahnung von den neuen zehn Geboten haben, die vom Berliner Sinai herab dem kniefälligen Volke verkündet werden. Zu diesen zehn Geboten gehört aber das eine: „Du sollst keine Monologe mehr schreiben!" Auf welcher Gesetzestafel dies eigentlich steht, wissen wir nicht; in welchen kanonischen Büchern es aufbewahrt wird, ist uns unbekannt; doch ein Dichter, welcher ein Stück mit Monologen an eine Berliner Direktion einschickt, wird alsbald von dieser erfahren, daß ein solches Stück veraltet ist, daß man sich früher wohl dergleichen erlauben konnte, aber daß dies bei dem hohen Stande der heutigen ästhetischen Bildung ein Verstoß gegen die dramatische Technik ist, und achselzuckend wird ein souveräner Beherrscher der an der Spree aufgeschlagenen weltbedeutenden Bretter ihm ein solches moderduftiges Stück zurückschicken.

Der Monolog ist also geächtet; es ist das ein sehr kühnes, revolutionäres Vorgehen, wenn man bedenkt, daß auf denselben Bühnen noch fortwährend die Meisterwerke eines Shakespeare, Schiller und Goethe gegeben werden, zu deren besonderen Zierden die großen Monologe gehören, die sich mehr als alle anderen dramatischen Scenen in das Gedächtnis des Volkes eingeprägt und mit ihren geflügelten Worten den geistigen Hausschatz desselben bereichert haben; ja diese Versündigung gegen den guten Geschmack, wie ihn die neueste Zeit entdeckt und verkündet hat, geht bis in die ältesten Zeiten zurück und das Triumvirat der großen griechischen Dramatiker bereits hat sich derselben in hohem Maße schuldig gemacht. Ueberdies hat nicht bloß Shakespeare dies Verbrechen begangen, sondern auch alle seine Zeitgenossen, ferner die klassischen Dramatiker der Franzosen und ebenso die Romantiker dieses Jahrhunderts, vor allen der hervorragendste, Victor Hugo.

„Hilft alles nichts ... der Jude wird verbrannt!" Ueber den unglücklichen Monolog ist ein für allemal der Stab gebrochen, und ein Dichter, der weiß, was er sich und seinen Zeitgenossen schuldig ist, wird auf dies veraltete Auskunftsmittel dramatischer Motivirung, auf diese prahlerische Schaustellung rhetorischen und lyrischen Wortgepränges nicht mehr zurückkommen; jeder Dramaturg, jedes Mitglied eines Lesekomites muß eben einen solchen Donatschnitzer mit roter Tinte anstreichen und im Wiederholungsfalle das ganze dramatische Pensum durchstreichen. Man läßt die Leute überhaupt nicht gern allein auf der Bühne; sie könnten dadurch in Versuchung geführt werden und mit sich selbst zu reden anfangen, was ja ein poetisches Kapitalverbrechen und ein unglaublicher Verstoß gegen die Lebenswahrheit ist; denn dergleichen passirt ja nur in den Irrenhäusern.

Zur Ehrenrettung des Monologs wollen wir zunächst zu einem Mittel greifen, das von den Gegnern desselben von Hause aus als ungenügend

Digitized by Google

angesehen wird: wir wollen kurz anführen, was einige unserer ersten Aesthetiker über denselben gesagt haben. Das ist natürlich in den Augen der Jüngsten abgestandene Weisheit. Zur Entschuldigung mag vielleicht dienen, daß diese Männer sonst nicht gerade zu den Schwachköpfen deutscher Nation gerechnet werden und daß man ihnen daher, um ihrer sonstigen Verdienste willen, auch einen ästhetischen Fehltritt verzeihen darf; diejenigen aber, welche noch ein glimmendes Stümpfchen des thörichten Autoritätsglaubens bewahrt haben, werden doch vielleicht an dem modernsten Dogma, das auf einmal aufgetaucht ist, man weiß selbst nicht woher, irre gemacht werden.

Wir haben auf Hegels Aesthetik stets große Stücke gehalten, und wenn auch dieser Philosoph, der die geistige Atmosphäre einzelner Jahrzehnte in Deutschland ausschließlich beherrschte, jetzt längst zum alten Eisen geworfen ist, gegenüber einem Nietzsche und ähnlichen Vertretern blendender Genialitätsmarotten, so sind wir doch so altfränkisch, vor seinem umfassenden Geist und vor der Fülle bedeutender Gedanken, die in seinen Werken enthalten sind, noch immer den größten Respekt zu hegen. Namentlich ist er als Aesthetiker nicht genugsam gewürdigt, und doch hat er hier vieles selbst vor geistreichen Nachfolgern wie Vischer voraus. Hegel rechnet den Monolog zu den berechtigten dramatischen Aeußerungsweisen; er sagt: „In Monologen ist es das einzelne Innere, das sich in einer bestimmten Situation der Handlung für sich selbst objektiv wird. Sie haben daher besonders in solchen Momenten ihre echt dramatische Stellung, in welchen sich das Gemüt aus den früheren Ereignissen her einfach in sich zusammenfaßt, sich von seiner Differenz gegen andere oder von seiner eigenen Zwiespältigkeit Rechenschaft gibt oder auch langsam herangereifte oder plötzliche Entschlüsse zur letzten Entscheidung bringt."

Eingehender äußert sich Vischer über den Monolog im dritten Bande seiner großen „Aesthetik". „Der Monolog ist lyrisch als ein mehr oder minder empfindungsvolles Insichgehen des Subjektes. Er bildet subjektive Ruhepunkte im Gedränge, in der stürmischen Reibung der Kräfte, im vorwärtsdrückenden Gange der Handlung. Er ist aber, da hier alles in der helleren Sphäre des Bewußtseins geschieht, zugleich wesentlich Moment der Selbstbesinnung, denkend, gnomisch in der weiteren Bedeutung des Wortes; daher ist er besonders motivirt und kehrt in fast regelmäßigen Pausen wieder, wo der Held lange zweifelt oder wo er in der Einsamkeit einer Welt gegenüber seine Pläne überlegen muß oder wo den Verbrecher von Stadium zu Stadium sein Gewissen überfällt; so im Hamlet, Wallenstein, Macbeth, Richard III., Othello. Allein der Dichter muß sich hüten, daß er darüber nicht das Grundgesetz, die Beziehung auf die Handlung vergesse. Der Monolog, mag er mehr oder weniger Besinnung enthalten, soll vom Affekte getragen sein, aus ihm fließen, in ihn auslaufen, am Bande des leidenschaftlichen Wollens bleiben, die Handlung negativ durch Hemmung und positiv durch Eingreifen fördern. Wie drastisch sind Hamlets reflexionskranke, selbst Fausts von Wissensdurst glühende Monologe!" Weiterhin unterscheidet Vischer einen mehr lyrischen, mehr betrachtenden, mehr

Digitized by Google

dramatischen Monolog. Julias Monolog vor der Brautnacht, Egmonts Monolog im Gefängnis zum Beispiel ist lyrisch; Macbeths ‚Wär's abgethan, wenn es gethan ist', Hamlets ‚Sein oder Nichtsein', Wallensteins ‚Wär's möglich?' betrachtend; dagegen ‚Du hast's erreicht, Oktavio', Butlers, ‚Er ist herein', Macbeths, vor dem Morde Duncans, ‚Ist das ein Dolch?' echt dramatisch.

In der sechsten Auflage meiner „Poetik" sage ich: „Der Monolog, das Selbstgespräch, ist im Drama berechtigt als die Einkehr der dramatischen Charaktere in ihr Inneres, eine Einkehr, die indes niemals ein bloß lyrisches Vibriren des Gemütes sein darf, niemals eine zerfließende Hingabe an Stimmungen, sondern uns entweder die inneren Tiefen des Charakters, in denen der Schwerpunkt der Selbstbestimmung liegt, ohne jede Maske enthüllt und dadurch den Dialog ergänzt, oder im kritischen Moment die Wendung zur That, die innere Entscheidung darlegt. So muß der Monolog in der einen oder der andern Weise motivirend sein. In ihm sammelt sich das Gemüt des Helden; die Handlung geht auf ihr geistiges Zentrum zurück. Der innere Konflikt, das Werden und Wachsen des Entschlusses und der Leidenschaft kommt hier zu vollem Ausdrucke. Der Monolog Wallensteins vor dem Eintritte des schwedischen Hauptmanns, Macbeths vor der Ermordung Duncans, Tells vor der Ermordung des Landvogts sind Beispiele für die dramatische Bedeutung des Monologs. Iphigenie und die Jungfrau von Orleans, Hamlet, durch das Schicksal zu einer That berufen, der sein Charakter widerspricht, sprechen ihren inneren Konflikt in Monologen aus. Nie darf indes ein Monolog ein bloß lyrisches Pracht- und Schaustück sein, wenn sich in ihm die Charaktere in ihr Inneres zurückziehen und diese vorwiegende Innerlichkeit ihm einen lyrischen Zug gibt. Er muß ein organisches Glied des Dramas sein, das sich nicht ohne Gefahr für das Leben des Ganzen von ihm loslösen läßt. Im Lustspiel wird der Monolog noch mehr als in der Tragödie die geeignete Form sein, um das Publikum zum Vertrauten von Plänen und Intriguen zu machen, welche den übrigen handelnden Personen des Stückes zunächst verborgen bleiben müssen."

Was hat nun der Monolog verbrochen, daß er von den Vorkämpfern der jüngsten Richtung und von den dramaturgischen Gewalthabern der Berliner Prosceniumslampen in Acht und Bann gethan wird? Der Naturalismus strebt auch auf der Bühne nach voller Lebenswahrheit, trotz des Schillerschen Spruchs: „Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen"; er wirft daher zunächst die Frage auf, ob denn die Menschen im realen Leben laute Selbstgespräche zu führen pflegen, und die Antwort kann nur eine verneinende sein. Es gibt zwar Sonderlinge, die sich gelegentlich laut mit sich selbst unterhalten, und über die oft stundenlangen Monologe in den Nervenheilanstalten wissen die Krankenwärter zu berichten. Der Monolog widerspricht also bei geistig gesunden Helden, zu denen allerdings diejenigen Ibsens und seiner Jünger meistens nicht gehören, der realen Wahrheit, und da diese das einzige Schiboleth der Kunst ist, so muß er als kunstwidrig beiseite geschafft werden. Nun ist aber die Bühne überhaupt eine Welt des Scheins, und wieviel von dem, was auch die jüngere Dramatik

Digitized by Google

noch hegt und pflegt, müßte über Bord geworfen werden, wenn man damit Ernst machen wollte, diesen Schein aufzuheben; wir fürchten, daß dann die Schauspielkunst und die dramatische Dichtung gleichzeitig in die Brüche gehen würden. Neuerdings hat die Frage über den Kuß auf der Bühne einigen Staub aufgewirbelt; die namhaftesten Darstellerinnen sind um ihre Meinung darüber gefragt worden, und diese Meinungen gingen natürlich nach allen Enden der Windrose aus einander. Viele jüngeren Künstlerinnen halten das Prinzip des ernstgemeinten Kusses aufrecht; sie wollen, wie Julia von Romeo [illegible]egt, gan nach der Schnur geküßt sein, sonst würden sie aus ihrem leidenschaftlichen Spiel herausgerissen, in ihrer künstlerischen Andacht gestört. Das sind die Naturalistinnen, welche aufs Ganze gehen und den Schein auf der Bühne verschmähen. Die Mehrzahl der Darstellerinnen aber, darunter die berühmtesten, protestirten aufs heftigste gegen den Kußzwang, der sie nötigte, sich auf der Bühne von den Vertretern des ersten Liebhaberfaches küssen zu lassen, wie eine Braut vor dem Altar von ihrem Bräutigam geküßt wird, und eine derselben, Klara Ziegler, machte selbst Einwendungen gegen den Kuß auf der Bühne vom Standpunkte der Hygiene aus; sie wollte die Lebenswahrheit nicht so weit getrieben sehen, daß sie allzu lebenswahre Krankheiten von der Bühne mit nach Hause brächte. Was den Kuß hinter den Coulissen betrifft, so hätte sich wahrscheinlich eher eine große Einstimmigkeit erzielen lassen. Wenn indes über den Kuß noch sub judice lis est, so wird sich doch über den notwendigen Schein bei einem andern Bühnenvorgang kein Streit erheben — wir meinen über den Mord, sei es nun Selbstmord oder die Hinmordung einer andern dramatica persona, denn damit würde jedenfalls ein Kollege oder eine Kollegin aus der Welt geschafft werden und auch der verwegenste Naturalist würde doch nicht so weit gehen, eine derartige That mit den funkelnagelneuen Kunstlehren einer eben über die Taufe gehobenen Aesthetik, die schon in der Wiege mit herkulischer Kraft alle die Schlangen erwürgt, die seit dem seligen Aristoteles das ganze Gebiet der dramatischen Dichtung unsicher machen, rechtfertigen zu wollen. Und wie mit dem Kuß und dem Mord, so verhält es sich mit zahlreichen anderen Vorgängen auf der Bühne, Nachahmungen der Schicklichkeit, aber mit den Mitteln, welche solcher Nachahmung zu Gebote stehen und die brutale Wirklichkeit nicht dulden; mit dem Schein der Kunst würde auch ihre ganze Wirkung verloren gehen. Auf der Bühne kann es keinen Naturalismus geben. Hermann Sudermann, ein Dichter, der zwar nicht zu den Jüngstdeutschen gehört, aber ihnen doch sehr nahe steht, sagte in dem Vortrag über „literarische Wandlungen in Deutschland", den er auf dem literarischen Kongreß in Dresden hielt: „Wenn ich aufrichtig meine Meinung sagen soll, es gibt gar keinen Naturalismus, es kann gar keinen geben; die uns zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel — im Roman sowohl wie im Drama — erlauben uns gar nicht, so die absolute Nachahmung der Natur zum Prinzip zu erheben. Und einen andern Sinn kann das Wort nicht haben, wenn es nicht sinnlos werden soll. Selbst in dem naturalistischsten Dichtwerk — Pardon für den greulichen Superlativ — muß so viel gemodelt und umgeschaffen werden, geht auf

Digitized by Google

dem langen Wege durch Erinnerung, Phantasie und Sprachgestaltung so viel von dem Rohmaterial verloren, daß etwas ganz, ganz anderes zum Vorschein kommt, als was die Natur uns zur gefälligen Nachahmung darbot. Aber die Tendenz dazu ist vorhanden, wirft man mir ein; doch das war sie immer; nur die künstlerischen Wege, auf denen man sich an die Natur gewissermaßen heranzuschleichen suchte, glichen sich nicht."

Betrachten wir in dieser Beleuchtung Sudermanns nun den neuerdings geächteten Monolog, so könnte man sagen, daß hier von einer Nachahmung der Natur überhaupt nicht die Rede sein könne, und doch ist es eine solche, nur mit den Ausdrucksmitteln, welche der Kunst zu Gebote stehen. Der Monolog ist nichts Außerordentliches, nichts Außernatürliches; er ist die gewöhnliche Art und Weise, welche der Verkehr des Menschen mit sich selbst annimmt. Unser inneres Leben bewegt sich in Monologen von morgens bis abends — und selbst unsere Träume sind gleichsam noch Monologe der Seele. Nur daß sie nicht laut gesprochen werden wie die Monologe der Bühne — das ist der äußerliche Unterschied, auf den eine so klägliche Aesthetik das größte Gewicht legt. Doch die Muse ist keine Taubstumme —

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Das innere Leben des Menschen ist die Geburtsstätte der dramatischen That — und diese kann schärfer vom Monolog beleuchtet werden als vom Dialog. Also kann nur ein sehr roher Naturalismus in dem Monolog einen Verstoß gegen die Lebenswahrheit erblicken. Ein solcher würde nur dann stattfinden, wenn ein Monolog auf der Bühne von einem andern belauscht würde und dies von Einfluß wäre auf die Fortentwicklung der dramatischen Handlung. Uns sind mehrere Stücke bekannt, in denen ein Selbstgespräch in dieser Weise verwertet wird. Das ist durchaus unzulässig; denn beim Monolog heißt es: „Tertio non contrahitur".

Für jeden dritten, für jeden Mitspielenden ist der Monolog ein noli me tangere; er ist nur eine Unterhaltung des Sprechenden mit sich selbst, welche nur für das Publikum vernehmbar ist, bei welcher gleichsam nur dieses mit ins Geheimnis gezogen wird.

Die Angriffe auf den Monolog vom Standpunkte der Natur- und Lebenswahrheit aus sind daher zurückzuweisen; denn mit gleichem Recht könnte man die ganze Scheinwelt der Bühne als eine Phantasmagorie in die Lüfte blasen. Es fragt sich nun, ob der Monolog haltbar ist, wenn man ihn aus dem Gesichtspunkt der dramatischen Dichtung betrachtet, ob er nicht als ein Hemmnis für den Gang der Handlung angesehen werden muß? Wenn die Dramaturgie der „Moderne", um dies sprachwidrig gebildete Wort zu gebrauchen, im Gegensatz zu Aristoteles nicht auf die Fabel und die Handlung des Dramas das Hauptgewicht legt, sondern auf das Charaktergemälde, so könnte sie jenen Vorwurf gegen den Monolog überhaupt nicht erheben; denn gerade für die Charakteristik ist er unentbehrlich, da er für die innerste Seelenmalerei den freiesten

Digitized by Google

Spielraum gewährt. Dafür finden sich bei Shakespeare, der indes weit davon entfernt ist, dem Charaktergemälde die Handlung zu opfern, im Trauerspiel und bei Molière im Lustspiel die schlagendsten Beispiele. Mit den Konsequenzen ihrer Theorie steht die Praxis der „Moderne" durchaus nicht im Einklang; sie vermeidet nicht nur den Monolog, sondern auch im Dialog den volleren Erguß des Gefühls, des Affektes, der Leidenschaft; es wird alles mit dramatischer Geschäftsmäßigkeit verhandelt, wie auf der Börse Angebot und Nachfrage; ja kein Wort zu viel, eher eins zu wenig, damit das Publikum sich der angenehmen Beschäftigung des Erratens hingeben kann, an die es durch die Rebus seiner Modeblätter gewöhnt ist. Der Mottenfraß dieser Laconismen vernichtet nicht nur das Prunkgewand der dramatischen Dichtung, sondern auch jede bisher für anständig geltende poetische Toilette, so daß die Muse wie ausgeplündert im Bettlergewande erscheint. Der Infektionsherd liegt in Norwegen; die Runen der Ibsenschen Sprache, das Geheimnisvolle, bisweilen Rätselhafte in den nur angedeuteten Motiven — das hat Bewunderung erregt und Schule gemacht. Wenn Hegel sagt, der Dramatiker solle sein Pathos expliziren, so ist dies nicht eine beim Oel der Nachtlampe ausgetüftelte Katheberweisheit, sondern es bedeutet die Summe der Einsichten, welche der große Philosoph aus dem Studium der Meisterwerke aller Zeiten geschöpft hat. Von Aeschylos und Sophokles bis zu Shakespeare, Schiller und Goethe haben alle hervorragenden Dramatiker mit vollen Händen die Goldmünzen ausgeschüttet, welche das Gepräge ihres Genius trugen; darauf beruht ihre Bedeutung, ihre Größe! Die heutigentags gepriesene Knauserei in Handhabung der dramatischen Diktion war ihnen unbekannt; daß bei dieser der Monolog sehr zu kurz kommt, ist selbstverständlich; doch er teilt dies Los mit der ganzen dramatischen Dichtung. Von einer solchen könnte man überhaupt nicht mehr sprechen, wenn die auf der Bühne ausgestellten Momentbilder die Quintessenz poetischer Schaffungskraft vertreten sollten.

Von der streng geschlossenen Form des Dramas abgesehen, gibt es indes Dichtungen, die auch auf der Bühne zur Geltung gekommen sind und bei denen der Nachdruck nicht auf der dramatischen Handlung, sondern auf der geistigen Bedeutung ruht. Daß bei diesen der Monolog ein selbständiges Recht in Anspruch nimmt, ist begreiflich; ja einzelne, wie zum Beispiel Byrons „Manfred", sind von Anfang bis zu Ende Monologe, fünfaktige Monologe mit einzelnen genrebildlichen Zwischenspielen und Illustrationen aus der Geisterwelt. Auch der erste große Faustmonolog ist fast eine Dichtung für sich; keinesfalls fehlt es ihm an dramatischer Bewegtheit; eine ganze innere Handlung bis zum Selbstmordversuch und der Rückkehr zur Lebensfreude spielt sich in ihm ab. Und dasselbe gilt von dem Byronschen Monolog, der das ganze Drama „Manfred" ausfüllt. Welche Gedankenfülle in beiden, welche siegreiche Macht einer aus Seelentiefen hervorquellenden Begeisterung! Und der arme Sünder, der Monolog, welcher dergleichen verbrochen hat, müßte nicht nur begnadigt, sondern mit hohen Ehren ausgezeichnet werden — schmücken doch die schönsten Kränze der Dichtung seine Stirne!

Digitized by Google

Im engeren Bereich des eigentlichen Dramas kann man zuerst von den Einleitungsmonologen sprechen; sie erinnern ein wenig an die Prologe der Götter und Göttinen in den antiken Tragödien, wie zum Beispiel an den der Aphrodite im „Hippolytos“ des Euripides. So naiv plaudern sie zwar den Gang der Begebenheiten nicht aus; aber die Grundpfeiler derselben werden doch fest in die Erde gemauert, die Situation und der Charakter des Helden scharf beleuchtet; wir erwähnen nur drei dieser dramatischen Ouverturen: den Monolog der Iphigenie, denjenigen Richards III. und den der Jungfrau von Orleans; denn obschon dem letzteren einige dramatische, mehr genrehafte Scenen vorausgehen, bildet er doch die eigentliche großartige Introduktion der Tragödie. Der Monolog der Iphigenie beleuchtet in stimmungsvoller Weise die Situation der Heldin; derjenige Richards III. ist eine grelle Selbstbespiegelung des Charakters, und wenn Richard darin seine Absicht erklärt, ein Böswicht zu werden, so liegt darin freilich ein Kommentar der ganzen Tragödie, der nicht verständlicher sein kann; aber uns gemahnt diese Ankündigung doch sehr an die Zettel, die in den Marionettenkomödien den Puppen aus dem Munde heraushängen. Diese Monologe, trotz der unvergänglichen Schönheit der Goetheschen und Schillerschen Verse, scheinen uns nicht nachahmenswert zu sein; die Exposition muß mehr aus der bewegten Handlung oder dem lebendigen Dialog hervorgehen.

Innerhalb der strengen dramatischen Entwicklung findet aber der Monolog seinen berechtigten Platz, sowohl wo er als der geistige Knotenpunkt einer von ihm ausgehenden Handlung erscheint, als auch wo er als ein Akt der Selbstbesinnung uns ein Seelengemälde entrollt mit all den schlummernden Möglichkeiten, aus denen die That erwacht. Im ersteren Falle ist der Monolog dramatisch gewichtiger als jede Entwicklung, die der Dialog uns bieten kann. Der innere Kampf des Helden, ehe er sich zu einer That entschließt, und der Entschluß selbst sind doch die wichtigsten dramatischen Momente — und wie sollen sie im Dialog zur Geltung kommen? Und dramatisch wirksam sind diese Monologe — jede Schauspielerin wird gern eingestehen, daß in der ganzen Rolle der Julia der Monolog derselben, ehe sie den Schlaftrunk nimmt, auch in Bezug auf die Wirkung der entschiedenste Glanzpunkt ist. Der Monolog der Elisabeth, ehe sie das Todesurteil der Maria Stuart unterschreibt, gibt uns ebenfalls das Beispiel einer aus innerem Kampf sich entwickelnden That, ebenso diejenigen Macbeths vor der Bluthat und Othellos vor der Ermordung der Desdemona. Die Hamlet-Monologe sind mehr Beispiele für die zweite von uns aufgestellte Art: es sind Seelengemälde, in denen zwar der innere Kampf nicht fehlt, aber er ist auf keine entscheidende Spitze gestellt, er verteilt sich durch das ganze Stück. Seelengemälde sind auch der Monolog der Beatrice in der „Braut von Messina“, derjenige Egmonts vor seiner Hinrichtung, die Monologe Tassos und zahlreiche andere in älterer und neuer Dichtung, welche niemand wird missen wollen, selbst wenn die Triebkraft derselben als Motoren der dramatischen Handlung eine geringere sein sollte.

Wie wir sehen, nimmt Shakespeare auf dem Sündenregister des Monologs

Digitized by Google

eine hervorragende Stellung ein; die Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts, die eine so große Aehnlichkeit mit den jüngstdeutschen Schwarmgeistern haben, hegten gegen Shakespeare die höchste Verehrung; von der Geschmacklosigkeit, seine Monologe oder die Monologe überhaupt zu verdammen, blieben sie frei. Die Jüngstdeutschen müssen aber auch Shakespeare zum alten Eisen werfen wie Schiller und Goethe; denn auch dieser Dichter hat zahlreiche Monologe gesündigt, und darunter sind die schönsten Perlen in seinem Dichterdiadem.

Doch die Klassiker aller Zeiten sind ja jetzt abgethan und könnten, wenn man ihre Gespenster heraufbeschwört, nur der jüngsten Schule das Konzept verderben.

Wir haben jetzt eine Reihe von Dramen ohne Monologe: sie sind stilgerecht nach der neuesten Schablone und Muster der neuen Technik, zur Freude aller modernen Regisseure. Das ist nun zwar nach unserer Ansicht kein Vorzug, aber es ist ebenso wenig ein Fehler, und wenn sich ein dramatischer Dichter ohne Monologe behelfen kann, so mag man ihm ja dies Vergnügen gönnen, das schwere Gepäck abgeschüttelt zu haben und nun leichtfüßig dem Pantheon der modernsten Unsterblichkeit zuzuschreiten. Hier und dort mag es ihm aber doch vielleicht in den Fingern krabbeln, ein Selbstgespräch niederzuschreiben, welches uns in das Innerste seines Helden oder seiner Heldin einen Blick thun läßt. Unter dem Drucke des eisernen Gebotes der neuen Aesthetik aber verfällt er auf Auskunftsmittel; sieht man genauer hin, so finden sich diese verschluckten Selbstgespräche wieder in Zwiegesprächen mit Personen, welche mehr oder weniger maskirt an die Vertrauten der älteren französischen Tragödien erinnern. Im Dialog aber kommt nur zersplittert zu Tage, was im Monolog einen einheitlichen Kern bildet, und jener ist daher die schwächere Form der Seelenoffenbarungen.

Die Verbannung des Monologs ist ein Akt der ästhetischen Kabinetsjustiz, welcher überhaupt die Lyrik im Drama zum Opfer fällt. Die antike Tragödie hatte in dem Chor ein Reservoir für lyrische Ergüsse. Die Wiedererweckung des Chors mit einer selbständigen Lyrik und Didaktik ist Schiller in der „Braut von Messina" nicht gelungen; desto siegreicher ist die Lyrik in den Monologen der Beatrice, der Jungfrau, der Maria Stuart vertreten.

Man darf unter der Lyrik nicht den Ausdruck zerflossener Gefühle, auch nicht bloß Stimmungsbilder verstehen, sondern vor allem die Gedankenpoesie, wie sie auch im wesentlichen die antiken Chöre vertraten: die Selbstbesinnung, die Verknüpfung des einzelnen dramatischen Falls mit einer weitreichenden allgemeinen Bedeutung. Wird das ganz aus dem Drama gestrichen, so erhalten wir ein Dichtwerk ohne Geist; denn weder einzelne Geistreichigkeiten des Dialogs, noch die hineingeheimnisten Unsagbarkeiten einer tiefsinnigen dramatischen Erfindung können dafür Ersatz bieten.

Freilich muß unterschieden werden zwischen den einzelnen dramatischen Gattungen; wir sprachen bisher von der höheren Tragödie, die von den Bühnenleitern mehr oder weniger auf den Aussterbeetat gesetzt ist, was die Produktion

Digitized by Google

der Gegenwart betrifft, während die großen Muster der Vergangenheit auf keinem Repertoire fehlen: sehr charakteristisch für die Unklarheit der ganzen Epoche, die verhängnisvoll ist für echte dichterische Talente, die weder zu den großen Meistern gehören, noch auf das neugebackene Credo der Jüngsten schwören wollen. Daß der Monolog auch im Lustspiel eine sehr komische Wirkung ausüben kann, das beweisen nicht bloß die Molièreschen Monologe, welche allerdings meistens die charakteristische Farbe vertiefen, das beweisen die Monologe Falstaffs, wie jenes Kabinetsstück, in welchem er sich mit dem Begriffe der Ehre abfindet, auch das Selbstgespräch in den „Lustigen Weibern von Windsor", die Monologe von Benedikt und Beatrice in „Viel Lärm um nichts". In jedem Intriguenlustspiel aber wird der Monolog wie schon erwähnt, nicht zu entbehren sein; denn wenn eine Person des Stückes eine Intrigue ersinnt, für die sie keine Mitwisser brauchen kann, deren letzte Zwecke nur ihr allein bekannt sind, so muß doch das Publikum in dieselbe eingeweiht werden — und dafür gibt es kein anderes Mittel als den Monolog.

Es bleibt noch das modern-soziale Drama, welches als die alleinseligmachende Gattung ausposaunt wird und alle anderen in sich absorbiren soll; denn es soll kein Lustspiel und kein Trauerspiel mehr geben — das ist alte Schablone, reif für die Rumpelkammer. Wir meinen indes, daß sowohl das Lustspiel wie das Trauerspiel nach wie vor und zwar als die höheren und reineren Gattungen sich auf der Bühne behaupten werden. Möglich, daß das modernisirte Drama des Monologs entbehren kann; niemand wird es deshalb tadeln; doch wenn auf den Monolog überhaupt Acht und Bann geschleudert werden soll, so ist das eine gesetzgeberische Ueberhebung. Diese elektrische Beleuchtung der reichshauptstädtischen Kritik und Aesthetik ist glücklicherweise nur auf die Spreestadt und einige abhängige Ortschaften beschränkt geblieben; im ganzen übrigen Deutschland verlacht man eine solche Afterweisheit, welche die gänzliche Verödung und Verarmung der dramatischen Dichtung und der Bühne zur Folge haben müßte.

Herzog Elimar von Oldenburg.

Ein Gedenkblatt

von

Fritz Lemmermayer.

Wenn sein schweres Leiden auch Schlimmes befürchten ließ, so kam die Kunde von dem Tode des Herzogs Elimar von Oldenburg sogar für Näherstehende jäh und unerwartet, und allenthalben hat sie die schmerzlichste Empfindung zurückgelassen. Am 17. Oktober 1895, abends zwischen 8 bis 9 Uhr, ist er plötzlich, wie eine herabgebrannte Kerze verlöscht, auf seinem Schlosse

Digitized by Google

Erlaa verschieden, wo er in der nächsten Nachbarschaft Wiens fast siebenzehn Jahre hindurch gelebt hat, zwar in stiller Zurückgezogenheit, aber doch in freundlicher Geselligkeit und mit stets regem Interesse an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens. Wem es vergönnt war, mit dem erlauchten Sprößling aus dem alten Hause Holstein-Gottorp, welches dem kleinen Oldenburg und dem großen Rußland seine Herrscher gegeben hat, in persönlichem Umgang zu stehen, der betrauert den Verlust eines edlen Mannes, einer jener seltenen Naturen, in deren Gemüt niedrige Denkart und Handlungsweise keinen Raum hat und die das Edle anzuziehen und festzuhalten wissen. Aber das Hinscheiden des Herzogs hat auch weitere Kreise betroffen, nicht allein die Familie und Freunde, nicht allein die Armen, denen er ein Wohlthäter gewesen ist, sondern die Kreise der Literatur und des Theaters; denn unter dem Namen Anton Günther hat er eine Reihe von Lustspielen verfaßt, die der Oeffentlichkeit angehören. Diese hat ein Interesse an dem Leben und Schaffen des Heimgegangenen, und so sei denn hier sein Bild festgehalten, nicht in erschöpfender Ausführung, nur in einer Umrißskizze, auf Grund von Familienpapieren und Briefstücken und der eigenen Erfahrung und Anschauung, so wie er war und wie ich ihn gekannt habe.

Prinz Elimar wurde am 23. Januar 1844 zu Oldenburg geboren als Sohn des regierenden Großherzogs Paul Friedrich August und dessen dritter Gemahlin Cäcilie Prinzessin von Schweden. Der Prinz hat manche Eigenschaft von seiner Mutter geerbt, einer Frau, ausgezeichnet durch Schönheit, Sanftmut und Herzensgüte und merkwürdig durch wechselvolle Schicksale, die aufs innigste mit der Geschichte jener Zeit verknüpft sind. Cäcilie war die Tochter des schwedischen Königs Gustav IV. Adolf und der Königin Friederike, einer geborenen Prinzessin von Baden. Durch die von Napoleon heraufbeschworenen Kriegsnöten wurde Schweden in harte Mitleidenschaft gezogen. Der König, ein unerbittlicher Feind Napoleons, führte den Krieg mit dem Usurpator allein fort, als die übrigen Mächte mit ihm Frieden geschlossen hatten, und bewies dabei zwar Charakterstärke und Großmut, doch nicht minder Eigensinn und eine Verkennung seiner Stellung und Kräfte. Von Russen und Dänen, von französischen und spanischen Truppen bedroht, befand sich das Land in einem erschöpften Zustande. Da brach eine Verschwörung aus, Gustav IV. wurde am 13. März 1809 gewaltsam verhaftet, zur Thronentsagung gezwungen und auf das alte Inselschloß Gripsholm gebracht. Hierauf erklärte der Reichstag den König und alle seine Nachfolger des Thrones verlustig. Nach einigen Monaten ward es der unglücklichen Königin Friederike und deren vier Kindern gestattet, die Gefangenschaft des Königs zu teilen. Eine lange Leidenszeit begann in Gripsholms öden Mauern. Die Behandlung war schonungslos. Endlich traf der Beschluß ein, daß die königliche Familie ihrer Haft ledig werden solle unter der Bedingung, Schweden zu verlassen. In einer grausigen Winternacht wurde die Reise angetreten; der Kronprinz, später Prinz Wasa, mußte, getrennt von den Eltern, eine andere Route nehmen; Offiziere mit scharf geladenen Pistolen begleiteten die Wagen. Die Königin begab sich zunächst mit den Kindern zu ihrer

Digitized by Google

Familie nach Bruchsal, der König aber trennte sich von den Seinen, ohne zu sagen, wohin er sich wende. Der Krone, des Erbes, des Vaterlandes beraubt, irrte der gemütskranke Sohn Gustavs III., welcher auf einem Maskenball war ermordet worden, arm und unstät in Europa umher, bis nach vielen Jahren der Tod seinem verfehlten Leben ein Ende bereitete. Königin Friederike hatte sich für immer in ihrer Heimat Baden niedergelassen, wo sie, der Erziehung ihrer Kinder sich widmend, in stillem Leide ihre Jahre verbrachte. Demütigungen aller Art war sie ausgesetzt, wodurch die ihr angeborene Schüchternheit vermehrt ward Aber sie ertrug die Widerwärtigkeiten ihres Schicksals mit wahrem Seelenadel, und wenn sie auch nicht mehr die Würde der Krone umgab, so ging diese Würde von ihr selbst aus. Ein Zeitgenosse schrieb: „Sie ist eine wunderschöne Frau mit unbeschreiblich anziehenden, schwermütigen Augen, die sie nur selten aufschlägt. Thut sie es, dann ist es, als öffne sich der Himmel." Sie selbst sagte: „Ich habe alles erlebt und gelitten, was an Prüfungen ein Thron und ein Privatleben bieten!"

Unter solchen Verhältnissen blieb auch ihren Kindern die Schule des Leides nicht erspart. Das jüngste dieser Kinder war Prinzessin Cäcilie, die Mutter des Herzogs Elimar. Düstere Ereignisse haben schwere Schatten auf ihr junges Leben geworfen und ihr Gemüt frühzeitig für eine sinnige Melancholie empfänglich gemacht. Ihren dritten Geburtstag verbrachte sie in der Gefangenschaft auf Schloß Gripsholm. In zarter Kindheit sah sie sich ohne Vaterland und auch vaterlos, denn nach der Trennung des entthronten Schwedenkönigs von seiner Familie hat sie diesen niemals wieder gesehen. Während der Reise im Winter, die einer Vertreibung gleichkam, litt das Kind unter der bitteren Kälte. Solchergestalt waren die frühesten unauslöschlichen Erinnerungen. Das tragische Lebensereignis scheint einen eigentümlichen Grundton in dem Schicksal und Wesen der empfindungstiefen Prinzessin angeschlagen und einen niemals ganz verwischbaren Hauch von Heimatlosigkeit darüber ausgegossen zu haben. „Ihr Herz," so heißt es in einer für die Familie geschriebenen Denkschrift, „fand wohl überall schnell eine Heimat in den Herzen derer, die sie liebte, aber nicht so ihr ganzes Lebensgefühl." Die verheißungsvollen Anlagen des Geistes und Gemütes, die an dem Kinde sich offenbarten, wurden durch das leuchtende Beispiel der Mutter und deren wohlthätigen steten Einfluß auf das beste entwickelt. Als sie herangewachsen war, fiel die innere Harmonie ihres Wesens auf. Eine Ruhe, eine Milde war darüber ausgebreitet, die der ganzen Erscheinung einen ungemeinen Liebreiz gab, der aber, trotzdem ihr Heiterkeit und Scherz durchaus nicht fremd waren, von einer gewissen sanften Wehmut durchdrungen war. Bei der schönen Mutter war das in noch erhöhtem Maße der Fall, ihre tragische Erscheinung trug den Ernst der Geschichte an sich. In Wien, wohin sie zu ihrem Bruder, dem Prinzen Wasa, nach dem Tode der Königin von Schweden gezogen war, vermählte sich Prinzessin Cäcilie am 3. Mai 1831 in Anwesenheit des ganzen österreichischen Hofes mit dem Großherzog von Oldenburg, der seinem Lande eine freie Verfassung gegeben und sich besonders durch hohe Förderung der

Digitized by Google

dramatischen Kunst ausgezeichnet hat. Sein Hoftheater mit Julius Mosen als Dramaturgen war mustergiltig. Oben im Norden hat die anmutige, musikbegabte Großherzogin ein volles Glück gefunden, nur getrübt durch den Tod ihrer zwei ersten Kinder — an dem dritten, dem Herzog Elimar, starb sie selbst in der Blüte ihrer Jahre. An ihr wurde gerühmt, daß dieselbe Milde, dieselbe menschliche Untadelhaftigkeit, welche ihr äußeres Wesen auszeichneten, auch in ihrer innersten Natur als gediegener Inhalt vorhanden waren, daß durch Schicksal und Erziehung, Umgebung und Vorbild ihre Seele von der heiteren Ruhe des inneren Gleichgewichtes erfüllt wurde und alles, was sie that und sprach, damit in vollem Einklange stand.

Und jene Eigenschaften der Großmutter, noch mehr der Mutter, sie waren unschwer wiederzufinden in der Persönlichkeit des Herzogs Elimar von Oldenburg. Ja, wenn man von den erwähnten auszeichnenden Eigenschaften der beiden Frauen liest, so meint man das Bildnis des Verblichenen selbst zu gewahren, so ähnlich ist ihm Zug um Zug, nur vom Weiblichen ins Männliche übertragen. Das Kind ist des Mannes Vater. Schon an dem Kinde fällt manches auf, was hier erwähnt wurde. Mir liegen handschriftliche Aufzeichnungen aus der Feder seiner treuen Aja vor, der Baronin Christa Scharnhorst, die zuerst bei der Königin, dann bei der Großherzogin als Hofdame in Diensten gestanden und sich in allen Wechselfällen als hingebungsvolle Freundin erwiesen hat; zuletzt wurde sie dem Kinde, welches vier Tage nach seiner Geburt die Mutter verloren hatte, eine wahrhaft mütterliche Erzieherin. Ihre Tagebuchblätter sind von inniger Liebe diktirt und enthalten rührende und reizende charakteristische Züge. Sie lobt sein gutes Herz, seine Ehrfurcht vor dem Vater, seine Pflichttreue, seine Wahrheitsliebe; sie spricht von seinem starren Festhalten an den eingeführten Gewohnheiten und von der leichten Art, mit der er zu lenken ist, seiner Folgsamkeit, doch auch von plötzlichen Anwandlungen eines jäh aufbrausenden, heftigen Temperamentes, die sich in Momenten der Aufregung bis zur „Besinnungslosigkeit" steigern konnten — es war nach der Versicherung der sorgsamen Aja „holsteinisches Erbteil". Der Herzog selbst erzählte, daß ihn der Jähzorn auch im Mannesalter häufig überwältigt habe und er ihn nur durch Aufwand seiner ganzen Willenskraft allmälich zu besiegen vermochte. Aber schon als Kind trug er nichts nach; schnell, wie der Anfall kam, verrauchte er, und der Prinz war wieder willig und gefügig und gelobte Besserung. Wenn die Aja für die Zukunft etwas besorgte, so war es sein allzu weiches, empfindungsvolles Gemüt, das wenig geeignet schien, den rauhen Stürmen des Lebens einen energischen Widerstand zu bieten. Es stammte von der Mutter, ebenso wie ein Hang zur Melancholie, die oftmals ohne jeden erkennbaren Grund sich offenbarte. So geschah es manchmal, daß er ohne Veranlassung in einen Strom von Thränen ausbrach; es überkam ihn wie ein Paroxismus. Während eines solchen rief er einmal: „Mama, Mama, wo bist Du?" Es war, als ob in der Tiefe seines Herzens die Liebe zur Mutter geschlummert und der mutterlose Knabe eine Ahnung von seinem Unglück gehabt hätte. Da die Geschwister, die

Digitized by Google

Kinder aus des Großherzogs früherer Ehe, mit denen ihn eine zärtliche Neigung verband, viel älter waren, so fehlte dem Kinde damals auch der nötige kindliche Umgang. Erst später wurden dem Knaben fröhliche Gespielen beigesellt, mit denen kleine theatralische Aufführungen zu veranstalten seine größte Lust war.

Baronin Scharnhorst trat von ihrer Stellung als Aja zurück, als der Prinz neun Jahre alt war; die Erziehung wurde von einem Manne fortgesetzt, dem Baron Washington, spätern Gemahl der Herzogin Friederike, und darnach von dem Grafen Max Pappenheim. Bald darauf starb der Großherzog und dessen Sohn Peter übernahm die Regierung von Oldenburg. Dieser vertrat nun Vaterstelle an dem Knaben, so wie die Schwester Friederike bemüht war, die Mutter zu ersetzen. Amalie, die zweite Schwester, war an König Otto von Griechenland verheiratet.

Im Jahre 1862 ging der Prinz in Begleitung des jetzigen Generallieutenants von Tayssen an die Bonner Universität und ließ sich als studiosus juris immatrikuliren. Er hörte juristische Vorlesungen, außerdem Kunstgeschichte, Statistik, Experimentalphysik und Geschichte der Philosophie und beschäftigte sich mit französischer und englischer Sprache und mit Musik. Zudem wurden emsig militärische Wissenschaften betrieben. Im Verkehr mit jungen Offizieren und mit der Verbindung der Borussen wurde studentischen Vergnügungen der Tribut entrichtet. Es war eine Zeit harmloser Fröhlichkeit, und als er, nachdem er fünf Semester hindurch Universitätshörer war, von Bonn Abschied nahm, geschah es mit bewegtem Herzen. In einer Tagebuchaufzeichnung pries er die „herrlichen Studentenjahre mit ihrer Liebe, Lust und Liederklang". Er war auf „fidelen Kneipen lustig und zufrieden" und blickte nun in eine „dunkle Zukunft". Nur einen Trost nahm er mit: er hoffte preußischer Offizier zu werden. „Ein Wunsch," so schrieb er, „sollte erfüllt werden, der, so lange ich denken kann, mich beseelte und von dessen Erfüllung es abhängt, ob ich es je noch verdienen werde, bis jetzt ein so angenehmes Leben, so viele Wohlthaten und Freuden genossen zu haben — denn nur als preußischer Offizier kann ich, wenn überhaupt, etwas leisten." Während seines Aufenthaltes in Bonn war sein Bestreben darauf gerichtet, seine Kenntnisse, seine Gesinnung, sein ganzes Wesen denen eines künftigen preußischen Offiziers angemessen auszubilden. Für den Glanz und Ruhm der Borussia wollte er „leben und sterben". Darein setzte er seine Ehre. Diese Anschauung des Zwanzigjährigen ist um so merkwürdiger, als sie der am Oldenburger Hofe herrschenden nicht entsprach, Prinz Elimar ist unter gegenteiligen Einflüssen aufgewachsen. Ueber Erwarten schnell, trotz der damaligen Differenzen zwischen der preußischen und oldenburgischen Regierung, ging seine Hoffnung in Erfüllung. Der Großherzog, seine Zustimmung gebend, wandte sich in dieser Angelegenheit an den König von Preußen und dieser ernannte im März 1865 den jungen Prinzen zum Premierlieutenant à la suite des Düsseldorfer Ulanenregiments. Er war, wie er seinem Onkel, dem Prinzen Wasa, schrieb, „verwirrt vor Freude". Im April trat er in die Armee ein, wo er sich bald „glücklich" fühlte und seine Erwartungen „über-

Digitized by Google

troffen" fand. Sowohl den Pflichten wie den Vergnügungen der neuen Stellung gab er sich mit vollem, freudigem Eifer und der Empfänglichkeit seiner Jugend hin. Der böhmische Krieg 1866 sah den Prinzen in den Reihen der Kämpfer. Er lernte die Mühsal eines Feldzuges kennen; die „traurige Pflicht" des Requirirens, wie er seinem Bruder, dem Großherzog, schrieb, ward ihm auferlegt; lange, furchtbare Märsche auf regendurchschwemmten, unwirtlichen Wegen, strapazenreiche Biwaks, Hunger und Durst mußte er mitmachen; er hörte die Kugeln um sich herum „brummen", die Granaten zerplatzten an seiner Seite mit so schrecklichem Getöse, daß er es „fühlte" und ihm „die Luft ausging"; er sah Soldaten und Pferde fallen, er sah das blutige Schlachtfeld mit jammernden Verwundeten und Leichen, er verlor manch guten Kameraden, aber dennoch wußte er sich seine Kaltblütigkeit zu bewahren und war verwundert, mit welcher Ruhe er, selbst von Todesgefahr umschwebt, die „schauerlichen Bilder des Gefechts betrachtete". Er hatte im vollen Sinne die Feuertaufe empfangen und inmitten all der Leiden und Entbehrungen konnte er sich prüfen, ob er wirklich Beruf und Neigung zum Offizier besaß — und „mit Freuden" sah er, daß er „diese Prüfung bestanden". Er war und blieb Soldat mit Leib und Seele. Im August wurde er von König Wilhelm zum Rittmeister im Regimente der Gardes du Corps befördert, was seine Uebersiedelung von Düsseldorf nach Berlin zur Folge hatte. Hier verbrachte er frohe Jahre, er fühlte sich so wohl und zufrieden, als er nur wünschen konnte; er nahm an dem Hof- und Gesellschaftsleben teil, doch sein „ganzes Glück" machte die militärische Beschäftigung aus. Dann kam das Jahr 1870 mit seinem großen Krieg und Sieg. Mit Feuereifer war er dabei, und wie grauenhaft oft die Erlebnisse auch waren, und wie schmerzlich die Trauer um gefallene Freunde, er hat von seiner Soldatenpassion nichts eingebüßt. Der Triumph der deutschen Fahnen erfüllt ihn, obgleich er schwer erkauft wurde, mit Stolz und Freude. Noch in späteren Jahren, als Herzog Elimar längst die Uniform mit dem Zivilkleide vertauscht hatte, gedachte er mit lebhafter Genugthuung und Ergriffenheit jener glorreichsten Zeit deutscher Geschichte, und wiederholt äußerte er, daß er nicht zögern würde, wieder die Waffen zu ergreifen, wenn das Vaterland riefe. Der ehrwürdigen Gestalt Kaiser Wilhelms I. blieb er in Liebe und Verehrung zugethan.

Noch während des Feldzuges als etatsmäßiger Stabsoffizier dem ersten Gardedragonerregiment überwiesen, rückte er schon zwei Jahre später, 1873, zum Kommandeur des dreizehnten Ulanenregimentes auf. Mit hingebungsvollem Eifer widmete er sich nun theoretisch-militärischen Studien, auch machte er unter Moltkes Leitung Generalstabsreisen mit, was er als besondere Auszeichnung empfand. Trotz solcher verheißungsvollen Aussichten auf eine glänzende militärische Zukunft, sah er sich genötigt, zuerst um einen einjährigen Urlaub, dann um den Abschied einzukommen. Ein hartnäckiges Leiden, das er sich hauptsächlich im Feldzug zugezogen hatte, war eines der Motive, doch in noch erhöhtem Maß war ein zweites wirksam. Sein innigster Wunsch, in den Generalstab zu kommen blieb unerfüllt. Moltke selbst hatte sich dafür ausgesprochen; doch wurde als

Digitized by Google

Ablehnungsgrund geltend gemacht, daß niemals zuvor ein Prinz im Generalstab war, was später wiederholt vorgekommen ist. Da nun der junge Prinz überdies durch offene, rückhaltslose Aussprache seiner Meinung und durch sein ablehnendes Verhalten allem gegegenüber, was er nicht für absolut anständig und unanfechtbar hielt — man befand sich damals in der berüchtigten Gründerperiode — sich in Berlin mißliebig gemacht und persönliche Feindschaften zugezogen hatte, so wurde ihm sein heißer Wunsch nicht gewährt. Die Folge war, daß er Freude und Interesse an dem militärischen Berufe, dem er sich mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit hingegeben hatte, verlor. Er hat diesen Schmerz, diese Enttäuschung niemals ganz überwunden und noch Jahre nachher sprach er davon mit einer Erbitterung, die sonst seinem jovialen Wesen völlig fremd war.

Krank in den Nerven und im Gemüte, unternahm er nun Reisen und widmete sich von 1874 an ganz seinen literarischen Neigungen. Dem Theater, das ihn schon in seiner Jünglingszeit lebhaft gefesselt hatte, war besonders seine Sympathie zugethan — ein Erbteil des Vaters. Unter dem Pseudonym Anton Günther — für Oldenburg zwei historische Namen — begann er kleine Lustspiele zu verfassen, darunter „Ein passionirter Raucher" und „In Hemdsärmeln", in welchen er die Schwächen der Gesellschaft mit liebenswürdigem Humor geißelte. Bald wurden sie an verschiedenen deutschen Bühnen zur Aufführung gebracht und sowohl seitens des Publikums als der Kritik mit warmem Beifall aufgenommen. Der fürstliche Autor freute sich, daß es ihm vergönnt war, „während einer halben Stunde einige Leute zu erheitern." „Gottlob!" schrieb er ein anderesmal an den Prinzen Wasa, „daß ich so viel Freude und Interesse an Kunst und Literatur habe, welche mir das Leben verschönern und mich manches Schwere und Traurige vergessen und überwinden lassen."

Zu dieser Zeit, 1874, in Wiesbaden war es, als er seine spätere Gemahlin Nathalie Freiin von Friesenhof kennen lernte. Der Vater derselben stammte aus einer elsässischen Familie, welche nach Oesterreich eingewandert war und unter Maria Theresia in den Freiherrenstand erhoben wurde. Baron Friesenhof diente in der österreichischen Diplomatie und vermählte sich in zweiter Ehe mit einer russischen Hofdame, einer Schwägerin des Dichters Puschkin. Das dieser Ehe entsprungene Mädchen war einsam, ohne Geschwister oder Gespielen, auf dem Lande aufgewachsen, früh gereift und dem Treiben der großen Welt äußerlich und innerlich fremd.

Dem Herzog, damals nicht minder einsam und zur Melancholie neigend, blieb die jugendliche Baronin nicht gleichgiltig, und auch in ihr waren Interesse und Mitleid für den kranken, etwas weltfremden und menschenscheuen Mann rege geworden. Man musizirte zusammen, und der zündende Funke sprang von Herz zu Herz.

Es wurde dem Herzog bald klar, daß sein ferneres Lebensglück von dem Besitze Nathalies von Friesenhof abhing. Im November 1876 fand die Trauung statt. Da des Herzogs Bruder, welcher als regierender Großherzog von Oldenburg Chef des Hauses ist, hierzu seine Einwilligung nicht gab, weil er ihn eben-

Digitized by Google

bürtig verheiraten wollte, so fand zwischen den Geschwistern ein völliger Bru
statt, welcher niemals wieder ausgeglichen wurde und dem Herzog neue Leid
und Kämpfe auferlegte. Auch die Erfüllung seines Wunsches, seinen Tit
ablegen zu dürfen, um für sich und die Seinen den Titel eines Grafen von Olde
burg oder von Holstein-Gottorp anzunehmen, wurde ihm unmöglich gemach
Infolge aller dieser Umstände mußte er seinem Lieblingsplane, sich mit sein
Gemahlin am Rheine niederzulassen, entsagen und siedelte sich in dere
Heimat, in Oesterreich, an. Hier war seine Ehe nach dem österreichischen bürge
lichen Gesetz geschlossen worden, und dieses Gesetz sicherte seiner Familie al
aus einer rechtsgiltigen ehelichen Verbindung erfließenden Rechte.

Und er selbst gewann in Oesterreich eine zweite Heimat. In dem Glück seine
Ehe suchte und fand er Ersatz für alle Kränkungen und Enttäuschungen. Nach
dem das junge Paar von einer Reise in Italien zurückgekehrt war, brachte de
Herzog das alte Schloß Erlaa bei Wien in seinen Besitz. Der Aufenthal
wurde geteilt zwischen diesem und einem Gute der Familie Friesenhof in Ungarn
Hier wie dort verbrachten die durch gemeinsame Interessen, gemeinsame An
schauungen und Empfindungen unauflöslich Verbundenen sonnige, sorgenlos
Stunden. Angeregt, neu belebt, komponirte er zahlreiche Lieder und verfaßt
Lustspiel um Lustspiel. Aus der Zahl seiner Lieder, im Druck erschienen be
Adolf Fürstner in Berlin, seien hervorgehoben: „Wiederhall", „Der Fichten
baum", „Abendlied", „Drei Vögel", „Schilflied", „Dich ruft der Lenz", und di
Duette „Wir beide sein verbunden" und „Bitte". Unter Gottes freiem Himme
brachte der Herzog seine Stücke mit Bleistift zu Papier, während seine Gemahlin
an seiner Seite saß und malte. „Zu And'rer Lust mit Lust erdacht", so lautet
die Devise, die er für seine Schöpfungen ersonnen hat. Mehr als hundert öffent
liche Bühnen haben sich ihnen eröffnet, und auch über das „große Wasser"
sind sie gezogen, auch in Amerika haben sie, durch hübsche Erfindung, komische
Situationen und einen gewandten Dialog ausgezeichnet, freudigen Beifall ge
funden. „Der Herr von Lohengrin" und „In Hemdsärmeln" wurde auf dem
Berliner Wallnertheater allein drei Wochen hindurch täglich gegeben. „Ich bin
froh," schrieb der schaffenslustige Verfasser, „daß im allgemeinen meine Arbeiten
wohlwollend aufgenommen wurden und noch werden und so Gelegenheit hatten,
ihre Schuldigkeit zu thun, das heißt das Publikum zu erheitern und auf harm-
lose Weise zu unterhalten." Er hatte das „heiße und trügerische Licht der
Bühnenlampen" in unmittelbarer Nähe gesehen und — so erzählte er — „manch-
mal hab' ich mir dabei zwar die Flügel versengt — aber sie sind immer noch
im stande, mich zu tragen."[1])

Sie haben ihn getragen, hinweg getragen über manche bittere Stunde, über

[1]) Außer den schon erwähnten Lustspielen seien noch angeführt: „Comtesse Dornröschen", „Edle Zeitvertreibe", „Nichts Neues unter der Sonne", „Hans im Glück", „Ein guter Mensch", „Der arme Hugo", „Der Ring des Polykrates", „Schloß Parad". Erschienen in fünf Bänden bei Ferdinand Schmidt in Oldenburg.

Digitized by Google

rgen und Verwicklungen mannigfacher Art. In der unbefangen heiteren ensweise des herzoglichen Paares trat eine Aenderung ein, als dessen beide der, ein Sohn und eine Tochter, heranzuwachsen begannen und an den im use lebenden Schwiegereltern des Herzogs die Mühsal des Alters sich geltend chte. Wie ein Sohn, mit einer über alle Worte erhabenen Güte und Auf- erung stand der Herzog seiner Gemahlin am Kranken- und Sterbebette ihres ters bei, half er durch acht Jahre deren von einem Schlaganfall betroffene ise Mutter pflegen. Die Jahre sorgloser Fröhlichkeit schienen vorüber zu n, es war eine ernste, trübe Zeit. Manches andere kam dazu, um das Leben erschweren. Das herzogliche Paar war nicht mehr heiter und lebensfroh ug, um sich, wie bisher, ganz allein zu genügen, und begann im Umgang t geistig anregenden Menschen aller Art Erfrischung und Ablenkung zu suchen. dem Kreise persönlichen oder brieflichen Verkehrs gehörten Lenbach, Bauern- d, Heyse, Nissel, Schönthan, Wilbrandt, ferner eine Reihe von Personen, meist dem Schriftsteller- und Künstlerberufe angehörend, welche in Wien ihren ohnsitz hatten und gern die kurze Fahrt nach dem von einem schönen Park gebenen Schlosse Erlaa antraten, um sich dort liebenswürdiger Gastlichkeit d herzgewinnender Geselligkeit zu erfreuen.

Ueber Kunst, Literatur und Theater, aber auch über andere Fragen, welche ie Zeit bewegten, einen Gedankenaustausch zu pflegen, war dem Herzog ein Bedürfnis. Er besaß ebenso die Kunst des Zuhörens wie die gefällige Gabe er Causerie. Ohne jede Redseligkeit erzählte, scherzte und lachte er gern und ar zufrieden, wenn andere seinem Beispiel folgten. Und alles, was er sprach nd that, war von dem zartesten Feingefühl durchdrungen. Der eigentliche Kern eines Wesens war der rücksichtsvolle Takt, und Taktlosigkeit war es auch, die r am wenigsten vertragen konnte. Zu dem Adel der Geburt gesellte sich der er äußeren Erscheinung und der noch höhere der Gesinnung. Besäßen alle Menschen die sittenreine und vornehme Natur des Dahingeschiedenen, so wäre ie Welt von vielem Elend befreit. Der schöne Wahlspruch seines Hauses: „Ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit“ war auch der seinige, nicht bloß dem Wort, sondern dem Wesen nach. Er war ein gottdurchdrungenes, demütiges, frommes und tiefergebenes Gemüt, ohne ein Frömmler, ein treues Glied seiner Kirche, ohne ein Fanatiker oder Moralist zu sein; er übte Recht nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Prätension, als eine selbstverständliche Sache; und er suchte die Wahrheit in sich selbst, ohne Rechthaberei und Härte und er handelte nach ihr, die er zu verbinden wußte mit Wohlwollen und Güte.

Den Bedrängten seiner Umgebung war er im Vereine mit seiner Gemahlin oft ein Helfer in der Not. „Wer gibt, was er hat, ist wert, daß er lebt“, lautet ein Aphorismus von ihm, und ein anderer: „Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich.“ Besonders zu Weihnachten offenbarte sich sein Drang, Freude zu verbreiten. Wer je der Weihnachtsfeier in Erlaa beigewohnt hat, wird ihrer nicht ohne Bewegtheit gedenken. In der Mitte eines großen Saales stand eine wahre Königstanne, duftend und schön, von Lichterglanz umflossen,

Digitized by Google

glänzend und funkelnd. Und um den Herzog und seine Familie waren die Kinder des Ortes versammelt, Weihnachtslieder singend, und jedes erhielt Lebkuchen und ein Büchlein, und die armen Kinder zudem noch je einen Anzug und ein paar Schuhe. Die deutsche Poesie des Christfestes schien lebendig geworden zu sein.

Hier, im Kreise der Seinen, fühlte sich der Herzog wohl, um so mehr, da er allem glanzvollen Besitz, allem äußeren Prunk, allem, was auf den Schein ausging, abhold war und er an dem Hof- und Gesellschaftsleben niemals so recht Gefallen gefunden hatte. Das Verhältnis zu seiner Lebensgefährtin erläutern besser als ein anderer es vermöchte, des Herzogs eigene Worte. Einige Gedichte an seine Gemahlin seien an dieser Stelle mitgeteilt. Das eine, zum 7. November 1886, dem Hochzeitstage, lautet:

Zehn Jahre! Lange und auch kurze Zeit —
Zu kurz im Glück und viel zu lang im Leid!
Du gabst mir beides — beides gibt die Liebe,
Denn jedes Glück, das frei von Leide bliebe,
Das wär' kein wahres, sondern Flitterglück!
Heut blick' ich dankend auf zehn Jahr' zurück,
„Zehn Jahre," ruf' ich dankbar, „kurze Zeit,
In der zu Glück mir wurde jedes Leid!"

Ein anderes Gedicht, „Ein papierenes Kleid", zum 8. April 1891, lautet:

Wie du es wünschtest, schenk' ich Dir
Ein „Kleid" aus schmutzigem Papier,
Bald aber, mit der Liebe Zauberstab,
Streifst du ihm alle Schlacken ab:
Das „schmutzige Papier", es lindert Schmerzen,
Der Armut Sorgen, es beglückt die Herzen —
Drum will ich gerne mich bescheiden
Und schenke dir Papier statt Sammt und Seiden.

Diese Poesien bedürfen keines Kommentars, sie sprechen eine beredte Sprache und sind für den Dichter selbst wie für den herrschenden Geist seines Hauses bezeichnend.

Auch er ist wie Mutter und Großmutter durch die Schule des Leidens gegangen und hat sich in dieser Schule geläutert. In den letzten Jahren war seine Stimmung meist ausgeglichen, heiter und frei von den Anfällen von Tiefsinn und Melancholie, wovon er früher befallen wurde. Durch fortwährendes Arbeiten an seiner eigenen Entwicklung war er seiner angeborenen Heftigkeit und jeder andern üblen Eigenschaft fast völlig Herr geworden und hatte sich im Laufe der Zeit zu dem edlen Charakter herausgebildet, den in seinen Grundlinien nachzuzeichnen hier versucht wurde. Aber wie energisch und willenskräftig er auch sich selbst gegenüber war, mit anderen war er mild, nachsichtsvoll und geduldig; er tadelte ungern und konnte nicht leicht eine Bitte abschlagen. Er war eine passive Natur, dem Handeln und Entschlußfassen nicht geneigt. Besonders in den letzten Jahren steigerte sich diese Eigenschaft fast krankhaft.

Digitized by Google

Ein inniges Festhalten an dem einmal Erfaßten, eine grenzenlose Pietät für alles Bestehende, war ein hervorstechender Charakterzug. Zuletzt wurde daraus eine ängstliche Scheu vor jeder Veränderung, vor allem Neuen und Ungewohnten. Einmal noch die Heimat zu sehen, hatte er sehnlich gewünscht, und jedes Zeichen von Anhänglichkeit und Verehrung, das ihm von dort her zuweilen gesandt wurde, bereitete ihm stets eine große Herzensfreude, im letzten Frühjahr noch, gelegentlich der Bismarckfeier, der Humpen, mit welchem ihn die „Getreuen von Jever" überraschten.

Damals zeigten sich die Spuren seiner Krankheit zum erstenmal in erschreckender Weise. Es wurde schlimm und schlimmer, und als der Herzog im Herbst von Schloß Brogyan in Ungarn nach Erlaa zurückkehrte, war nur geringe Hoffnung vorhanden, sein teures Leben noch längere Zeit zu erhalten. Bis zum letzten Abend, dem 17. Oktober, war er auf, doch schwer atmend und totenbleich saß er im Lehnstuhl; er ließ sich mit dem alten, frischen Interesse vorlesen und erledigte mit gewohnter Pflichttreue und Ordnungsliebe die Geschäfte des Tages. Wiederholt sagte er: „Leiden lehrt denken und danken", — und unermüdlich war er im Dank für jeden ihm geleisteten Dienst. Auffallend war am letzten Tage seines Lebens seine gesteigerte, intensive Freude an allem Schönen. Er bewunderte den Untergang der Sonne, die ihm noch einmal ins kranke Herz leuchtete, und als gegen 6 Uhr einige seiner Lieder im Nebenzimmer von Künstlerhand auf der Violine vorgetragen wurden, war er innig erfreut. „Es klingt gut," sagte er und setzte hinzu: „Es ist zu dumm, wenn man das von seinen eigenen Sachen sagt."

Um 7 Uhr legte er sich zu Bett, wohin er nicht mehr ohne Unterstützung gehen konnte. Nicht lange nachher, von Beklemmungen ergriffen, verlangte er aufzustehen. „Ich glaube, ich werde ohnmächtig," waren seine letzten Worte. In den Armen seiner Lebensgefährtin verschied er ohne Kampf und Todesfurcht. Als er auf der Bahre lag, erschien er wie ein Schlafender und das stille Antlitz hatte einen erhabenen Ausdruck.

Das äußere Leben dieses Fürsten bietet der Phantasie keinen reich bewegten Stoff dar, es war so einfach wie sein eigenes Wesen; aber sein Gemüt hatte um so reicher gelebt, und die harmonische innere Welt dieses Gemütes, das sich die Kindlichkeit zu bewahren wußte, öffnet der liebevollen Teilnahme ein weites Feld. Und wenn auch seinen Erdengang keine an der Oberfläche des Daseins epochemachende Erscheinung bezeichnet, so erfüllt sich doch an ihm eines der schönsten Gesetze unserer geistigen Natur: die stille, unwandelbare Wirkung des Wahren und Guten, ohne Gewalt, ohne Riß und ohne Gepränge.

Digitized by Google

Ein halbvergessener Geigenfürst.

Erinnerungen an H. W. Ernst.

Von

Carl Reinecke.

Es ist ein übles Ding, daß, sobald es gilt Erinnerungen aus seinem Leben aufzuzeichnen, man auch genötigt ist, seine eigene Person einzuführen, und sollte dieselbe nun gar hie und da eine passable Rolle spielen, so bekommt das Niedergeschriebene leicht einen kleinen Beigeschmack, der weniger dem Zitronensaft gleicht, den man auf die Austern träufelt, als demjenigen, den ein schlechter Kork dem Weine mitgeteilt hat. Aber schließlich ist es ein schuldiger Dankeszoll, den man abträgt, wenn man erzählt, welche Wohlthaten man von anderen empfing, und da ich dem großen Geiger, dem diese Zeilen gewidmet sein sollen, aufrichtigen Dank schulde, so will ich hier von ihm erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß die Leser etwas von dem Korke verspüren sollten. Ernst war, als ich zum erstenmale seine Lebensbahn durchkreuzte, schon längst einer der berühmtesten Geiger seiner Zeit, obgleich er erst neunundzwanzig Jahre alt war, für seine Zeit ungefähr das, was heute ein Sarasate ist, nur mit dem Unterschiede, daß dem letzteren zur Zeit eine Unmenge von Rivalen erwachsen sind, während zu jener Zeit wohl nur Vieuxtemps und Ole Bull sich eines gleichen Rufes wie Ernst erfreuten. Spohr und Paganini waren vom Schauplatz abgetreten, der Stern von Joachim und den Milanollos war eben im Aufgehen begriffen, während Bazzini, Lafont und Sivori sich, mindestens für Deutschland, noch nicht eines gleich bedeutenden Rufes wie Ernst erfreuten. Kein Wunder war es daher, wenn ich, im Frühjahr 1843 auf der Durchreise von Altona nach Kopenhagen begriffen, kaum in Kiel angekommen mich sofort ins Konzert im Saale der Harmonie begab, um Ernst zu hören, dessen Konzertanzeige ich gelesen hatte. Ernst war Virtuose im eigentlichsten Sinne des Wortes und machte kein Hehl daraus, daß er durch seine, freilich auch blendende Virtuosität auf die Menge wirken wollte, wie dies denn zu jener Zeit mit einer gewissen Naivität seitens fast aller Virtuosen geschah; man konnte damals von Klara Wieck noch Variationen von Herz oder Fantasien von Thalberg hören, ebensowohl wie der dreizehnjährige Joachim damals mit Vorliebe noch die Othellofantasie von Ernst spielte. Aber Ernst überwand nicht nur die haarsträubendsten Schwierigkeiten mit Eleganz und Humor, sondern er adelte sie auch, ähnlich wie Liszt, durch den Geist, mit dem er sie zu durchsetzen wußte, während er andererseits die Melodie mit einer herzerquickenden Innigkeit und je nach Erfordernis mit einer wunderbaren Glut vorzutragen wußte. Begreiflicherweise entflammte er das Publikum zu enthusiastischem Beifall, dem ich mich mit der vollen Hingabe der Jugend anschloß. Es wurde mir aber seltsam zu Mute, als ich diesen großen Künstler in seiner Vollkraft, im Strahlenkranze des Ruhmes und bejubelt

Digitized by Google

von allen sah, und dann auf mich selber herunter blickte, der ich auf dem Wege war, um mir in Kopenhagen von Seiner Majestät dem König Christian VIII. ein Stipendium zu erbitten, welches mir mein ferneres Studium ermöglichen sollte. Und während ich so über die Verschiedenheit der Situationen grübelte, trat ein hocheleganter Kavalier zu mir heran und fragte mich, ob ich eben der sei, für den er mich halte, der Klavierspieler Reinecke aus Altona? Ich mußte natürlich bejahen, und so richtete er denn an mich einen Auftrag von der im Konzerte anwesenden Herzogin von Glücksburg aus, welcher dahin lautete, daß ich etwas vortragen möge, da sie mich zu hören wünsche. Vergebens stotterte ich, daß ich nicht begriffe, wie ich zu der Ehre käme, von Ihrer Hoheit gekannt zu sein, vergebens wies ich auf meinen Reiseanzug hin, vergebens darauf, daß ich dem Konzertgeber gänzlich fremd sei. Mir wurde von dem Hofkavalier entgegnet, daß die Gräfin Plessen der Herzogin meine Ankunft in Kiel mitgeteilt habe, daß man auch im Reiseanzuge Klavier spielen könne, und daß er selber mich dem „Herrn Ernst" vorstellen würde. Was blieb mir übrig, nachdem die Formalitäten vorüber waren, als mich an den Flügel zu setzen und zu spielen? Daß ich das Mendelssohnsche G-moll-Konzert mit Haut und Haaren herabspielte, war gewiß ein sonderbarer Einfall von mir, aber mir fiel in dem Augenblicke eben nichts anderes ein. Immerhin trug er mir freundliche Worte von Ernst ein und — was mich ganz besonders beglückte — eine Einladung, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Die Morgenstunden des kommenden Tages schlichen mir nur allzu langsam dahin, denn ich konnte die Zeit kaum erwarten, da ich mit Anstand meinen Besuch machen durfte. Endlich stand ich aber doch in Ernsts Zimmer, ward freundlich willkommen geheißen und nach kurzem Verweilen aufgefordert, mit ihm zu musiziren. Ernst zeigte mir die soeben aus Leipzig angekommenen, fast noch feuchten Exemplare der zwölf Pensées fugitives von Stephen Heller und Ernst, welche später, als überaus feine Salonstücke, sehr viel gespielt wurden und auch heute noch nicht vergessen sind. Da ich von meinem Vater stets zum „vom Blatte spielen" oder, wie der Italiener viel prägnanter sagt, zum prima-vista Spiel angehalten worden war, so konnte ich diese zwölf nicht eben leichten Sachen zu seiner Zufriedenheit mit ihm spielen, und da während des Vormittags viele Besucher bei ihm erschienen, so mußten die Sachen häufig wiederholt werden; schließlich legte Ernst die sogenannte Kreutzersonate von Beethoven auf, und als wir geendet hatten, sagte er: „Gestern haben Sie in meinem Konzerte gespielt, nun müssen Sie ein Konzert geben, und ich werde in dem Ihrigen spielen." Natürlich schlug ich dankerfüllt ein, und wenige Tage darauf, es war am Freitag den 7. April 1843, gab ich mein Konzert, in welchem Ernst als Solonummer seine berühmte Elegie und mit mir einige der oben erwähnten Pensées fugitives und die Kreutzersonate spielte. Es wurde mir schwer, mich von dem Manne, der mir so viel Güte und eine solche Ehre erwiesen hatte, zu trennen, aber ich wußte, daß ich ihn in wenigen Tagen in Kopenhagen wiedersehen würde. Dort hatte ich allerdings Empfehlungen an den Hof, aber im übrigen sah es windig genug für mich aus, denn außer Ernst

Digitized by Google

waren noch Ole Bull und der seinerzeit berühmte Klaviervirtuose Theodor Döhler in Kopenhagen, derselbe Döhler, von dessen vielgespieltem Notturno in Des-dur einst Robert Schumann sagte, es sei so süß und so kalt wie das Eis, was dazu herumgereicht würde. Diese drei berühmten Virtuosen nahmen natürlich das Publikum der nicht eben großen Residenz dergestalt in Anspruch, daß an mir niemand mehr Interesse nehmen konnte. Ernst gab sein erstes Konzert im Hoftheater und hatte einen Riesenerfolg, so daß er wenige Tage darauf ein zweites Konzert veranstalten mußte, und als ich ihn am Morgen nach dem ersten Konzerte im Hotel d'Angleterre besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Schön, daß Sie kommen, denn ich habe eine Bitte an Sie; ich habe am kommenden Sonnabend mein zweites Konzert im königlichen Hoftheater, da fehlt mir aber eine Nummer, und so wollte ich Sie bitten, ein Solo zu spielen." Der liebenswürdige Künstler wußte, daß ich schwerlich Gelegenheit finden würde, mich in Kopenhagen öffentlich hören zu lassen, wenn er mir nicht dazu die Hand böte, und so wählte er diese Form, um mir einen Wunsch zu erfüllen, den auszusprechen ich niemals gewagt haben würde. Daß ich mich nicht zweimal bitten ließ, begreift ein jeder. Der Abend des 22. April kam heran, und mit der Unbefangenheit der Jugend trat ich aus den Coulissen heraus und setzte mich an den Flügel, natürlich durch kein Zeichen des Willkommens vom Publikum begrüßt. Ich spielte, so gut ich konnte, ein eigenes Konzertallegro mit Orchesterbegleitung; kaum aber hatte ich den letzten Accord angeschlagen, so trat Ernst aus den Coulissen heraus auf mich zu, umarmte und küßte mich und gab dadurch selbstverständlich das Zeichen zu einem Beifall, wie ich ihn sicher nicht verdient hatte. Daß ich solche Herzensgüte nie vergessen konnte, ist gewiß begreiflich. Im Jahre 1844 traf ich Ernst wieder in Leipzig, woselbst er ähnlich wie in Kopenhagen gefeiert ward, und aus welcher Zeit mir zwei denkwürdige Abende im Gedächtnis geblieben sind; es war am 25. November 1844, als Ernst im Verein mit Bazzini, dem ganz jugendlichen Josef Joachim und Ferdinand David die Konzertante für vier Violinen von Louis Maurer im Gewandhause spielte. Eine gleich brillante Besetzung erfuhr das herrliche Oktett von Mendelssohn-Bartholdy, welches in einer Privatsoirée bei Dr. Hermann Härtel (einem der Chefs der berühmten Firma Breitkopf & Härtel) gespielt ward und zwar von den oben genannten Geigern, aber in anderer Folge (nämlich David, Ernst, Bazzini und Joachim) von Niels W. Gade und Otto von Königslöw als Bratschisten, und von den Cellisten Julius Rietz und Andreas Grabau; dazu gab es ein Parterre von Königen, denn Mendelssohn, Robert und Clara Schumann, Moscheles, Moritz Hauptmann, Livia Frege und andere bildeten den Hörerkreis. Dann traf ich abermals mit Ernst in Kopenhagen zusammen, und wieder war er beflissen, mich zu fördern, so oft er konnte. Es war im Jahre 1847, ich war allerdings inzwischen Hofpianist des Königs von Dänemark geworden, aber dennoch konnte ich es sehr wohl brauchen, wenn von den Ruhmesstrahlen dieses Mannes ein kleiner Widerschein mich traf. So erbot er sich denn sofort, in den von mir ins Leben gerufenen Kammermusikabenden mitzuwirken, und spielte am 4. Dezember 1847 mit mir ein Klavierquartett meiner

Digitized by Google

Komposition (später als op. 34 erschienen) und abermals die Kreutzersonate von Beethoven, während er am 5. Januar 1848 meine Soirée durch den Vortrag des Beethovenschen C-dur-Quartetts op. 59 schmückte (die Namen der übrigen Ausführenden waren: Francke, v. Königslöw und Sahlgreen). Aus jener Zeit stammt auch der folgende, humoristische Brief von Ernst:

„Seiner Wohlgeboren

dem Herrn Kapellmeister

Carl Reinecke

(in Es-dur)[1]

Zur Genesung![2] in der Hauptstadt von Dänemark.

„Lieber Freund!

„Es thut mir recht leid, daß wir heute nicht zusammen speisen können, und noch leider, daß ein Unwohlsein Sie daran hindert. Ihren Auftrag werde ich besorgen. Ich sende Ihnen beifolgend die italienischen Lieder von Kullak und Eckert bearbeitet. Sie (nicht Sie, sondern sie) scheinen mir recht hübsch und effektvoll. Sehen Sie sie doch an und bringen Sie sie wieder mit. Vielleicht spielen wir sie den Abend bei Hofe. Adieu.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung und freundschaftlichsten Ergebenheit. Wenn ich es Ihnen versichere, so ist es gewiß

Ernst.

Kopenhagen, den 26. Dezember 1847."

Das Hofkonzert, von dem in diesem Briefe die Rede ist, fand wirklich statt, und wir spielten auch die erwähnte Fantasie von Kullak und Eckert, aber ich muß beichten, daß ich dem guten Ernst an demselben Abend einen argen Streich spielte. Und das hing folgendermaßen zusammen: Zu jener Zeit kursirte in Kopenhagen eine über alle Maßen naive Polka, deren Autorschaft der Prinzeß F., einer alten, sehr häßlichen Dame, zugeschrieben ward, und welche dem Ernst so übergroßen Spaß machte, daß er sie gar nicht genug hören konnte, er spielte sie einem jeden auf der Geige oder auf dem Klavier vor, er pfiff oder sang sie, wo er ging und stand. Als er nun in jenem Hofkonzerte seinen unvermeidlichen Karneval von Venedig spielte und ich ihm denselben begleitete, entfaltete er die übermütigste Laune, mischte Mozarts „Non più andrai, farfallone amoroso", Mendelssohns „Auf Flügeln des Gesanges", den Freischütz-Walzer und

---

[1] Ernst hatte ein Streichquartett, das oben erwähnte Klavierquartett und ein Klavierstück von mir kennen gelernt, welche zufällig sämtlich in Es-dur waren. Der Kapellmeistertitel war stark verfrüht, aber Ernst liebte es, mich damals schon mit diesem Prädikat anzureden, halb neckend, halb prophetisch.

[2] Der Brief war, statt mit Streusand, mit Schnupftabak bestreut, und da Ernst voraussetzte, daß ich sofort niesen müsse, so rief er mir auch sogleich „Zur Genesung" zu.

Digitized by Google

alles mögliche andere hinein und antwortete dann jedesmal mit den übermütigen Motiven des Karnevals, während ich hundert- und aber hundertmal die eintönige, nur auf zwei Accorden beruhende Begleitungsfigur abhaspeln mußte. Da kam mir denn der verwerfliche Gedanke, mich auch auf meine eigene Faust zu amüsiren, und so fing ich an mit der linken Hand die berühmte Polka von der Prinzeß F. zu spielen, welche Ernst gegenüber Platz genommen hatte. Ernst, welcher sich nur mit Mühe des Lachens erwehren konnte, richtete flehende Blicke auf mich, aber ich that, als sähe ich es nicht und hämmerte unbarmherzig meine Polka mit der linken Hand, während die rechte ganz bieder die vorgeschriebene Begleitung spielte. Später löste sich aber sein Zorn sofort in ein heiteres Lachen auf, denn er hatte sehr viel Sinn für Humor und selbst für kindliche Späße. So war ich einst Zeuge, wie er, gemeinschaftlich mit Ole Bull, dem Kunstgenossen Theodor Döhler zu dessen Geburtstag am 22. April 1843 ein Ständchen brachte, indem er, der Schlanke und Schmächtige, auf den Schultern des reckenhaften Ole Bull Platz genommen hatte und mit dem Bogen die Geige bearbeitete, welche sein edles Roß unter dem Kinn hielt. Es war ein Bild, würdig eines Oberländer. Einstmals forderte er Döhler und mich auf, ihm die Euryanthen-Ouverture vorzuspielen; als wir an die berühmte Pianissimostelle in der Mitte der Ouverture kamen, fühlten wir plötzlich unsere Köpfe beschwert; Ernst hatte sich hinter uns geschlichen und setzte uns, um die Dämpfer zu markiren, welche bei dieser Stelle auf den Steg der Geigen gesetzt werden, je eine Butter- und Käseglocke auf den Kopf, welche er leise vom Frühstückstisch genommen hatte. Zu solchen und ähnlichen Späßen war er damals stets aufgelegt; und als ich ihm einst meine Bewunderung darüber ausdrückte, daß er sich trotz der unerhörten Huldigungen, die man ihm stets darbrachte, eine solch unglaubliche Anspruchslosigkeit bewahrt hatte, sagte er: „Ach Gott, lieber Freund, was ist denn ein Virtuose, ein bloß ausübender Künstler? Wir Virtuosen haben alle Ursache, bescheiden zu sein. Nur ein schaffender Künstler darf sich fühlen, wenn er etwas Schönes komponirt hat. Was habe ich denn geschrieben? Einige Virtuosenstücke und die Elegie!“ (Das Fis-moll-Konzert existirte damals noch nicht.) Zu rechter Zeit aber konnte er auch den echten Künstlerstolz hervorkehren. Als er einst eine Einladung zum Souper bekam mit der Bemerkung, daß er doch seine Geige mitbringen möge, antwortete er: „Moi, je viendrai avec plaisir, mais quant à mon violon, il ne soupe jamais“. Als ich ihn dann im Jahre 1849 in Leipzig wieder sah, war er viel ernster geworden; dort schrieb er, in dem damaligen Hotel de Bavière sein Fis-moll-Konzert, seine bedeutendste und eine auch positiv bedeutende Komposition. Dann saß er, trotz helllichten Tages bei verhangenen Fenstern und arbeitete bei Kerzenschein, und in seinem ganzen Wesen lag etwas Visionäres.

Am 11. März 1849 spielte er es zuerst im Gewandhause. Noch einmal begegnete ich ihm, einige Jahre später in Köln; da war er schon der halb gebrochene Mann als welcher er sich bald darauf nach Nizza zurückzog, woselbst er am 14. Oktober 1865 seinen schweren Leiden erlag.

Digitized by Google

Als ich seinen Tod erfuhr, mußte ich unwillkürlich an die schönen Zeilen von Wilhelm Hauff denken:

„Und wird dir einst die Nachricht zugesandt,
Daß zu den Vätern ich versammelt wäre,
So trink und sprich: ‚Ich hab' ihn auch gekannt',
Mach hier ein Kreuz und gib mir eine Zähre."

Humanität und Strafrecht.

Von

Prof. Dr. L. Oppenheim (London).

Wie auf vielen anderen Gebieten, so hat die allgemeine Gärung der Geister auch auf dem Gebiet des Strafrechtes fast alle Grundfragen wieder zur Debatte gestellt. Nicht nur in der wissenschaftlichen Literatur, sondern auch in Tageszeitungen und in Zeitschriften werden zur Zeit aufs neue die Probleme für und wider behandelt, welche sich um Schuld und Strafe angesetzt haben, seitdem es eine Philosophie und Jurisprudenz gibt. Eine dieser Fragen ist die nach dem Verhältnis zwischen Strafrecht und Humanität. Kann und soll das Strafrecht human sein? Sind Strafrecht und Humanität nicht unversöhnliche Gegensätze? Sind wir, was das Strafrecht anlangt, nicht zu weit gegangen in Anerkennung der Humanität, so daß der Arm der Gerechtigkeit wehrlos geworden? Oder, im Gegenteil, widerspricht das moderne Strafrecht mit seinen Strafarten und Verbrechensauffassungen nicht der Humanität?

Ich habe, wenn unter denkenden Leuten diese Fragen gestreift wurden, stets die verschiedensten Meinungen gefunden. Temperament und augenblickliche Stimmung, Beruf, Lebensauffassung und Lebenserfahrung, religiöse und philosophische Geistesrichtung lassen bei diesen Fragen wie bei vielen anderen die Urteile aus einander gehen. Es ist gewiß dieselbe Beobachtung, welche den alle Zeitfragen mit verständnisvollem Interesse verfolgenden Herausgeber dieser „Revue" veranlaßt hat, sich an mich mit der Aufforderung zu wenden, das Verhältnis von *Strafrecht und Humanität* einer Behandlung in dieser Zeitschrift zu unterziehen. Ich will versuchen, die Gesichtspunkte zu entwickeln, welche, wie ich glaube, dafür maßgebend sein müssen.

Human sein heißt *menschlich* sein. Human zu sein ist Pflicht für jedermann, was immer er thue in Beziehung auf einen andern Menschen. Sich vergegenwärtigen, daß, wie man selbst Mensch ist mit allen dessen Schwächen und Tugenden, Gefühlen und Bestrebungen, so auch der andere, zu welchem man in Beziehung tritt, ein Mensch ist, und demgemäß handeln — das heißt *human* sein. Sind wir stolz darauf, Menschen zu sein, so müssen wir die Gattung des Menschen nicht nur in der eigenen Person, sondern auch in der Person anderer sehen und anerkennen. Der Geringste und Niederste auf der sozialen Stufe ist doch eben ein Mensch, der denkt und fühlt wie der Höchste und Mächtigste. Und wie hoch Verdienst einen Menschen gestellt und wie tief ihn die Schuld gestürzt hat — er bleibt immer *nur* Mensch und *noch* Mensch.

Digitized by Google

Daß man dem Gewaltigen, dem Hohen, dem anerkannt Verdienstvollen gegenüber human handle, braucht nicht besonders empfohlen zu werden, weil es ohnedies geschieht. Die Furcht vor seiner machtvollen Hand beugt die Menschen in den Staub vor dem Gewaltigen. Seine angeblichen und wirklichen Vorzüge ebnen dem Hohen wie alle Wege so auch den Pfad, der zum Herzen der Menschen führt, welches die Quelle der Humanität ist. Seine anerkannten Leistungen heben den Verdienstvollen über die Masse hinweg, welche Ehren auf sein Haupt sammelt und seiner in der Sonne stehenden Tugenden wegen seine Fehler in den Schatten drängt.

Aber der Schwache, der Niedrige, der Schuldige — sie sind es, die der humanen Behandlung bedürfen. Der Schwache, den schon die Natur für den Kampf ums Dasein verkürzt hat, begegnet nur zu häufig einer Meinung, die ihm eben wegen seiner Schwäche die Daseinsberechtigung abspricht. Die Humanität dagegen teilt ihm das gleiche Recht der Existenz zu wie dem Starken und verlangt, daß er unterstützt werde im Kampf ums Dasein. Angebliche und wirkliche Fehler drängen den Niedrigen tiefer in der Achtung und Wertschätzung, als er verdient. Die Humanität verlangt dagegen, daß bei der Wägung seiner Person das Bleigewicht der Niedrigkeit von der Wagschale entfernt, daß er als Mensch und nicht als ein Niedriger gewogen werde. Seine offene Schuld droht den Schuldigen zu erdrücken und der Vernichtung preiszugeben; die Humanität hat Verständnis auch für das Schlechte und verlangt, daß trotz aller gerechten Verurteilung im Schuldigen nur ein irrender und sündiger Mensch und kein der Vernichtung preiszugebendes Scheusal gesehen werde.

Humanität ist nicht schwächliche Empfindsamkeit, welche die feste Hand des strengen Rechtes zittern macht. Sie schließt nur die Grausamkeit aus und verwirft die rohe Rache. Sie verlangt eine Geistesrichtung und eine Behandlung der Menschen, welche auch für die Schwächen und Laster derselben Verständnis mitbringt, ohne sie zu billigen oder zu verzeihen. Die Humanität verwirft nicht die Strafe, sie verlangt aber, daß die Strafe nicht vernichte und verderbe, sondern anknüpfe an den letzten Funken des Guten in der Brust des Verbrechers.

Aber warum sollen wir denn human sein, warum ist Humanität eine Pflicht? Viele sehen ja in der Humanität keine Tugend, sondern eine Schwäche. Sie berufen sich auf die natürliche Ordnung der Dinge, welche kein Mitleid kennt, wenn sie die Schwachen, Niedrigen und Schuldigen verachten, verabscheuen und der Vernichtung wollen preisgegeben wissen. Sie vertreten jene Ethik des Jenseits vom Guten und Bösen, die Uebereinstimmung von Gewalt und Recht, die Lobpreisung des Rechtes des Stärkeren, die Politik der Gewalt. Wer eine Forderung im Namen der Humanität erhebt, macht sich in ihren Augen lächerlich. Weiter verbreitet, als man glaubt, ist die Verachtung der Humanität heutzutage, wo die junge Generation unter dem Eindruck des Erfolges steht, den die Realpolitik mit der Gründung und Festigung unseres Deutschen Reiches erlangt hat. Forderungen der Humanität auf dem Gebiete des Strafrechtes insbesondere werden von den Jüngsten am meisten verspottet. Abschreckung und Unschädlichmachung werden als die Ziele des Strafrechts hingestellt, die Anhänger der gerechten Wertung von Schuld und Strafe verhöhnt. Ihren typischen Ausdruck findet diese Richtung in den schrecklichen Worten des geistvollen Mannes, der einst der Führer der sogenannten Realisten war, nun aber von seiner Truppe weit überholt worden ist: „Der Strafgefangene soll harte Sklavenarbeit thun, weil er in Strafknechtschaft ist. Er soll rücksichtslos angespannt und erbarmungslos angetrieben werden im Scharwerk jeglicher Art, soweit das Mark seiner Knochen und die Sehnen seines Fleisches es ertragen. Und er soll das als grausame Pein empfinden, Körper und Seele sollen darunter leiden, aufstöhnen und zusammenbrechen, und jedermann soll wissen, daß dies die gerechte Ordnung dieser Welt sei. . . . Der Zweck seines Knechtschaftsdienstes . . . ist die Erduldung von Mühsal, Leid und Qual."

In der That läßt sich die Pflicht der Humanität nicht durch einen logischen Schluß erweisen. Sie wurzelt eben im Gemüt. Humanität ist der schönsten Blüten eine, welche die

Digitized by Google

Menschheitsentwicklung gezeitigt. Wer sie verneint, entbehrt des Gefühls und tritt sein Menschentum in den Staub. Das Mitleid ist ihre Quelle, jenes Gefühl, welches den Menschen hoch hinaushebt über alles Geschöpf der Erde, welches stets und ständig den Pfeiler des Egoismus unterwühlt und alle großen ethischen Entwicklungsphasen hervorgebracht hat. Der Blinde mag die Sonne, die Sterne und die Farben verleugnen, der Taube die Kraft der Töne verlachen, der Blöde die Macht der Wahrheit verspotten — die Sonne, die Sterne und die Farben leuchten trotz alledem, die Töne rühren und erheben doch, und die Wahrheit siegt trotz alledem! Die Humanität ist ein Teil des Guten und Schönen, dessen die Welt so voll ist, wenn man es nur zu finden weiß, ein Strahl des Göttlichen, der selbst dem Gemeinen und Schuldbeladenen in das Herz leuchtet.

Wenden wir uns der Frage zu, welche Ansprüche die Humanität an das Strafrecht stellt. Diese beiden schließen sich nicht aus, sondern bedingen sich geradezu gegenseitig. Ein Strafrecht, welches die Gesichtspunkte der Humanität außer acht läßt, ist kein Strafrecht mehr, sondern ein Racherecht. Andererseits kann wohlverstandene Humanität das Strafrecht nicht verwerfen, weil sie über dem Verbrecher nicht die Gesellschaft vergessen und über dem Bruch der Gesetze nicht deren Bestand aus dem Auge verlieren darf. Das Strafrecht ist eine ethisch, religiös und sozial notwendige Einrichtung, von welchen Ausgangspunkten immer man seine Begründung suchen mag. Aber es hat eine seiner Grenzen an der Humanität. Diese Grenze zu erkennen und scharf zu ziehen ist unsere Aufgabe. Hier ist nun vor allem zu betonen, daß das Strafrecht, wenn es wirklich gerecht ist, innerhalb der Grenzen der Humanität bleibt, denn die Gerechtigkeit schließt die Billigkeit ein und diese wiederum die Humanität. Schwächliche Empfindsamkeit, welche die Gerechtigkeit von ihrem Felde verdrängen will, ist nicht mehr Humanität. Im privaten Leben mag der Schleier der Liebe das Schwert der Gerechtigkeit umhüllen und Nachsicht und Verzeihung das Recht verdrängen, aber im öffentlichen Leben hat die Majestät des Rechtes zu herrschen und die Gerechtigkeit ihres Amtes zu walten. Denn die einzigen Felsen, auf welchen der Staat unerschütterlich stehen kann, sind Gesetz und Recht.

Sehr verschieden nun sind die Anforderungen, welche die Humanität an das Strafrecht stellt, je nachdem seine verschiedenen Teile in Betracht kommen. Viererlei fällt nämlich unter den Gesamtbegriff des Strafrechtes im weitesten Sinn: zuerst die Strafgesetze, welche die Strafen für die Verbrechen androhen; dann das Strafverfahren, das ist der Rechtsgang behufs Feststellung eines geschehenen Verbrechens und Ermittlung seines Thäters; ferner das Strafurteil des Richters, die Abwägung und Zumessung von Schuld und Strafe; endlich die Strafvollstreckung, die dem Richterspruch gemäße Zufügung und Ausübung der Strafe an dem Verbrecher. Fassen wir diese Forderungen der Humanität der Reihe nach ins Auge.

Die Strafgesetze bezeichnen die Handlungen, welche strafbar sein sollen, und setzen die Strafen fest, zu welchen die Thäter jener Handlungen verurteilt werden sollen. Die Humanität will nach beiden Seiten hin berücksichtigt sein.

Formell thatsächlich und materiell scheinbar steht es ganz im Belieben des Gesetzgebers, welche Handlung immer er mag unter Strafe zu stellen. Aber thatsächlich hat diese Macht des Gesetzgebers ihre unübersteiglichen Schranken. Das Strafrecht ist eben mit ethischen Ideen vielfach verknüpft; keine noch so schwere Strafe kann auf die Dauer siegreich gegen ethische Ideen ankämpfen. In den Ansprüchen, welche die Humanität stellt, sind solche ethische Ideen vertreten. Dahin gehört zum Beispiel der Anspruch, daß niemand seiner Gedanken wegen, die sich nirgends in eine That umgesetzt haben, mit Strafe bedroht werden soll. „Ums Denken thut man keinen henken", „die That tötet den Mann", heißt es schon in alten Rechtssprichwörtern. Die Moral mag denjenigen schon für einen Ehebrecher halten, welchen es nach seines Nächsten Weib gelüstet, aber sie verwirft es, daß man ihn deswegen schon wegen Ehebruches bestrafe. Es gehört ferner dahin der Anspruch, daß nur die schuldhafte That bestraft werden soll. Nur wer vorsätzlich oder aus Fahrlässigkeit gehandelt, soll strafbar

Digitized by Google

sein, nicht auch — wie das frühere Recht vielfach anordnete — derjenige, der ohne Schuld gehandelt.

Auch den Mißbrauch der Strafgewalt zu politischen und religiösen Zwecken verbietet die Humanität. Politische und religiöse Ideen entstehen und entwickeln sich glücklicherweise in den Individuen häufig auch in einer von den Gedanken der herrschenden Gewalten abweichenden Weise. Viele große politische, religiöse und ethische Entwicklungen sind nur unter scharfem Widerstand der herrschenden Gewalten entstanden. Es handelt sich hier um tiefe geistige Bewegungen, welche durch äußere Machtmittel nicht besiegt werden können und sollen, wenn auch zugegeben werden muß, daß sie unter Umständen zu verbrecherischen Auswüchsen führen können, welche von der Strafgewalt bekämpft werden müssen.

Die Humanität verlangt ferner, daß nur den Schuldigen und niemals seine Umgebung die Strafe treffe. Die alttestamentliche Drohnung, daß die Strafe für die Sünde noch das dritte und vierte Geschlecht treffen soll, widerspricht unseren ethischen Anschauungen ebenso wie die berüchtigte lex quisquis der Kaiser Honorius und Arcadius, welche die unschuldigen Kinder der Majestätsverbrecher diesen selbst gleichstellt, sie aus Gnade zwar am Leben lassen, aber sie in dauernder Dürftigkeit, Armut und Schande halten will, so daß ihnen das Leben zur Strafe und der Tod zum Trost gereiche.

Allein nicht nur darum, was und wer bestraft werden soll, sorgt sich die Humanität, sondern — und ganz besonders! — auch darum, wie die Strafe beschaffen ist. Ganz besonderer Ruhe und Vorsicht bedarf es hier, die berechtigten Ansprüche der Humanität festzustellen. Denn gerade auf diesem Gebiet tobt der Streit der Meinungen. Mißverstandene Humanität sucht die Grenzen der Gerechtigkeit hier ebenso niederzutreten wie zügellose Grausamkeit und Brutalität. „Besserung des Verbrechers" und nichts weiter ist die Losung der einen Partei, „Abschreckung und Unschädlichmachung" ist das Feldgeschrei der anderen, während neuerdings ein heller Haufen sich zwischen die Kämpfenden geworfen und das Ende allen Kampfes verkündet unter dem Siegesgeschrei: „Besserung der Besserungsfähigen, Abschreckung der Abschreckungsfähigen, Unschädlichmachung des Restes". So kurz wie das Programm ist das Rezept zu seiner Verwirklichung: Bedingte Verurteilung und Friedensbürgschaft, Abschaffung des Strafmaßes, ewige Strafknechtschaft.

Die Humanität, welche ja von der Gerechtigkeit mit vertreten wird, muß allen Dreien gegenübertreten. Unter aller Anerkennung der edlen und mildherzigen Gesinnung der sogenannten Besserungstheoretiker muß die Humanität doch dagegen protestiren, daß man ihren Namen mißbraucht und Einrichtungen durchzusetzen versucht, welche Recht und Gerechtigkeit niemals zulassen können, wenn sie das bleiben wollen, was sie sind: die parteilose Macht, welche jedem zumißt, was ihm gebührt. Die Humanität kann nicht verlangen, daß der Strafe der Charakter als Uebel genommen wird. Die Diskreditirung der Humanität in weiten Kreisen ist gerade dadurch entstanden, daß im Namen der Humanität maßlose Forderungen gestellt worden sind und noch gestellt werden, welche mit der Humanität gar nichts zu thun haben. Oder sollte es human sein, den Verbrecher zu liebkosen und zu verhätscheln, damit er zum guten Jungen werde, den vom Verbrechen Betroffenen aber ebenso wie die entrüstete Gesellschaft achselzuckend auf den Satz des Evangeliums zu verweisen: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Matth. V, 39.

Die höchste religiöse Moral mag dieses in den Staub Treten der eigenen Persönlichkeit verlangen — Humanität kann ihn nicht vertreten. Gewiß verlangt das die Humanität, daß niemand dem sittlichen Verderben preisgegeben werde, und sei er der Verkommenste. Aber sie verlangt nur, daß der leider nur zu oft vergebliche Versuch der Besserung des Verbrechers neben der Strafe hergehe und demgemäß die Beschaffenheit der Strafe die Besserung nicht ausschließe oder hindere durch Vernichtung des Restes von Ehrgefühl und Auslöschung der Funken edler Regungen in der Brust des Verbrechers.

Hält so die Humanität das Strafübel nicht ab vom Verbrecher, so faltet sie schützend die Hände über sein Haupt zusammen, wenn rohe Grausamkeit und Brutalität ihn zer-

Digitized by Google

martern und zerschmettern wollen. Auch der Verbrecher ist noch ein Mensch, so unmenschlich sein Verbrechen sein mag. Hat er sein Menschentum in den Staub getreten, so darf die Gesellschaft deswegen ihm gegenüber noch nicht ihr Menschentum preisgeben. Es ist der Grundsatz der Humanität, daß jeder, welcher Menschenantlitz trägt, auch Menschenwert habe, wie tief er auch sozial oder sittlich stehe. Es ist der höchste Satz der Moral, daß das Individuum sich in freier Wahl dem Wohl des Ganzen opfere, aber niemals darf das Individuum im Namen von Recht und Gerechtigkeit der Gesellschaft geopfert werden. Alle für einen und einer für alle mag die Moral auf ihre Fahne schreiben; das Vaterland mag seine Bürger zwingen, mit bewaffneter Hand und unter Todesverachtung sich dem übermächtigen Feind entgegenzustellen, aber Recht und Gerechtigkeit dürfen das Individuum nicht dem Moloch der Zweckmäßigkeit als Brandopfer darbringen. Den Eigenwert, welcher jedem Individuum als Menschen zukommt, kann dieses selbst zwar durch ruchlose Thaten zu einem Minimum herabdrängen, aber dieses Minimum wiegt noch schwer auf der feinen Wage der Gerechtigkeit. Darum war es nicht nur eine dem Ernst der feierlichen Stunde unwürdige Roheit, sondern eine himmelschreiende, sein Amt als ein Priester des Rechtes verhöhnende Sünde, als jener englische Richter Burnet, nachdem er dem damaligen Gesetz gemäß einen überwiesenen Pferdedieb zum Tod durch den Strang verurteilt hatte, dem Verurteilten zurief: „Du wirst nicht gehängt, weil Du ein Pferd gestohlen hast, sondern damit keine Pferde gestohlen werden.“ Wir wissen es wohl, daß vielen, welche, entnervt von den Genüssen des Lebens, jede körperliche Pein fürchten und stets in feiger Furcht vor dem Tode leben, Tod und körperliche Pein als die schwersten Uebel und darum als geeignet erscheinen, als sicher wirkendes Mittel gegen die Begehung von Verbrechen zu dienen. Aber sie geben sich, wie die Erfahrung der vergangenen Zeit, wo das Strafrecht mit Blut geschrieben war, zeigt, einer trügerischen Hoffnung hin. Sie wissen nicht, daß Gleichgiltigkeit gegen Tod und körperliches Leiden in Verbrecherkreisen weit verbreitet ist, daß Leidenschaft allen Drohungen trotzt, daß Schlauheit und kühle Ueberlegung auch dem furchtsamen Verbrecher stets die Hoffnung vorgaukelt, er werde sich den Folgen seiner That entziehen können. Sie bedenken nicht, daß grausame Strafen nicht nur den verrohen, an dem sie vollzogen werden, sondern auch denjenigen, welcher sie vollzieht. Aeltere erfahrene Gefängnisvorsteher, welche die Zeiten der Prügel noch erlebt haben, erzählen, daß man besondere Prügelaufseher in den Gefängnissen halten mußte, welche, von ihren Kollegen verachtet, sich regelmäßig dem Trunk ergaben. Und hält etwa das Volk heutzutage den Scharfrichter für sozial vollwertig, obgleich das Recht ihn nicht mehr als „unehrlich“ ansieht?

Gewiß muß die Strafe ein Uebel enthalten, von den Verbrechern ebenso als Uebel empfunden werden als in den Augen des Volkes als Uebel erscheinen, wenn sie Strafe sein soll, das heißt Sühne für das Verbrechen, Genugthuung und Vergeltung. Aber die im Zentrum unseres heutigen Strafensystems stehende Freiheitsstrafe entspricht dieser Anforderung trotz ihres humanen Vollzuges. Der Sträfling ist seiner Freiheit beraubt, zur Maschine degradirt, in der geringsten seiner Handlungen unter Botmäßigkeit, ein Knecht zur Strafe. Der Zwang zur körperlichen Arbeit lastet auf ihm, soweit nur seine Körperkraft es erträgt. An Nahrung und Kleidung und frischer Luft erhält er das Minimum dessen, was der Mensch zum kärglichsten Leben bedarf, unter Ausschluß aller Genußmittel. Daß man ihn nicht zu gut füttert, beweist die große Zahl der Krankheitsfälle, bei denen mangelhafte Ernährung eine Hauptrolle spielt: Geisteskrankheit, Schwindsucht, Bleichsucht. Gibt es doch eine besondere Form der letzteren, die sogenannte Gefängnisanämie!

Aber weil die neuen Gefängnisse hübsche Bauten und hell und luftig und sauber sind, weil die Gefangenen ein reinliches Essen und keine Prügel, ja sogar — man höre und staune — hie und da ein Bad bekommen; weil sie nicht mit Ketten an die Wand geschmiedet und gepeinigt und nicht wie in guten alten Zeiten in schmutzigen Löchern, deren Anblick einem schon gruselig machte, gehalten werden; weil man Geistliche und Lehrer anstellt, sie aufzurichten, zu ermahnen, zu trösten, zu belehren -- darum ist die Behandlung der Sträflinge

Digitized by Google

„zu human“. Es ist wahr, manch einen treibt der Hunger und die Kälte im Winter ins Gefängnis, und viele, die draußen in der Freiheit schlecht und recht sich ihr kärglich Brot verdienen müssen, sehen mit Neid auf die glücklichen Sträflinge, die ohne Kampf und Sorgen gespeist und gekleidet werden. Aber wenn die Lage der untersten Volksschicht so furchtbar elend ist, daß sie den Gefangenen beneidet, ist es da nicht eher die Aufgabe, diese Aermsten zu heben und ihre Lage zu verbessern, als die Gefangenen noch schärfer zu behandeln, als es die geringste Rücksicht auf ihre Gesundheit gestattet? Ist die Sterblichkeit selbst in den besten Gefängnissen nicht groß genug? Bricht nicht jede mehrere Jahre dauernde Gefängnishaft die Gesundheit des Sträflings für sein ganzes Leben?

Und ist denn wirklich die heutige Gefängnisstrafe auch für den Aermsten kein Uebel? Man suche eines der ganz modernen und, wie ich glaube, einzig sachgemäßen Gefängnisse, solche mit Einzelhaft, auf und überzeuge sich, wie es dort zugeht. Gewiß wird derjenige sehr enttäuscht sein, der Schreckensscenen erwartet. Helle freundliche Räume öffnen sich ihm, in denen die Sträflinge, jeder allein in einer Zelle, friedlich und ruhig arbeiten. Aber nun lasse sich der Besucher belehren über das Leben, welches die Sträflinge führen! Alles ist nach dem Glockenschlag geregelt. Der Gefangene ist eine Maschine, die geringste Abweichung von der Ordnung zieht empfindliche Disziplinirung nach sich. Er muß ein bestimmtes Arbeitsquantum leisten, seine Zelle reinigen, seine Schulaufgaben machen. Alles, was ihn umgibt, sagt ihm jede Sekunde seines Daseins, daß er ein Sträfling ist. Außer den offiziellen Besuchen der Beamten, bei denen nur das Notwendigste gesprochen wird, sieht der Gefangene niemand. Gesund oder krank, traurig oder fröhlich — immer ist er allein. Nicht in den kleinsten Dingen hat er eine freie Wahl, überall ist sein Wille unterjocht. Ist noch ein guter Kern in ihm, so kommen die Gewissensbisse. Daheim ist seine Familie des Ernährers beraubt, Frau und Kinder sind in dauernder Schmach seinetwegen, seine bürgerliche Existenz ist bedroht, wenn nicht vernichtet, da jedermann weiß, daß er im Gefängnis gewesen. Ist er verkommen und stumpf und empfindungslos für seine Schmach, dann kommt der Aerger darüber, daß man ihn hier festhält. Die Ungeduld verzehrt ihn. Draußen wird's Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter — er ist hier in seiner Zelle in ewig gleicher Umgebung. Man quält und peinigt ihn nicht, aber er ist immer allein, seiner Arbeit, seinen Gedanken, sich selbst überlassen. Ob er in ohnmächtiger Wut das kleine vergitterte Fenster seiner Zelle betrachtet, ob er mit Entzücken dem Gezwitscher der Vögel lauscht, ob er stumpfsinnig in den langen Winternächten schlaflos auf seiner Pritsche ruht — immer ist er allein, immer sagt's ihm seine Umgebung, daß er ein Sträfling ist, weil er ein Verbrechen begangen. Gewiß, er hat eine saubere Kleidung und ein genügendes Essen, aber er muß nehmen, was man ihm gibt und wann man es ihm gibt. Die kleinen Genußmittel, die das Leben so versüßen: Tabak, Bier, Wein, Kaffee, Thee, Zucker — sie sind aus dem Gefängnis verbannt, der Gefangene erhält bloß das Geringste, was des Leibes Notdurft erheischt. Nur so viel, daß er leben kann, nährt man ihn.

Man peinigt also den Gefangenen nicht, sondern man überläßt ihn seiner eigenen Pein. Und hier ist nun der Punkt, wo die Strafe auch für die Zukunft hinaus gut wirken kann. Die innere Pein treibt den Gefangenen zur Besserung an, wenn er noch einen Funken von guten Instinkten hat, und viele Hände im Gefängnis regen sich, um ihm zu helfen auf dem Weg der Selbstläuterung. Ist er ganz verkommen und keiner Besserung mehr zugänglich, so erkennt er doch, daß die Gesellschaft Mittel hat, sich seiner zu erwehren, wenn er aufs neue ein Verbrechen begeht. Mit jedem neuen Verbrechen wird die Haft länger. Er mag sich so an das Gefängnis gewöhnt haben, daß, wenn er aufs neue zu längerer Haft verurteilt wird, das Gefängnis ihn nicht mehr so schreckt wie früher, aber angenehm und schön findet er das ewige Einerlei auch nicht: die Ruhe und der Frieden der Zelle sind schwerer zu ertragen, als man glaubt, wenn sich die Thür auf viele Jahre hinaus hinter dem Menschen geschlossen hat. Wer das Leben im Gefängnis wirklich kennt, weiß es, daß trotz aller humanen Behandlung die heutige Gefängnisstrafe eines der schwersten Uebel ist.

Digitized by Google

Aber lehrt nicht die Erfahrung, daß die moderne Freiheitsstrafe „zu human" ist, da sie „nichts nützt"? Kehren nicht in bestimmten Zeiträumen immer wieder dieselben Personen in das Gefängnis zurück, da sie stets neue Verbrechen begehen?

Daß die modernen Freiheitsstrafen bis zu einem gewissen Grad nichts nützen, kann schon zugegeben werden. Aber die Frage ist, ob andere Strafen mehr nützen würden und ob die Strafe überhaupt vernünftigerweise sich die Aufgabe stellen kann, die Verbrechen zu verhindern.

Hier lehrt nun zuerst die Erfahrung früherer Zeiten, daß trotz aller Strenge und Grausamkeit der Strafen diese doch nichts „genützt" haben, weil trotz alledem Verbrechen begangen wurden. Unter dem Galgen, an dem Diebe gehängt worden, wurde nicht selten gestohlen. Die Verbrechen sind eben Früchte des sozialen Zusammenlebens, sozial und psychologisch bedingt, und kein noch so grausames Strafensystem kann sie verhindern. Gewiß ist insofern die Strafe von Einfluß, als sehr viele delinquiren würden, wäre die Strafe nicht, auch mag ja manchen gerade die besonders strenge Strafe vom Verbrechen abschrecken; aber die große Masse der Verbrecher ist alle dem unzugänglich. Leidenschaft, Hunger, Not lassen die abschreckende Kraft der Strafdrohungen gar nicht zur Geltung kommen, Schlauheit hofft sich der Strafe zu entziehen, Stumpfheit verlacht die Pein der Strafe. Solange es eine menschliche Gesellschaft gibt, wird es Verbrechen geben. Aufgabe der Strafe kann es demnach nicht sein, Verbrechen zu verhindern, sondern Verbrechen zu ahnden. Die Gesellschaft findet dabei genügenden Schutz auch nach dem bisherigen Strafensystem, welches ich übrigens nur in seinen Grundlagen verteidigen möchte. Abgesehen von den schwersten Verbrechen, welche mit dem Tod oder lebenslänglichem Zuchthaus bedroht sind, bietet das gegenwärtige Strafrecht im großen und ganzen genügende Mittel, sich des bedrohlichen Gewohnheitsverbrechertums zu erwehren. Es ist nicht wahr, was man jetzt so viel hört und liest, daß das heutige Strafrecht das Verbrechen und nicht auch den Verbrecher bestrafe. Die große Weite des Strafrahmens der relativ bestimmten Strafdrohungen ist dem Richter gegeben zur Abmessung der Strafe gemäß der Schwere der That nicht nur nach ihren objektiven, sondern auch nach ihren subjektiven, in der Person des Thäters liegenden Momenten. Rückfall und Hang zum Verbrechertum haben von jeher auch da als ein außerordentlich erschwerendes Moment gegolten, wo das Gesetz es nicht direkt angeordnet hat. Wenn die Praxis unserer Gerichte den Intentionen des Gesetzes vielfach nicht entspricht, so ist nicht den Gesetzen der Vorwurf der Unzureichlichkeit zu machen.

Ganz andersartig als für das materielle Strafrecht sind die Anforderungen der Humanität für das Strafverfahren. Im Vordergrund des Interesses steht hier der Gesichtspunkt, daß ein Verdächtiger und Angeklagter noch lange nicht auch ein Schuldiger ist. Auch hier deckt die Gerechtigkeit die Ansprüche der Humanität, da sie alle der Billigkeit entsprechen. Die Humanität verlangt hier, daß dem Angeklagten im weitest möglichen Maße das Recht der Verteidigung gewährt, daß er zu keinen Aussagen gezwungen, daß er bis zu seiner Verurteilung nach jeder Seite hin als ein Unschuldiger behandelt und demgemäß nicht mehr Beschränkungen und Unannehmlichkeiten unterworfen werde, als absolut notwendig ist. Es ist nicht wahr, wie vielfach gesagt wird, daß sich das Interesse des Staates auf energische Verfolgung der Verbrechen und Verbrecher und das Interesse des Angeklagten gegenüberstehen. Der Staat hat das lebendigste Interesse, keinen Unschuldigen zu bestrafen, weshalb von einem Gegensatz der Interessen nicht gesprochen werden darf. Die menschliche Gesellschaft wird nicht durch das Strafrecht in Rand und Banden gehalten. Die überwältigende Mehrheit des Volkes würde auch ohne Strafrecht gesetzmäßig leben. Nur um einen Bruchteil des Volkes auf gesetzlichen Wegen zu halten, bedarf es des Strafrechtes. Darum ist es besser, daß neunundneunzig Schuldige der verdienten Strafe entgehen, als daß ein Unschuldiger unter das zermalmende Rad der Justiz gerät. Ich weiß wohl, daß auch die entgegenstehende Ansicht vertreten wird. Ich kann es begreifen, daß die Polizeibehörden es lähmend empfinden, wenn sie sehen, daß ein Verbrecher durch die Maschen des

Digitized by Google

Gesetzes schlüpft. Aber es gilt hier zu bedenken, daß die strafprozessualen Garantien, die so häufig Schuldige der verdienten Strafe entgehen lassen, auf der andern Seite es verhindern, daß Unschuldige verurteilt werden. Wir haben in vergangenen Zeiten mit Hexenverfolgung, Ketzerverurteilungen, Mißbrauch des Strafrechtes zu politischen Zwecken und Anwendung der Folter so fürchterliche Erfahrungen gemacht, daß es vor allem gilt, den Unschuldigen vor Verurteilung zu bewahren und dann erst, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen.

Aber noch nach einer andern Seite hin stellt die Humanität Forderungen an das Strafverfahren. Von der allgemeinen Zeugenpflicht müssen nämlich Beichtväter, Aerzte und nahestehende Verwandte des Angeklagten entbunden sein. Letztere, weil ein Zwang zum Zeugnis sie zu falschem Zeugnis veranlassen könnte, erstere, weil Zwang zum Zeugnis sie in Widerspruch mit den Pflichten ihres Berufes setzen würde, welcher dem geistlichen und körperlichen Wohl der Menschen gewidmet ist.

Ich komme zu den Anforderungen, welche die Humanität an das Strafurteil stellt. Auch hier verlangt sie nichts anderes, als was schon die Gerechtigkeit in sich schließt. Vor allem gilt der Satz: in dubio mitius, im Zweifel muß der Richter das für den Angeklagten Mildere wählen, ein Satz, der weiter keiner Begründung bedarf. Aber damit ist es nicht gethan; die Gesetze sind starre Formeln, welche der Richter auf die tausendfach verschiedenen Lebensthatbestände anwenden soll. Liegt auch zumeist die Sache insofern sehr einfach, als der Richter die That des Angeklagten unter den gesetzlichen Thatbestand zu subsumiren und daraus die Strafe zu folgern hat, so kommen doch Fälle genug vor, wo die That des Angeklagten nicht so rein und scharf sich aus der Verhandlung herauskristallisirt, wo vielmehr die Kenntnis der Menschen und des Lebens den Richter anleiten muß, die That in ihren Grenzen zu erkennen. Imponderabilien mancherlei Art kommen hier in Betracht. Die Verbrechensformen, bei denen eine besondere psychische Verfassung des Thäters zur Zeit der That maßgebend ist, wie zum Beispiel der Mord mit der „Ueberlegung" als Charakteristikum im Gegensatz zum Totschlag, bieten hierher gehörige Beispiele. Der Richter muß hier insofern human sein, als es seine Aufgabe ist, unbeirrt und unbeeinflußt von den Schrecken der objektiven That sich in das Seelenleben des Thäters zu versenken und demgemäß zu urteilen. Human muß der Richter auch bei der Strafausmessung sein, wo das Gesetz ihm die Wahl zwischen einer leichteren oder schwereren, kleineren oder größeren Strafe gestattet. Auch da ist weichherziges, unkontrollirtes Schwanken nicht mit Humanität zu verwechseln. Die Strafe muß eine strenge sein, das liegt in ihrem Wesen, ihrer Bedeutung und ihrem Zweck. Aber bei der Auswahl der größeren oder geringeren Strenge hat wiederum nicht formalistische Weisheit, sondern menschliche Erwägung aller Umstände des Falles den Richter zu leiten. Vom Gesetz und seinem Willen darf indessen der Richter niemals abweichen, auch dann nicht, wenn die gesetzlichen Bestimmungen wirklich oder vermeintlich noch so inhuman sind. Der Richter hat nicht das Gesetz zu richten, sondern gemäß dem Gesetz. Er steht nicht über, sondern unter dem Gesetz. Er hat nicht das Gesetz zu verantworten, sondern hat es anzuwenden, ob es gut oder schlecht, human oder inhuman ist. [1])

Der vom Richter Verurteilte und der Strafe Ueberwiesene muß die Strafe in ihrer ganzen Strenge erdulden. Die Strafe wäre keine Strafe mehr, wenn sie nicht während ihrer ganzen Dauer in jeder Stunde dem Sträfling als Uebel empfindlich wäre. Gefängnisse sollen Zucht- und nicht, oder doch nicht vorwiegend, Besserungshäuser sein. Jede weichherzige Gefühlsschwärmerei hat der Stätte fern zu bleiben, wo der Verbrecher seine That büßen soll. Ernst und schwer wie sein Verbrechen, so sei seine Strafe. Als er das Verbrechen beging, hat er Gesetz und Recht nicht geachtet, darum soll er nun die mächtige Hand des Rechtes fühlen, welches er zu verhöhnen gedachte. In der Strafe des Verbrechers, welche ihm zum Leiden wird, bewährt sich die Hoheit des Rechtes, welche er in den Staub zu treten versucht hat.

Aber trotz aller Strenge und gerade in der Strenge muß der Vollzug der Strafe

[1]) Vergl. meine Schrift: Gerechtigkeit und Gesetz, Basel 1895.

Digitized by Google

zugleich human sein. Die Strafe soll den Verbrecher beugen, aber nicht brechen. Die Strafe darf die Thatsache nicht aus den Augen lassen, daß der Verbrecher ein Mensch ist. Sie muß deshalb so vollzogen werden, daß die Keime des Menschlichen und Guten in des Verbrechers Seele nicht erstickt, sondern im Wachstum befördert werden. Alles, was den Verbrecher noch schlechter macht, als er schon ist, muß darum vermieden, und alles muß neben dem Strafvollzug einhergehend gethan werden, was ihn besser machen kann. Die Erfahrung lehrt, daß eine so geartete humane Behandlung des Sträflings, wenn sie ihn vielfach trotz alledem nicht bessert, doch wenigstens die Aufrechterhaltung von Ordnung und Zucht in der Strafanstalt fördert. Wo in den Gefängnissen geprügelt wird, sind brutale Angriffe auf Gefängnisbeamte häufiger als da, wo es nicht geschieht. Dort sieht der Sträfling in den Beamten seine grausamen Peiniger, die er haßt und gegen welche er Rache brütet; hier sind die Beamten seine Wächter, welche zu hassen ihm keine Veranlassung geben. Wenn er sich nur der Hausordnung unterwirft, so bieten dem Sträfling hier die Beamten ruhig alles an, was ihm die Strenge der Strafe erträglich machen, sein zukünftiges Fortkommen erleichtern, seine Besserung ermöglichen kann. Der Gefangene mag den Angeber hassen, der ihn verraten, den Richter schmähen, der ihn verurteilt hat: gegen den Gefängnisbeamten, der ihn nicht mißhandelt, kann er keinen Zorn fühlen. In den Strafanstalten des Großherzogtums Baden ist die Prügelstrafe als Disziplinarmittel seit Jahrzehnten abgeschafft, ohne daß bisher meines Wissens aus den Kreisen der Gefängnisbeamten der Ruf nach ihrer Wiedereinführung erschallt wäre. Dunkelarrest bei Wasser und Brot und ohne Arbeit haben sich als genügendes Mittel erwiesen, auch den störrigsten Sträfling unter die Regeln der Hausordnung zu beugen.

Die Erfahrung lehrt aber auch, daß die Hilfsmittel der Erziehung und Läuterung und der religiöse Trost, welche in den Strafanstalten den Sträflingen geboten werden, in sehr vielen Fällen aus dem Verbrecher einen besseren Menschen gemacht haben. Manch einen hat die Zucht zur Arbeit im Gefängnis zur Selbstzucht erzogen; vielen hat das im Gefängnis ihnen gelehrte Handwerk ein ehrliches Fortkommen in der Freiheit ermöglicht; viele hat die Gefängnisschule das nachholen lassen, was sie in ihrer Jugend in der Volksschule versäumt; manch einem hat der religiöse Zuspruch des Gefängnisgeistlichen an das Herz gegriffen und ihn umgewandelt. Man frage Gefängnisdirektoren, Gefängnislehrer und Gefängnisgeistliche um ihre Erfahrungen; sie alle werden zahlreiche Fälle als Beispiele dafür aufführen können, wie der moderne humane Strafvollzug zu wirken geeignet ist.

Das schönste Zeugnis humaner Bestrebungen auf dem Gebiet des Strafrechts geben die sogenannten Schutzvereine ab. Es sind dies Vereine, die sich zur Aufgabe gestellt haben, den aus der Strafanstalt nach Verbüßung der Strafe Entlassenen durch Verschaffung von Unterkommen und Arbeit, durch Gewährung von materieller und geistiger Unterstützung Fürsorge angedeihen zu lassen, damit ihnen die Rückkehr in das bürgerliche Leben und ein ehrliches Fortkommen ermöglicht werde. Offen und im stillen haben diese Vereine unsäglich viel Gutes geleistet. Sie könnten unendlich mehr leisten, wenn das Publikum ihnen seine Gunst mehr, als es bisher geschehen, zuwenden wollte. —

Ich habe die Anforderungen flüchtig zusammengestellt, welche die Humanität meines Erachtens an das Strafrecht stellt. Sie sind weit davon entfernt, sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen, und der ruhige Beobachter unseres öffentlichen Lebens wird eher ein langsames, aber stetiges Anschwellen einer Gegenströmung feststellen müssen. So wird beispielsweise der Ruf nach Wiedereinführung der Prügelstrafe — sowohl als Rechts- wie als Disziplinarstrafe — immer häufiger und lauter, und gerade Gefängnisgeistliche erheben und unterstützen ihn vielfach. Interessenten finden in dem vierundsechzigsten Jahresbericht der verdienten Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft (Düsseldorf, Voß & Cie., 1894) dafür einen traurigen Beleg. Fern liegt es mir, die einzelnen Rufer im Streit zu schmähen, die mutig ihre Meinung vertreten. Aber in dem Aufkommen der ganzen Richtung kann ich nur ein trauriges Zeichen des Rückschrittes sehen. Und wenn es wahr ist, daß an unserem Volkskörper deutliche Spuren zunehmender Verrohung wahrnehmbar sind, so ist es gewiß ebenso

Digitized by Google

richtig, den Ruf nach der Prügelstrafe auch als ein Zeichen der Roheit, aber in höheren Volkskreisen, zu deuten. Alle geschichtliche Entwicklung bewegt sich eben in Gegensätzen, wie dem Aufgang der Sonne gesetzmäßig ihr Untergang folgt. Wie aber derjenige, der die Sonne untergehen sieht und sich fröstelnd in seinen Mantel hüllt, nicht ob der hereinbrechenden Nacht verzweifelt, sondern des Wiederkommens der Sonne und der Wärme sicher ist, so mögen auch die Vertreter der Humanität der Gewißheit leben, daß der humane Gedanke als ein Teil des Guten und Wahren nicht untergehen kann. Die Nacht der Roheit kann ihn nur verdunkeln, nicht vernichten.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtswissenschaft.

Die Notwendigkeit einer Aenderung der Beleidigungsstrafsatznngen nebst Vorschlägen für den Reichstag.

Wer seit Jahren aufmerksam die Berichte der öffentlichen Blätter und die Urteile verfolgt hat, deren Gegenstand Beleidigungen aller Art bildeten, die unter die §§ 95, 97, 99, 101, 185, 196 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich fallen, ingleichen wer die zahlreichen Prozesse verfolgt hat, zu denen der § 166 des deutschen Strafgesetzbuchs Veranlassung geboten hat, kann bei ruhiger und rein sachlicher Betrachtung sich der Erwägung nicht entschlagen, daß eine gesetzliche Abhilfe dringend ist. Zu einer solchen anzuregen ist Recht eines jeden, der es mit dem Vaterlande wohl meint, ist Pflicht für den, welcher in den zu Tage getretenen Thatsachen eine wirkliche Gefahr für das geistige Leben des deutschen Volks erblickt. Es bedarf, um dieses darzuthun, keiner langen und breiten Auseinandersetzung der Theorie. Liest man die Auseinandersetzungen der Lehr-, Handbücher und Kommentare, so muß man sich sagen, daß es einer sehr feinen Auffassung bedarf, um über das klar zu werden, was als Beleidigung strafbar sei. Und doch sollte der gesunde Menschenverstand genügen müssen, um eine strafgesetzliche Bestimmung voll und ganz zu verstehen. Was ist Beleidigung? Nach ungekünstelter Auffassung und der Ansicht der tüchtigsten Strafrechtslehrer eine rechtswidrige Handlung, welche eine Nichtanerkennung des sittlichen Werts einer Person kundgibt, dadurch die Person verletzt. Die Handlung muß also in der Absicht gesetzt sein, zu verletzen (animus injuriandi), eine nicht beabsichtigte (culpose) Beleidigung kann nicht strafbar sein. Aber auch dies wird nicht einmal allgemein zugegeben, ja man hat in dem berüchtigten dolus eventualis ein Hilfsmittel. Denn, so argumentirt man, hat jemand auch nicht die direkte Absicht zu beleidigen gehabt, so hat er doch vielleicht die Nebenabsicht gehabt. Und da gibt's ja Wege genug, eine solche zu finden: eine unbedachte Aeußerung, eine harmlose Wendung, ein zufälliger Umstand wird als Merkmal der Beleidigung erfaßt und die eventuelle Absicht ist erwiesen.

Die Handlung muß, um beleidigend zu sein, ein thatsächlich die Mißachtung ausdrückendes Benehmen aufweisen. Ohne Absicht zu beleidigen ist eine solche nicht denkbar. Aber auch da hilft man sich, denn auch eine an sich zu einem Schlusse auf die Absicht nicht berechtigende Handlung kann nach den Umständen beleidigend sein. Die Handlung muß eine rechtswidrige sein. Der § 193 bestimmt dies näher, freilich wieder so, daß vielerlei dunkel

Digitized by Google

und deutbar bleibt. Wer Amtshandlungen eines Beamten oder einer Behörde einer tadelnden Kritik unterwirft, tritt dem sittlichen Wert des Beamten oder der Mitglieder der Behörde nicht nahe, hat also, wie tüchtige Kriminalisten meinen, nicht beleidigt. Aber wenn der § 193 die Strafbarkeit insofern annimmt, „als das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht," so haben wir wieder dem Folgern eine offene Thür.

Es liegt im Interesse des Staats, daß Regierungsakte, Amtshandlnugen von Beamten, auch richterliche Urteile der schärfsten sachlichen Kritik zugänglich sind; nicht bloß der angegriffene Einzelne oder sein Verteidiger muß berechtigt sein, die Stütze des § 193 zu haben, die Presse vertritt, wenn sie in würdiger Weise solche Dinge bespricht, eminent „berechtigte Interessen", nämlich das Wohl und Gedeihen des Vaterlandes. Gerade darin findet der § 11 und 12 des Strafgesetzbuchs, Art. 30 der Reichsverfassung, seine unbedingte Begründung. Aber der Reichstag und die Landtage sind nicht immer thätig, bis sie zusammentreten, kann eine Abhilfe unmöglich geworden sein. Nichts ist für das Vaterland gefährlicher, als allgemeine Unzufriedenheit, Nergeln und Angreifen in allen Schichten, das Gefühl, überall Denunzianten preisgegeben zu sein. Offene, ehrliche und scharfe Kritik ist das einzige Mittel, zu verhüten, daß sich in der Verwaltung der Staaten Zustände bilden, welche nur zum Unheil führen. Was in Braunschweig, Kurhessen, Lippe und anderwärts sich früher begeben hat, dürfte genügen, um diesen Satz zu rechtfertigen. Wenn die §§ 11 und 12 des Strafgesetzbuches. Art. 30 der Reichsverfassung, sogar den Einzelnen gegen wirkliche, selbst die gröbsten Injurien eines Abgeordneten schutzlos machen, — eine Rüge, ein Ordnungsruf nützt wenig — dann sollte doch die volle Freiheit der Presse zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten keiner Beschränkung unterliegen.

Wer unbedingt sich vor Beleidigungsklagen sichern will, muß sich beim Stande des heute geltenden Rechts hüten, auch dem besten Freunde gegenüber mündlich oder gar schriftlich eine Aeußerung über eine Person zu machen, welche über deren sittlichen Wert oder deren Amtshandlungen ein verwerfendes Urteil enthält. Denn wenn der Getadelte die Aeußerung erfährt, ist die Klage möglich, da mit der mündlichen Aeußerung, mit der Lesung des abgesandten Briefes durch den Adressaten oder irgend einen anderen die Beleidigung vollendet ist. Mag die Aeußerung noch so vertraulich gemacht sein, die Beleidigung ist fertig Und das Benehmen? Welches enthält eine Beleidigung? Von thätlichen Injurien braucht nichts gesagt zu werden. Unhöflichkeiten, Unterlassen herkömmlicher Ehrenbezeigungen sind Privatpersonen gegenüber keine Beleidigung, da solche keinen rechtlichen Anspruch auf positive Ehrenerweisungen haben. Aber der Beamte als solcher hat nach Ansicht maßvoller Kriminalisten als Vertreter der „rechtlichen und sittlichen Autorität" in seinem Amte von denen, welche mit ihr verkehren, eine positive Anerkennung der ihr schuldigen Achtung zu fordern. In Deutschland sieht man in dem Abnehmen der Kopfbedeckung eine Ehrenbezeigung, in dem Unterlassen möglicherweise eine Mißachtung, selbst wenn's auf der Straße bei Wind und Wetter unterbleibt. Mit jener Interpretation könnte der Präsident eines Gerichts und so weiter, den jemand, obwohl er ihn gut kennt, im Gerichtsgebäude absichtlich nicht grüßt, hierin eine Beleidigung finden.

Vor Jahren wurde bei einem Essen in der Rheinprovinz vom Vorsitzenden ein Trinkspruch auf den Reichskanzler Fürsten Bismarck ausgebracht, ein Mitglied, sehr vornehmer Herr und hoher Hofbeamter, blieb ostentativ sitzen und berührte sein Glas nicht. Mit einem parlamentarischen Ausdrucke kann man ein solches Benehmen nicht bezeichnen, aber eine Beleidigung ist's nicht.

Irgend ein unbedachtes, unbesonnenes, tadelndes Wort über den Landesherrn genügt, um unter § 95 subsumirt zu werden. Wer in Bayern im Mai 1886 den damaligen König Ludwig († 13. Juni 1886) privatim oder öffentlich aus Gründen getadelt hätte, die für seine Entmündigung geltend gemacht wurden, dem wäre der Prozeß auf Grund des § 95 gemacht werden. Schriftsteller und andere, die Akte tadeln, welche vom Landesherrn ausgehen, laufen

Digitized by Google

Gefahr, nach § 95 behandelt zu werden. Ob der Landesherr billigt, daß jede unbedachte, selbst unbesonnene Aeußerung strafrechtlich als Majestätsbeleidigung verfolgt werde, braucht nicht festgestellt zu werden, Verfolgung tritt von Amts wegen ein.

Und nun erst § 166 mit der öffentlichen Beschimpfung einer christlichen Kirche oder einer in Deutschland mit Korporationsrechten bestehenden Religionsgesellschaft oder ihrer Einrichtungen Gefängnis bis zu drei Jahren! Was ist eine „Einrichtung"? Man hört einen oder zwei beliebige Sachverständige, nimmt ihr Gutachten zur Norm, wenngleich die hervorragendsten Fachgelehrten zu gegenteiliger Erklärung kommen müßten. Es wäre Kleinigkeit, aus den Werken von Goethe, Schiller, Lessing mehr als eine Stelle herauszufinden, welche sie heute, wenn sie das Unglück hätten, noch zu leben, unter die Strafe des § 166 brächte. Wenn heute der heilige Petrus Damiani gegen den Papst das schriebe, was er gegen den damaligen schrieb, wenn heute Luther wie er gethan schriebe, wenn heute jemand Aeußerungen veröffentlicht, wie sie in Fülle in der Apologie der Augsburgischen Konfession, in Katechismen stehen, der kann nach § 166 prozedirt werden.

Was ist die Folge? Dem Denunziantentum ist Thür und Thor geöffnet. Kriecherei, Strebertum, niedrige Gesinnung findet Platz. Der geistigen Freiheit wird eine Schranke gezogen. Wenn ein Schriftsteller bei Besprechung öffentlicher Dinge jedes Wort auf die Wagschale legen muß, um nicht gegen einen Beleidigungsparagraphen zu verstoßen, wird er gehemmt und gelähmt. Soll er etwa erst seine Schrift einem Rechtsanwalte oder Strafrechtsprofessor zur Zensur vorlegen? Aber auch das hilft nicht unbedingt, denn wir haben es ja erlebt, wir brauchen nur die Kriminalistenwerke zu lesen und uns davon zu überzeugen, daß die beste Absicht der loyalste Zweck nicht schützt. Wer gerieben genug ist, wer alle Kniffe versteht, kann alles sagen, denn er weiß es so zu wenden, daß ihm nichts anzuhaben ist. Sind die Gesetze so unvollkommen oder mangelhaft, daß der ehrliche, wohlwollende, patriotische, gesunde Mensch bei der besten Absicht hineinfallen kann, dann ist Wandel nötig.

Es ist gleichgiltig, welcher politischen oder kirchlichen Richtung man angehört, wo es sich darum handelt, einen Zustand zu beseitigen, der geradezu verderbenbringend ist. Unzufriedenheit, Mißmut, Zurückziehen ist die Folge. Für diejenigen, welche auf den Umsturz der Gesellschaft losgehen, bildet ein solcher Zustand ein unbedingt wirksames Mittel der Agitation. Aufgabe aller politischen Parteien sollte es sein, Abhilfe zu schaffen. Es ist unseres Erachtens dringender, mangelhafte Strafgesetze zu verbessern, als möglichst bald ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch zu schaffen, das Aktiengesetz und manches andere zu reformiren, so sehr man auch das baldige Inslebentreten des ersteren wünschen mag. Denn die geistigen Güter, die Freiheit der Rede und Schrift, die ungehemmte Geistesarbeit im Dienste des Vaterlandes ist mehr wert als ein bloß das materielle Wohl berührendes Gesetz. Ob noch drei oder vier oder fünf Jahre das bisherige bürgerliche Recht in Deutschland gilt, kommt für das Wohl des Vaterlandes nicht sehr in Betracht; hat das heutige Recht bisher dem wirtschaftlichen Aufschwunge keinen Hemmschuh angelegt, so wird es auch durch fernere Dauer von einigen Jahren das kaum thun. Aber ein Uebel kann nicht rasch genug geheilt werden. Möge der Reichstag die Sache in die Hand nehmen, seine Aufgabe ist es, für das Wohl des Ganzen zu sorgen.

Was soll geschehen? Kein einsichtiger Mensch wird verlangen, daß man Freiheit habe, zu beleidigen. Mag auch der einzelne sich um Beleidigungen, seien sie noch so schwer und gemein, in dem Bewußtsein, daß von einem mit niedriger Gesinnung behafteten Menschen geschmäht zu werden seiner sittlichen Würde keine Makel bringe, nicht kümmern, das Recht, sich durch Klage zu schützen, muß bleiben. Hat bisher der Reichstag und so weiter die Ermächtigung nach § 197 zu verfolgen regelmäßig abgelehnt, so kann doch die Notwendigkeit eintreten, § 197 muß bleiben. Aber gerade die Notwendigkeit der Ermächtigung sollte auch in anderen Fällen gefordert werden. Was §§ 99, 101, 102, 103, 104 fordern, sollte ausgedehnt werden. Es dürfte sich nicht empfehlen, im Falle des § 95 eine besondere Ermächtigung des Kaisers oder Landesherrn zu verlangen, aber es müßte verhütet werden,

Digitized by Google

daß Majestätsbeleidigungsprozesse sich in einer Art mehren, die nur schaden kann. Man fordere die Ermächtigung des Reichskanzlers bei Beleidigungen des Kaisers, des betreffenden Staatsministeriums bei Beleidigungen des Landesherrn. Sicherlich würde alsdann die Anklage nur erhoben, wenn es die Rücksicht auf das Staatswohl forderte. Mir ist ein Fall aus dem Anfang der vierziger Jahre bekannt, wo ein höherer Beamter in einer Gesellschaft über den Landesherrn in höchst beleidigender Weise sich geäußert hatte, der Landesherr verlangte auf den Bericht des Ministers die Ermächtigung, dem Beamten wurde davon amtlich in einer Weise Mitteilung gemacht, welche ihm das Niedrige klar stellte, er hat niemals wieder sich etwas zu schulden kommen lassen, wurde ein musterhafter Beamter. Im Falle des § 97 sollte eine Ermächtigung des Beleidigten gefordert werden. Wir sind der Ueberzeugung, daß eine solche Aenderung gute Früchte bringen würde, das beste wäre freilich, wenn jeder, der eine Beleidigung des Landesherrn hört, sofort den Beleidiger gebührend abfertigte.

Wir geben nachstehend Vorschläge der Aenderung, welche teilweise schon früher von anderen gemacht oder angeregt sind. Einer breiten Begründung wird es nicht bedürfen. Die Vorschläge bezwecken, die Unklarheit der Gesetzesbestimmungen zu heben; dieser Zweck rechtfertigt zur Genüge namentlich die Aenderung des § 185. Denn die Aufnahme der Absicht ist ebenso gerechtfertigt wie in anderen Fällen (zum Beispiel §§ 146, 211, 223, 234, 242, 249, 257 und andere), weil nur die Absicht unter allen Umständen die Beleidigung feststellt. Durch diesen Vorschlag ist die bloß vertrauliche Aeußerung ohne Schmähung der Strafbarkeit entzogen, was sich gewiß rechtfertigt.

Aenderungsvorschläge.

Zu Strafgesetz § 95.

Die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Reichskanzlers oder des Staatsministeriums ein.

Zu § 97.

Die Verfolgung tritt nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein.

§ 166.

Wer öffentlich die Gottesverehrung, den Kultus einer christlichen Kirche, oder einer in einem deutschen Bundesstaate zu Recht bestehenden Religionsgesellschaft in Wort oder Schrift mit Ausdrücken angreift, welche eine Aergernis erregende Beschimpfung enthalten, ingleichen wer in einer Kirche und so weiter.

§ 185.

Wer Aeußerungen über eine Person, welche deren sittlichen Wert herabsetzen, in der Absicht oder in einer Weise macht, daß sie zur Kenntnis der Person gelangen sollen, oder ohne Vertrauensmißbrauch gelangen können oder müssen, wird wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Sind die Worte nicht an sich verletzend, oder geht die Absicht, zu verletzen, nicht klar aus den Worten hervor, so entfällt die Strafbarkeit, wenn der Beleidiger vor Stellung des Strafantrags oder sofort nach erlangter Kenntnis des Strafantrags Abbitte oder Widerruf leistet. Die Abbitte oder der Widerruf muß so geschehen, daß die gleiche Verbreitung stattfindet, welche die Beleidigung erlangt hat.

§ 193.

Tadelnde Urteile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, über Amtshandlungen, Regierungsakte, ingleichen Aeußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter privater oder öffentlicher Interessen gemacht werden, sowie Verhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urteile von seiten eines Beamten und

Digitized by Google

ähnliche Fälle sind nur insofern strafbar, als Aeußerungen in Wort oder Schrift gebraucht sind, welche an sich als Injurien angesehen werden müssen.

Schließlich möge noch anheimgegeben werden, ob es sich nicht empfehle, die durch die Presse gemachten Beleidigungen den Schwurgerichten zu überweisen. Verständige Männer des Volks urteilen unbefangener als Juristen, denen die Logik des Buchstabens das Höchste ist.

Geh. Justizrat Dr. F. v. Schulte, Professor an der Universität in Bonn.

Literarische Berichte.

Die Unersetzlichen. Ein Märchen von Georg Ebers. Illustrirt von Arpad Schmidhammer. In farbigem Rokokoeinband mit Goldschnitt. Mk. 10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine sinnig heitere Märchendichtung des berühmten Dichters und Gelehrten, die Arpad Schmidhammer mit anmutigen, mit künstlerischem Feingefühl ausgeführten Illustrationen geschmückt hat. Einband, Papier, Druck und die übrige Ausstattung gestalten das Buch zu einem Prachtwerke von harmonischer Schönheit, das den Alten wie den Jungen gleiche Freude und Genuß bereiten wird.

H.

Koch, Dr. J. L. A., Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. Ravensburg, Otto Mayer.

In dem Buche wird das ganze Gebiet des normalen wie des krankhaften Nervenlebens behandelt und zwar in einer auch dem Laien gut verständlichen Weise. Die Schäden, wo sie auch sitzen, werden aufgedeckt und die Anleitung gegeben, wie sie zu überwinden sind. Der Gesunde kann sich belehren, wie er seine Gesundheit bewahren kann; der Kranke wird daraus entnehmen, was ihm fehlt und ohne in Selbstkuriren zu verfallen, wird er die gegebenen Beispiele zu seinem Vorteile benützen. Es ist ein rechtes Volksbuch, das wohl verdient gelesen und beachtet zu werden.

G.

Hansjakob, H. Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Prachtausgabe mit 8 Heliogravüren nach Originalzeichnungen von W. Hasemann. In Originaleinband. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Eine Bauerngeschichte, in der das echte Leben und Treiben der alten, eingesessenen Hofbauern pulsirt. Das sind keine Schemen, sondern wirkliche kraftvolle Menschen, die von ihren alten Gebräuchen und Anschauungen nicht abgehen und lieber alles brechen, was sich nicht biegen läßt. Gutherzig wie die Kinder, aber starr wie die Granitfelsen ihrer Heimat, wenn sich ein anderer Wille dem ihrigen entgegensetzt. Der Verfasser gilt als einer der besten Kenner des Schwarzwalds und seiner Bewohner und er bietet in dieser Erzählung geradezu eine Perle, die wohl wert war, daß die Verlagshandlung sie in ein so schönes Gewand hüllte. Daß die Illustrationen meisterhaft sind, bedarf bei dem Namen Hasemanns keiner weiteren Versicherung, ist doch dieser Künstler der Schwarzwaldmaler par excellence, dessen Stift gleichwert wie Hansjakobs Feder ist.

El—.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Pracht-Ausgabe mit zahlreichen Illustrationen von Anton C. Bawo-rowsky. In farbigem Originaleinband Preis Mk. 12. 50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es ist eine schwierige und zugleich gewagte Aufgabe, einen Roman zu schreiben, in welchem das Leben und die Sitten der Völker zur Zeit Jesu Christi geschildert werden und in dem unser Heiland selbst eine Rolle spielt. Dieses große Wagnis ist dem geistvollen amerikanischen Schriftsteller Lewis Wallace in glänzender Weise gelungen. Er hat es meisterhaft verstanden, bei dem Hinein-

Digitized by Google

ziehen der heiligen Persönlichkeit Christi die größte Liebe gegen das Bibelwort zu wahren, von dem Wunsche beseelt, den Heiland in seinem göttlichen Wirken auf Erden den Lesern recht nahe zu bringen und ihm aller Herzen zuzuführen. Deshalb hat auch der Roman in den bisherigen nicht illustrirten Ausgaben überall, bei Protestanten sowohl wie bei Katholiken, einen so beispiellosen Erfolg gehabt. Nun hat die Verlagshandlung dem Buche eine besonders schöne und gefällige Ausstattung und reichen Bilderschmuck nach den Zeichnungen von Bawo-rowsky, eines hervorragenden Künstlers, der selbst eingehende Studien an den geweihten Stätten machte, gegeben, die dem Werke als einem Haus- und Familienbuche edelster Art gewiß viele Freunde gewinnen werden. B.

Vermischte Schriften von Friedrich Stoltze. Herausgegeben und mit einem Vorwort, sowie mit einem Lebensabriß des Dichters versehen von Otto Hörth. Frankfurt am Main, H. Keller.

Das vorliegende Bändchen, zugleich der fünfte Teil der Gesamtausgabe der Stoltzeschen Werke, bildet eine willkommene Ergänzung zu den bisher veröffentlichten Stoltzeschen Schriften. Mit Vergnügen ersieht man aus demselben, über welchen reichen Schatz wirklich poetischen Könnens der verstorbene Humorist und Volksdichter verfügte. Stoltze ist eben eine richtige Poetennatur, und er bleibt sich gleich von seinen ersten Anfängen an bis in sein hohes Greisenalter hinein; wie sein Herz an den alten Idealen: Vaterland, Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit festhält, so singt und klingt es in seinem Innern fort, und jede Strophe, jedes Zeilenpaar gibt uns Kunde von irgend einem innern Erlebnis, das sein zugleich so reiches und so weiches und dabei doch so kernhaft männliches Gemüt erregt. Von ganz besonderem Reiz sind in dem vorliegenden Bändchen einige der kleinen Prosaerzählungen, die eine besondere Eigenart Stoltzes bilden, so „Der Sperrbutze", „Die Betstunn un das Wirtshaus" und die köstliche Humoreske „Wie ääner absolut wollt erschosse sei". Dem Herausgeber sind wir verpflichtet für ein vortreffliches Lebens- und Charakterbild Stoltzes, das namentlich auch von der liebenswürdigen, von seltener Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit getragenen Persönlichkeit des Poeten gemacht wird. l. h.

Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von C. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner.

Diese Naturstudien sollen den lern- und wißbegierigen Knaben durch lebendige Darstellung zum naturwissenschaftlichen Denken anregen und ihm die Naturobjekte seiner Heimat und besonders des elterlichen Hauses geistig und gemütlich näher bringen. — Für die Darstellung ist die bekannte Form der Leseabende gewählt, die gerade in diesem Falle sich gut bewährt, da hierdurch Gelegenheit gegeben ist zu Frage und Antwort, die auf das Verständnis nicht unwesentlich einwirken. Die verschiedenen Objekte sind in verständlichster und anregender Art beschrieben, wobei der Humor nicht zu kurz kommt, so daß die vierzehn Abende dem jugendlichen Leser nur zu rasch vergehen werden. Die dazu gegebenen Illustrationen sind hübsch und klar und ordnen sich dem Texte geschmackvoll ein. l.

Origine e Diffusione della stirpe Mediterranea. (Ursprung und Verbreitung der mittelländischen Rasse). Von G. Sergi. Rom 1895. Società editrice Dante Alighieri.

Das Buch ist der Vorläufer eines größeren Werkes, in dem die Umwohner des mittelländischen Meeres nach allen Gesichtspunkten erschöpfend behandelt werden sollen. Es beschäftigt sich daher nur mit dem Ursprung und der ursprünglichen Verbreitung der vom Verfasser so genannten „mittelländischen Rasse", das heißt der Urumwohner des Mittelmeerbeckens. Diese faßt der Verfasser als einheitliches Volk zusammen und teilt sie in vier Zweige: Iberer, Ligurer (mit den Latinern und den meisten anderen Völkern Italiens), Pelasger (mit den Hittitern), Libyer (mit den Aegyptern); auch die Aethiopier und die Somali und so weiter werden dazu gerechnet. Die Rasse sei braun und langköpfig gewesen. Die Beweise will der Verfasser der Anthropologie entnehmen, diese aber nach einer von der bisher üblichen abweichenden, selbstgefundenen Methode behandeln. Zum Schlusse werden denn auch sechzehn verschiedene Schädelformen beschrieben und abgebildet, aber ohne eigentlichen Beweis, daß sie der „mittelländischen Rasse", und ohne die Behauptung, daß sie ihr ausschließlich angehören. K. F.

Via passionis. Lebensbilder von Hermine von Preuschen. Dresden und Leipzig, C. Reißner.

Das mit dem Bildnis der Verfasserin geschmückte Bändchen führt uns eine Reihe von lyrischen Dichtungen vor, die alle dieselbe schwermütige Grundstimmung atmen. Der Dichterin erscheint das Leben als ein Leidensweg, der zu einem dunklen, unbestimmten Ziele führt: die Zukunft winkt jenseits desselben wie ein totes Meer. Die formgewandten Stimmungsbilder lassen eine gewisse poetische Kraft, von der sie getragen werden, nicht verkennen, nur scheint uns ihrer Wirkung das Ueberzeugende zu fehlen.

Digitized by Google

Der Pessimismus der Dichterin trägt eine zu subjektive Färbung, und wir gewahren zu wenig, welcher Quelle er erfließt, weshalb er vielfach mehr als ein anempfundener denn als ein ursprünglicher und natürlich berechtigter anmutet. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht das in der Handschrift der Dichterin der Titelseite folgende Widmungsblatt: „Meinen Feinden!“ Die Dichterin sollte eher ihr Büchlein ihren Freunden widmen, die ihre schöne Begabung gern anerkennen werden, auch wenn sie ihre düstere Welt- und Lebensanschauung nicht zu teilen vermögen. h.

Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen. Ein Beitrag zur Kenntnis des chinesischen Volkes von M. v. Brandt. Stuttgart, Strecker und Moser.

Eine zweite Plauderei des „alten Chinesen“, die sich diesmal mit einem bestimmten Gegenstande beschäftigt. Die aus der eigenen reichen Erfahrung des Verfassers stammenden Schilderungen bilden eine interessante und wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse; einzelne eingestreute wissenschaftliche Studien sind nicht tief genug, um die gleiche Beachtung zu verlangen. K. F.

La vie du général Ducrot, d'après sa correspondance, publiée par ses enfants. Paris, librairie Plon.

Eine interessante militärische Laufbahn liegt in diesen zwei starken Bänden vor in Form von Briefen mit verbindendem Text, welche das Leben des einst vielgenannten Generals Ducrot darstellen. Gehörte er doch zu denjenigen Offizieren, gegen welche die schwere Anklage erhoben wurde, als Gefangene ihr Ehrenwort gebrochen und nach dem Niederbruche des zweiten Kaiserreichs ihren Degen der neuen Regierung zur Verfügung gestellt zu haben. Der General Ducrot ist jedoch mit diesen évadés nicht gleichzeitig zu nennen. Er hatte die Verpflichtung übernommen, sich nach der Kapitulation von Sedan in Pont-à-Mousson zu stellen; derselben ist er nachgekommen, vermochte von da aus jedoch zu entfliehen. Warum hatte man aber auch die Sicherheitsmaßregeln auf dem Bahnhof anzuordnen übersehen? In Paris übernahm er die Führung der Feldarmee und focht mit Auszeichnung in allen Kämpfen. Seine große Tapferkeit hat jederzeit die verdiente Anerkennung gefunden. Die Schilderung, die das vorliegende Werk vom deutsch-französischen Krieg bietet, sagt nichts Neues. Ducrot hatte schon zu seinen Lebzeiten durch Veröffentlichung mehrerer Einzelschriften wesentlich zur Klarlegung der Verhältnisse auf französischer Seite beigetragen. Auch das Jugendleben Ducrots, seine Teilnahme an den Kämpfen in Algier, vor Bomarsund, in Italien und Syrien müssen zurücktreten vor dem Interesse, welches die Thätigkeit des Generals als Divisionskommandeur in Straßburg erweckt. Auf das deutlichste widerlegt Ducrot die jetzt so oft vorgebrachte französische Behauptung, daß vor dem deutsch-französischen Krieg nur Preußen allein Agenten im Auslande unterhalten habe. Zu wiederholtenmalen hatte Ducrot Offiziere an den Rhein, nach den Rheinfestungen und nach den Schwarzwaldpässen geschickt, um dort Erkundigungen vorzunehmen. Auch er selbst hat sich nach Deutschland begeben, um durch Studium an Ort und Stelle sich über die Stimmung zu unterrichten und Verbindungen anzuknüpfen. Entgegen der durch den Kriegsminister Leboeuf vertretenen Richtung, mit ihrer Behauptung, daß alles „archiprêt“ sei, gehörte Ducrot, wie Stoffel, zu jenen unbequemen Warnern, die dauernd auf den unfertigen Zustand der Verteidigungsmittel, auf den mangelhaften Stand der französischen Heereseinrichtungen gegenüber den wohlgeordneten preußischen Verhältnissen hinwiesen. Auf dem Schlachtfelde von Sedan hatte denn auch Napoleon zu ihm gesagt: „Hätte ich auf Sie gehört, ich wäre nicht hier.“ Von besonderem Interesse sind seine Unterhaltungen mit dem Großherzog von Hessen. Besaß Ducrot auch leidlich zutreffende Vorstellungen von den zwischen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten getroffenen Abmachungen, so unterschätzte er doch vollständig das an allen Orten erwachende Nationalbewußtsein. Jedenfalls gehörte der General Ducrot zu den hervorragendsten Generalen des zweiten Kaiserreiches. — x.

Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung von Ernst Seraphim. I. Band: Die Zeit bis zum Untergang livländischer Selbständigkeit. Reval, Franz Kluge.

Der Verfasser will ein Hausbuch im wahren Sinne des Wortes geben, klar und anschaulich, dabei aber auch allen Ansprüchen auf Zuverlässigkeit genügend; soviel sich aus dem ersten Bande ersehen läßt, der in warmem, oft zündendem und begeisterndem Tone geschrieben ist, scheint es ihm vortrefflich zu gelingen; ein abschließendes Urteil läßt sich erst nach Kenntnis des ganzen Werkes fällen. K. F.

Meyerbeers Kompositionen in billiger Volksausgabe. Braunschweig, Henry Litolffs Verlag.

Nachdem mit dem Jahr 1894 die Schutzfrist für die Werke Giacomo Meyerbeers abgelaufen war, haben unsere großen Musikverlagshandlungen es unternommen, billige Ausgaben dieser Werke zu veranstalten. Uns

Digitized by Google

liegen eine Reihe Bände der in dem altberühmten Musikverlag Henry Litolff in Braunschweig erschienenen Ausgabe vor, die sich bei der größten Billigkeit durch sorgfältige, treffliche Bearbeitung, gediegene Ausstattung und scharfen, klaren Druck auszeichnet. Die Ausgabe umfaßt die Klavierauszüge (mit und ohne Text) der Opern „Robert der Teufel", „Die Hugenotten", „Der Prophet" und „Die Afrikanerin", die Ouvertüren, die Balletmusik, die Märsche, die einzelnen Gesänge aus diesen Opern und die Fackeltänze, für Piano zu 2 und 4 Händen, ferner Albums für Violine und Piano, für 2 Violinen, für Flöte und Piano u. s. w. Andere Bände enthalten gesondert die Gesänge für Sopran, Alt, Tenor, Baß (Bariton) und die namhaftesten Duette; auch die weniger bekannten Lieder „Das Fischermädchen" und „Mailied" sind in die Sammlung eingereiht die somit, wenn man von den Klavierauszügen von „Dinorah" und „Der Nordstern" („Das Feldlager in Schlesien") absieht, welche wohl noch folgen werden, kaum etwas vermissen läßt. Meyerbeers Opern, viel gerühmt und viel geschmäht, haben sich zum Teil nun schon ein halbes Jahrhundert und mehr ständig auf dem Repertoire aller größeren Bühnen behauptet. Bei ihrer reichen Fülle an origineller und frischer Melodik werden sie gewiß noch lange von großen Kreisen gerne gehört werden. Die vorliegende billige Volksausgabe wird dem Wunsche vieler, die Kompositionen in der musikalischen Hausbibliothek zu besitzen, entgegenkommen.

Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Die vorliegende, im Mecklenburg-Strelitzer Dialekt gehaltene Homerübertragung ist jedenfalls ein interessantes Werk, auch wenn durch sie nicht gerade das erreicht wird, was dem Verfasser vorschwebte, eine deutlichere Veranschaulichung des homerischen Kunststils, als sie einer andern Uebertragung möglich wird. Der Dialekt als solcher steht allerdings nicht hindernd im Wege, denn jedem unserer Dialekte, ob er ein nieder- oder ein hochdeutscher sei, wohnt mehr Ursprünglichkeit und mehr anheimelnde Kraft als unserer Verkehrs- und Schriftsprache inne. Aber man darf unsere Volksmundarten nicht ohne weiteres mit den griechischen Dialekten gleichstellen, denen sämtlich eine literarische Durchbildung zu teil geworden war, während unsere Mundarten im guten wie im schlimmen Sinn im Naturzustande verharrt sind. Das macht sich denn auch in der vorliegenden Homerübertragung bemerkbar, die außerdem durch die gereimten Trochäen einen modernen Anstrich gewinnt, der jedenfalls in ziemlich scharfem Gegensatze zu dem von dem Verfasser ursprünglich Gewollten steht.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Ackermann-Salisch, Der Silo'smus und der Antrag Kanitz, sowie der Schrecken der Brotverteuerung im Lichte der Zahlen. Berlin, Herm. Walther.

Baconiana. Vol. III. New Series. No. 12. November 1895. London, Robert Banks and Son.

Bella, Avv. Antonino de. Corso di Sociologia. Vol. I. Sociologia Generale. Nicotera (Calabria).

Biedermann, Dr. Karl, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Vierte, vermehrte (Volks-)Ausgabe. Lieferung 1. Breslau, Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.

Bismarcks Mahnworte an das deutsche Volk, zusammengestellt und erläutert von Dr. Hans Blum. Erlangen, Palm & Enke.

Björnson, Björnstjerne, Ueber unsere Kraft. Schauspiel in 2 Teilen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Bockenheimer, K. G., Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Mainz, Fl. Kupferberg.

Böhtlingk, Dr. A., Professor, Zum Rastatter Gesandtenmord. Ueber eine Aktenpublikation der Bad. Histor. Kommission oder ein Vademecum für den Archivrat Dr. K. Obser und wen es sonst angeht. Heidelberg, J. Hörning.

Brandes, Georg, William Shakespeare. 6. bis 8. Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Buchwald, Gustav u. Jna, Villa Möhl und mehr. 2. Aufl. Leipzig, R. Friese.

Busse, Carl, Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Cahrs, Paul, Josef Geiger. Roman. Paris, A. Langen.

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Liefg. 2 bis 9 (à 40 Pf.). Rathenow, Max Babenzien.

Dioskuren, die. Literarisches Jahrbuch des Ersten allgem. Beamten-Vereins der Oesterreich-ungar. Monarchie. 25. Jahrgang. Wien, C. Gerold's Sohn.

Dühr, August, Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. M. 4.—

Düntzer, Heinrich, Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden, Verlagsanstalt.

Ertl, Emil, Miss Grant und andere Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Fontana, F., Nabuco. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Deutsch von Bertha von Suttner. Mit Vorwort von L. Fulda. Dresden, E. Pierson.

Grünberg, Victor, Drei Novellen. Rosina. — Spätes Erkennen. — Nachbarskinder. Brünn, Karafiat.

Digitized by Google

Gnauck-Kühne, E., Die soziale Lage der Frau. Vortrag, gehalten auf dem VI. evang.-soz. Kongresse zu Erfurt am 6. Juni 1895. Berlin, O. Liebmann.

Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Von Dr. M. M. Rabenlechner. Band I: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild und Facsimile. Hamburg, Verlagsanstalt.

Hamsun, Knut, An des Reiches Pforten. Schauspiel in vier Aufzügen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Herzfeld. Paris, A. Langen.

Heidelberger Blätter, halbamtliche, zur Unterhaltung für jedermann. Heidelberg, Weißsche Buchhandlung.

Heinemann, Lothar von, Zur Entstehung der Stadtverfassung in Italien. Eine historische Untersuchung. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Heitz, E., Prof. Dr., Die Grundsätze der Einkommens-Bildung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Tübingen, H. Laupp jr.

Hellwald, Friedrich von, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Vierte Auflage. Neu bearbeitet. Lieferung 1. Leipzig, P. Friesenhahn.

Higginson, T. W., Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Eugenie Jacobi. Zweite Auflage. Leipzig, A. Schupp.

Ignotus, Die Kreuzzeitungspolitik und die Aera Hammerstein-Stöcker. Regieren und Intriguiren. Adolf Stöcker, der Unvorsichtige. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ingram, John Kells, Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden, Carl Reißner.

Klingelhöfer, Wilhelm, Eine Aufgabe für die europäische Presse. 2. Auflage. Schöneberg-Berlin, Eduard Rentzel.

Kloß, J. E., Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur. Mit einem Bilde M. Kretzers. Dresden, E. Pierson.

Koßmann, A., Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Kretzer, Max, Die gute Tochter. Roman. Dresden, E. Pierson.

Krolls Stereoskopische Bilder. 26 farbige Tafeln. 3., verbesserte Auflage von Dr. R. Perlia. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 3.—

Landmann, Karl, Zur Erinnerung an Gustav Freytag. Dresden, Druck von B. G. Teubner.

Lemmermayer, Fritz, Belladonna. Roman. Berlin, Freund & Jeckel.

Littrows Wunder des Himmels. Achte Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. E. Weiß. 12. bis 20. Liefg. Berlin, F. Dümmlers Verlag.

Lohmeyer, Julius, Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche. Mit Titelzeichnung und Vignetten von A. Rothaug. Leipzig, G. Wigand. M. 1.60 Pfg.

Mendelssohn Bartholdy, Albrecht, und Carl von Arnswaldt, Schmetterlinge. Gedichte. Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Décembre 1895. Janvier 1896. Paris, A. Quantin.

Musenalmanach, Göttinger. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen, Dietrich'sche Verlagshandlung.

Nordhausen, Richard, Sonnenwende. Eine epische Dichtung. Dritte Auflage. Leipzig, Carl Jacobsen.

Nörrenberg, Dr. Constantin, Die Volksbibliothek: ihre Aufgabe und ihre Reform. Kiel, Gnevkow & v. Gellhorn.

Pfungst, Arthur, Laskaris. Zweiter Teil: Der Alchymist. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Raphaels, J., Künstlerische Photographie. Düsseldorf 1895, E. Liesegangs Verlag.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Viertes Heft. Kempten, J. Kösel's Verlag. M. 1.—

Ruville, Albert von, William Pitt (Chatham) und Graf Bute. Ein Beitrag zur inneren Geschichte Englands unter Georg III. Berlin, J. Guttentag.

Schenk, Luise, Meerumschlungen. Drei Novellen. — Marina. Irrlichter. Ihr Genre. — Altona, Schlüter.

Schreiber, Wider die „Gleichheit" im Wahlrechte. Berlin, Hermann Walther. M. 1.20 Pfg.

Schultz, Alwin, Allgemeine Kunstgeschichte. 7. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Settegast, Prof. Dr. H., Woher — wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin, Emil Goldschmidt.

Siegfried, Walter, Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Zweite Aufl. München, C. Rupprecht.

Stellung, die geschichtliche, und Aufgabe des deutschen Altkatholizismus. Von *** Leipzig, Friedr. Jansa.

Stettenheim, Julius, Heitere Erinnerungen. Keine Biographie. Berlin, S. Fischer Verlag.

Stössel, Alfred, Freunde. Roman. Leipzig, R. Friese.

Teichert, Adolf, Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. München, Carl Rupprechts Verlag.

Turner, A., Die zerstreute Materie. Leipzig, Theodor Thomas.

Vrchlický, Jaroslaw, Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Friedrich Adler. Mit dem Bildnis des Dichters. (Universal-Bibliothek No. 3431,3432.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Widmann, J. V., Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Wien, Verlag der Literar. Gesellschaft.

Wolters, Wilh., Indian Summer. Eine Herzensgeschichte. Dresden, E. Pierson.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Den Lesern der „Deutschen Revue“ ist der Name des Grafen Fred Frankenberg nicht unbekannt; dieselben werden sich der seinerzeit von mir im Rahmen meines Werkes „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ gebrachten Auszüge aus seinen Tagebüchern erinnern. Bereits damals, als mir zuerst der Einblick in seine Aufzeichnungen gestattet wurde, habe ich dem Verfasser gesagt, welch bedeutsamen historischen Schatz er da verschlossen halte.

Es sind mir schon viele politische Tagebücher zur Lektüre anvertraut worden, aber von allen kann keines den Vergleich mit dem Frankenbergschen aushalten. Dies kommt daher, weil Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war, weil er dem deutschen Reichsschmied, Bismarck, ungemein nahe stand, und weil er, von Kopf bis zur Zehe ein Patriot, in seltenem Maße die Gabe besitzt, das Erlebte in der anziehendsten Form wiederzugeben.

Als im vergangenen Jahre die Erinnerung an die große Zeit überall wach wurde, entschloß sich Graf Frankenberg, einzelne der Episoden seines Kriegstagebuchs von 1870/71, Schlachtenbilder von Wörth und Sedan in der Schlesischen Zeitung zu publiziren. Diese Schilderungen machten denselben nachhaltigen Eindruck, wie meine Vorpublikation aus der Versailler Zeit, und weckten aufs neue den Wunsch, Graf Frankenberg möchte mit der vollständigen Herausgabe seiner Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71 nunmehr nicht länger zögern. Jetzt hat derselbe diesem Drängen nachgegeben und mich in den Stand gesetzt, dem Leserkreis der „Deutschen Revue“ einige besonders anziehende Kapitel aus dem im Monat Mai dieses Jahres erscheinenden Werke zu unterbreiten. Ich habe die Zeit zwischen den Kämpfen um Orleans und dem Einzug der Deutschen in Paris herausgegriffen, weil in diese Periode vielfache hochpolitische Verhandlungen Frankenbergs fallen, teils mit dem Fürsten Bismarck, teils mit dem Bischof Dupanloup von Orleans, der eine Zeit lang eifrig daran arbeitete, Frankreich ein weiteres unnützes Blutvergießen zu ersparen.

Zuvor aber noch einige Worte über den Verfasser des Kriegstagebuchs

Digitized by Google

und seine äußere Entwicklung bis zu dem Zeitpunkt, da wir ihm selbst das Wort erteilen.

Fred Graf von Frankenberg und Ludwigsdorf, Freiherr von Schellendorf, Herr der Herrschaft Tillowitz und des Rittergutes Ochotz, ist geboren am 5. Februar 1835, studirte 1853 und 1854 3 Semester Jurisprudenz auf den Universitäten Bonn und Breslau und ging dann zu landwirtschaftlichen Studien nach Tharandt und übernahm, 27 Jahre alt, den bedeutenden Grundbesitz seines verstorbenen Vaters. Die Jahre 1855 bis 1866 wurden zu Reisen nach der Schweiz, Italien Frankreich, Oesterreich nebst dem Orient und England benützt.

Als der Krieg von 1866 ausbrach meldete sich Frankenberg freiwillig zum Dienst und machte den Feldzug als Ordonnanzoffizier beim VI. Armeecorps (schlesischen) mit. In der Schlacht von Königgrätz und während der ganzen Campagne war derselbe fast beständig mit wichtigen Befehlen unterwegs.

1867 traf Frankenberg in die parlamentarische Arena, da sein heimatlicher Kreis Falkenberg-Grottkau ihn nach energischem Wahlkampfe gegen einen fortschrittlichen Rechtsanwalt Sommer, der lange Abgeordneter des Kreises Grottkau gewesen war, mit glänzender Majorität in den konstituirenden Norddeutschen Reichstag wählte.

Die Verfassungskämpfe und der glänzende Sieg des großen Staatenlenkers Bismarck und der national gesinnten Parteien interessirten Frankenberg auf das lebhafteste. Der Umgang mit vielen bedeutenden, ausgezeichneten Männern, welche damals der Volksvertretung angehörten, war von großem Einflusse auf ihn; er schloß sich der freikonservativen Partei an, welcher alle seine engeren schlesischen Landsleute angehörten, mit denen er schon eng verbunden war oder wurde, so zum Beispiel der Fürst Hugo zu Hohenlohe (sein zukünftiger Schwiegervater, wie er damals nicht entfernt ahnte), der Herzog von Ratibor, Graf Bethusy-Huc, Graf Johannes Renard, Fürst von Pleß, Dr. Künzer, Graf Hans Oppersdorff, Fürst Lichnowski, Dr. Friedenthal (der nachmalige Minister für Landwirtschaft). Nachdem Frankenberg sein Votum für die Verfassung abgegeben, welche zwei Drittel von Deutschland einte, stellte er sich seinen Wählern wieder vor und wurde nun spielend in den ersten ordentlichen Reichstag im August gewählt. Er ließ sich bereden, auch ins Abgeordnetenhaus einzutreten, und wurde von Falkenberg-Neustadt für 1867--1869 gewählt. Damit war er für acht Monate des Jahres an Berlin gefesselt, da er seine Aufgabe ernst nahm.

1867 von Anfang November bis 1868 im Juni war Frankenberg wieder Volksvertreter, ebenso war 1869 den parlamentarischen Arbeiten ausschließlich gewidmet. 1870 blieb er bis in den Mai in dem Norddeutschen Reichstag und im Zollparlament. Im Juni machte derselbe eine kurze Tour mit Freunden über die böhmischen Schlachtfelder von 1866, nicht ahnend, daß er in wenig Wochen so viel schrecklichere Blutgefilde betreten würde. In Tillowitz, seinen eigenen Geschäften hingegeben, traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von den Zumutungen Benedettis gegenüber dem König Wilhelm in Ems. Frankenberg eilte sofort nach Berlin und erfuhr dort als erste Nachricht

Digitized by Google

Frankreichs Kriegserklärung vom 15. Juli, zugleich aber auch, daß der König von Bayern die Mobilmachung seiner beiden Armeecorps befohlen habe. Am 19. Juli eröffnete der König selbst den Reichstag mit einer herrlichen, tief ergreifenden Thronrede. In der ersten Sitzung erfolgte die Meldung, daß ganz Deutschland den hingeworfenen Handschuh des Franzosenkaisers aufnehme. Mit feurigem Enthusiasmus rief Frankenberg sein „Ja" zu der Kreditforderung an den Reichstag für den Verteidigungskrieg. Frankenberg stellte an den Kriegsminister Roon die Frage: „Wo bin ich jetzt nötiger, im Reichstage oder beim Regimente?" — „Vor der Front!" lautete die Antwort. Mit dem nächsten Zuge dampfte Frankenberg ab zum 3. Reserve-Ulanenregiment, welches bei Ratibor ausgerüstet und zusammengestellt wurde. Unglücklich in diesem fernen Winkel von Oberschlesien einem Regiment zugeteilt zu sein, von dem er wohl wußte, daß es gar nicht oder erst nach Monaten an den Feind kommen werde, verstand er es durchzusetzen, daß er schon bald den Befehl erhielt, sofort sich im Hauptquartier der III. Armee, welche Seine Königliche Hoheit der Kronprinz führte als Armeedelegirter der freiwilligen Krankenpflege zu melden. Es gelang ihm die äußerst schwierige Aufgabe, binnen drei Tagen von Ratibor über Berlin und Mannheim das Hauptquartier in Speyer am 2. August zu erreichen, obwohl er in Berlin weder im Kriegsministerium noch im königlichen Palais auch nur annähernd erfahren konnte, wo dasselbe sich befinde. Der Kronprinz empfing Frankenberg mit der gütigen Frage: „Nun, Fred, sind sie nun zufrieden?" und als er antwortete: „Glückselig, Königliche Hoheit!" schüttelte er ihm kräftig die Hand.

Zwei Tage darauf ritt Frankenberg im Gefolge des Kronprinzen nach Frankreich hinein zum Gefechte von Weißenburg, und abends brachte er viele Verwundete von dem Schloßberge, wo zahllose Opfer lagen, nach den Verbandplätzen.

Am 6. August wurde Frankenberg aus den Lazareten von Sulz durch den Kanonendonner nach Wörth gerufen. Der Kronprinz sandte ihn als Ordonnanzoffizier zu v. d. Tann, der die Bayern heranführte, aber unschlüssig stehen blieb, mit dem zum drittenmale sehr streng und energisch wiederholten Befehle, den linken Flügel Mac Mahons bei Froschweiler anzugreifen. Frankenberg, der die Stellung der Franzosen genau eingesehen hatte, war in der Lage, dem General, der, im Thalgrunde stehend, dieselbe nicht erkennen konnte, die wünschenswerten Aufschlüsse zu geben, und so zur Umfassung des linken französischen Flügels das Seinige beizutragen. Der Abend und die beiden folgenden Tage waren der Pflege der Verwundeten gewidmet.

Die Schlacht von Beaumont und das Gefecht von Stonne machte Frankenberg teilweise mit und kam am 31. August nach Malmy ins Quartier. Am Abend passirte das große Hauptquartier das Dorf. Der König ließ seinen Wagen halten, als er Fürst Putbus, Graf Solms und Frankenberg am Wege stehen sah, und gab ihnen „Selbst" Nachricht über die Erfolge vom 30. und 31. August: „Es ging gut! Wir nahmen 40 Geschütze, 12 Mitrailleusen, 80 Munitionskarren und viele Gefangene. Wir wollen sehen, was für morgen übrig bleibt!"

Digitized by Google

Der Schlacht von Sedan wohnte Frankenberg als Augenzeuge bei. Am 19. September machte er das erste Gefecht vor Paris bei Croix de Bicêtre mit und sah Zuaven und Linientruppen in eiliger Flucht davonlaufen. Er ritt mit dem V. Corps in die Thore von Versailles ein und sorgte, daß die Verwundeten dahin gebracht wurden.

Alle bedeutenden Gefechte und Schlachten auf der Südseite vom Mont Valérin bis nach Vincennes machte Frankenberg mit.

Hier ist der Punkt, wo wir das Tagebuch des Grafen Frankenberg aufnehmen und ihm selbst das Wort geben wollen.

Orleans, 14. Oktober 1870.

Gestern und vorgestern kamen frohe Siegesnachrichten von dem Corps v. d. Tann im Hauptquartier an. Das I. bayrische Corps, vereinigt mit einer Division des XI. Corps (General Wittich) und den Kavallerie-Divisionen Prinz Albrecht und Graf Stolberg, schlug am 10. eine Division der Loirearmee bei Artenay und am 11. den Rest der ganzen Armee vor Orleans nach hartem Kampfe und nahm Orleans am Abend mit stürmender Hand. Die Nachricht brachten Major v. Hahnke und v. Bissing am 12. abends ins Hauptquartier, nachdem sie die Strecke von 15 oder 17 Meilen in 11 Stunden durchritten hatten. Am Morgen darauf beauftragte mich Fürst Pleß, nach Orleans zu fahren und dort nach der Verfassung der Lazarete und deren Bedürfnissen zu sehen. Ich nahm den Johanniter Baron Bethmann auf Hohen-Finow, der gerade gestern angekommen war, mit mir und fuhr, mit Nachtquartier in Etampes, in 22 Stunden (Fahrzeit 10½ Stunden) hierher.

In Etampes fand ich in dem elenden Wirtshause, wo ich nächtigte, zwei französische Offiziere, welche vorgaben, bei Orleans gefangen und auf Ehrenwort entlassen zu sein — eine Erzählung, welche sich, als ich General v. d. Tann in Orleans meine Begegnung erzählte, als Schwindel herausstellte. Ueber eine endlose, einförmige Hochebene, die Beauce, welche mich an die reizlosesten Gegenden um Leipzig und Jüterbogk erinnerte, zog sich sieben Meilen lang die breite gepflasterte Straße hin. Bei Artenay fanden sich noch starke Spuren des heftigen Gefechts, welches am 10. mit einer Division, welche die Avantgarde der Franzosen bildete, stattfand. Chassepotgewehre, Gepäck, Zeltstangen, die in Masse umherlagen, bezeichneten den Rückzug des Feindes. Eine Meile vor Orleans veränderte sich plötzlich die Gegend. Ein dichter Laubwald lag zu beiden Seiten der Straße, dann begannen Weingärten und eine doppelte Häuserreihe, wohl eine halbe Meile lang bis zum eisernen Gitterthore der eigentlichen Stadt. In dieser Vorstadt war hart gekämpft worden. An den Häusern zeigten sich zahllose Spuren von Gewehrkugeln; Granaten hatten die Dächer verwüstet und viele Gebäude waren niedergebrannt. Als die eigentliche Stadt schon genommen war, wurde immer noch in dieser Vorstadt gekämpft und natürlich ein großer Teil der Franzosen in den Häusern gefangen genommen; einem Teil aber gelang es auch, im Dunkel der Nacht, denn das Gefecht dauerte bis 7 Uhr abends, durch die Gärten zu

Digitized by Google

entkommen. Den Bahnhof eroberten die Bayern nach schweren Kämpfen. Zweimal wurden sie wieder herausgedrängt und erst nach dem dritten Sturm behaupteten sie sich darin. In der Stadt selbst verbreiteten unsere Granaten, die eine Weile lang bis mitten in dieselbe hineinflogen, einen heilsamen Schrecken, und als unter dem Wutgeschrei und dem Hohne der Einwohner die stolze Loirearmee durch die Straßen gelaufen und jenseits der Loire sich in Sicherheit gebracht hatte, endete sofort jeder Widerstand. Die Bürger hinderten selbst den Versuch des Barrikadenbaues der Arbeiter und lieferten pünktlich alle ihre Waffen ab. Eine bedeutende Menge alter Gewehre und 10000 blanke neue Chassepots wurden erbeutet.

Das Hauptlazaret, hieß es, sei auf dem Bahnhofe. Nachdem ich herzlich wenig über Anzahl der Verwundeten und ihre Verpflegung auf dem Generalkommando v. d. Tanns erfahren konnte, begab ich mich auf den Bahnhof. Ein trauriger Anblick erwartete mich. In der großen gewölbten Halle lagen an 400 verwundete bayrische und 60 preußische Soldaten. Heut, am dritten Tag nach der Schlacht, bestand ihre Lagerstätte durchweg nur aus ein wenig Stroh, oder einer Wolldecke auf dem bloßen Asphalt, nur einige genossen einer Matratze als Schmerzensstätte, in guten Betten lagen noch gar keine. Die einen hatte man quer, die anderen der Länge nach niedergelegt; blutige Fetzen hingen, schmutzige Lappen lagen überall umher, dazwischen Speisenreste und Unrat, ja sogar Ueberbleibsel von Schlachtvieh, Kuhfüße und Schaffelle fand ich neben den Verwundeten liegen. Kein Arzt war zu finden; sie seien zu Tisch gegangen, meinten ein paar bayrische Heildiener, welche herumlungerten. Thätig und aufmerksam fand ich nur mehrere Mitglieder der Hamburger Freiwilligenkolonne, welche, 28 an der Zahl, das Tannsche Corps begleiteten. Unser Delegirter, Graf Deroy fand sich bald ein, rühmte die wirksame Hilfe dieser jungen Leute und klagte darüber, daß er selber bei den bayrischen Aerzten jeder Autorität und Berücksichtigung entbehre und zur Verbesserung des traurigen Zustands der Lazarete gar nichts thun könne. Ich begegnete Professor Nußbaum, dem Oberarzt der Bayern. Auf meine Bemerkung, daß es in den Lazareten sehr schlimm aussehe, daß sehr viel zu fehlen scheine und die freiwillige Krankenpflege durch mich ihm alle Hilfe leisten wolle, wenn er nur seine Wünsche angäbe, antwortete er: „Ich bin unendlich dankbar! Es fängt an sehr der Kaffee zu fehlen, könnten mir die Herren nur davon verschaffen!“ Spott oder Ironie lagen ihm gänzlich fern und ich mußte seine Antwort für bare Münze nehmen. Ich gab mir weiter keine Mühe mit ihm und machte mich mit Herrn v. Bethmann energisch daran, das Lazaret in einen erträglichen Zustand zu bringen. Wir hatten von Pontius zu Pilatus zu laufen, ehe wir in der großen Stadt Orleans 300 Betten auftrieben. Mit Hilfe des Marquis de Toanne (des anständigsten Franzosen, der mir bisher hier zu Lande begegnet ist) und eines geschickten alten Tischlers gelang es bis zum nächsten Mittag, die Betten aufzustellen und die Verwundeten in einem leeren, weiten Schuppen unterzubringen, wo sie bequem, ordentlich und reinlich lagen.

Die preußischen Verwundeten der 22. Division, 300 an der Zahl, waren

Digitized by Google

zum Teil bereits evacuirt, zum Teil in leidlichen Lazareten in der Stadt untergebracht. Unsere Aerzte hatten sich von den Bayern ganz losgemacht und auch ihre Verwundeten in gesonderte Pflege genommen. Es fehlte aber noch an Raum, und um den zu finden, glaubte ich mich an niemand besser wenden zu können als an Monseigneur Dupanloup, den berühmten Bischof von Orleans. Ich fand ihn bereit, mich jederzeit zu empfangen, und wurde vom Marquis de Toanne nach dem bischöflichen Palais begleitet.

Entre cour et jardin lag der altvornehme Palast mit schöner Treppe und einer weiten Galerie in Holztäfelung. Im Nebengemache, welches einige alte Oelgemälde von geringem Werte enthielt, wartete ich eine Minute, dann trat der streitbare Kirchenfürst, der größte Geist des Konziliums, der Träger des guten Prinzips, in das Zimmer. Er kam rasch und freundlich auf mich los, nötigte mich auf ein Sofa und nahm mir gegenüber auf einem einfachen Stuhle Platz. Aus dem feinen, glatten Gesichte, aus den lebhaften, großen Augen, die beinahe im Jugendglanze strahlten, sprach so viel Güte und Herzlichkeit, in seiner wohlklingenden Stimme und in seiner Art zu reden lag so viel Gewinnendes, daß es nicht meiner schon mit hereingebrachten Zuneigung für den großen Mann bedurft hätte, um sehr bald ganz von ihm gewonnen zu sein. Auf meine Darstellung der traurigen Lage unserer Verwundeten und der Schwierigkeit, bei der Verwirrung, in welcher das überraschte und erschreckte Orleans sich befände, Hilfe für sie zu finden, antwortete er mit Wärme, daß er sich ihrer mit allen Kräften annehmen wolle. Gestern habe er selbst den Bahnof besucht, und da er dort das Elend gesehen habe, seine Hauskapelle für 40 Betten, in seinem Palais noch 20 und bei einem Freunde noch 10 gute Betten herrichten lassen. Ich sagte ihm, dies genüge uns und ich bäte nur noch um barmherzige Schwestern zur Pflege. Er versprach sofort, deren sechs zu senden, mehr könne er im Augenblick aus den Spitälern nicht entbehren, in denen sie mit Franzosen beschäftigt wären. Wenn die Franzosen entlassen und weggebracht werden dürften, könnte unseren Verwundeten und der überfüllten Stadt ein wesentlicher Vorteil geschaffen werden. Ich versprach meine Verwendung hierfür bei General v. d. Tann. Als darauf der Bischof nach meiner persönlichen Stellung sich erkundigte und ich ihm unsere Organisation der freiwilligen Krankenpflege auseinandersetzte, deren Führer Johanniter und Malteser seien, als ich hinzufügte, daß ich aus der Breslauer Diözese und wohlbekannt mit Fürstbischof Heinrich sei, wurde der alte Herr immer freundlicher und machte mehrere Andeutungen, daß er die extremen Tendenzen und die blinde Hartnäckigkeit der gegenwärtigen Regierung durchaus nicht teile. Ich machte ihm kein Hehl daraus, daß unserseits der Friede mit Freuden begrüßt werden würde und daß wir lebhaft den Terrorismus beklagten, der die vernünftigen Leute in Frankreich niederhalte und schreckliche Leiden über das niedergeworfene Land bringe. Mir schien, als ob der Bischof noch etwas auf dem Herzen hätte, er kam damit jedoch nicht heraus und ich verabschiedete mich. Da fragte er mich nach meiner Wohnung und bat mich, einen Brief an den König mitnehmen zu wollen, worin er Erleichterung der schweren Kriegs-

Digitized by Google

kontribution nachsuchen möchte, die Orleans auferlegt sei. Dann geleitete er mich durch die lange Galerie bis an die Treppe und nahm den freundlichsten Abschied von mir. Ich ging mit dem besten Eindrucke davon und teilte den erfreuten Aerzten im Lazaret mit, daß sie ihre Patienten in die vom Bischof angebotenen Räume übertragen könnten. Als Kuriosum erwähne ich noch, daß am Nachmittag der vorstehende Arzt des einen Lazarets, Dr. Senf, sich ganz allein das Verdienst beilegte, die Hergabe der Kapelle und Zimmer im bischöflichen Palais durchgesetzt zu haben.

Ich machte nachmittags mit Rittmeister v. d. Lancken einen Spazierritt auf das südliche Loireufer. Zwei herrliche Steinbrücken führen über den Fluß, welchen Schiller „den prächtig strömenden" zu nennen beliebt. Heute stellte sich das Flußbett, welches 1000 Fuß breit ist, als eine gelbe Sandwüste dar, an deren nördlichem Rande künstlich eingedämmt ein seichter, schmaler Wasserlauf sich hindehnt. Kolonnenwege waren darin an mehreren Stellen abgesteckt; weder für Kavallerie noch für Artillerie bot „dieser Strom" ein Hindernis. Die unsinnige Entwaldung Frankreichs, welche namentlich in der Zeit der ersten Republik furchtbar um sich griff (da sie ein Ausfluß der Freiheit und der allgemeinen Menschenrechte war), rächt sich hier schwer. Jenseits ritten wir lange Strecken zwischen Gärten, Baumschulen mit den herrlichsten Gewächsen, zwischen Villen und Schlössern fort. Wir kamen über den kleinen Loiret, dessen Holzbrücke die Franzosen noch rasch abgebrannt hatten. Daß sie hier nicht eine neue Defensivstellung zu nehmen wagten, beweist, daß sie total geschlagen sind, denn das Terrain ist geschaffen zur hartnäckigsten Verteidigung. Wir ritten über die Eisenbahnbrücke nach Orleans zurück. Bayrische Pioniere hatten soeben die Oeffnung wieder zugeschüttet, welche die Franzosen hineingegraben hatten. Zum Sprengen der Bogen mag ihnen wohl Zeit und Pulver gefehlt haben.

Als ich im Dämmerlichte vor der Thür meines Hauses vom Pferde stieg, gewahrte ich Msgr. Dupanloup, welcher soeben hineinschritt. Der Bischof dachte mir die Ehre seines Besuches zu. Als ich in meinem bescheidenen Zimmer mit ihm allein saß, bat er mich, bei Seiner Majestät Schonung der Stadt Orleans zu erbitten, welche außer stande sei, die auferlegten Kriegskontributionen weiter zu leisten. Heut nachmittag sei die geforderte Million Franken erlegt worden; die Lieferungen an Decken, Wollhemden, Militärtuch, Eisen und so weiter, im Werte von $^3/_4$ Millionen solle auch geleistet werden, nur sei die weitere Verpflegung der Armee nicht mehr zu erschwingen, und um deren Erlaß verwende er sich in dringender Weise, denn er wisse, daß Orleans durch 20000 Mobilgarden, welche die Stadt zuerst ausrüsten und dann fast 4 Wochen lang vollständig verpflegen mußte, aller Lebensmittel beraubt worden sei. Der hochwürdige Herr erging sich nicht in Klagen und Schilderungen des Elends, wie sie sonst von Petenten in dergleichen Angelegenheiten geliebt werden. Er sagte einfach, das können wir leisten und jenes nicht — damit verließ er das Thema, ging auf ein anderes über und ohne Umschweife gerade auf das Ziel los. Ich versuche, den Inhalt seiner gewichtigen Aeußerungen so treu wie möglich wiederzugeben.

Digitized by Google

„Frankreich muß Frieden haben" — begann Dupanloup — „und zwar bald, denn alles bei uns ist in Frage gestellt und alles geht in Trümmer, wenn der Krieg, in welchem wir, wie ich erkenne, besiegt sind, noch länger dauert.

„Man hat sich von seiten der Notablen dieser Stadt und anderwärts mit der Aufforderung an mich gewendet, eine Friedensliga zu bilden und an deren Spitze zu treten. Ich kann es heute nicht mehr, denn Orleans hat nicht mehr die Ehre der Freiheit und der Unabhängigkeit, und nur von einem Punkte und einem Manne, der sicher und frei ist, darf die Bewegung ausgehen. Der einzige Mann in Frankreich, der heute den Frieden machen kann, ist mein langjähriger Freund Thiers. Seine Voraussicht unsres Unterliegens, sein mutiger Widerstand in der Legislatur gegen den Krieg haben sein Ansehen mächtig gehoben und ihm die volle Unabhängigkeit im Handeln gewahrt. Der Ort, von welchem die Friedensbewegung ausgehen muß, ist Bordeaux — eine Stadt von 200000 Einwohnern, die fern und sicher gelegen ist. Ich will mit Thiers, den ich in Tours vermute, mich ganz geheim in Verbindung setzen und brauche daher ein sauf-conduit für einen Vertrauten, den ich mit nur mündlichem Auftrage an ihn absende. Eine Sicherheit müssen wir aber vor allen Dingen haben, daß Preußen nicht beabsichtigt, uns Napoleon wieder aufzudrängen."

Hier bemerkte ich: Soviel ich nach offiziellen Kundgebungen und meiner Kenntnis der Ideen an der maßgebenden Stelle die Situation beurteile, wird Frankreich ganz frei und unabhängig seine inneren Angelegenheiten regeln können. Wir brauchen Friedensgarantien, in das Weitere mischen wir uns nicht ein.

Monseigneur schien von dieser Erklärung sehr befriedigt und fuhr fort: „Ich habe die Depesche des Grafen Bismarck über seine Zusammenkunft mit Jules Favre in Ferrières gelesen. Die Forderungen, welche er darin an Frankreich stellt, sind nicht übertrieben, und ich erkenne sie als durch die Erfolge und die Situation berechtigt an. Gebietsabtretungen müssen wir uns gefallen lassen, und da neben Straßburg und Metz nur ein gewisses Territorium, nicht aber die ganzen Provinzen Elsaß und Lothringen gefordert werden, ist die Bedingung acceptabel. Ist der Friede gemacht, so kann Frankreich nur durch Rückkehr zur legitimen Dynastie gerettet werden. Preußen hat Jena überstanden, weil es die Hohenzollern als Hort hatte; Oesterreich überdauerte Austerlitz und Königgrätz, weil es durch die Habsburger zusammenhielt. Ein Unheil für uns ist noch der Zwiespalt in der legitimen Familie, und hier wünschte ich den Einfluß des Königs Wilhelm, um eine Vereinigung der Getrennten zu stande zu bringen. Die Sache müßte mit dem tiefsten Geheimnis umgeben werden, aber ich weiß, sie kann gelingen."

Ich fragte, in welcher Art Monseigneur sich die Erledigung der Thronfolge wohl denke?

„Der Graf von Chambord" — antwortete er — „muß König werden, und da er kinderlos ist, den Grafen von Paris als Erben adoptiren. Ich

Digitized by Google

spreche" — fuhr der Bischof fort — „hier nicht allein meine Meinung aus, sondern glauben Sie, daß mir zur Seite der ganze Episkopat Frankreichs steht! Ich bitte Sie, in Versailles Sr. Majestät dem Könige und dem Grafen Bismarck Kenntnis von meinen Worten zu geben. Das Geheimnis aber muß gewahrt bleiben, wenn meine Bemühungen und die meines Freundes Erfolg haben sollen!"

Der Bischof hatte mit solcher Wärme und solcher Bestimmtheit seine Ideen entwickelt, daß ich tief ergriffen war. Die Hoffnung trat mir vor die Seele, daß der Friede, der ersehnte Friede uns näher sei, als wir glaubten, daß leidenschaftslos denkende Männer in Frankreich die Lage des Landes richtig beurteilten und mit ihnen auf der Basis, die Deutschland fordert, paktirt werden könne, während den Machthabern des Moments der Boden unter den Füßen schwinde. Ich verhehlte dem großen Kirchenfürsten meine Gedanken nicht und er schied von mir in herzlichster Weise, indem er sprach: „Bestellen Sie alles, was ich Ihnen anvertraute, und Gott segne Ihre Worte!"

Es war dunkel geworden, als der Bischof in einfachem Abbémantel mit schwarzem, breitkrämpigem Hut das Haus verließ. Unten stand ein Trupp Franzosen, die ihn wohl gesehen hatten, als er hineinging, und sich nun wunderten, was er wohl so lange bei dem maudit Prussien gemacht habe.

Am andern Morgen um 6 Uhr verließ ich Orleans im dichtesten Nebel. In Etampes fütterte ich zwei Stunden. Ohne die Peitsche in die Hand zu nehmen, fuhr ich so die 16 Meilen glatt durch, und beide Pferde gingen bis zuletzt fest in die Hand und langen Trab. Um 6½ Uhr trat ich zu Excellenz von Blumenthal ins Zimmer und gab die Depeschen von General v. d. Tann ab. Gleich darauf empfing mich der Kronprinz und hörte mit lebhaftem Interesse meine Meldungen und Mitteilungen aus Orleans an. Er befahl mir, um 9 Uhr beim König zum Thee zu erscheinen. Seine Majestät rief mich, sobald ich kam, heran, trat abseits an den Kamin und vernahm mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Bericht. „Das ist sehr wichtig, was Sie mir da überbringen. Das ist viel, daß unsere Bedingungen von Dupanloup annehmbar erklärt werden. Gehen Sie morgen sofort zu Bismarck und erzählen Sie ihm alles. Thiers hat sich übrigens selber schon angemeldet, von Florenz aus, und kann jeden Tag kommen."

Ich brachte nun noch die Bitte um Erlaß der Kontributionen von Orleans vor. Der König rief den Kronprinzen heran und sagte ihm: „Gib morgen Befehl, daß die Verpflegungssache geregelt werde!"

Am folgenden Morgen ging ich zu Bismarck. Er lag an einem Fußübel zu Bett, ließ mich aber sofort vor. Ich stellte meinen Stuhl zu seinen Füßen so hin, daß ich ihm voll ins Gesicht sehen konnte, und begann meinen Bericht. Als ich die Vorbedingung erwähnte, die der Bischof stellte, daß nämlich Napoleon von uns nicht zurückgeführt werden solle, sagte er lächelnd: „Das können wir ruhig acceptiren!" — „Dann freue ich mich, Excellenz," fuhr ich fort, „wohl das Richtige getroffen zu haben, wenn ich dem Bischof sagte, Frankreich werde ohne unsere Einmischung seine Angelegenheiten regeln können, sobald Friede sei." Der

Digitized by Google

Graf nickte verschmitzt und zog sich die Decke höher herauf. Als ich ihm sagte, Dupanloup habe die Forderungen seiner Zirkulardepesche für annehmbar und angemessen erklärt, stieß er die Decke wieder zurück, hob sich auf den Ellenbogen und sagte: „Das ist mir lieb zu erfahren, das ist mir sehr wichtig!“ Als ich von Thiers sprach, unterbrach er mich: „Ich kann ihn jeden Tag hier eintreffen sehen. Er hat schon selbst angefragt von Florenz aus, ob er ins Hauptquartier kommen dürfe. Seine Mission an allen Höfen hat vollständig Fiasko gemacht, und es soll mir angenehm sein, ihn jetzt zu sehen. Ich mache Frieden mit dem, der uns die günstigsten Bedingungen und Garantien bietet. Sie müssen nun Dupanloup antworten, daß seine Intermediation günstig aufgenommen sei, daß sein Freund hier erwartet werde, und in Betreff Napoleons drücken Sie sich vorsichtig aus, sagen Sie: die Ansicht, welche Sie neulich Monseigneur gegenüber ausgesprochen hätten, scheine dem Willen an maßgebender Stelle zu entsprechen. Fügen Sie dann noch eins bei: Wir unterhandeln mit Metz. Bazaine und seine Armee sind immer noch gut kaiserlich, und der Marschall will nur auf Befehl Napoleons sich übergeben. Der Bischof soll nicht ignoriren, welche verschiedenen Strömungen in Frankreich herrschen und wie nötig darum der Friede mit dem äußeren Feinde ist.“ Ich sprach die Hoffnung aus, Metz bald kapituliren zu sehen. „In acht Tagen, meine ich, können wir darauf rechnen,“ entgegnete der Kanzler, „die Unterhandlungen gehen langsam. Jetzt verlangt Bazaine noch, mit Armee und Waffen nach Belgien übertreten zu dürfen, um sich dort kriegsgefangen zu geben. Diesem Spiel aber trauen wir nicht, wir bestehen auf den Bedingungen von Sedan. General Bourbaki ist leider nach Metz nicht mehr hineingelassen worden, nachdem er bei der Kaiserin war, die übrigens jetzt Republik spielt! Dem sauf conduit des Königs zum Trotz hielt ihn Prinz Friedrich Karl während drei Tagen in Luxemburg hin und bombardirte uns inzwischen mit Depeschen, um die Gefahr der Rückkehr dieses Generals in die Festung zu erweisen. Die Insubordination in diesem Kriege (er münzte dies auf Steinmetz) hat uns immer Unglück gebracht. Wäre Bourbaki zu den Garden zurückgekommen, so war er unschädlich und hätte noch mehr Konfusion in den Generalsrat hineingebracht. Jetzt ist er wütend nach dem Süden gegangen und in Tours, wo man so dringend eines Mannes bedarf, um uns viel Schaden zu thun, kann man ihn brauchen.“

Bismarck plauderte noch eine Weile weiter und ließ mich Einblicke thun in die heillose Verwirrung, welche jetzt Frankreich zerrüttet. Ich fühlte überall durch, wie er mit schlauer Berechnung dieselbe schürte und auszubeuten beabsichtigte. Wahrhaftig, sein fortgesetzter diplomatischer Feldzug geht Hand in Hand mit den militärischen Operationen und ist für Frankreich nicht minder vernichtend als diese.

Ich zog mich zurück, dem Minister gute Besserung wünschend. „Es ist gar nichts,“ sagte er; „eigentlich wollte ich heut auf die Jagd fahren, aber das Stehen auf einem Fleck macht mir Schmerzen. Morgen wird's wieder gut sein.“

In der That, am anderen Nachmittag, als zur Feier des Geburtstags des

Digitized by Google

Kronprinzen die Wasser im Park sprangen, ritt Bismarck ganz vergnügt mit im Gefolge des Königs. Er kam auf mich los und fragte: „Haben Sie schon an den Bischof geschrieben?"

„Ja wohl, Excellenz," antwortete ich, „der Brief liegt schon bei den Depeschen, die an General v. d. Tann abgehen."

Die Fassung desselben war folgende:

Versailles, 17 Octobre.

Monseigneur!

Retourné hier soir à Versailles, S. M. le Roi a daigné me permettre de lui faire mon rapport sur l'entretien que vous avez bien voulu avoir avec ma minime personne. S. M. m'a écouté avec vif intérêt et satisfaction visible, durant que je tâchais de repéter aussi exactement que possible les paroles de Monsgr. Le Roi m'ayant ordonné de communiquer au Comte Bismarck tout ce dont vous m'avez chargé, j'ai eu lendemain matin un entretien avec Son Exc. Le Comte m'exprima la joie, que lui causait l'initiative pacifique de Monsgr. et me chargea de vous faire part que Mr Thiers lui avait fait connaitre son désir d'être reçu au quartier général après son retour de Florence. L'arrivée de votre éminent ami est donc attendue d'un jour à l'autre. Je puis, Msgnr. vous certifier que j'ai exactement traduit les intentions de notre gouvernement lorsque je tâchais de distraire les craintes d'une certaine restauration . . . Ça vous intéressera pourtant d'apprendre que le Maréchal Bazaine et son armée, entrés récemment en négociations avec nous, ont déclaré ne vouloir rendre Metz que sur ordre de l'empereur! — —

J'espère vivement que l'initiative et l'éffort que Msgnr. a tenté dans l'intérêt de la paix si désirable à la France comme à l'Allemagne aboutiront à une fin heureuse. Si vous voulez bien vous servir encore de moi comme intermédiaire, si vous voulez faire parvenir ici une lettre à Mr. Thiers, je me mets tout à votre service.

Sa Majesté a daigné écouter et agréer avec sa bonté ordinaire les explications et le message dont Msgnr. m'a chargé quant aux contributions de guerre imposées à la ville d'Orléans. J'espère que l'arrivée de cette lettre sera accompagnée de l'ordre qui dispensera la ville de l'entretien de l'armée allemande, et que Msgnr. aura donc ajouté un nouveau bienfait aux innombrables services, dont la ville d'Orléans vous sait tant de gré.

Je vous remercie de l'envoi de la „lettre à un homme politique",[1]) qui contient de si vraies et belles idées et des réflections si justes sur la situation actuelle. Permettez-moi, Msgnr. d'exprimer finalement l'espoir que le pas par lequel vous avez franchi mon humble porte, soit le premier vers une paix durable entre la France et l'Allemagne. Je regarderais alors ma course

[1]) Der Erzbischof hatte dem Grafen Fred Frankenberg noch in Orleans eine von ihm geschriebene Broschüre unter obigem Titel übersandt, welche seine Ideen über die Lage Frankreichs und sein Friedensbedürfnis klarstellte.

Digitized by Google

à Orléans, entreprise dans l'interêt des blessés, comme un événement des plus heureux de ma vie. En ,vous priant de ne pas vouloir oublier dans votre prière, le petit neveu du Cardinal Frankenberg, archevêque de Malines, j'ai l'honneur d'être etc.

Ich habe absichtlich an den hohen Herrn warm und sehr friedliebend geschrieben, um ihn zu bestärken in seinem Unternehmen und ihm zu zeigen, daß er günstigen Boden bei uns dafür finden wird.

*

Versailles, 18. Oktober 1870.

Am heutigen Tage vermag kein Deutscher zurückzublicken auf das Ereignis der Leipziger Völkerschlacht, ohne von Stolz und Befriedigung seine Brust erfüllt zu fühlen. Die Keime der Einheit und Größe, welche damals gelegt wurden, als unsere ruhmvollen Väter die Macht des Kaisertums von Frankreich brachen, sie vertrockneten im versengenden Hauche der Kabinetspolitik, die neuen Sonderbestrebungen und dynastischen Interessen huldigte; heut sind sie an der Ruhmessonne des glorreichen nationalen Krieges wieder erwacht und mit aller Macht und Kraft werden sie gefördert von einer Staatskunst, die als höchstes Ziel die nationale Einheit des ganzen deutschen Volkes sich gesetzt hat. Der ruhmreiche und glückliche Erbe der schönsten Früchte dieses nationalen Aufschwunges und dieser gewaltigen Politik, der hoffnungsvolle künftige Kaiser der Deutschen, jetzt einer der Führer des deutschen Bundesheeres, feierte heute seinen 40. Geburtstag. Ich ging mit Freude zu dem sonst meistens lästigen Akte einer Gratulation nach der Villa aux ombrages hinaus, welche der Kronprinz bewohnt. Im schönsten Herbstsonnenschein stand eine glänzende Menge von Offizieren vor der Veranda versammelt. Sie trugen heute alle ihre Orden, welche sonst im Felde verschwunden sind, um dem eisernen Kreuze allein zu weichen. Der Kronprinz trat mit zufriedenen Blicken in den stattlichen Kreis und sprach: „Ich danke Ihnen allen, meine Herren, die Sie sich meines Geburtstages erinnert haben. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich in keiner Gesellschaft, die mir werter und lieber wäre, diesen Tag feiern könnte, an dem ich das 40. Jahr erreiche. In dieser großen, ruhmreichen Zeit und an diesem merkwürdigen Orte, in welchem ich mein Wiegenfest heut feiere, soll die Erinnerung an Ihre treue Hilfe bei dem, was wir gemeinsam vollbracht haben, mir unvergeßlich sein. Der König hat mir gestattet, heut zur Feier dieses Tages eiserne Kreuze I. Klasse unter die hervorragenden Führer meiner Armee zu verteilen. Es ist mir eine große Freude, dies jetzt zu thun." —

Einer der Adjutanten verlas darauf die Namen der Auserwählten, es waren circa 30; meistens Generale und Obersten, doch auch ein Hauptmann v. Strantz vom 5. Jägerbataillon war darunter, der bei Sedan die wiederholten fürchterlichen Angriffe der Kavallerie auf dem Plateau bei Floing abgeschlagen und mit seiner Compagnie 300 Reiter gefangen genommen hatte.

Am Abend war großer Zapfenstreich und Konzert von 180 Musikern vor der Präfektur. Pleß und Putbus waren zur Tafel geladen. Der König, welcher

Digitized by Google

entdeckte, daß sie die einzigen seien, welche in dem erlauchten Kreise des eisernen Kreuzes noch entbehrten, ließ ihnen durch General v. Treskow dasselbe überreichen. Es sind dies die ersten Dekorationen, welche die freiwillige Krankenpflege erhielt, für die zuerst prinzipiell gar keine Auszeichnung gegeben werden sollte.

*

Versailles, 20. Oktober 1870.

Ich habe gestern mit wilder, grausender Freude den Belagerungspark besucht, welcher endlich, endlich zum größten Teile angelangt ist. Auf dem Plateau zwischen Petit Bicêtre und Bièvre sind die langen Reihen der furchtbaren Geschütze aufgefahren, welche Tod und Verderben nach Paris hineinschleudern sollen. Lange und kurze Vierundzwanzigpfünder sind am zahlreichsten vertreten; die kurzen schweben leicht und elegant auf mannshoher Eisenlafette, die langen ruhen schwer und massig auf einer niedrigen ungefügen Holzlafette. Dicke, kurze Mörser und riesige alte Haubitzkanonen sind ebenfalls in mehreren Exemplaren vertreten. Mir scheint, man hätte diese altmodischen Geschütze lieber daheim lassen können. Es sind wohl die alten Lieblinge unserer alten Artilleriegenerale, darum ließ man sie kommen, obwohl ihre Trefffähigkeit nur gering ist. Schweres Schiffsgeschütz heranzubringen hat man leider unterlassen. Die Schwierigkeiten des Transports hielten davon ab, und doch meine ich, daß die schwersten und furchtbarsten Geschütze von unberechenbarem Werte wären, um den Parisern heilsamen Schrecken einzujagen. Im Kaliber sind uns ihre Forts und der Wall sicherlich überlegen, und das ist nicht gut. Enormes Material an Eisenschienen, Schanzkörben, Faschinen, Balken, Latten und so weiter ist vorbereitet und wird immer noch vermehrt. Bei Anfertigung derselben bieten die herrlichen Wälder, welche hier allenthalben sich ausdehnen, das beste Material, welches in unerschöpflicher Menge vorhanden ist.

Wann wird's aber losgehen? Diese Frage geht täglich von Mund zu Mund — aber nimmermehr erfolgt eine befriedigende Antwort. Von acht zu acht Tagen wird hinausgeschoben und gezaudert. „Die Eisenbahn schafft das Material nicht heran — wir könnten morgen zu schießen anfangen," so sagen die Ingenieure und Artilleristen.

Ich befürchte heute schon, es kommt zu gar keiner festen Beschießung und wir überlassen dem Hunger und der Uneinigkeit allein, Paris in unsere Hände zu liefern. Man sagt, das wäre doch so viel besser, denn das kostete uns keine Menschenopfer. Ich meine, das Gegenteil ist richtig. Das lange Liegen, das Biwakiren vor der cernirten Festung und die zahlreichen Ausfälle der Franzosen fordern mehr Opfer, und zwar zwecklose Opfer, als eine noch so energische Beschießung.

*

Versailles, 21. Oktober 1870.

Um 1 Uhr in meinem Zimmer sitzend, vernahm ich leise und kaum vernehmbar Kanonendonner. Nach einzelnen Schüssen fragt kein Mensch mehr,

Digitized by Google

diesmal aber schien mir als ich hinhorchte, eine anhaltende, heftige Kanonade loszugehen. Da hörte ich auch schon ein Hornsignal und die Alarmtrommel. In der Straße liefen Soldaten und Zivilisten eilig hin und wieder. Richtig, es war Alarm! Ich saß bald im Sattel und trabte ins Hauptquartier hinaus. Der Kronprinz kam gerade herunter, um zu Pferde zu steigen. Herr von du Vernois, der kleine, flinke Ordonnanzoffizier des Generals von Kirchbach, kam angesprengt und brachte Meldung: Der Feind ist mit 15 Bataillonen, 40 Geschützen und Kavallerie vom Mont Valérien auf Malmaison und Bougival vorgegangen.

„Das wird wohl der große Ausfall werden, den wir seit drei Tagen erwarten," sagte der Kronprinz und stieg ruhig in den Sattel. Er ritt zum König hin nach der Präfektur. Da stand gerade eine offene Kalesche vorgefahren, um Seine Majestät spazieren zu führen. Alles Gefolge wartete, während Vater und Sohn sich besprachen. General von Blumenthal schlug sich mit zwei Generalstabsoffizieren in eine Seitenstraße und eilte fort. Ich schloß mich ihm an und über Vaucresson brachte uns ein rascher Ritt bis auf die Höhe der Selle de Saint-Cloud, wo die Granaten zischten und platzten. — Unterwegs hatte ich mich unterhalten über die guten Einwohner von Versailles. Wie der Alarm losging, kamen sie in Massen auf die Straße gelaufen. Ich hatte nie geglaubt, daß die Stadt so viel Menschen enthielte, als da plötzlich zum Vorschein kamen. Sie standen dicht gedrängt an den Seiten der Avenue de St.-Cloud, auf der unsere Truppen hinauszogen. Auch draußen vors Thor waren sie gelaufen bis auf die Höhe von Vaucresson, wo man am Himmel die grauen Wölkchen der französischen platzenden Granaten gewahrte. Auf allen Gesichtern, namentlich auf denen der Weiber, war Grimm und Freude zu lesen. Heut ist endlich der Rachetag gekommen, mochten sie denken, heut werden die Helden von Paris die Preußen zerschmettern. In wenigen Stunden werden die Feinde flüchtig zurückgelaufen kommen, dann aber wehe euch, dann helfen wir mit, um euch den Rest zu geben! Ich lachte den Leuten immer freundlich ins Gesicht, wenn ich eine so recht schadenfrohe Physiognomie erblickte, und unterhielt mich, wenn sie mit einer schlecht verhehlten Grimasse oder einem leisen Fluch antworteten.

In allen Restaurants von Versailles waren für den Abend Diners bestellt, um die einziehenden Sieger patriotisch zu feiern. Leider kam es anders, und die Barbaren verzehrten sehr vergnügt und zugleich verwundert die ausgesuchten Mahlzeiten, welche sonst recht mittelmäßig zu sein pflegen. Ueberdies verkündete noch am andern Tage der Kommandant durch Anschlag: Bei Alarmirung der Truppen habe jedermann von der Straße zu verschwinden. Wer betroffen würde, gegen den solle Waffengewalt gebraucht werden. So wird den guten Versaillern auch dieser Spaß verdorben und sie werden uns nur aus der Ferne und den Fenstern ihre Verwünschungen mitgeben können.

Auf der Selle oben, unter den uralten Edelkastanien, welche den Pavillon der Kaiserin umgeben, standen in kleinen Schanzen die Compagnien des 60. Regiments bereit, ihren Kameraden furchtbar Hilfe zu leisten, sobald die vordere Linie bis auf das Plateau zurückgedrängt werden sollte. Wir stiegen von den

Digitized by Google

Pferden, da die Granaten schon über uns wegpfiffen und tollen Lärm machten. Bis an den Abhang vorschreitend, kamen wir an eine Schlucht, wo man durch die entblätterten Aeste den Mont Valérien und seinen kahlen Fuß entdecken konnte. Das Gefecht selbst war nahe unter uns und vom Walde und einem Hügel verdeckt. General Kirchbach stand hinter einer Kastanie, Prinz Adalbert, Fürst Pleß, Salisch, General v. Stosch, alle waren in der Nähe, vorsichtig hinter den Stämmen mit ihren Ferngläsern ausspähend.

„Der Vorstoß ist bereits aufgehalten," meldete General Kirchbach, „die Franzosen haben nicht einmal unsere ersten Linien werfen können, trotzdem sie in großer Uebermacht sind. Sie haben vierzig Feldgeschütze draußen; ich kann nicht eine einzige Batterie hier in diesem verdammten Terrain ins Gefecht bringen, und überdies spielen alle schweren Batterien vom Valérien mit!"

Ich sah die französische Artillerie in langer Linie um den Fuß des Valérien aufgefahren. Schuß auf Schuß kam von den Granatkanonen und Lage auf Lage von den Mitrailleusen herüber. Es war ein entsetzliches Feuer, unter welchem auch unsere Reserven stark litten. Die großen zweihundertpfündigen Granaten der Festung, welche unsere Vorposten „Wickelkinder" nennen, weil sie die Größe und ungefähr die Form eines solchen Schreihalses haben, kamen mit fürchterlichem Zischen durch die Luft und platzten mit ohrzerreißendem Knall; die Shrapnels krepirten hoch am Himmel und warfen ihre Kugeln weit herum. Das Chassepot knatterte dazwischen und schickte auch manches seiner Geschosse durch die Baumzweige bis zu uns. Ich entdeckte auch starke Infanteriekolonnen, welche nahe an den Wällen der Feste standen und die Reserve bildeten für die kämpfenden Bataillone. Bald kamen mir auch diese in Sicht, als sie anfingen zurückzuweichen und den schützenden Abhängen jenseits des Berges zueilten. Hätten wir Artillerie zur Hand gehabt, sie hätten ein noch viel rascheres Tempo eingeschlagen, leider konnte auch unsere Infanterie ihnen unter die Kanonen des Forts nicht folgen. Nur ein kühner Handstreich gelang dem 6. Regiment. Aus dem Walde, den es verteidigte, vorbrechend, gingen ein paar Compagnien in einer Terrainfalte gegen eine feindliche Batterie vorwärts, gaben auf 300 Schritt Schnellfeuer und schossen die Artilleristen so gründlich weg, daß zwei Geschütze stehen blieben und in die Hände eines Unteroffiziers mit zehn Mann fielen.

General Blumenthal stieg wieder zu Pferde und eilte nach Marly, um den Kronprinzen zu suchen. Ich zweigte mich ab, um meinen Pflichten als Malteser nachzukommen. Es gab viel zu thun, denn mehrere hundert Mann waren verwundet und der Abend nahte bereits. In den Weinbergen von Bougival lagen Tote und Verwundete in Menge. In die Villa Metternich hatte man einen Verbandplatz gelegt, doch schlugen die Granaten so heftig hinein, daß die Verwundeten bald wieder weiter gebracht werden mußten. Ich besorgte mit ein paar Wagen das traurige Geschäft und schickte die Unglücklichen nach Versailles. Im Stockdunkeln über die Selle reitend, rief mich eine Patrouille an: „Herr Doktor", — so nennen die Leute jeden, der eine rote ✚-Armbinde trägt — „kommen Sie mit uns. Hier in einem Hause liegen fünfzehn Verwundete ganz

Digitized by Google

verlassen." Ein günstiger Zufall ließ mich bald noch ein paar Krankenwagen erlangen und mit diesen kam ich an eine ganz einsame, kleine Villa, deren Erdgeschoß mit entsetzlichem Elend erfüllt war. Bei dem Schein eines vergehenden Lichtstümpfchens lagen unverbunden und vergessen auf harter Diele zehn Deutsche und fünf Franzosen. Ich suchte nach einer Lampe oder Kerze — umsonst! Da fiel mir ein, daß ich heut morgen im Vorzimmer des Kronprinzen eines der ausgelöschten 40 Wachslichte von seinem Geburtstagstische weggenommen hatte. Spielend hatte ich es in die Tasche gesteckt und beinahe vergessen, nun auf einmal war es von unschätzbarem Werte! Es reichte gerade aus, bis der letzte Franzose auf den Wagen gelagert war, dann befanden wir uns in vollkommener Finsternis. Ich geleitete die Wagen zum Verbandhause und ritt nach St. Michel, wo zwei größere Häuser überfüllt mit Verwundeten waren. Aus Versailles vom Hilfsverein standen Wagen bereit. Die französischen Herren, welche mitgekommen waren, machten sich sehr bereitwillig und gewandt an die Arbeit, während ich unseren militärischen Krankenträgern mehrmals befehlen mußte, mit Hand anzulegen. Es war 9 Uhr, als endlich die Wagen beladen waren und nach Versailles sich in Bewegung setzten. Ich half ihnen durch unsere Posten und trabte dann voraus.

Nach all dem Elend hatte ich dort in später Nacht noch einen Spaß. Seit wir hier sind, ist öfters eine seltsame Frau im Hotel des Réservoirs erschienen. Sie ist Engländerin von Geburt, verheiratet mit einem Grafen della Torre, leidlich jung und hübsch, Besitzerin einer Villa in Maison Lafitte bei St.-Germain und Freundin von Garibaldi. Sie begleitete den Alten auf mehreren seiner Feldzüge und pflegte seine Verwundeten. Sie wurde hier dem Kronprinzen vorgestellt, erregte natürlich als die einzige Dame im Hotel die Aufmerksamkeit aller Herren und war bald von den jungen Leuten der zweiten Staffel umschwärmt. Ich hatte mich ihr heut um Mittag auch vorstellen lassen. Diese lebhafte Frau also fand ich abends auf der Straße stehen und eifrig fragen, ob noch Verwundete kämen? Ich gab ihr Bescheid, daß wohl bald alle hier sein dürften. Während wir sprachen, sah ich, wie sie einen wütenden Blick nach einer Gruppe Franzosen hinschoß, die unfern von uns standen, und ich erkannte Delaroche, den Präsidenten der hiesigen freiwilligen Krankenpflege. Er nickte mir grüßend zu, und sofort flüsterte mir die Gräfin ins Ohr: „Méfiez-vous de cet homme, il a voulu me retenir de porter secours à vos blessés!" Delaroche kam auf uns los und sie fuhr italienisch fort: „E una spia, una vera canaglia!" „Ich ätten Ihnen ein Wort zu sagen, Err Graf," fing nun Delaroche an und ich folgte ihm beiseite: „Prenez garde de cette femme!" sagte er leise, „je vous préviens qu'elle guette ce que vous faites et qu'elle est un espion!"

Ich sah den kleinen Mann sehr überrascht an, da fühlte ich schon den Arm der Dame in dem meinigen. Sie zog mich nach der andern Seite hin und flüsterte: „Non parlare, caro conte, con quest' uomo non sapete come é falso e cattivo per i vostri feriti!" Ich konnte kaum mehr an mich halten vor Lachen, als diese beiden Persönlichkeiten mich so hin und her zogen. Beiden

Digitized by Google

versprach ich natürlich, mich möglichst in acht zu nehmen vor der andern, damit waren sie beide auch zufriedengestellt. Delaroche zog nach seinem Bureau ab, und die Gräfin ließ sich von mir noch bis gegen das Schloß begleiten, allwo sie die ganze Nacht mit den Verwundeten sich bemühte. Dann wanderte ich nach Hause, herzlich lachend über das Kreuzfeuer, welches ich zu überstehen gehabt hatte. Ich traue dem Franzosen recht viel Schlimmes und der Engländerin nicht viel Gutes zu, so wird beiden wohl nicht unrecht geschehen.

*

Versailles, 26. Oktober 1870.

Heut war Moltkes Geburtstag. Sein Generalstab gab ihm ein Diner im Saale des Hotels des Réservoirs. Rechts und links von dem Gefeierten saßen die Kronprinzen von Preußen und von Sachsen und alle hohen Generale des großen Hauptquartiers. In der Mitte des Saales stand wie gewöhnlich die Tafel der zweiten Staffel des kronprinzlichen Hauptquartiers, an ihr saßen u. a. der Herzog von Coburg, die Erbprinzen von Hohenzollern, Württemberg, Strelitz, Weimar, die Herzoge Eugen von Württemberg, von Augustenburg. An den Nebentischen wimmelte es von Ministern der Südstaaten und von anderen Notabilitäten. Da saß Graf Bray, des Fürsten Hohenlohe Nachfolger als bayrischer Ministerpräsident, der bayrische Kriegsminister von Prankh, von Roggenbach der Badenser, Dr. Friedenthal und von Bennigsen, die gewichtigen Mitglieder des Reichstags, welche nur noch auf Blankenburg warten, um die notwendig werdende Abänderung der Norddeutschen Bundesverfassung mit Bismarck und Delbrück durchzuberaten. Es war eine gewichtige Versammlung, welche diesen Saal umschloß. Hätten die Franzosen ihn in die Luft sprengen können, das hätte sich wahrhaftig gelohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Graziella Mariani.

Nachgelassene Novelle

von

Alfred Graf Adelmann.

I.

Die Siesta der Prinzipessa neigt sich zu Ende; halbschlummernd liegt die kaum zwanzigjährige junge Witwe des Fürsten Ruspola wie ein Bild von hinreißender Schönheit auf ihrem Lager. Aus den Gärten des Palastes wehen Frühlingslüfte durch das geöffnete Fenster ihres Gemaches und umsäuseln ihr lockiges Haupt. Die Prinzipessa ist die gefeiertste und reichste Dame in der

Digitized by Google

römischen Aristokratie und wird als Stern der Gesellschaft von der vornehmen Männerwelt umworben — aber ihr Herz ist kalt. Es schlägt fünf Uhr, sie erhebt sich, legt das Buch beiseite und tritt zu ihrem Schreibtisch. Sie wirft auf ein zierliches Blatt ein paar Zeilen. Reizvoll ist das Lächeln, welches dabei die schwellenden Lippen umspielt. Sie siegelt den kleinen Brief, läutet dem Kammerdiener und übergibt das Schreiben dem Eintretenden zur sofortigen Bestellung. „Marchese Giulio Ferrata," so lautet die Aufschrift. Drauf öffnet sie den Flügel und beginnt das neuste Lied des Grafen Agosto Trepardi zu spielen, des genialen Komponisten, dessen glutvolle, tief aus der italienischen Volksseele geschöpfte Melodien zurzeit ganz Italien durchfliegen. Die junge Frau singt das Lied mit Feuer und Leidenschaft, als sei ihre ganze Seele im Vortrag, als empfinde sie selbst voll, was das Lied besang.

Der Kammerdiener öffnet die Thüre und meldet den Capitano Conte Trepardi, den Dichter und Komponisten.

Der Graf tritt ein. Er trägt die ernste, kleidsame Uniform der Bersaglieri. Seine Gestalt ist mittelgroß, von gedrungenem Bau, sein Gesicht unschön, fast häßlich; das einzig Anziehende darin ist das große, kühnblickende Feuerauge. Er hat gehört, daß die Prinzipessa sein Lied gesungen, und darüber leuchtete in diesem Augenblick eine stille Freude aus seinen Zügen, denn er liebte das schöne junge Weib. Doch seine Liebeswerbung wurde von ihr mit Spott, ja mit einem Anfluge von Hohn zurückgewiesen.

II.

Anderthalb Monate waren seitdem verstrichen. Graf Trepardi hatte sich nach Vollendung einer Reise an die oberitalienischen Seen nach Sizilien kommandiren lassen, um an der Niederwerfung des die Insel heimsuchenden Briganten-wesens teilzunehmen, in Wahrheit, um in der Thätigkeit und den Gefahren des kleinen Krieges die Wunde, welche ihm die schöne Sphinx geschlagen, zu heilen, der Verbitterung seines Gemütes, die ihn erfaßt, Herr zu werden. Er ist an Bord des Dampfers „Simeto" auf der Reise nach Syrakus, wo der Truppenteil liegt, dem er zugeteilt worden. Er steht in der Nähe des Steuerruders und blickt abwechselnd auf die großartige Meereslandschaft der sizilianischen Nordküste und auf die zahlreiche Reisegesellschaft. Auf jeden der anwesenden Männer richten sich die Augen der jungen Frauen und Mädchen, nur nicht auf ihn, und wenn einmal ein Mädchenblick seine Züge streift, so wendet er sich rasch wieder hinweg. Dort stand ein junger Mann, eine hohe Gestalt von kraftvoll schlankem Wuchse, das Gesicht feingeschnitten, mit prächtigem Schnurrbart, die Kleidung tadellos nach neuestem Schnitt der Mode und doch nicht geckenhaft: ein schöner Mann. Dieser war der Zielpunkt all der schönen Augen; er, der Graf, sah es wohl, wie die Blicke der blühenden Mädchen und Frauen immer wieder auf jenem ruhten, der es kaum zu beachten, sich an die stille Huldigung gewöhnt zu haben schien, wie an das Licht der Sonne.

Ein Gefühl des Beneidens, der Eifersucht stieg in dem Grafen auf; sein

Digitized by Google

Herz so feurig schlagend, sein Blut so heiß und leidenschaftlich, seine Empfänglichkeit für die Schönheit und Anmut des Weibes der Bewunderung gleichkommend, und er selbst dabei so häßlich, so abstoßend häßlich, wie er meint, für jedes vom Glück der Jugend umstrahlte holde Weib, Frau oder Mädchen. Wie einen Stachel empfand er oft dies Bewußtsein, und heute, er wußte nicht, warum, besonders schmerzend. Er hob den Blick empor zu den Bergeshäuptern der Küste, die ernst und schweigsam in ihrer majestätischen Schönheit an dem Auge vorüberzogen. Sollte sich ihm nie ein holdes Weib in Liebe, in großer, seliger, hingebender Liebe, zu eigen geben? Vielleicht daß der Mangel solchen Glückes den Tribut für den Genius bedeuten sollte, welchen die Natur in seine Brust gesenkt.

Sein Genius, sein kraftvolles künstlerisches Können, die Melodien, die ihn durchtönten, die als seine Lieder in allen Herzen seines Volkes, auf allen Lippen widerklangen, so weit Italiens schöne Sprache herrschte, von den Alpen, von den Seen hier im Norden, bis zu dem von der sizilianischen Meerflut bespülten Aetna. Und seine Weisen, seine Lieder, die Oper, welche als Plan in ihm wuchs, sowie auch die künftigen Werke, die er schaffen wollte, werden dauern, so hofft er, werden leben und wirken, wenn das Gesicht dort, das er soeben beneidete, wenn all die schönen Lärvchen, die da mißachtend sich von ihm wandten, längst vergangen, spurlos verschwunden sein werden. Und in das Gedächtnis seiner Nation wird sein Name liebevoll eingegraben sein — ein stolzes, beglückendes Gefühl, wofür jene Entbehrung vielleicht nicht zu kostbar ist! Und wie er das Auge, durchglüht noch von dieser Empfindung, von den Bergesgipfeln, den kühnen Abhängen und wilden Schluchten jetzt wieder senkte und auf seine nächste Umgebung richtete, da gewahrte er mit einer Art von Verwunderung, daß ein Paar schöner Augen mit dem sichtlichen Ausdruck warmer Anteilnahme auf ihm ruhten. Und ein holderes Mädchenantlitz als dasjenige, dem jene Augen angehörten, vermeinte er noch nie geschaut zu haben. Wie eine Lichtgestalt erschien ihm dies entzückende Geschöpf, das jetzt, leicht errötend, den Blick von ihm weg in das Spiel der das Schiff umflutenden Wellen tauchte. Wie gebannt hing sein Auge an der holdseligen Erscheinung, die so ganz anders war als das Bild der glutvollen, versengenden Schönheit, welches zertrümmert in seinem Herzen lag.

Ein Herr tritt auf ihn zu und begrüßt ihn freundlich. Derselbe war als hoher Beamter bis vor kurzem in Rom thätig gewesen und ist jetzt Präfekt der Provinz Syrakus. Der Präfekt ist sehr erfreut, den Grafen wiederzusehen, und äußerte, daß auch seine Damen die Begegnung willkommen heißen werden. Wenn der Graf gestatte, so wolle er ihn seiner Frau zuführen und seiner Nichte, einer Palermitanerin, vorstellen, die er, da sie nach dem jüngst erfolgten Tode seines Bruders Waise geworden und er selbst kinderlos sei, zu sich genommen habe.

Der Graf stimmte zu, und während er nun mit der Gattin Marianis Begrüßungsworte wechselte, rief dieser nach der andern Seite des Schiffes:

„Graziella!“

Digitized by Google

Der Graf sieht sich um und gewahrt nun, daß die Gerufene die holde Mädchenerscheinung ist, deren Liebreiz ihn vorher so sehr gefesselt hatte.

Graziella Mariani hat den Grafen Trepardi nach dessen Bildnis erkannt, welches auf dem Heftumschlag seiner neuesten Liederkomposition dargestellt worden. Das sagte sie heiter und unbefangen, und von heiterer Unbefangenheit war ihr ganzes Wesen. Ein Gemisch von neckischer Schalkhaftigkeit und mädchenhaft schwärmerischer Innerlichkeit verlieh dem jungen, entzückenden Geschöpf einen eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz in den Augen Trepardis. Wie der Zauber sonniger Frühlingsnatur wirkte der Umgang mit dem reinen, für alles Schöne und Hohe begeisterten Mädchen auf Trepardis Gemüt. Und je mehr er sich diesem Zauber hingab, war es ihm, als träume er einen lichten Traum. Schon nach dem ersten Tag des Beisammenseins wünschte er, daß der Traum noch lange währen möge — bangte ihm vor dem Erwachen.

Das Standquartier von Trepardis Bersaglieribataillon blieb auch während des herrschenden Guerillakrieges Syrakus. Abwechselnd wurden die Compagnien, vereint mit Abteilungen der anderen Waffengattungen, als fliegende Kolonnen gegen die Briganten ins Innere der Provinz entsandt und so auch diejenige Compagnie, deren Führung Trepardi übergeben worden war.

Es vergingen Wochen, während denen Trepardi in diesem kleinen Kriege als erbitterter Krieger manches heiße Gefecht gegen die Briganten glücklich bestanden hatte, und bereits wurde sein Name bei Freund und Feind als einer der kühnsten und schneidigsten Führer der königlichen Truppen genannt. Um seinen im Volke wurzelnden Namen als Tondichter rankte sich jetzt noch der Lorbeer der Tapferkeit, und über all den Schrecknissen und Drangsalen jenes Kampfes zwischen der staatlichen Ordnung und der Herrschaft wildaufgeschossenen Räuberwesens klangen auf der sizilischen Insel Trepardis Lieder mehr denn je — vor allem in Syrakus.

Marianis, des Präfekten, Haus hatte sich dem Grafen mehr und mehr erschlossen, und so oft er mit seiner Truppe von den Streifzügen für kurze Zeit nach Syrakus zurückkehrte, betrachtete er die Präfektur als seine Heimat und ging als liebgewordener Gast dort ein und aus.

Die Neigung zu Graziella hatte immer tiefere Wurzeln in seinem Herzen geschlagen: sie war zur Liebe geworden. Das Gefühl, das ihn jetzt beseelte, war nicht die glutvolle Leidenschaft, die ihn noch vor kurzem ob jenes verführerischen Weibes erfüllt und durchströmt hatte — es war die Flamme der die sinnliche Liebe überdauernden, weit überstrahlenden echten Liebe.

Goethe[1]) sagte einmal von sich selbst: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter." Solche Empfindung traf bei Trepardi nicht

[1]) „Aus meinem Leben", 3. Teil, 13. Buch, S. 447 (Cottasche Ausgabe).

Digitized by Google

zu. Seine wilde, leidenschaftliche Natur hatte sich das falsche Götterbild in heftigem, flammendem Zorn aus dem Herzen gerissen, in Stücke zerschmettert lag es vor seiner in edlem Stolz, in den tiefsten Gefühlen verletzten Seele. Nicht mit Wehmut und Trauer, mit Haß, Bitterkeit und Verachtung nur gedachte er des berückenden Weibes mit der niedrigen Seele, welches ihn in ihr Netz gezogen, um ihn als Sklaven ihrer Eitelkeit und Sinnlichkeit zu behandeln, Leib und Seele ihm zu vergiften und dann, seiner überdrüssig, ihn grausam fortzuweisen. In seine Empfindung strahlte kein Doppelglanz, sondern nur das einzige Himmelslicht, das, vor seinem Auge in sanfter, milder Schönheit aufgegangen, an Lichtfülle und erwärmender Glut gewann, je höher es stieg und je voller seine Strahlen ihn umfluteten.

Ein Gefühl des Dankes erfüllte ihn, hoffen zu dürfen, daß solcher Liebreiz der Gestalt, solcher Seelenadel, solch frische, wie ein Waldquell hervorsprudelnde Natürlichkeit und solch hingebendes Wesen eines im Glanze der ersten Jugend prangenden Weibes sich huldvoll ihm zuneigen könne.

III.

Graziellas Oheim war in der Frühe nach Aureale zur Teilnahme an einer öffentlichen Feier abgereist. In glücklicher Stimmung war sie zurückgeblieben, denn der Oheim hatte ihr erzählt, daß Graf Trepardi morgen mit seiner Compagnie und den übrigen Truppenabteilungen der vor kurzem wieder abgesandten fliegenden Kolonne nach Syrakus zurückkehren werde. Eine leichte Verletzung, infolge eines Streifschusses, ausgenommen, sei er auch diesmal wieder unverwundet und sende ihr herzlichen Gruß.

Wie ihm ihr Herz entgegenschlug! Wußte sie doch, daß er nach seiner Heimkehr bei ihrem Oheim um sie werben wolle und daß derselbe mit ungeteilter Freude seine Einwilligung zu dem Bunde geben würde.

Einen Tag noch, und sie war Braut, die Braut Agosto Trepardis, des edlen, tapfern Mannes, durch sein Talent, durch seinen Genius hoch emporragend über viele Tausende, seinem Volke wert und teuer. Da, gegen Abend ward ein Brief gebracht mit dem Poststempel: Floridia. Ungeübt, aber sichtlich verstellt war die Handschrift. Neugierig, jedoch mit einem seltsam beklommenen Gefühl erbrach sie den Umschlag. Sie sah nach der Unterschrift: dieselbe fehlte. Mißtrauisch begann sie zu lesen — rasch, rasch nur weiter — starr vor Entsetzen, bis ihr das Blatt entfiel. Sie hob es auf und überflog die Zeilen von neuem, deren Worte sie wie tödliche Keulenschläge fühlte. Die Schreckensbotschaft lautete:

„Signorina!

„Im Gefecht bei Caltagirone schwer verwundet, kam ich als Gefangener nach Syrakus. Wie vielen der verwundeten, gefangenen Briganten waret Ihr auch mir ein Engel während der schweren Leidenszeit im Lazzaretto. Meine Flucht gelang mir. Verhärteten Haß gegen die königlichen Truppen nahm ich aus Syrakus mit mir, aber auch ewigen Dank für Eure Güte. Eure Barmherzigkeit

Digitized by Google

Euch zu lohnen, wenn die Gelegenheit sich böte, gelobte ich damals, von Schmerzen gepeinigt, der Madonna, sofern sie mich aus der Gefangenschaft befreie.

„Ich bin frei, und so will ich Euch das Gute vergelten, das Ihr an mir gethan, denn die Gelegenheit ist da. Ihr liebt den Capitano Conte Trepardi wie er Euch; so sagte man mir in Syrakus. Seiner Lieder wegen ist er unter uns Briganten geliebt, als königlicher Offizier aber vor allen anderen gehaßt und gefürchtet. Es ist beschlossen worden, ihn zu töten. Eine Schar der verwegensten Briganten, durchs Los erwählt, ist beauftragt, die That zu begehen, ihn lebend oder tot uns einzuliefern. Ergeben wird sich der Capitano nicht — so wird er sterben müssen, wenn es Euch nicht gelingt, ihn zu retten.

„In dem einzelstehenden Gehöfte, Targetta genannt, wo die Streifkolonnen mit ihren Gefangenen in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch erscheinen werden, soll der Ueberfall geschehen. Wenn zum Entsatze königliche Truppen entsandt werden sollen, was beweisen würde, daß denselben der Anschlag verraten worden, so hat ein als Knecht verkleideter Brigante die Weisung, den Capitano meuchlings niederzuschießen.

„Die Straße an der Bucht wie die nach Noto ist von den Unsern scharf bewacht. Von dort her könnte kein Warner den Hafen erreichen; nur auf dem Meere, zu Schiffe, könnte solches ermöglicht werden. Marco, der kühnste Schiffer von Syrakus, wird auch bei Sturm die Fahrt mit Euch wagen; er wohnt Via Turba beim Café Archimède. Ist Mitternacht vorüber und der Capitano nicht gewarnt, so wird er die Sonne wohl nicht wiedersehen. Bei allen Heiligen schwöre ich, daß ich die Wahrheit rede. Die Madonna beschütze Euch und — ihn um Euretwillen."

Eine Art dumpfer Betäubung war, nachdem sie gelesen, über sie gekommen. Geraume Weile war sie kaum eines andern Gedankens fähig gewesen als des Glaubens an die Wahrhaftigkeit des Schreibenden, dessen Namen sie zu erraten glaubte, welchen aber dem Papier anzuvertrauen, die Sicherheit seines Lebens verbot. Als Verräter würde er von den Briganten erschossen, wenn diese in ihm den Warner entdeckten.

Der Diener trat ein und meldete eine Freundin an.

„Um Gottes willen, nur jetzt nicht!"

Wie erstaunt sie der alte Diener ansah! Sie ließ sich verleugnen. Und als der Diener das Zimmer verlassen, da sah sie die grause Unerbittlichkeit der Lage klar vor sich. Sie selbst mußte ihn warnen. Vor Mitternacht mußte sie an der Punta sein. Trotz des Sturmes, sie mußte hinüber, und gält' es ihr Leben. Das Heldentum der echten, großen Liebe kam in ihrer bis jetzt zaghaften vor jeder drohenden Fahrt erzitternden Mädchenseele zum siegreichen Ausdruck. Sie fühlte sich gehoben, ihren Mut gestählt.

„Jetzt zeige ihm, daß Du ihn liebst, über alles — grenzenlos!" So rief es in ihr, während sie sich in fiebernder Hast zum Ausgehen rüstete, um sofort den Schiffer Marco auf Grund jener Angabe des Briefes selbst aufzusuchen. Sie eilte an Tempio di Minerva am Palazzo Montalto vorüber, durch die Via

Digitized by Google

San Maria in die Via Turbia. Sie befand sich im Innern einer Hütte, welche eher eine dumpfe Höhle als eine menschliche Wohnung zu nennen war.

„Ist Marco daheim?"

Gott sei gepriesen, die Frage ward bejaht!

Sie stand vor Marco. Kühn war der Schiffer, das sah sie ihm an — und doch kostete es sie all ihre Ueberredung, gleichwie der Bestechung mit Gold, ihn zu der Zusage, die Fahrt mit der Barke bei diesem Sturm zu wagen, zu bewegen.

„Es ist unmöglich, zu hoch geht die See!" Er führte sie zum Fenster, öffnete dasselbe: „Hört Ihr, Signorina, wie das Meer donnert und brüllt — nur bei gewaltigem Sturm vernimmt man unter Tags in dieser Straße das Getöse der Brandung."

„Ihr wollt Euch verheiraten?" Die Frage war ihr nur so durch den Kopf geschossen und ihr unwillkürlich über die Lippen getreten.

O, wie pries sie diese Frage!

„Ja, die Marietta! Ihr kennt sie, Signorina?"

„Nein, aber ich verspreche ihr die Aussteuer und zweitausend Lire, wenn Ihr mich übersetzt."

„Gebt es mir schriftlich."

Sie that ihm den Willen, mit fliegender Hast schrieb sie die Verpflichtung nieder.

„Ich fahre Euch."

„Um zehn Uhr, an der Quelle der Arethusa!"

„Erst, wenn es ganz dunkel, damit uns die Hafenwache nicht entdecke. Sie wiese uns zurück. Um zehn Uhr will ich Euch erwarten."

„Welche Zeit braucht Ihr heute?"

„Wenn der Wind uns günstig und die Fahrt überhaupt menschenmöglich, eine Stunde bis zur Punta. Bei ruhiger See fliegt meine Barke in zwanzig Minuten hinüber."

„Um zehn Uhr denn!"

Nach Hause, in die Prefettura zurück. Sie schloß sich in ihrem Zimmer ein, flehte zu Gott um Kraft zu der That, um deren Gelingen, um Errettung des teuren Mannes — schrieb dann mit bebender Hand und thränenden Auges an den Präfekten ein inniges Abschiedswort für den Fall, daß sie in den Wellen den Tod finde, indem sie ihm ihr Vorhaben enthüllte, dankte ihm für all seine reiche Güte und legte den Brief verborgen und doch so, daß der Präfekt denselben bei seiner Rückkunft finden mußte, in das Arbeitszimmer. Die Zeit schlich ihr dahin, träge, unerträglich langsam. Doch endlich war die festgesetzte Stunde da — unbemerkt verließ sie das Haus.

IV.

Wild toben die Meereswogen in der Bucht von Syrakus, bis ins Innere des Porto Grande dringend. Brausend und dröhnend schlagen sie an die Felsen,

Digitized by Google

die Quadern des Leuchtturms mit weißem Gischt bis hoch hinauf bespritzend. Nordwind ist's, der die Fluten peitscht mit solchem Wüten, daß selbst in diesem von der Natur geschützten Hafen die vor Anker liegenden mächtigen Schiffe unruhig und an ihren Ketten ächzend auf den Wogen rollen.

An der Scalinata, unweit der von der Sage umwebten Quelle der Arethusa, liegt ein starkes Segelboot, einer Nußschale gleich auf den erregten Wellen tanzend. Die Segel sind eingerefft. Auf der obersten Stufe der Treppe steht, an einen der Ankerpfeiler gelehnt, ein Schiffer. Das flackernde Licht der nächsten Gaslaterne erhellt diese Stelle der Marina nur spärlich und dennoch wieder genügend, um den auffallend kraftvollen Bau und das noch jugendliche Alter des Marinajo erkennen zu lassen. Im niederen Volke der Stadt, zumal unter den Fischern, war die Gestalt des Mannes eine allbekannte, denn es war Marco, der an dem ganzen Syrakuser Küstenstriche unumstritten kühnste, ja fast berüchtigt verwegene Schiffer.

Der Wind heulte weiter, unausgesetzt tobte die Brandung und von draußen, von der offenen See her, tönte das Donnern und Krachen der sich an dem Molo und den Vorgebirgen brechenden Wogen durch die Sturmnacht. Hin und wieder drang das schrille Signal einer Wächterpfeife durch das Getöse — jetzt der Notschuß eines mit der rasenden See um die Einfahrt in den Hafen kämpfenden Dampfers und darauf die Antwort des Hafengeschützes.

Ruhig, mit verschränkten Armen stand Marco und schaute über den Ausgang des Hafens hinweg nach der Baja di Maddalena hinüber, in der Richtung der Punta Carozza. Nur wenn das Mondlicht hin und wieder durch das dahinjagende schwarze Gewölk fiel, war jene Küstenlinie der Meeresbucht in schwachen Umrissen zu erkennen.

Marco schien mit seinem scharfen Auge die Dunkelheit durchbohren zu wollen, und gespannten Ohres horchte er auf das Gedonner der Brandung, welches von drüben trotz der Entfernung hin und wieder herüberschallte. Immer wilder tobten dort draußen die Wogen, so daß die Fluten des Hafenbeckens sogar in tiefgehenden, rollenden Wellen dahin stürmten. Und als von der Kathedrale die Turmuhr zehn Uhr schlug, tobte die See in solch entfesselter Wut, daß Marco den Kopf schüttelte und etwas wie eine Verwünschung in seinen dunklen Bart murmelte.

Von der Via Arethusa her huschte jetzt die schlanke Gestalt eines Mädchens aus dem Volke, die Anlagen der Marina quer durcheilend und auf Marco zuhaltend. Das Mädchen stand vor dem Schiffer, der überrascht auf das hübsche Gesicht der Erregten herniederschaute.

„Marietta!" rief Marco unwillig und tadelnd und dennoch mit einem Anflug von Zärtlichkeit.

„Bei der Madonna, Marco, bleib zurück!" flehte das Mädchen.

„Ich kann nicht, ich hab's versprochen und auch das Handgeld schon genommen."

„Wirf's der Signorina zu Füßen! Der Teufel mag wissen, warum sie ihr Leben aufs Spiel setzt. Sie soll mir das Deine nicht rauben."

Digitized by Google

„Sei klug, Marietta. Es geht nicht, ich kann nicht mehr zurück."

„So hör doch die Brandung! Steh ab, Marco, auch die Kühnheit hat ihre Grenzen, was darüber geht, ist Gottversuchung."

„Laß mich, ich werde fahren."

„Sieh das Wüten schon hier im Hafen, wie willst Du in dem Höllenwüten dort draußen mit dem Boote da standhalten?!"

„Die Signorina kann jeden Augenblick erscheinen — geh hinweg, Marietta."

„Die Signorina und immer die Signorina! — Zum Satan mit ihr! Bei allen Heiligen, bleib zurück!"

„Geh, verlaß mich, Marietta!" Fast drohend klang diese Aufforderung.

„Dann fahr sie hin, das Weib, das mit ihrem Gelde Dich bestrickt!" Ein Dolch blitzte in des Mädchens hoch erhobener Faust und ein wilder Ausdruck sprühte in dem dunklen Augenpaar.

Doch mit raschem Griff hatte Marco die erhobene Hand mit dem Dolche erfaßt, im nächsten Augenblick ihr die Waffe entwunden und jetzt flog dieselbe in weitem Bogen in die Wellen.

Trotzig stampfte das Mädchen mit dem Fuße; Thränen schossen ihr aus den Augen.

Marco legte den Arm um sie und sagte begütigend: „Gelingt die Fahrt, Marietta, so besitze ich so viel, als ich mir erst nach vielen Jahren würde erwerben können. In vierzehn Tagen kann dann unsere Hochzeit sein, und unsere Not hat ein Ende. Bitt die Madonna und die Heiligen, daß sie mich bewahren — das ist das beste — und nun sei gut und gehe! — Wenn ich nicht irre, dort kommt die Signorina schon — Addio!"

Er drängte das Mädchen hinweg.

„Nimm das Madonnenbild," sagte Marietta, löste eine Schnur von ihrem Halse und hing ihm das Amulet um. „Die Madonna schütze Dich!"

„Addio ..."

Marietta verschwand und einige Minuten darauf stand Graziella Mariani an der Stelle, die jene verlassen.

„Seid Ihr bereit?"

„Ja, Signorina."

Mit leisem Schauer stand das Mädchen und sah und lauschte in das Toben des Sturmes.

„Ihr wagt Euer Leben, Signorina."

„Ich wag's für ein anderes, das mehr wert ist als das meine."

„Nun denn, auch ich wag' mein Leben für mein und einer andern Glück. — Steigt ein, Signorina."

Er bot ihr die Hand, geleitete sie die Stufen abwärts und half ihr ins Boot. Und nun saß sie in der Barke, umtobt von den weißblasigen, schäumenden Wellen, umdonnert von dem Krachen und Brausen der Brandung, der jetzt bereits ganz nahen offenen See.

Marco hatte vorhin schon das Segel gespannt und es dann zum Laviren

Digitized by Google

gestellt — und nun flog die Barke dahin, der Brandung entgegen, bald auf einer der Kuppen der Wellenberge hängend, bald pfeilschnell in die Wasserschluchten schießend, als wollte sie den Kiel bis auf den Grund des Meeres stoßen.

Dort oben zwischen dem Sturmgewölk des Nachthimmels schimmerte hin und wieder ein einzelner Stern hindurch. An diesem hing jetzt Graziellas Auge, während ihre durch die Schrecken des Meeres von Angst erfüllte Seele in einem heißen, stillen Gebete Fassung suchte.

Jetzt schoß die Barke am Leuchtturm mit seinem blendenden Lichte vorüber, vom Gischt der Brandung umspritzt. Hoch auf, fast senkrecht hob sich der Kiel, fuhr wieder zur Tiefe, dann wieder zur Höhe — zitternd stand das Boot eine Weile, ächzend, als wolle es unter dem furchtbaren Andrang der schäumenden, brüllenden Gewässer in der Mitte durchbersten — von Marcos Hand eine kunstfertige, doch tollkühne Wendung mit Segel und Steuer, und in der nächsten Sekunde flog es in gerader Richtung gen Süden, vom heulenden Nordwind voll erfaßt.

In wilder Hast ging es dahin, Graziella auf Marcos Geheiß am Boden der Barke hingestreckt. vor den Sturzwellen sicher, welche unaufhaltsam über der Barke zusammenschlugen. Immer vorwärts, haushoch emporgeschnellt, darauf turmtief in riesige Tiefe schießend.

Mit geschlossenen Augen lag Graziella, oft drohten ihr die Sinne zu schwinden. Es war furchtbar, Entsetzen erregend — sie schlug die Augen auf und suchte wie Hilfe suchend Marcos Blick. In der Dunkelheit der Nacht vermochte sie kaum seine Züge zu unterscheiden, und dennoch zeigte ihr dieser Augenblick die Umrisse eines Bildes, das ihr das Blut erstarren machte. Der Ausdruck wilden Entsetzens war's, mit dem der sonst so verwegene Mann in die tobende Sturmnacht blickte — die linke Hand hielt noch immer das Steuer umfaßt, die Rechte aber hielt das Amulet mit dem Madonnenbild umfaßt — und jetzt kam es wie ein Schreckensruf von seinen Lippen:

„Die Madonna, alle Heiligen seien uns gnädig, der Wind schlägt um —"

Das vorhin noch straffe Segel schlotterte, das Boot drehte sich im Kreise, als sei es von einem Wirbel erfaßt —

Schon aber hatte Marco seine Geistesgegenwart wieder gefunden, mit blitzartigem Griff erfaßte er das Segel — wieder schoß die Barke dahin — das Lawiren — bald nach Süd-Ost, bald nach Süd-West gelang. Und jetzt stand der Wind plötzlich wieder nach Süden. Schon schimmerten die Lichter von Castellinea, der kleinen Insel vor dem Cap Plungrio, welches die Bucht di Maddela gen Osten begrenzt.

„Mut, Signorina, nur noch einige Minuten, dann sind wir unter dem Schutze des Vorgebirges in ruhiger See."

In brausendem, donnerndem, dröhnendem Lärm schlug bereits das Getöse der Brandung ans Ohr — die Insel Castellinea flog jetzt vorüber, hell glänzte der weiße, die Bucht di Maddela umsäumende Gischt durch das Dunkel.

„Seht Ihr das Licht dort, Signorina?"

Digitized by Google

Graziella bejahte.

„Es kommt aus dem Gehöfte Targetta, wo der Capitano weilt."

„Gott sei gelobt!"

Näher, immer näher flog die Barke der Küste entgegen. Schon trat die zerklüftete Küste der Punta Carozza deutlich hervor.

„Klammert Euch so fest, als Ihr vermögt, Signorina, wir kommen in die Brandung des zerklüfteten Ufers!" rief Marcos Stimme, in dem furchtbaren Dröhnen und Lärmen der gegen die Punta anstürmenden Wogen kaum vernehmbar.

Hoch empor hob eine strandende Welle im nächsten Augenblick das Boot, und von ihr wie mit des Sturmwinds Kraft in weitem Bogen vorwärts geschleudert, flog das Boot über die Klippen hinweg auf den festen Untergrund.

Graziella fühlte sich von Marcos Armen umfaßt, wie ein Kind gehoben und eilends, fluchtähnlich aus dem Boote getragen. Eine Strecke landeinwärts ließ Marco sie nieder und kehrte dann zum Boote zurück, dasselbe vollends der Brandung zu entziehen.

Zitternd vor kalter Nässe, vor Aufregung durch die durchlebten Schrecken, vor Freude und Dank über das Gelingen der That, stand das Mädchen inmitten des ohrenbetäubenden Brüllens und Dröhnens der Brandung.

„Chi è?"

Dieser Anruf erklang — doch das Heulen des Sturmwinds und der Brandung verschlangen die schwache Menschenstimme. Keine dreißig Schritte von Graziella und Marco entfernt saßen, durch einen Felsblock gedeckt, zwei mit Gewehren bewaffnete Männer.

Der eine derselben lag im Anschlag, der andere schlug ihm jetzt den Lauf in die Höhe.

„Bist Du des Teufels, Paolo? Nur bei der größten Gefahr sollen wir feuern."

„Per Bacco! Siehst Du denn nicht? Es ist Marco — dem Höllenteufel ist alles zuzutrauen."

„Bist Du Deiner Sache so sicher?"

„Meine Seele zum Pfand! Hast Du denn keine Augen im Kopfe?"

„Und das Mädchen, erkennst Du auch dieses?"

„Beim Teufel auch, und ob ich sie kenne!"

„Wer ist's?"

„Laß mich's erst genauer erkunden."

Er schlich sich vor, langsam auf allen vieren, der andere ihm nach, dicht hinter ihm bleibend. So lagen die beiden Briganten eine Weile, Paolo mit den Augen eines Luchses die Dunkelheit durchspähend.

Ein wilder Fluch entfloh plötzlich Paolo.

„Und Du sagst, da sei keine Gefahr, kein Grund zum Feuern. Errätst Du nicht, wer das Mädchen ist?"

„Ich kenne sie nicht."

Digitized by Google

„Nun, ich meine, von solcher Schönheit ist nur ein Mädchen in Syrakus. Graziella Mariani ist's, des Präfekten Nichte."

„Des Präfekten Nichte?"

„Schweig still, da geht Marco jetzt zu ihr zurück. Beim Teufel, sie entwischt uns — dort auf das Gehöft zu. Ich nehm' es auf mich — wir sind verraten!"

Bei diesen letzten Worten hatte er das Gewehr an die Backe gerissen — dem Marco gilt's — dem Schurken! Ein Blitz, ein Knall! Bei der Gruppe drüben ein Schmerzensschrei, das Wanken einer der beiden Gestalten — dann ein Stöhnen und darauf Stille. Die Kugel war fehlgegangen, Marco war unversehrt — Graziella lag in ihrem Blute.

Marco versuchte sie aufzurichten, doch sie sank wieder zu Boden.

„Wo seid Ihr verwundet?"

„Hier in der Herzgegend."

„Hier dürft Ihr nicht bleiben, Signorina, ich trag' Euch in das Gehöft."

„Thut das, Marco, aber rasch, rasch, es eilt — des Capitanos Leben steht auf dem Spiel."

Marco hob das Mädchen auf und trug sie wie ein Kind davon.

Ein neuer Schuß krachte, hart an den beiden pfiff die Kugel vorüber.

Da eilte vom Gehöft her eine Patrouille Bersaglieri im Laufschritt heran.

Ein Halt! scholl Marco entgegen, und gleich darauf war er von der Patrouille umgeben, von deren Führer wegen der Schüsse befragt.

Marco wies die Richtung, woher dieselben gekommen.

Die Patrouille wollte weiter stürmen.

„Nur eine Sekunde noch bleibt, Korporal, hört mich — auch Ihr, Marco, hört auf meine Worte," sagte Graziella mit matter Stimme.

„Ich bitt' Euch, rasch, Signorina, denn die Verfolgung — der Capitano wartet auf Meldung."

„Euer Capitano ist Conte Trepardi?"

„Ja, Signorina."

„So hört: Gegen den Grafen ist für die Nacht ein Anschlag von den Briganten vorbereitet. Lebend oder tot soll eine Bande ihn den Ihrigen einliefern. Ich kam, ihn zu retten. Wird der Anschlag entdeckt, so soll er von einem in dem Gehöft befindlichen, als Knecht verkleideten Briganten meuchlings ermordet werden."

Von der Kunde erregt und erschrocken, stand der Korporal eine Weile, dann aber befahl er, sich zu seinen Leuten wendend, fest und kurz:

„Du, Gargallo, eilst so rasch, als Deine Füße Dich zu tragen vermögen, in das Gehöft zurück und meldest das Gehörte dem Capitano — fort! Du, Saverio, begleitest den Schiffer und die Signorina, und ihr anderen mit mir, dem Gesindel auf die Spur."

Eilenden Schrittes trug Marco Graziella weiter gegen das Gehöft zu.

„Die Brigantenkugel hat mir gegolten — und Euch, Signorina, streckte sie nieder," sprach Marco im Tone des Mitleids.

Digitized by Google

„Das ist gerecht, denn um meinetwillen setztet Ihr in dieser Sturmnacht Euer Leben aufs Spiel."

„Die Madonna errette Euer junges Leben."

„Es liegt in Gottes Hand — und wenn ich's lassen müßte, so habe ich damit ein anderes, ein teureres errettet. Aber Gott wird mir meine That belohnen und mich nicht sterben lassen, jetzt nicht — es wäre allzu hart."

Ihr Haupt sank auf Marcos Schulter. Dieser fühlte, wie ein Schauer den Körper des Mädchens durchzuckte.

Das Gehöft war im Dunkel leuchtend in Sicht.

„Graziella! Graziella!"

Es war des Grafen Stimme.

Graziella hob den Kopf, doch gleich sank ihr Haupt wieder zurück.

V.

Der Anschlag auf Trepardi war durch Graziella Marianis heldenmütige That vereitelt worden. Die Sicherungsmaßregeln, welche infolge der Enthüllung des geplanten Ueberfalls von den Truppen getroffen wurden, hatten den Briganten jede Aussicht auf Erfolg benommen, und als die verwegene Schar trotzdem versuchte, in einzelnen kleinen Schleichpatrouillen durch die Postenkette hindurchzukommen, wurden sie zum Teil abgefangen, zum Teil mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Der zum Meuchelmörder ausersehen gewesene Räuber, der, als Campagnard verkleidet, sich in das Gehöft eingeschlichen hatte, war, mit einem Revolver bewaffnet, auf dem Heuboden der Scheune aufgefunden und bereits standrechtlich erschossen worden.

Der Stabsarzt, welcher der Truppenabteilung auf ihrem Streifzuge mitgegeben war, hatte Graziella sofort nach ihrer Einbringung ins Gehöft untersucht und verbunden. Die Kugel war in die Brust gedrungen. Die Wunde war tödlich.

Trepardi hatte eine Reiterpatrouille nach Syrakus gesandt, den in der Chirurgie hervorragenden Hausarzt des Präfekten herbeizuholen, und saß jetzt in dürftiger Bauernstube allein an Graziellas Lager. Marco hatte ihm seine Dienste angeboten und hielt sich mit des Grafen Diener, etwaiger Aufträge gewärtig, in der Nebenkammer auf.

Es ist zwei Uhr nachts.

Graziella liegt mit geschlossenen Augen; kaum merklich hebt sich und senkt sich ihr Busen. Auf dem Tisch mit Verbandzeug brennt ein trübes Licht, die Kammer notdürftig erhellend.

Von draußen her klingt noch immer das Brausen und Dröhnen der Brandung, oft gleich dem Donner schwerer Geschütze erschallend, und noch immer wütete heulend der Sturmwind. Aber im Osten, am Horizonte, schimmern Sterne auf einem Himmelsstreifen, der sich licht und freundlich von dem schwarzen Sturmgewölk abhebt, sich allmälich erweitert und dem kommenden Morgen den Sieg über die finstern Gewalten des Nachtsturms verheißt. Trepardi ist in

Digitized by Google

feldmäßiger Ausrüstung, außer dem Säbel mit dem Revolver bewaffnet, bereit, von dem Lager der Geliebten hinwegzueilen, sofern seine Pflicht ihn als Befehlshaber der Kolonne von neuem rufen sollte. Der malerische, von den langen dunklen Federn überwallte Bersaglierihut liegt zur Seite. Er sitzt jetzt vornüber geneigt, mit verschlungenen Händen und schaut unverwandt auf das liebe bleiche Gesicht seiner Graziella. In strahlender Jugendfrische und Schönheit hatten diese holden Züge geleuchtet, als er Syrakus verlassen, und jetzt! — Er bedeckte plötzlich sein Gesicht mit beiden Händen, deren linke am Handgelenk den Verband des erlittenen Streifschusses zeigte. Geraume Zeit verharrte er so mit auf den Knieen aufgestützten Ellenbogen, und als er die Hände jetzt wieder sinken läßt und gefaltet zwischen den Knieen hält, da rollte Thräne auf Thräne über sein schmerzbewegtes Gesicht. Plötzlich sank er vor dem Lager auf die Kniee nieder, umfaßte Graziellas herabhängende Hand, preßte seine Stirn darauf. Sie gewahrt und empfindet nichts von dem. ihre Besinnung ist geschwunden.

Ein schauerlich ernstes Brautbett, das da das flackernde Licht der Talgkerze bescheint. Auf dem Lager die in der Ohnmacht der Todeswunde bleich und still ruhende Braut, zu Füßen derselben der Geliebte, in leisem Schluchzen erbebend, darniedergeschmettert von furchtbarem, unbeschreiblichem Schmerze . . .

Lange lag Trepardi so mit vom Weh durchwühltem Herzen. Die Zeit verrann, die Vorboten des Morgens rückten näher — breiter und immer breiter ward jener lichte Streifen am Horizonte, und schon färbten sich die Wolkenberge fern im Osten mit rötlich-violettem Schimmer. Es verringerte sich des Sturmwinds tobende Gewalt, in einzelnen Stößen fuhr er nunmehr dahin, die aber stetig an Kraft verloren. Nur das Meer wütete noch immer in derselben Wildheit fort, noch immer zogen die schwarzen, dunklen Wellenmauern gewaltig und drohend einher, mit brüllendem Getöse am Felsenufer zerschellend: ein Donnern und Dröhnen fort und fort.

„Graziella, mein alles, mein ganzes Glück, o, geh nicht von mir!“

Welch unermeßliche Liebe, gemischt mit unsagbarer Trauer, klang aus diesen Worten des unglücklichen Mannes! Doch sie verhallten an den kahlen Wänden der Kammer, das geliebte Mädchen vernahm sie nicht: ohne Regung, wie leblos, lag Graziella.

Trepardi sah auf; fast wirren Blickes schaute er um sich. Plötzlich erhob er sich und trat zum Fenster.

„Hast du kein Erbarmen, du, Gott der Welten,“ so fuhr es ihm durch den Sinn, während er finstern Ausdrucks auf die brüllende See hinausblickte. „Kein Erbarmen! Willst du mein heißes Flehen nicht erhören — meiner Graziella große, heldenhafte That mit dem Tod belohnen? Das herrlichste Geschöpf, das die Natur gebildet, leuchtend in der Schönheit Pracht, erhaben durch den Adel einer hohen, reinen Seele, einen Engel an rührender Güte und aufopfernde Liebe willst Du zertreten, während tausende nichtige vergängliche Menschen glücklich werden und glücklich machen. — Doch, was red' ich hier — du zerstörst mit deinen Elementen achtlos, als wären sie ein Nichts, ganze Städte, weite Fluren,

Digitized by Google

sei's durch des Meeres furchtbare Gewalt, sei's durch des Aetna oder Vesuves Flammenströme, sei's durch die feigen Tücken der unterirdischen Kräfte. Und ist das Zerstörungswerk geschehen, so lacht die Sonne mitleidlos über all die Greuel, sprießen Blumen aus dem Schutte; es grünt und blühet die Natur in kaltem Selbstgefallen, als wäre nichts geschehen!

„Doch, hab' ich nicht recht: dort zieht die Sonnenkugel jetzt in majestätischem Glanze, leuchtend und strahlend herauf, alles vergoldend, als könne dieser neue Tag nur Lust und Freude umfassen. Und doch liegt dort die schönste Blume, durch ein grausames Geschick geknickt, sterbend am Boden — ist hier ein Lebensglück zerschnitten, ein Glück, das noch im Tode zu dir um Erbarmen schreit — doch umsonst, du lachst und höhnst und willst nicht sehen, verhöhnest mit deinem gleißnerischen Glanze mich. — So lach' auch ich und spotte deiner. Mich schreckst du nicht, denn zertrümmerst du kalt und achtlos jenes geliebte Leben dort, so hat für mich das Leben, das mir nur die Natur geschenkt, das hohe Streben, dem ich Narr gedient, keinen Zweck und der Tod keine Schrecken mehr, Haß und Verachtung nur sollen zum Ende dann mich erfüllen!"

Er hob die Hände und preßte sie vor Stirn und Augen, als wollte er den Glanz und die Herrlichkeit der aufsteigenden Sonne nicht mehr sehen, als wollte er die wilden Gedanken, die ihn durchströmten, niederhalten.

„Agosto!" klang da matt und leise Graziellas Stimme durch die Kammer, deren Raum jetzt durch einen Strahl des Morgenrots mit warmem, purpurnem Farbenton überhaucht war.

„Agosto!"

„Graziella!"

Trepardi flog zum Lager, davor niedersinkend und in das vom Morgenrot überstrahlte geliebte Antlitz blickend.

„Leb wohl, Agosto, heißgeliebter!"

„Du darfst nicht von mir gehen, Graziella! — O, ist denn kein Erbarmen?"

„Die Scheidestunde naht — ich fühl's, es schwinden meine Kräfte — nur eine kurze Spanne Zeit noch bin ich Dein!"

„Wenn Du, Graziella, mir entrissen würdest, so schwindet meines Lebens Lust, meines Daseins guter Stern mit Dir."

„O, laß Dir Deine Seele mit dem hohen Fluge nicht von Verachtung, Haß und Bitterkeit umnachten. Versprich Deiner Graziella dies."

„Wenn der Zauber Deiner holden Schönheit, der Einfluß Deiner Engelsseele mir entrückt sein würde, was blieb' mir anderes als finstere Nacht, als bittere Verzweiflung!"

„Agosto!"

„Der erwärmende Lichtstrahl, der sich von Dir, von unserer großen Liebe sänftigend über mich ergoß, wäre für immer von mir genommen; ich blieb' allein in dieser Welt, wo Trug und Frechheit, Schmeichelei und Selbstsucht mit gemeiner Mittelmäßigkeit im Bunde herrschen. Und wenn Gerechtigkeit in dieser Welt,

Digitized by Google

warum gerade mir des herrlichsten jungen Weibes Schönheit, das hohe Besitztum ihrer großen, erhabenen und heldenhaften Liebe rauben, mir, der ich strebe, nach Hohem ringe?"

Graziella legte ihm die Hand aufs Haupt. Wie ihm das wohl that; die liebe Hand beruhigte das Wogen seines wild erregten Innern. Ihrer beiden Blicke ruhten in einander. O, daß er solches Wesen verlieren sollte, der Schmerz übermannte ihn und heiße Thränen entquollen seinen Augen, während diese unverwandt an den wie verklärten Zügen Graziellas hafteten.

„Dem großen Gott sei es viel tausendmal gedankt, daß mir noch ein Abschiedswort an Dich vergönnt ist. Verzweifle nicht, Agosto, unsere Liebe bleibet ewig, für sie gibt es keinen Tod, wir werden uns wiederfinden, befreit von den irdischen Fesseln, losgelöst von allem Jammer; glaube mir, Geliebter, ich seh's voraus, in lichter Ferne schwebt mein Geist."

„Graziella, schone Dich, ruhe, sprich nicht weiter."

„Ich fühle keine Schwäche in diesem Augenblick, es ist mir, als kehre noch einmal alle Lebenskraft zurück, was als letzten Gedanken Dir zu sagen, einem Vermächtnis gleich, ich auf dem Herzen habe."

Wie anbetend, durchschauert von nie gefühlter heiliger Andacht, blickte Trepardi in Graziellas fast überirdisch schöne Züge, in die großen Augen, welche in wunderbarem Glanze strahlten.

„Strebe und ringe weiter, Agosto, verharre in der Arbeit, im Dienste der Kunst, welche Dir verliehen. Gedenke Dein ganzes Leben lang der Worte Deiner Graziella, die Dich liebt, mehr als ihr Leben! In Deiner Kunst suche Trost; verbittere nicht, sondern arbeite auf diesem edelsten Gebiete des Menschengeistes. Das, Agosto, gelobe mir, hier in die Hand, als Lohn dafür, daß ich alles für Dich dahingegeben."

Trepardi erhob sich, legte seine Rechte in die ihrige und sagte wie im Schwure:

„Ich gelobe Dir's, Graziella."

„Heißen Dank dir, großer Gott! So wird, was ich gethan, reiche, schöne Früchte tragen. Alles seh' ich im Geiste klar voraus, als stände es körperlich vor meinem Auge. Du wirst, nachdem dieser Guerillakrieg vorüber, das Schwert von Dir legen und erst wieder zu ihm greifen, wenn das gefährdete Vaterland Dich rufen sollte. Schon jetzt klingt Dein Name in Deinen ins Volk gedrungenen Liedern durch ganz Italien, und nicht allzu fern ist die Zeit, da die Vollkraft Deines Genius, der hohe Adel Deiner Kunst auch von denen wird erkannt werden müssen, welche Dich zu verkleinern suchten, weil Deine Eigenart besondere Wege wandelt, dem vergänglichen Geschmack der Zeit nicht schmeichelt, dem herrschenden Urteil sich nicht beugt."

„Halt ein, Graziella, nie wird den Lorbeer, den Du mir zeigst, ein Mann erringen, der nur der Kunst, nur dem Edlen und der Wahrheit dient, schnöde Erbärmlichkeit verachtet, allem eitlem Phrasentum und falschem Ehrgeiz den Fuß auf den Nacken setzt."

Digitized by Google

„Verzweifle nicht, Geliebter. Noch kennt die Welt nur Deine Lieder, die aller Begeiferung zum Trotze Italien im Sturm sich erobert, von den großen Werken aber, die Du planst, die in hoher Kraft und Schönheit sich in Dir gestalten, schon in Dir tönen, weiß sie noch nichts. In ihnen wird sich Dein Genius, das Gewaltige Deiner Natur, Dein Kunstideal sich so offenbaren, wie dies bis jetzt vielleicht nur von mir allein herausgefühlt wird. Vielfach wurdest Du gequält, unrecht beurteilt, verkannt und achtlos in den Hintergrund gedrängt; doch räche Dich nicht mit Bitterkeit und einsamer Verachtung, sondern damit, daß Du durch Deine Werke Agosto Trepardis Name unsterblich machst. Gedenke Deines Schwurs, den Du mir geleistet!"

„Ich denke an ihn, so lange ich Dein gedenke!"

Graziella hatte sich bei ihren letzten Worten aufgerichtet — nun sank sie in das Kissen zurück, noch immer überstrahlt von der Herrlichkeit des Morgenrots. Geschlossenen Auges lag sie wieder, doch mit einem seligen Lächeln um den süßen Mund. Die Gewandung war über die eine Schulter weit herabgeglitten und hatte die herrlichen, vollendet schönen Formen frei enthüllt.

Trepardis Blick hing an der engelgleichen Schönheit, die sich seinem trunkenen Auge bot.

Heißes Verlangen, in solcher Stärke nie empfundene Wonnen, die ihn durchstürmten, stritten sich mit herbem Weh, mit sichtbarem Leid und Kummer, mit der Raserei des Schmerzes. Das Urbild alles Schönen, des holden Liebreizes, der ewig reinen Anmut, erschien sie ihm, schön wie ein Traum und doch voll berauschenden, warmen Lebens.

Trepardi breitete die Arme aus, Graziella hob die Lider — ein Strahl heißer Liebe der schönen Augen umfaßte ihn — und im nächsten Augenblick hielten sie sich umschlungen, Lippe auf Lippe gepreßt ...

Das war ein Augenblick voll seligen Vergessens, von dem ein großer Dichter singt:

„Um deiner Wonnen, holder Augenblick,
Wohl lohnt sich's, lange Zeiten
Des Daseins Bitterkeiten
Zu tragen, und noch einmal nach dem Tode
Kehrt' ich zurück ins Leben,
Wo alles Leides Fülle mich durchschauert,
Um neu den Lauf nach solchem Ziel zu wagen!"

In voller Pracht war der Morgen aufgegangen. Zersprengt und überhaucht vom rosigen Licht des jungen Tages, verzogen sich die Wolken, dem lichten Blau des Aethers nunmehr zum Schmucke dienend. Nichts erinnerte mehr an den Sturm der vergangenen Nacht als die hochgehende See und ihre wilde Brandung. Jenseits der Bucht lag Syrakus, vom purpurnen Licht des Frührots überflutet, und dahinter auf dem Festland in derselben farbenprächtigen Beleuchtung das weite Ruinenfeld der Paläste und Tempel, der Theater und Bäder aus der griechischen und römischen Blütezeit dieser einstigen an Umfang wie Pracht hervorragenden Weltstadt. Weiter im Norden die Linien der schönheit-

Digitized by Google

reichsten Bucht, und im fernsten Hintergrunde als unvergleichlich schöner Abschluß die gigantische Pyramide des schneeigen Aetna in wunderbarem Glanz der Morgensonne.

Ein Luftzug schlug die Fensterflügel, welche Trepardi vorhin halb geöffnet, vollends zurück, so daß jetzt der würzige Hauch des Morgens voll in die Kammer strömte. Draußen am Strande ordneten Fischer ihre Netze; einer derselben begann zu singen.

Graziella löste sich halb aus Trepardis Armen und horchte hinaus, das Auge über die Schönheit des Morgens gleiten lassend. Hohe begeisterte Freude strahlte aus ihrem Antlitz.

„Hörst Du Dein Lied, Agosto? Hörst Du mein Lieblingslied: „l'Amore" hier im äußersten Süden unseres Vaterlandes, weittönend aus dem Herzen des Volkes?"

„Und Dein Name, Graziella, Deine Schönheit, die mir mein Herz entflammte, Dein engelgleiches Wesen, die Heldenthat der Liebe, die Du vollbrachtest, seien unsterblich, so lange in Italien meine Lieder klingen werden!"

Graziella war zurückgesunken. Ein beglücktes Lächeln spielte um ihre Lippen, der Hauch der Verklärung lag wie ein Götterstrahl von oben auf den wunderholden Zügen.

Er küßte sie.

„Meine Liebe, Graziella, bleibt Dein auf ewig."

„Leb wohl, Geliebter, auf Wiedersehen!"

Graziella war nicht mehr. Ihre Seele war entschwebt. — — —

Schritte und Stimmen ließen draußen sich vernehmen. Noch einen Kuß, den letzten für dieses Leben auf die erkaltenden Lippen, und nun erhob sich Trepardi als ein einsamer Mann, das glühend heiße Herz nach kurzem, wonnevollem Frühling in Eis verwandelt.

*

Einige Wochen später klang ein neues Lied des Grafen Trepardi durch Italien. Am Fuße der Alpen wie in den Thälern der Apenninen, zu Füßen des Vesuvs wie in den Ufergefilden des Aetna, allüberall ward es gesungen. Selten war ein Lied von solch ergreifender Schönheit durch die sangreichen, sonnigen italischen Lande getönt, aller, auch der Rohesten Herzen erobernd. Der Name des wohl ferne Zeiten überdauernden Volksliedes war: „Graziella Mariani".

Digitized by Google

Nationalsünden.

II.

Die Eitelkeitspflege.

Von

Dr. F. v. Schulte in Bonn.

Der Kenner unserer deutschen Zustände kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß es kaum möglich ist, das Aeußerliche mehr zu kultiviren, als es geschieht, die Eitelkeit im Nachäffen des Fremden, im Kopiren der Gewohnheiten von „höheren" Gesellschaftskreisen weiter zu treiben. Die Pariser Mode bleibt maßgebend für die Frauenwelt, mag sie auch noch so lächerlich und absurd sein wie vor Jahren die Krinoline und heute andere Dinge. Es kommt auch heute noch vor, daß die Damen nach Paris reisen, lediglich um sich dort Kleider und so weiter zu kaufen; wie viele Kaufleute wissen noch jetzt nichts Höheres zur Empfehlung ihrer Waren anzuführen als „echt französischer, englischer Stoff". Und damit können sie auch in jenen industriellen Kreisen ankommen, welche für ihre Artikel längst die Ueberlegenheit des Auslandes beseitigt haben. Selbstverständlich ist der fremde Schliff notwendig. Die Töchter müssen einige Zeit von Hause fort, damit sie als Backfische aus den Augen verschwinden und als fertige Damen mit siebenzehn oder achtzehn Jahren in die Gesellschaft eingeführt werden. Natürlich imponirt's am meisten, wenn das Fräulein in einem belgischen oder schweizerisch-französischen Pensionate oder auch in einem holländischen Nonnenkloster mit französischer Umgangssprache ein Jahr oder noch länger zugebracht hat. Sie spricht dann französisch, englisch und so weiter. In den meisten Fällen ist der Nutzen nicht groß, einige Jahre ohne Uebung lassen die Fertigkeit bald verschwinden, aber die Liebe zum Fremden bleibt; gerade in dem Alter, wo das Mädchen unter der Mutter Obhut sich zur einstigen Hausfrau ausbilden sollte, lernt's leichte Unterhaltung, leichte Lektüre und andere Dinge als Lebensaufgabe erfassen. Nationaler Sinn wird dadurch nicht erweckt und gestärkt. Niemand wird gegen das Erlernen fremder Sprachen an sich etwas sagen, aber welchen Nutzen es hat, daß sehr viele Mädchen mit Französisch und Englisch geplagt werden, die kaum in die Lage kommen, Gebrauch davon zu machen, ist nicht abzusehen. Und jedenfalls sollte das Deutsche obenan stehen. Es darf einen wahrlich schmerzen, wenn man Damen flüssig französisch und englisch reden, beim Deutschsprechen aber womöglich in jeder Minute die ärgsten Schnitzer machen hört. Wir wollen keineswegs loben, daß der Engländer und Franzose als selbstverständlich annimmt, daß er mit seiner Sprache überall durchkomme. Aber ein stolzes, patriotisches Gefühl liegt darin; der Engländer kümmert sich nicht darum, daß man ihn auf den ersten Blick erkennt, er bleibt bei seinen Sitten. Aber der Deutsche äfft am liebsten nach und ist glücklich,

Digitized by Google

wenn er einem Franzosen, Engländer den Beweis liefern kann, daß er seine Sprache spricht. Für den Geschäftsmann ist das natürlich, für jeden andern nicht. Der Deutsche, der in Frankreich oder England und so weiter reist, ist übel daran, wenn er die Landessprache nicht kann, in Deutschland richtet man wo möglich den ganzen Ton in den Gasthöfen darauf ein, es den Engländern mundgerecht zu machen, obwohl die große Mehrzahl der reisenden Engländer keineswegs zur „distinguirten" Gesellschaft gehört. Aber das ist nun einmal nicht anders. Selbst das Nationalgefühl muß der Vorliebe zum Fremden, die auf Eitelkeit ruht, Platz machen.

Mehr und mehr scheint sich unser häusliches Leben nach fremdem Muster zu gestalten und in den Kreisen der großen bürgerlichen Bevölkerung die eitle Nachäffung der fremden und der höfischen Sitten Platz zu greifen. Die ganzen Verhältnisse in Deutschland sind seit alter Zeit so geregelt, daß um 12 oder 1 das Mittagsmahl, um 7 oder 8 die Abendmahlzeit eingenommen wurde. Wenn in einzelnen Städten, zum Beispiel Hamburg, Bremen, in einem verhältnismäßig kleinen Kreise die Geschäfte um 4 oder 5 Uhr geschlossen werden, das Mittagessen also auf eine späte Stunde verlegt wird, hängt das mit dem Geschäftsverkehr zusammen. Jetzt aber haben da und dort viele Familien, die gewöhnlich um 1 Uhr speisen, angefangen, bei Einladungen die Stunde auf 5 oder 6 Uhr festzusetzen. Hat eine solche Störung der Hausordnung einen Sinn? Aber der A macht's dem B nach. Die Abendgesellschaften fangen dann selbstredend nicht vor 8 Uhr an, das Essen im besten Falle um halb 9, nach der letzten Speise empfiehlt man sich bald und geht 11 Uhr oder später nach Hause. Diese Ordnung paßt für Kreise und Gegenden, wo man morgens spät aufsteht, das ganze Leben darauf zugeschnitten ist. Vor etwa zwölf Jahren kam plötzlich die Mode in gewissen hohen Kreisen auf, beim Handgeben den rechten Arm zum spitzesten Dreieck zu gestalten. Sofort äffte der eitle Troß dies nach und noch heute glaubt eine Masse dadurch etwas Vornehmes kund zu geben.

Vor vierzig, ja noch vor dreißig Jahren war das gesellschaftliche Leben auch in den reichsten bürgerlichen Familien einfach und solide. Heute hält man es für nicht vornehm, nur ein halbes Dutzend guter Bekannten zu Mittag oder zu Abend bei sich zu sehen, bei guter Kost und einem Glase guten Weines sich wirklich zu unterhalten. Jetzt muß man „empfangen", Abfütterungsgesellschaften geben, 20, 30 und mehr zu Diners, 40 bis 100 zu Abendgesellschaften laden, mögen auch die Räume nur für die Hälfte reichen. Man will eben auf großem Fuße leben, und da muß man es mit wenigen Gesellschaften oder gar einer abmachen.

Für eine Reihe von reichen Kaufleuten, Industriellen und andere gibt's nichts Höheres, als den Fürsten X, Grafen Y, die „hohen" Beamten zu Tische laden zu können. Welche Wonne, daß in den Tagesblättern alsdann berichtet wird, auf dem Essen bei Herrn und Frau Soundso waren erschienen A, B, C und die „Spitzen" der Militär- und Zivilbehörden. Wer sich nicht zu scheuen braucht, für ein Essen 500 und mehr Mark auszugeben, kann leicht hochadelige

Digitized by Google

Gäste bewirten. Glaubt aber ein Geldprotze, daß er in diesen Kreisen etwas anderes bewirke, als daß man sich über ihn lustig mache, daß der Servilismus, die Kriecherei, die Sucht, zu glänzen und dick zu thun, bei der wirklich guten und vornehmen Gesellschaft etwas anderes als Kopfschütteln und Mißachtung erzeuge, so ist er sehr im Irrtum. Man weiß nur zu gut, daß Streber und Kriecher die Fahne nach dem Winde drehen. Und wenn dann bei solchen Gelegenheiten ein Patriotismus der Phrase entwickelt wird, der keine Grenze kennt, so stellt sich zu leicht das Gefühl der Nebenabsicht ein. Eitelkeit ist die Haupttriebfeder dafür, daß viele, sehr viele Leute aus allen Kreisen über ihre Verhältnisse leben. Nicht um einen Tadel echter geselliger Freuden kann es sich handeln, nein, nur darum sollte es jedem, der Selbstgefühl besitzt, zu thun sein, daß er in seiner Sphäre bleibe, daß er sich nicht selbst lächerlich mache, daß er als wahrer deutscher Mann durch das sich auszeichnen wolle, was ihn zieren kann: Einfachheit, Gediegenheit, Wahrheit in allen Dingen.

Eitelkeit treibt zahllose Eltern, ihre Kinder Dinge lernen zu lassen, für die sie keine Anlage haben. Womöglich jedes Mädchen muß Klavier klimpern, malen lernen, auch singen. Es ist ohrenzerreißend, im Sommer in manchen Orten die künstlerischen Musikleistungen der bei offenen Fenstern übenden Schönen zu hören.

Es wäre wunderbar, falls die Eitelkeit nicht auch dahin strebte, die eigene Person mit einem Nimbus zu umgeben, der sich durch Zusätze zum Namen oder durch Abzeichen kund gibt. In alter Zeit blieb jeder bei seinem Namen, nur der Beamte hatte den dem Amte genau entsprechenden Titel. Abzeichen trug nur der Büttel, der Richter, der Fürst bei feierlichen Gelegenheiten, der Ordensritter und so weiter. Heute ist's anders. Man schafft sie sich zunächst selbst. Der Bäcker, Metzger und so weiter, der sich zur Ruhe gesetzt hat, wird „Rentner", „Privatier"; dieser Titel, „Hausbesitzer", „Gutsbesitzer" ziert die Karte, steht bei allen Familienanzeigen in den öffentlichen Blättern. Wer einen Verein leitet, wird „Direktor" oder „Präsident", der Leiter des Geschäfts einer Fabrik oder Aktiengesellschaft wird „Generaldirektor". Alle diese Titel werden nicht etwa bloß im Geschäftsverkehr, sondern stets gebraucht, für den Mann und die Frau, sie sind soziale Auszeichnungen. Mit großer Sorgfalt muß man sich hüten, einen solchen Titel zu vergessen. Das hat zu einer Unsitte geführt, welche in Deutschland allein herrscht, zu den prunkenden Adressen auf Briefumschlägen und zu den Anreden in Briefen, Eingaben und dergleichen. Hat es einen Sinn, auf Briefumschlägen Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren und dergleichen oder gar Ritter des und des Ordens zu schreiben? Der Empfänger kennt seinen Titel, der Briefträger sieht nur auf den Namen und die Wohnung, diese anzugeben genügt. Und wozu in den Briefen oder Eingaben diese Dinge. Es herrscht die Unsitte in den meisten deutschen Staaten, daß nicht schlechtweg alle Eingaben an die Behörde geleitet werden ohne jede weitere Bemerkung. Welchen Sinn hat das „ergebenst", „ganz ergebenst", „gehorsamst", „ganz gehorsamst", „gehorsamster" und dergleichen? Man erinnere sich, wie bisweilen die öffentlichen

Digitized by Google

Blätter über die entsetzliche That berichteten, daß einer Behörde gegenüber nicht „gehorsamst" gebraucht war. Diese Dinge kosten überflüssig Papier, Tinte und Zeit. Von oben herab sollte ein striktes Verbot ergehen. Der einzelne kann nicht dagegen ankämpfen, er muß die Redensarten brauchen. Phrasen sind's, sonst nichts: denn wenn man den Adressaten nicht „hochschätzt", „hochachtet", „verehrt", es aber schreibt, begeht man eine Unwahrheit. Hat es einen vernünftigen Sinn, alle Eingaben an „höhere" Behörden halbbrüchig zu schreiben, Anreden zu machen wie „Hochzuverehrender Herr Präsident! Ew. Hochwohlgeboren", „Hochzuverehrender Herr Staatsminister", „Hochzuverehrender, hochgebietender Herr Staatsminister! Ew. Excellenz" und dergleichen? Ist eine Stempelgebühr vorgeschrieben, so hat der Fiskus Nutzen, wenn möglichst wenig auf die Seite geht, wo nicht, keinen, weil der Angeredete recht gut weiß, daß er der „Chef" ist. Wahrer, einfacher und besser würde der Schriftverkehr, wenn man diese Dinge abschaffte, die Würde des Amts würde nicht leiden.

Eine ans Komische streifende Eitelkeit läßt seit einem Dezennium die Sitte oder Unsitte aufkommen, daß Männer den Familiennamen der Frau dem ihrigen zusetzen. Wenn das zum Beispiel beim Uebergange eines Fideikommisses oder Adelstitels mit staatlicher beziehungsweise landesherrlicher Bewilligung geschieht, hat es einen guten Sinn. Man begreift auch, daß Schauspielerinnen und Sängerinnen ihren Namen zusetzen, zumal sie häufig bekannter sind als der Eheherr. Aber pure Eitelkeit ist's, wenn der Frauen- oder Muttername zugesetzt wird, weil er vielleicht bekannter ist und dadurch die reiche Frau konstatirt wird. In einem solchen Zusatze liegt zweifellos auch eine Aenderung des Namens, welche zum Beispiel in Preußen nicht ohne Genehmigung der Regierung stattfinden darf.

Bei der Sucht, äußerlich sich auszuzeichnen, müßte es wundernehmen, wenn nicht auch die Staaten derselben Rechnung dadurch trügen, daß sie Titel und Abzeichen schüfen, welche dem einzelnen, wenn ihn das freut, das Gefühl besonderer Befriedigung verschaffen können, indem er sich entweder anderen gegenüber gehoben oder doch gleichstehend fühlt.

Die alten Ritterorden sind bekanntlich allmälich, zuletzt durch die Säkularisation bis auf den Deutschen Ritterorden und den „Souveränen Orden des hl. Johannes von Jerusalem" (Malteserorden) verschwunden. Diese beiden haben für Deutschland keine Bedeutung mehr, die Johanniter Ballei Brandenburg ist 1852 wieder hergestellt (sie war 1811 aufgelöst) und ein preußischer Prinz auf königliche Ernennung „Herrenmeister", auf dessen Vorschlag der König die Genehmigung zur Annahme der Ordenszeichen beziehungsweise Grade erteilt. Mitglieder des Deutschen und Malteserordens können nur adelige Katholiken mit bestimmter Ahnenzahl werden, die wirklichen legen die Ordensgelübde ab; zu bloßen Ehrenrittern werden adelige Katholiken gemacht, welche in Deutschland die Genehmigung des Landesherrn wie bei jedem fremden Orden nötig haben. Der bayrische Hubertusorden wird auch nur an Adelige, der bayrische St. Georgsorden nur an katholische Adelige verliehen, und zwar, wie der Malteserorden, nur an alte, während der preußische Johanniter auch neuen gegeben wird.

Digitized by Google

Abgesehen von den Leistungen bilden diese Orden praktisch nur Adelszeichen, kommen mithin nur für eine geringe Zahl in Betracht. Der preußische Schwarze Adlerorden ist statutenmäßig auch für den Adel bestimmt, ein damit begnadeter Bürgerlicher wird in den Adel erhoben (zum Beispiel die früheren Minister Friedberg und Maybach), die Verleihung dieses Ordens geht in allen Fällen nur spontan vom Könige aus, ist also der Streberei entzogen. Wenn in einem Staate die Verleihung eines Ordens ohne Anregung lediglich vom Landesherrn (Regenten) ausgeht, hat das einen guten Grund, welcher sich jeder Kritik entzieht. In der großen Mehrzahl der Ordensverleihungen bietet ein Antrag oder Vorschlag der höheren beziehungsweise höchsten Zivilbehörden die Veranlassung. Bezüglich der Offiziere ist der oberste Kriegsherr in einer viel besseren Lage als bezüglich der Beamten, weil er durch seine Inspektionen, auf Manövern und so weiter sich ein eigenes Urteil bilden kann. Es entziehen sich damit die an Offiziere verliehenen Orden jeder Betrachtung. Anders steht es mit den Beamten und Zivilisten überhaupt. Der Landesherr kann unmöglich, wenn man von den 6 Bundesstaaten unter Hunderttausend, den 7 unter vierhunderttausend, dem einen über wenig mehr als hunderttausend absieht, die Thätigkeit und Verdienstlichkeit aller Beamten, noch weniger die Würdigkeit der Unterbeamten und gar der Privatpersonen kennen und beurteilen, er ist nur bezüglich der unmittelbar mit ihm in Berührung kommenden, bezüglich anderer nur aus besonderen Gründen in der Lage, selbst zu urteilen. Hieraus folgt, daß regelmäßig für die Auszeichnung die Verantwortlichkeit einen Minister oder, da in den großen oder größeren Staaten und bei dem häufigen Wechsel auch die Minister nicht in der Lage sind, die Tausende von Beamten, die Hunderttausende von Privaten genau zu kennen, einen Amtsvorsteher trifft, daß somit die Auszeichnungen in den größeren Staaten regelmäßig herbeigeführt werden durch die Vorschläge der Vorstände von Mittel- und Unterbehörden. Alsdann muß die erstvorschlagende Behörde auch wieder sich auf ein anderes Urteil häufig verlassen. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen die Sucht nach Auszeichnung reiche Nahrung findet. Wer eine solche begehrt, muß sich den vorschlagenden Herrn zum Gönner machen. Mittel dazu gibt's genug, das beste ist die öffentliche Bethätigung patriotischen, monarchischen Sinnes. Wer Geld genug besitzt, um Tausende zu wohlthätigen, patriotischen, kommunalen Zwecken zu geben, verdient eine Auszeichnung, natürlich muß er sich hüten, die Absicht merken zu lassen, es sei denn, daß er mit dem betreffenden Herrn gut genug steht, vielleicht auch seinem Rate folgt, oder daß es auch angebracht ist, um die Auszeichnung zu bitten mit Hervorhebung der Verdienste um das Gemeinwohl und dergleichen. Es wird niemand in den Sinn kommen, die hochherzigen Schöpfer von großen Stiftungen und so weiter als von solchen Absichten geleitet anzunehmen, das ist in manchen Fällen schon durch die Umstände ausgeschlossen; es ist auch unzweifelhaft, daß solche Schenkungen und Stiftungen ohne jedes Zuthun die Veranlassung bieten, eine Auszeichnung zu beantragen. Aber gerade weil das der Fall ist, kann man durch sie das gewünschte Ziel erreichen. Der Wert, welchen

Digitized by Google

man auf Abzeichen legt, ist aus fast jeder Zeitungsnummer ersichtlich, in der Todesanzeigen stehen mit: „Ritter des Ordens so und so", „Ritter hoher Orden, mehrerer Orden" und dergleichen. Man trägt sie nicht bloß auf der Uniform, sondern auch ohne solche bei feierlichen Anlässen, Einladungen, bald im Original, bald en miniature, stößt an, wenn man sie nicht anlegt. Glücklicherweise gibt's einen Orden, den vom heiligen Grabe, welchen man um bestimmte Summen als Ritter-, Komtur- und Großkreuz haben kann. Namentlich gut katholische Adelige, die sonst vielleicht keinen, jedenfalls kein Komtur- oder Großkreuz bekommen würden, haben ihn erworben, Bischöfe, welche in ihren Diözesen sammeln lassen fürs heilige Grab, und Geistliche an der Spitze des Vereins vom heiligen Grabe erhalten ihn unentgeltlich. Früher wurde die Annahme in einzelnen Ländern nicht erteilt. Ausländische Orden bilden besonders für Gelehrte, Künstler und Schriftsteller einen gesuchten Artikel; ein Werk, durch Vermittlung übersandt, bringt ihn gewöhnlich. In der Regel haben die von Souveränen, Regenten oder Präsidenten (Bolivia, Chile, Frankreich, Hawai, Liberia, San Marino, Venezuela) an Fremde (Nichtstaatsangehörige) verliehene Orden nichts zu thun mit Verdiensten um den Staat, sie sind zumeist Höflichkeitsbezeugungen. Gesandte, Minister, Adjutanten, hohe Hofbeamte und so weiter erhalten Orden von einem Monarchen, der ihren Landesherrn besucht oder auch sonst; reisende Monarchen bezeugen ihre Gunst oder ihre Zufriedenheit mit den Aufmerksamkeiten durch Orden an Beamte der Polizei, Eisenbahn, Bäder und so weiter. Kongresse und besondere Festlichkeiten bewirken einen Niederschlag von Orden; Staatsverträge führen zur Dekorirung der Unterhändler. Oft werden eine Anzahl Orden übersandt, die Verteilung dem fremden Staate überlassen. Manche fremde Orden und dergleichen haben den Charakter einer Gegengabe, zum Beispiel für Gutachten, Auskünfte, Gefälligkeiten, überreichte und angenommene Gaben, bilden dann das billigste Abfindungsmittel. Das schmuckvollste Geschenk bilden die Orden in Brillanten, weil sie des Beschenkten Eigentum bleiben und einen Wert von 5000 bis 12000 Mark haben. Bis in die vierziger Jahre schenkte man häufig goldene Dosen mit dem Namenszuge des Souveräns in Brillanten, auch wohl mit Dukaten gefüllt. Verschiedene Staaten fordern regelmäßig einen Revers, der Orden muß nach dem Ableben zurückgegeben werden; einige, zum Beispiel der Papst, sind noch schlauer, sie schicken meistens nur das Dekret und eine Zeichnung, überlassen es dem Beschenkten, die Ordensdekoration sich auf eigene Kosten zu verschaffen. Im Interesse der Staatsfinanzen wäre das allgemein zu empfehlen. Würde man den früheren Brauch einzelner Staaten herstellen, für den Orden eine Taxe zu fordern, so käme, wenn sie nur je nach dem Grade des fremden Ordens 20, 30, 50 bis 100 Mark beträgt, alljährlich eine erkleckliche Summe ein, die sich für Wohlthätigkeitszwecke gut verwenden ließe.

Mit besonderer Vorliebe strebt der Deutsche nach Titeln, er zeichnet sich dadurch, vielleicht von Rußland abgesehen, nicht vorteilhaft aus. Der Engländer, Franzose, Italiener kennt nur Amtstitel, bezeichnet die Frau mit des Mannes Namen, redet gesellschaftlich einen Mann auch nur mit seinem Namen an. Welches

Digitized by Google

Gesicht würde aber in Deutschland ein Minister oder Präsident und so weiter schneiden, wenn ihn ein ihn kennender Herr nicht auf der Amtsstube oder in Amtssachen, sondern auf der Gasse, im Wirtshaus, in einer Gesellschaft „Herr Schwarz" anredete, eine Excellenz-Geheimerats-Frau einfach „Frau Schwarz" titulirte. Ja das geht so weit, daß man in Ermangelung des Titels, oder wenn der Titel des Mannes nicht vornehm genug klingt, sich mit „Gnädige Frau" hilft. Es ist zu verwundern, daß man sich nicht auch bei Töchtern des väterlichen Titels bedient. Wie schön würde zum Beispiel Fräulein Excellenz-Geheimerat lauten, oder Excellenz-Geheimerats-Tochter! Das wäre doch noch schöner als „Gnädiges Fräulein". Für eine große Zahl von Personen ist der Doktortitel der gesuchteste, wird er doch im Hinblick auf die vielhundertjährige Geschichte im Deutschen Reichstage und in den Landtagen allein zum Namen gesetzt und gegeben. Wer aber glauben möchte, die Hunderte von Doktoren hätten sich diese akademische Würde wirklich sauer verdient, ginge fehl. Hunderte, welche Rechtswissenschaft studirt haben, senden sofort nach, auch wohl vor dem Referendarexamen die schriftliche Arbeit ein, erhalten umgehend den Termin zum „Rigorosum" — in der großen Mehrzahl solcher Fälle lucus a non lucendo — zahlen die Taxe, werden „geprüft", sind acht Tage nach der Referendarprüfung Doctores iuris utriusque.

Es gibt bekanntlich in Deutschland verschiedene juristische Fakultäten, bei denen dies Geschäft blüht, die es auf fünfzig und mehr im Jahre bringen. Da kommt's dann auch vor, daß ein durchgefallener, selbst ein zweimal gefallener Referendarkandidat binnen einer Woche im Doktordiplom das Heilmittel findet für den Durchfall.

Aber nicht bloß der juristische Doktor wird so leicht erworben. Kann's da in Erstaunen setzen, wenn es industriöse Leute gibt, die gefälschte Diplome verkaufen. In Preußen hat man für einen einzelnen Zweig angefangen, amtlich nicht jeden „Doktor" zu beachten. Würde das allgemein geschehen, so wäre der Eitelkeit ein Riegel vorgeschoben.

In den größeren deutschen Staaten hat die Beilegung von Titeln, welche mit dem Amte nicht verbunden sind, einen bedeutenden Umfang angenommen. Ein solcher Titel ist gewöhnlich nur ein Prädikat, „Charakter", welcher keinen materiellen Vorteil bringt, nicht einmal stets einen höheren „Rang" verleiht. Da gibt's „Geheime Räte" verschiedenster Arten, vom wirklichen, der „Excellenz" ist, bis zu einem halben Dutzend und mehr anderer, dazu bloße Titular-„Räte" in ziemlich ebenso vielen Abstufungen. Man begreift, daß, weil ziemlich überall bestimmte Rangklassen bestehen, die bis zu zehn Stufen aufweisen, ganze Kategorien von Staatsbeamten in eine höhere Rangklasse erhoben zu werden wünschen. Hat eine solche Erhebung die Folge höherer Gehälter, so ist Zustimmung der Landtage erforderlich, die unter Umständen schwer zu erreichen ist, weil eine bedeutende Steigerung der ordentlichen Staatsausgaben eintreten müßte, die mit Rücksicht auf die meistens nicht vorhandenen Ueberschüsse zur Schaffung neuer Staatseinnahmen führen würde. Was bleibt da den

Digitized by Google

Regierungen übrig, die gern die Liebe zu Titeln befriedigen möchte, als alljährlich einer Anzahl von Beamten für ihre Person den höheren Rang zu verschaffen? Das verursacht keine Kosten und stellt zufrieden.

Wie der Doktortitel gesucht ist, so ist der an den Universitäten seit vielen Jahrhunderten gebräuchliche an die Stelle des uralten doctor legens getretene Titel „Professor" ein sehr begehrter geworden. In einzelnen Bundesstaaten hat man allen ordentlichen Lehrern der Gymnasien, Realschulen und dergleichen den Titel „Professor" gegeben, in anderen verleiht man ihn alljährlich zahlreichen solcher Lehrer als persönlichen; auch an den Universitäten hat man neben den ordentlichen und außerordentlichen Professoren in den letzten Jahren angefangen, Privatdozenten das Prädikat „Professor" zu verleihen.

Selbstverständlich im Zuge der Zeit ist ein Titel für Nichtbeamte das heißerstrebte Ziel. Im alten Deutschen Reiche gab es einen solchen „Kaiserlichen Rat", der, sehr selten verliehen, höchst geschätzt war. Man hat den „Rat" beibehalten, aber sinnreich vervielfältigt. In deutschen Bundesstaaten gibt's heutzutage für Rechtsanwälte und Notare „Justizrat", „Geheimer Justizrat", für Aerzte „Sanitätsrat" und „Geheimer Sanitätsrat", für Architekten „Baurat" und „Geheimer Baurat", für Kaufleute, Fabrikanten und dergleichen „Kommerzienrat" und „Geheimer Kommerzienrat", für Domänenpächter, Landwirte „Amtsrat", „Oekonomierat", „Domänenrat", „Kommissionsrat" und andere, für Kaufleute und Handwerker auch „Hoflieferant", „Hoftischler" und dergleichen. Im Großherzogtum Hessen gab's 1894 9 „Geheime" und 41 einfache „Kommerzienräte". Der „Professor"-Titel ist gleichfalls im Schwunge für nichtlehrende Künstler (Maler, Musiker), Aerzte (Direktoren an Krankenhäusern) und Private verschiedener Art. Wer sich über alle diese Dinge genau informiren will, möge die für die einzelnen Staaten alljährlich oder alle zwei, drei Jahre im Druck erscheinenden „Hof- und Staatshandbücher", das „Handbuch für das Deutsche Reich" zur Hand nehmen und genau durchsehen. Er findet bei den aufgeführten Beamten und so weiter die Orden, Titel, Prädikate angegeben und wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß die deutsche Sprache über einen Reichtum von Titeln und so weiter verfügt, um welchen sie andere beneiden können.

Titel sind eigentlich noch gesuchter als Ordensdekorationen. Letztere tragen Zivilisten nicht immer — in Frankreich sieht man wohl alltäglich die Rosette oder das einfache Band der Ehrenlegion in den Knopflöchern der Gehröcke und auch Ueberzieher prangen, in Deutschland tragen verhältnismäßig wenig Zivilisten solche im Alltagsgewande — den Titel erhält man bei Anreden, in amtlichen und privaten Schreiben; von einer bestimmten Rangklasse an (in Preußen zum Beispiel der vierten) wird man „Hochwohlgeboren". Auf den Besuchs-, Einladungs-, Verlobungskarten, in den Zeitungsanzeigen persönlicher Gattung steht er; berichtet eine Zeitung über die Sitzung einer Aktiengesellschaft und so weiter, über einen Vortrag und dergleichen, so heißt es nicht „Herr Müller", sondern „Herr Kommerzienrat", „Geheimer Kommerzienrat", oder schlechtweg „Geheimerat". Man sehe sich einmal die Einladungen, Aufforderungen und dergleichen

Digitized by Google

in Zeitungen an. Es ist ein Vergnügen, die Titel zu lesen; der schlichte Name „Frau A“ neben „Frau Geheimerat B“, „Frau Professor C“, „Frau Baurat D“, „Frau Sanitätsrat E“ verschwindet, oder hebt sich vielleicht inmitten so hochstehender Genossinnen, wie man will.

In Deutschland haben, wie sich aus den Hof- und Staatshandbüchern und den Amtsblättern feststellen läßt, ohne die militärischen Abzeichen aller Art (Eisernes Kreuz, Verdienstkreuz und so weiter) und ohne den Johanniter- und Malteserorden und ohne nichtdeutsche Orden gegenwärtig über 50000 einzelne Deutsche einen von einem deutschen Landesherrn (Regenten) verliehenen Orden, über 12000 einzelne andere Deutsche ein nichtmilitärisches Ehrenzeichen, die Rettungsmedaillen nicht gerechnet. Es gibt rund 11 Millionen Deutsche über 25 Jahre, es kommt also ein Orden auf 220, eine Dekoration auf 150. Da aber Orden an Arbeiter, Dienstboten, kleine Handwerker und dergleichen, Unterbeamte nicht verliehen zu werden pflegen, bleiben nicht über 2 Millionen deutsche Männer übrig, es kommt also ein Orden auf je 40 Männer. Wir haben für jeden Ordensbesitzer nur einen in Ansatz gebracht, würde man jeden Orden zählen, so käme eine weit höhere Zahl heraus.

Titel, die nicht Amtstitel sind, und Rangerhöhungen haben in Deutschland mindestens 3000 Beamte, mindestens 2000 Nichtbeamte sind durch einen solchen geziert.

Sehr viele Deutsche legen, das ist unzweifelhaft, auf alle diese Dinge kein Gewicht; niemand wird irgend eine Ordens- oder Titelverleihung zu tadeln sich herausnehmen dürfen. Aber weil solche Auszeichnungen regelmäßig nicht vom Landesherrn aus eigenem Antriebe erfolgen, stellt sich leicht ein Vergleich ein. A erhält mit 30, 35, 40 Jahren, B in gleicher Stellung mit 50, 55, 60 Jahren oder beim 50jährigen Amtsjubiläum den ersten Orden, einen höheren Titel; gewisse Beamtenkategorien werden periodisch bedacht, andere nicht. Man begreift, daß Mißvergnügen die Folge ist. Zu leicht bewirkt also die Auszeichnung des einen bei dem andern ein Gefühl, welches mindestens nicht als wünschenswert bezeichnet werden darf. Der Grund der Verleihungen, beziehungsweise der äußere Anlaß wird in manchen Fällen allgemein angegeben, regelmäßig beim Verleihen aus Anlaß der Ausscheidung aus dem Amte, des Amtsjubiläums, besonderer Ereignisse und dergleichen, regelmäßig nicht.

Treue Amtserfüllung, außergewöhnliche Leistungen, Verdienste um die Person, des Landesherrn, um das Gemeinwohl zu belohnen, ist ein schönes Vorrecht dessen Uebung nur gute Wirkungen haben kann. Damit das stattfinde, muß jeder, welcher in der Lage ist, dessen Bethätigung herbeizuführen, aufs gewissenhafteste ohne Gunst und Vorliebe nur die Würdigkeit entscheiden lassen. Geschähe das stets, so würde dem Strebertum ein Halt geboten und der Eitelkeit der Boden entzogen, Charakterfestigkeit und wahrer Patriotismus gefördert.

Digitized by Google

Ueber die Sprache und ihre Störungen.

Von

Adolph Seeligmueller.

Wie kommt ein Mediziner dazu, über die Sprache zu schreiben? Ist das nicht vielmehr ein Thema für einen Philologen oder einen Philosophen?

Die Berechtigung der Aerzte, über dieses so schwierige Kapitel ein Wort mitzureden, schreibt sich in der That erst aus dem Jahre 1861 her, wo der Professor der Medizin Broca der Pariser Akademie der Wissenschaften die Mitteilung machte, eine Störung der Sprache, die er als Aphemie bezeichnete, sei mit Bestimmtheit auf eine ganz umschriebene Verletzung des Großhirns, nämlich auf die Zerstörung der sogenannten dritten Stirnwindung linkerseits zurückzuführen.

Seit dieser Entdeckung hat sich das Interesse der medizinischen Forschung, welches bis dahin sich nur auf die äußeren Sprachwerkzeuge erstreckt hatte, auch auf das Wesen der inneren Sprache ausgedehnt und hat hier Aufschlüsse zu Tage gefördert, welche in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die sich der medizinischen Forschung gerade auf diesem Gebiete entgegenstellen, denen der Philosophen mindestens ebenbürtig zur Seite treten können.

Von diesen Errungenschaften der medizinischen Forschung will ich einen kurzen Ueberblick zu geben versuchen.

Anatomisch und physiologisch schließt sich mein Thema unmittelbar an den Gegenstand meines letzten Essays in dieser Revue [1]) über die Funktionen der Großhirnrinde an. Stellt sich doch die Sprache, wenn wir von den äußeren Sprechwerkzeugen absehen, durchaus als eine Funktion der Großhirnrinde dar. Ja, die Entdeckung des Sprachzentrums in der Brocaschen Windung hat geradezu den ersten Anstoß dazu gegeben, die Aufmerksamkeit der Aerzte von neuem der Großhirnrinde und ihren Verrichtungen zuzuwenden. Mußte nicht, nachdem es gelungen war, nachzuweisen, daß ein bestimmtes Rindenfeld einer ganz bestimmten Funktion, eben der der Sprache, diente, der Forschungseifer von neuem angefacht werden, das so lange verborgen gebliebene Rätsel der Großhirnverrichtungen überhaupt wissenschaftlich zu lösen? Immerhin vergingen zwei Lustra nach der Brocaschen Entdeckung, ehe die ärztliche Forschung diesem ersten großen Erfolge einen zweiten anreihen konnte: den Aufschluß über den Ausgangspunkt der willkürlichen Bewegung und, daran sich anschließend, den der bewußten Empfindung in der Großhirnrinde.

Bei unserer Orientirung auf der Hirnoberfläche fällt uns zunächst eine tief eingeschnittene Furche auf, die Sylvische Furche, welche das Schläfenhirn von dem übrigen Großhirn in großer Ausdehnung abkerbt. Schräg von oben gegen diese erstreckt sich eine andere Furche, die Zentralfurche, so genannt, weil

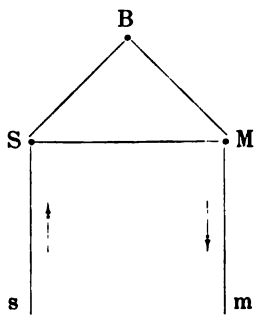
[1]) S. Band XIX. Dezember-Heft 1894.

Digitized by Google

sie ungefähr in der Mitte liegend die seitliche Oberfläche nahezu in zwei Hälften teilt, in eine vordere, das Stirnhirn, und eine hintere, das Scheitel- und Hinterhaupthirn. Die zu beiden Seiten der Zentralfurche sich erstreckenden breiten Windungen lernten wir als Zentralwindungen kennen, welche zusammen mit ihrem Verbindungsknauf an der inneren Fläche das sogenannte motorische Feld, den Ausgangspunkt der willkürlichen Bewegungen, darstellen.

Was sodann die Rinden-Endstation der Empfindungsfasern, welche die an der Peripherie des Körpers einwirkenden Reize zum Bewußtsein bringen, anbetrifft, so deckt sie sich wesentlich mit der motorischen Region. Von den verschiedenen Empfindungsqualitäten ist für unser Kapitel von der Sprache besonders wichtig der Muskelsinn, durch welchen wir fortwährend über die Stellung und Lage unserer Glieder und Gelenke, sowie über den Kontraktionszustand der Muskeln unterrichtet werden, was, wie leicht einzusehen, für das normale Vonstattengehen des Sprechens und Schreibens von außerordentlicher Bedeutung ist. Das Rindenfeld für den Muskelsinn ist wahrscheinlich im oberen Scheitellappen zu suchen. Damit aber sind wir bei den eigentlichen Zentren für die Sprache angelangt.

Als solche sind uns, wenn wir zunächst nur die Lautsprache ins Auge fassen, zwei genauer bekannt: das schon genannte motorische Sprachzentrum M in der Brocaschen Windung und ihm gegenüber das sensorische S in der ersten Schläfenwindung. Dazu kommt noch für die Schriftsprache das im Hinterhauptslappen gelegene Sehzentrum.



Denken wir uns die beiden erstgenannten Zentren, das motorische und sensorische durch eine Verbindungsbahn S M mit einander verbunden, so haben wir das Schema für die einfachste Form der Sprache, wie sie bei Papageien und bei Kindern im ersten Stadium des Sprechenlernens vor sich geht: in das Ohr wird hineingesprochen und aus dem Schnabel kommt es wieder heraus. Durch die Bahn s S werden die Schalleindrücke dem sensorischen Zentrum zugeleitet, von diesem auf der Bahn S M dem motorischen Zentrum M übertragen und von diesem auf der Bahn M m nach außen wiedergegeben. Bei diesem Vorgange haben wir es also mit einem ähnlichen Apparate zu thun wie beim Phonographen.

Daß damit aber der verwickelte Vorgang der Sprache in keiner Weise erklärt ist, liegt auf der Hand.

So tritt nunmehr die Frage an uns heran:

Wie kommt beim normalen Individuum die Sprache zu stande?

Die Sprache setzt sich zusammen aus einer Reihe von konventionellen Lauten und Zeichen; aber diese müssen, um konventionell zu werden, erst erlernt werden, und so springt sofort in die Augen, welche bedeutende Rolle das Gedächtnis

Digitized by Google

beim Erlernen der Sprache spielt, insofern dieses das Magazin darstellt, in welchem die Laute und Zeichen, die wir zum Sprechen nötig haben, aufbewahrt sind.

Bei der konventionellen Sprache der Kulturvölker kommen wesentlich zwei Verständigungsmittel in Betracht, die Lautsprache und Schriftsprache. Der ersteren dienen die Lautzeichen, der anderen die Schriftzeichen. Jene werden durch den Gehörsinn, diese durch den Gesichtssinn zum Bewußtsein gebracht.

Die einzige Eingangspforte für die Lautsprache ist das Gehör: ohne Hören kommt kein Wort zu stande. Taubstumme können allerdings zu einer verstümmelten Wortsprache erzogen werden; aber dies geschieht durch eine Art von mechanischer Abrichtung, welche vollständig außerhalb der gewöhnlichen Methoden der Spracherlernung liegt.

Die verschiedenen Laute, welche das Ohr treffen, bringen eine Gehörsempfindung hervor und jede einzelne Empfindung hinterläßt an einer ganz bestimmten Stelle der Großhirnrinde, nämlich in dem Bezirk von S einen Eindruck von ganz bestimmtem Charakter; dieser Eindruck bleibt bestehen, ähnlich wie das Nachbild in dem Auge, wenn es eine Zeit lang in die Sonne geschaut hat.

Die Summe dieser verschiedenen Eindrücke stellt das Klanggedächtnis, die Memoria auditiva dar. Durchaus ebenso verhält es sich mit dem Gesicht. Diesem Sinne verdanken wir die Fähigkeit, die verschiedenen Schriftzeichen kennen zu lernen; auch diese Zeichen hinterlassen einen Eindruck im Gehirn. Die Summe dieser verschiedenen Gesichtseindrücke aber stellt die Memoria visualis dar.

Wir sehen also, wie sich entsprechend dem Gehör- und Gesichtssinn zwei verschiedene Gedächtnisse ausbilden: eins für die Lautzeichen, das andere für die Schriftzeichen.

Obwohl nun diese Partialgedächtnisse in praxi so innig vereinigt sind, daß sie bei der Ausübung der gesprochenen und geschriebenen Sprache fast zu verschmelzen scheinen, so ist bei genauer Analyse dieser Vorgänge doch nicht zu verkennen, daß ein jedes derselben seine unbestrittene Autonomie bewahrt und daß dieselben isolirt werden können sowohl bei einer aufmerksamen Prüfung der physiologischen Vorgänge, wie namentlich auch beim Auftreten von pathologischen Prozessen.

Diese vereinigte Wirksamkeit der Memoria auditiva und visualis kann man als die passive Phase des Sprachvermögens bezeichnen.

Ist unser Sprechlehrling dann mit den nötigen Elementen ausgerüstet, mittelst welcher er die Sprache anderer verstehen kann, so fehlt ihm doch immer noch die Fähigkeit, sich selbst anderen verständlich zu machen. Dazu muß er aber über die passive Rolle hinausgehen und in die aktive Phase des Sprechens eintreten.

Jetzt gilt es, je nachdem er selbst sprechen oder schreiben will, die phonetischen oder graphischen Symbole zu reproduziren. Zu diesem Ende muß er wie bei der Einübung jeder anderen komplizirten motorischen Thätigkeit durch wiederholte Versuche und geduldiges Probiren die koordinatorischen Zentren

Digitized by Google

ausbilden und die Bahnen, welche sie verbinden, so lange ausschleifen, bis er im stande ist, die zum Sprechen und Schreiben nötigen Bewegungen in gehöriger Weise auszuführen. Selbstverständlich müssen die neugebildeten Koordinationszentren in enger Verbindung mit den Gedächtniszentren bleiben, weil diese nicht nur das Material von Wort- und Schriftzeichen zu liefern haben, sondern zudem beim Einüben des Sprechens wie des Schreibens eine kontrollirende und regulirende Thätigkeit entfalten.

Doch damit sind wir noch nicht am Ende.

Wort und Schrift sind, wie wir sahen, das Resultat von aktiven associirten und koordinirten Bewegungen; somit handelt es sich um rein motorische Vorgänge. Diese werden aber bei ihrer Auslösung im Gehirn wieder der Ausgangspunkt von Empfindungen, welche den koordinatorischen Charakter der Bewegungen, aus denen sie hervorgingen, bewahren. Für diese Bewegungs-Empfindungen bilden sich somit im Gehirn zwei neue Partialgedächtnisse heraus: das Wortbewegungsgedächtnis und das Schreibbewegungsgedächtnis.

Wenn man die Analyse noch etwas weiter treibt, so sieht man, daß diese in zweiter Linie sich bildenden Gedächtnisse ebenfalls zur Erziehung der Bewegungszentren beitragen und auf dieselben so weit einwirken, daß in gewissen Fällen sie allein dazu ausreichen, die Wort- und Schriftsprache zu erhalten, selbst dann, wenn eins der zuerst ausgebildeten Gedächtnisse (Memoria auditiva oder visualis) verloren gegangen ist.

Damit wäre der erste Teil unserer Aufgabe gelöst. Wir haben gesehen, durch welche mechanischen Vorgänge das gesprochene wie das geschriebene Wort zu stande kommt. Wenn wir dabei vorläufig von den Vorgängen der Begriffsbildung gänzlich abgesehen haben, so ist dies mit guter Absicht geschehen. Wir haben eben zunächst nur die Vorstufe der intellektuellen Sprache in kurzen Zügen zeichnen wollen, welche jeder Mensch als Kind durchlaufen muß.

Zunächst lernt das Kind die Wörter verstehen und dann versucht es dieselben nachzusprechen. Diese beiden Stufen des Sprechenlernens sind in seltenen Fällen auf zwei scharf getrennte Perioden verteilt. Ich selbst habe dies bei bei einem dickbackigen kleinen Mädchen beobachtet, welches bei vollem Verständnis der Sprache bis zu Ende des zweiten Lebensjahres selbst kein Wort von sich gab, so daß die Mutter in großer Sorge lebte, das Kind werde gar nicht sprechen lernen. Wie erstaunte sie, als das Kind eines Tages ohne jede Aufforderung das Wort „Groß-mutter" etwas langsam und gedehnt wie beim Lautiren, aber vollständig korrekt herausbrachte. Von da an blieb die Zunge gelöst: das Kind sprach bald zu viel selbst für die zunächst hochbeglückte Mutter; es sprach zudem ohne die sonst übliche Korruption der Wörter und auch grammatikalisch meist vollständig richtig. Nunmehr erinnerte man sich, daß das Kind den Gesprächen seiner Umgebung oft still gelauscht hatte.

In der Mehrzahl der Fälle fangen die Kinder viel früher an mit den Versuchen, Wörter nachzusprechen, so daß die beiden Modi des Sprechenlernens, Verstehenlernen und Nachsprechenlernen, mehr oder weniger zeitlich zusammenfallen.

Digitized by Google

Die Kinder knüpfen bekanntlich zunächst an Naturlaute an: erst allmälich wird aus dem wauwau, miau, piepiep Hund, Katze, Vogel.

Doch genug! Beantworten wir nunmehr die Frage: Wie entwickelt sich aus dieser kindlichen Vorstufe die intellektuelle Sprache gebildeter Erwachsener?

Die Antwort auf diese Frage hat man sich sehr leicht gemacht. Man hat gesagt: es ist klar: die rein mechanischen Vorgänge beim Sprechen, wie wir sie vorhin flüchtig skizzirt haben, müssen in Beziehung treten zu der geistigen Thätigkeit des Individuums, zum begrifflichen Denken. Folglich müssen, sobald Hören und Sprechen mit Verständnis vor sich gehen sollen, die Zentren S und M in unserem Schema (S. 301) in Verbindung treten mit dem Begriffszentrum B.

Was ist aber das Begriffszentrum und in welchem Teil des Gehirns ist es zu suchen?

Die Beantwortung dieser Fragen erheischt eine längere Betrachtung, welche zugleich Anlaß geben wird, das Wesen der Erinnerungsbilder und des Gedächtnisses, sowie die Art ihrer Entstehung noch genauer zu analysiren.

Schon in dem oben erwähnten Essay habe ich darauf hingewiesen, daß der Sitz der Seele unmöglich an einer beschriebenen Stelle des Gehirns, beziehungsweise seiner Oberfläche zu suchen ist. Vielmehr haben wir daran festzuhalten, daß selbst bei den einfachsten Vorstellungen viele Tausende von Rindeneinheiten und Associationsfasern in den verschiedensten Teilen des Gehirns zusammen wirken müssen. Als Rindeneinheit wollen wir einen Komplex von funktionell zusammengehörigen Ganglienzellen, als Associationsfasern aber die Verbindungen zwischen den verschiedenen Rindeneinheiten bezeichnen.

Die gesamte Hohlkugel der grauen Hirnrinde stellt eine Projektion der Körperoberfläche dar, in dem Sinne, daß jedem Bezirk, beziehungsweise Teil der letzteren ein zusammenhängendes örtlich begrenztes Stück der Großhirnrinde, eine sogenannte Rindeneinheit entspricht. Beim Beginn der geistigen Entwicklung handelt es sich wahrscheinlich zunächst immer um die Gesamtthätigkeit großer Rindenpartien, also um Komplexe von mehreren Einheiten. Die Beziehung der einzelnen Rindeneinheit auf diejenige Stelle der Peripherie des Körpers, von welcher aus sie am leichtesten und am stärksten erregt werden kann, ist erst das Resultat einer jahrelang fortgesetzten Arbeit.

Die weitere geistige Entwicklung kann, wie wir sehen, nur dadurch zu stande kommen, daß in den Nervenzellen der Großhirnrinde Erinnerungsbilder als bleibende Niederschläge der peripheren Reize haften bleiben. Ein jeder periphere Reiz bringt in der der gereizten Stelle zugehörenden und mit ihr verknüpften Rindeneinheit eine elementare Empfindung hervor, die wir uns physiologisch als die Erregung einer Welle vorstellen können.

Eine jede Rindeneinheit ist aber „als ein Kraftdepot anzusehen,[1]) als eine

[1]) In den nachfolgenden Ausführungen geben wir die von Meynert in Wien zuerst aufgestellten und dann von Heinrich Sachs in Breslau (s. dessen „Vorträge über Bau und Thätigkeit des Großhirns", Breslau 1893) weiter ausgebauten Theorien stellenweise wörtlich wieder.

Digitized by Google

Station, in deren Nervenzellen bei genügender Ernährung ein Vorrat latenter Kraft aufgespeichert ist." Mittelst dieser löst der Empfindungsreiz, sobald er zu der Rindeneinheit gelangt, eine Ausstrahlung in sämtliche aus ihren Zellen entspringenden Associationsfasern aus. Diese Erregung wird jedoch infolge der natürlichen Widerstände sehr bald erlöschen und spurlos verschwinden.

Erst wenn zwei verschiedene Stellen der Rinde gleichzeitig oder kurz nach einander gereizt werden, werden die Widerstände in der die beiden Rindeneinheiten verbindenden Associationsbahn aus dem Wege geräumt: die Bahn wird, wie man sich auszudrücken pflegt, ausgeschliffen oder gebahnt.

Je häufiger nun eine Associationsbahn durchlaufen wird, um so stärker wird die Spannung der in derselben stehenden Erregungswelle, um so leichter gelangt diese bei späteren Erregungen bis zu der Höhe, bei welcher sie sich im Bewußtsein bemerklich macht, um so mehr wird die funktionelle Verbindung der durch die anatomische Bahn verküpften Rindeneinheiten zu einer konsolidirten und dadurch das Erinnerungsbild zu einem latenten.

Diese funktionelle Verbindung, durch welche es ermöglicht wird, daß, wenn einmal zwei Rindeneinheiten gleichzeitig oder kurz nach einander erregt worden sind, späterhin die Erregung der einen genügt, um die andere mitschwingen zu lassen, ist der allgemeinste Ausdruck für das, was wir Gedächtnis nennen.

Nach dieser Anschauung stellt das Gedächtnis keine transscendentale Eigentümlichkeit der Seele dar, sondern es kommt vielmehr durch eine durchaus reale molekulare Bewegung in den Ganglienzellen zu stande. Die in der Associationsbahn stehende Welle repräsentirt in der That das latente Erinnerungsbild der elementaren Wahrnehmung und wird, indem sie, auf irgendwelche Veranlassung ansteigend, sich ins Bewußtsein erhebt, in ihrem psychischen Aequivalente zu einer elementaren Vorstellung

Das Erinnerungsbild aber besteht physiologisch aus der Summe der bei seiner Entstehung in die Erscheinung getretenen molekularen Wellen derjenigen nervösen Elemente, welche die verschiedenen dabei gleichzeitig erregten Rindeneinheiten mit einander verbinden.

Wird ein schon einmal gesehener Gegenstand wieder gesehen, so trifft die in der Sehsphäre sich ausbreitende Erregung auf schon leicht durchgängige Bahnen.

Diese Leichtigkeit der Leitung läßt uns den Gegenstand als bekannt, als schon einmal gesehen erscheinen. Umgekehrt erscheint uns ein gesehener Gegenstand als unbekannt, wenn die bei seiner Wahrnehmung in der Rinde erregten Einheiten noch nicht durch ausgeschliffene Bahnen mit einander verbunden sind, oder wenn durch einen Krankheitsprozeß die vorhandenen bereits in Thätigkeit versetzten Bahnen zerstört oder undurchgängig gemacht sind, oder wenn endlich die Spannung der einmal erregten Wellen von vornherein eine zu geringfügige gewesen und durch die Länge der Zeit wieder so gut wie ganz verschwunden ist.

Als ähnlich erscheinen uns solche Gegenstände, bei denen ein teilweises Zusammenfallen der ihr Erinnerungsbild zusammensetzenden Wellen statt hat.

Digitized by Google

Das Erinnerungsbild einer einzelnen Sinnessphäre, also zum Beispiel das optische Erinnerungsbild, besteht in nichts anderem als in der erleichterten associativen Verbindung der bei der Wahrnehmung gleichzeitig in Thätigkeit gesetzten Ganglienzellen, und zwar wirken dieselben Nervenelemente bei den verschiedensten Erinnerungsbildern mit.

Diese Anschauungsweise über das Zustandekommen der Erinnerungsbilder schien zur Erklärung mancher physiologischen, besonders aber mancher pathologischen Erscheinungen nicht ausreichend, und so nahm man seine Zuflucht zu einer andern Theorie.

Man ließ die Erinnerungsbilder, ein jedes in einer besonderen Erinnerungszelle oder Zellengruppe sich einkapseln, indem zum Beispiel jede bestimmte Gesichtswahrnehmung von den wahrnehmenden Rindenelementen in eine besondere Erinnerungszelle niedergelegt wird. Man statuirte damit eine Trennung wahrnehmender und erinnernder Elemente.

Anatomisch würde dieser Annahme nichts entgegen stehen. Denn die Unsumme der von Meynert ihrer Zahl nach auf eine Milliarde abgeschätzten Ganglienzellen in der Großhirnrinde dürfte wohl als ausreichend angesehen werden, um die Summe aller Vorstellungen, ihrer Teile und ihrer Zusammensetzungen in der Hirnrinde unterzubringen, zumal da wir zugeben müssen, daß Erinnerungszellen im Laufe der Zeit wieder frei werden und dann Platz für neue Vorstellungen und ihre Teile bieten würden.

Dieser grob schematisirenden Auffassung, welche die alte Schubkastentheorie des Gedächtnisses in einem neuen Gewande wieder aufwärmt, widerspricht aber die Thatsache, daß alle unsere Erinnerungsbilder, namentlich aber die optischen, den Charakter der Kombination tragen, insofern jedes einzelne Erinnerungsbild aus einer großen Anzahl von Teilerinnerungsbildern sich zusammensetzt; so das optische Erinnerungsbild eines bestimmten Menschen aus dem seines Gesichts, seiner Haltung, seines Ganges, der Farbe seiner Haare und so weiter.

Denselben Vorgängen, welche in jedem einzelnen Sinnesgebiete sich abspielen, begegnen wir wieder bei der Kombination verschiedener Sinnesgebiete.

Nehmen wir zum Beispiel an, ein bellender Hund komme zu unserer Wahrnehmung, dann entsteht zu gleicher Zeit ein Gesichtsbild des Hundes in der Sehsphäre und ein Klangbild des Bellens in der Hörsphäre.

Gleichzeitig mit der Erregung der betroffenen Rindeneinheiten beider Hirnrindenregionen werden sämtliche von ihnen ausgehende Associationsfasern angesprochen und diejenigen ausgeschliffen, welche die erregten Rindeneinheiten, sowohl innerhalb eines jeden Sinnesgebietes als zwischen beiden Rindenabteilungen verbinden.

Hört das betreffende Individuum später einen Hund wieder bellen, ohne ihn zu sehen, so wird zunächst in der Hörsphäre das schon bekannte Klangbild erregt. Die Erregung der getroffenen Rindeneinheit strahlt nach allen Richtungen

Digitized by Google

hin aus, findet aber überall Widerstand mit Ausnahme der bereits ausgeschliffenen Bahn zu den Rindeneinheiten, welche in ihrem Zusammenhange das Gesichtsbild des Hundes repräsentiren. Diese Einheiten schwingen infolge dessen mit, die zwischen ihnen liegenden Wellen steigen an und heben, wenn die Erregung eine genügend starke ist, die Vorstellung des gesehenen Hundes in das Bewußtsein. So löst also das in der Hirnrinde wachgerufene Klangbild des Bellens an einer andern Stelle der Hirnrinde die Gesichtsvorstellung des Hundes aus; der Beobachter schließt von dem gehörten Laut auf das nicht gesehene, sondern nur erinnerte Bild des Hundes zurück.

Kommt nun später durch das Streicheln des Hundes auch noch die Tastvorstellung hinzu, so vermag die Erregung eines der drei Erinnerungsbilder die anderen beiden wieder hervorzurufen.

Diese gesetzmäßige Verbindung der Erinnerungsbilder verschiedener Sinnesgebiete mit einander durch in den gemeinschaftlichen associativen Elementen stehende Wellen, vermittelst derer sich jene später gegenseitig hervorrufen, ist schon als die Bildung eines allerdings sehr einfachen, konkreten Begriffs zu betrachten. Der Begriff eines Hundes ist also für denjenigen, welcher ihn gesehen, gehört und gestreichelt hat, in der Verbindung der drei durch die Erscheinung des Hundes in der Rinde erregten Zellenkomplexe gegeben.

In Wirklichkeit verläuft die Erwerbung von Begriffen, auch der einfachsten, viel komplizirter. Doch gestattet der Raum es nicht, hierauf näher einzugehen.

Aus der Art der Entstehung des Begriffes geht hervor, daß eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Begriff und dem nur einer Sinnessphäre angehörigen Erinnerungsbilde nicht besteht. Wer daher die Erinnerungsbilder als den Wahrnehmungen gegenüber selbständige und an besondere Erinnerungszellen gebundene Dinge ansieht, muß konsequenterweise den gleichen Schritt in Bezug auf die Begriffe thun und einen jeden einzelnen, vom einfachsten an bis zum höchsten und abstraktesten hinauf, in je eine besondere Begriffszelle einsperren.

In Betreff der schon vorhin angeregten Frage nach dem Sitze der Seele hebe ich noch einmal hervor, daß schon der einfachste Denkvorgang, wie unser Beispiel gezeigt hat, sobald nur das Gebiet der einzelnen Sinneswahrnehmung verlassen wird, sich sofort über einen großen Teil der gesamten Großhirnrinde ausbreitet. Lokalisirt ist nur die einfache Sinneswahrnehmung und das Erinnerungsbild innerhalb eines einzelnen Sinnesgebietes; beim Denken dagegen sind stets Teilchen aus allen Regionen der Rinde gleichzeitig in Thätigkeit.

So einfach, wie ich soeben geschildert, mögen etwa die Begriffe der Tiere sein. Beim Homo sapiens, nec non loquens schließt sich als vierte Teilerscheinung des Begriffes Hund noch das Klangbild des Wortes „Hund" an und wird durch Ausschleifen von Associationsbahnen mit den in anderen Rindengebieten gelegenen Zellenkomplexen verbunden. Jetzt genügt schon das Hören des Wortes „Hund", um sämtliche Teilvorstellungen leise mitschwingen zu lassen. Ja, das Klangbild des Wortes wird zu einer Art Haupt- und Zentralstation für den

Digitized by Google

Begriff, welche von allen anderen Sinnesgebieten her zuerst und am kräftigsten angesprochen wird und ihrerseits am leichtesten alle anderen Teilerinnerungsbilder ins Mitschwingen geraten läßt. So wird das Wort das äußerliche Zeichen für den Begriff. Diese Eigenschaft des Wortes ermöglicht uns allererst das begriffliche Denken.

Dieser hohen Bedeutung des Wortes entspricht die anatomische Thatsache, daß der Schläfenlappen des Menschen die ausgedehntesten und stärksten Verbindungen mit allen Rindenfeldern hat. Während diese unter einander nur durch unbedeutende, der anatomischen Untersuchung bislang nicht zugängliche Faserzüge verbunden sind.

Bei allen höheren Begriffen ist das Klangbild des Wortes das unerläßliche Zwischenglied zwischen den einzelnen Teilvorstellungen.

An das Klangbild „Hund", welches das Kind zunächst nur mit einem einzelnen bestimmten Hunde, etwa einem Spitz, in Verbindung gebracht hat, schließen sich später die Erinnerungsbilder aller Hunde, Mopse, Pudel und so weiter, an, die der Heranwachsende zu Gesicht bekommt: ein Vorgang, der durch das Zusammenfallen eines großen Teils der diese verschiedenen Erinnerungsbilder zusammensetzenden molekularen Wellen wesentlich erleichtert wird. So bildet sich der „Gattungsbegriff" Hund.

Der Begriff stellt demnach die Summe der aus der Erfahrung stammenden Erinnerungsbilder dar. Er entsteht durch das Mitschwingen aller derjenigen Vorstellungen, welche jemals in Beziehung zu einem bestimmten Wortbegriff traten.

Gewiß wäre es interessant, die weitere Entwicklung der Sprache bei dem Heranwachsenden im einzelnen weiter zu verfolgen. Denn welch ein Unterschied macht sich bemerklich zwischen der Sprache kleiner Kinder und der gebildeter Erwachsener! Man denke nur an den der Märchenwelt entlehnten Begriff „König" eines Kindes und den gleichen Begriff eines Politikers. Wie muß das Gehirn immer wieder neue Eindrücke aufnehmen und begrifflich verarbeiten, um die Sprache der Gebildeten verstehen zu lernen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit mit ihren Fremdwörtern und Metaphern! Es wird von dem Baustil eines vor uns liegenden Landhauses gesprochen. Ein sechsjähriges Mädchen fragt: „Wo ist denn der Stiel an dem Hause? Ich sehe keinen Birnenstiel". Die zwölfjährige Schwester weist sie zurecht: „Ach, Du denkst wahrscheinlich, der Stil wird mit dem ‚ie' geschrieben, nein mit dem ‚i'". Ein andermal sagt die Tante, als die Droschke, die sie nach der Bahn führen soll, lange auf sich warten läßt: „Ich sitze wie auf Kohlen!" Das Kind sieht unter den Stuhlsitz und fragt allen Ernstes: „Wo sind denn die Kohlen, Tante?"

Aber ich muß hier abbrechen, weil ich noch über die Störungen der Sprache etwas sagen will.

*

Die Hauptformen der Sprachstörungen ergeben sich nunmehr aus den anatomisch-physiologischen Ausführungen von selbst.

Digitized by Google

Wird die Brocasche Windung zerstört, so haben wir einen Ausfall der Sprachbewegungsvorstellungen: Bei vollkommenem Verständnis der Sprache und wohlerhaltener Beweglichkeit der Sprachmuskulatur ist der Kranke doch nicht im stande, zu sprechen, weil ihm die Erinnerung verloren gegangen ist, wie er die Sprachmuskeln zu koordiniren, das heißt in gehöriger Weise in Bewegung zu setzen hat. Wir bezeichnen diese Form als motorische oder ataktische Aphasie.

Diesem motorischen Zentrum gegenüber haben wir ein zweites sensorisches Zentrum kennen gelernt, in der Endausbreitung des Hörnerven, dem Schläfenlappen, das Depot der Sprachklangbilder. Wird dieses Zentrum zerstört, so kann der Kranke die Sprache nicht verstehen, obwohl das Gehör erhalten ist.

Wir bezeichnen diese Form als sensorische Aphasie oder Worttaubheit.

Beide Zentren müssen durch eine breite Verbindungsbahn zusammenhängen, denn wie sollte sonst das Sprechenlernen, das heißt das Nachahmen der gehörten Wörter zu stande kommen? Diese Bahn vermittelt gleichzeitig, daß den betreffenden Klangbildern stets die associirten Bewegungsvorstellungen entsprechen und in Sprachbewegung umgesetzt werden. Eine Störung dieser Verbindungsbahn wird bei Erhaltensein der genannten Zentren selbst ein Verwechseln der Worte, ein Versprechen (Paraphasie) zur Folge haben.

Sind endlich beide Zentren zerstört, so ist sowohl Sprache wie Verständnis der Sprache abhanden gekommen, es ist totale Aphasie eingetreten. Wir wollen hier ausschließlich die beiden erstgenannten Hauptformen besprechen.

Die motorische Aphasie ist mit Sicherheit auf eine Läsion der dritten Stirnwindung linkerseits oder ihrer nächsten Umgebung zurückzuführen. Die Richtigkeit dieser längst allgemein anerkannten Thatsache ist neuerdings wieder durch einen interessanten Fall bewahrheitet. Bei einem achtzehnjährigen Burschen war infolge eines Falles auf den Kopf ein der linken Stirnwindung seiner Lage nach entsprechendes circa ein Markstück großes Knochenstück auf die darunter liegende Hirnmasse aufgepreßt worden. Seit dem Tage litt er an motorischer Aphasie. Sobald nun das Knochenstück nach außen gehoben wurde, wurde die Sprache normal, wurde dasselbe wieder eingedrückt, so trat sofort wieder Aphasie ein.

Auf den ersten Blick muß es auffallen, daß der linken Stirnwindung allein diese Bedeutung zugesprochen wird; warum nicht auch der rechten?

Die ausschließliche Bedeutung der linken Windung für die Sprachbewegungsvorstellungen steht im direkten Zusammenhange mit der Rechtshändigkeit der meisten Menschen. Der rechten Hand entspricht die linke Hirnhälfte, weil die von dieser ausgehenden Bewegungsnerven sich noch innerhalb des Gehirns mit denen der rechten Hirnhälfte kreuzen, und demnach in die entgegengesetzte Körperhälfte, also auch in die rechte Hand gelangen. Nun sind aber die meisten Menschen Rechtshänder und üben diese rechte Hand für alle feineren Beschäftigungen ein (die linke nicht) und damit die linke Hirnhälfte.

Digitized by Google

In gleicher Weise aber wie für die subtileren Handbewegungen üben wir dieselbe linke Hirnhälfte auch für die Sprachbewegungen ein, um so mehr, als Hand- und Sprachbewegungen nicht selten als Verständigungsmittel neben einander hergehen, sich ergänzen oder sich vertreten: das erstere beim Lautiren: dieselbe linke Hemisphäre, welche die rechte Hand des Kindes auf das zu erlernende Buchstabenzeichen dirigirt und mit dem Zeigefinger dasselbe nachziehen läßt, koordinirt in demselben Augenblicke die Sprachmuskeln zum Aussprechen desselben Buchstabens; das zweite aber hat statt, wenn wir durch eine Geste der rechten Hand etwas befehlen, statt uns zu demselben Zwecke der Sprache zu bedienen, ja so oft wir etwas schreiben, wiederum mit der rechten Hand, statt es zu sprechen.

Aus diesen Gründen bedingt Rechtshändigkeit in allen Fällen Linkshirnigkeit. „Les droitiers sont gauchers du cerveau." Von vornherein unterscheiden sich ja die rechte und die linke Hirnhälfte in keiner Weise, aber nur die linke wird eingeübt. Und wie jemand, dem infolge einer Läsion in der linken Hirnhälfte der rechte Arm gebrauchsunfähig geworden ist, erst durch lange Uebung dahin gelangt, die linke Hand annähernd so geschickt zu gebrauchen wie die rechte, ebenso muß jemand, dem das linke motorische Sprachzentrum im Gehirn zerstört wurde, das rechte Zentrum auf die komplizirten Sprechbewegungen einüben.

Zum klareren Verständnis will ich hinzufügen, daß die motorische Aphasie in den meisten Fällen mit halbseitiger und zwar meist mit rechtsseitiger Körperlähmung verbunden ist; beiden Störungen, der Lähmung wie der Sprachstörung, entspricht demnach ein und dieselbe linksseitige Hirnläsion. Ist die Aphasie mit linksseitiger Körperlähmung verbunden, so daß eine rechtsseitige Läsion im Gehirn anzunehmen ist, so handelt es sich um einen Linkshänder. Diese Sätze gründen sich auf zahlreiche pathologische Beobachtungen. Die halbseitigen Körperlähmungen betreffen die rechte Seite, also die linke Hirnhälfte, ungleich häufiger als die entgegengesetzte, nämlich im Verhältnis von 13 : 1! Die anatomischen und physiologischen Erklärungen für diese Thatsache würden uns hier zu weit führen.

Bei alledem ist immer wieder hervorzuheben, daß die linke Hemisphäre keineswegs eine besondere Organisation für die Sprache vor der rechten voraus hat. Vielmehr finden wir in beiden den gleichen feinen Bau und dieselben Verbindungsbahnen. Daß die rechte Sprachwindung durch Einübung und Erziehung geschickt gemacht werden kann, für die linke stellvertretend einzutreten, zeigt sich in Fällen von Zerstörung der linken. Allerdings kommt bei Erwachsenen diese supplirende Thätigkeit erst nach vieler Uebung zu stande. Das kann aber nicht auffallen, wenn wir bedenken, wie viel Zeit und Mühe das Einüben der linken Windung gekostet hat.

Wie gesagt, beobachtet man die Aphasie am häufigsten gleichzeitig mit Lähmung der rechten Körperhälfte, und zwar namentlich bei Personen, die, wie man sich populär ausdrückt, vom Schlage gerührt worden sind. Erwacht ein solcher Kranker aus dem bewußtlosen Zustande, so fällt es der Umgebung auf,

Digitized by Google

daß er nicht sprechen kann, obwohl die Lippen und die Zunge gut bewegt werden und aus den Gesten, mit welchen er sich verständlich zu machen sucht, sowie aus den mimischen Bewegungen des Antlitzes sehr deutlich hervorgeht, daß die Intelligenz in keiner Weise gelitten hat. In manchen Fällen besteht vollständige Sprachlosigkeit, in den meisten aber vermag der Kranke noch einige Wörter oder Redensarten zu äußern, die freilich wenig dazu beitragen, das Verständnis seiner Gedanken und Wünsche klarzulegen. Am längsten bleiben die Onomatopoëtica und die Interjektionen, Flüche und dergleichen, erhalten; dazu kommen die gewöhnlichsten Ausdrücke der Umgangssprache, wie „ja und nein, guten Tag, adieu, danke", oder Redensarten wie: „ja, aber Sie wissen" und so weiter. Daß es sich aber hier nur um automatische Wiederholung oder um Reminiszenzen konventioneller Formeln handelt, ergibt sich mit Bestimmtheit daraus, daß die noch verhandenen Silben und Wörter nicht in andere Verbindungen gebracht, ja nicht einmal, wenn vorgesagt, nachgesprochen werden können. So konnte ein Kranker, welchem das „bon jour, monsieur" sehr geläufig geblieben war, das Wort „bonbon" nicht nachsprechen.

Die fehlende Koordination, die Ataxie, tritt namentlich in der Rekonvaleszenz hervor; alsdann hört man strinken statt trinken, scheimen statt schreiben, Fiele statt Fliege, Piegel statt Spiegel, Hermanweter statt Thermometer.

Interessant ist es, daß die Worte am häufigsten und am längsten fehlen, deren Verbindung mit dem Begriff am lockersten ist, also die Eigennamen, dann die Hauptwörter, die Zeit- und Fürwörter; am meisten tritt dies bei Allerweltsnamen, wie Müller, Schulze, Schmidt, Seiler, Kurze, Lange und so weiter hervor.

Sprach der Kranke mehrere Sprachen, so kann der Defekt in den einzelnen verschieden ausfallen; am vollständigsten bleibt gewöhnlich die Muttersprache erhalten.

In gleicher Weise wie die Sprache kann auch das musikalische Ausdrucksvermögen gestört sein, und man kann daher ebenso gut wie von Aphasie auch von Amusie sprechen. Ein junger Musiker vermochte nach einer Kopfverletzung nicht mehr eine Melodie mit Beachtung der Töne und Einhalten des Taktes zu spielen, obwohl er noch Noten lesen konnte und die falschen Noten bei einer Musikaufführung sofort heraus hörte.

In anderen Fällen können Kranke die Wörter, die sie nicht auszusprechen vermögen, sehr wohl singen. Ein Offizier, welcher die vorgesprochenen Wörter „enfant" und „patrie" nicht nachzusprechen vermochte, sang durchaus richtig die erste Strophe von der Marseillaise.

Vielen Kranken mit motorischer Aphasie bleibt die Fähigkeit, sich durch Schreiben verständlich zu machen, erhalten; anderen aber ist auch diese verloren gegangen: sie leiden an Agraphie. Auch von diesen Kranken vermögen die meisten noch ihren Namen, ihren Wohnort und dergleichen oder noch einzelne Wörter oder wenigstens Buchstaben zu schreiben; in vereinzelten Fällen noch die Zahlen; zuweilen können sie noch geometrische und andere Figuren zeichnen. Bei der absoluten Agraphie können die Kranken nichts von alledem: sie haben die Schreibfähigkeit vollständig verloren.

Digitized by Google

Sehr wunderbar muß es dem Laien erscheinen, daß sie dabei die feinsten Arbeiten mit ihren Händen ausführen können; zudem zeigt die Hand zuweilen keine Spur von Lähmung.

Beim Versuche, mit der linken Hand zu schreiben, wird zu Anfang gewöhnlich sogenannte Spiegelschrift geschrieben, das ist eine Schrift, die man am bequemsten mit dem Spiegel lesen kann.

Der Umstand, daß Agraphie ohne Aphasie vorhanden sein kann, läßt uns vermuten, daß die betreffenden Zentren der Laut- und Schriftwörter nicht an derselben Stelle der Hirnoberfläche zu suchen sind; wahrscheinlich entspricht dem autonomen graphischen Zentrum der Fuß der zweiten Stirnwindung.

Die zweite Hauptform der Aphasie, welcher anatomisch eine Läsion im Schläfenlappen entspricht, ist die sensorische Aphasie, die Worttaubheit.

Bei solchen Kranken ist das von anderen gesprochene Wort nicht mehr im stande, die demselben entsprechende Vorstellung im Bewußtsein hervorzurufen.

Der Worttaube ist keineswegs taub im gewöhnlichen Sinne, aber er vernimmt das gesprochene Wort nur wie einen Schall, ihm geht es mit seiner Muttersprache wie mit einer fremden Sprache, von welcher er wenig oder gar nichts versteht: die Wortklangbilder, deren sich der Gesunde bedient, um das Erinnerungsbild wieder anklingen zu lassen, sind ihm verloren gegangen, und damit Vorstellung und Begriff derselben. Gibt man einem solchen Kranken auf, einen laut genannten Körperteil zu berühren, eine Bewegung auszuführen, dies oder jenes zu thun: er versteht es nicht. Ein vorgesprochenes Wort vermag er nicht nachzusprechen. Und doch sieht er sich um, wenn hinter seinem Rücken ein Gegenstand mit vernehmlichem Geräusch zu Boden fällt; ja er vernimmt die leisesten Geräusche, wie das Ticken einer Uhr, sogar das Fallen einer Stecknadel.

In grellem Widerspruch mit diesen Störungen steht der Umstand, daß diese Kranken spontan, scheinbar sprechen können wie Gesunde. Ihre Erlebnisse können sie fließend erzählen und über alltägliche Dinge ohne Anstoß reden. Sie lesen auch mit Leichtigkeit Fragen, die man aufgeschrieben hat, und antworten darauf mündlich oder schriftlich. Bei genauer Prüfung wird man aber doch inne, daß sie eine nicht unerhebliche Einbuße des Ausdrucksvermögens überhaupt erlitten haben, sobald sie ihre Gedanken über Dinge, die Nachdenken erfordern, ausdrücken wollen. Alsdann wird es ihnen offenbar schwer, den richtigen Ausdruck zu finden, sie besinnen sich auf ein Wort, bringen ein falsches heraus und probiren umher mit zunehmender Unsicherheit und Verwirrtheit des Ausdrucks.

Wie ist diese auffällige Erscheinung zu erklären?

Ueber Dinge des alltäglichen Lebens kann man sprechen in mehrweniger automatischer, rein mechanischer Weise. Man hat dabei nicht nötig, die Wortklangbilder merklich anklingen zu lassen; anders, wenn man über Dinge redet, die eine größere geistige Arbeit erfordern; alsdann muß man nach einer concinnen Darstellung des Gedachten suchen, um den passendsten Ausdruck dafür zu finden. Dies ist aber nur möglich durch Wiederbeleben der Wortklangbilder. Sind diese

Digitized by Google

verloren gegangen, wie bei der Worttaubheit, so kommt es sehr leicht zu einer Sprachbehinderung.

Auch hier hat man bei Polyglotten beobachtet, daß das Verständnis einer Sprache erhalten bleiben kann.

Taubheit für Musik hat man in einigen Fällen gleichzeitig mit Worttaubheit beobachtet; in anderen dagegen wird das Erhaltensein der Wahrnehmung für musikalische Töne ausdrücklich hervorgehoben.

Auf mimische Ausdrucksweise und Gesten verstehen sich solche Kranke vortrefflich, was wohl zu beachten, damit man bei Prüfung ihres Wortverständnisses nicht dadurch einer Täuschung zum Opfer wird, daß man die gesprochenen Worte mit Gesten begleitet hat.

Eine der Worttaubheit verwandte und oft mit ihr gleichzeitig beobachtete Störung ist die Wortblindheit.

Ein solcher Kranker, meist „ein vom Schlage getroffener", zeigt keine Trübung der Intelligenz, hört und versteht vollkommen alles, was man zu ihm sagt, antwortet darauf und spricht mit größter Leichtigkeit. Aber er ist nicht im stande, irgend etwas Geschriebenes oder Gedrucktes zu lesen. Schlägt man ein Buch vor ihm auf, so sieht er wohl die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Grunde, er erkennt ihre Umrisse, ihre Stellung zu einander, ihre Anordnung, aber es ist ihm unmöglich, Worte, Silben, ja selbst Buchstaben zu lesen. Dasselbe gilt vom Geschriebenen, ja in Fällen, wo einem Wortblinden die Fähigkeit selbst zu schreiben geblieben ist, vermag er das, was er soeben geschrieben hat, nicht zu lesen. Ein Kaufmann schreibt eine Ordre für sein Geschäft. Als er dieselbe noch einmal überlesen will, um sich zu überzeugen, daß er nichts vergessen hat, vermag er es nicht; nicht einmal seinen Namen kann er lesen; ebenso wenig ist er im stande, Gedrucktes zu lesen. Drängt man ihn zu lesen, so zieht er mit dem Zeigefinger einen Buchstaben nach dem andern nach und gelangt dadurch endlich mit vieler Mühe dahin, das Wort herauszubekommen. Legte man einem so Erkrankten beide Hände auf den Rücken und veranlaßte man ihn, nun zu lesen, so sah man, wie er mit dem Zeigefinger die zu lesenden Buchstaben einzeln auf den Nagel des Daumens aufzeichnete.

Geschriebenes lesen solche Kranke viel geläufiger als Gedrucktes, weil sie beim Schreiben die Buchstabenbilder auf das Papier zu zeichnen gewohnt sind, gedruckte Buchstaben dagegen kaum jemals nachgezogen haben.

Mittelst dieses Nachziehens kommt das Lesen offenbar dadurch zu stande, daß sie das Schriftbild zunächst in das Schriftbewegungsbild umsetzen und durch dieses nunmehr in den Stand gesetzt werden, die akustischen Lautbilder anklingen zu lassen, die sie nunmehr zu akustischen Wortbildern kombiniren. Denn das im hinteren Teile des linken unteren Scheitelläppchens gelegene Zentrum für die Schriftbilder steht offenbar in Verbindung mit dem, wie wir sahen, im Schläfenlappen gelegenen Wortbildzentrum.

Dieser Zustand der Wortblindheit ist durchaus nicht zu verwechseln mit dem durch Tierexperimente genauer studirten der „Seelenblindheit". Ein seelenblinder

Digitized by Google

Hund erkennt das ihm vorgehaltene Stück Fleisch nicht als solches, bevor es nicht in den Bereich seines Riechorgans gebracht wird. Der wortblinde Mensch dagegen erkennt nur die Wortzeichen nicht wieder, während er für alle anderen Gegenstände ein volles Verständnis behalten hat; er kann Dame spielen wie jedes andere Spiel und sogar Rebus entziffern.

Die Wortblindheit ist ein Symptom, welches spontan und zuweilen plötzlich sich zurückbilden kann. Interessant ist die Heilung des durch die Selbstbeobachtung seiner Sprachstörung bekannt gewordenen Professors der Medizin Lordat in Montpellier. Mit Wehmut hatte dieser wochenlang immer wieder vor seinen Büchern gestanden und sich vergeblich bemüht, die auf den Rücken gedruckten Titel zu lesen. Wie glücklich war er, als ihm eines Tages von einem Folianten plötzlich der in Gold gepreßte Titel „Hippocratis Opera“ entgegenstrahlte. Von diesem Tage ab schritt die Besserung schnell vorwärts und ging in vollständige Heilung aus. Freilich hat auch dieser Professor das Lesen wieder von neuem lernen müssen wie ein Kind.

Von großem Nutzen ist bei solchen Leseübungen der Gebrauch von erhaben gedruckten Buchstaben.

Keineswegs gehen übrigens alle Fälle von Wortblindheit in Genesung aus.

Wenn ich hiermit meine Ausführungen schließe, so bin ich mir wohl bewußt, das Geheimnis der Sprache nur gestreift, nicht gelöst zu haben. Wie sehr unser Wissen auch hier noch Stückwerk ist, geht schon daraus hervor, daß seit dem Schema, welches der hochverdiente Kußmaul zur Verdeutlichung der Vorgänge beim Sprechen gegeben hat, so und so viele neue Schemata entworfen worden sind, zum Beweise, daß die bereits vorhandenen immer wieder nicht genügten.

Auf schematischem Wege läßt sich meines Erachtens das wunderbare Rätsel der menschlichen Sprache überhaupt nicht lösen, denn es ist zu eng verknüpft mit allen übrigen wunderbaren Leistungen des menschlichen Geistes; ja man muß Meynert recht geben, wenn er behauptet: Der Umfang des Geistes deckt sich mit dem Umfange der Vorstellungen, der Sprachvorstellungen.

Mag man nun die Sprachleistungen der Tiere noch so hoch stellen, die intellektuelle Sprache wird stets das hohe Privilegium des Homo sapiens bleiben; aus dem Affen-Menschen Häckels wird, obgleich Gabriel Max auf der vorjährigen Münchener Ausstellung denselben als Pithecanthropos alogus verherrlicht hat, niemals der logisch denkende, sprechende und schreibende Mensch hervorgehen, nicht einmal der ungebildetste englische Grubenarbeiter, dem nur etwa 200 Wörter zur Verfügung stehen, geschweige denn ein Shakespeare, dessen Wortschatz 15000 Wörter umfaßt.

Digitized by Google

Gespräche mit Franz von Lenbach.

Von

† **Dr. W. Wyl** in München.

(Schluß.)

Wenn wir Lenbachs Erinnerungen aus unserer nordischen Heimat nun seine Reiseindrücke aus dem Welschland folgen lassen, gemahnt es uns nicht wie eine köstliche Laune von Frau Aventiure, daß sie ihren Günstling vom traulichen Heim des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches zum Gefangenen im Vatikan und zurück führte?

Kann es ein großartigeres Beispiel von der weltbeherrschenden Macht echter Kunst geben, als es uns der Lebenslauf Lenbachs bietet?

Der schlichte Mann aus dem Volke wird der Freund der Mächtigsten dieser Erde — er, der Altbayer, des preußischen Kanzlers treuer Genosse und wiederum ihm, dem begeisterten Anhänger des strengprotestantischen Gründers deutscher Einheit, öffnen sich freundlich die Pforten des Vatikans.

Nirgends seine Eigenart verleugnend, aber überall dem Guten und Großen in jeder Richtung gerecht werdend, nimmt er reiche geistige Ausbeute mit heim.

„Mein letzter römischer Aufenthalt hat fünf Jahre gedauert, von denen ich je acht Monate in Rom und vier in Deutschland zubrachte. Ich bewohnte im ersten Stockwerk im Palazzo Borghese das Appartement der famosen Paulina Borghese, das aus einer Reihe von Sälen bestand und in einen Garten ausgeht. In Rom habe ich auch den Papst Leo XIII. gemalt. Die Veranlassung dazu kam von München. Es handelte sich um einen Kirchenbau, und der betreffende Verein war der Ansicht, es werde ihm gelingen, durch ein Bildnis des Papstes eine Menge Geld zusammenzubringen. Sie schrieben daher an mich, ich möge den Papst malen, und ich antwortete, ich sei gerne dazu bereit, wenn mir entsprechend Gelegenheit gegeben würde. Der jetzige Kardinal Mocenni, ein Tiroler, der damals beim Papste die Stelle eines Sekretärs versah, kam, um mich nach dem Vatikan einzuladen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß ich unter allen Umständen dem Papste den Fuß küssen müsse. Auf dieses Schauspiel freuten sich nicht wenig Fromme mit großer Schadenfreude, denn ich galt leider für einen argen Heiden. Ich aber ließ mich nicht irre machen; hatte ich A gesagt, so wollte ich auch B sagen und entschloß mich zum Fußkuß. Bei der Audienz kniete ich also vor dem heiligen Vater nieder, küßte brav den Pantoffel und blieb dann einige Zeit in knieender Stellung. Bald merkte ich aber, daß es die Absicht des Papstes war, mich da eine ganze Ewigkeit knieen zu lassen; da wurde mir denn endlich die Sache zu viel und ich stand von selbst wieder auf. Der Papst war nach meinem ersten Eindrucke damals schon

Digitized by Google

ein Sterbender, und heute liest man, daß er gesund und munter ist. Er war wachsbleich, zusammengesunken, nichts als ein Schatten. Aber er ist ein sehr feiner, bedeutender Mensch, das sieht man; man kann leicht erkennen, daß er die ihn umgebenden Kardinäle geistig ganz bedeutend überragt. Er interessirte sich außerordentlich für Bismarck und stellte tausend Fragen über ihn. Bismarck war offenbar der einzige, in welchem er einen ihm ebenbürtigen Diplomaten, einen geistigen Rivalen anerkannte. Mit meinem sitzenden Bildnis von ihm, das jetzt in der neuen Pinakothek hängt, war er durchaus nicht zufrieden. Nach seiner Meinung kann und darf ein Papst nur auf eine einzige Weise richtig gemalt werden, nämlich jung, aufrechtstehend und segnend. Um mir Gelegenheit zu geben, ihn zu studiren und für die Auffassung seiner Erscheinung günstige Augenblicke abzupassen, gab er Mocenni den Auftrag, vor ihm zu knieen und mit ihm eine Art von pantomimischen Darstellungen vorzunehmen. Der künftige Kardinal kniete vor dem Papste und dieser redete zu ihm mit entsprechenden Gesten von seinem Thronsessel herab. Dabei mußte ich zusehen und jeden günstigen Augenblick in der Erscheinung des heiligen Vaters zu erhaschen suchen. Ich sah auch, wie man ihn auf seinem Tragsessel in die Kapelle trug; da erschien er mir in sich selbst zusammengesunken, ganz kraftlos, halb tot. In der Kapelle angekommen, raffte er sich mühsam ein wenig auf und nahm plötzlich eine Prise Tabak, die er mit großer Energie in seine wachsbleiche Nase rieb.

„Durch die vielen Gespräche, die er mit mir über Bismarck hatte, wurde Leos Interesse an dem deutschen Staatsmanne immer lebendiger, und es kam endlich so weit, daß er ein Bildnis des Fürsten zu haben wünschte. Eines Tages kam Mocenni zu mir, der auch ein wenig deutsch kann. Er sagte mir geheimnisvoll, der Papst wolle von mir ein Bildnis des Fürsten Bismarck, aber nicht eines, das ich vielleicht vorrätig hätte, sondern ein frisches, das eigens für Seine Heiligkeit gemalt werden müsse. Bald darnach verließ ich Rom, wo es schon sehr heiß zu werden anfing, und begab mich nach Deutschland. In Varzin teilte ich dem Reichskanzler mit, daß ihn der Papst bestens grüßen lasse und daß er ein Bildnis von ihm zu haben wünsche; zugleich überreichte ich dem Fürsten eine nach dem Papst gemachte Studie, welche sich jetzt im Museum zu Schönhausen befindet. Der Fürst schien durch die Geschichte amüsirt und sagte schmunzelnd: ‚Ich bin neugierig, wie das weiter gehen wird'. Zugleich erklärte er sich bereit, mir für das vom Papste bestellte Bild zu sitzen. Ich malte mein Bild und nahm es im nächsten Frühjahr nach Rom. Der Papst hat aber dieses Porträt nie gesehen. Französische, von Jesuiten inspirirte Blätter erhoben einen ungeheuren Lärm darüber, daß der heilige apostolische Palast im Begriffe stehe, durch das Bildnis eines verruchten Erzketzers, noch dazu des Vaters des Kulturkampfes, entweiht zu werden, und es dauerte nicht lange, so stimmten auch deutsche Blätter in diesen Chorus ein. Ich erhielt im Palazzo Borgheſe einen Besuch des damaligen Staatssekretärs des Papstes, des Kardinals Jacobini. Derselbe brachte mir die Nachricht, daß binnen wenigen Wochen wegen des

Digitized by Google

Bismarckbildes eine Entscheidung getroffen werden würde. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate — im Vatikan blieb alles still und von dem Bismarckbilde war keine Rede mehr. Anstatt in dem heiligen Palaste, für den es ursprünglich bestimmt war, befindet es sich nun in der profanen Galerie der guten Stadt Breslau. — — —"

Auch von einem Aufenthalt in Spanien weiß Lenbach Interessantes zu berichten. Er fühlte sich dort außerordentlich glücklich: „Ich schwelgte da inmitten der massenhaften schönen Bilder der Madrider Galerie. Ich vergaß auf alles andere, sogar darauf, das ranzige Oel entsetzlich zu finden, mit dem dort alles gekocht wird. Große Schwierigkeiten hatte ich mit der Kopie des Reiterbildes Karls V. von Tizian. In dem Saale, wo das Bild hängt, hätte ich nicht malen können, es war da zu dunkel. Da entschloß man sich denn, für mich etwas Besonderes zu thun. Man spannte das Bild ab und brachte es in ein helles Parterregemach, wo es erst wieder aufgespannt werden mußte, denn im aufgespannten Zustande wäre es nicht durch die Thüren gegangen. Aber in drei Wochen mußte die Kopie fertig sein. Noch etwas Merkwürdiges passirte mir bei dieser Kopie. Es stellte sich nämlich eines Tages heraus, daß in ganz Madrid kein Oel-Kremserweiß aufzutreiben war. Ich rieb mir nun das Weiß mit Terpentin und etwas Copaivabalsam und erreichte damit die beste Wirkung."

Unerschöpflich reich und mannigfaltig sind Lenbachs Kenntnisse im Gebiete der alten Meister. Er hat sie, wie wir gesehen haben, schon als Jüngling mit durstigem Enthusiasmus studirt, und dieses Studium ist seit vierzig Jahren der höchste Genuß seines reichen und originellen Seelenlebens. Bei ihnen findet er auch das, was er Ruhe und Erholung nennt. Hat er im Laufe einer Saison schockweise Bildnisse gemalt, bis er sich sozusagen im Feuer der Arbeit bis auf die letzten Oeltropfen verzehrt hat, so verschwindet er plötzlich aus München, um wenige Tage darnach in Venedig, Paris, Berlin oder Amsterdam aufzutauchen, wo er alles studirt, wessen er von guten Alten habhaft werden kann, und sich auf diese Weise „erholt". Dabei ist er in den Biographien der Meister vollständig zu Hause und denkt und spricht von seinen Lieblingen wie ein warmer Freund, für den Künstler und Mensch ein untrennbares Ganze sind. Hier ein kleines Beispiel. „Sie kennen doch," sagte ich, „Rembrandts Selbstporträt im Louvre, wo er so ergreifend traurig in die Ferne blickt?" — „Ach ja," sagte er, „das mit dem weißen Tuch um den Kopf. Das war nach der Auktion gemalt..." Der Leser weiß, daß den großen Helldunkelmaler das Unglück traf, daß ihm seine Gläubiger seine sämtlichen, einen ungeheuren Wert repräsentirenden Kunstschätze für einige tausend Gulden verklopften.

Es würde Lenbach sicherlich schwer werden, unter Meistern wie Rubens, Rembrandt, Tizian, Velazquez und anderen einen als seinen speziellen Liebling zu bezeichnen, da für ihn ein jeder auf seine besondere Weise ein Meister allerersten Ranges ist. Doch habe ich den Eindruck, als wenn das ebenso glänzende als edle Ensemble einer Natur wie Rubens auf ihn den größten Eindruck von allen gemacht hätte. Nicht umsonst hörte ich ihn manchmal sagen: „Beim

Digitized by Google

Rubens hätte ich mögen Kammerdiener sein.“ [1]) Will man ihn recht ernstlich ärgerlich machen, so braucht man ihn nur daran zu erinnern, daß die braven Antwerpener das wundervolle Museum, welches das Haus ihres größten Mitbürgers ohne Zweifel gewesen, in ein schäbiges Miethaus verwandelt haben. Er berechnet, daß man mit den heute noch vorhandenen echten Bildern des Meisters die sämtlichen Fassaden der Ludwigsstraße bedecken könnte; er zerbricht sich den Kopf darüber, warum dieser wunderbare Mann, der gewiß eine ganz außerordentliche Lebenskraft besessen, schon mit 63 Jahren sterben mußte, und erklärt es sich daraus, daß er als Diplomat bei Wetter jeder Art lange Reisen zu Pferde machen mußte, wobei er den Grund zu seinem schlimmen Gichtleiden gelegt; er ist endlich wütend über die rosigste und grübchenreichste aller goldblonden Witwen, die Helena Fourment, daß sie es unterlassen konnte, sein Grab in der St. Jakobskirche mit der von einem gelehrten Freund verfaßten lateinischen Inschrift schmücken zu lassen, und daß sie es über sich bringen konnte, so bald wieder die Gattin eines gewöhnlichen Sterblichen zu werden, nachdem sie zehn Jahre lang das Weib eines Halbgottes gewesen.

Tief zu Herzen geht ihm das Schicksal des großen Franz Hals, dessen Begräbnis, wie er oft mit schmerzlichem Nachdrucke erzählt, einen ganzen holländischen Gulden gekostet habe. „Der Mann muß die letzten zwanzig Jahre seines Lebens arbeitsunfähig gewesen sein, denn er lebte mehrere Jahre vor seinem Tode im Armenspital und bezog jährlich ein Klafter Holz. Er starb in der bittersten Armut, und der Preis seines Begräbnisses — der sagt wahrlich genug.“

Lenbach ist ein großer Bewunderer von Reynolds und der englischen Schule seiner Zeit. Die akademischen Reden gehören zu seinen Lieblingen im Gebiete der Kunstliteratur. „Ein großer Kenner, dieser Reynolds, er hat aber doch Augenblicke, wo ihm der Akademiker ins Genick schlägt, wo er die Anmut des Rafael mit der Farbe Tizians, dem Helldunkel des Correggio und der großartigen Zeichnung des Michel Angelo vereinigen möchte.“

Treffliche Bemerkungen hörte ich Lenbach einmal über das Verhältnis der ältesten christlichen Kunst zu der späteren machen: „Diese alten Mosaiken sind doch etwas ungeheuer Großartiges. Diese Figuren auf Goldgrund, die einfachen Gestalten, die griechischen Inschriften, alles das wirkt zusammen wie ein erhabener Accord oder wie ein herrlicher Sonnenuntergang. So etwas erfüllt

[1]) Auch Sir Joshua Reynold ging in seiner Schwärmerei für die Alten ziemlich weit. „Eines Tages“, so erzählt sein Schüler James Northcote, „sprach ich zu ihm von den wundervollen Schönheiten Tizians und fragte ihn, ob er glaube, daß darin Tizian jemals übertroffen werden könnte? ‚Das glaube ich nicht‘, sagte Reynolds, ‚und ich sage Ihnen, daß ich, um ein wirklich schönes Bild von Tizian zu besitzen, gerne alles verkaufen würde, was ich auf dieser Welt mein nenne, um das Geld für den Ankauf des Bildes aufzubringen‘, und dann schloß er mit Nachdruck: ‚Ich würde nicht zögern, mich für einen solchen Handel zu ruiniren.‘“ Siehe The life of Sir Joshua Reynolds by James Northcote, London 1819, Vol. II. pp. 22—23.

Digitized by Google

den, der es betrachtet, mit einer großartigen, einheitlichen Stimmung, wie es ein Orgelaccord thut. Dagegen war die spätere bewußte Kunst der Florentiner, von Masaccio bis auf Michel Angelo, eigentlich ein Rückschritt in Beziehung auf feierliche Wirkung. Sie zwingen den Menschen, sich in einem Chaos von Figuren zurecht zu finden, in einer Welt von Armen und Beinen. Dabei kommt das Gemüt des Betrachters gegen früher offenbar zu kurz."

Aus Anlaß eines Gespräches über Aretino kamen wir auf dessen Sonnetti Lussuriosi und die berüchtigten Zeichnungen zu sprechen, mit welchen Giulio Romano dieselben illustrirt hat. Lenbach hat diese Zeichnungen in großem Format gestochen in der Galerie Corsini zu Rom gesehen und war in hohem Grade überrascht davon. „Sie sind vortrefflich durchgeführte Blätter von außerordentlicher Schönheit und Noblesse der Zeichnung, das Schönste, das ich von Giulio Romano je gesehen habe; das sinnliche Element tritt dabei ganz in den Hintergrund, so mächtig ist die Wirkung der Schönheit."

„Was Rafael anbelangt, so muß man ihn vor allem in seinen Fresken studiren. Da er diese noch als sehr junger Mann unternahm und dann mit siebenunddreißig Jahren sterben mußte, so kann man sich denken, was er geleistet haben würde, wäre er gleich Tizian über neunzig Jahre alt geworden. Die Fresken im Vatikan sind außerordentlich und ganz etwas anderes als die süßlichen Madonnenbilder, die er bis dahin als Jüngling gemalt hatte. In den Fresken ist er gewaltig in der Form und im Aufbau des Ganzen; da fühlt man doch, daß er Tizian in dieser Hinsicht überlegen ist. Das gilt auch von den Fresken in der Farnesina, welche die Geschichte der Psyche darstellen."

Wenn wir die Ahnengalerie eines großen Hauses durchgehen, wird es uns da wundernehmen, wenn wir plötzlich eine merkwürdige Aehnlichkeit eines der jüngsten Enkel mit einem Urahnen entdecken?

Was in direkter Deszendenz möglich ist, das sehen wir auch oft im Fortschreiten der Menschheit, ohne daß wir den Zusammenhang wahrnehmen können.

So ist in der Stammtafel der Kunst einer ihrer jüngsten Söhne wieder zurückgeschlagen auf die großen Vorväter.

Wie die Fäden laufen — das geheimnisvolle Gewebe, das den Enkel mit dem Geist der Ahnen verknüpft — wir wissen es nicht, aber sicher ist, daß Lenbach nicht nur die meisterhafte Zeichnung — die feine Individualisirung, den weichen und doch so sichern Strich, das wunderbare Kolorit seiner Bilder mit seinen Lieblingen gemein hat — er hat auch die große, naive, kernige Urnatur jener großen Heroen.

Er hat „den kühnen Mut, den Zorn der freien Rede" und an dem Bestehen „bis aufs Blut der Fehde" fehlt es bei ihm auch nicht.

Denn unser Meister hat auch eines von seinen großen Vorfahren geerbt: das ist die Intoleranz gegen alles Geschmacklose, alle jene Auswüchse einer Malweise, die mit greller Dissonanz die schön zusammengestimmte Farbensymphonie der alten Schule durchbricht. — Diese Intoleranz hat ihm viele Gegner gemacht und mit Unrecht; denn die Toleranz gegen das Schlechte hat stets zur Gleich-

Digitized by Google

giltigkeit für das Gute geführt, und wo ein künstlerisches Glaubensbekenntnis so tief mit der ganzen Individualität eines Meisters verwachsen ist, daß es gewissermaßen jedem seiner Werke aufgeschrieben ist, da soll man nicht daran deuteln und vermitteln, nicht wegwaschen und übelnehmen wollen, sondern man sollte sich — um ein Wort Goethes zu variiren — freuen, daß wir einen solchen „Kerl" haben.

Heutzutage freilich, wo viele Meister sein wollen, ehe sie Lehrling waren, wo es Künstler gibt, die zuerst drei, vier verschiedene Richtungen einschlagen, bis sie sich für die erfolgreichste entscheiden, fehlt jene große, einfache, ich möchte sagen naturgemäße Entwicklung, welche die großen Meister der Alten durchmachen mußten. Wir können so genau wie den Werdeprozeß des Schmetterlings aus der Raupe den organischen Entwicklungsgang ihres Talentes verfolgen. Zuerst kamen sie in die Schule eines guten Meisters, wo sie als Lehrling mit Farbenreiben anfingen, — hierdurch erklärt sich auch jedenfalls ihre Technik und die Haltbarkeit ihrer Bilder — waren sie in ihrem künstlerischen Charakter erstarkt genug, um in ihrer Kunst auf eigenen Füßen zu stehen, so arbeiteten sie selbständig. Ihren ersten Bildern haften dann wohl noch Spuren der Schule an, aus der sie hervorgegangen, bis sie sich freier und freier, zur höchsten strengsten Eigenart entfalten.

„Talente gibt es auch heute genug," meinte Lenbach einmal, „aber wie viele gehen unter aus Mangel an Schulung.

„Da ist ein Buch erschienen, betitelt ‚Rembrandt als Erzieher', welches neben einer Anzahl von ausgezeichneten Bemerkungen eine Masse von Unsinn enthält. Schon die Idee, Rembrandt der großen Masse als Erzieher zu empfehlen, ist absurd. Dem Volke ist jeder Bilderbogen lieber und verständlicher als gerade Rembrandt, dessen Verständnis selbst unter den sogenannten Gebildeten außerordentlich selten ist. Wie viel Leute verstehen denn überhaupt die alten Meister! Ich bin übrigens durchaus nicht der Ansicht, daß die höchste Kunst ein Erziehungsmittel für die Masse ist. Die Zeiten ihrer höchsten Entwicklung waren durchaus nicht durch Reinheit der Sitten ausgezeichnet. Als man die wundervollsten Kunstwerke aus Griechenland nach Rom brachte, rauchten die Amphitheater vom Blute von Tausenden von Opfern. Zu Tizians Zeiten ließen die Signori einmal zweihundert ganz unschuldige Menschen an dem Markusplatz aufhängen. Sie hatten weiter nichts gethan, sie waren Söldner auf einem Schiffe, das nach Venedig verschlagen worden war. Aber die Zeiten waren rauh und ohne Skrupel. Es passirte damals gerade gar nichts, und die Signori dachten, es wäre gut, wenn man dem Volke wieder einmal ordentlich Respekt beibrächte. So wurden denn die armen Teufel allesamt aufgeknüpft, nachdem man zu dem Zwecke das Gerücht verbreitet hatte, daß eine große Verschwörung entdeckt worden sei.

„Wenn Schönheit geeignet wäre, die Menschen zu bessern, sie zu feineren Sitten zu erziehen, so müßten die Schönheit des Sonnenlichtes, die Blumen, die Treue und Lieblichkeit der Tiere, der unschuldige Blick des Kindes ähnlich wirken.

Digitized by Google

Aber daß das nicht der Fall ist, das wissen wir. Und das sind doch alles viel verständlichere Dinge als die alten Meister und besonders Rembrandt.

„Die Kunst," so fährt er fort, „entwickelt sich ganz zufällig und unabhängig vom politischen Leben. Sie wird vielleicht etwas gehoben durch kunstsinnige Fürsten oder glückliche Verhältnisse. Oft tauchen von allen Seiten Talente auf und leisten etwas, — dann kommt wieder eine Zeit, wo alles zerstört wird. Die einen bauen auf, die anderen reißen nieder. Ich glaube übrigens nicht, daß irgend eine Richtung in der bildenden Kunst zur Verrohung der Sitten beiträgt. Ich glaube eben, daß die bildende Kunst gar keine direkte Wirkung auf die Geister der Masse hat.

„Etwas anderes ist es um den Geschmack, den kann man schulen. Jeder Künstler sollte vor allem das Studium der Alten betreiben, ihre Sprache erlernen, die zwar viele Dialekte hatte, im Grunde aber doch nur eine war — allen gleich verständlich: die Sprache der Schönheit. Darum sind auch alle, die sie sprechen, eine große Künstlerfamilie, die sich vortrefflich mit einander verträgt. Ein Brouwer, ein Franz Hals kann neben einem Meisterwerk von Giorgione hängen und keiner stört den andern im geringsten.

„Die Alten haben immer Dinge gemacht, die schön, die angenehm waren, die sich mit anderen schönen Dingen zu einem stilvollen Ensemble vereinigten. Sehen Sie zum Beispiel dieses Kästchen aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ein armer, unbekannter Handwerker hat es gemacht — Aber es ist schön, es paßt zu einem alten Bilde, einem alten Möbel, Waffen oder Gefäßen.

„Was die Alten zu einer Familie machte, ist der gemeinsame Geschmack, die Freude an dem Schönen an sich. Die ganze alte Kunst bewegt sich in dem Rhythmus einer schönen Sprache, aber der Rhythmus der bildenden Kunst ist die Symmetrie, das schöne Verhältnis der Maße, Linien und Farben zu einander. Wer dafür kein Verständnis hat, der steht außerhalb der Kunst."

Daß Lenbach in seiner Jugend mit wahrhaft fanatischem Eifer und glühender Begeisterung die großen Spanier und Italiener kopirte, wissen wir schon.

„Ich traute mir damals, wie ich Ihnen schon erzählte, nicht die Kraft zu, selbst Hervorragendes zu schaffen — aber ich dachte mit meinen Kopien jungen Talenten die Mittel an die Hand zu geben und sie auf die Studien hinzuweisen, die allein zu Künstlern machen können. Dieses Versenken in die göttlichen großen Meister entfremdete mich noch vollends den Modernen."

Aber trotzdem Lenbach selbst auf dem Wege des Kopirens zu seiner Meisterschaft gelangte, so hat ihn die Erfahrung doch gelehrt, daß dieser Weg nicht ganz der richtige ist, und er äußerte sich darüber wie folgt: „Beim Kopiren der Alten (für Schack), mußte ich das, was ich eigentlich anstrebte, beiseite lassen, ich mußte darauf los kopiren, um leben zu können, und lebte schlecht genug; meine Rettung war, daß damals alles, Wohnungen ausgenommen, in Italien noch sehr billig war. Ich hätte eigentlich einen ganz andern Weg gehen sollen. Das Kopiren ganzer Bilder ist für junge Künstler eigentlich weder notwendig noch auch besonders nützlich. Die Hauptsache wäre, Farbenskizzen zu malen.

Digitized by Google

Man sehe sich alles genau an und das Beste skizzire man, so daß man das, was man für seine eigene Richtung braucht, alles an sich zieht und in sich verarbeitet. Diesen Weg zu gehen fühlte ich als eine Notwendigkeit, konnte es aber nicht meiner materiellen Lage wegen. Hätte ich, anstatt den ganzen Tag als Kopist zu malen, zwei bis drei verschiedene Sachen täglich skizzirt, so hätte mich das nach allen Richtungen bereichert und entwickelt. Und als dann die Zeit der bezahlten Kopirerei vorüber war, mußte ich gleich ans Schaffen gehen, ans Malen von Bildern, die ich verkaufen konnte, um davon zu leben; da war also auch wieder nicht an ein innerlich gesammeltes Studium zu denken. — — —"

Daß Franz von Lenbach unter den Künstlern unserer Tage aus dem pietätvollsten aller Nachbildner der feinste Kenner und bedeutendste Interpret der alten Meister geworden ist, gehört zu den notorischen Thatsachen der Kunstgeschichte. Wer selbst Studien dieser Art getrieben hat, der überzeugt sich durch diese Gespräche mit ihm sofort, daß man in zwei Stunden, seinen kräftigen Worten lauschend, mehr über die Alten lernen kann, als mancher in zwei Jahren aus vielen Bänden lernt. Was Lenbach bei den Alten gesucht und gefunden hat, dafür mögen einige Aeußerungen zeugen, die ich ihm zu verschiedenen Zeiten sozusagen von den Lippen weggeschrieben habe:

„Nur durch das Studium der Alten kann man zum Verständnis dessen gelangen, was Kunst überhaupt sein muß.

„Den Alten war die Schönheit Zweck ihrer Kunst — die Losung unserer Jüngsten aber ist die Wahrheit. Nun ist aber alles Schöne auch wahr, sobald es durch den gesetzmäßigen Werdeprozeß organisch mit uns verbunden ist, was aber wahr ist, ist noch lange nicht schön, wie Piloty zu behaupten pflegte.

„Ist etwas harmonisch, so wirkt es ruhig — das aber ist gerade das, was einem Teil unserer Jungen, die nervös, aufgeregt, sensationslüstern sind, gegen den Strich geht. Das urtolle Nebeneinanderstellen von barocken Motiven, schreienden Farben und verzerrten Formen, die Keckheit in der Darstellung des Häßlichen oder Frechen macht Lärm, und Lärm soll gemacht werden.

„Dieses rohe, gewaltthätige Bestreben trennt aber die Modernen von den Alten, diesen Sensitiven der Kunst.

„Das Grasse, Erschütternde, hat die Menge stets mehr angezogen als die reine Schönheit.

„Wenn wir zum Beispiel über die Straße gehen und es wird ein Kind, das einer Droschke entgegenläuft, von einem Wagenrad in zwei Teile geschnitten, so wird wohl alle Welt, und wir selbst dazu, hinlaufen, und alle unsere Sinne werden so absorbirt sein von dem schrecklichen Anblick, daß wenn in diesem Augenblick die mediceische Venus mit der von Milo und mit der Pallas Athene vorbeigingen, wir sie kaum beachten würden!

„Auf diesen Zug in der Menschennatur aber hat zu allen Zeiten ein Teil jener Künstler gerechnet, die mit ihren Werken überraschen, blenden, aufregen, nicht still beglücken wollen. Die großen Meister der Alten aber ziehen einen so sanft und milde in ihre Kreise."

Digitized by Google

Daß Lenbach vor allem ein Feind jenes rohen Naturalismus ist, „der sklavisch abschreibt, was vorhanden", das ergibt sich von selbst aus dem Vorhergesagten. — Auch hier sind es wieder seine großen Vorbilder, die er als Beispiel anführt. — Er meint, die Alten hätten die Natur anders gesehen, anders reproduzirt als wir.

„Der Zweck ihrer Kunst war die Wiedergabe der Natur, wie sie sie durch ein harmonisirendes Gehirn gesehen haben."

Wie ich Lenbach verstanden habe, so erklärt er sich die wunderbare Leuchtkraft ihrer Farben, den zauberhaften Glanz, das Durchsichtige ihrer Bilder durch diese Eigenart ihres Sehens.

Sie sahen in die Welt, wie wir zum Beispiel auf den Grund einer klaren Quelle sehen. Was erblickt das Auge durch das lichtgesättigte, klare und doch verhüllende Naß hindurch für wunderbare Dinge. Wie zauberhafte Farben und Formen haben Pflanzen und Steine am Grund, wie seltsam spielt das Sonnenlicht in der Tiefe. — Und so, wie sie sahen, so müssen auch wir ihre Bilder betrachten, sonst werden wir sie nie verstehen. „Hat man aber das Auge für diesen Glanz, dann entdeckt man unter dem alten Staub und Firnis die Wunder ihrer Weltanschauung," sagt Lenbach.

Ich möchte hier dieser mit den Ansichten unseres Meisters übereinstimmenden Betrachtung noch einen eigenen Gedanken beifügen: Ich meine nämlich, das Sehen der Alten war das Sehen eines Kindes, eines glücklichen, schön entwickelten, begabten, aber eben doch eines Kindes, an jener Grenze, wo das Kind no etwas von den seligen Geistern in sich trägt.

Inzwischen sind dieselben Veränderungen, wie sie sich im Uebergang vom Kind zum Erwachsenen vollziehen, an Auge und Gehirn der Menschheit vor sich gegangen. Unser durch das Beobachten einer mikroskopischen Welt ermüdetes, mit Gläsern geschärftes, von künstlichem Licht übersättigtes Auge und unser schon von dem komplizirten Lebensapparat zermartertes Gehirn, kann unmöglich mehr jene frische, naive, poesiedurchsättigte Auffassung haben. Wir können sie uns auf künstlichem Wege wiedergeben, aber wir können sie nicht mehr so von innen heraus empfinden, und wo es versucht wird, ist es ebenso affektirt und manierirt, als wenn ein Erwachsener versucht, die Sprache und Auffassung eines Kindes nachzuahmen.

Nun gibt es, Gott sei Dank, noch die ewige Kindschaft des Genies, wie sie außer Lenbach nur noch einigen wenigen unserer Meister der Jetztzeit gegeben ist, die in enger Anlehnung an die Natur, teilweise selbst Naturkinder, jene Naivität der Anschauung, jenes, wie Lenbach sagt, „paradiesische Sehen" noch haben.

Darum hat sich auch Lenbach strengstens dagegen verwahrt, mit seinen Ansichten der gesamten modernen Kunst entgegenzutreten. Er meint, es habe zu allen Zeiten einzelne gute und große Maler gegeben, und gerade seine anerkennende und enthusiastische Natur bewundert aufrichtig das Gute, wo er es findet.

Digitized by Google

Daß er daneben das Bestreben hat, seinen großen, wahlverwandten Ahnen nachzuahmen und die Verkehrssprache des Geschmacks nach Kräften zu der unsern zu machen, das zeigen seine Ausstellungen.

Einmal machte er eine Ausstellung von alten Meisterwerken, kostbare Gemälde, darunter ein herrlicher Rubens, Snyders, Stillleben von Heda und Fyt, dazu kostbare Stoffe, Gefäße und Möbel, alles fein und harmonisch zusammengestimmt.

Ein andermal veranlaßte er eine Darstellung verschiedener Malarten: Rubens' Malweise mit unsern Oelfarben auf Silbergrund, dann Tizians Temperatechnik und die pompejanische Malerei.

Lenbachs Hauptbestreben geht dahin, die Kunstwerke so auszustellen, daß sie mit ihrer Umgebung ein schönes, harmonisches Ganze bilden. Er sagt: „Wenn ein Mensch in die Oper oder ins Konzert geht, so hat er es bequem; das Stück wird ihm in Abteilungen der Reihe nach vorgeführt, so daß er es mit Behagen genießen kann. In unseren Kunstausstellungen aber ist es, als wenn zwanzig verschiedene Instrumente auf einmal durch einander spielten, und eine gute Anzahl davon falsch. Ich stellte daher alte Bilder, Möbel, Gobelins und dergleichen so aus, daß alles zusammen einen feinen Wohlklang gab. Aber es hat nicht viel genützt. Die Fäden, die ich mit großer Liebe gesponnen, um die Neuen mit den Alten wieder zu verbinden, sind durch teilweises Mißverstehen brutal zerrissen worden."

Einer von Lenbachs größten Lieblingen ist der Humorist Oberländer.

Wenige Sterbliche verfügen selber über einen so sieghaften Humor wie Lenbach. Er besitzt eine Schlagfertigkeit und einen Mutterwitz, wie sie selten gefunden werden.

Mit seinen Einfällen könnte man ein Buch füllen. Es ist aber nie ein absichtlicher Humor; was er sagt, das klingt so natürlich, so selbstverständlich, daß es oft durch die Situation, in der es gesagt wurde, allein schon komisch wirkt. Nicht leicht hat nämlich ein Mensch so die Gabe, in aller Unschuld, mit der harmlosesten Miene von der Welt ein gefürchtetes Wort in künstlerischen oder politischen Streitigkeiten an der „rechten" Stelle anzubringen. Was er hierin geleistet, wird wohl für alle Zeiten im Geheimbuch der Geschichte verzeichnet sein. Darum bewundert und versteht er auch seinen Oberländer so sehr. Er sagt von ihm: „Wir alle hier wissen, daß er einer unserer ersten Künstler ist. Der hat einen Humor, wie er noch nicht da war, um den können Engländer und Franzosen uns beneiden." Mit welcher liebevollen, fast zärtlich warmen Detailmalerei beschrieb er mir ein Oberländer vor wenigen Jahren von der Allotria gegebenes Fest, bei welchem die Vorzüge des Gefeierten durch eine dramatische Allegorie verherrlicht wurden.

Kürzlich kamen wir auf Wilhelm Busch zu sprechen, der nach Lenbach ein besonders feiner, interessanter Mensch ist, (er sieht dem Rubens ein bißchen ähnlich) „Jetzt thut er gar nichts mehr, er lebt auf dem Lande hauptsächlich als Onkel. Er hatte schon von Anfang mit seinem Verleger einen vorteilhaften Vertrag

Digitized by Google

für die Herausgabe seiner Sachen gemacht, welcher ihm den halben Reingewinn sicherte. So brachte er es bald auf zehntausend Mark oder mehr im Jahre, und da er in seiner philosophischen Genügsamkeit höchstens die Hälfte für sich verbrauchte, so verwandte er das übrige darauf, um eine ganze Anzahl Neffen studiren zu lassen, die nun alle tüchtige Leute geworden sind. In ihrer Mitte lebt nun der jetzt über sechzig Jahre zählende Onkel und fährt bald zu dem einen und dann wieder zu dem andern zur Kindstaufe. Mehr als alles andere auf der Welt interessiren jetzt den berühmten Zeichner die Tiere und zwar am meisten Bienen, Ameisen, Würmer, Roßkäfer und dergleichen. Ueber das Leben der Bienen hat er eine ganze Masse von Beobachtungen zusammen getragen. ‚Du willst, daß ich mit Dir nach London fahre', sagte er mir wiederholt, ‚ich bleibe aber lieber zu Hause. So ein alter, verfaulter Baumstumpf, mit seinem Gewimmel von Käfern und Würmern darin, ist mir lieber als ganz London.'"

Beispielsweise seien hier noch einige Aeußerungen Lenbachs über Hans Makart erwähnt. „Makart war als Künstler ganz wunderbar begabt, wenn er auch in mancher andern Hinsicht recht einfältig war. Doch galt er dafür manchmal mit Unrecht, was daher kam, daß er in seinem Salzburger Dialekt so langsam sprach. In London, wo wir zusammen anno '63 mit Piloty waren, mußte ich ihn sehr bewundern. Er hatte die ganze Stadt im Kopfe und hätte jede Straßenecke aus dem Gedächtnis zeichnen können. Die Verhältnisse, die Gesimse und dergleichen Teile schöner Gebäude wußte er alle vollständig auswendig. Für seine Zwecke hatte er einen wunderbaren Blick in die Welt. Unter den Verhältnissen, in denen wir leben, wo alles, besonders die Kleidung, der Kunst so feindlich ist, darf er als eine Art von Paolo Veronese gelten. Für das Arrangement von Festen und dergleichen war er geradezu ein unschätzbarer Mann. Er sah ins Leben mit einem Adler- oder Geierauge, und in diesem Auge war eine südliche Wärme und Leidenschaft."

Wie ein frommer Schloßherr seine Kapelle, so muß ein Mann wie Lenbach, der so tief vom Kultus der alten Meister durchdrungen ist, sein Museum haben, und so hat er es nicht daran fehlen lassen, im Laufe der Jahre Kunstwerke jeder Art zu erwerben, die seine tägliche Augenweide bilden. In jeder Art Technik zu Hause, sammelt er mit dem gleichen Eifer alte Malereien, plastische Werke, Geräte und Gobelins. Speziell in der Malerei ist ihm jedes Jahrhundert und jeder Stil willkommen, wenn aus dem Werke nur Geist, eine interessante Technik, eine solide Tradition spricht. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, einen räsonnirenden Katalog seiner Sammlung zu versuchen, die zu den erlesenen Sehenswürdigkeiten von München zählt. Ihre stolzesten Zierden sind wohl zwei halbe Figuren aus dem Nachlasse des großen Tizian. Dieselben stammen aus der Galerie Gustiniani-Barberigo in Padua und stellt die eine Philipp II. von Spanien, die andere Franz I. von Frankreich dar. Beide Bilder sind, was ihren Reiz in den Augen von Kennern nur erhöht, nicht ganz vollendet und werden schon von Ridolfi als solche erwähnt, doch sind sie von mächtiger Charakteristik und meisterhaft breitem Vortrage. Der düstere Ernst

Digitized by Google

und das immense Selbstbewußtsein des spanischen Herrschers ist wohl selten mit so überzeugender Lebendigkeit wiedergegeben worden. Interessant ist, daß beide Bilder zu denjenigen gehörten, welche den künstlerischen Nachlaß der durch die Pest des Jahres 1576 hingerafften Familie Tizian bildeten. Diesen Nachlaß erbte die genannte Familie in Padua, und es befanden sich in demselben noch andere wertvolle Arbeiten von Tizian. Das dauerte bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein. Die Sachen, welche für die besten galten, gingen später nach St. Petersburg, eine Anzahl von solchen, die damals nicht für wertvoll gehalten wurden, sind noch an Ort und Stelle vorhanden. Von Oelbildern erwähne ich noch eine ganz wunderbar schöne Rubensskizze, Esther vor Ahasver.

Unter den im Besitze des Meisters befindlichen plastischen Meisterwerken nimmt die erste Stelle ein wunderbar schöner Torso eines Jünglings ein, ein aus dem allerfeinsten griechischen Marmor gearbeitetes Werk aus der Phidiaszeit, gefunden in einer versunkenen Nische eines antiken Hauses zu Rom. Lenbach hat seine Schätze in zwei Gebäuden verteilt, teils in jener Flucht von Sälen, welche mit seinem großartigen Atelier endigen, teils in einem eigenen Museumsbau. Wie das so zu kommen pflegt, ist auch er mit Haut und Haar im Laufe der Zeit der Leidenschaft des Bauens und Verbesserns verfallen, und er arbeitet unablässig daran, jeden einzelnen Raum, ja jeden Winkel so lange umzugestalten, bis Form und Farbe ihm jenen Eindruck von Ebenmaß und Harmonie machen, den sein wunderbar fein organisirtes Auge und seine vierzigjährige Uebung in solchen Dingen gebieterisch fordern. So hat man denn beim Durchwandern seiner Räume den Eindruck, daß man aus einem Schmuckkästlein ins andere trete, und man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß dem bayrischen Meister bei der künstlerischen Ausgestaltung seiner Werkstatt und seines Museums das Vorbild jenes Rubens vorgeschwebt habe, der es, selbst nach dem dürren Kataloge seines Nachlasses zu schließen, so wohl verstand, seine Umgebung in ein Paradies für Künstler und Kunstfreunde umzuschaffen.

An Rubens wird man auch unwillkürlich gemahnt, wenn man das Stückchen Italien betrachtet, welches sich Lenbach in seinem Garten in nächster Nähe der Propyläen geschaffen hat. Da spielt das Sonnenlicht mit den Reizen einer Venus des alten Sansovino, Blumen ranken sich von den Kapitälen alter Säulen herab, die einst jahrhundertelang in Trient gestanden, eine gewaltige, in Venedig erworbene, sehr wahrscheinlich antike Marmorschale schmeichelt dem Auge mit ihren herrlichen Linien, und dann, das große Preisstück der ganzen Zauberei, klare Gewässer treiben ihr Spiel mit den Figuren und in den Schalen einer geradezu prachtvollen in Vicenza erworbenen Fontäne, welche allein um sich ein gutes Stück italienischer Atmosphäre erzeugt. Ich glaube fest, daß Rubens stolz darauf gewesen wäre, diesen Wasserspender auf dem höchst liebenswürdigen Bildchen anzubringen, auf welchem er, wie in der alten Pinakothek zu sehen, mit seiner süßen Helena in seinem im Schmucke eines reichen Tulpenflors prangenden Garten spazieren geht.

Bescheiden wie immer schreibt Lenbach das Hauptverdienst an den künst-

Digitized by Google

lerischen Schönheiten seines Heims nicht sowohl der eigenen Inspiration als der überaus reichen Phantasie und dem Geschmacke seines Architekten Gabriel Seidl zu, den er mit einem Anfluge von stolzer Zärtlichkeit „mein Seidl" zu nennen pflegt.

In heiteren Augenblicken macht sich Lenbach wohl dann und wann den Spaß, in Freundeskreisen die lustige Geschichte zu erzählen, wie man für zehntausend Mark Eigentümer eines der schönsten Anwesen von München werden kann. „Vor acht Jahren," sagt er, „waren Bauplätze noch billig in München. Ich erfuhr, daß der Platz, wo heute mein Haus steht, zu haben sei. Der Preis war zweihundertundzwanzigtausend Mark, ich hatte aber nur zwanzigtausend. Ich bezahlte nun zehntausend Mark an diesem Preis an, da blieben mir noch immer zehntausend. Mit diesen begann ich nun zu bauen. Mein Seidl ging sofort ans Werk. Den Preis des Grundstückes trug ich Woche um Woche ab, je nachdem ich Geld einnahm. Dann bekam ich Bankgeld zum Bauen. Das Bauen ist aber eine besondere Leidenschaft. Man denke nur, was in der Renaissance gebaut worden ist. Die Alten legten eben ihre Bauten höchst großartig an, dabei waren sie, wenn sie es einmal so weit gebracht hatten, gewöhnlich schon alte Leute, greise Kardinäle und dergleichen. Und doch bauten sie mitunter immense Dinge, die noch heute unvollendet sind, wie zum Beispiel die Villa Este. Gerät man einmal ins Bauen hinein, so findet man nicht leicht ein Ende."

Lenbachs hiermit flüchtig geschildertes, in seinem Ensemble sowohl wie in jedem Winkel von künstlerischem Reiz belebtes Heim ist denn auch zu allen Zeiten des Jahres, zur Ehre des gebildeten deutschen Publikums sei es gesagt, ein Bienenstock für alles, was in Deutschland auf Stellung, Namen und geistige Bedeutung Anspruch macht. Nicht die Thatsache allein, daß in jenen edel geschmückten Räumen ein Menschenkenner und Seelenmaler ersten Ranges waltet, nicht das Verlangen allein, ein glorreiches Künstlerheim zu sehen, wie heute keine andere Stadt seinesgleichen hat, ist es, welches diese Scharen von klugen Männern und feinen Damen herbeizieht und sie immer wieder bringt, wenn der Meister ihre Züge schon längst auf der Leinwand oder in einem seiner zauberhaft einfachen und reizvollen Pastelle verewigt hat. Lenbachs Persönlichkeit ist der Magnet, der diese Erscheinung erklärt, die Anziehung, welche seine durch und durch wahrhafte, edle und gütige, alles Kleinliche und Niedrige aus ganzer Seele verabscheuende Natur auf jedes verwandte Gemüt ausübt. Je näher man ihn kennen lernt, desto mehr wächst die Verehrung für den überaus schlichten und hilfreichen Wandel dieses Mannes. Und sein rastloser Fleiß! Nie thut er sich bei der Arbeit Genüge, und obwohl im Laufe der Jahrzehnte aus seiner Werkstatt drei- oder viertausend Bildnisse hervorgegangen, so kennt er auch heute noch nicht den Behelf einer bequemen Schablone, sondern jegliches Bildnis ist ihm eine neue künstlerische Aufgabe, an die er redlich sein bestes Können setzt. Trotz seiner massenhaften Berufsarbeiten findet er Zeit, seine nicht gewöhnliche Kenntnis nicht nur der kunstgeschichtlichen, sondern der schönen Literatur überhaupt staubfrei und in guter Ordnung zu erhalten. So

Digitized by Google

hat er mich zum Beispiel, der ich doch auch meinen Goethe gelesen zu haben glaube, manchmal durch Citate aus den Schriften des Altmeisters in Erstaunen, um nicht zu sagen in Verlegenheit versetzt.

Um seiner flüchtigen Skizze als Mensch noch einen oder zwei Striche hinzuzufügen, will ich noch sagen, daß er heute noch alte Schulkameraden aus dörflicher Jugendzeit so behandelt, als gäbe es keinen Franz Lenbach, der seither ein weltberühmter Herr geworden, sondern allenfalls einen ehrsamen Maurermeister Franz Lenbach, Nachfolger seines braven Vaters. Von ihm kann man wahrhaftig sagen, daß nichts Menschliches ihm fremd ist, und das gilt besonders von jedem fremden Schmerz. „Werden Sie nur einmal schwer krank", hörte ich kürzlich einen seiner älteren Freunde sagen; „da werden Sie ausfinden, daß er im ärgsten Gedränge der Arbeit Zeit findet, Sie zu besuchen und Ihnen hundert zarte Beweise einer Teilnahme zu geben, die man viel eher von einer Dame als von diesem energischen, kernigen Manne erwarten würde. Alles in allem darf man sagen, daß wenn sein Liebling und Vorbild Rubens des Titels „Prince of Painters and Gentlemen" würdig war, Franz Lenbach des Beinamens „Prince of Painters, Gentlemen and Friends" sicherlich nicht unwert wäre.

Seit etwa acht Jahren genießt Lenbach an der Seite einer lieblichen Frau, einer geborenen Gräfin Moltke, die Freuden eines stillen, innigglücklichen Familienlebens, und Marion Lenbach, sein reizvolles, jetzt dreijähriges Töchterchen, versorgt ihn, im Schmucke seiner goldenen Locken und blauen Augen prangend, überreich mit malerischen Problemen à la Rubens und Velazquez. Jugendlich elastischen Schrittes, auf der Höhe und Blüte seines Schaffens, schreitet dieser große Künstler und wertvolle Mensch seinem sechzigsten Lebensjahre zu. In ihm verehrt Deutschland einen seiner größten, rastlosesten geistigen Arbeiter, einen seiner besten Menschen. Möge ihn ein gütiges Geschick noch lange dem Vaterlande, der Kunst und seiner kleinen Fee Marion erhalten.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns.

I.

Anastasius Grün und Gustav Schwab.

Mitgeteilt von

Anton Schlossar.

Es ist ein eigenes Gefühl, das uns überkommt, wenn wir Briefe eines bedeutenden Dichters oder eines andern großen Mannes auf dem Gebiete des Schrifttums durchsehen und ordnen, welche noch aus der jugendlichen Zeit desselben herrühren und gleichsam die ersten Schritte des damals Unbedeutenden

Digitized by Google

fast ganz Unbekannten zeigen, um sich einem größeren öffentlichen Kreise vorzuführen. Wir machen nicht selten dabei die Beobachtung, daß gerade sehr bedeutende Talente viel strenger in der Beurteilung des von ihnen Geschaffenen sind als die minder begabten. Das gilt auch von den hier zuerst veröffentlichten Briefen des Dichters Anastasius Grün an Gustav Schwab, zumal von jenen, welche er im Anfange seiner Korrespondenz an diesen damaligen Redakteur des „Stuttgarter Morgenblattes" gerichtet hat. Der Name des Grafen Anton Alexander v. Auersperg — des Poeten Anastasius Grün wird heute schon seltener genannt, er findet sich in dichterischen Sammlungen stets vertreten und in keiner neueren deutschen Literaturgeschichte darf er fehlen, aber auch auf ihn kommt heutzutage Lessings Wort in Anwendung, mehr „erhoben" und weniger „gelesen" zu sein. Unrecht geschieht damit dem genialen Freunde Lenaus, dem Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", aber auch zugleich Schöpfer von Liedern und anderen Dichtungen, die den edelsten Perlen deutscher Poesie anzureihen sind. Unter seinen österreichischen Zeitgenossen nimmt Graf Auersperg — von Lenau abgesehen — wohl den ersten und hervorragendsten Rang ein, seine edle Sprache, seine Formvollendung in Vers und Reim heben ihn hoch empor über hundert andere, die mit Recht vergessen sind. Und wie dieser höchst bedeutende Geist zuerst vor den weiteren Leserkreis trat, als er mit dem Dichter Schwab, welcher den poetischen Teil des „Morgenblattes" leitete und mit dem Blatte selbst die ersten Beziehungen anknüpfte, sollen die nachfolgenden ältesten, ausgewählten Briefe zeigen, einige spätere aber auch, wie er über seine eigenen Schöpfungen und über solche der Mitstrebenden dachte, wie sich zwischen ihm und dem Förderer seines dichterischen Schaffens ein Freundesband knüpfte, wie Anastasius Grün die schwäbischen Dichter bald persönlich kennen lernte, mit deren einzelnen ihn manche Fäden lange Zeit verknüpften. Noch fehlt uns eine gewissenhafte, genaue Lebensbeschreibung des Dichters und Staatsmannes Grün-Auersperg, der — es sind nun fast zwanzig Jahre seitdem verflossen — aus dem Leben geschieden ist. Die hier veröffentlichten Auszüge aus seinen Schreiben bieten wertvolle Beiträge zu einer solchen und zwar gerade aus der Zeit des jüngeren Mannesalters, aus der besten Schaffenszeit des damals wie ein Stern aufleuchtenden Poetennamens Anastasius Grün.

Graf Auersperg hatte einige seiner ersten Gedichte in Wiener Taschenbüchern und belletristischen Blättern gegen Ende der zwanziger Jahre unter vollem Namen veröffentlicht, woselbst sie ziemlich verborgen blieben und keine besondere Aufmerksamkeit erweckten. Es war dies noch während seines Rechtsstudiums in Wien. In der österreichischen Residenz verkehrte der junge Dichter allerdings damals mit erlesenen Geistern, es mögen nur etwa Bauernfeld, Zedlitz, der düstere, geniale Lenau, auch wohl Ludwig Halirsch, Dräxler-Manfred und J. G. Seidl genannt sein, und das berühmte silberne Kaffeehaus Neuners sah den Verfasser des eben im Entstehen begriffenen „letzten Ritters" gar eifrig mit den Trägern dieser und anderer bedeutenden Namen verkehren. Insbesondere hatte der überaus einflußreiche Hormayr, welcher sein reichhaltiges „Archiv für Geschichte" und sein

Digitized by Google

österreichisches historisches „Taschenbuch“ herausgab, dem jungen poesiebegeisterten, aber auch ernsten historischen Studien ergebenen Grafen besondere Beachtung geschenkt, und manche Dichtung desselben mit geschichtlichem Hintergrunde ist auf die Anregung Hormayrs, des „österreichischen Reichshistoriographen“, zurückzuführen. Unter den berühmten Wienern jener Periode war es ferner auch der Orientalist Josef Freiherr von Hammer-Purgstall, welcher dem strebsamen jungen Poeten sein für bedeutende Männer stets überaus gastliches Haus öffnete, ja mit ihm in engerer Freundschaft, die bis zu Hammers Lebensende währte, verkehrt hatte.

Aber das Streben des jungen Dichters reichte über die Grenzpfähle seiner, wenn auch weiten österreichischen Heimat hinaus, er suchte insbesondere für seine Dichtungen ein Organ, um sie dem großen deutschen Publikum bekannt zu machen, damals schon vielfach peinlich berührt vom Zwange der österreichischen Zensur und Geistesbedrückung, gegen die er bald so herrliche Verse, allerdings unter der notwendigen Verschweigung seines Namens, schleudern sollte. Cottas „Morgenblatt“ galt zu jener Zeit für eines der besten Blätter Deutschlands, insbesondere in schönwissenschaftlicher Beziehung. Mit Beginn des Jahres 1828 hatte Schwab die Mitredaktion des von Wilhelm Hauff und nach dessen Tode von seinem Bruder Hermann Hauff geleiteten Blattes übernommen, und zwar war gerade die Redaktion des poetischen Teiles ihm, dem schon rühmlich bekannten Dichter, zugeteilt. Es sei hier gleich bemerkt, daß sich das Morgenblatt bis 1837 der Leitung Gustav Schwabs erfreute, dem Namen wie Karl Simrock, Nikolaus Lenau, Uhland, Justinus Kerner, Eduard Mörike und andere mehr als treue Mitarbeiter zur Seite standen und den hervorragenden Ruf jenes Blattes immer mehr festigten. Im Jahre 1829 begann Graf Auersperg seine Einsendungen an den Redakteur jener Zeitschrift, und kurze Zeit, nachdem die ersten Gedichte daselbst unter dem Pseudonym Anastasius Grün erschienen waren, gab er rasch nach einander unter demselben Namen auch seine zwei ersten Bücher heraus, die lyrische Sammlung: „Blätter der Liebe“, bei Franth in Stuttgart und den Romanzenkranz: „Der letzte Ritter“, bei demselben Verleger in München. Beide tragen die Jahreszahl 1830 auf dem Titelblatte, beide, auch jene erste Auflage des „letzten Ritter“ mit gestochenem Titelblatte in Quartformat, zählen heute schon zu den bibliographischen Seltenheiten. Die erstgenannte Sammlung hatte aber bei mancher Anerkennung eines feinsinnigen Talentes nicht den Erfolg, welchen der Dichter eigentlich gewünscht hätte. Aufmerksamer wurde man schon auf den „letzten Ritter“, in dem die edle, ritterliche Erscheinung des Kaisers Max eine trefflich gewählte Heldengestalt bildete. Es war dies ein Buch, das insbesondere dem Hofrate v. Hormayr außerordentlich gefiel, dessen Einfluß für dasselbe und dessen Bekanntwerden auch von großer Bedeutung wurde.

Schon 1831 veröffentlichte Auersperg anonym seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, im Verlage von Hoffmann & Campe in Hamburg, den Verlegern Heines. Er wahrte die Anonymität so sehr, daß selbst seine besten Freunde anfangs nicht erfuhren, wer der Verfasser der „Spaziergänge“ sei. Mehrere derselben wußten später gar viel von des Dichters Verschwiegenheit zu berichten,

Digitized by Google

so erzählt davon sein Jugendfreund in Graz, der ebenfalls poetisch hoch begabte Karl Gottfried R. v. Leitner,[1]) und an J. G. Seidl, welcher zu jener Zeit eine Professur in Cilli bekleidete, und beim Grafen brieflich anfragte, ob er den Verfasser der „Spaziergänge" kenne, schrieb dieser sogar eine humoristische Epistel in Reimen, worin er erklärte, von dem Buche nichts zu wissen und sehr dankbar zu sein, wenn Freund Seidl ihm dieses merkwürdige, Aufsehen erregende Werk, wenn auch nur zur Durchsicht, verschaffen könnte. Bei den damaligen österreichischen Zensurverhältnissen hatte Auersperg allerdings Grund zur höchsten Vorsicht gerade bei diesem Dichtwerke, das geradezu das System angriff und ganz Deutschland über dieses System in glänzender, poetischer Form aufklärte. Fürst Metternich selbst fahndete nach dem Namen des Verfassers, aber vergeblich.

In demselben Jahre, welches das Titelblatt der „Spaziergänge" aufweist, 1831, verließ Graf Auersperg Wien und seinen poetischen Freundeskreis daselbst und begab sich auf die von dem Vater überkommene Besitzung, Schloß Thurn am Hart in Krain; das alte Schloß mit den schwerfälligen Ecktürmen sollte nun sein bleibender Wohnsitz sein für lange Zeit. Die Türme und das Wort Hart, welches im Mittelhochdeutschen Wald bedeutet, erklären den eigentümlich scheinenden Namen des Schlosses, das schon Valvassor, der berühmte Verfasser der „Ehre des Herzogtums Krain" (1689) als Besitz der Familie Auersperg genau beschreibt und in einer Abbildung vorführt, die nachweist, daß der Bau bis in die jüngste Zeit sein Aeußeres nicht wesentlich geändert hat. Dort betrieb der Dichter und Schloßherr praktische Landwirtschaft, insbesondere den Weinbau, ab und zu das unfern gelegene Laibach besuchend. Im Winter pflegte er den Wiener Kreis für einige Wochen ebenfalls aufzusuchen. Dies erklärt die Datirung der vorliegenden Briefe aus Wien, Laibach und Thurn am Hart.

Nachdem Anastasius Grün mit Gustav Schwab in Verbindung getreten war, drängte es ihn bald, den verehrten Dichter und die anderen berühmten Poeten Schwabens persönlich kennen zu lernen, er unternahm daher schon von Wien aus im Sommer des Jahres 1830 eine Reise nach Süddeutschland und traf mit Gustav Schwab und den übrigen literarisch bedeutenden Persönlichkeiten Stuttgarts daselbst zusammen, mit denen er auf einer zweiten Reise im Jahre 1836 noch nähere Bekanntschaft machte. Von anderen Reisen aus der Zeit, welche die hier veröffentlichten Briefe beiläufig umfassen (1829—1843), sei insbesondere jene durch ganz Italien im Winter 1834/35, sowie die Reise nach Paris und London im Sommer 1837 hier angeführt, worüber kurze Tagebuchnotizen von Auerspergs eigener Hand noch ungedruckt vorliegen.

Damit dürfte das Wichtigste zum näheren Verständnisse dieser Briefe und Briefstellen im allgemeinen geboten sein. Zur Erläuterung des einen oder des

---

[1]) Man vergleiche den Aufsatz: „Zur Biographie Anastasius Grüns" von K. G. R. v. Leitner in der „Deutschen Dichtung". Herausgegeben von K. E. Franzos. VIII. Band. 1890. S. 220 ff.

Digitized by Google

andern soll an passender Stelle zwischen den einzelnen dieser Schreiben noch gesprochen werden.

Das Begleitschreiben mit der ersten poetischen Sendung an Gustav Schwab ist aus Wien vom 25. Oktober 1829 datirt und kaum einen Monat darauf folgt der nachstehende bezeichnende Brief:

„Wien, d. 28. November 829.

„Ew. Wohlgeboren!

„Meinen innigen, aufrichtigen Dank für Ihre gütige Zuschrift; Ihr günstiges Urtheil über meinen Invaliden[1]) hat mich überrascht, aber auch zugleich freudig ermannt und zum Besseren aufgemuntert; Ihr Werk ist es daher, wenn es mir gelingt, einst mit Werthvollerem aufzutreten, so wie es bereits Ihr Werk ist, wenn mein Romanzenkranz: „Der letzte Ritter" (Max I.) einiges Gelungene enthalten sollte; denn als ich Ihren „Christoph v. Württemberg" gelesen hatte, faßte ich den Entschluß, ein ähnliches Werk aus der Geschichte meines Vaterlandes auszuführen. Die Liebe und Begeisterung, mit welcher ich daran arbeitete, wird sich wohl nicht ganz verkennen lassen und mir hoffentlich einigen Beyfall bey Ihnen erringen, welcher mir ebenso theuer und erquickend, als Ihr Tadel beherzigenswerth ist und bleiben wird. — Daß Sie im Invaliden Spuren Heine'schen Ton's finden, ist mir nur in so fern nicht ganz lieb, als mir Heine zwar immer eine interessante Erscheinung, nie aber Muster war, und aus eben dem Grunde seine Nachahmer (besonders im heurigen Berliner Musenalmanach, der ganz voll davon ist) verhaßt sind. Daher bin ich nur absichtslos und unbewußt in diesen Ton gerathen, wie es in verwandten Stimmungen, und bey ähnlichen Stoffen wohl leicht geschieht, wenn man diesen Ton einmal kennt. Muster war mir (in dem Felde der Poesie das ich mir vielleicht nicht ganz ohne Beruf gewählt habe) und bleibt mir immer Uhland. Ängstliche Nachahmung aber trachtete ich immer möglichst zu meiden. Es ist so ungeheuer schwer für einen jungen Dichter, sich selbst ganz zu erkennen. Hundert Stimmen verwirren ihn; und gelingt es ihm auch, aufrichtige, ja strenge Berather zu gewinnen, so verwirrt ihn wieder die Verschiedenheit des Geschmacks derselben. Ich habe die Maxime, nichts drucken zu laßen, was ich meinen Berathern nicht vorgelegt habe; gegenwärtig sind es Halirsch und Dräxler-Manfred. Kommt nun eine tüchtige Kraftexplosion, so jauchzt Halirsch und Manfred schüttelt den Kopf, kommt irgendwo eine Blume vor so applaudirt Manfred und Halirsch schläft ein. Sich selbst kann man gar nicht trauen; denn im Grunde schreibt man doch nichts nieder, wofür man nicht begeistert wäre und was man schon in vornhinein für schlecht hielte. Wem es Ernst um die Sache ist, den muß eine solche Ungewißheit gewiß sehr hart treffen. Daher es mir sehr oft geschieht, daß ich mich für den miserabelsten Reimer unter der Sonne halte. In Sie

[1]) „Der Invalide" unter den Romanzen in der Ausgabe: Anastasius Grüns gesammelte Werke. Hgg. v. L. A. Frenkl (Berlin 1877). Bd. I. S. 272. Es sei bemerkt, daß bei etwa nötigen Citaten stets diese Ausgabe ins Auge gefaßt ist.

Digitized by Google

setzte ich mein unbegränztes, vollstes Vertrauen, und bitte Sie daher, wenn ich Ihnen in Zukunft wieder etwas einsende, das Schlechte unbarmherzig zu streichen, und nichts aufzunehmen, was nicht gut ist. Einzelnheiten mögen Sie ganz nach Willkühr ändern. Nur muß ich Sie um Eines bitten, nähmlich um Pardon für den ehrlichen Anastasius. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt; brechen Sie nicht den Stab über den Anastasius, so lang wir noch einen deutschen Dichter haben, der Hühnerwadl heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch den Namen zu Ehren bringen; sind sie aber schlecht, so hohle der Teufel die schlechten Sachen, mitsammt dem schlechten Namen! — — — Daß Sie eine große Kluft zwischen meinen gesammelten Liedern und dem Invaliden finden, ist ganz klar und wahr. Die ersteren schrieb ich alle vor meinem 20sten Jahre; seither lagen sie fast 2 Jahre auf der hiesigen Censur und gegen ein Jahr bey Frankh. Inzwischen war ich in meinen Mußestunden ganz mit dem letzten Ritter beschäftigt und kam nie in die Stimmung zu kleineren, lyrischen Arbeiten. Die Ihnen übersandten sind die ersten Gedichte seit jener Zeit. Wenn Ihnen die Sammlung nur nicht mißfällt; viel halte ich selbst nicht darauf. — Schenken Sie mir ferner Ihre freundliche Theilnahme und erlauben Sie, daß ich mich mit wärmster Hochachtung und innigstem Vertrauen nennen darf

Ihren

aufrichtigsten Verehrer
A. A. G. v. Auersperg."

Addreße: Unt. Alex. Graf v. Auersperg.
Sterngaße nächst d. hohen Markt Nr. 452, 2te Stiege, 3ter Stock.

Der „poetischen Berather" Ludwig Halirsch und Karl F. Dräxler-Manfred ist hier besonders zu gedenken. Halirsch, geb. 1802, war eine hochbegabte Poetennatur und hatte von 1823 an dramatische Gedichte, Novellen, Balladen und lyrische Gedichte herausgegeben, die von seltener dichterischer Anlage Zeugnis ablegen, insbesondere die schwungvollen Naturbilder: „Erinnerungen an den Schneeberg" (Wien 1831), welche dem Grafen Anton Alexander Auersperg gewidmet sind. Der Dichter zählte zu den vertrauten Freunden Auerspergs, starb aber allzu früh schon 1832 in Verona, wohin er als Administrativbeamter des Hofkriegsrats gesendet worden war. Auch Dräxler, geb. 1806, hatte in Wien viel mit Anastasius Grün verkehrt, seine Gedichte, Romanzen und Novellen erschienen seit 1826 und zeugen ebenfalls von nicht gewöhnlicher Begabung des erst 1879 als herzoglich Sachsen Meiningenscher Hofrat aus dem Leben Geschiedenen.

„Wien, d. 20. Februar 1830.

„Wenn ich die gewöhnlichen Begrüßungsformeln an die Spitze dieses Briefes nicht setze, so geschieht es nicht etwa aus bloßer Vernachläßigung der hergebrachten Höflichkeitsnorm, sondern aus dem Grunde, weil ich mit Ihnen immer nur die Sprache der Herzlichkeit und des Vertrauens reden möchte, ja sogar

Digitized by Google

kaum eine andre Sprache reden kann. Mögen Sie mir diesen so schnell occupirten Grad der Zutraulichkeit und zugleich die Bemerkung verzeihen, daß mir in Ihrem letzten Briefe jene erwähnten kalten Formeln durch den sonst so warmen und herzlichen Grundton des Schreibens doppelt fühlbar wurden. Lassen Sie zwischen uns nach Ihrem eigenen Vorschlage, in welchen ich aus voller Seele einstimme, nur die „unbefangene Sprache des Dichters zum Dichter" herrschen, falls Sie mich nähmlich für letzteren halten. Hoffentlich wird die Zeit und vielleicht auch unser persönliches Bekanntwerden mich zu dem einzigen Titel berechtigen, den ich mir so sehr von Ihnen wünsche, nähmlich den: Ihres Freundes. Seltsam, daß es mich von jeher nach Ihrem lieben Würtemberg so gewaltig zog! Nun treibt es mich doppelt dahin, da ich weiß, daß jene trefflichen Menschen mir auch ein bischen wohlwollen, an welchen ich immer mit geistiger Anhänglichkeit und Verehrung hing, und denen ich auch einmal ins Auge schauen und die Hand drücken möchte. Zweymal scheiterte dieses Projekt schon, aber im nächsten Sommer soll mich nicht leicht etwas davon abhalten. Wenn ich dann an Ihre und Uhlands Pforte zuerst klopfe, bitte ich um ein freundliches: Herein! — Lassen Sie dieses ermunternde Wörtlein einstweilen diesem Briefe zu Theil werden, welcher Ihnen meinen wärmsten und freundlichsten Herzensgruß überbringen soll, so viel es ein solcher papierener Bothe vermag. Die Lieder, welche er mitbringt, sind Früchte der Erinnerung an meine letzte Excursion an das adriatische Meer und die umliegenden Städte und Küsten. Sagen Sie mir Ihr aufrichtiges Urtheil darüber; sollte dieses günstig aüsfallen, so wird es mich noch zu mehreren dieser Art anfeuern; Stoff ist genug dazu. Finden Sie die Lieder des Druckes werth, so schalten Sie darüber ganz nach Belieben; geben Sie dieselben, wohin Sie wollen. Am liebsten wäre mir wohl das Morgenblatt. Sollten Sie auch der Meinung seyn, daß Nr. 5 „Glückliche Meerfahrt" besser und paßender „Seemährchen" [1]) hieße, so ersuche ich Sie, diese Änderung sowohl, als jede andere, Ihnen gutdünkende, ganz nach Belieben vorzunehmen. Nehmen Sie mich jetzt und in Zukunft ganz als vertrauungsvollen, poetischen Pflegling hin; ein freundlicher Führer thut Jedem, und vor allem mir noth, da ich ihn leider bis jetzt entbehren mußte. Läßt sich nach meinen Anlagen noch etwas Gutes aus mir ziehen, so wird das Verdienst Ihnen seyn; und nur der reine, gute Wille und der heilige Ernst für die gute Sache bleibe mein. — Wenn Sie meine Gedichte, die sich noch in den Händen der Redaktion des Morgenbl. befinden, auf eine gute Art herausbekommen können, so bitte ich Sie es zu thun, und dieselben zu vernichten; ich halte sie jetzt für sehr mittelmäßig, un glaube daß ein paar schlechte Gedichte mehr schaden, als 10 gute wieder gutmachen können.

„Für den neuen Band von Heine's Reisebildern finde ich keinen andern bezeichnenden Ausdruck, als den der höchsten Verruchtheit und Verworfenheit. Es ist empörend und herzzerreißend zu sehen, wie der schönste, einzige Gemeinschatz,

[1]) „Seemärchen". Ges. W. I. S. 81.

Digitized by Google

den wir Deutsche noch haben, unsere Literatur, auf so himmelschreyende Art, besudelt wird, und das von einem unserer schönsten Talente, das unser Stolz hätte werden können, während wir ihn in Zukunft vor dem Auslande zu nennen, erröthen müßen. Wohin soll das noch führen?! Ein Vandalentroß wird in seine Fußstapfen treten, und alles Bessere, Edlere und Heilige noch vollends über den Haufen werfen! Da lobe ich mir unseren kräftigen und edlen Zedlitz, den Sie nun wohl auch in Stuttgart werden kennen gelernt haben? Wie sein Physisches schön und kräftig, so wandelt auch sein Geist eine selbstständige und edle Bahn. Wenn Sie Uhland sehen, richten Sie ihm wohl den ungeheuchelten wärmsten Ausdruck meiner innigsten Verehrung, gefälligst aus. Ich würde auch meinen aufrichtigen Glückwunsch zu seinem Antritte der Professur beyfügen, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß ein solcher viel mehr seinen künftigen Zuhörern gebührt. Daß Uhland mir auf meine Zuschrift antworten solle, war ich nie so unbescheiden zu erwarten. Daher freut es mich sehr, von Ihnen zu erfahren, daß der treffliche Mann mir wegen der unberufenen Zusendung meiner Reimereien, wenigstens nicht zürnt. — — Und somit bleibe ich mit aufrichtiger Hochachtung und herzlicher Anhänglichkeit

Ihr ergebenster Verehrer
A. A. Auersperg."

„Wien, d. 25sten Juni 830.

„Mein hochverehrter Freund!

„Sie fragen mich, ob ich mein Reiseprojekt aufgegeben habe, da ich im letzten Briefe nichts davon erwähnte? O Nein! aber ich spreche selten davon, weil ich noch immer irgend ein Hinderniß befürchte, das gewißermaßen durch die allzugroße Zuversicht auf die Realisirung meines Planes herausgefordert würde. Auch habe ich das Vorurtheil, dem Menschen sey nur eine gewiße Portion des Vergnügens zugemeßen; werde das Maaß nun durch den Vorgenuß im Sprechen und Träumen von einem Lieblingsplane erfüllt, so falle der Genuß der Wirklichkeit somit weg. Drum wage ich nur sehr schüchtern meine Gedanken auf die Reise zu schicken und laße meine Wünsche und Projekte kaum laut werden. Sollte jedoch, wie ich hoffe, mich kein Hinderniß aufhalten, so würde ich circa 15ten — 20ten July Wien verlaßen und dann durch das Salzkammergut, über Salzburg nach München, und von da in Ihr liebes Stuttgart eilen, wo ich in der ersten Hälfte Augusts eintreffen dürfte. O wie freue ich mich darauf, Ihnen mündlich sagen zu können, wie sehr ich Sie verehre und liebe, und Ihnen mein ganzes Herz aufschließen zu dürfen!

„Wenn Sie den letzten Ritter lesen, bitte ich Sie, sich ja nicht an den vielen Druckfehlern zu stoßen, mit denen die Frankh'sche Schleuderhaftigkeit ihn ausgestattet hat.

„Ich weiß nicht, in wie fern Sie an Theaterangelegenheiten Intereße nehmen? Aber der vor einigen Tagen in dem Dorfe Hietzing bey Wien erfolgte Todesfall der trefflichen Sophie Müller, die wenn ich nicht irre, auch einmal Mitglied

Digitized by Google

Ihrer Bühne war, kann Ihnen nicht gleichgültig seyn, um so mehr, da sie auch in ihren häuslichen Verhältnißen untadelhaft, ja musterhaft dastand. Man betrauert ihren Verlust mit wahrer, ungeheuchelter und allgemeiner Theilnahme.

„Und somit mein edler, verehrter Freund.

Ihr

treuergebener

Auersperg."

Von besonderem Interesse erscheint in diesem Schreiben die Mitteilung des Todesfalles der berühmten Hofschauspielerin Sophie Müller, einer der bedeutendsten Tragödinnen ihrer Zeit. 1805 zu Mannheim geboren kam sie schon im August 1822 an das Wiener Burgtheater, wo sie in Rollen wie Julia, Bertha (Ahnfrau), Ophelia, Porzia (Kaufmann von Venedig), Lady Milford wahre Triumphe feierte. Leider raffte der Tod diese seltene Bühnengröße in den schönsten Jahren am 20. Juni 1830 hinweg. Die ersten Dichter wie Tieck, Grillparzer, Zedlitz, auch Holtei, Leitner u. a. m. hatten die Kunstbegabte, in Liedern und Gedichten gefeiert, die von der höchsten Begeisterung getragen sind und im Liede den Ruhm der großen Künstlerin später Nachwelt überliefern.

Bald nach dem hier mitgeteilten Briefe unternahm Graf Auersperg die Reise nach Stuttgart, welche er schon lange geplant hatte. Wie er dieselbe ausgeführt und welche angenehmen Eindrücke er von den Stuttgarter dichterischen Freunden mitgebracht, mit denen er sich ja immer so gleichgesinnt fühlte, zeigt der folgende Brief:

„Wien, d. 23sten Nov. 830.

„Mein vielverehrter, theurer Freund! — — Per varios casus, per tot discrimina rerum bin ich vor einigen Tagen wieder hier eingetroffen und endlich wieder in die gewohnte Lebensweise zu meiner alten Ordnung und Ruhe zurückgekehrt. Mein erstes, süßestes Geschäft sey nun vor Allem Andern, in diesem Blatte einen Bothen abzusenden, der meinen theuren, mir unvergeßlichen Stuttgarter Freunden den ungeheuchelten Ausdruck freudiger Erinnerung, die herzlichsten Grüße aufrichtiger Anhänglichkeit und den wärmsten Dank für genoßene Gastfreundschaft überbringe! Daß der größte Theil davon Ihnen, edler Mann und Freund! und Ihrer trefflichen Gemahlinn, zukommt, wird Ihnen wohl Ihr Bewußtseyn sagen. Ich habe es in Ihrer Nähe so recht innig durchgefühlt, daß es eine Gastfreundschaft des Herzens gebe, die zu zart ist, um mit Worten berührt zu werden; und die ihren Wiederschein nur im Herzen sucht und findet. Es ist doch etwas Schönes um unsere Kunst, die uns so schnell und fest verbindet und verbrüdert!

„Meines Versprechens gegen Sie war ich eingedenk. Leitners Gedichte liegen zur Absendung an Sie bereit. Grillparzer, deßen literarische Richtung vielleicht manchen gerechten Tadel strenger Richter verdienen könnte, der aber der trefflichste edelste und liebenswürdigste Mensch im Leben ist, beneidet mich um die Stunden die ich in Uhlands Nähe zubrachte. Er spricht von unserem Meister mit einer Gluth und Begeisterung, die mir um so wohler thut, da sie

Digitized by Google

der reinste Nachklang meines Innern ist. Mit freudiger Rührung denke ich immer der Aufnahme, die ich zu Tübingen fand, und nie werde ich seines treuherzigen Händedrucks und seiner herzlichen Worte vergessen! Nehmen Sie Ihren ganzen Vorrath an Liebe und Dank zusammen, und bringen Sie ihn dem edlen Manne als Gruß seines wärmsten Verehrers! Grüßen Sie mir auch recht herzlich die übrigen lieben Männer, die mich so freundlich unter sich aufnahmen und den Aufenthalt in Ihrer Gegend verschönerten!

„Ich grüße Sie aus vollem Herzen, empfehle mich Ihrer verehrungswürdigen Frau, und verbleibe mit unwandelbarer Liebe und Anhänglichkeit

Ihr

aufrichtiger Verehrer und Freund
Ant. Alex. Gr. Auersperg."

Die Gedichte des Steiermärkers Carl Gottfr. R. v. Leitner, des Freundes Auerspergs bis zu dessen Lebensende, sind zuerst 1825 in Wien erschienen und wiesen auf ein hoch beachtenswertes poetisches Talent. Auersperg und Leitner verkehrten später viel mit einander, und häufig geschah es, daß der eine Dichter dem andern das poetische Manuskript vor der Veröffentlichung zur Durchsicht und Verbesserung übersandte, worüber mir sehr merkwürdige Beispiele vorliegen.

„Wien, d. 18ten Jänner 831.

„Mein theurer, verehrter Freund!

„Die Aufzählung der Leiden, welche Sie und Ihr Haus seit meiner Abreise heimsuchten, haben mich schmerzlich ergriffen, wie Sie sich leicht vorstellen können. Lindernder Trost ist mir jedoch zugleich die Nachricht gewesen, daß das Unglück wieder Ihre Schwelle verlaßen habe und alles auf dem Wege der Beßerung fortschreite. Sie haben ein Spital in Ihrem Hause gehabt, wir Wiener aber sind jetzt in der Furcht, daß die ganze Stadt zum Spital werde; so nahe nähmlich glaubt fast jedermann das Einrücken der Cholera morbus, die sich nach einigen Gerüchten bereits in unserem Galizien, ja sogar schon in Ungarn gezeigt haben sollte; doch ist es bey weitem nicht so arg, obwohl immer sehr bedenklich. Vorsichtsmaßregeln und Instructionen sind auf Veranlaßung der Regierung im Druck erschienen und einige Aerzte sind dem furchtbaren Gaste entgegengereist, um alles zu seinem würdigen Empfange vorzubereiten. Vielleicht erscheinen die beyfolgenden Lieder schon mit dem Zusatze: ‚Aus Anast. Grüns Nachlaße'.

„Ob ich noch unseres Spazierganges auf dem Osterberge bei Tüb. denke? — Die Woche die ich in Ihrer Gegend zugebracht habe glänzt fortwährend zu freudiger Erinnerung in den Annalen meines Herzens, wie die große Pariserwoche in den Annalen der Freyheit. Ihrer verehrungswürdigen Frau nebst meiner Empfehlung mein aufrichtiges Bedauern über ihre verschiedenen Leiden und Sorgen! Ihnen aber, verehrter Freund, herzlichen Gruß und Handschlag

von Ihrem aufrichtigen Freunde und Verehrer
A. A. Gr. Auersperg."

Digitized by Google

„Laibach d. 7ten April 1831.

„Mein theurer, vielverehrter Freund!

„Ihr letztes Schreiben habe ich wenige Tage vor meiner Abreise von Wien erhalten; es war mir ein wahrer Lichtpunkt und ein Labsal in den Tagen des Abschiednehmens, Herumlaufens und Einpackens!

„Meinen herzlichen Dank für das viele Freundliche und Beherzigenswerthe, was Sie mir über meinen letzten Ritter schreiben; in Allem, was Sie daran tadeln, gebe ich Ihnen vollkommen Recht, und will ich auch für die Zukunft, was ich zu verbessern vermag, gewissenhaft und strenge umgestalten. Besonders lieb war es mir, daß Ihnen die theilweise Planlosigkeit der ersteren Parthieen nicht entging, da sie mich selbst nach Vollendung des Ganzen sehr beunruhigte. Seltsam jedoch wird es Ihnen klingen, wenn ich Ihnen gestehe, daß eben ein allzuklarer Plan diese Planlosigkeit verursachte. Die Idee und Anlage des Ganzen nähmlich stand, bevor ich noch eine Zeile geschrieben hatte, klar, lebendig und ganz anschaulich vor mir. Hierauf gestützt gab ich mich bei der Ausführung einem Fehler hin, in den ich leider gar zu gern verfalle; ich arbeitete nicht nach der Ordnung fort, sondern stückweise bald hier bald dort, je nachdem mich gerade momentan eine Idee aufregte, oder irgend eine einzelne Lieblingsparthie ansprach, so z. B. ist die in der Mitte des Buchs befindliche Romanze von der Martinswand das allererste gewesen, was ich vom ganzen letzten Ritter niederschrieb, die Eingangsromanze ‚des Herrschers Wiege' hingegen das allerletzte u. s. w. Dadurch entstand nach und nach eine Ungleichartigkeit in der Ausführung und jene Planlosigkeit, die ich zwar noch früh genug merkte, um wenigstens die späteren, namentlich die Schluß-Parthien in Ordnung und aus Einem Guß auszuarbeiten. Sie versprachen mir ein Mehreres darüber noch nachzutragen; halten Sie ja Wort! ich lechze nach Ihren Bemerkungen, die gewiß auf kein undankbares und vielleicht auch nicht ganz unfruchtbares Erdreich fallen sollen. In einer hoffentlich nicht ganz unmöglichen neuen Ausgabe werden Sie Ihre Winke gewiß wieder erkennen. Noch habe ich eine große Bitte an Sie, einige Leistungen meiner poetischen Wenigkeit betreffend. Könnten Sie sich wohl entschließen, meine Blätter der Liebe einmal in kritischer Muße vorzunehmen, und mir auf ein Blatt Papier nächst dem Titel der darin enthaltenen Gedichte ganz kurz zu bemerken, welches davon für die Zukunft der Aufbewahrung werth seyn dürfte und welches nicht, oder sonst, was Sie vielleicht geändert oder verbeßert wünschten, beyzufügen?

„Zedlitz, um den Sie sich in Ihrem Briefe erkundigen, ist ein Paar Tage nach mir von Wien abgereist und befindet sich gegenwärtig auf seinem Gute tief in Ungarn, wo er auch den ganzen Sommer zubringen will, ohne vor dem Spätherbste nach Wien zurückzukehren. Herzlichen Gruß, Kuß und Handschlag aus weiter Ferne von

Ihrem
aufrichtigen Freunde und Verehrer
Auersperg."

Digitized by Google

„Thurn am Hart, d. 8ten Sept. 1832.

„Mein theurer, verehrter Freund! Eine neue Unannehmlichkeit hat gegenwärtiges Schreiben wieder über Gebühr verzögert, denn Menzels Brief, der mir auch den Ihrigen brachte, war zugleich von seiner Wiener Reise begleitet, welche alsogleich von der lieben Censurbehörde in Graz festgenommen und rückbehalten wurde, indem man daselbst für gut befand, blos die beyden Briefe an mich gelangen zu lassen. Ich machte nun verschiedene Versuche, das werthe Geschenk aus den Klauen der Unholdinn zu befreyen und harrte nur mit der Beantwortung der Briefe auf den Erfolg dieser meiner Bemühungen, da ich in derselben doch gerne etwas über das Menzel'sche Werk gesagt, und gewiß auch Stoff zur Besprechung darinn gefunden hätte. Allein alle meine Versuche blieben fruchtlos und nun muß ich wohl schon warten, bis ich den befreundeten Reisenden auf irgend einem anderen Wege erhasche. Unseres lieben Lenau's Gedichte habe ich leider noch nicht zu Gesicht bekommen können; was Sie mir über seine Pläne und Aussichten schreiben, hat mich höchlich erfreut und angezogen, da ich von jeher mit Liebe und Hochachtung an dem edlen Menschen hing, wie er sich deßen wohl noch selbst erinnern wird. Ihre Prophezeyungen hinsichtlich seines anzuhoffenden Briefes sind leider eingetroffen, denn bis jetzt hat er mir noch kein Lebenszeichen gegeben; doch dieß ist so in seiner Art und ich begnüge mich recht gerne mit einem stillen ehrlichen Plätzchen in seiner Erinnerung! — Sie beneiden mich um meine Eremitage in Thurn am Hart, und ich beneide Sie um die Geselligkeit Stuttgarts. So lebe ich einstweilen beglückt durch die Hoffnung und das erquickende Bewußtseyn, der Liebe eines so verehrten und trefflichen Mannes wie Sie noch nicht verlustig geworden zu seyn. Stünde nur nicht die Cholera als Wache vor unsern Thüren, wer weiß, was sich nicht noch thun ließe!

„Mit dem Gruße herzlichster Freundschaft und Verehrung

Ihr

A. Auersperg."

Im Sommer des Jahres 1831 hatte Wolfgang Menzel, der einflußreiche Kritiker Süddeutschlands, seine Reise nach Wien unternommen, wo er von den literarischen Kreisen daselbst mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden war. Menzel veröffentlichte bald darauf sein Buch: „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (Stuttgart, 1832), in dem er österreichische Verhältnisse bespricht und auch von den österreichischen Schriftstellern handelt. Graf Auersperg hatte Menzels Bekanntschaft schon in Stuttgart gemacht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

1810—1812.[1]

Von

Albert Vandal.

Unter dem ersten Kaiserreich waren die deutschen Bäder einer der Hauptbrennpunkte der gegen Frankreich gerichteten Opposition, die nach dem unglückseligen Ausgang des russischen Feldzugs in allgemeiner Erhebung aufloderte. Sie boten den Müßiggängern wie den Mißvergnügten aller Welt ein willkommenes Stelldichein; verabschiedete Minister und abgesetzte Könige, wie Ludwig von Holland, der „den Schlüssel unter die Thüre gelegt hatte", trugen hier ihren Jammer spazieren, und mit der hohen Gesellschaft Europas mischte sich ein Schwarm von zweideutigen und bedürftigen Existenzen, von Zwischenträgern und bezahlten Spionen. Hier, wo eine kosmopolitisch bunt zusammengewürfelte Menge in Klatsch und Intrigue Zuflucht vor der Langeweile suchte, zettelte man zum Zeitvertreib Verschwörungen gegen „den Beherrscher Europas" an, lehnte sich in Worten gegen ihn auf und erhielt durch diese geheimen Umtriebe unter den Völkern den Geist des Aufruhrs wach.

Diese Gärung machte sich besonders in den Jahren 1810 und 1811 geltend in der Zeit zwischen dem Feldzug von 1809, der die ersten Bewegungen in Deutschland hervorrief, und dem russischen Feldzug, an dem das Glück Napoleons zerschellen sollte.

Die rheinischen Bäder waren in dieser Zeit so stark von Franzosen besucht, als wären sie ihr ausschließliches Eigentum. In Aachen entfaltete die Prinzessin Pauline, die Schwester des Kaisers, ihre Eleganz und Prachtliebe, gegen welche das einfache Wesen und die strenge Sparsamkeit der Mutter Napoleons, welche zuweilen dort erschien, um so lebhafter abstachen. Baden stand unter dem Einfluß eines Hofes, dessen präsumtiver Thronerbe eine Nichte Napoleons, Stephanie Beauharnais, geheiratet hatte.

Weit entfernt vom Rhein, in den böhmischen Bädern, in Karlsbad, Eger und Teplitz, fand die Bewegung ihren Mittelpunkt. Diese abgelegenen, zwischen grünen Thälern versteckten Sommerfrischen gewährten unter den alten, mächtigen Tannen, die ihre Heilquellen umschatteten, eine gewisse Freiheit. Sie entgingen, wenn nicht dem Blick, so doch der ständigen Ueberwachung der kaiserlichen Polizei und bildeten inmitten des allgemeinen Stillschweigens periodisch geöffnete Sprechsäle, denen man zuströmte, um die Opposition zu stärken.

Seit der Heirat Marie Louises hatte sich die unversöhnliche Partei des österreichischen Adels, die einen unauslöschlichen Haß gegen das französische System hegte, nach Prag zurückgezogen und dort ihr Hauptquartier aufgeschlagen,

[1] Die angeführten Texte entstammen sämtlich dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris: unveröffentlichten Korrespondenzen der Gesandten, Minister und anderer Geschäftsträger in Oesterreich, Sachsen, Bayern und Rußland.

Digitized by Google

weil Böhmen der geeignetste Platz für alle Neuigkeiten und Intriguen war. Wenn die geheimnisvollen Agenten, mit denen England fortwährend den Kontinent überschwemmte, in Schweden, dank dem stummen Einverständnisse der Lokalbehörden, ans Land gekommen waren und sich in Preußen eingeschlichen hatten, um über Sachsen und Böhmen nach Wien zu gelangen, wo sie die öffentliche Meinung vergifteten und die Gesellschaft aufwiegelten, faßten sie zuerst in Karlsbad und Teplitz Fuß, um von hier aus ihre Erkundigungen einzuziehen.

Hier, an diesem Kreuzweg Europas, traf auch der deutsche Adel mit der vornehmen Gesellschaft Rußlands zusammen. Ein Teil derselben war fast immer auf Reisen, und diese bald da, bald dort auftauchende russische Aristokratie kam dem in der Luft schwebenden Bruch zwischen Alexander und Napoleon zuvor, indem sie aus freien Stücken gegen Frankreich zu Felde zog. Den Vorstoß führten die in Wien ansässigen Russen, die hitzigsten der ganzen streitbaren Schar.

Aus freiwilligen Verbannten hatte sich hier ein kleines Nest von Franzosenfressern gebildet. An der Spitze sehen wir zwei Haupträdelsführer verschiedenen Geschlechts. Der eine ist der Graf Razonmowski. Lange Zeit Gesandter des Zaren am österreichischen Hofe, wurde er nach dem Frieden von Tilsit seines Amtes enthoben, ohne jedoch Wien zu verlassen, wo er nach wie vor eine große Macht repräsentirte. Sein vornehmes, gebieterisches Wesen, sein großes, fürstlich angewendetes Vermögen, sein verständnisvolles Mäcenat der schönen Künste, namentlich der den Wienern so lieben Musik, seine verschwenderische Freigebigkeit, die zuweilen wohlthätigen Zwecken diente, doch zu riesigen, in übergroßer Milde vom Kaiser von Oesterreich wiederholt bezahlten Schulden führte, machten ihn zu einer volkstümlichen, von allen gekannten, fast unentbehrlichen Persönlichkeit. Sein Palais ward zu einer Zierde der Hauptstadt, einem Museum voll Meisterwerken, das die Fremden anzog; um es zu vergrößern und zu verschönern, erwarb er alle umliegenden Güter, und um eine direkte Verbindung mit dem Prater herzustellen, erbaute er auf eigene Kosten eine Brücke über die Donau. Ein ganzer Stadtteil verdankte ihm seine Hebung und Umgestaltung, und bis auf unsere Tage bewahrt ein Platz und eine Straße Wiens seinen Namen. Seine glänzenden Feste vereinten Reize der verschiedensten Art, in seinen Salons war Schlegel zu treffen und Beethoven zu hören.

In seinen franzosenfeindlichen Bestrebungen unterstützte ihn vor allen die Prinzessin Bagration. Eine reizende Miniature Isabeys zeigt sie uns als eine anmutige Erscheinung von holdestem Liebreiz mit blauen Augen und blondem Haar, das frische Gesichtchen von einem leichten Gazeschleier wie von einem Glorienschein umrahmt.

Dieses sanfte Wesen aber widmete sich mit gleich leidenschaftlichem Eifer der Galanterie wie der Politik. Die Prinzessin Bagration war eine der ersten vornehmen Russinnen, die in der diplomatischen Geschichte unseres Jahrhunderts eine Rolle spielten, und der französische Gesandte schreibt, ihre Hingebung für die Politik sei so groß, daß sie drei Ministern des Auswärtigen nach einander als gute Freundin zur Seite stand. Ihr Salon und derjenige der Gräfin

Digitized by Google

Protossof waren die Werkstätten, wo die stärksten Waffen der gegen Frankreich gerichteten Propaganda geschmiedet wurden. Im Sommer verlegten die russischen Damen Wiens ihr Hauptquartier nach den böhmischen Bädern. Hier versammelten sie, dank der Freiheit des Verkehrs und der Bewegung, welche das Badeleben gewährt, eine Menge verschiedenartiger Elemente um sich. Jede von ihnen bildete einen Kreis und gründete aus dem Stegreif einen Salon, und das Publikum, das sich zu ihrem Echo machte, hörte sie in ihrem schelmischen, singenden Ton gehässige Reden vorbringen, arglistige Insinuationen flüstern und in französischer Sprache giftige Ränke gegen Frankreich spinnen. Sie waren es, welche die feindseligen und verleumderischen Gerüchte, die Razonmowski und die Seinen fortwährend ausstreuten, weiter entwickelten und verbreiteten.

Seit dem Sommer 1810 erweckte dieses Gezischel die Aufmerksamkeit des Kaisers und erregte seinen Unmut. Er läßt den Kaiser Alexander, der offiziell sein Verbündeter geblieben ist, ersuchen, Razonmowski nach Rußland zurückzurufen und ihn auf seinen Gütern festzuhalten; er fordert Metternich auf, ihn aus den österreichischen Landen auszuweisen. Alexander gibt eine ausweichende Antwort. Der Graf Razonmowski, sagt er, habe seine russische Staatsangehörigkeit aufgegeben, um Oesterreicher zu werden, er habe sich durch seinen langen Aufenthalt im Ausland denaturalisirt, sein ursprüngliches Vaterland besitze keinerlei Anrecht mehr auf ihn und er gehe dasselbe nichts mehr an. Metternich verschanzte sich hinter den Vorteilen, welche der Aufenthalt Razonmowskis der Stadt Wien verschaffte. „Seine Anwesenheit war der Stadt nützlich, die er durch seine Gärten und seinen Hofhalt verschönte . . .“

Er war eine Persönlichkeit, welche durch ihren ausgedehnten Grundbesitz, ihren langen Aufenthalt und ihre Beziehungen das Bürgerrecht erworben hatte.

„Ich habe versucht, seine Ausweisung durchzusetzen,“ schrieb mit Bedauern der französische Gesandte, Graf Otto, „aber die Minister selbst, an die ich mich wendete, kamen eben von einem Diner bei ihm und waren mit seiner Küche höchst zufrieden.“ [1])

Das Ende der Saison von 1810 war besonders glänzend. Abgesehen von den regelmäßigen Gästen kamen eine Menge Russen direkt aus der Heimat nach Karlsbad, Teplitz und Eger, welche die Erlaubnis zur Reise von ihrer Regierung unter dem Vorwand einer Kur, thatsächlich aber, um für ihre franzosenfeindlichen Gesinnungen im Ausland Boden zu gewinnen, erlangt hatten. An ihrer Spitze stand Novossiltsof, ein persönlicher Freund des Kaisers Alexander und häufiger Vertrauter seiner geheimsten Gedanken. Im Herbste zogen sich die Neuangekommenen nach Wien zurück, wo sie die Zwischenzeit bis zu ihrem nächstjährigen Zusammentreffen mit den Mißvergnügten Deutschlands in den böhmischen Bädern dazu benützten, mit Hilfe ihrer in Oesterreich ansässigen vornehmen Landsleute einen Winterfeldzug ins Werk zu setzen; denn die österreichische Hauptstadt stand in jener Zeit vorwiegend unter dem Einfluß der hohen Gesellschaft.

---

[1]) Graf Otto an den Herzog von Ladore 2. Februar 1811.

Digitized by Google

Weder der Kaiser noch der Minister, weder das Heer noch das große Publikum, sondern einzig und allein die Gesellschaft, eine aristokratische Koterie, der ein glänzender Anhang von Fremden sich beigesellte, gab damals in Wien den Ton an und beherrschte die öffentliche Meinung; sie war die Großmacht, der alles sich beugte und unterordnete. Niemand, der der Herrschaft dieses kleinen Kreises, dem Einfluß gesellschaftlicher Beziehungen, der Tyrannei gesellschaftlicher Rücksichten entgeht! Die österreichische Regierung gleicht einem Salon von hocharistokratischem Gepräge; sie zeigt dieselben Züge der Eleganz, Frivolität und Verderbtheit, des Stolzes und Hochmuts. Die Geschäfte werden hinter dem Fächer beim Klang der Musik verhandelt, und wie in jedem wohlgeregelten Salon sind es auch hier die Frauen, die das Wort führen und den Vorsitz einnehmen und, trotz der großen Sittenstrenge des Monarchen, „einen stärkeren Einfluß wie einst in Versailles ausüben". Die einen beherrschen die öffentliche Meinung durch „ihren Reiz und ihre Liebenswürdigkeit", die anderen sind gefährlich kraft der ihnen eigenen Stellung. Der Streitmacht schöner Frauen folgt eine stattliche Reserve vornehmer Witwen, die mit der Erinnerung früherer Eroberungen viel Willensstärke, einen großen Namen und die Kunst, jeden nach ihrem Belieben in Ruf oder — Verruf zu bringen, vereinigen. Außer stande, Liebe zu erwecken, flößen sie Furcht ein, und ihre Herrschaft ist um so unumschränkter, als sie allgemein unbestritten ist. Dieser gewaltige Einfluß gemahnt an denjenigen der alten Germaninnen, die nach Tacitus einst eine so bedeutende Rolle gespielt, und wenn die Männer auch einige der Tugenden ihrer Ahnen eingebüßt haben, so ist ihnen doch wenigstens die Ehrerbietung für das Geschlecht geblieben, das sich gleich gewissen Soldschreibern durch den bequemen Mut auszeichnet, zu Kämpfen aufzureizen, an denen es keinen Anteil nimmt. „In Wien aber verabscheuen die Frauen Frankreich und sein glorreiches Oberhaupt mehr als irgendwo sonst auf der Welt. Der Triumph des revolutionären Volkes hat ihren Wohlstand vermindert, ihre Interessen beeinträchtigt, ihren Stolz verletzt; sie erblicken darin ein Unglück und mehr noch eine Ungebühr." Sie lieben Rußland, weil sie es als die befreiende und rächende Macht betrachten, weil die russische Koterie in Wien die Mode beherrscht und der Eitelkeit Rechnung trägt. In dieser Stadt, wo der Hof dürftig lebt und der Adel geldarm und vergnügungssüchtig ist, bieten das allzeit offene Haus des Grafen Razonmowski, „das der Residenz eines Fürsten gleicht", und nicht minder der Salon der Prinzessin Bagration und der ihr nachstrebenden Damen einen Mittel- und Sammelpunkt der Gesellschaft. Die russische Koterie beherrscht und reißt alle anderen mit sich fort durch den Glanz ihres Aufwandes und ihren rührigen Eifer.

Der erste Minister, der Graf Metternich selbst, ist trotz seiner bekannten Beziehungen zum Hof der Tuilerien gezwungen, sich mit diesen Mächten zu vertragen, und es ist erstaunlich zu sehen, wie dieser Staatsmann, der so geschickt auf beiden Achseln zu tragen verstand, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte und nach beiden Hoffnungen gab, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen. Nach einander sieht man ihn mit Frankreich unterhandeln und mit

Digitized by Google

Rußland liebäugeln. Morgens hat er eine Unterredung mit dem Grafen Otto dem Gesandten des Kaisers, mittags speist er beim Grafen Razonmowski und an demselben Morgen läßt er neben dem Kabinet, in dem er seine Audienzen erteilt, die Probe abhalten zu dem Ballet, das abends im Palais Razonmowski gegeben wird, und in dem seine Tochter die Hauptrolle spielt, und die Diplomaten, die zu ihm kommen, trauen ihren Ohren kaum, wenn mitten in ihre ernsten Besprechungen der melodische Seufzer der Violinen oder der hüpfende Takt eines Walzers hineinklingt. Metternich beteiligt sich persönlich an den Vergnügungen, welche die russische Kolonie veranstaltet, und wirkt bei lebenden Bildern mit. Diese Spielereien sind zum Teil politische Berechnung, aber auch seine Freude an Geselligkeit, sein Unterhaltungsbedürfnis, seine Leidenschaft für die Frauen ziehen ihn unwiderstehlich dahin, wo Kurzweil und Liebe zu finden sind. Otto selbst gesteht zu, daß „seine schönen Vorstellungen alle nicht einen Blick der Prinzessin Bagration aufwiegen", und die Feinde der Franzosen hoffen, daß im Augenblick des offenen Bruches zwischen Frankreich und Rußland Metternich sich auf ihre Seite stellen wird aus Furcht vor der Ungnade der Salons.

Während des Winters von 1810 zu 1811 hatten die Russen in Wien sich bemüht, Oesterreich zu der Koalition heranzuziehen, die Kaiser Alexander insgeheim gegen seinen früheren Verbündeten von Tilsit und Erfurt zu bilden suchte. Als aber im Frühling der Zar keinen unmittelbaren Anstoß zu Feindseligkeiten geben wollte, verließen „diese Erzaufwiegler", an einem baldigen Bruch verzweifelnd, vorläufig Wien, um, nach dem Ausdruck des französischen Gesandten „ihre Kriegsrüstung in den Wassern von Baden, Karlsbad und Teplitz zu versenken". Der Ortswechsel thut jedoch ihrem Haß keinen Eintrag, er bietet ihnen vielmehr eine fortwährende Gelegenheit, den Kampf ihrer Partei mit Hilfe der am Platze selbst neu gewonnenen Streitkräfte in verstärktem Maße fortzusetzen.

Anfangs verteilten sie sich zwischen Karlsbad und Baden in Oesterreich. Da jedoch der Kaiser von Frankreich sich unweit dieser Stadt in seinem Schlosse Laxenburg aufhielt, konnte man sie hier jederzeit überwachen und überrumpeln. Zunächst hatten die „koalitionirten Truppen" sich ein ganz besonderes Ziel gesteckt. Der Hauptfeind Rußlands in Wien war der Erzherzog Karl, welcher im Heere und im Volk eine unvergleichliche Verehrung genoß; der ruhmreiche Besiegte von Wagram hatte sich aufrichtig mit seinem Besieger versöhnt und trieb Oesterreich in die Arme Frankreichs. Um ihn zu gewinnen oder ihn wenigstens zu neutralisiren, beabsichtigte man, ihn zu verheiraten und zwar mit einer Rußland unbedingt ergebenen Prinzessin.

Die Kaiserin Elisabeth Alexiewna, die Gemahlin Alexanders I., hatte eine Schwester, die Prinzessin Amalie von Baden, welche bei ihr lebte. Dieser deutschen Adoptivtochter Rußlands war die Aufgabe, den Erzherzog zu bekehren, zugedacht, und von Karlsbad bis Wien setzte man alle Hebel in Bewegung, um ihn wie Herkules zu den Füßen einer allerdings bereits etwas reifen Omphale zu fesseln.

Die Fäden dieser Intrigue lenkte hauptsächlich Novassiltsof. Durch seine

Digitized by Google

Vermittlung knüpfte die Kaiserin von Rußland eine Verbindung mit der Kaiserin von Oesterreich an, die eine leidenschaftliche Ehestifterin war und mit Freuden auf die Sache einging, für die man auch die Königin von Bayern und die Markgräfin von Baden zu interessiren wußte, und diese vier Frauen waren eine gefährliche Macht.

Man ließ dem Erzherzog Karl durch seinen Beichtvater vorstellen, daß er notwendig einer Gemahlin bedürfe, um sein düsteres Heim zu erheitern und der Oede seines Junggesellenlebens ein Ende zu machen. Die Schwierigkeit war, die Zustimmung des Kaisers Franz zu einer Heirat zu erlangen, die den Unwillen seines furchtbaren Schwiegersohns erregen konnte. Man appellirte an sein gutes Herz, indem man ihm sagte, daß der Erzherzog eine heftige Neigung für die Prinzessin Amalie gefaßt habe, und der vortreffliche Monarch ließ sich überzeugen, daß er seinen Vetter unglücklich machen würde, wenn er sich der geplanten Vermählung widersetzte. Er versprach seine Einwilligung, aber nur unter der Bedingung, daß man Mittel finden würde, dem zukünftigen Ehepaar, das beiderseits wenig Vermögen besaß, eine seinem Rang angemessene materielle Stellung zu schaffen; er selbst konnte das nicht auf sich nehmen, weil er „zu viele Kinder zu versorgen hatte". Es gab nur eine Möglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen; man mußte sich an den Herzog Albert von Sachsen wenden, dessen Neffe und Erbe der Erzherzog Karl war, und seine Großmut in Anspruch nehmen. Herzog Albert war alt und reich; er hatte eine Maitresse, die ihn beherrschte; man wirkte auf diese Dame durch Vermittlung eines Offiziers ein, dem sie einst geneigt gewesen, und das Resultat dieser verschiedenen Manöver war, daß der Herzog versprach, durch eine Anweisung auf das Erbe „für das Glück seines Neffen zu sorgen". So wurden die Hindernisse eines nach dem andern aus dem Wege geräumt und die Angelegenheit schien im besten Gange, als der österreichische Minister sich entschloß, sie auf ein Wort aus den Tuilerien zu Falle zu bringen; Napoleon bedurfte nur eines Winkes, um das mit so viel Weisheit aufgerichtete Gebäude über den Haufen zu werfen.

Auf diesem Felde geschlagen, suchte die Badegesellschaft Ersatz auf einem andern.

Im Juni kündigte die Kaiserin von Oesterreich sich in Karlsbad, dann in Teplitz an, wo sie einige Kräftigung ihrer schwachen Gesundheit zu finden hoffte. Man kannte ihre geringe Vorliebe für Frankreich, und es handelte sich darum, sie anzuziehen und an die Partei der Unversöhnlichen zu fesseln. Marie Louise Beatrice von Este, die zweite Gemahlin des Kaisers Franz, war eine kluge, ehrgeizige Fürstin, ihrem Gatten an Feinheit des Geschmacks, wie an Bildung und Schärfe des Geistes weit überlegen. Begeistert für Kunst und Wissenschaft, sprach sie darüber mit Verständnis und gab gerne ihr Urteil über die bedeutenden Werke der Metaphysik, die in Deutschland erschienen, ab, ohne darum die Politik zu vernachlässigen. Klein, schmächtig, ziemlich hübsch, immer krank, aber von nervöser Lebhaftigkeit, mischte sie sich in alles mit einem Eifer, den man ihr nicht zugetraut hätte; denn sie sah aus, als ob sie nicht die geringste Aufregung

Digitized by Google

ertragen könnte. Sobald aber etwas sie interessirte, ihre Leidenschaftlichkeit oder auch nur ihre Neugierde reizte, wurde sie unermüdlich, und dieses fortwährende Bedürfnis nach Bewegung und Beschäftigung schien durch ihre Krankheit genährt zu werden. Statt in Teplitz [1]) nach ärztlicher Vorschrift ruhig und zurückgezogen zu leben, handelte sie dem Rate ihrer Aerzte absichtlich zuwider, indem sie Leute bei sich sehen und das Oberhaupt eines glänzenden Kreises sein wollte. „Am 23. um zwei Uhr angekommen, war sie um sechs schon von einer Anzahl Personen, die ihr vorgestellt werden sollten, umgeben." Die nächsten Tage zogen sie in einen Wirbel von Beschäftigungen und Vergnügungen. „Sie wohnt im Schloß des Prinzen Clary, wo sie alle Abende eine zahlreiche Gesellschaft empfängt, die sie durch den Reiz ihrer Unterhaltung entzückt, unbeschadet ihrer Würde, welche sie inmitten der ungebundenen Fröhlichkeit wohl zu bewahren weiß. Sie gefällt sich besonders im Jeu d'esprit und sucht darin, unterstützt von der Prinzessin von Ligne, deren Kopf noch immer voll jugendlicher Einbildungskraft ist, die Hauptrolle zu spielen. Sie gesteht niemals zu, daß sie ermüdet ist, und nur mit Gewalt ist sie zu bewegen, sich nicht zu spät zur Ruhe zu begeben." Leider [2]) bestand die Gesellschaft, welche sich um sie versammelte, aus den erbittertsten Widersachern Frankreichs, die sie aufs gehässigste beeinflußten und in ihren feindseligen Gesinnungen bekräftigten. In den nächsten Jahren sehen wir sie mit ihrer behenden, schmächtigen Hand die Frauenkoalition gegen Napoleon anzetteln, sie weicht, als sie 1812 ihren Gemahl zur Dresdener Entrevue begleitet, den Avancen Napoleons aus und hält an ihrer Treue für ihre Verbündeten und Freunde fest, so daß Napoleon, trotz der aufgebotenen, sonst ihm keineswegs eigentümlichen Zuvorkommenheit und Galanterie auf diese Eroberung verzichten muß. Mit Recht klagte der getreue Otto nach der Abreise der Kaiserin nach Karlsbad und Teplitz, daß sie sich „in einen Strudel von Intriguen stürzte".

Die Badesaison erreichte 1811 während der Monate Juli und August ihren Höhepunkt. „Niemals," schrieb man von Dresden, „sind die böhmischen Bäder so besucht worden wie dieses Jahr ... Seit zwei Monaten hat der österreichische Geschäftsträger mehr als tausend Pässe für dorthin reisende Personen ausgefertigt."

Eine Menge von schiffbrüchigen Existenzen, Industrierittern und zweifelhaften Gräfinnen kamen hier in Berührung mit den erlauchtesten Persönlichkeiten der Gesellschaft und literarischen Berühmtheiten, wie dem Publizisten Gentz und „Herrn Goethe", die gleichzeitig anwesend waren. Ein steinreicher Engländer,

[1]) Der französische Gesandte beschreibt ihren Besuch der Dresdener Gemäldegalerie auf einer ihrer Badekur folgenden Reise und erzählt: Sie wurde in einem Rollstuhle gefahren, nach einiger Zeit aber sprang sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit auf und durchschritt zu Fuß die Galerie nach beiden Seiten, ohne im geringsten weder durch das Stehen noch durch das Anhören der redseligen Erklärungen des alten Galeriedirektors ermüdet zu erscheinen. Depesche vom 12. Juli 1811.

[2]) Der Baron von Bourgoing an den Herzog von Bassano 1. Juli 1811.

Digitized by Google

Lord Findlater, der mehr als irgend jemand zur Verschönerung von Karlsbad beigetragen hatte, that sich namentlich durch seine Freigebigkeit und seine Sonderbarkeit hervor; denn für einen Engländer der damaligen Zeit konnte es in der That nichts Sonderbareres geben, als Napoleon zu lieben und zu bewundern, und Lord Findlater ließ keine Gelegenheit, seine Begeisterung für den großen Mann zum Ausdruck zu bringen, unbenützt. Die Anhänger des Tugendbundes und anderer geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen, die im stillen allenthalben unter dem Mantel ihrer geheimnisvollen Bräuche und Zeremonien zum Haß und zur Auflehnung gegen das Fremde aufreizten, waren besonders zahlreich vertreten. Diese geheimen Verbindungen fanden ihren Anhang in allen Ständen, aus ganz Deutschland strömten ihre Mitglieder nach den böhmischen Bädern wie nach einem Mittelpunkte zusammen, wo sie unter dem Vorwand der Erholung und Unterhaltung sich beraten und verständigen konnten.

Die Vertreter der französischen Interessen in Oesterreich und Sachsen entwarfen damals von ihrem Beobachterposten aus recht hübsche Bilder von dem eleganten und intriganten Getriebe dieser Badeplätze, in denen die Opposition gegen Frankreich unter jeder Form ihr Wesen trieb und man in Erwartung der Ereignisse einstweilen in Rachegefühlen schwelgte.

„Seit dem unglücklichen Abenteuer Schills," schreibt ein Agent, „arbeiten die Ritter und Ritterinnen der Tugend unausgesetzt an der Wiederaufrichtung des alten germanischen Reichs, und da alles zu diesem guten Zweck aufgeboten werden muß, haben sie nach den verschiedenen Teilen Deutschlands geschickte Missionäre entsendet, welche bald durch ihre Beredsamkeit, bald durch ihr geheimnisvolles Walten sich bestreben, die im letzten Kriege ausgestreute Saat zum Keimen zu bringen. Die Damen selbst beteiligen sich an diesen ehrenhaften Missionen, und die Gräfin von der Recke ist nach Karlsbad gegangen, um dort den Vorsitz im „Tugendbund" zu übernehmen und die Hermannssäule wieder aufzurichten. Die Mitglieder dieser Gesellschaft erkennen sich durch vereinbarte Zeichen und besitzen hauptsächlich im Norden die Mittel, sich mit einander zu verständigen. Den alten Bräuchen ihrer Heimat getreu, ist Madame von der Recke von einem „Barden" begleitet, der nach der einmütigen Ueberzeugung des Bundes als Redner und Dichter nicht seinesgleichen hat.

Nichts spricht gegen ihn als sein Name: er heißt Didier, entstammt der französischen Kolonie in Berlin und war früher Domherr in Magdeburg. Die schöpferische Dichtergabe dieses neuen Tyrtäos entzückt, begeistert, berauscht alle, denen es vergönnt ist, den Sitzungen beizuwohnen. Seine Oden, Fabeln, Kriegsgesänge sind die Wonne der Zuhörer. Um einen Begriff von der Feinheit seiner Anspielungen zu geben, genüge es, hier die Fabel vom „Tiger" anzuführen, der nach tausenderlei immer geistreicheren Streichen zu guter Letzt den Löwen und Elefanten, die Leoparden und Bären auffrißt. Der Dichter versteht natürlich unter dem Tiger niemand andern als den Kaiser Napoleon selbst. Gewöhnlich schließt die Sitzung mit einem von dem Herrn Domherrn verfaßten Kriegsgesang.

Digitized by Google

In der letzten mit Entzücken aufgenommenen Ode „Das Martyrium der seligen Königin von Preußen“ ruft er aus: „Ach, daß ich sie besingen könnte an der Spitze von 200000 Mannen!“ Frau von der Recke hat einen solchen Abscheu vor allem Französischen, daß sie, wie man sagt, geschworen hat, kein Wort französisch mehr zu sprechen.

Um diese seltsame Tafelrunde drängte sich eine internationale Gesellschaft: preußische Offiziere, „die alles opfern wollten für die Manen ihrer Königin“, französische Emigranten, frühere Royalistenführer, „englische Polizeispione“, sie alle stachelten einander auf, zischelten und zappelten um die Wette. Ihr Abscheu vor Frankreich war so groß, daß die Erscheinung eines französischen Diplomaten, des ehrenwerten Baron Bourgoing in Karlsbad einen ganzen Trupp dieser Schar verscheuchte. Die Durchreise eines französischen Offiziers gab Anlaß zu skandalösen Scenen. „Ueber sein Kreuz der Ehrenlegion gerieten die Damen außer sich vor Entsetzen und sie thaten sich etwas darauf zu gute, Charakter zu zeigen, das heißt, so grob als möglich gegen ihn zu sein.“ Man kann sich wohl denken, welches Ereignis in diesem von Haß und Leidenschaft erregten Kreise die Ankunft des Grafen Razanmowski war, des eigentlichen Hauptes der russischen Partei in Wien, der, von seinen Freunden umgeben, wie ein General inmitten seiner Truppen erschien voll Kühnheit und Selbstgefühl, in der Absicht, alle Mißvergnügten um sein Banner zu scharen und sie zu gemeinsamem Angriff zu führen. Er wählte Franzbrunn bei Eger zum Aufenthalt und traf dort mit dem Gefolge und dem Gepäck eines Fürsten ein: „zwei Sekretäre, vier Köche, eine Menge Dienerschaft, zweiundzwanzig Pferde und vier schwerbeladene Gepäckwagen.“ Die an solche Pracht wenig gewöhnten Einwohner hätten ihm am liebsten eine Ehrenwache gegeben, aber in Ermangelung derselben begnügten sie sich, an den zwei Eingängen seines Hauses vier prächtig gemalte Schildwachen aufzustellen, zwei Russen und zwei Kosaken.

Von Franzbrunn aus konnte er sämtliche böhmischen Stationen überwachen und die angezettelten Intriguen in einer Hand zusammenfassen. Er begann sofort seine Thätigkeit; ein ganzes Personal von Hilfsagenten arbeitete nach seinen Weisungen; er hatte seine Schreiber, seine Bureaux, seine Emissäre. In jedem „Bade“ der Umgebung unterhielt er einen Abgesandten, der die Losung auszuteilen hatte, ohne die kein Reisender Böhmen verlassen durfte, die Losung nämlich, durch die öffentliche Meinung auf die Regierungen einzuwirken und sie zur baldigen Schilderhebung zu bestimmen, denn „der Kampf gegen Frankreich sollte auf der ständigen Tagesordnung jedes wohlgefügten Staates stehen“. Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt verschmähten es nicht, die wütende Propaganda Razonmowskis zu unterstützen. Seine hauptsächlichsten Mitarbeiter sind der depossedirte Kurfürst von Hessen, der sich nach Böhmen zurückgezogen hat, der Prinz Ferdinand von Preußen, der sich gleichfalls in Franzbrunn, wie manche vermuten, zu anderen Zwecken als zur Pflege seiner Gesundheit aufhält, und „die jungen Herzoginnen von Kurland, welche Galanterie und Politik aufs beste zu vereinigen wissen ... und denen aus verschiedenen Ehen die Namen

Digitized by Google

Sagan, Accerenza und Hohenzollern verblieben sind".[1]) Eine Weile war die kühne Unternehmungslust dieser Herrschaften so groß, daß der französische Diplomat in Karlsbad einen eigentlichen Kongreß von Mißvergnügten entstehen zu sehen glaubte, dem der „Funke einer neuen Koalition" entspringen könnte. Nur der Mangel an Eintracht unter den verschiedenen Fremdengruppen beruhigte die französischen Agenten einigermaßen. Die meisten verabscheuten Frankreich, sich selbst aber verabscheuten sie alle gegenseitig. Die Preußen äußerten sich in bitteren Worten über die Sachsen, diese hielten sich abseits, zeigten ziemliche Lauheit und blieben von dem „germanischen Fieber" verschont. Die Russen verkehrten fast ausschließlich mit den Angehörigen des Wiener Adels, was die übrigen Deutschen verstimmte. Ferner fingen die französischen Truppen an, Deutschland neuerdings in Masse zu besetzen, um Schritt für Schritt nach Norden vorzurücken und zu der von Napoleon in seinen großen Plänen bezeichneten Stunde den Niemen zu überschreiten. Den an der Elbe, Oder und Weichsel aufgestellten Detachements folgten wirkliche Heere. In steigender Flut überschwemmten sie das Land, bedeckten Preußen, durchzogen Sachsen, zerstreuten die „Guerilla" der Gesellschaft, welche Frankreich mit ihren Plänkeleien, ihren Giftpfeilen und bösen Zungen so lange beunruhigt hatte, und legten sie lahm. Bald hörte man von einem Ende Deutschlands zum andern nur noch den strammen, taktmäßigen Schritt einer halben Million Soldaten, die gegen die russische Grenze marschirten.

Im Jahre 1812 kam Napoleon persönlich in die Gegenden, in denen er so oft verpönt und verwünscht worden war. Er nahm seinen Weg durch Sachsen und verweilte einige Zeit in Dresden, um dort den Vorsitz über die Versammlung der Fürsten zu führen und die Huldigungen und Schwüre Deutschlands entgegenzunehmen. Er hatte zu dieser Versammlung außer einer Menge Fürstlichkeiten das kaiserliche Paar von Oesterreich eingeladen und Marie Louise zu einer Begegnung mit ihren Eltern mitgebracht. Nach der Entrevue, während er seinen Zug beschleunigte und seinen Truppen das Zeichen zum Einfall gab, nahm ein Teil der erlauchten Gesellschaft, welche sich um ihn geschart hatte, in den Bädern Aufenthalt. Der Großherzog von Würzburg, ein dem Rheinbund angehöriger Kirchenfürst, reiste nach Teplitz, wo bald darauf Marie Louise selbst erschien, umgeben von einem Hofstaate, der die glänzendsten Namen des alten und neuen Frankreichs vereinigte. Zum Trost für ihre zeitweilige Strohwitwenschaft hatte Napoleon ihr gestattet, einige Wochen in Böhmen bei ihrem Vater und ihrer Stiefmutter zuzubringen. Diese empfingen sie in Prag, wo sie einen feierlichen Einzug hielt. Zu ihren Ehren fanden prächtige Gala- und andere Feste, Empfänge und Promenaden statt. Es wurden, um sie zu zerstreuen, Aus-

[1]) Otto erzählt in seiner Depesche vom 5. Februar 1811 weiter: Fürst Wenzel Lichtenstein ließ sich einfallen, mit dem Bande der Ehrenlegion in ihrem Hause zu erscheinen, worüber man ihm die heftigsten Vorwürfe macht! „Was für ein häßliches Band haben Sie da aufgegabelt?" — „Meine Gnädigste, ich teile die Ehre, diese Auszeichnung zu tragen, mit einer großen Anzahl wackerer Männer."

Digitized by Google

flüge nach Karlsbad und Franzbrunn veranstaltet, man führte sie nach den in der Nähe der letzteren Stadt gelegenen Bergwerken, die alljährlich eine Menge Neugieriger anzogen und bei diesem Anlaß im Glanze einer Illumination erstrahlten, welche in zahllosen Metallreflexen den Grotten ein wahres Diamantgefunkel entlockte. Die großartige Prachtentfaltung ihres Hofes übertraf alles bisher Gesehene. Im Vergleich zu den Damen ihres Gefolges kamen sich die vornehmen Wienerinnen, welche die Kaiserin von Oesterreich begleitet hatten, wie „Aschenbrödel" vor, welchen Namen sie sich auch selbst gaben. Während ihres ganzen Aufenthaltes überhäufte sie der Kaiser, ihr Vater, mit Güte und Liebe, die Kaiserin überbot sich an Zärtlichkeiten, die jedoch etwas erzwungen waren, so daß schließlich Stiefmutter und Stieftochter sich kühler verabschiedeten, als sie sich begrüßt hatten.

Der glänzende Durchzug Marie Louises war für Frankreich gewissermaßen die Besitzergreifung derjenigen Orte, in denen die Opposition bisher ihre Zuflucht gefunden und ihren Sitz gehabt hatte. Eine rasche und kurze Einnahme!

Schon im nächsten Jahre folgte in den freundlichen, malerischen Städten Böhmens der große Krieg dem kleinen. Statt leichtsinnigen Geplauders vernahm man den Widerhall der Waffen, dumpfen Kanonendonner und den klirrenden Hufschlag der Schwadronen.

In Teplitz schlossen die von Napoleon abgefallenen Könige und Kaiser ihren Bund, hier unterzeichneten sie am 19. September 1813 ihren endgiltigen Vertrag; die österreichischen Truppen nahmen ihren Marsch durch die Thäler der sächsischen Schweiz, um der großen Armee in die Flanke zu fallen und den letzten Streich gegen den erschütterten Koloß zu führen.

Von der Arbeitsstätte des Physiologen.

Von

Dr. S. S. Epstein.

I.

Empfindlichkeit und Schmerz.

Was dem Laien selbstverständlich erscheint, bildet für den Physiologen Gegenstand eifrigsten Studiums. Erscheinungen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, und die man wohl oder übel in den Kauf nimmt, werden im physiologischen Laboratorium von Grund auf untersucht, unter gegebenen oder gewünschten Bedingungen künstlich hervorgerufen, um erst dann ein induktives Material für die wissenschaftliche Diskussion zu bilden.

Seitdem die Naturphilosophie ihren wohlverdienten Platz in der wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Rumpelkammer gefunden und die Erkenntnis zur allgemeinen Geltung gelangt ist, daß uns das „Warum" der Dinge ewig verborgen bleiben wird, eröffnete die Forschung nach dem „Wie" dem Studium der Erscheinungen des Lebens neue und fruchtbare Bahnen.

Es ist kaum zu übersehen, welch enorme und wertvolle Literatur sich seit Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts über Gegenstände der Physiologie des Zentralnervensystems und der Physiologie der Sinne angehäuft hat.

Hauptsächlich sind es die Gesichts- und Gehöreindrücke, welche dem eingehendsten Studium unterworfen wurden, und hier bilden Helmholtzs „Physiologische Optik" und „Lehre von den Tonempfindungen" Monumentalwerke, in denen ein so reicher Schatz von Neuem und Wissenswertem niedergelegt ist, daß viel mehr davon ins große Publikum drang, als dies sonst bei streng wissenschaftlichen Werken der Fall zu sein pflegt.

Viel weniger Arbeiten existiren nun über Geruchs- und Geschmacksempfindungen, und erst in allerneuester Zeit begann man dasjenige, was man bis jetzt unter den allgemeinen Begriff „Tastsinn" subsumirte, in seine einzelnen Komponenten, nämlich in Druck-, Temperatur-, Haut- und Schmerzsinn aufzulösen.

Ueber den Schmerz speziell existiren noch sehr wenige zusammenfassende Ansichten.

Was in zerstreuten Arbeiten von Blix, Goldscheider, Donaldson, Oppenheimer darüber veröffentlicht wurde, ist noch so gut wie gar nicht ins Publikum gedrungen.

Um so willkommener dürfte es dem Leser sein, der zwar nicht selbst Physiologe ist, sich aber für die Lebenserscheinungen interessirt, etwas über das Wesen und die Bedeutung des Schmerzes zu erfahren.

Es dürfte ihm dies um so willkommener sein, als der Schmerz nicht nur im physischen und psychischen Leben des Menschen eine große Rolle spielt, sondern auch in der Entwicklungsgeschichte der Organismen ein wichtigerer Faktor ist, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt; ja, man kann geradezu behaupten, nur diejenigen Organismen haben sich im Kampf ums Dasein erhalten und fortpflanzen können, die schmerzempfindlich waren, während diejenigen Spezies, welchen das Gefühl des Schmerzes unbekannt war, beziehungsweise, welche auf schmerzhafte Reize nicht reagirten, unbedingt dem Untergang verfallen waren.

Was ist nun eigentlich „Schmerz"?

Es ist wirklich nicht leicht, von dieser jedem Lebewesen bekannten Erscheinung eine abschließende Definition zu geben, ohne sich mit den diesbezüglichen modernen Forschern in Widerspruch zu setzen.

Zweifellos ist der Schmerz eine Empfindung, und zwar, damit ihr die Bezeichnung „schmerzhaft" zukomme, eine sehr intensive Empfindung.

Aber ob diese Empfindung spezifisch, oder nur eine Steigerung jeder andern Sinnesempfindung ist, darüber gehen die Ansichten so weit auseinander, daß es sogar schwer fällt, einen zwischen den einzelnen Ansichten vermittelnden Standpunkt anzunehmen.

Digitized by Google

Der Laie wird hier schlankweg seine Entscheidung dahin abgeben, daß es so viele Schmerzqualitäten gibt, als Sinnesempfindungen existiren und noch einige dazu; er wird von einem brennenden, stechenden, klopfenden, juckenden, ziehenden, drückenden und so weiter Schmerz sprechen, er wird behaupten, ein Mißton schmerze ihn ebenso, wie zu grelles Licht ihn blende.

Und doch lassen sich all die vielen Arten des Schmerzes auf zwei zurückführen: auf Druckschmerz und Temperaturschmerz, während die Empfindung bei einem Mißton oder einer zu grellen Beleuchtung eigentlich mehr ein Unlustgefühl vorstellt.

Aber gerade, weil das „Weh und Ach so tausendfach" der Menschen sich auf zwei Qualitäten reduziren läßt, sollte man doch meinen, daß hier die Definition sich von selbst ergibt, indem wir sagen, daß eine übermäßig starke Wärme als Temperaturschmerz, ein übermäßig starker Druck als schmerzhafter Stoß, Schnitt ꝛc. empfunden werden.

Oder mit anderen Worten, daß, da der Schmerz zumeist bei Einwirkung sehr starker Reize auf unsere Sinne entsteht, er einfach den Superlativ jeder Empfindung vorstelle und als solcher unser ganzes Bewußtsein gefangen nehme.

Dies ist auch die eine der herrschenden Ansichten.

Sehr leicht läßt sie sich aber widerlegen und zwar schon mit rein logischen Argumenten, ohne klinische oder experimentelle Erfahrungen erst zu Hilfe nehmen zu müssen. Würde Augenschmerz wirklich nur von einer erhöhten Erregbarkeit des Sehnerven herkommen, dann müßten ja während dieses Zustandes die Gesichtswahrnehmungen an Schärfe zunehmen, während man sich ja täglich davon überzeugen kann, daß bei etwas längerem Hineinstarren in die Sonne der Sehnerv seinen Dienst gar bald versagt, während das Auge zu schmerzen beginnt, was doch mit der spezifischen Funktion des Sehnerven nichts Gemeinsames hat.

Da es nun ferner als erwiesen zu betrachten ist, daß die höheren Sinnesnerven überhaupt nicht schmerzempfindlich sind, so dürfte sich die eben angeführte, nächstliegende Ansicht wissenschaftlich nicht halten lassen.

Schroff gegenüber steht dieser Anschauung eine andere,[1]) welche im Schmerz eine eigene Qualität sieht, und dieser Qualität eigene Nerven, Schmerznerven, zuschreibt, alle anderen Nerven aber für unempfindlich hält.

Eine dritte, vermittelnde Ansicht, diejenige von Goldscheider, hat viel für sich, indem sie durch ein reiches klinisches und experimentelles Material erhärtet ist.

Goldscheider fand nämlich, daß es auf der Hautoberfläche Punkte gibt, die einzig für den Druck empfindlich sind, während sie ungestraft durch die Hitze gereizt werden können; andere sind wiederum nur für Temperaturreize empfindlich, ohne auf Druck oder Stich zu reagiren.

Aber noch eine höchst interessante Erscheinung gelang es dem obengenannten Gelehrten zu konstatiren, eine Erscheinung, die ich selbst zu wiederholtenmalen geprüft und für richtig befunden habe.

---

[1]) v. Frey, die Gefühle und ihr Verhältnis zu den Empfindungen. Leipzig, 1894.

Digitized by Google

Goldscheider fand nämlich die paradox klingende Thatsache, daß die sogenannten Temperaturpunkte wohl für Temperaturempfindungen, nicht aber für Temperaturschmerz empfindlich sind und daß dasjenige, was wir „brennend" nennen, nur eine Mischung aus einer hochgradigen Wärmeempfindung, Druck und allgemeinem Unlustgefühl vorstellt.

Daraus zieht Goldscheider[1]) den Schluß, daß nur zweierlei Nerven im stande sind, schmerzliche Reize zu leiten und zwar erstens die Drucksinnnerven, ferner diejenigen Nerven, welche uns Lust- oder Unlustgefühle vermitteln. Alle übrigen Nerven sind dem Schmerz gegenüber unempfindlich.

Ohne uns weiter in die Kritik der verschiedenen Anschauungen einzulassen, wollen wir an derjenigen Thatsache festhalten, welche von allen Forschern zugegeben wird, nämlich, daß der Schmerz — und darin besteht wohl seine einzige Aehnlichkeit mit den Sinnesempfindungen — nicht dort empfunden wird, wo er entsteht, nämlich im Gehirn, sondern an diejenige Stelle wieder verlegt wird, welche gereizt wurde.

Ueber diese Stelle sind wir immer ganz genau orientirt; wir wissen zum Beispiel sofort, ob wir in die Ferse oder in die Zehe gestochen worden sind. Diese Fähigkeit, den Ort des Reizes zu finden, welche man „Lokalzeichen" nennt, fehlt jedoch dem Nervenstamm gänzlich; letzterer verlegt, wo immer er gereizt werden möge, den Schmerz an das Ende, an die Peripherie.

Und daher kommt es auch, daß Leute, denen Gliedmaßen amputirt werden mußten, in diesen nicht mehr vorhandenen Gliedern noch immer wütende Schmerzen spüren. Ich selbst hatte unter anderem Gelegenheit, einen Kranken zu beobachten, dem das Bein oberhalb des Kniegelenkes weggenommen werden mußte. Trotzdem der Stumpf noch sehr empfindlich war, bekam der Mann einen Holzfuß und wurde aus dem Krankenhaus entlassen. Die leiseste Berührung genügte jedoch, um bei dem Unglücklichen wieder Schmerzen hervorzurufen, von denen er jedoch behauptete, er spüre sie ganz genau im künstlichen Glied; ja versicherte sogar, den Stelzfuß bei Nacht zudecken zu müssen, um nicht ein intensives Kältegefühl in demselben zu empfinden.

Fragen wir uns nun, wie lange die Erregung eines schmerzleitenden Nerven bedarf, um den Weg von der gereizten Stelle ins Gehirn zurückzulegen und dort die Empfindung „Schmerz" hervorzurufen, so stoßen wir vor allem auf den enormen Unterschied zwischen Druck- und Temperaturschmerz.

Während ersterer kaum 0,1—0,2 Sekunden braucht, können bei letzterem leicht 5—6, ja sogar 10 Sekunden vergehen, bevor wir zum Bewußtsein gelangen, daß wir uns verbrannt haben. Wer hat es nicht an sich selbst erlebt, daß er einen heißen Gegenstand, eine glühende Kohle, in die Hand nahm und erst, nachdem er sie wieder fallen gelassen, den brennenden Schmerz verspürt hat.

Eine höchst seltsame und interessante Erscheinung innerhalb der Reaktionszeit der schmerzempfindlichen Nerven ist die, daß bei einer gewissen Intensität die

[1]) „Neue Thatsachen über die Hautsinnesnerven". Du-Bois Reymonds Archiv 1885.

Digitized by Google

Leitungszeit um so größer ist, je intensiver der Reiz einwirkt; es kann unter Umständen die Leitung ihre Dienste völlig versagen, und der Schmerz wird sich erst nach 30—50 Minuten einstellen.

Richet[1]) erzählt darüber folgendes interessante Beispiel. Ein Besucher des Pariser zoologischen Gartens hatte die Kühnheit, dem Königstiger die zum Käfiggitter herausgestreckte Pfote zu streicheln; im Nu hatte das Tier die Hand des Mannes zwischen seinen Krallen, mit welchen es die Hand zerfleischte.

Trotzdem nun der Unvorsichtige keinen Augenblick das Bewußtsein verlor und ganz deutlich sah, wie ihm der Tiger die Hand mit seinen Tatzen bearbeitete, verspürte er doch nicht den geringsten Schmerz, riß seine Hand aus den Krallen der Bestie und verlor erst nach Verlauf einer halben Stunde das Bewußtsein.

Ich hatte eingangs dieser Arbeit bemerkt, der Schmerz sei eine hochgradig intensive Empfindung; wir besitzen aber keinerlei objektive Methode, seine Intensität zu messen, und sind einzig und allein auf die höchst unzuverlässigen Angaben des Patienten angewiesen.

Denn man darf durchaus nicht den Schmerz nach seinen Aeußerungen beurteilen.

Jedem Physiologen ist es eine geläufige Thatsache, daß in den wenigen Fällen, wo man in die Lage kommt, ein Kaninchen ohne vorherige Narkose zu vivisezieren, dieses oft keinen Ton von sich gibt, keine Bewegung macht, während es in der tiefsten Narkose häufig während der ganzen Operation nicht aufhört zu schreien.

Ein in der ärztlichen Praxis täglich vorkommender Fall ist der, daß der Kranke ein fürchterliches Gejammer erhebt, bevor ihn noch das Operationsmesser oder die Zahnzange auch nur berührt haben.

Auf der andern Seite kann aber wirklicher, intensiver Schmerz einzig durch den Willen unterdrückt werden.

Kann auch die Legende von Mutius Scaevola nicht auf ihre Wahrheit hin geprüft werden, so sind Fälle von heroischer Ueberwindung der gräßlichsten Schmerzen durchaus keine Seltenheit.

Denken wir nur an die Fälle, wo Verschwörer sich zu Tode foltern ließen, ohne ihre Mitschuldigen zu verraten, oder an Fälle der schwierigsten Operationen, ohne Narkose, an welchen die Archive der Spitäler durchaus nicht arm sind.

Wenn man es auch als Regel hinstellen kann, daß die Schmerzempfindlichkeit zugleich mit der geistigen Entwicklung der Organismen wächst, so ist es auf der andern Seite ausgemachte Thatsache, daß die Anspannung des Willens allein dazu genügt, um den Schmerz zu beherrschen, ja ihn unter Umständen ganz zu bannen.

Seltsam ist das Korrelat zwischen Schmerz und Aufmerksamkeit. Wenden wir einem ganz geringen Schmerz unsere volle Aufmerksamkeit zu, so kann er zu einer schier unerträglichen Höhe anwachsen; daraus erklärt sich der Umstand,

[1]) Recherches cliniques et expérimentales sur la sensibilité. Paris 1877.

Digitized by Google

daß bei Nacht, wo alle Reize, die tagsüber auf unser Bewußtsein einstürmen, fehlen, jeder Schmerz uns viel peinigender erscheint.

Sind wir aber im stande, unsere volle Aufmerksamkeit einem außerhalb unseres „Ich“ liegenden Gegenstande zuzuwenden, so wird der Schmerz schon nach kurzer Zeit abnehmen, wenn nicht ganz verschwinden.

Ein schönes Beispiel davon gibt Kant in seiner Schrift: „Ueber die Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden“. Darin heißt es an einer Stelle, wo Kant von seinen Gichtanfällen erzählt: „Nun aber, aus Ungeduld, am Schlafen mich gehindert zu fühlen, griff ich bald zu einem stoischen Mittel, meine Gedanken mit Anstrengung auf irgend ein von mir gewähltes gleichgiltiges Objekt, was es auch sei (zum Beispiel auf den viele Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero), zu heften, mithin meine Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken; dadurch diese dann, und zwar schleunig, stumpf wurden und so die Schläfrigkeit sie überwog, und dieses kann ich jederzeit bei wiederkommenden Anlässen dieser Art in den kleineren Unterbrechungen des Nachtschlafs mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Daß aber dieses keine etwa bloß eingebildeten Schmerzen waren, davon konnte mich die des andern Morgens früh sich zeigende glühende Röte der Zehen des linken Fußes überzeugen.“

Variirt also demnach die Intensität des empfundenen Schmerzes mit dem gegebenen Gesamtzustand unseres Bewußtseins, so ist es aber eine ganz feststehende Thatsache, daß er bei längerer Andauer stets eine pathologische Veränderung innerhalb unseres Organismus zur Folge hat.

Und von diesem Gesichtspunkte erscheint uns der Schmerz nicht nur als Plager und Quäler, sondern als wichtiger Faktor zur Selbsterhaltung, als ein Signal, daß unserem Leben von außen her ein Attentat drohe.

Schon die Bedeutung des Wortes Schmerz (Sanskrit „smar“), jemand auf etwas aufmerksam machen, zeigt uns, daß schon unsere Urahnen den Schmerz als Warner aufgefaßt haben.

Denken wir uns in der That ein Individuum, mit Anästhesie des ganzen Körpers behaftet, und wir werden nicht schwer begreifen, daß ein solches viel mehr Gefahren ausgesetzt ist als ein normal empfindlicher Mensch.

Der Tod eines einzelnen Organs selbst kann völlig schmerzlos sein, aber die Periode, welche der völligen Leitungsunfähigkeit der betreffenden Nervenbahn vorhergeht, dokumentirt sich zumeist durch gesteigerte Ueberempfindlichkeit.

Einen eklatanten Beweis, wie die Natur durch den Schmerz die Organismen vor dem Zugrundegehen warnt und sie zur Wachsamkeit auffordert, entnehme ich bei Pflüger.[1])

Tiere, welche dem Winterschlaf verfallen, haben eine sehr niedrige Körpertemperatur während des Schlafes; dieselbe kann bis auf + 4° R., ohne Gefahr für die Gesundheit fallen; würde aber die Temperatur tiefer sinken, so müßte das Tier zu Grunde gehen.

---

1) Theorie des Schlafes. Archiv für die gesamte Physiologie. Bonn, 1875.

Digitized by Google

Was sehen wir nun geschehen, wenn die äußere Temperatur so weit sinkt, daß dem Leben des Winterschläfers eine Gefahr droht?

Die intensive Kälte erweckt das Tier, indem sie grimmigen Schmerz erzeugt, und regt durch das Aufwecken zur sofortigen erhöhten Wärmebildung an und ermöglicht es dem Tiere, sich tiefer einzugraben und zu sichern. Manche Winterschläfer gelangen auf diese Weise successive bis zwanzig Fuß tief unter die Erdoberfläche.

Auch dem Arzt leistet der Schmerz insofern kostbare Dienste, als er den Kranken zwingt, seinen Anordnungen zu folgen; Patienten hingegen, die kurz vor dem Exitus, wie zum Beispiel Phtisiker, keinerlei Beschwerden fühlen, beschleunigen ihren Tod nur dadurch, daß sie um keinen Preis der Welt dazu zu bringen sind, sich den Anordnungen des Arztes zu fügen.

Wenn es nun auch scheinen mag, daß der Schmerz manchmal die Menschen trotzdem ganz nutzlos plagt, dort nämlich, wo keine Hilfe mehr vorhanden ist, so ist dem entgegen zu halten, daß er dann eben als konsequentes, unerbittliches Naturgesetz auf die immer steigende Gefahr aufmerksam macht.

Auf keinen Fall aber möchte der Arzt, dem ja Mittel genug zu Gebote stehen, unnützen Schmerz zu lindern, diesen seinen, sowohl in prophylaktischer, als auch in diagnostischer Hinsicht, treuesten Helfer missen.

Und auch die Menschen sollten sich den Satz vor Augen halten, der so ziemlich von allen Lebensäußerungen gilt: Die Natur ist um die Erhaltung der Gattung besorgt, kümmert sich aber wenig um das subjektive Wohlbefinden der Individuen.

Naturwissenschaftliche Revue.

Naturkräfte und Naturgesetze. — Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. — Teslas Untersuchungen. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Wüllner Experimentalphysik. — Fortschritte der Physik. — Elektrochemische Analyse. — Primärelemente. — Mikrochemische Analyse. — Lehrbuch der organischen Chemie. — Chemie des Chlorophylls. — Taschenbuch für Luftschiffer. — Kugelblitze. — Physikalisch-chemische Propädeutik. — Physiologisches Institut in Graz. — H. von Helmholtz. — C. Semper. — Käfer Mitteleuropas. — Makropoden — Anatomie der Vögel. — Bulgariens Vogelwelt. — Volksnamen der Vögel in Niederösterreich. — Flora von Deutschland. — Botanische Bestimmungsübungen. — Das Herbar. — Fluorescirende Bakterien. — Pflanzen von den Wandmalereien von Pompeji. — Schutzvorrichtungen der Blütenknospen. — Entwicklung. — Entstehung organischer Formen. — Geologischer Führer durch Harzburg und Umgebung. — Gebiet der drei Gleichen und der Umgebung von Wandersleben. — Endmoränen Mecklenburgs. — Höhlenkunde. — Typus und Verbreitung des germanischen Menschen. — Geschichte des Eisens. — Magnetismus der

Digitized by Google

Planeten. — Flecken auf der Venus. — Physische Beschaffenheit des Mondes. — Temperatur der Sonne. — Heliumspektrum. — Einteilung der Fixsterne. — Keplers Astrologie. — X-Strahlen.

Wenn der Satz des alten Heraklit, daß der Streit der Vater aller Dinge sei, ohne Einschränkung zu Recht bestände, dann müßte unsere Zeit an außergewöhnlichen Erfolgen reich sein, denn selten ist wohl so viel und so heftig und so rücksichtslos mit allen Waffen gestritten worden als jetzt. Es mag ja freilich zu allen Zeiten wohl auch Streit genug gegeben haben, aber es drang nicht alles so in die Oeffentlichkeit. Daß dies jetzt geschieht, dafür sorgen die Hunderte von Zeitungen, und es wird ja wohl zutreffen, daß dadurch dem Streite nur Vorschub geleistet wird. Eine andere Frage ist freilich die, ob dieser Streit auch stets fruchtbar ist, und diese zu bejahen, dürfte wohl niemand die Kühnheit haben. Hier sind wir nun freilich in der glücklichen Lage, von wenigen Einzelfällen abgesehen, die Naturwissenschaft ausnehmen zu können. Nicht als ob in ihr nicht auch gestritten würde, vielmehr ist auch in ihr des Streitens kein Ende, aber daraus kann ihr nur Förderung erwachsen. Denn die Naturwissenschaft beruht auf Thatsachen, der Streit kann sich nur um deren Deutung drehen und neue Deutungsversuche haben gewöhnlich nur dann Sinn, wenn sie auf neue Thatsachen gegründet werden.

Unsere heutige Revue kann dafür interessante Belege bringen. Seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurden die Erscheinungen des Lichtes und später der Wärme auf Schwingungen des Aethers und der Körperatome zurückgeführt. Die Arbeiten Faradays und Maxwells hatten es höchst wahrscheinlich gemacht, daß in derselben Weise auch die Elektrizität zu erklären sei, und die Versuche von Hertz hatten diese zunächst theoretische Folgerung auch experimentell gestützt. Zu der Annahme der unzerstörbaren Materie war die der ebenfalls unzerstörbaren Energie gekommen, und der Leser erhält eine sehr gute und klare Darstellung der neueren Ansichten, freilich ohne Zuhilfenahme von Figuren, in dem eben erschienenen Buch von Lampa, Naturkräfte und Naturgesetze,[1] die nur die im Gymnasium überlieferten Kenntnisse voraussetzt, um verstanden zu werden. Findet er dort nun die Anschauungen niedergelegt, die die bei weitem meisten Physiker wohl als die ihrigen anerkennen, so sind dies gegenwärtig nicht mehr die neuesten. Vielmehr hat Ostwald[2] auf der Naturforscherversammlung in Lübeck im Herbste vorigen Jahres den Vorschlag gemacht, die Aethertheorie und mit ihr die Materie, überhaupt die herrschende mechanistische Weltanschauung fallen zu lassen und an ihre Stelle die energetische zu setzen. Die Materie wird darin zu einer räumlich zusammengeordneten Gruppe verschiedener Energien, und diese wäre somit das einzig in Wahrheit existirende, in ähnlicher Weise, wie bereits vor mehr wie hundert Jahren Boscovich die Atome nicht mehr materiell, sondern nur als Kraftzentren betrachtete. So weit stände nun Hypothese gegen Hypothese, aber zu Gunsten der neuesten würde die längst gemachte Folgerung sprechen, daß die Schwingungsweise des Aethers die eines festen Körpers sei, daß, wie Lord Kelvin weiter schloß, ein solches Medium eine physische Existenz gar nicht haben könne. Indessen brauchte man die frühere, die sich ja in hohem Grade leistungsfähig erwiesen hat, keineswegs fallen zu lassen, als Untersuchungshypothese könnte sie ebenso beibehalten werden wie die Annahme der positiven und negativen Elektrizität auch, vielleicht noch mit einer ungleich größeren Berechtigung. Denn während wir von dieser sicher wissen, daß sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, so haben die berühmten Versuche Teslas Dinge zu Tage gefördert, welche geeignet sein möchten, jene Doppelnatur des Aethers doch als nicht so völlig undenkbar erscheinen zu lassen. Es trifft sich deshalb gut, daß gerade jetzt die Teslaschen Abhandlungen und

[1] Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand).

[2] Ostwald, Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus, Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Lübeck. I. Teil. Leipzig. 1895. S. auch Naturwissenschaftliche Rundschau 1895. S. 557 und 559.

Digitized by Google

Vorträge[1]) in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Erstrecken sich erstere hauptsächlich auf Uebertragung von Arbeit mittelst Wechselstrommaschinen, so behandeln letztere die Erscheinungen, welche solche Ströme von hoher Spannung und sehr rasch auf einander erfolgenden Wechseln hervorrufen. Namentlich diese haben eine Fülle ungeahnter Erscheinungen zu unserer Kenntnis gebracht, welche ebensowohl für unsere theoretischen Anschauungen, als auch für technische Anwendungen von der größten Bedeutung werden müssen. Man denke an die elektrischen Lampen, welche nur einen Draht brauchen, um zu leuchten, anstatt der jetzt notwendigen Zu- und Ableitung, man denke an die Flammen, welche Tesla aus seinen Apparaten oder sie berührenden Gegenständen hervorlocken konnte. Fiel hierbei der Luft eine eigentümliche Rolle zu, so ergeben sich zugleich die merkwürdigsten Schlüsse auf das Wesen solcher Flammen, die als Lichtbüschel bei seinen Versuchen auftraten und sich in gewisser Hinsicht wie starre Körper verhielten. Innerhalb derselben könnte sich eine Kugel frei bewegen, würde sie von außen gegen sie bewegt, so würde sie zurückprallen. Es läge hier eine Beobachtung vor, welche die oben erwähnte Forderung hinsichtlich des Aethers weniger paradox erscheinen lassen würde. Wir müssen uns versagen, weiter auf Teslas Untersuchungen einzugehen, deren Studium wir dem Leser dringend empfehlen, wollen aber nicht versäumen, auch noch daran zu erinnern, daß der kürzlich verstorbene, durch seine Leistungen auf dem Gebiete der mathematischen Physik hochberühmte Franz Neumann bereits vor mehr wie 60 Jahren nachgewiesen hat, daß, wegen der Kleinheit ihrer Schwingungen, für die Lichtmodulation ein Unterschied der Aggregetzustände nicht vorhanden ist.

So ist die experimentelle Naturwissenschaft in unaufhaltsamem Fortschritt begriffen und es ist somit die Notwendigkeit gegeben, von Zeit zu Zeit Umschau zu halten und ihren jeweiligen Standpunkt festzulegen. Daß dies in erster Linie die Encyklopädie der Naturwissenschaften[2]) thut, haben wir oft genug hervorgehoben. Von den sieben neuen Lieferungen des nunmehr seinem Ende sich immer mehr nähernden Riesenwerkes schließen die 90. bis 92. der 2. Abteilung mit dem Artikel Zucker das Handwörterbuch der Chemie ab, welches durch Zufügung eines von Matzdorff bearbeiteten Generalregisters nun erst seine völlige Benutzbarkeit erlangt hat. Die 26. bis 29. Lieferung der 3. Abteilung führen zunächst die Lehre von der Wärme fort und verbreiten sich über die Ausdehnung durch die Wärme, die Wärmestrahlung, die spezifische Wärme und die mechanische Wärmetheorie, geben als Weiterführung des Handwörterbuchs der Astronomie den Schluß der Einleitung in die Astronomie, und behandeln sodann die Abendweite, die Aberration, das Aequatoreal, die Alhidade, den Almucantar, das Altazimuth, die Armille und die Astrophotographie, zum Teil von den der Wissenschaft zu früh entrissenen Gelehrten C. W. F. Peters und von Rebeur-Paschwitz bearbeitet. Ebenso ist von Wüllners großem Lehrbuch der Experimentalphysik[3]) der zweite Band in fünfter Auflage erschienen, der die Wärme behandelt und dessen Erscheinen der Leser mit um so größerer Freude begrüßen wird, als es in altgewohnter und vertraut gewordener Weise dem, der nicht Zeit und Gelegenheit zur Durcharbeitung der Originalliteratur hat, deren neueste Errungenschaften vorführt. In etwas anderer, aber nicht minder nutzbringender Weise thun dies die Fortschritte der Physik,[4]) die nur den Inhalt der in den Jahren 1889 und 1894 auf dem Gebiete der allgemeinen Physik und Akustik erschienenen Arbeiten in kurzen Auszügen enthalten. Schon der Umstand, daß ihr neuester Band der 50. der ganzen Folge ist, läßt auf die Wichtigkeit des Werkes schließen. Setzen die Fortschritte doch den Leser in den Stand, alle auf physikalischem Gebiete gemachten Arbeiten übersehen zu können und indem sie verhindern, daß auf einem bestimmten Gebiete etwas übersehen werden kann, lassen sie auch die Arbeiten auswählen, welche für

[1]) Martin, Nicola Teslas Untersuchungen über Mehrphasenströme und über Wechselströme hoher Spannung und Frequenz. Deutsch von Maser. Halle a. S. W. Knapp. 15 Mark.

[2]) Breslau, E. Trewendt.

[3]) Leipzig, B. G. Teubner.

[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

Digitized by Google

einen bestimmten Zweck besonders berücksichtigt und studirt werden müssen. Leider sind sie immer um einige Jahre zurück, und das rechtzeitige Erscheinen des 50. Jahrganges verdankt man dem Umstand, daß die sie herausgebende physikalische Gesellschaft ihr 50jähriges Bestehen im vorigen Jahre feierte.

Erfreulich ist es, daß das neue Gebiet der Elektrochemie bereits mehrere zusammenfassende Arbeiten aufzuweisen hat. Den analytischen Teil stellt Smith[1]) dar, dessen Werk von Ebeling übersetzt ist. Es behandelt die Wirkungen des Stromes zunächst allgemein, um dann noch eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung zu geben, die Gewichtsbestimmung und Trennung der einzelnen Metalle und so weiter auf elektrochemischem Wege ausführlich zu beschreiben. Die Encyklopädie der Elektrochemie will dagegen in größerer Ausführlichkeit das Gebiet bearbeiten. In ihrem ersten Bande, der mit dem Smithschen Buche an eleganter Ausstattung wetteifert, verbreitet sich Carhart[2]) über die Primärelemente in klarer und erschöpfender Darstellung, welche durch Schoops Uebersetzung keine Einbuße erlitten hat. Wenn auch längst nicht mehr alleinige Erzeuger des elektrischen Stromes, so sind diese Apparate doch noch wichtig genug, um eine solche ausführliche Behandlung gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Der Chemiker hatte schon lange die Wirkungen des elektrischen Stromes zur Analyse in einzelnen Fällen benutzt, ehe man sie systematisch zusammenfaßte. Ebenso ist das Mikroskop für Analysen, namentlich zu solchen, welche auf petrographisches, botanisches und zoologisches Gebiet übergreifen, längst im Gebrauch. Seine Anwendung erlaubt, ohne eine lange Lehrzeit mit ihr hinreichend vertraut zu werden, mit einer geringen Menge Substanz auszukommen und bei geringem Zeitaufwand große Zuverlässigkeit zu erreichen. Nur fehlte bisher eine systematische Anleitung dafür. Eine solche gibt das Buch von Behrens,[3]) das somit namentlich allen denen, welche sich mit Untersuchungen von Wasser, Gesteinen und Legirungen zu befassen haben, empfohlen sei. Auch für die Analyse der Verbindungen seltener Elemente wird die Anleitung gute Dienste leisten.

Dem Lernenden pflegt insbesondere die organische Chemie viel Schwierigkeiten zu zu machen. Fehlt es nun an sie behandelnden Lehrbüchern keineswegs, so ist doch das vor anderen vorzuziehen, welches unter möglichster Beschränkung den überlieferten Stoff mit großer Uebersichtlichkeit darstellt, jede Klasse kurz charakterisirt, das Vorkommen, die allgemeine Bildungsweise und Isomerien, das Verhalten der nach didaktischem Bedürfnisse ausgewählten Verbindungen schildert und dabei eine streng induktive Behandlung einhält. So verfährt das kurze Lehrbuch von Bernthsen[4]), und so ist es begreiflich, daß es seie 1887 die 5. Auflage erlebte. Einen besonderen Zweig dieser Lehre, die namentlich für die Botanik von größter Bedeutung ist, die Chemie des Chlorophylls, behandelt Marchlewski[5]) in einer besonderen Monographie, die um so erwünschter ist, als hinsichtlich der chemischen Natur dieses Farbstoffs so lange Unklarheit herrschte. Die von Stokes aufgeworfene Frage, ob es mehrere Chlorophylle gibt, wird verneint, sein so vielfach behaupteter Eisengehalt für sehr unwahrscheinlich erklärt.

Für alle Zweige der Technik, welche der Anwendung wissenschaftlicher Lehren und Gesetze nicht entraten können, ist es längst Bedürfnis geworden, diese in Taschenbüchern zusammenzustellen und mit dem Kalender herauszugeben. Dem Luftschiffer fehlte bisher eine solche Zusammenstellung, sie hat nunmehr Mödebeck[6]) im Verein mit anderen geliefert.

---

[1]) Smith, Elektrochemische Analyse. Deutsch von Ebeling. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 2 Mark 50 Pf.

[2]) Carhart, Die Primärelemente. Deutsch von Schoop. Halle a. S. W. Knapp. 8 Mark.

[3]) Behrens, Anleitung zur mikrochemischen Analyse. Mit einem Vorwort von Hoogewerff. Hamburg und Leipzig, Leop. Voß. 6 Mark.

[4]) Bernthsen, Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. 5. Aufl. Bearbeitet unter Mitwirkung von E. Buchner. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 10 Mark.

[5]) Marchlewski, Die Chemie des Chlorophylls. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 2 Mark.

[6]) Mödebeck, Taschenbuch für Flugtechniker und Luftschiffer. Berlin, W. H. Kühl. 3 Mark 50 Pf.

Digitized by Google

Indem sich das Taschenbuch auch über die Physik der Atmosphäre, den Ballonbau, die Gastechnik, den Tier- und Kunstflug, die Militärluftschiffahrt und so weiter verbreitet, erregt es auch allgemeines Interesse, indem es aber zugleich Schemata mitteilt, in die der Luftschiffer die nötigen und wünschenswerten Notizen über seine Beobachtungen während der Fahrt eintragen kann, wird es diesem ganz besonders gute Dienste leisten.

Neues bringt die Abhandlung Sauters[1]) über die Kugelblitze eben nicht. Sie schildert die Erscheinung nach den bekannten Sammelwerken, führt die Plantésche Erklärung an, ohne die Versuche Lepels mit der Influenzmaschine zu erwähnen. Indem sie aber schließlich um Anstellung und Einsendung von einschlägigen Beobachtungen bittet, berechtigt sie zu der Hoffnung, der Vorläufer weiterer Mitteilungen von größerem Interesse zu sein.

Sollte uns nun der eine oder andere Leser entgegenhalten, daß die meisten der bisher besprochenen Werke eine Kenntnis der grundlegenden Anschauungen und der Forschungsweise der induktiven Wissenschaften erfordere, die keineswegs immer genügend vorhanden wären, so sind wir in der glücklichen Lage, ihn auf die Propädeutik von Griesbach[2]) hinzuweisen, deren bis jetzt vorliegende Hälfte ein verblüffend reiches Material bietet. Die Methoden und Meßinstrumente der physikalischen Wissenschaften, die Konstitution und Eigenschaften der unbelebten und belebten Materie, das Wesen der Zelle und vieles andere Zugehörige findet er in trefflicher Weise behandelt, er findet biographische und historische Notizen, hinsichtlich welcher letzteren freilich gegen die ebenso verbreitete, wie unhaltbare Ansicht von der großen Bedeutung Bacos von Verulam für die Naturwissenschaft Einspruch erhoben werden muß, und so darf man dem Erscheinen des Schlusses des Werkes mit berechtigter Spannung entgensehen. Dabei hervorzuheben ist, daß es namentlich auf die Bedürfnisse der Mediziner und Chemiker besondere Rücksicht nimmt.

Kein Zweig der modernen Naturwissenschaft bedarf der Physik und Chemie als Hilfswissenschaften in solchem Umfange wie die Physiologie, für die Zwecke keines derselben sind so mannigfaltige Versuche und so kostbare und verschiedenartige Instrumente nötig wie für die ihren, keine hat aber auch bei den notwendigen Demonstrationen mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen und auf entsprechende Projektionsmethoden so großen Wert zu legen. Mühsame und kostspielige Versuche müssen deshalb der Anlage und Ausstattung eines physiologischen Instituts vorangehen, bis befriedigende Einrichtungen getroffen sind. Es ist deshalb ein sehr dankenswertes Unternehmen, daß Zoth[3]) die zu solchen Zwecken in Graz von Rollett eingeführten Einrichtungen in Wort und Bild schilderte und sein Buch durch Zufügung von Bezugsquellen und Kostenüberschlägen besonders nutzbar machte. Auf der andern Seite zollen wir Forschern, die auf so schwierigem Gebiet bahnbrechend waren, unsere freudige Bewunderung, und diese wird zur Verehrung, wenn wir sie auch auf anderen Gebieten ebenso wirken sehen, wenn wir sie zugleich auf höchster sittlicher Höhe stehend finden. Ein solcher Mann war, wie der Leser weiß, Hermann von Helmholtz und mit herzlichstem Anteil folgen wir deshalb der Schilderung seines Lebens, Wirkens und Charakters, wie sie von Bezolds[4]) Rede bei der Gedächtnisfeier des großen Dahingeschiedenen entwirft. Darf es uns mit Stolz erfüllen, daß dieser Anatom, Physiologe, Mathematiker, Physiker, Philosoph und Aesthetiker in einer Person, „dessen Kraft das sonst dem Menschen zugewiesene Maß turmhoch überragte", einer der Unsern war, so muß es andererseits mit Schmerz erfüllen, daß auch er von wenig schönen Angriffen nicht verschont geblieben ist, deren Gegenstandslosigkeit darzuthun die Rede so leicht im stande ist.

---

[1]) Sauter, Ueber Kugelblitze. Virchow und Wattenbach, Vorträge Nr. 220. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 80 Pf.

[2]) Griesbach, Physikalisch-chemische Propädeutik unter besonderer Berücksichtigung der medizinischen Wissenschaften mit historischen und biographischen Angaben. I. Hälfte. Leipzig, W. Engelmann. 6 Mark.

[3]) Zoth, Die Projektionseinrichtung und besondere Versuchsanordnungen am Grazer physiologischen Institut. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 2 Mark 25 Pf.

[4]) von Bezold, Hermann von Helmholtz, Gedächtnisrede; mit Porträt nach einem Oelgemälde von Lenbach. Leipzig, J. A. Barth.

Digitized by Google

Wenn es nu nsolchen einzig dastehenden Geistern vorbehalten ist, den Weg, welchen die wissenschaftliche Forschung zu nehmen hat, für lange Zeiträume zu bezeichnen, so erfordert ihr wirklicher Fortschritt eine Reihe Arbeiter, die diesen Weg nun auch mit Erfolg betreten. Ein solcher war Carl Semper, dessen Leben Schuberg[1]) in einer sehr lesenswerten Schrift schildert. Sempers Reisen auf den Philippinen und dem Palauarchipel sind wohl bekannter geworden wie seine späteren Arbeiten, die namentlich den Zweck verfolgten, das Wesen der Begriffe, mit denen die Darwinsche Lehre arbeitet, durch exakte Untersuchungen tiefer zu begründen. Diese Lehre aber hob die im Buchstaben erstarrte Systematik zu der ihr gebührenden wichtigen Stelle, ließ jedes auch noch so unbedeutende Organ, ja scheinbar nutzlose Anhängsel des Tier- oder Pflanzenkörpers in hohem Grade bedeutungsvoll erscheinen und erkannte in der Verbreitung der organischen Wesen ein wichtiges Mittel zur Erkenntnis seiner Abstammung und demgemäß seiner Stellung im System, so mit einem Schlage eine Fülle von Fragen lösend, die bis dahin sich etwas spröde der Forschung gegenüber verhalten hatten. Von solchem Standpunkte aus betrachtet, bieten eine Anzahl neuerer Arbeiten ein erhöhtes Interesse. Ganglbauer[2]) hat in einem äußerst umfassenden Werke die Käfer Mitteleuropas beschrieben, von denen der erste die Caraboiden und der zweite die Staphyliniden behandelnde Band vorliegen. Anfangs hatte der Verfasser nur die Absicht, sich mit den österreichischen Käfern allein zu befassen. Die Occupation Bosniens und der Herzegowina wurde Grund, daß er seine Arbeit weiter ausdehnte. Auch die Larven werden beschrieben, soweit sie bekannt sind. Die Schilderung der Lebensweise fördert manches Seltsame zu Tage, so die Existenz so vieler Käfer und ihrer Larven in den Wohnungen der Ameisen.

Das merkwürdige Fischgeschlecht der Makropoden oder Großflosser, deren Männchen sich durch ihre schönen Farben im Hochzeitskleide auszeichnen, hat von Stubenrauch[3]) beschrieben und, indem er auf die Zucht und Pflege in der Gefangenschaft ausführlich eingeht, auch dem Liebhaber einen sehr dankenswerten Dienst erwiesen. 1869 zuerst aus seinem Vaterlande China von Simon nach Paris gebracht, wurde der hübsche Fisch dort bald gezüchtet und erregte durch die Fähigkeit, seine Farbe zu wechseln und lange ohne Wasser auszuhalten, das größte Interesse. Er lebt wahrscheinlich in den Reisfeldern und ist wohl nicht, zu welcher Ansicht Brehm hinneigt, ein Erzeugnis künstlicher Zucht.

Die Anatomie der Vögel schildert für den Ornithologen Marshall,[4]) aber auch der Laie, der sich für diese so hoch und eigentümlich organisirten Tiergruppen interessirt, wird das überaus verständlich und trotz des spröden Gegenstandes fesselnd geschriebene kleine Buch gern in die Hand nehmen. Die schönen Figuren und die wunderhübsche Ausstattung werden seine Freude daran sehr erhöhen. Die merkwürdige Bildung des Schnabels, der Flugorgane, der Füße, die dem Vogel den Sitz auch auf dünnen Zweigen und sogar zur Nachtruhe gestatten, fordern zum Nachdenken auf, wie es möglich ist, daß diese Organe zu solchen Leistungen, wie wir sie stündlich von ihnen sehen, befähigt sein können. Das Buch erteilt in jeder Hinsicht ausreichende Antwort und ist um so willkommener, als die nicht zahlreichen denselben Gegenstand behandelnden Werke entweder veraltet oder zu umfangreich sind. Gerade die Vogelwelt ist in ihrer Existenz von der Ausbreitung der menschlichen Kultur in hohem Grade abhängig, leider schließt diese eine große Anzahl der Mitglieder von jener aus, indem sie ihnen die Nahrung oder, was häufiger ist, die Nistplätze entzieht. Nur einige bevorzugte Gegenden gibt es in Europa, wo sie sich noch in ungestörter Freiheit entwickeln kann. Die interessanteste von ihnen ist der Landstrich an der untern Donau, wo

---

[1]) Schuberg, Carl Semper. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 3 Mark.

[2]) L. Ganglbauer, Die Käfer von Mitteleuropa. Wien, Carl Gerolds Sohn. I. Band 20 Mark, II. Band 25 Mark.

[3]) von Stubenrauch, Die Makropoden, ihre Bedeutung als Zierfische, deren Pflege und Zucht. München, H. Lüneburg. 1 Mark 60 Pf.

[4]) Marshall, Der Bau der Vögel. Leipzig, J. J. Weber. 7 Mark 50 Pf.

Digitized by Google

drei ornithologische Gebiete zusammenstoßen und die Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse die verschiedensten Lebensbedingungen liefert. Da nun auch hier der kulturelle Aufschwung manche Veränderungen wohl bald bewirken wird, so war es sehr an der Zeit, daß Reiser[1]) im Auftrage des Landesmuseums Bosniens und der Herzegowina mehrere Reisen nach Bulgarien unternahm, die schöne Ergebnisse lieferten. Eingeleitet von einer durch eine Karte erläuterten interessanten Reisebeschreibung und begleitet von mehreren schönen Abbildungen seltener Tiere, sind diese nunmehr veröffentlicht. Bei Beobachtungen der Zugzeit und der sonstigen Lebensweise der so bewegungsfähigen Geschöpfe bietet ihre wechselnde Benennung in verschiedenen Gegenden manche Schwierigkeit. Deshalb ist es von Wert, ihre Volksnamen zu sammeln und zusammenzustellen und die Art, wie dies in umfassender Weise für Niederösterreich von Höfer[2]) geschehen ist, kann bei solchen Unternehmungen als Muster dienen.

Daß es an Büchern über die Floren kleinerer und größerer Gebiete nicht fehlt, hat der Leser dieser Revue oft genug zu bemerken Gelegenheit gehabt. Wie sehr aber solche Bücher Bedürfnis sind, beweist, daß nunmehr Garckes Flora von Deutschland[3]) in 17. Auflage vorliegt, daß das Werk in mehr wie 50000 Exemplaren verbreitet ist. Wollten wir über den Text des Buches, welchem damit ein denkbar bestes Zeugnis ausgestellt ist, noch ein besonderes Urteil fällen, so würden wir uns lächerlich machen, aber diese Auflage ist die erste illustrirte, und so wird es dem Leser erwünscht sein, über die Abbildungen einiges zu hören. Das Buch hat dadurch an Brauchbarkeit ungemein gewonnen. Die Holzschnitte, 759 an der Zahl, sind deutlich und charakteristisch und vermehren die Sicherheit im Bestimmen in hohem Grade. Nur hätten wir sie gern mit Maßstab ausgestattet oder die Höhenmaße der Beschreibung zugefügt gesehen. Ohne solche ist es nicht unmöglich, daß die Abbildung in einzelnen Fällen irre führt. So groß nun die Zahl deutscher oder vielleicht auch europäischer Bücher zum Bestimmen der Pflanzen ist, so fehlte es bisher gänzlich an einem Werke, welches auch die Namen ausländischer Pflanzen zu finden erlaubte, ohne die für diesen Zweck nicht geschriebenen Originalwerke benützen zu müssen. Diesem Mangel hilft das Handbuch für botanische Bestimmungsübungen von Niedenzu[4]) ab. Mit ausländischen Pflanzen können solche natürlich nur an Universitäten vorgenommen werden, wo ein botanischer Garten zur Verfügung steht. Diesem Zwecke gemäß setzt das Buch ein gewisses Maß botanischer Kenntnisse voraus, die Beschreibungen sind kurz, die Kunstausdrücke nicht erklärt, nur für besonders schwierige Fälle Figuren beigegeben. Was das Buch erreichen will, ist somit völlig erreicht. Für jüngere Botaniker dagegen hat O. Hempel[5]) sein das Herbar betiteltes Buch bestimmt, welches in glücklicher Weitläufigkeit die zur Anlegung eines solchen nötigen Geräte beschreibt und Anweisung gibt, wie gesammelt, getrocknet, eingelegt und konservirt werden muß. Beide Bücher leiten also vom Standpunkte verschiedener Alters- und Bildungsstufen zu wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Botanik an, beiden ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Mit Pflanzen niedrigster Stufe hat es die Arbeit von Thumm[6]) zu thun, die die Lebensbedingungen solcher Bakterien untersucht, welche dem Substrat, in dem sie sich befinden, besondere Farben verleihen. Es gehört dazu unter anderen der Pilz der blauen Milch, des

---

[1]) Reiser, Bulgarien. Materialien zu einer Ornis Balconica. Wien. In Kommission bei Carl Gerolds Sohn. 10 Mark.

[2]) Höfer, Die Volksnamen der Vögel in Niederösterreich. Wien. In Kommission bei Fr. Matzner.

[3]) Garcke, Illustrirte Flora von Deutschland. Zum Gebrauch auf Exkursionen, in Schulen und zum Selbstunterricht. 17. Aufl. Vermehrt durch 759 Abbildungen. Berlin, Paul Parey. 5 Mark.

[4]) Niedenzu, Handbuch für botanische Bestimmungsübungen. Leipzig, W. Engelmann. 4 Mark 75 Pf. geb.

[5]) O. Hempel, Das Herbarium. Berlin, Rob. Oppenheim (Gust. Schmidt).

[6]) Thumm, Beiträge zur Biologie der fluorescirenden Bakterien. Karlsruhe, O. Nemnich. Aus den Arbeiten des bakteriologischen Instituts der Großherzogl. Hochschule zu Karlsruhe.

Digitized by Google

grünen Eiters, des grünen Durchfalls der Kinder. Der Farbstoff wird von dem Pilz produzirt und ist, wie Petroleum, in durchfallendem Lichte gelb, im auffallenden blau, in Gegenwart von Ammoniak, welches er unter Umständen selbst bildet, grün.

Von großem Interesse für die Botanik ist endlich die Arbeit von Comes[1]) über die in den Wandmalereien von Pompeji dargestellten Pflanzen. Die benützten Gemälde stammen aus einer Zeit, die der Zerstörung durch den Ausbruch des Vesuv nicht lange vorausgegangen sein kann, seit welchem Ereignis etwa 1800 Jahre verflossen. Sonst wären sie weniger gut erhalten. Sie liefern einen interessanten Beitrag für die Feststellung der von den Alten kultivirten Gewächse; denn nur solche zeigen sie. Dazu macht das Buch auch die sorgfältige Registrirung der Stellen aus den Schriften der Alten, in denen die betreffenden Pflanzen erwähnt werden, besonders brauchbar. Fünfzig von den abgebildeten Pflanzen konnten so mit Sicherheit erkannt werden, zwanzig blieben zweifelhaft. Ein Zeitraum von 1800 Jahren ist freilich verschwindend gegen den, welcher nötig war, um die Pflanzenarten oder auch nur Spezies herauszubilden oder die Einrichtungen entwickeln zu lassen, welche wir jetzt wegen ihrer vollendeten Zweckmäßigkeit bewundern. Neue Arbeiten über derartige Gegenstände fordern immer zu neuem Erstaunen auf. So hat Raciborski[2]) die Schutzvorrichtungen der Blütenknospen vor kurzem untersucht, die Anlagen der Blüten vor Austrocknen, Abspülen durch Wasser und Tierfraß bewahren müssen. Die durchweg auftretende ist der Verschluß der Blütenteile in der Knospe, aber dieser kann auf verschiedene Weise erreicht sein, durch Blüte, durch Axenteile, durch Haare oder durch Schleimabsonderungen, welche aus besonderen Drüsen stammen.

Uebersieht man nun die Fülle der vorhandenen Formen organischer Wesen, so regt sich der Wunsch, von ihrer Entstehung ein Bild zu erhalten. Diese Frage sucht Pfeffer[3]) auf philosophischem Wege zu lösen. Die Kraftquelle aller die Entwicklung darstellenden Naturvorgänge, die als selbstthätiger Mechanismus wirken, ruht in den lebendigen Wesen selbst, deren selbstthätig wirkende Elemente die Zellen sind, wenn es nicht noch niedrigere Ausbreitungen der lebendigen Individualität gibt. Die Gleichheit der unter dem Bilde des Lebens vor sich gehenden Naturerscheinungen fordert aber nach seiner Ansicht die Annahme einer Ursubstanz, und jeder Vorgang an dieser hat einen in chemisch-physikalische und einen andern in Bewußtseinsverhältnisse zerlegbaren Anteil. Die niedersten Wesen, ja selbst die Eizelle, haben bereits Bewußtsein. Die aus diesen Sätzen gezogenen Folgerungen auf die Steigerung der Individualität, den Einfluß der Außenwelt auf die Gestaltung und die Vererbung nachzusehen, müssen wir dem Leser überlassen. Dem Naturforscher steht die Art, wie Boegle[4]) die Entstehung organischer Formen, namentlich auch der Teile des menschlichen Körpers auf eine doppelte Rotation um zwei sich senkrecht überkreuzende bewegliche Axen zurückführt, so daß die Grundform der Bewegung sich als eine schneckenförmige ergibt, näher. Aus solcher Annahme konnte der genannte Forscher, wie vortreffliche Abbildungen zeigen, die Form der Muscheln und Schneckenhäuser und die der Gelenke des menschlichen Körpers ableiten. Es ist möglich, daß eine doppelte Rotation während der Entstehung eines Organismus eine Rolle spielt, bewiesen ist es noch nicht.

Waren bei der Entwicklung der organischen Wesen die Kräfte der anorganischen Natur gewiß mitbestimmend, so ist die Bildung der anorganischen Körper jedenfalls allein ihr Werk. Sie formten sich mit der Erde selbst, und die Art, wie dies geschehen ist, sucht die Geologie zu erkennen. Aus ihren allgemeinen Grundsätzen lassen sich die Bildungen der Erdoberfläche erklären und der Einzelforschung ist dadurch ein weites Feld eröffnet.

---

[1]) Comes, Darstellung der Pflanzen in den Malereien von Pompeji. Autorisirte Uebersetzung. Stuttgart, E. Nägele.

[2]) Raciborski, Flora. 1895. Bd. 81 (Ergänzungsband) S. 151.

[3]) Pfeffer, Die Entwicklung. Eine naturwissenschaftliche Betrachtung. Berlin, R. Friedländer und Sohn. 1 Mark 20 Pf.

[4]) Boegle, Entstehung organischer Formen. München, J. F. Lehmann. 1 Mark 20 Pf.

Digitized by Google

Von solcher hat unsere heutige Revue den geologischen Führer durch die Umgebung der Stadt Harzburg von Behme[1]) und die geologische Schilderung des Gebiets der drei Gleichen und der Umgebung von Wardensleben von Reling[2]) anzuführen. Während das letztere Buch als Beschreibung eines Reliefs des genannten Gebiets verfaßt ist und demnach eine Karte nicht enthält, wird es hauptsächlich für die Nutzen bringen können, denen dies Modell zugänglich ist. In großer Ausführlichkeit geht es, das zum Gebrauche in einer Präparandenanstalt bestimmt ist, auf die bekanntesten Dinge ein, enthält aber interessante Nachrichten über die Gegend, welche es behandelt. Das erstgenannte Buch stellt die merkwürdigen geologischen Verhältnisse des Harzes dar und kann namentlich durch die vielen beigegebenen Abbildungen der Leitfossilien und einer geologischen Karte von Harzburg seinen Zweck recht wohl erfüllen.

Die Endmoränen Mecklenburgs schildert Geinitz[3]) auf Grund sorgfältiger Forschungen. Sie wurden von dem großen nordischen Gletscher gebildet und lassen sich in drei aus verschiedenen Zeiten stammende unterscheiden. Unter dem Eis fließende Ströme wurden die Ursache der die Moränen in senkrechter Linie durchschneidenden Wallberge oder Osar und, indem sie sich hinter der Erhebung der Endmoräne stauten, von Seen. Eine Karte und eine Reihe photographischer Abbildungen, welche unter anderem die Wichtigkeit der Steine und Sande der Endmoräne für Haus- und Wegebauten hervortreten lassen, tragen zum Verständnis der Arbeit in glücklicher Weise bei.

Ein neues, wenig gekanntes Gebiet erschließt Kraus[4]) in seiner Höhlenkunde. Das mit vielen vortrefflichen Abbildungen ausgestattete Werk behandelt seinen Stoff mit großer Ausführlichkeit. Die Versuche, die Entstehung dieser oft gewaltigen Räume zu erklären, werden bis auf die neueste Zeit aufgeführt, darauf der gegenwärtige Standpunkt der Frage erörtert. Da auch Anweisungen zur Höhlenforschung gegeben werden, so wird das Buch jetzt besonders interessiren, wo die große Gefahr, in die sich unvorsichtige Höhlenbesucher begeben hatten, noch in aller Gedächtnis ist. Für die Prähistorie und die Geologie haben zudem die Höhlen durch die in ihnen aufbewahrten Funde großes Interesse, in ihnen wurden Knochen durch die unterirdischen Gewässer zusammengeschwemmt und sehr oft ausgezeichnet schön erhalten, die Menschen jener ältesten Zeiten aber benützten sie als Wohnungen, und die Spuren ihrer Existenz und Lebensweise sind in vielen aufbewahrt.

Für spätere Zeiten liefern sie allerdings nur wenige Zeugnisse. Die Frage nach der Herkunft der Bevölkerung eines Landes läßt sich deshalb mit ihrer Hilfe nicht entscheiden. Dazu sind nur Untersuchungen der ererbten physischen Eigenschaften dieser Bevölkerung zu benutzen. Während man nun früher hauptsächlich nur von der Gestalt der Schädel ausging, will Henke[5]) nach Kollmanns Vorgang die Form des Gesichtes zu Grunde legen. Indem er den Typus der Langgesichter für den der Germanen erkennt, findet er solche in verhältnismäßig größter Reinheit im Nordwesten und Südosten Deutschlands, während er die Rundgesichter des Nordostens aus der Vermischung von Germanen mit Slaven, die des Südwestens durch Vermischung mit Kelten ableitet. Eine Anzahl Abbildungen illustriren die interessanten Ausführungen des Verfassers.

Für den Fortschritt menschlicher Kultur war die sich immer mehr ausbreitende Benützung des Eisens von höchster Bedeutung. Die Geschichte dieses Metalles ist deshalb

---

[1]) Behme, Geologischer Führer durch die Umgebung der Stadt Harzburg. Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 60 Pf.

[2]) Reling, Das Gebiet der drei Gleichen, Wandersleben und Umgebung. Dessau und Leipzig. Rich. Kahle.

[3]) E. Geinitz. Die Endmoränen Mecklenburgs. Landwirtschaftliche Annalen 1894. Rostock, S. A. Leopoldsche Universitätsbuchhandlung (P. Behrens).

[4]) Kraus, Höhlenkunde. Wien, Carl Gerolds Sohn. 10 Mark.

[5]) Henke, Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke. Festrede. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1 Mark.

Digitized by Google

besonders geeignet, darauf Licht zu werfen. Mit ihr beschäftigt sich seit Jahren L. Beck[1]) und von seiner großen Arbeit liegen heute die 1. bis 7. Lieferung der zweiten Abteilung vor, welche das sechzehnte und das siebenzehnte Jahrhundert behandeln. Gerade diese sind aber die Zeit der verhältnismäßig größten Fortschritte in der Bewältigung der Schwierigkeiten, das reine Metall herzustellen. Und indem nicht nur seine Gewinnung, sondern auch seine Bearbeitung zu Maschinen, Waffen und so weiter geschildert wird, ist dies Werk auch für Beurteilung des Zunftwesens und der Handelsverhältnisse damaliger Zeit von größtem Interesse. Nicht minder wird den Leser die Darstellung der damaligen Eisenindustrie der einzelnen deutschen und außerdeutschen Länder fesseln.

Bekanntlich ist das Eisen das Metall, welches am stärksten magnetisch gemacht werden kann. Dem Gehalt an Eisen oder einiger Eisenverbindungen verdankt die Erde wohl zumeist ihren Magnetismus. Da nun die Erde keine Sonderstellung unter den Planeten einnimmt, so ist zu vermuten, daß auch diese magnetisch sind. Dies hat in der That Leyst[2]) mit Hilfe der Registrirungen des Magnetographen des Petersburger Observatoriums nachweisen können, wobei nur Merkur eine Ausnahme bildete. Mit ihm soll Venus die Eigenschaft teilen, daß ihre Rotationszeit mit der Umlaufszeit übereinstimmt. Die Beobachtung ihrer Flecken hat diese Frage allerdings endgiltig noch nicht entscheiden lassen, doch ist trotz der dichten Atmosphäre deren Lage, wenn auch nicht ihre Gestalt, so konstant, daß Schiaparelli[3]) den Schluß ziehen zu müssen glaubt, daß sie von der Natur und topographischen Anordnung der festen Oberfläche des Planeten abhängen. Aus linienförmigen Thälern, welche die Mondoberfläche, mit ebenem Boden deren Ungleichheiten durchsetzend, durchziehen, haben Loewy und Puiseux[4]) gefolgert, daß sie die Grenzen der Schollen sind, die sich als erste Erstarrungsprodukte der feuerflüssigen Mondoberfläche bildeten, zusammenstießen, dabei geradlinig abgekantet wurden und an diesen geraden Rändern wieder zusammenschmolzen. Die Temperatur der Sonne hatten Wilson und Gray[5]) zu ermitteln versucht, indem sie die von ihr ausgestrahlte Wärme mit der verglichen, welche ein erhitzter Platinstreifen aussendete. Im Verlauf ihrer Untersuchungen über die Wärmeausstrahlung des Platins haben sie den gefundenen Wert etwas zu korrigiren für nötig befunden. Er ergibt sich so zu etwa 8000° C., während sie die Temperatur der positiven Kohle des elektrischen Lichtpunktes, welche man für die Siedetemperatur der Kohle hält, zu 3300° bestimmten, einen Wert, für den Violle nach einer ganz andern Methode 3600° fand. Das in der Sonnenatmosphäre vorhandene, neuerdings, wie der Leser weiß, auch in der Luft der Erde gefundene Helium hat sich auch als Bestandteil mehrerer Mineralien ergeben, so namentlich, wie Ramsay, Collie und Travers[6]) feststellten, des Cleveït. Das Spektrum des aus ihm dargestellten Gases hat Deslandres[7]) untersucht und darin eine Anzahl der bisher noch nicht erklärten Linien des Sonnenspektrums gefunden, so daß das letztere nur noch zwei Linien aufweist, welche mit Linien im Spektrum irdischer Körper nicht übereinstimmen. Es spricht aber manches dafür, daß das Cleveïtgas neben dem Helium noch einen weiteren Bestandteil enthält, wie Runge und Paschen[8]) zeigten. Von dem Spektrum dieser Linien glaubte

[1]) L. Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. II. Abteilung. Lieferung 1—7. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. Die Lieferung 5 Mark.

[2]) Leyst, Ueber den Magnetismus der Planeten. Repert. für Meteorologie. XVIII. Nr. 1.

[3]) Schiaparelli, Ueber Flecken auf der Oberfläche der Venus. Astronomische Nachrichten. Nr. 3304.

[4]) Loewy und Puiseux. Ueber die physische Beschaffenheit des Mondes und die Erklärung verschiedener photographisch entdeckten Oberflächengebilde. Comptes rendus Bd. 121. S. 79.

[5]) Wilson und Gray, Proceedings of the Royal Society 58. S. 24.

[6]) Ramsay, Collie und Travers, Journal of the Chemical Society. 67. S. 684, nach Naturwissenschaftliche Rundschau. 10. S. 482.

[7]) Deslandres, Vergleichung der Spektren des Cleveitgases und der Sonnenatmosphäre. Comptes rendus Bd. 120 S. 1112.

[8]) Runge und Paschen, Ueber das Spektrum des Helium. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1895. S. 639.

Digitized by Google

man bisher, daß es hauptsächlich Sternen, die im Sternbilde des Orion zusammengestellt sind, zukäme. Eine Durchsicht der Spektren anderer Sterne hat aber Vogel[1]) zu der Ansicht geführt, daß es sich in mehr Sternen findet, als man bisher annahm. Er sieht in seinem Auftreten ein sehr brauchbares Mittel zur Einteilung der heißesten Sterne, deren Spektrum vorwiegend die Wasserstofflinien zeigen. Die von ihm bereits vor vielen Jahren aufgestellte Einteilung der Fixsterne in Klassen ist durch die neueren Beobachtungen nur bestätigt worden.

Endlich erwähnen wir noch der Arbeit von Herz[2]) über Keplers Astrologie, über die bereits so viel geschrieben worden ist. Daß der große Astronom selbst nur in sehr beschränktem Maße an diese Dinge glaubte, tritt auch aus ihr zu Tage. Die Schrift will aber die Erinnerung an ihn in weiteren Kreisen wecken, um die einstweilen wieder aufgegebene Idee, in Oesterreich ein Keplerdenkmal zu errichten, von neuem zu beleben.

Zum Schlusse noch einige Worte über die nicht nur die Wissenschaft, sondern bereits weite Kreise bewegende Entdeckung des Würzburger Professors Röntgen, welche erst bekannt wurde, als die vorliegende Revue schon abgeschlossen war! Die Zeitungen haben bereits Wunderbares genug davon erzählt, und das Wunderbarste war, daß sie nicht übertrieben haben. Strahlen, die alle Körper, mit Ausnahme der meisten Metalle, allerdings nicht ungeschwächt, durchdringen und dabei doch auf die photographische Platte wirken oder gewisse Körper zum Aufleuchten in einer diesen eigentümlichen Farbe zur Fluorescenz bringen können, sind der Gegenstand der merkwürdigen Entdeckung. Diese Strahlen gehen von einem Glasrohr aus, durch welches, nachdem es fast ganz luftleer gemacht worden war, elektrische Entladungen in rascher Folge geschickt wurden. Sie liefert der bekannte Rühmdorffsche Induktionsapparat; die Röhren, in welche eingeschmolzene Platindrähte die Elektrizität leiten, sind unter dem Namen der Geißlerschen, Hittorfschen oder Crookesschen bekannt. Von dem einen der in sie hereinragenden Drähte, der Kathode, gehen Strahlen aus, welche, auf die Röhrenwand treffend, diese leuchtend und zum Ausgangspunkt der neuen Strahlen machen, der X-Strahlen, wie sie ihr Entdecker zum Unterschied von anderen nannte. Unterscheiden sich diese X-Strahlen von den Kathodenstrahlen dadurch, daß sie vom Magneten nicht abgelenkt werden können, so breiten sie sich wie die Lichtstrahlen in geraden Linien aus, werden aber nur zerstreut, nicht regelmäßig zurückgeworfen und nicht gebrochen wie die ebenfalls nicht sichtbaren ultraroten und ultravioletten Lichtstrahlen. So können sie weder mit den Licht- noch den elektrischen Strahlen identifizirt werden, welche, wie der Leser dieser Revuen weiß, auf Querschwingungen des Weltenäthers zurückgeführt werden. Während nun Röntgen in musterhafter Weise und ohne sich durch die aufregende Neuheit der Erscheinung von dem konsequenten Gang ruhiger Forschung abbringen zu lassen, die Wirkungen der Strahlen untersucht hat, hat er der Versuchung, eine Erklärung für sie zu geben, nicht widerstanden und die Vermutung ausgesprochen, sie könnten wohl durch Längsschwingungen des Aethers hervorgerufen werden, wie die Schallwellen durch Längsschwingungen der Luft. Diese Annahme ist zunächst noch ganz willkürlich, und man wird gut thun, erst noch viel mehr Versuchsmaterial zu sammeln, ehe man an seine Deutung geht. Darüber wird die nächste Zeit voraussichtlich mancherlei Neues bringen, worüber wir unseren Lesern in entsprechender Weise berichten werden.

---

[1]) W. C. Vogel, Ueber das Vorkommen der Linien des Cleveitgasspektrums in den Sternspektren und über die Klassifikation der Sterne vom 1. Spektraltypus. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1895. S. 947.

[2]) Herz, Keplers Astrologie. Wien, Carl Gerolds Sohn. 3 Mark.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Die Wehrmacht und strategische Situation Englands gegenüber den Vereinigten Staaten.

Die Jahreswende hat den beiden durch den atlantischen Ozean getrennten stammesverwandten großen Nationen britischer Zunge eine ernste Differenz entstehen lassen, die durch eine mindestens sehr ausgedehnte Anwendung der Monroë-Doktrin seitens der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber den Schritten Großbritanniens zur endlichen Lösung des seit Jahrhunderten zwischen ihm und Venezuela bestehenden Streites erwuchs. Politisch und wirtschaftlich betrachtet würde ein Krieg zwischen den beiden handel- und industriereichsten Ländern der Welt wegen des Besitzes der Orinokomündung und der Durchführung der Monroë-Doktrin offenbar einen Akt schwerster Selbstschädigung bedeuten, und die bereits zur Geltung gelangte, dem Frieden geneigte Stimmung beider Nationen dürfte in deren Parlamenten und Kabinetten zweifellos die Mittel zu einer beiden genügenden und friedlichen Schlichtung des bestehenden Konflikts finden. Allein noch ist derselbe nicht gehoben, und die Vereinigten Staaten scheinen an einer derartigen Durchführung der Monroë-Doktrin, die jede Gebietsvergrößerung Englands in Venezuela ausschließt, festzuhalten, so daß aus diesem Anlaß ein Blick auf die militärische Situation der Union und Englands zurzeit vielleicht des Interesses nicht entbehrt.

Durch den atlantischen Ozean von einander getrennt, vermag von beiden Staaten nur derjenige die Entscheidung auf dem kontinentalen Gebiet des Gegners anzustreben, der die See beherrscht und daher die Landung eines starken Heeres an den feindlichen Küsten zu bewerkstelligen vermag. Dieser Staat ist im vorliegenden Falle England, dessen Flotte der amerikanischen ganz überwältigend überlegen ist. Allein die zum Angriff auf die Vereinigten Staaten verfügbaren Landstreitkräfte Großbritanniens sind, wie wir später nachzuweisen beabsichtigen, nur auf etwa 150000 Mann zu veranschlagen, und dieser Streitmacht steht in der Union zwar nur ein stehendes Heer von etwas über 28000 Mann, und eine organisirte Miliz von 112000 Mann gegenüber, jedoch hinter beiden ein Menschenmaterial von als kriegsbrauchbar in den Listen geführten 8223997 Mann und die überdies durch den Sezessionskrieg erwiesene hohe Leistungsfähigkeit in der schleunigen Aufbringung vortrefflich ausgerüsteter, bewaffneter und gut geführter gewaltiger Heere. Somit würde ein englisches Heer zwar ungehindert durch die Flotte der Union in Kanada, etwa auf Neuschottland oder an einem andern Punkte des langgestreckten östlichen Küstengebiets des nordamerikanischen Kontinents zu landen vermögen, allein aller Voraussicht nach binnen wenigen Monaten eine derartige numerische Ueberlegenheit der Landstreitkräfte der Union sich gegenüber sehen, daß es von derselben erdrückt werden würde, und selbst die Vereinigung mit der etwa 200000 Mann starken, jedoch militärisch höchst unbedeutenden Milizmacht Kanadas würde überdies bei fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Verpflegung eines starken Heeres in einem so unwirtlichen Gebiet, namentlich im Winter, hieran nichts zu ändern vermögen. Somit ist ungeachtet der unbestreitbaren Herrschaft Englands zur See, nur Kanada für die Union, und die Union nicht für England zu Lande mit Aussicht auf dauernden Erfolg angreifbar und der Angriff auf Kanada würde aller Voraussicht nach keine Entscheidung bringen. Beide Staaten sind daher auf den Krieg zur See gegen einander für die Herbeiführung der Entscheidung angewiesen. In offener Seeschlacht vermag jedoch die Flotte der Union der englischen ebenso wenig gegenüber zu treten, wie sie die Landung eines durch die Flotte geschützten englischen Heeres zu verhindern in der Lage ist. Der Krieg würde

Digitized by Google

daher, abgesehen von demjenigen in Kanada, nur ein Kaper- und Kreuzerkrieg und e Blokadekrieg an den wichtigsten Häfen und Punkten, namentlich der Küsten der Vereinigt Staaten, und somit ein Vernichtungskrieg des beiderseitigen Handels und der offenen Hafe städte zu sein vermögen. Ein solcher Krieg würde aber nicht nur eine Katastrophe für d Handel und die Industrie der Union und Englands, sondern auch eine Stockung des g samten westlichen Weltverkehrs in sich schließen und von den schwerstwiegenden Folgen f den alten und neuen Kontinent sein. Auf Grund dieser Sachlage erscheint daher der Kri zwischen England und den Vereinigten Staaten unmöglich, falls nicht, was als vollständi ausgeschlossen gelten kann, blinde Leidenschaft im Kongreß und Parlament die Oberha gewinnt.

Ein näherer Blick auf die Streitmittel beider Länder sei nach dieser allgemeine Skizzirung ihrer strategischen Lage aus diesem Anlaß gestattet. Schon die einfache Nebe einanderstellung der verschiedenen Schiffskategorien der beiderseitigen Flotten genügt, um d erdrückende Ueberlegenheit der englischen Flotte über die amerikanische darzulegen. Engla besitzt 29 Panzerschiffe, davon 7 im Bau erster, 12 zweiter und 11 dritter Klasse und 8 Panze fregatten. Amerika besitzt nur 5 erster Klasse, ferner 6 Doppelturm-Panzermonitore, 2 Ramm schiffe und einen Kreuzermonitor, die als Schlachtschiffe dritter Klasse gelten können. An Küsten schutzpanzerschiffen besitzt England 13 und 20 Panzerkanonenboote, während die Union übe 13 gepanzerte Turmmonitore für diesen Zweck verfügt. An Panzerkreuzern und gedeckte Kreuzern besitzt England 13 beziehungsweise 12, nach anderen Angaben 17 Panzerdeckschiffe und 10 Gürtelpanzerschiffe, die Union nur 4 beziehungsweise 10, an sonstigen Kreuzern England 115, die Union 30; an Torpedofahrzeugen England 200, die Union nur 6. Die englische Flotte vermag daher mit Leichtigkeit die Geschwader der Union vom Meere zu vertreiben und in ihre Häfen einzuschließen, von denen sie nur die an den Hauptpunkten, der Delaware- und Cheasapeakebai, sowie auf Long-Island vorhandenen starken Küstenbatterien der Vereinigten Staaten, die den dahinter liegenden Schiffen Schutz gewähren, an der Durchführung des Blokadekrieges bis zur völligen Lahmlegung der feindlichen Flotte zu hindern vermögen. Allein selbst bei der Einnahme dieser Hauptpunkte und Häfen und der Wegnahme der feindlichen Flotte würde die Union, die von der Lebensmittelzufuhr vom Auslande unabhängig ist, sich nicht dem Sieger zu unterwerfen genötigt sein. Der Krieg vermag jedoch andererseits, wie erwähnt, als Kreuzer- und Kaperkrieg, als jener „guerre de course" geführt zu werden, dem Admiral Aube neuerdings das Wort redete. Auf diesem Gebiete aber ist die Flotte der Union, namentlich wenn sie, was leicht durchführbar ist, durch ad hoc armirte schnelle Dampfer der Handelsmarine unterstützt wird, in der Lage, dem englischen Handel den empfindlichsten Schaden zuzufügen. Der Handel Englands ist bekanntlich der bei weitem größte der Welt, und seine Handelsflotte ganz unverhältnismäßig zahlreicher wie die unbedeutende Handelsflotte der Vereinigten Staaten. Sie bietet daher den Kreuzern und Kaperschiffen der Union ein weit ausgedehnteres Angriffsobjekt, wie die Handelsflotte der letzteren den englischen Kreuzern. Die Handelsschiffe beider Mächte würden sich daher voraussichtlich nach schweren Verlusten vom Meere zurückziehen müssen, der Handel nur unter fremder Flagge stattfinden können, und derart nicht nur den wirtschaftlichen Interessen beider Nationen, sondern denen der ganzen westlichen Welt ein unberechenbarer Schaden zugefügt werden.

Für den Landkrieg in Kanada und den Schutz der Küsten der Union gegen eine britische Landung im großen Stil stehen derselben ein stehendes Heer von 25 Infanterie-, 10 Kavallerie-, 5 Artillerieregimentern und 1 Pionierbataillon, in Summa 28000 Mann, zugleich als Kern der zu bildenden Neuformationen zu Gebote, ferner, wie erwähnt, eine organisirte Miliz von 120000 Mann und ein in den Listen geführtes kriegsbrauchbares Menschenmaterial von gegen 8¼ Millionen Mann der wehrfähigen Bürger vom achtzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahre, die sämtlich der Miliz der verschiedenen Staaten angehören. In wenigen Wochen würden bei der ungemein leistungsfähigen Waffen- und

Digitized by Google

Kriegsausrüstungsfabrikation, sowie dem Nationalreichtum der Vereinigten Staaten dieselben denen Kanadas überwältigend überlegene Landstreitkräfte, und wie erwähnt, in wenigen Monaten auch einem etwa gelandeten starken englischen Landheere gegenüber aufzustellen vermögen. Die Armee Kanadas ist als eine reine Milizarmee, mit einem Kern an stehenden Truppen inklusive der britischen von nur 2500 Mann, der Armee der Union gegenüber höchst minderwertig. Sie besteht nur aus je einem Infanterie-, Kavallerie- und Artillerieregiment von sehr geringer Präsenzstärke, und in Summa nur 1012 Mann und 161 Pferden. An großbritannischen Truppen befinden sich nur 1 Infanteriebataillon, 3 Batterien und 2 Geniekompagnien mit zusammen etwa 1500 Mann in Kanada. Die Hauptstärke der kanadischen Streitmacht besteht in der aktiven Miliz von 93½ Bataillonen Infanterie mit 28 500 Mann, 9 Regimentern, 1 Eskadron und 3 Zügen Kavallerie mit 2038 Mann, 15 Feldbatterien mit 1213 Mann, 5 Bataillonen mit 9 Compagnien Garnisonartillerie von 3000 Mann und 2 Compagnien Ingenieure; in Summa 34 000 Mann, die 3 Jahre in der Miliz dienen und aus freiwillig gemeldeten oder ausgelosten Aktiven und aus Reserven bestehen, von denen jährlich 45 000 auf 8 bis 16 Tage zur Uebung eingezogen werden. An sonstigen Reserven zählt die kanadische Miliz 200 000 Mann; allein es ist unter keinen Umständen anzunehmen, daß die Bewaffnung und Ausrüstung für die Einreihung eines beträchtlichen Teils derselben in die aktive Miliz vorhanden sind. Die kanadische Armee vermöchte sich daher, voraussichtlich unterstützt durch beträchtliche britische Streitkräfte, nur am Lorenzostrom und der Seenreihe, sowie westlich derselben rein defensiv zu verhalten, und dürfte ungeachtet dessen dem übermächtigen Anfall der Heere der Union sehr bald erliegen.

Obgleich Großbritannien das einzige Land ist, dessen Flotte jederzeit eine vollständige mobile Division nach irgend einem Punkte der Welt zu transportiren vermag, so reichen doch seine im Mutterlande verfügbaren Landstreitkräfte, wie erwähnt, keineswegs zu dem gigantischen Kampfe mit der obwohl zu improvisirenden Landmacht der Vereinigten Staaten aus, und seine in dem ausgedehntesten Kolonialbesitz der Welt verteilten einheimischen Truppen sind dort zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes und der Ordnung unentbehrlich.

Ein kurzer Ueberblick über die Landstreitmacht Großbritanniens genügt zur Erläuterung der Lage. Dieselbe besteht aus dem stehenden Heere von 228 000 Mann, 26 700 Pferden und 584 Geschützen, von denen in Indien und in den übrigen Kolonien gegen 80 000 Mann stehen, aus der Armeereserve von 81 600 Mann, die nur im Notfalle bei drohender nationaler Gefahr einberufen und wie das stehende Heer außerhalb des Vereinigten Königreichs verwandt werden kann. Aus der Miliz von 135 700 Mann, 260 000 Mann Freiwilligen und 11 000 Mann Yeomanry, welche letztere drei Heeresbestandteile bis auf die Miliz, die auch nach Irland entsandt werden kann, nur in England und Schottland, jedoch nicht im Auslande verwandt werden dürfen. Somit stehen 309 000 Mann zur Verwendung im Auslande zur Verfügung, von denen jedoch, wie erwähnt, etwa 80 000 für Indien und die Kolonien abgehen und die gleiche Anzahl zum Schutz des Mutterlandes zurückbleiben muß. Mithin erübrigen, wie erwähnt, für den Krieg in den Vereinigten Staaten nur circa 150 000 Mann, die zwar vermittelst der Flotte dorthin transportirt zu werden vermöchten, jedoch dort sehr schwierig zu verpflegen und anderweitig zu approvisioniren und gegenüber den Heeresmassen, über die die Union bald verfügen würde, unzureichend sind. Bei dieser Lage der Gesamtverhältnisse aber vermöchte der Krieg nur ein gegenseitiger Handels- und Hafenvernichtungskrieg zu sein, bei dem der Vorteil vermöge der Herrschaft zur See auf Englands Seite liegen dürfte. Allein dieser Krieg würde beiden Ländern derartige Wunden schlagen, daß derselbe sowohl aus militärischen Gründen, als keine absehbare Möglichkeit einer baldigen Entscheidung bietend, wie vor allem aber aus wirtschaftlichen Rücksichten als außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegend gelten kann.

Breslau. R. v. Bieberstein.

Digitized by Google

Philologie.

Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes. [1])

Im Sommer des vorigen Jahres feierte der Nestor der deutschen Orientalisten Geheimer Hofrat Professor Dr. Stickel in Jena seinen neunzigsten Geburtstag. Die Leser der „Deutschen Revue" werden sich eines Aufsatzes erinnern, den ich damals unter dem Titel: „Von Napoleon bis heute. Ein Professorenleben", im Augustheft 1895 dieser Monatsschrift veröffentlichte. Der liebenswürdige alte Gelehrte hatte mir auf meine Bitte ein reiches Material zur Verfügung gestellt, ja, er hatte meine Arbeit vollends dadurch erleichtert, daß er mir eine Lebensskizze übersandte, welche von dem Greise mit so musterhaftem Fleiße und auch in formaler Hinsicht so trefflich ausgearbeitet war, daß es nur ganz weniger Kürzungen und Umstellungen bedurfte, um sie auch für die weiteren Kreise eines gebildeten Lesepublikums anziehend zu machen, gewiß ein seltenes Vorkommnis bei der Biographie eines Gelehrten, dessen Forschen und Schaffen sich auf so fernliegenden Gebieten bewegte, wie es die Kenntnis orientalischer Literaturdenkmale und mohammedanischer Münzen ist!

Außer der erwähnten Lebensskizze empfing ich wenig später von dem freundlichen alten Herrn noch zwei kleine Manuskripte. Das eine war eine Art von Ergänzung der genannten Skizze oder, besser gesagt, eine detaillirte Ausführung der in jener nur flüchtig behandelten Jugendzeit des Verfassers. Leider bricht das Manuskript bei der Scene ab, wo der achtjährige Knabe Johann Gustav Stickel an einem dunklen Oktoberabende des ereignisreichen Jahres 1813 in seiner an der großen französischen Etapenstraße gelegenen kleinen Heimatstadt Buttelstedt den bei Leipzig geschlagenen Napoleon sieht. Ich habe, wie ich beiläufig bemerke, dieses biographische Fragment, welches durch reizvolle Kleinmalerei des Lebens in einem Thüringer Landstädtchen zu Anfang des Jahrhunderts sich auszeichnet, in Nr. 20 der „Bonner Zeitung" abdrucken lassen. Diese Veröffentlichung ist wohl die Veranlassung zu der durch eine Reihe deutscher Zeitungen gehenden Nachricht geworden, daß der verstorbene Geheimerat in seinem letzten Lebensjahre angefangen habe, Memoiren zu schreiben. Außer den genannten kurzen Skizzen hat Professor Stickel meines Wissens nichts Derartiges geschrieben, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß das Leben eines Mannes, der 1813 den ersten Napoleon gesehen und noch 1892 in Jena den alten Bismarck begrüßen konnte, der in Paris den Vorabend der Julirevolution miterlebt, in Weimar mit Goethe verkehrt hatte, in Italien mit dem Kardinal Antonelli zusammengetroffen war, und der mit den berühmtesten Orientalisten des In- und Auslandes, während mehr als eines halben Jahrhunderts in den engsten Beziehungen gestanden hatte, daß das Leben eines solchen Mannes, sage ich, einen reichen Stoff für zeitgeschichtlich interessante Memoiren geboten haben würde. Aber der bescheidenen Art des alten Gelehrten lag es ferne, sich im Spiegel seines eigenen Lebens zu betrachten. Sein Streben hat bis zu seinem letzten Hauche der Erforschung der Geheimnisse des Orients und der Ausübung seiner Lehrthätigkeit gegolten, und wie er als echter Professor fast im buchstäblichen Sinne auf dem Katheder gestorben ist, so hat er seine letzten Monate der Entzifferung syrischer Felsinschriften vom Sinai gewidmet, deren Charaktere in der photographischen Nachbildung so schwer erkenntlich waren, daß ein ungeübtes Auge Mühe hatte, überhaupt das Dasein von Schriftzügen zu erraten. Auch das zweite der mir übersandten kleinen Manuskripte, welches ich hier mitteile, beschäftigt sich mit dem Orient, mit dem Hohenliede, jener wunderbaren althebräischen Dichtung, welche Stickel nach jahrelangen mühseligen Forschungen mit eingehenden Erklärungen, Charakteristiken und textkritischen Bemerkungen im Jahre 1888 zu Berlin im Reutherschen Verlage herausgegeben und der

[1]) Einige ungedruckte Bemerkungen G. Stickels über die Goethesche Uebersetzung. Mit Benützung eines nachgelassenen Manuskriptes des verewigten Forschers mitgeteilt von Paul Holzhausen.

Digitized by Google

er auch vor einigen Jahren in der „Deutschen Revue“ seinen geistvollen Aufsatz „Das Rätsel des Hohenliedes“ gewidmet hatte.

Das von dem neunzigjährigen Greise verfaßte und eigenhändig geschriebene Manuskript lautet folgendermaßen:

Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes.

Es würde dem Ruhme Goethes keinen Eintrag gethan haben, wenn seine Uebersetzung (Beilage zu den Briefen an La Roche und Bettina Brentano, herausgegeben von v. Löper, Berlin 1879) ungedruckt geblieben wäre. Von der, ich darf sagen, Höhe unseres heutigen Verständnisses auf jenen Versuch herabblickend, kann man nur ein Gefühl des Mitleids empfinden für den Genius des Dichters des Hohenliedes, der solche Verstümmelung erfahren hat. Die Zeit war noch nicht reif. Selbst die höchste dichterische Begabung eines Goethe und Herder reichte für sich allein, ohne unsere heutige genaue philologische Kenntnis nicht zu, um das Rätsel zu lösen. Und vollends nur nach Uebersetzung. Wohl lassen sich gewisse Seiten der Dichtung von feinsinnigen Geistern erfassen, von Herder das Moralische, das Liebesgedicht; aber der Gang des Ganzen, die Verwicklung, die Lösung können von so unzulänglich Ausgerüsteten nicht erforscht werden.

Ich scheue mich aus tiefster Verehrung vor Goethe, seine Uebersetzung zu kritisiren; sie wird heutzutage niemand genügen. Sie beweist nur, welchen Reiz und welche unwiderstehliche Anziehungskraft die einzelnen Schönheiten in der Dichtung des alten hebräischen Dichters für unsere ausgezeichnetsten Geister, Herder und Goethe, gehabt haben.

Goethe hat seine Uebersetzung im Herbst 1775 nicht aus dem hebräischen Text, sondern aus der Vulgata und nach Luther gefertigt. Zum erstenmal herausgegeben von v. Löper mit Anmerkungen 1879. Die Uebertragung enthält 31 Lieder; umfängliche Textstücke sind ausgelassen.

Aus dieser Auslassung ist zu ersehen, daß Goethe nicht den König Salomo, sondern den Hirten Aminadit für den begünstigten Liebhaber der Sulamit ansah.

Wie Herder legte Goethe dem Gedicht einen lyrischen Charakter bei und einen erotischen. Später, nach Umbreit 1820, sagt er: Die Anlage und Ausführung ist dramatisch. Der König entführt das schöne Hirtenmädchen in sein Frauengemach. Das Mädchen liebt einen jungen Hirten der Heimat. Der König muß sie in ihre Thäler wieder zurückziehen lassen.

Alles ist da in der Hauptsache richtig. Goethe ist über Herder hinaus. (Seine kleinen Aufsätze [Nachgelassene Werke 1833. VI. 293, in der Hempelschen Ausgabe Band 29, Seite 805].)

So weit das Exposé über das Hohelied, sicherlich eines der letzten, welche aus der Feder des greisen Gelehrten geflossen. Wer seine hohe Verehrung für Goethe, dem er noch selbst hat nahen dürfen, kennt, wird ermessen können, wie sehr dem alten Herrn sein hebräischer Dichter am Herzen gelegen hat, da er selbst gegen eine irrige Auslegung durch einen Goethe noch in seinen letzten Lebenstagen zu protestiren sich verpflichtet fühlte. Was die Sache selbst angeht, so hatte sich bekanntlich Herder, welcher (Salomos Lieder der Liebe, 1778) dem Hohenliede einen lyrischen Charakter beigelegt, auch in seinem berühmten Werke „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ mit demselben beschäftigt und das Erotische des Hohenliedes betont. Goethe spricht in den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans“ (Band 7 Seite 8 der Weimarer Ausgabe) von der hebräischen Dichtung als „dem Zartesten und Unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmutiger Liebe zugekommen.“ Er beklagt freilich, daß uns „die fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte keinen vollen Genuß gewähren“, bemerkt, auf seine von ihm selber nicht veröffentlichte Uebersetzung vom Jahre 1775 hindeutend, daß er selbst gedacht habe, „aus dieser lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen“, meint aber, daß „gerade das Rätselhaft-Unauflösliche den wenigen Blättern Anmut und Eigentümlichkeit gibt.“ In der oben von Geheimerat Stickel erwähnten kurzen Besprechung des Umbreitschen Werkes ist er dagegen der Ansicht, daß der Erklärungsversuch

Digitized by Google

dieses Gelehrten „glücklich gelungen“ sei, daß Anlage und Ausführung des Gedichtes dramatisch sei und „sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auflöst“.

Der dramatische Zusammenhang war also auch schon von Goethe richtig erkannt oder anerkannt worden. Die „liebliche Verwirrung“ glaubt aber Stickel noch dadurch zu größerer Ordnung gebracht zu haben, daß er in seiner Bearbeitung des Hohenliedes in das auch von ihm als solches erkannte Drama, welches er nach Akten und Auftritten gliedert, neben den bekannten beiden Hauptpersonen, König Salomo und der Sulamitin, noch ein zweites Liebespaar, einen Hirten und eine Hirtin, einführt. Dem Herausgeber dieses kleinen Aufsatzes steht als Nichtorientalisten in dieser Frage kein Urteil zu. Aber er kann sich nicht versagen, um dem Leser ein Bild von dem lebhaften Geiste des neunzigjährigen Gelehrten zu geben, einige Stellen aus dem Briefe vom 30. Juli v. J. herauszuheben, mit welchem der alte Geheimerat die obige Sendung begleitete.

„Dieser Gegenstand,“ heißt es da von dem Hohenliede, „brennt mir wahrhaft in der Seele. Mein Buch lege ich für Sie bei. Ich halte es für das Beste, was ich je gearbeitet. Ich bin wahrhaft empört, daß der althebräische Dichter dritthalb Jahrtausende, wie kein anderer, malträtirt worden ist. Zwar hat mein Buch fast durchweg lobende Rezensionen erhalten, aber nachdem die Genialität eines der feinsinnigsten Dramatiker von mir in das einzelnste und gründlichste dargelegt worden, sind nun neuere sehr namhafte alttestamentliche Exegeten wieder darauf aus, meinen schönen Bau in Stücke zu zerschlagen ... Es wird eines der schönsten Verdienste sein, wenn sich eine Feder findet, um der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen. Ich bin nun zu alt dazu, war auch von je der Polemik abhold.“

Mit derselben wahrhaft wunderbaren Geistesfrische, von welcher diese Zeilen zeugen, wußte sich der alte Geheimerat zu unterhalten, als ich an dem mir ewig unvergeßlichen Morgen des 30. Oktober vorigen Jahrs in seiner ehrwürdigen Behausung in der Johannisstraße zu Jena mit ihm bei einem Glase Wein zusammensaß, wobei er mit der liebenswürdigen Urbanität vergangener Tage seinem fin de siècle Besucher gegenüber den Wirt machte. In seinem Studirzimmer gingen noch wie vor sechzig und einigen Jahren, als Goethe noch lebte, die Studenten ein und aus. Ja, der Geist Goethes — so schien mir — ging durch das freundliche Wohnzimmer des alten Gelehrten, der, einer der letzten, den großen Meister gesehen und nun auch mit ihm in den elysäischen Feldern vereinigt ist. Ihm sei die Erde leicht!

Bonn. Dr. Paul Holzhausen.

Geschichte.

Die politische Volksdichtung und Satirik des Rákóczischen Zeitalters (1703/1711).

Es war im Jahre 1859, im Spätherbste, der der verhängnisvollen Wendung der Dinge in Oesterreich, den blutigen Schlachten auf dem Boden der Lombardei folgte, — als ich im Weichbilde des oberungarischen Vorortes Kaschau von einer Zigeunerbande den lang verpönten Rákóczimarsch — die Marseillaise Ungarns, den Schlachtruf magyarischen Freiheitsdranges, zum erstenmale aufspielen hörte. Seine bald traurigen, bald wild auffauchzenden Klänge schlugen dann noch oft an mein Ohr und steigerten meine literarische Begierde den Text des Rákóczimarsches, seine Liedweise, die Rákóczi-nóta kennen zu lernen. Auf diesem Wege keimte auch mein wachsendes Interesse an der volkstümlichen lyrisch-epischen Dichtung und politischen Satirik des Rákóczischen Zeitalters überhaupt.

1872 veröffentlichte Koloman Thaly, der fleißigste und überschwenglichste Rákóczi-forscher „Beiträge zur Literaturgeschichte des Tököly- und Rákóczischen Zeitalters (Adalékok

Digitized by Google

a Tököly és Rákóczikor irodalomtörténetéhez)", und bot im zweiten Bande die Volksdichtung und sonstige Literatur der Insurrektion und des Parteikampfes der Rákóczischen Epoche (1703—1735), wie sie sich als didaktische, epische, elegische Gelegenheitspoesie, als Spottlied, Satirik in Vers und Prosa, und dergleichen darstellt.

Versuchen wir es zunächst, den Inhalt der Rákóczi-nóta, des „Rákóczisanges", der „Rákócziklage", des „Trauerliedes Rákóczis", des „Cantus Hungarorum", „Luctus Hungariae", des „Ungarnsanges", und wie sonst die Titel lauten mögen, kurz anzudeuten. Die erste Strophe beklagt den Verfall des Magyarenvolkes, das, der Willkür feindlicher Herrschaft preisgegeben, einer „Scherbe", dem machtlosen zwischen den Klauen des „Adlers" (Symbol der österreichischen Herrschaft) ächzenden Tiere (Hasen) gleicht. Die zweite, am meisten charakteristische und beliebteste Strophe singt von Rákóczi und Bercsényi, von Bezerédi und Ocskai als den „ritterlichen Führern, Spiegeln und Sternen des Magyarenvolkes", die der Uebermacht und Verfolgungswut des Feindes erlagen. Von der dritten bis zur letzten Strophe wird das Grundthema: der Jammer des Magyarenvolkes, variirt: die Sklaverei unter der Fremdherrschaft, das Elend der Zeitgenossen und der künftigen Generation, die Klage der Witwen und Waisen. Der „Feind" gilt als übermütiger „Kavalier" und erbarmungsloser Henker. Den Schluß bildet der Stoßseufzer, Gott möge das Magyarenvolk nicht zur Beute des grausen Feindes, des „Deutschen", werden lassen. Alles bewegt sich in den Hyperbeln leidenschaftlichster Stimmung, in dem kurzen leichtbeflügelten Versmaße und Reimspiele der Volksweise, in jenen Uebergängen von der Trauer zum Grimme, von eintöniger Klage zum wilden Aufschrei, wie sich dieselben musikalisch am deutlichsten im Nationaltanze des Magyaren, im Csárdás, abspiegeln.

Gemeinhin galt der Zeitgenosse und berühmte Hofgeiger Rákóczis, Michael Barna, der „braune Michel" als Komponist des Rákóczimarsches („Rákóczi induló"). Er habe jene Weisen zur Zeit aufgespielt, als sein Herr gebrochenen Mutes und Herzens von Munkács nach Polen in die Selbstverbannung zog (i. J. 1711). Doch ist das nicht mehr und nicht minder Legende als das, was der Historiker Siebenbürgens, Ladislaus Kővári, behauptet: nach der Schlacht bei Zsibó (1705, 11. November) habe ein „unbekannter Reiter" die Rákócziweise ersonnen und gesungen. Thaly findet in der zweiten Strophe des Textes die bestimmtesten Anhaltspunkte, das Rákóczilied, oder doch dies Stück desselben, sei 1708 unter dem Eindruck der Niederlage bei Trencsin erstanden, von welcher Rákóczi in seinen französischen Memoiren (V. Band) sagt: „Rien ne prospéra plus après cette malheureuse journée".

Wenden wir uns anderen Denkmalen der volkstümlichen Zeitpoesie zu. Am meisten behagen die lyrischen Ergüsse unmittelbarer Empfindung. Einer der besten ist das „Lied der Verbannten", „Heimatlosen" (bujdosó ének-e) aus dem Jahre der verhängnisvollen Wendung der Dinge (1710 E.). Kalter Wind bläst über die Bergesgipfel dahin, Winter deckt mit Schnee die Spur der roten Czischmen; traurig ist das Los des Verbannten, Gott möge seine Sache führen. Seine geliebten Brüder, seine alten guten Kameraden scheiden von ihm, die ihn kannten, geben ihm den Abschied ... Besser ist's denn, mit den Wandervögeln in die Ferne zu flüchten, als das Schwert des Feindes über dem Haupte zu spüren. Daheim hat der Verbannte kein Weilen. Gott möge ihn in die Ferne, zu fremdem Volke geleiten, wo er im Frieden leben könne. Wo der Stern oben zieht, der Wind streicht, und die Wolke fliegt, dahin will er den Weg nehmen. Wenn ihn alles im Stiche läßt, Gott verläßt ihn nicht; ihm vertraut er sich an. Den gleichen elegischen Ton atmet das Lied aus der Zeit nach der Insurrektion, dessen Anfangsvers: „Mein unter Thränen geschriebener Brief" (sirva irt levelem) lautet. Der Vaterlandsflüchtige sendet ihn zur Heimat, damit er gewahre, ob sein Volk das beklagenswerte Leben des Verbannten ahne: „Fragt man, wie es mit mir steht, ob ich lebe oder sterbe, sage, daß ich mich gräme, Tag für Tag weine; daß ich nach meinem Heim, nach der teuren Mutter, den lieben Freunden verlange. Schon viele Jahre ist es her, daß der Groll des Feindes mich aus meinem Heim verdrängte. Ich habe

Digitized by Google

unfreiwillig den Weg in fremde Orte, ungewohnte Länder nehmen müssen" ... In diesem Tone geht es weiter.

Ganz anderen Schlages, erfüllt von dem scharfen Parteigegensatze zwischen den Insurgenten oder „Kuruzzen" und den Legitimisten oder „Labanczen", erscheinen zwei Lieder, die frische, kecke Weise aus dem Kreise der Erstgenannten: „Flott-Paulchen" (Csinom Palkó) und das Spottlied der „Labanczen" auf den schmucken (geckenhaften, aufgestutzten) Kuruzzen (nyalva kurucz). Im erstgenannten Liede spielt die Beschreibung der schmucken Ausrüstung der Kuruzzen und das Abtrumpfen der Kaiserlichen die Hauptrolle. Die vier letzten Strophen charakterisiren am besten den Geist des Bürgerkrieges. „Wohlauf denn, Herr Obrister, vertilgen wir alles Gut unseres Feindes, treiben wir von hinnen sein Vieh; — schlag ein seine Thür um des Geldes willen, bohr an sein Faß, trink all seinen Wein, fasse den Bauer bei seinem Barte, treibe fort sein Vieh, hau ihn selbst wacker durch. Das ‚Labauczentum' packe sich fort aus unserem edlen Reiche, auf daß wir nicht schließlich Riemen (szalagszijat) aus seinem Rücken schneiden!"

Das Spottlied der Gegner auf die im Spätjahre 1710 allüberall bedrängten, geschlagenen und verfolgten Kuruzzen, in verschiedenen Variationen weit verbreitet, bleibt an Hohn nichts schuldig. „Wo bist du jetzt (‚schmucker') Kuruzze" — beginnt das Lied, „der du warst wie ein schöner Strauß; du kommst nimmer in dein Heim, bald fliehst du aus dieser Welt. Dein Herz mag wohl um das gute Land dies- und jenseits der Donau, um das gute Winterquartier, um die hübsche zurückgelassene Frau Schmerz empfinden. Du wirst dich nimmer im Oedenburger Revier, an der Günser Lustbarkeit, an den schönen Damen von Steinamanger, noch auch an den feinen Sümegher Tänzen vergnügen" ... Dann wird das ganze prunkvoll ausstaffirte Rüstzeug des Kuruzzen durch die Hechel gezogen, unter anderem die Pistolen von Grazer und Wiener Arbeit, — worauf sein Sündenregister zur Sprache kommt und der gute Rat erteilt wird: „Entfleuch, Kuruzze, der Deutsche naht!"

Nahe verwandt diesen lyrischen Ergüssen der Volksmuse erscheinen die elegischen Dichtungen einzelner in mehr gekünstelter, didaktisirender Form, die nichtsdestoweniger auch eine gewisse Popularität erlangten. Zu diesen gehört beispielsweise das „Lied des Heimatlosen" (bujdosó éneke), verfaßt um das Jahr 1704 von Andreas Miszlai. Es ergeht sich in langgesponnenen Vergleichen und Stoßseufzern. Eine der empfindungsreicheren Strophen (elfte) lautet: „Ich hange in Verstecken, — gehe nicht ans Licht des Tages, zwischen Felsgestein bereite ich mir das Nest den Falken gleich: denn die Adler (Anspielung auf die Kaiserlichen), die wilden Klauentiere (stellen mir nach); es heulen hinter mir her die Wölfe" ...

Zahlreich sind jene Gesänge, welche wir als episch-didaktisch bezeichnen mögen und teils an hervorragende Kämpfe der Rákóczischen Kriegszeit, teils an namhafte Persönlichkeiten und Orte des damaligen Ungarns geknüpft sehen. So finden wir Gesänge der „Kuruzzenwelt", die des siegreichen Gefechtes von Szomolány (1704, 28. Mai) oder Nadas, der Gewinnung der Burg Szatmár (1704, 25. Dezember), der Eroberung von Gran (1706, 14. Dezember) und anderer Ereignisse gedenken. In zwei Varianten finden wir die „Städte Ungarns" als Mittelpunkte der damaligen Kämpfe (um 1706, 1707) charakterisirt. Zunächst wird Preßburgs erwähnt, des hochnäsigen Vorortes, der viel Schaden dem Reiche brachte und bald das Gleiche zu befahren haben wird. Dann kommt Gran an die Reihe, dem der Geschicke Wechsel arg mitspielte, und dessen Tyrnau als seiner Stiefmutter gedenkt (Anspielung auf die Uebersiedlung des Graner Erzbistums und Kapitels infolge der Türkengefahr nach Tyrnau). Ihr folgt Raab, die Magyarenstadt, jetzt vom Deutschen besessen, einst reich, jetzt durch die Fremdenherrschaft arm geworden. Das gleiche Geschick betraf Groß-Komorn, „aus Kuchen erbaut, mit Milch geweißt, mit Speck befestigt". Skalitz mit seinen arg verwüsteten Brustwehren wird einer verrufenen öffentlichen Dirne gleich gestellt, Tyrnau, das beliebte Quartier der Deutschen und Polen kommt nicht besser fort. Dann werden Kaschau, Eperies, Léva und das verwüstete Tokai genannt, bei Erlau an dessen

Digitized by Google

Vergangenheit in den Tagen der Türkennot erinnert, der Wohlhabenheit Oedenburgs gedacht. Von Güns heißt es, das Städtchen wäre sogleich den „schmucken Kuruzzen" hold gewesen; gegenwärtig halte es mit den „lumpigen Labanczen". Besonders schlecht kommt das jederzeit kotige, ungastliche Sárvár davon, während dagegen Steinamanger, die hübsche, kleine Stadt, die „Braut der Kuruzzen", gerühmt wird. Papa, „stolz wie ein Pfau", aber widerstandslos in seinen elenden Befestigungen, „Puspöki-vár" (Sümegvár) und Fünfkirchen, die wohlhabende, rechtschaffene, aber furchtsame Stadt reihen sich an. Szegedin und Kecskemét sind „übertünchte Gräber", „geleerte Fässer". Temesvár, Peterwardein und Belgrad wurden vom Deutschen für Geld preisgegeben (!). Pest und Ofen seien bereits schon einmal verbrannt, Gott sandte jedoch Hilfe und verleiht dem armen Magyaren die feste Zuversicht, daß Ofen einst wieder die königliche Majestät erblicken = Königssitz werden wird. Den Schluß bildet die Apostrophe an das weinfrohe Szendrö, wo dem Gotte Bacchus ein Tempel errichtet bleibt, zu jeder Jahreszeit von den Trinkern best geehrt.

Zu den Gelegenheitsdichtungen, welche sich an die populärsten Persönlichkeiten der Rákóczischen Insurrektion knüpfen, zählen das Lied vom „Aufstande Rákóczis" (1703 Ende Sept.), worin der Beratungen mit seinen Gesinnungsgenossen, insbesondere mit dem Grafen Bercsényi, seiner Verhaftung und Einkerkerung, der rettenden That seines Neustädter Gefängniswärters, des Hauptmanns Lehmann, und dessen grauser Hinrichtung, der Flucht Rábiczis und der ersten Erfolge des Aufstandes gedacht erscheint. Bercsényi, Ocskai, Forgács werden da gefeiert und die gegnerischen „Rericzer" (Serben) in ihrem erfolgreichen Widerstande gekennzeichnet.

Zu den populärsten kurzen Liedern der Bewegungspartei, in denen gewissermaßen ihr politisches Glaubensbekenntnis, Haß und Mißtrauen wider den „Deutschen" und das deutsche Regiment ausklingen, zählt nur der Sang aus den Tagen der Tyrnauer Friedenshandlung (1706), mit welcher sich der Wiener Hof und mehr noch die englischen und holländischen „Mediatoren" abmühten:

„Trau, Magyare, ja nicht dem Deutschen, wie er dir auch schmeicheln möge, denn gibt er dir auch eine Verschreibung so groß wie dein runder Mantel — und drückt darauf ein Siegel — wie die Krämpe des Marks — so hat das doch alles keine Kraft — Schlage sie (die Deutschen) doch, Jesus Christus!"

Eine der bedeutsamsten Proben politischer Satirik in Prosa bietet die lateinische Parodie auf den Széchényer Konföderationstag (1705, 12. September — 3. Oktober), welcher die Friedensverhandlungen der Kaiserlichen, andererseits der englisch-holländischen Mediatoren, unfruchtbar erscheinen ließ. Sehr treffend werden die widerstreitenden Anschauungen, vor allem aber die friedensfeindliche Kriegslust Bercsényis charakterisirt und karikirt. So spricht Bercsényi unter anderem: Dulce est pro patria mori! — worauf der Soldat sagt: Vivere pro Patria-dulcius esse puto! Dem „Kriegskommissär" werden die Worte in den Mund gelegt: Ego autem egenus sum et pauper, — was den „Marschall Simon" (Forgács) zu der Erklärung: „Aere ciete viros" mit der späteren Variante: „Sic est, ubi nulla solutio, ibi nulli milites" bestimmt. Gleicher Ansicht ist auch (Anton) Eszterházi: Pecunia est nervus belli! Sein Echo ist dann wieder der Kriegskommissär mit dem bekannten Scherzverse: „Deficiente pecu — deficit omne-nia"! und vollends der Linienfoldat (miles regularis): „Brauchst Geldt, brauchst Curaschi; nichts Geldt, nichts Curaschi"! Er denkt da nicht viel anders als der „fremde Söldner" (miles alienigenus), der früher das Wort ergriffen: „Mihi autem non, ubi nascor, sed ubi pascor, Patria est; pro pecunia et diabolo serviam, pro nihilo nemini".

Sehr gut ist dann der Wortwechsel zwischen dem nüchtern erwägenden Forgács und dem überschwenglichen Kriegsherolde Bercsényi in dem überall glücklich angewandten Tone des Evangeliums persiflirt. Simon: Qui insolutos milites habet, hostes alit. Bercsényi: Tolle, tolle, crucifige! Simon: Si male locutus sum, testimonium perhibe de malo,

Digitized by Google

si autem bene, cur me cœdis? Bercsényi: Mittatur in tenebras exteriores. Simon: Veritas odium parit ...

Alles variirt schließlich den Ruf nach Frieden, was Bercsényi mit den Sprüchen: Non veni in mundum Pacem mittere, sed gladium! — und: Nulla Salus Pace, Bellum te poscimus omnes! — zurückweist.

Es fände sich noch des Stoffes genug, die Gelegenheitsdichtung aller Formen in die Zeit nach dem Szátmérer Frieden bis zum Aufstande des Jahres 1735 und zum Tode Rákóczis in seinem Verbannungsorte Rodosto am Gestade des Schwarzen Meeres, zu verfolgen. Auch sein getreuer Kämmerer Mikes, der Verfasser der trefflichen „Briefe aus der Türkei", hat sich darin versucht, wie dies sein „Klagelied der Verbannten zu Rodosto" (20. November 1721) und die Verse auf „Bercsényis Tod" (1725, 6. November) beweisen. Doch genügt das Gebotene, um darzuthun, wie sich die bewegte Zeit der Rákóczischen Insurrektion in der Gelegenheitspoesie abspiegelt, und daß auch hier ein nicht zu verachtender Quell für die Erkenntnis des geschichtlichen Lebens sprudelt, ein Quell, der auch in den folgenden Dezennien nie ganz versiegte.

Fr. v. Krones.

Ein Autograph des Generals Baratieri.

Brief an die „Deutsche Revue".

Unseren Lesern wird es vielleicht von Interesse sein, die Handschrift des jetzigen Gouverneurs von Erytrea kennen zu lernen. Wir geben auf der gegenüberstehenden Seite die Facsimile-Reproduktion eines an den Herausgeber dieser Monatsschrift gerichteten Briefes, der in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Sehr geehrter Herr!

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten Wünsche, die mir den Widerhall der Sympathie des Volkes übermitteln, das augenblicklich an der Spitze der Zivilisation steht.

„Sobald der gordische Knoten der äthiopischen Frage gelöst sein wird, werde ich es mir zur besonderen Ehre anrechnen, etwas für die von Ihnen mit so viel Erfolg geleitete hochbedeutende Deutsche Revue zu schreiben.

„Genehmigen Sie den Ausdruck meiner tiefsten Hochachtung.

E. Baratieri."

Die Redaktion.

Digitized by Google

Adigrat 25 gen. 96

IL GOVERNATORE
DELLA
COLONIA ERITREA

Egregio Signore,

La ringrazio vivamente pei suoi buoni auguri che mi portano l'eco delle simpatie del Popolo che ora è alla testa della Civiltà.

Appena sciolto il nodo gordiano di Etiopia considererò come una speciale onore scrivere qualche cosa nella importantissima Rivista Tedesca da V. S. con tanto successo diretta.

Gradisca le espressioni della mia profonda considerazione

E. Baratieri

Literarische Berichte.

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII. Zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet von Friedrich von Schulte. Dritte umgearbeitete Auflage. Gießen, Emil Roth.

Diese Schrift stellt, ausschließlich auf die Erlasse der Päpste und andere authentische Quellen gestützt, dar, welche Macht die römischen Päpste sich seit Gregor VII. beigelegt und ausgeübt haben, und zeigt, daß, seitdem der Papst durch die auf dem vatikanischen Konzil erlassene Bulle „Pastor Aeternus" vom 18. Juni 1870 für unfehlbar erklärt worden ist, es Pflicht jedes römischen Katholiken ist, das für wahr und richtig zu halten, zu glauben, was die Päpste gelehrt und durch ihre Handlungen als Lehre bekundet haben. Die von den Päpsten sich lehramtlich beigelegte und durch Regierungsakte ausgeübte Macht umfaßt das ganze Gebiet der Sitten und des Rechts. Nach Lehre der Päpste ist die weltliche Macht vom Bösen, muß unbedingt unter dem Papste stehen, nach dessen Anordnung handeln; der Papst kann jede weltliche Herrschaft verleihen und entziehen, die christlichen Unterthanen exkommunizirter Fürsten zu Sklaven machen, hat die unbedingte Zensur über alle Schriften, kann Staatsgesetze, Staatsverträge, Staatsverfassungen annulliren, von ihrer Befolgung entbinden, wenn sie ihm für die Kirche schädlich scheinen, kann alle weltlichen Machthaber wegen Vergehen tadeln und strafen, alle Rechtsverhältnisse, insbesondere die Ehe auflösen, von jeder Verpflichtung, jedem Eide entbinden; ohne päpstliche Zustimmung darf Geistlichen oder Kirchen keine Steuer auferlegt werden; die Befolgung päpstlicher Befehle zur Verfolgung Gebannter bewirkt Nachlaß der Sünden, die Tötung Gebannter wird im päpstlichen Recht nicht als Mord angesehen; die Kirchengesetze über die päpstliche Macht und die kirchliche Freiheit ruhen auf göttlicher Inspiration. Das sind die päpstlichen Lehren, mit denen jede staatliche Macht unverträglich ist, welche, je mehr sie durch den Ultramontanismus eindringen, desto mehr zum Ruin der Gesellschaft führen. Alle von ultramontaner Seite gemachten Ausflüchte, die schwachen Einwürfe vertrauensseliger Politiker werden in dem berühmten Werke von Schulte widerlegt, es wird bewiesen, daß die hervorragendsten Bischöfe auf dem vatikanischen Konzil den Ruin der Kirche vorhergesagt haben, weil mit der Unfehlbarkeit des Papstes solche Lehren zum Glaubenssatze werden würden; es wird der Nachweis geliefert, daß diese Lehren, namentlich von den Jesuiten, als die wahren katholischen erklärt worden sind. Zum Schlusse wird dargestellt, in welcher Weise die deutschen Staaten und Oesterreich sich anfänglich gegen die Folgen der päpstlichen Unfehlbarkeit zu schützen versucht haben, wie sie dann nach und nach zurückgewichen sind, bis sie zuletzt dem päpstlichen Systeme Bahn gemacht und den Weg geebnet haben, auf welchem der Ultramontanismus zum Siege gelangen kann. Wer nicht der thörichten Ansicht huldigt, daß die Geschicke der Völker bloß durch Handhabung militärischer Gewalt geleitet und bestimmt werden, möge zur Einsicht gelangen, daß der Ultramontanismus die größte Gefahr für die modere Gesellschaft bildet.

Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Fünfter Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Es ist wunderbar, wie viel Interessantes selbst ein kleiner Fleck Erde zu bieten vermag, wenn man es nur recht zu finden und zu beschreiben versteht. Mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit werden wir hier auf einem scharf umgrenzten kleinen Gebiete von Berg zu Berg, von Dorf zu Dorf geführt und überall mit den Schönheiten der Natur, den geschichtlichen Erinnerungen und den Sitten der Bewohner bekannt gemacht; nicht das Kleinste wird uns geschenkt, aber mit der echt deutschen Gründlichkeit der Sammlung verbindet sich ein gleich hervorragender Geschmack der Darstellung, so daß wir dem Plauderer gern folgen und nur bedauern, dies nicht in Natur thun zu können. Nur eins: Wäre es nicht möglich gewesen, dem Werke eine Karte, etwa im Maßstabe von einer halben Million, beizugeben?

Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage von Dr. Joh. Richard Mucke. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Der Verfasser weicht in seiner Auffassung von den Urzuständen der Menschheit von der jetzt fast allgemein verbreiteten ziemlich stark ab. Während die bisherige Forschung die menschliche Urzeit überwiegend als ein Chaos, das heißt ein unbestimmtes Etwas betrachtet, erscheint ihm dieselbe als eine bewundernswerte, schöne „Ordnung der Dinge". Er

Digitized by Google

geht von der Anschauung aus, daß die menschlichen Wohnungen die Beschäftigungen, nicht aber diese, wie es Carey gewollt, die ersteren erzeugt hätten. Auf örtlich abgegrenztem Raume ersteht die Urgenossenschaft. Damit wird allerdings manche uns durch die Phantasie liebgewordene Vorstellung zerstört, wie die der Familie als der trauten Gemeinschaft von Eltern und Kindern, die in der Urzeit nie existirt hat. Das erste, was sich in dieser nachweisen läßt, ist die „Horde" (türkisch-tatarisch ortà = Ortsgemeinschaft), das heißt eine räumlich begrenzte Gesellschaft von etwa 100 Personen, wie sie einen spätern Ausläufer heute noch in dem russischen „Artel" hat. Das Charakteristische des Hordenbegriffs besteht darin, daß er Raum und Person in einer Bezeichnung umfaßt. Die Horde tritt somit geradezu in begrifflichen Gegensatz zur Familie. Müssen wir infolge dessen die Vorstellung preisgeben, daß die fortschreitende Gesittung von der Familie ausgegangen sei, so bleibt nach der Ansicht des Verfassers doch die tröstende Thatsache bestehen, daß im Uranfang keine wilde Geschlechtsgemeinschaft, sondern monogame Ehe bestanden hat.

—h.

David Humes Traktat über die menschliche Vernunft. I. Teil. Ueber den Verstand. Uebersetzt von E. Körtgen. Die Uebersetzung durchgesehen und mit einem Register und Anmerkungen versehen von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Eine gute, brauchbare Uebersetzung von Humes „Traktat über die menschliche Vernunft" kann einer Zeit, die sich eingehender, als es seither der Fall gewesen, wieder mit Kant, dem „großen Alleszermalmer" beschäftigt, nur willkommen sein. Fehlt es doch nicht an Stimmen, welche dem englischen Philosophen das Verdienst zuschreiben, das Problem der Erkenntnis schärfer und tiefer erfaßt zu haben als der deutsche Forscher. Lernen können wir jedenfalls heute noch von dem einen wie von dem andern. Die vorliegende Uebersetzung hat den Vorzug, daß sie mit möglichster Genauigkeit das wiedergibt, was der englische Philosoph gesagt hat und hat sagen wollen. Sie schließt sich daher bald enger, bald minder eng an den Wortlaut des Originals an, stets bemüht, dem Wesen, wenn auch nicht der Form des Originals getreu zu bleiben, was eine sogenannte „wörtliche" Uebersetzung nie vermag. Der Ueberarbeiter hat der Körtgenschen Uebersetzung Anmerkungen und ein ausführliches Register hinzugefügt. Durch beides erhöht sich der Wert des Uebersetzungswerkes, zumal in streitigen Fällen dadurch dem Leser die Möglichkeit geboten wird, selbst auf den Originaltext zurückzugreifen und darnach eine Entscheidung zu treffen. Es dürfte das aber nur in sehr wenigen Fällen vorkommen, da die Uebersetzung sich durchweg wie ein Originalwerk liest und die ganze Klarheit eines solchen darbietet.

—h.

Das niederdeutsche Schauspiel. Von Karl Theodor Gaedertz. Neue Ausgabe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Der Verfasser bietet in dieser neuen Ausgabe den unveränderten Text der ersten dar, hat aber jeden Band um eine Vorrede bereichert. Besonderes Interesse darf die dem zweiten Bande vorangestellte beanspruchen, zumal im gegenwärtigen Augenblick, da sie neues reiches Material zu der Geschichte des Hamburger Steinstraßen- und des dortigen Thaliatheaters gibt. Die Geschichte der letztern Bühne macht bekanntlich die erste Abteilung des zweiten Bandes. Die Bühne des kleinen, im Hintergrunde eines engen Hofes gelegenen Steinstraßentheaters war diejenige, an welcher der kürzlich verstorbene Chéri Maurice zum erstenmale sein Regie- und Direktionstalent in größerem Maßstabe bethätigen konnte. Das Theater stammt noch aus der Hamburger Franzosenzeit und wurde schon zu dieser eine Pflegstätte der plattdeutschen Komödie. Die Nova, die der Verfasser zur Geschichte dieser Bühne beibringt, beschäftigen sich mit den Schicksalen einiger der für sie wirkenden Schriftsteller und den Werken derselben.

Madame Chrysanthème. Roman von Pierre Loti. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ein ebenso liebenswürdiges als unterhaltendes Buch, das mit seinem Humor die Abenteuer eines französischen Seemanns in seiner Zeitehe mit einer anmutigen Japanesin schildert und ein überaus anziehendes, farbiges Bild Tokios mit seinen eigenartigen Verhältnissen, seinem fremdartigen Leben und Treiben entrollt. Bei dem gesteigerten Interesse, das man dem ostasiatischen Inselreich seit seinem Kriege mit China entgegenbringt, wird „Chrysanthème" mit um so größerer Spannung begrüßt werden, da ja Loti nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland als origineller und fesselnder, sympathischer Erzähler längst zu den Lieblingen des Lesepublikums gehört.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bar, Dr. L. von, Zur Lehre von der Beleidigung, mit besonderer Rücksicht auf die Presse. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Beyschlag, D. Willibald, Bischof Dr. Reinkens und der deutsche Altkatholizismus. Berlin, Hermann Walther. 50 Pfg.

Biedert, Prof. Dr. Ph., und Dr. E. Langermann, Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmkranke. Für Aerzte und Kranke. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Conrad, Prof. Dr. Hermann, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, Hermann Walther. 80 Pfg.

Epstein, Dr. S. S., Ueber Modifikation der Gesichtswahrnehmungen unter dem Einfluss von gleichzeitigen Toneindrücken. München, R. Oldenbourg.

Falke, Robert. Budha, Mahommed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Erster darstellender Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Friedrich, Siegmar. Die Erwerbung des Herzogtums Preußen und deren Konsequenzen. Historische Studie. Berlin, Alexander Duncker. M. 8. —

Heiberg, Gunnar. Das große Los. Schauspiel in fünf Akten. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe von Gustav Morgenstern. Leipzig, Emil Gräfe.

Hellwald, Friedrich von, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 4. Auflage. Lieferung 2. Leipzig, P. Friesenhahn. M. 1. —

Jahne, Ludwig, Poetische Bekenntnisse. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.

Jugend. Münchener illustrirte Wochenschrift für Kunst und Leben. München, G. Hirths Verlag.

Kirchner, Friedrich, Neue Gedichte. Berlin, Bernhard Paul.

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Ctr.

Lassar-Cohn, Dr. Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. Mit Textillustrationen. Hamburg, Leopold Voss.

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Janvier, Février 1896. Paris, A. Quantin, éditeur.

Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Lieferung 18. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1. 50.

Naudé, Albert, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des siebenjährigen Krieges. Erster Teil. Leipzig, Duncker & Humblot.

Neujahr. Ein Spiegel der Zeit. Von ***. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. M. 1. —

Oertzen, Margarete Marie von, Jugendwege. Neue Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 3. —

Neuling, Wilhelm, Distichen. Politisches und Unpolitisches. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Ausgabe. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. M. 3. —

Nitschl, Otto, Albrecht Ritschls Leben. Zweiter Band. 1864—1889. Mit dem Bildnis A. Ritschls. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr. M. 12. —

Nuseler, Georg, Gedichte. Basel, J. W. Acquistapace.

Schwetschke, Eugen, Aus Bismarcks Zeit (1879—1895). Vaterländische Gedichte. Heidelberg Otto Petters. M. 2. 25.

Semmig, Prof. Dr. Hermann, Friede! Der deutsch-französische Konflikt in unparteiischer Beleuchtung. Ein Nachwort zur 25jährigen Gedenkfeier des Sedanstages. Leipzig-Neustadt, Opitz u. Böhme.

Suttner, Bertha von, „Wohin?" Die Etapen des Jahres 1895. Berlin, „Gutenberg", Druckerei und Verlag, A.-G. M. 1. —

Tews, J., Der preussische Volksschullehrerstand. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 50 Pfg.

Truth, Hefe im Schaum. Berliner Roman. Berlin, Trautwein'sche Buchhandlung.

Weddigen, Otto, Novellen und Erzählungen. Band I. Leipzig. R. Friese.

Weinhold, Karl, Zum Gedächtniss des 18. Januar 1871. Rede bei der Erinnerungsfeier der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Berlin, Julius Becker.

Winter, J., und Aug. Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. 25. (Schluss-) Lieferung. Trier, Sigmund Mayer. M. 2. 50.

Zeitschrift für immanente Philosophie. Unter Mitwirkung von Wilhelm Schuppe mit R. v. Schubert-Soldern herausgegeben von M. R. Kauffmann. Erster Band, Heft 1. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag Dr. R. Salinger.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Einundzwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1896.)

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1896.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXI

(April bis Juni 1896).

Seite

Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Barras. Der Sturz Talleyrands im Thermidor des Jahres VII der Republik . . 1

Adelheid Weber: Traumland. Novelle 11

Dr. S. S. Epstein: Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. I. II. III. 31. 192. 328

Gustav Diercks: Eine Unterredung mit dem Generalkapitän von Cuba 42

Heinrich v. Poschinger: Bismarck im Antiquariat 46

Prof. Dr. W. F. Wislicenus: Die neuesten Erfolge der Spektralanalyse am Himmel 53

M. S. van de Velde: Aeußerungen von Alexandre Dumas fils. Ein Beitrag zur Charakteristik des Dichters 62

Heinrich von Poschinger: Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg. II. III. 70. 129

Cesare Lombroso: Neue Entdeckungen zum Wahnsinn Leopardis, Tassos und Byrons 82

Anton Schlossar: Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. Anastasius Grün und Gustav Schwab. II. 102

E. Jensen: Uwe. Erzählung aus dem Leben 143

H. v. Samson-Himmelstjerna: Religiöse Liquidation. I. II. . . 152. 361

Luise v. Kobell: Gespräche mit Max von Pettenkofer 170

Dr. F. v. Schulte: Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand. Eine soziale Betrachtung 181

Prof. Dr. Ludwig Kirn: Die Pocken einst und jetzt. Zum hundertjährigen Jubiläum der Schutzpockenimpfung 202

C. Koldewey: Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands. Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung. I. II. 214. 339

Digitized by Google

Seite

Hübbe-Schleiden: Die Lösung unseres Daseinsrätsels. Eine Pilgerfahrt ins Paradies 229
Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes. I. 257
A. Schneegans: Zacharias Pfänder. Eine Charakterstudie 273
Dr. Cabanès: Napoleons Aberglaube 296
Baronin v. Zedlitz: Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton 313
Paola Lombroso: Ada Negri. Eine psychologische Studie über das Genie 321
Otto Waldau: Die moderne französische Malerei mit besonderer Berücksichtigung von Detaille 354

Aus der Gelehrtenwelt.

Karl Friedrichs: Rudolf von Jhering 240

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.
Th. Achelis: Bastian und die Fortschritte in der Völkerkunde . 373
Kulturgeschichte.
Reinhard von Bibra: Japanische Sprichwörter 112
Zoologie.
Otto Lehmann: Die kleinsten Elektriker 117
Zeitgeschichte.
v. Janson: Der Entwicklungsgang eines englischen Diplomaten und Kunsthistorikers 123
Geschichte.
Dr. Paul Holzhausen: Entschwundene Bilder aus dem Hochschulleben 246
Verkehrswesen.
Otto de Terra: Verkehrspolitische Betrachtungen 250

Kleine Revuen.

zur Megede: Literarische Revue 108
Literarische Berichte 126. 254. 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 256. 380

Digitized by Google

Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Barras.

Der Sturz Talleyrands im Thermidor des Jahres VII der Republik.

Den beiden ersten Bänden des Barrasschen Memoirenwerkes, die etwa vor Jahresfrist gleichzeitig in Paris, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt), London und New-York veröffentlicht wurden, soll demnächst mit dem dritten und vierten Band der Abschluß des Ganzen folgen. Wie die erste Publikation, welche die Zeit bis zum 18. Fructidor umfaßte, interessantes und reiches geschichtliches Material zu Tage förderte, so ist das nicht minder von der zweiten zu erwarten, die uns hauptsächlich Aufschluß über die beiden großen Staatsstreiche des 18. Fructidor und des 18. Brumaire gibt. Wir sind in der Lage, als Probe daraus jetzt schon eine Episode mitzuteilen, diejenige, welche nach der gegen das Direktorium gerichteten Bewegung vom 30. Prairial des Jahres VII zu der, allerdings nur vorübergehenden, Entsetzung Talleyrands von seinem Ministerposten führte.

Barras schildert zunächst die Zustände, die dem „Tage" des 30. Prairial gefolgt sind, und fährt dann fort:

Die Bewegung vom 30. Prairial, die ihre Wirkung auf das Direktorium ausgeübt hat, wird noch für verfehlt und unvollständig gehalten, weil ein Teil der Minister, die dem alten Direktorium angehört, noch nicht ersetzt ist. Talleyrand, der sich nicht nur zu allen Umwälzungen im Direktorium hergegeben, sondern der an allen thätigen Anteil genommen und sich dabei durch einen übertriebenen Eifer ausgezeichnet hatte, möchte sich gerne der Wirkung des allgemeinen Gesetzes entziehen und nach wie vor in seiner Stellung verbleiben. Er glaubt dazu wie gewöhnlich das vollste Recht zu haben. Das wichtigste und wesentlichste ist, „daß man bis zum äußersten der Person der augenblicklich vorhandenen Direktoren ergeben ist." Es sind das dieselben Worte, die er an alle Direktoren gerichtet hat, die er einander hat folgen sehen und zu deren Sturz er mitgeholfen hat. Trotzdem grollt der Sturm innerhalb der Räte wie außerhalb derselben. Alles scheint zusammenwirken zu wollen, um Talleyrand einer ganzen Reihe von Unthaten anzuklagen.

Die Einbildungskraft wird zur Beute von allen möglichen Verdachtsmomenten. Als leicht begreiflich erklärt sich unter denselben der jüngst in Rastatt

Digitized by Google

begangene Mord. Man spricht noch immer von dieser schrecklichen That, für die sich so gar keine Erklärung finden läßt und die so diplomatisch verhüllt ist, daß sie sich wahrscheinlich zu demselben eigenartigen Rätsel gestalten wird, wie die eiserne Maske, und man ihr Geheimnis in ewige Nacht zu begraben suchen wird. Dieses beispiellose Verbrechen ist abwechselnd Spanien, der Königin Karoline und dem Wiener Kabinet zur Last gelegt worden, und jedenfalls hatte der Verdacht seinen Grund in dem Interesse, das mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit einer jeden dieser Persönlichkeiten zugeschrieben werden konnte. Es hat den Anschein, als ob, ganz abgesehen von ihrem guten Willen, den ich gar nicht in Frage stelle, die ersten Anstifter und Ausführer französische Emigranten gewesen seien, die sich der Szekleruniform nur als Verkleidung bedient hätten. Es ist das die am meisten von Begleitumständen unterstützte Version, die uns damals von mehreren unserer Gesandten im Auslande übermittelt und uns später auch durch die Korrespondenz unserer auswärtigen Botschafter bestätigt wurde.

Welchen Anteil hat der Minister Talleyrand an unseren Unglücksfällen zu beanspruchen? Alle werden ihm in diesem Augenblick von den mit Recht erbitterten Republikanern zugemessen. Diejenigen, welche in erster Linie diese Anklage erheben, namentlich das „Journal des hommes libres", brachten eine Zusammenstellung von Thatsachen, die zu schwerwiegend sind, als daß ich ihnen eine Stelle in meinen Memoiren verweigern darf. Werfen wir einen Blick auf die Darlegungen, in denen dargethan werden soll, daß die französische Politik ein Vorwurf treffe. Mit Deutschland beginnend, sagten die Ankläger, hätte man nicht seinerzeit in Wien einrücken können? Wir hätten alsdann einen Teil dieses umfassenden Landes „germanisiren" und das übrige „republikanisiren" und uns einer „langen Neutralität" von seiten des Königs von Preußen durch Leistung irgend eines wichtigen Dienstes versichern können, zum Beispiel, wenn wir ihm dabei behilflich gewesen wären, die Kaiserkrone zwischen den Häusern Brandenburg und Oesterreich abwechseln zu lassen. Hätte man nicht den wackeren Bewohnern Schwabens zu Hilfe kommen oder sie wenigstens gewähren lassen können? Aber nein, wir haben es vorgezogen, sie Anarchisten zu nennen: der Kaiser bezeichnet sie nicht anders.

„Die Schweiz: Wir hätten nur den guten republikanischen Geist zu ermutigen gehabt; aber man hat es vorgezogen, zu plündern und mit eisernem Scepter zu regieren; und doch hätte man sich daran erinnern sollen, daß die Schweizer aus natürlichen Gründen zäh an ihrer Unabhängigkeit und an ihrem Gelde hängen, und voraussehen sollen, zu was die Rapinat anvertrauten Missionen führen mußten.

„Italien: Es war ganz unser; es streckte uns von allen Seiten die Hände entgegen. Was haben wir thun müssen, es zu verlieren? Es zu halten, wäre viel leichter gewesen, aber damals erhielt der Fanatismus seinen letzten Gnadenstoß. Ein Bischof konnte so viel Gottlosigkeit nicht zulassen.

„Holland: Die Gegenpartei des Statthalters mußte wohl oder übel zu uns halten; ihr erwuchs kein Heil als in uns. Was hat man nicht gethan,

Digitized by Google

um sie zu verstimmen? Hat man geglaubt, der König von Preußen liebe uns republikanischer als die Holländer?

„Wir können den Krieg gegen den König von England nur auf viererlei Art führen: 1) durch einen Angriff auf Hannover; 2) durch einen solchen auf Portugal; 3) durch möglichst baldige Ausrüstung von Kaperschiffen und 4) (was das allerbeste wäre) durch die Befreiung Irlands.

„Was haben wir von alledem gethan? 1) gegen Hannover, das Georg (der von Grund seiner Seele ein Deutscher ist) weit mehr am Herzen liegt als ganz Großbritannien? Haben wir ihn angegriffen? Nein, dagegen hat aber sein Freund, sein Verwandter und Religionsgenosse, der König von Preußen, Hannover in den Neutralitätsverband mit aufnehmen lassen. Ist das klar? 2) Portugal: Haben wir diese wichtige englische Kolonie, die man das Königreich Portugal nennt, angegriffen? Und doch wäre die Eroberung derselben leicht gewesen, und Lissabon ist (das weiß oder kann jedermann wissen) das wahre London des europäischen Kontinents.

„Hätten wir Portugal als Königreich von der Karte Europas verschwinden lassen, so würde uns das, das begreift sich, nicht die Liebe des Königs von Spanien eingetragen haben, denn bei Königen sind nicht einmal die eigenen Kollegen beliebt, und demokratische Republiken vollends wirken auf sie ein wie Wasser, das man einem tollen Hunde vorsetzt. Die Könige sind insgesamt „republikenscheu“; aber wenn der König von Spanien uns nicht sein Herz geschenkt hätte, so steht doch fest, daß er, wenn man ihm Portugal zur Arrondirung Spaniens gegeben hätte, in seinem eigenen Interesse genötigt gewesen wäre, uns dienlich zu sein, und die erzwungenen Dienste der Könige sind bei weitem ihrer Freundschaft vorzuziehen; wir hätten unschwer durch diese leicht ausführbare Expedition Brasilien auf unsere Seite gebracht, und dann hätten wir mit einem einzigen großen Schlage nicht nur dem Handel große Quellen des Reichtums erschlossen, welche alle unsere früheren bei weitem übertroffen haben würden, sondern es hätten sich wohl auch wie mit magischer Gewalt unsere Geschäftsleute wieder wie im Jahre 89 der Revolution angeschlossen. Damals wollten sie Ehrenstellen; gegenwärtig hätte die Lockung der Reichtümer ihre edlen Herzen von neuem schwellen lassen können. Man muß mit dem Handelsstande immer in der Sprache reden, die ihm geläufig ist; nun sind aber Ehren (immer in der Mehrzahl) und Reichtümer die eigentliche Muttersprache der Kaufleute aller Länder. Wenn man bei ihm etwas ausrichten will, darf man sich keines andern Idioms bedienen.

„Aber nehmen wir einmal an, wir hätten alles das, was wir soeben auseinandergesetzt, nicht verwirklichen können, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß die Wegnahme von Lissabon und Porto nach der Unabhängigkeitserklärung Irlands der schwerste Schlag gewesen wäre, den man England hätte versetzen können. So aber haben wir gar nichts Derartiges gethan. Wir haben nicht nur nichts gegen Portugal, sondern sehr viel zu seinen Gunsten gethan. Indem man von einer Invasion sprach, die man gar nicht die Absicht hatte, zur Aus-

Digitized by Google

führung zu bringen, und indem man den gefürchteten Namen Augereaus damit in Verbindung brachte, hat man die Engländer nur vorsichtig gemacht, und man sieht auch, durch welche gewaltigen Rüstungen sie sich seit dieser Zeit unausgesetzt zu schützen suchen! Man hätte handeln und nicht reden müssen; dann wäre Portugal oder vielmehr das portugiesische England verloren gewesen, und Talleyrand ....[1]) (Man sieht in der Art dieser Vorwürfe wieder einen Gedanken zu Tage treten, der einen großen Teil der Republikaner dieser Zeit beherrscht hat, und der ihnen noch immer vorschwebt; daß Talleyrand seit der Revolution ununterbrochen, von der Zeit seiner Auswanderung und seiner Rückkehr nach Frankreich an, und besonders während seines Ministeriums, nichts anderes als ein Agent Englands gewesen ist.)

„Die Ausrüstung von Kaperschiffen begünstigen; es ist unbestreitbar, daß die vorübergehende gewaltige Macht Englands hauptsächlich durch seinen Handel erhalten wird, der in gleicher Weise durch die Anhäufung des aller Welt geraubten Goldes wie wegen der Korruption, die er allerwärts verbreitet, zu fürchten ist. Wenn man den Handel Englands vernichtete, dann liegt es auf der Hand, daß man seiner Regierung das Mittel entziehen würde, Russen, Oesterreicher und Türken zu besolden und zu korrumpiren, wie sie das zu Hause und bei ... und bei ... und bei ... gethan hat (sic).

„Das wirksamste Mittel, ja sogar das einzige, das wir haben, diesem Handel einen tödlichen Stoß zu versetzen, ist jedenfalls die Ausrüstung von Kaperschiffen, wozu die große Ausdehnung unserer Küsten und unsere zahlreichen Häfen an beiden Meeren uns die günstigste Gelegenheit darbietet. Was wollten die fünfzig Linienschiffe Englands, die sich mit großen Kosten auf dem Ozean bewegen, gegen zweitausend Kaperschiffe, die wir mit Leichtigkeit an zwanzig verschiedenen Punkten ausrüsten könnten, wobei uns unsere großen Kriegsschiffe immer noch für eine gelegenere Zeit in Reserve blieben: die Fabel vom Löwen und den Mücken spricht am besten für die Vorzüglichkeit dieses Systems; man ersieht aus derselben, was eine einzige Mücke gegen einen Löwen vermag. Was vermöchten wohl einige schwere Schiffe, die naturgemäß hierhin und dorthin zerstreut wären, gegen einen Schwarm von Kaperschiffen auszurichten? Es ist klar, daß wir bei dieser Voraussetzung alles zu gewinnen und nichts zu verlieren haben, denn der Handel Englands will alles und der unsrige nichts besagen.

„Wir würden allerdings einige Kaperschiffe verlieren, aber dafür würden Schiffe mit reicher Ladung in den Stand gesetzt, den Unzuträglichkeiten zu begegnen, die aus der Unterdrückung unseres Handels resultiren. Was hat man nun gethan? Statt die Armateure mit allen zur Verfügung stehenden und noch zu beschaffenden Mitteln zu ermutigen, ist man nicht müde geworden, ihnen die Sache fort und fort zu verleiden, ‚aus Respekt' vor dem Eigentume der Neutralen, und Gott weiß, was für einer Sorte von Neutralen! u. s. w., u. s. w. (sic). Als ob man, wenn man Krieg führt, seinem Feinde nicht alles mögliche Uebel

[1]) Diese Punkte befinden sich im Original.

Digitized by Google

zufügen müßte; als ob man sich ein Gewissen daraus machen müßte, seinem Feinde das abzunehmen, was er hat; als ob der Krieg, der seiner Natur nach nichts anderes ist als gesetzlich gestatteter Mord und Diebstahl, uns die Pflicht auferlegte, das Eigentum von Banditen zu respektiren, die nichts sehnlicher herbeiwünschen als die Vernichtung der Republik.

„Es erübrigte noch ein letztes Mittel, um einen tödlichen Streich gegen England zu führen, die Befreiung Irlands, eines Landes, das mit dem heißesten Wunsch, frei zu sein oder überhaupt ‚zu sein', denn man ‚ist nicht', wenn man nicht frei ist, das, sagen wir, mit diesem Bestreben, das, namentlich für Frankreich, nicht minder schätzenswerte vereinigt, die Engländer gründlich zu hassen. Was haben wir gethan, um diesem armen Inselvolk zur Freiheit zu verhelfen, zu einer Freiheit, die uns einen unerbittlichen Feind Englands in seinem eigenen Heim und fast in seinem eigenen Schoße geliefert haben würde? Was haben wir gethan, um es frei zu machen, oder vielmehr, was haben wir nicht gethan, um seine Ketten fester zu schmieden, um ... (sic). Aber hier entsinkt die Feder unseren Händen. Man muß Bischof gewesen sein, als Ausgewanderter lange in England gelebt haben, und man muß das Geschöpf d'Artois' gewesen sein und noch mehr als das, um diese Schmach zu begreifen. Wir hören hier mit der Aufzählung der Mittel auf, die man leicht zur Vernichtung unserer Feinde hätte ergreifen können."

Die Ankläger des alten Direktoriums, die so alle Beschuldigungen zusammenfaßten, die namentlich unsere auswärtigen Beziehungen betrafen, zeigten durch diese Aufzählung, und zwar in der überzeugendsten Weise, daß überall Unkenntnis und Schlimmeres ihr Wesen getrieben hatten; daß überall eine Hand, die man nicht sehen konnte oder wollte, bei uns beständig den Zwecken der ungeheuerlichen Koalition von Kaisern und Königen gedient hat, welche in ihrem jähen Zorn uns den Untergang geschworen hatten. Die Ankläger sagten, sie hätten endlich den Schleier zerrissen, der diese Hand verhüllt habe, und sie in ihrer ganzen widerwärtigen Nacktheit gezeigt. Sie fanden eine weitere Unterstützung ihrer Ansicht noch in einem Umstande, in dem nämlich, daß es, um in wirksamer Weise Oesterreich und England zu bedienen, äußerst wichtig war, in der Hand eines einzigen Inhabers „die Portefeuilles der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten zu vereinigen". — „Nun wohl," sagten sie, „der ausgewanderte Bischof hat alle Hindernisse überwunden; er hat sie schließlich beide erhalten."

„Ja," wiederholten sie, „der Mann, der uns zu Grunde richtet, ist dieser ewige Bischof von Autun, der als weiland großer Herr und namentlich großer Charlatan früher alles verstand, ohne irgend etwas gelernt zu haben, denn sich auf Intriguen verstehen, heißt noch nicht Gelehrter sein, und man kann ein Spitzbube sein, ohne über wissenschaftliche Bildung zu verfügen. Dieser Mann, der als Bischof von Autun nur durch die Hand seines Generalvikars (Desrenaudes) zu schreiben verstand, dieser Mann, der als Emigrant nur eine Contrerevolution wollen konnte, der als Anglomane in dem ganzen vatermörderischen

Digitized by Google

Sinne des Wortes Frankreich den Untergang geschworen hatte und den Anfang damit bei der Marine machen wollte, um mit der Verfassung aufzuhören. Man muß es daher in der Dummheit weiter gebracht haben als dieser gemeine und liederliche Intrigant in der Nichtsnutzigkeit, wenn man nicht einsehen will, daß dieser Mann sich zum Minister hat machen lassen, einzig und allein, um die Republik zu verderben. Möge das Vaterland endgiltig diesen politischen Auswuchs beseitigen und der Contrerevolution endlich ein Ziel setzen, und damit man uns nicht den Vorwurf mache, daß wir überall Uebelstände zum Vorschein bringen, ohne ein Gegenmittel dagegen anzugeben, so wollen wir," fuhren die Ankläger Talleyrands fort, „dem gesetzgebenden Körper ein ganz einfaches in Vorschlag bringen, das aber seinen Zweck sehr gut erreichen dürfte, ein Mittel, das gar nicht hart und durchaus nicht revolutinär ist. Es ist ganz einfach die Aufhebung des Gesetzes, welches den Bischof von Autun von der Emigrantenliste streicht: dann würde das Vaterland gerettet sein, alles in seine alte Verfassung zurückkehren und der privilegirte Verräter des alten Regimes mindestens aufhören, es in so scheußlicher Weise unter dem neuen zu sein." Das ist so in gedrängter Kürze der Inhalt des damals von der Mehrzahl der öffentlichen Blätter gegen Talleyrand gerichteten Anklageaktes.

So hart bedrängt, wie er es war, und Tag für Tag von den entschlossensten Republikanern noch schärfer angegriffen, merkte Talleyrand, daß er sich der Notwendigkeit nicht mehr entziehen könne, wenigstens eine Erklärung für sein Verhalten abzugeben. Das war etwas, was nach seinem System nur selten vorkam, und vor dem er sich stets klüglich hütete. Ich war seit einigen Tagen krank und lag zu Bett. Talleyrand schrieb mir, daß ich ihm erlauben möge, mich „in meinem Bette" aufzusuchen.

Da ich Sie nicht auf dem Direktorium sehe, möchte ich nur wissen, wie es Ihnen geht. Empfangen Sie mich auf einen Augenblick in Ihrem Bette.

In nie endender Ergebenheit

Talleyrand.

Es war das übrigens seine Gewohnheit, wenn ich krank war und er etwas von mir wollte; er sagte mir dann tags vorher, „gestatten Sie mir, daß ich Sie im Bette heimsuche." Obgleich ich ihm die Erlaubnis dazu nicht erteilt und mein Arzt mir sogar verboten hatte, Besuch zu empfangen, weil ich starkes Fieber hatte und stark transpirirte, sah ich doch Talleyrand mit einem Paket oder einer Art Ballen von Broschüren eintreten, so wie ihn Bonaparte in Toulon mit sich herum schleppte, als er uns so eifrig und so ehrfurchtsvoll sein „Souper de Beaucaire" überreichte. Talleyrand sagte mir mit ganz verzweifelter Miene, seine Feinde, die lediglich die der Republik seien, verleumdeten ihn in eigentümlicher Weise; sie bedrängten ihn nur so wegen seiner Anhänglichkeit an die Freiheit und an meine Person; wenn man sich seiner entledigen und ihn zunächst nur moralisch töten wolle, geschehe das nur, weil man ihn wirklich töten wolle, und alle die Angriffe hätten nur den Zweck, an mich selbst zu gelangen; man betrachte ihn mit Recht als ein Hindernis für alle die schlimmen

Digitized by Google

Absichten, die man gegen mich hege; übrigens fürchte er sich vor nichts, und in welcher Lage er sich auch befinde, als Minister oder als Bürger, „werde er mich mit seinem Leibe decken".

Ich erwiderte Talleyrand, ich sei ihm sehr dankbar für das Gefühl der Anhänglichkeit, das er mir zu erkennen gebe, und für die „Deckung", die er mir anbiete, aber ich glaube nicht, daß es sich jetzt darum handle; man müsse sich zunächst mit ihm beschäftigen, da er das Ziel des Sturmes sei. Talleyrand gab mir die Versicherung, daß er sich nur mit der öffentlichen Sache beschäftigen wolle; nur in diesem Sinne habe er eine Broschüre geschrieben; er bringe sie mir in der Zuversicht, daß ich sie billigen und sie meinen Freunden mitteilen werde.

Ich hatte so mit Talleyrand gesprochen in der doppelten Erregung, die mir meine Krankheit und seine Belästigung verursachten. Mein Arzt, Doktor Dufour, der bei dieser Unterredung zugegen gewesen, glaubte, mein Zustand werde unter einer Fortsetzung derselben leiden; er bat Talleyrand, sich zurückzuziehen, und erklärte ihm ganz offen, daß er glaube, er habe zur Vermehrung meines Leidens beigetragen. Talleyrand stellte sich, als ob ihm das Thränen der Verzweiflung entlocke, und trat noch näher an mich heran, wie um mich zu umarmen, und sagte, die Freundschaft fürchte sich nicht vor dem Fieber; man müsse sich glücklich schätzen, dasselbe von einem Freunde zu bekommen, wenn man dadurch zu dessen Heilung beitrage. In seinem Wesen, dessen Spur in seinen kleinen Billets, wenn sie noch so verehrungsvoll gehalten sind, zu Tage tritt, lag so ein Uebermaß von Eifer und so viel von dem Zurschautragen von freundschaftlicher Gesinnung! Man hätte ganz gut glauben können, der Cynismus des Exbischofs würde nicht davor zurückgescheut sein, die Verführungskünste des andern Geschlechts zu versuchen, um dadurch zu einem Vorteil zu gelangen. Was mich anlangt, so ließ der tiefe Ekel, den mir das „Katzenartige" seiner trockenen Schmeicheleien und Liebkosungen einflößte, mich in der ganzen ernsten Haltung verharren, die mir gewöhnlich eigen ist, und wehrte jede vertrauliche Annäherung ab. Ich würde selbst in meinen persönlichen Memoiren nicht bis zu so kleinen Erinnerungen zurückgehen, wenn sie nicht in interessanter Weise noch einige charakteristische Züge zu dem Bilde des Höflings lieferten.

Man sieht, der Trägste der Sterblichen konnte morgens zu recht früher Stunde aufstehen, und der größte Phlegmatiker verstand die aufmerksamste und wärmste Teilnahme an den Angelegenheiten anderer an den Tag zu legen, wenn sein persönliches Interesse dabei in Frage kam. Man wird mir erwidern, daß diese Denk- und Handlungsweise nicht nur die Talleyrands ist; daß sie eigentlich die des ganzen Menschengeschlechts und der Egoismus in der Natur begründet ist, und daß alle animalischen, vegetabilischen und selbst mineralischen Organismen ihre Individualität haben, die sie von den anderen Arten und selbst den Einzelwesen ihrer eigenen unterscheidet. Auch ich erkenne die überlegene Geltung dieses unwandelbaren Gesetzes an, das die ureigene Natur aller Wesen ist, nur möchte ich bemerken, daß es in diesen Gesetzen selbst ein Maß und eine natürliche

Digitized by Google

Schranke für die vernunftbegabten Wesen gibt. Man wird in der Folge ermessen können, ob je Maß und Schranke in diesem Sinne von Talleyrand anerkannt worden sind. Wenn ich mich übrigens auch weiter für die ganze Belästigung nicht rächen will, die mir bei diesem Anlasse der cynische Höfling verursachte, als er mich in meinem Bette umarmen und sich von mir das Fieber holen wollte, glaube ich es doch der Geschichte schuldig zu sein, die es nötig hat, daß sie über gewisse, ihrer mehr oder minder würdige Persönlichkeiten aufgeklärt wird, hier einige Stellen aus der Broschüre Talleyrands herzusetzen, einer Broschüre, die merkwürdig wegen der Vergangenheit und es noch mehr wegen der Zukunft ist, für die sie so schöne Aussichten eröffnete und so große Zusagen enthielt.

„Es muß jedenfalls ermutigend für mich sein, daß ich zu Beginn dieser eigentümlichen Rechtfertigungsschrift daran erinnern kann, mit welcher Begeisterung und mit welcher Freude ich mich im Jahre 1789 zu den ersten und aufrichtigsten Freunden der Freiheit scharte. Diese Erinnerung erfüllt mich mit einer Genugthuung, welche mir selbst die gegenwärtige Ungerechtigkeit nicht rauben kann. Es ist wahr, ich würde nicht würdig sein, einer so schönen Sache gedient zu haben, wenn ich das als ein Opfer betrachtete, was ich damals für ihren Sieg gethan habe. Möge es aber wenigstens verstattet sein, dem Staunen darüber Ausdruck zu geben, daß ich, nachdem ich mir in der gerechtfertigtsten Weise den Haß des ehemaligen Klerus und des ehemaligen Adels zugezogen, ich mich demselben Hasse von seiten derjenigen ausgesetzt sehe, die sich die glühendsten Feinde des Klerus und des Adels nennen und doch ihre Wutausbrüche wieder gegen mich wenden, als ob sie Rache für ihre vernichteten Vorrechte und ihre abgewiesenen Ansprüche nehmen wollten. Das Erstaunen muß sich verdoppeln, wenn man gewahrt, daß diese unerbittlichen Hasser, diese Fabrikanten von Verleumdungen, wie sie namentlich das Blatt, das sich „le Journal des hommes libres de tous les pays“ nennt, zu verbreiten liebt, selbst alle entweder gewesene Priester, gewesene Adlige oder sogar noch Prinzen sind.

„Was sagen nun aber diese Leute, die keine Franzosen sind, oder diejenigen Franzosen, deren Leichtgläubigkeit sie zu täuschen gewußt haben? Daß ich der gesetzgebenden Versammlung angehört habe? Ach, ich wußte ja wohl, daß sie denjenigen niemals verzeihen können, deren Namen unter den Begründern der Freiheit glänzen! Ich wußte wohl, daß diejenigen, die diesen ersten Ansturm des französischen Volkes im Jahre 1789 nicht mitgemacht haben, daß diejenigen, die sich damals in schmachvoller Weise an den kalten Spöttereien beteiligten, mit welchen man diese erhabene Begeisterung des Volkes verhöhnte, und daß endlich diejenigen, die man bei der Revolution nur zu den Zeiten erblickte, die ihnen Hoffnung gaben, sie könnten sie, nachdem es ihnen nicht gelungen, sie zu verhindern, wenigstens verhaßt machen, insgeheim über die Versammlung empört waren, welche zuerst die Erklärung der Menschenrechte proklamirte, und vor allem ihre Gunst mehr der antirevolutionären Seite dieser Versammlung zuwandten als derjenigen, welche die Wiege der Revolution war.

Digitized by Google

„Man sagt, ich sei nur ein Konstitutioneller von 1794, und man behauptet, ich biete keine Gewähr gegen den Umsturz der Republik dar.

„Eine sonderbare Meinung! Selbst wenn man sich der Einsicht verschließen wollte, daß die von den Contrerevolutionären, welcher Art sie auch seien, am heftigsten verfolgten Leute ohne jede Frage diejenigen gewesen sind, welche sich zuerst um eine Verfassung in Frankreich bemüht haben, da das der erste Schritt und ein ganz gewaltiger Schritt auf die Republik zu war, wenn man nicht in Erwägung ziehen wollte, daß die meisten von denen, die sich mit dieser sonderbaren Beleidigung gegen mich richten, sich selbst im Falle einer Contrerevolution höchstens einige Reden zum Vorwurf zu machen hätten, wofür sie leicht Verzeihung erhalten würden; wenn endlich die Behauptung nicht wahr sein sollte, daß ein Patriot von 1789, der kein Bedenken getragen hat, der Revolution den Eid zu leisten, und der ihn unter den feierlichsten und entscheidendsten Verhältnissen wiederholt hat, keine Gnade von einer französischen Regierung zu erhoffen hat, die nicht eine republikanische wäre, dann ist es für jeden, der seine Augen nicht gewaltsam dem Lichte verschließt, unbestritten, daß bei dem aufgeregten Zustande der Gemüter nur drei Möglichkeiten gegeben sind. Entweder wird die Republik sich inmitten so vieler Erschütterungen halten; oder wir sinken zur Verwirrung herab, zur Zerstörung aller Gewalten; oder aber das Königtum wird wiederkommen, um uns zu knechten, und dazu noch in wütenderer und tyrannischerer Gestalt. Jede andere Voraussetzung ist für mich eine illusorische, jedenfalls aber habe ich Gewähr genug gegen die beiden letzteren Regierungsformen geboten. Man weiß nur zu gut, welches Schicksal der eine oder andere mir vorbehalten wissen möchte, und kennt sogar die besondere Art der Bevorzugung, die sie geneigt wären, mir angedeihen zu lassen. Ist es doch bewiesen, und tausendmal bewiesen, daß ich keinen andern Herzenswunsch hegen kann, als die Festigung und den Ruhm der Republik.

„Man kann es nicht oft genug wiederholen: ja, die wirkliche Gewähr, die festeste Gewähr, die man der Republik bieten kann, liegt ohne Frage in einer klar und deutlich ausgesprochenen Liebe zu jener Freiheit, die ein Franzose seit 1792, wenn er bei Sinnen ist, nicht außerhalb der Republik suchen kann; in der offenen Bethätigung dieser Ueberzeugung seit dem ersten Beginne der Republik; in dem Hasse, den er sich fort und fort von seiten der unversöhnlichsten Feinde Frankreichs zugezogen, in der vollständigen Interessengemeinschaft und dem Wohlbefinden, die an eine Regierung, in der man Funktionen ausgeübt, und an den Ruhm eines Landes zu fesseln vermögen, das man während einer Abwesenheit von drei Jahren doppelt schätzen gelernt hat; in der festgewurzelten Ueberzeugung, daß die Republik, die uns so viel gekostet hat, nur in Strömen von Blut untergehen kann; daß derjenige, der es wagen sollte, auf dieses Ereignis hinzuarbeiten, wahrscheinlich das erste Opfer desselben sein dürfte, und sein Name gleich dem aller Verräter mit dem Fluche der allgemeinen Verwünschung bedeckt auf die Nachwelt gelangen würde; in allen menschlichen Gefühlen, die mit Schrecken dem allgemeinen Umsturze entgegen sehen lassen, in

Digitized by Google

welchem Glück, Vermögen, das Leben so vieler Mitbürger, so vieler Verwandten und so vieler Freunde mit hineingezogen werden würde, und endlich in dem Volksglücke, welches das Leben eines jeden Franzosen ausmachen muß, und das die Seele zu dem einzigen Gedanken erhebt, daß Oesterreicher und Russen, nachdem sie unser Land verheert, in ihrem Uebermute kommen und uns Gesetze diktiren würden. Das sind gewiß die sichersten Bürgschaften, und diese, ich scheue mich nicht, es auszusprechen, biete ich alle dar.

„Der Urheber einer Schmähschrift hat zu behaupten gewagt, im Verlaufe dessen, was er meine Auswanderung nennt, hätte ich England verlassen, um mich nach Amerika zu begeben, wo ich die weiße Kokarde getragen hätte. Ich verließ England, nein, die englische Regierung hat mir vielmehr den Befehl gegeben, seinen Boden binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen, und in dieser Hinsicht zeichnete ihr Haß mich in ehrenvoller Weise aus. Ich begab mich nach Amerika, das ist richtig, denn ich konnte mich nur in einem freien Lande in Sicherheit befinden; aber es ist ebenso unrichtig wie abgeschmackt, wenn man behauptet, ich hätte dort die weiße Kokarde getragen. Ein so lächerlicher Gedanke hätte mir nicht einmal in den Sinn kommen können. Man wiederholt dieselbe Abgeschmacktheit für die Zeit, während welcher ich mich auf meiner Rückreise nach Frankreich in Hamburg aufhielt. Ich berufe mich einer so verlogenen Behauptung gegenüber auf das Zeugnis des Bürgers Reinhard, des damaligen Gesandten der Republik in Hamburg, und auf dasjenige des Bürgers Lagau, unseres damaligen Konsuls in jener Stadt. Sie mögen sagen, ob ich mich nicht ständig gleich ihnen mit den nationalen Farben geschmückt habe.

„Derartige Vorwürfe sind übrigens, wie schwer sie auch sein mögen, kaum von einer Bedeutung denjenigen gegenüber, deren Schwere man auf mein Haupt fallen lassen möchte. Ich beeile mich, es zu erklären: wenn ein einziger begründet wäre, wäre ich jedenfalls der schuldbeladenste Beamte der Republik."

Diese ganze Erzählung von den patriotischen Thaten Talleyrands, sein ganzer Aufwand an Beredsamkeit war nahezu verloren, für den Augenblick wenigstens. Die Stunde Talleyrands war gekommen; er konnte nicht mehr Minister bleiben angesichts alles dessen, was er gethan, und alles dessen, was ihm schuldgegeben wurde. Selbst wenn das Direktorium Talleyrand hätte halten wollen, wäre ihm das nicht möglich gewesen; das Geschrei der Menge ist hinter ihm her. Da er sieht, daß er seinen Entschluß fassen muß, will er wenigstens, wenn er das Ministerium verläßt, an seine Stelle eines seiner Geschöpfe setzen, einen Mann, dessen Bedeutungslosigkeit als Charakter, der allerdings eine gewisse Fähigkeit zur Seite steht, im Ernste kaum für etwas anderes als ein Interim aufgefaßt werden kann, und der seinen Platz seinem Nachfolger warmhalten soll. Das Direktorium nimmt somit die Entlassung Talleyrands, die er eingereicht hat, an und ernennt an seine Stelle den Bürger Reinhard, Kommissär in der Schweiz.

Digitized by Google

Traumland.

Novelle von

Adelheid Weber.

Mittsommernacht. Kein Mensch mehr am Strande. Blaßgoldiger Traumglanz über dem Wasser; am Horizont ein letztes, verglimmendes Rosenrot. Nach Norden zu verschwammen Himmel und Meer und Düne in bläulichen Dunstschleiern. Die Fichten an den Uferbergen standen ganz still, als schliefen sie. Tiefes Schweigen lag über der Erde; nur die See sprach leise mit sich selber im Traume.

Eine schlanke Frau öffnete das Gartenthor der letzten Villa, deren Giebelfenster nach dem Wäldchen gingen, während der Balkon ihres Erkers aufs Meer hinaussah. Die Dame ging rasch, fast als fliehe sie, mit elastischem, wie federndem Gange. Jetzt stand sie am Wasser; ihre lichte Gestalt hob sich kaum ab von der lichten See und dem lichten Himmel. Sie nahm den Florentiner vom Kopf, rasch, als befreie sie sich mit jeder Bewegung von lastendem Zwange. Sie strich mit beiden schlanken Händen das blonde Haar aus den blassen Schläfen.

Dann seufzte sie tief auf. „Ah," sagte sie, „Frieden!"

Eine Weile stand sie so, regungslos, als tränke sie den Traumglanz der Natur in sich hinein; dann blickte sie sich um. Vom Seesteg stieß eben ein kleines Boot mit safranfarbenem Segel. Die blonde Frau schaute einen Augenblick lang den kräftigen Ruderschlägen des Mannes zu, der nach Art der Fischer eine Jacke lose über die Schultern gehängt trug; dann beschritt sie rasch den Seesteg.

„Boot ahoi!" rief sie mit etwas verschleierter Stimme, aber bestimmtem Ton. „Ich will fahren."

Der Mann im Boot hielt mit Rudern inne, betrachtete einen Moment lang die Frauengestalt am Ufer, brachte dann mit ein paar kräftigen Ruderschlägen das Boot zum Steg zurück und bot der Dame die Hand zum Einsteigen. Sie hatte den unbestimmten Eindruck von etwas Unerwartetem bei der Berührung dieser fremden Hand; aber sie war zu sehr von anderen Empfindungen eingenommen, um sich mit diesem Eindrucke zu beschäftigen. Sie setzte sich auf die vordere Bank des Bootes, so daß die ganze Länge des Fahrzeuges zwischen ihr und dem Ruderer lag, schaute auf das träumende Wasser und sog den Atem des Meeres mit tiefen Zügen in sich hinein.

Am Horizont stand noch ein langer, rosiger Streifen, und nur ein weniges von ihm entfernt begann im Nordosten ein neuer blaßroter Schimmer aufzublühen. Der Glanz über dem Wasser wurde noch bleicher, traumhafter. Die erschlaffende Wärme der Mittsommernacht löste die straffe Haltung der Frau; sie lehnte sich zur Seite; etwas Weiches, Sehnsüchtiges kam über ihre Gestalt und in das weiße, scharfgeschnittene Gesicht.

Digitized by Google

So fuhren sie weit hinaus über das Meer.

„Traumland!“ sagte da plötzlich der Mann auf der Ruderbank wie vor sich hin, aber der Klang der tiefen Stimme kam deutlich durch die Stille der Nacht zu ihr herüber. Sie schreckte auf und schaute zum erstenmal den Mann an. Er war groß und breitschultrig; sein Gesicht, so weit das Dämmerlicht der Sommernacht es erkennen ließ, gebräunt und energisch geformt; dennoch konnte nur ihre Traumversunkenheit erklären, daß sie ihn für einen Fischer genommen hatte.

Nun wurde ihr auch der flüchtige Eindruck klar, den die Berührung seiner Hand ihr hinterlassen hatte. Sie war weich gewesen wie die eines Mannes aus der Gesellschaft. So war auch seine Haltung, der Klang seiner Stimme — ungerechnet das Wort, das er soeben, absichtlich oder nicht, gesprochen hatte und das seltsam mit ihrer eigenen Empfindung zusammenklang.

Ein Schreck überrieselte sie; unwillkürlich erhob sie sich von ihrem Sitze.

„Bitte, gnädige Frau,“ sagte er da ruhig, „bleiben Sie sitzen; Sie laufen Gefahr bei heftigen Bewegungen.“

„Bringen Sie mich sofort ans Land zurück,“ rief sie, und die Erregung in ihr machte ihren Stimmenklang hart. „Sie wissen wohl, ich hielt Sie für einen Fischer, und haben meinen Irrtum mißbraucht, mein Herr. Das war nicht gentlemanlike.“

„Aber es war menschlich,“ erwiderte er unverändert ruhig. „Und ich hatte in diesem traumhaften Mitternachtzauber den Gedanken an gesellschaftliche Schranken verloren; ich fühlte mich eins mit der Natur und wähnte Sie in gleichem Falle.“

Die Ruhe seiner Entgegnung, der weiche Klang seiner Stimme, der Zauber dieser goldenen Dämmerung, dieser Nacht auf dem weiten Wasser, fern von allen Schranken des Zeitlichen, wo sie allein war mit einem Menschen, dessen Gesicht sie nur im dunklen Umriß vor sich sah und dessen Worte seltsam mit ihren eigenen Gedanken zusammenklangen, das alles weckte auch in ihr die Empfindung, die er ausgesprochen hatte. Auch sie fühlte sich fern von der Welt, eins mit der Natur, und ein wohliges Behagen an dem Traumhaften ihrer Situation begann sie zu erfüllen. Sie mußte sich ein wenig zwingen zu dem bestimmten Tone, in dem sie erwiderte:

„Trotzdem darf eine Dame nicht eine Rolle in einem Abenteuer spielen. Ich wiederhole meine Bitte, mein Herr.“

Er wandte sofort das Boot und ruderte dem Lande zu. Erst dann antwortete er mit einem leichten Klange von Bedauern in der Stimme:

„Eine Dame! Immer eine Dame! Warum nicht Frau, nicht Mensch sein? Sie leben in so tiefer Einsamkeit, Sie haben solch ein starkes Bedürfnis nach Befreiung von dem Zwange, der auf Ihnen lastet, und doch haben Sie noch nicht verlernt, sich vor der Kleinlichkeit der gesellschaftlichen Formen zu ducken?“

Sie starrte ihn an, befremdet, erschrocken und doch angenehm berührt von seiner offenen Menschlichkeit.

„Sie kennen mich?“ fragte sie. „Sie wissen von meinen Schicksalen?“

Digitized by Google

„Ich weiß so gut wie nichts, aber ich errate viel," entgegnete er mit leichtem Lächeln. „Aber vorerst: Muß ich mich Ihnen vorstellen?"

Sie erhob die Hand. „Bitte, nein. Es ist mir lieber, wenn wir nur — Mensch zu Menschen sprechen."

„Danke," erwiderte er und brauchte die Ruder lässiger. Das Boot bewegte sich langsam vorwärts. Dann fuhr er fort:

„Ich bin seit zehn Tagen hier, und da die Gesellschaft dieses kleinen Badeortes mich nicht reizt, Natur aber und Menschlichkeit mich immer anziehen, so streife ich einsam am Strande umher, oder fahre allein auf See, oder schaue den Fischern bei ihrer Arbeit zu und plaudere mit ihren Frauen — denn die Männer sind bekanntlich schweigsam wie ihre Fische. Da zog denn die Villa am Wäldchen meine Augen auf sich. Sie hat etwas Anreizendes für die Phantasie, wie sie so einsam dasteht, ohne Nachbarschaft, während Fenster und Balkon einen weiten Blick auf Meer und Wald gewähren müssen. Einsam und weitblickend, weltfern und doch voll moderner Eleganz — man knüpft unwillkürlich Geschichten an solch ein Haus. So erkundigte ich mich denn nach seinen Bewohnern. Man konnte mir wenig genug mitteilen. Eine Dame hatte das Haus seit dem Frühjahre gemietet, war aber erst vor kurzem eingezogen. Sie war in der Nacht gekommen, in einem verschlossenen Wagen, begleitet von zwei ältlichen Dienerinnen, die eine kranke Person die Treppe hinauftrugen. Verzeihen Sie, gnädige Frau," unterbrach er sich, als sie eine abwehrende Bewegung machte, „ich wiederhole nur, was man mir erzählte, ohne daß ich sonderlich geforscht hätte, und ich erzähle es nur, um den rein menschlichen Anteil zu erklären, den ich an einer Unbekannten nahm und der mich zu meinem heutigen Benehmen gegen Sie verführt hat. Darf ich fortfahren?"

Die junge Frau nickte; sie schaute an ihm vorbei auf das blaugoldige Meer; ihr feiner, etwas harter Mund war zusammengepreßt; ihr Gesicht schimmerte sehr weiß zu ihm herüber.

Er fuhr fort:

„Man ist nicht neugierig unter meinen Freunden, den Fischern, und so hatte man nicht viel geforscht nach den Fremden, die sich vollkommen von der übrigen Badegesellschaft abschlossen. Selbst den Balkon hatten sie mittelst hoher Zierpflanzen so verkleidet, daß man wohl von ihm aus auf Strand und Meer herabschauen, von unten aber die Gestalten nicht erkennen konnte, die sich dort aufhielten. Den Verkehr mit der Außenwelt hielten ausschließlich die beiden schweigsamen alten Dienerinnen in den Händen; die junge Gebieterin verkehrte mit niemand und verließ nicht einmal das Haus während des Tages. Nur am späten Abend, oft sogar erst in der Nacht, stieg sie mit eilenden Schritten zur See hinab, machte lange Spaziergänge in den Wald hinein oder den Strand entlang, oder stand regungslos am Wasser — immer ganz einsam und in dieser Einsamkeit so völlig ohne Furcht und Scheu, wie nur — das Unglück es sein kann. So sah ich sie seit fast acht Tagen oder vielmehr acht Nächten — denn ich hatte mich gewöhnt, im Boote, oder auf einer Bank, oder im Wald auf sie

Digitized by Google

zu warten und sie zu beobachten — nicht aus frivoler Neugier," fügte er rasch hinzu, da sie eine Bewegung machte, „sondern aus einem tiefen Gefühl von — wie soll ich's bezeichnen? — von rein menschlicher Sympathie, die sich vielleicht mit etwas künstlerischem Interesse mischt, wie es den Beobachter eines ungewöhnlichen Schicksals überkommt. Und endlich hat mich die völlige Einsamkeit, in der diese junge Frau lebt, die nur nachts ihr Leid in die schweigende Natur hinausträgt — "

„Sie irren sich," unterbrach ihn die Dame mit einer gewissen Hast, als wolle sie einem Irrtum nicht Zeit lassen, sich zwischen ihn und sie zu breiten, „ich trage nicht mein Leid in die Natur hinaus, ich entfliehe ihm in die Natur hinein, in ein Reich, wohin kein Ton meines Taglebens dringt, in ein Reich der Schönheit, der Freiheit, des erlösenden Schweigens — in ein Land, das ich mit meinen Träumen bevölkere —"

„Traumland," sagte er, ein wenig lächelnd. „Ich wußte es ja, Sie brauchen und haben ein Traumland."

„Hat es nicht jeder Mensch?" erwiderte sie lebhaft. „Braucht nicht jeder einen stillen Bezirk, in den nichts dringt vom Lärm, der Unruhe, dem Schmerz, der Lust und all dem Zerstreuenden des Tages, das uns von unserem eigentlichen Selbst entfernt — oder," fuhr sie stockend fort, „ich will nicht sagen, von dem eigentlichen Selbst — aber wir haben alle noch ein zweites Ich, das sich immer von dem andern, dem Ich des Alltags, fortsehnt in dies stille Reich hinein. Da können wir von dem träumen, was uns das Schönste und Liebste auf der Welt zu sein dünkt, und was wir in Wirklichkeit nicht haben können — oder dürfen. Und so lange wir davon träumen, haben wir's doch und sind glücklich. Ich glaube, dies ist sogar das eigentliche Glück, das wahre — denn daran klebt kein Erdenrest. Jeder nennt es vielleicht mit anderen Namen — aber wir alle brauchen — und haben es: das Traumland."

„Alle?" entgegnete er lächelnd. „Ich kenne viele Menschen, die sich mit Stolz Wirklichkeitsmenschen nennen und die Ihre Voraussetzung belächeln würden —"

„Dann bedaure ich sie," rief sie lebhaft. „Kein größeres Unglück als das, am Erdboden kleben zu müssen — nie fliegen zu können —"

„Aber es wird behauptet, daß man auch auf der platten Erde sehr glücklich sein könne —"

„Glücklich sein solle — müsse," unterbrach sie ihn mit bitterem Lachen. „Ach ja, ich kenne diese Weisheit. Du sollst glücklich sein, denn du bist jung — du bist schön — du hast einen reichen Mann, der dir keinen Wunsch versagt — keinen Wunsch nach Brillanten, Opernlogen und dergleichen schönen Dingen nämlich —"

Sie brach plötzlich ab, ein glühendes Rot ergoß sich über ihr weißes Gesicht. „Ich meine, derart sieht das Glück der platten Erde aus," fügte sie mit unsicherer Stimme hinzu und wich dem Blicke ihres Gefährten aus, der eigentümlich durchdringend auf ihr ruhte.

Digitized by Google

Er erwiderte nicht direkt, sondern sagte nach einer kleinen Pause in leichtem Tone: „Freilich, Traumland ist schön — wenn es nur nicht zwei Gefahren in sich schlösse: Entweder überzieht es allmälich für uns die Wirklichkeit, und dann macht es uns unfähig, uns darin zurecht zu finden, löst sie auf, entnervt uns, nimmt uns das Rückgrat — oder wir wollen es gar zur Wirklichkeit machen — dann stößt sich die Seifenblase an den harten Schranken und zerplatzt, und uns ist elend, wenn uns das Tröpfchen Wasser auf die Nase fällt, woraus unser Traumglück bestand."

„Man muß eben verstehen, zwei gesonderte Existenzen zu führen," erwiderte sie.

„Sie könnten das auf die Länge?" sagte er. „Sie würden nie die beiden Reiche mit einander vermischen?"

„Nie," erwiderte sie. Dann rief sie lebhaft: „Schauen, o schauen Sie!"

Er wandte sich um, dem Ufer zu, nach dem ihre Hand deutete. Das Boot hatte sich dem Strande genähert; das Meer brandete in kleinen Wellen. Der matte Goldglanz, der darauf gelegen hatte, war verschwunden; es war jetzt dunkel. Der Mond stand darüber und bildete im Wasser eine silberne Straße, die sich nach Norden zu verbreiterte und in tanzende Kreise auslief, die von innen heraus zu leuchten schienen. Und mitten durch diese Straße schossen von der dunklen Mitte des Meeres aus schräge elektrische Pfeile. Sie durchschnitten die Silberkreise, thaten sich aus einander, schlossen sich wieder zusammen und liefen in Kurven auf den Strand. Es war ganz still. Auch die beiden Menschen im Boot schauten schweigend in das Wunder hinein.

Dann sagte die junge Frau lebhaft: „Bitte — ich möchte mitten in dem Mondglanze sein!"

Er lächelte und ruderte schweigend in die Strahlenkreise hinein. Aber als sie mitten darin waren, war der Zauber verschwunden; weder silberne Kreise noch elektrische Pfeile schossen durch das Wasser, nur eine matte Helle breitete sich um sie.

„O," sagte die junge Frau enttäuscht.

Er lenkte, immer vor sich hin lächelnd, das Boot dem Ufer zu und bot ihr die Hand zum Aussteigen. Da, als sie am Strand standen, waren die metallischen Kreise wieder im Wasser, und der feuchte Sand des Ufers blitzte und leuchtete.

„Es muß fern sein, um zu glänzen," sagte die junge Frau.

„Und Sie sind so sicher, Träume nie in Wirklichkeit übersetzen zu wollen?" fragte er und schaute ihr in das weiße Gesicht, das mit dem sehnsüchtigen Blick in den blauen Augen und den ein wenig geöffneten Lippen sehr jung und weich aussah.

Sie errötete unter seinem Blicke. Dann zuckte sie die Achseln. „Ganz sicher," erwiderte sie mit leichtem Trotze, und als er Miene machte, sie zu begleiten, sagte sie: „Bitte — Traumland endet hier. Dort — in der Wirklichkeit — muß ich allein sein."

Er stand sofort still und zog mit tiefer Verbeugung den Hut. Als sie vorübergeschritten war, blickte er ihr lange nach.

Digitized by Google

„Nun bin ich neugierig, wie dies enden wird," sagte er, indem er mit raschen, elastischen Schritten dem Dorfe zuging.

Am nächsten Abende war er schon früher am Strande und schaute ziemlich unaufmerksam auf die See, die, hier grünblau mit silbernen Lichtern auf den Wellen, dort dunkel veilchenfarben mit goldenen Reflexen, einen entzückenden Gegensatz zu dem in rötlichem Orange leuchtenden Himmel bildete. Er wandte den Blick von diesem schönen Schauspiel immer wieder ab zu der einige hundert Schritt hinter ihm liegenden Villa zurück, zog die Uhr, that einige Schritte vorwärts, hastig, als strebe er aus quälender Erwartung fort, und blieb dann wieder stehen, schaute sich um und ging rasch zurück, als fürchte er, zu verfehlen, auf was er hoffte. Dies Spiel mit sich selbst hatte er schon oft wiederholt, hatte die Uhr betrachtet, die Achseln ungeduldig gezuckt und auf das allmähliche Erblassen des Meeres geschaut, als er endlich, da er sich in einem gewissen Trotz ziemlich weit von seinem Platze entfernt hatte und nun still stand und sich umblickte, eine lichte Gestalt durch den Vorgarten der Villa dem Strande zueilen sah. Unwillkürlich machte er eine Bewegung auf sie zu, dann aber blieb er wieder stehen und betrachtete die schlanke Gestalt vor ihm.

Sie schritt schnell vorwärts, bis sie zur See kam. Da stand sie still, warf aber nur einen flüchtigen Blick über das Wasser und schaute sich um. Sie hatte also erwartet, ihn zu finden.

Er that ein paar rasche Schritte auf sie zu, mäßigte aber dann seine Eile und zog ehrerbietig den Hut. Sie aber streckte ihm mit unbefangenem, frohem Lächeln die Hand entgegen.

„Ich habe mich darauf gefreut, mit Ihnen zu plaudern." sagte sie.

Er erwiderte ein paar Worte, die fast verlegen klangen, als wüßte er noch nicht, was er aus ihrem Wesen machen sollte, das halb das eines Naturkindes war und halb doch das einer selbstsicheren großen Dame.

Sie begann nun, den Strand entlang zu gehen, immer in dem feuchten Sande, der ein rasches Gehen gestattete. Jede ihrer Bewegungen war wie gesättigt von überströmender Kraft und Frische, und auch der Ausdruck ihres Gesichtes war heute minder weich und sehnsüchtig als gestern, eher frisch und selbstgewiß. So klang auch der Ton ihrer Stimme, als sie, ihren Begleiter freundlich — oder eigentlich freudig — anlächelnd, wieder anhob:

„Ich denke mir nämlich jeden Abend vor dem Einschlafen aus, was mir der nächste Tag — oder einer der nächsten Tage, oder Wochen, oder Monate — Hübsches bringen könnte, und während ich mich darauf freue, schlafe ich ein. Da wache ich denn am Morgen mit dem Gedanken an die Freude auf, die ich vor mir habe — und die hilft mir über vieles Schwere fort, das mir der Tag bringt."

Er blieb unwillkürlich stehen. „Lieber Gott," sagte er, „sind Sie jung! Ich — wenn ich denke, wie lange es her sein mag, daß ich mir 'was Besonderes von der Zukunft erwartet habe!"

Sie lachte fröhlich. „Wissen Sie, daß ich noch immer, gerade wie die

Digitized by Google

Ibsenschen Frauen, auf das Wunderbare warte? Daß ich mir fest einbilde — oder nein, eigentlich bilde ich's mir nicht ein — ich weiß ja, ich bin eine alte Frau —"

„Sie alt?" fiel er mit so viel Entrüstung ein, als er nur in seinen Ton legen konnte.

Sie blickte ihm offen in die Augen. „Ja, ich bin eigentlich alt," erwiderte sie, „denn ich habe viele Lebenskämpfe durchgemacht, und Sie wissen, Kriegsjahre zählen doppelt. Ach, man wird so furchtbar klug durch Leiden! So Weniges imponirt einem mehr — so viel durchschaut man und weiß man — vor allem, daß nichts ewig währt und nichts deshalb des Kampfes, kaum des Wunsches, wert ist."

Er schaute interessirt in ihr wieder herb gewordenes Gesicht.

„Und doch?" fragte er lächelnd.

„Und doch," sagte sie. „Ich wache auf und freue mich, daß ich lebe — allein deshalb, weil die Sonne scheint und die See blaut — kurz, weil das Leben an sich, so schwer es sein mag, doch etwas Köstliches ist. Und dann — weil das rechte, große Glück noch nie zu mir gekommen ist, bilde ich mir ein — oder hoffe — nein, träume nur, daß es doch noch einmal kommen könnte —"

„Und wenn es einmal neben Ihnen geht, erkennen Sie es nicht, ich wette darauf," erwiderte er, „denn es würde immer ein viel zu irdisches Kleid für Sie tragen."

Sie schaute ihn an wie überrascht durch seine Worte. Einen Augenblick dachte sie nach, dann sagte sie:

„Möglich, daß mein Wunder ewig in der Luft hängen bleiben wird. Aber was schadet das, da ich doch darauf hoffe? Und indes freue ich mich an dem Schönen, das mir der Tag, oder eigentlich der Abend bringt, zum Beispiel der heutige."

Und ehe er auf ihre scheinbar so schmeichelhaften letzten Worte erwidern konnte, setzte sie hinzu:

„Es ist schon so lange her, daß ich einmal mit einem Menschen gesprochen habe — ich merke erst jetzt, wie sehr es mich darnach gedürstet hat."

Er blickte sie erstaunt an. „Wer kann denn aber die Macht haben, Sie von allem Verkehr auszuschließen?" fragte er.

Sie lächelte traurig. „Wer? Die Notwendigkeit."

„Keine Notwendigkeit kann Sie gegen Ihren Willen einkerkern."

„Nein; aber mit meinem Willen. Wenn man mit Willen bezeichnet, daß ich mich dem Unabwendbaren, Unausweichlichen füge — aus Einsicht, — aus Pflichtgefühl —"

„Das ist ja aber langsamer Selbstmord," sagte er.

Sie senkte den Kopf. „Vielleicht. Und ich wäre wohl längst erdrückt worden, zu Grunde gegangen, wenn ich nicht —" sie lächelte ein wenig und blickte ihn von der Seite an — „nach Traumland flüchten könnte, wenn die Wirklichkeit zu schwer auf mir lastet."

Digitized by Google

„Aber das ist alles Thorheit," sagte er gequält. „Keine Pflicht auf Erden kann Sie zwingen, Ihr Leben langsam hinzuopfern! Das könnte nur Liebe thun."

Sie neigte den Kopf. „So nennen Sie es Liebe," erwiderte sie ganz leise, und langsam kamen noch die Worte: „Und gewiß, es ist auch Liebe dabei — nur —" Sie verstummte. Und er sagte langsam:

„Ja dann — dann freilich —", und brach mit verfinstertem Gesichte ab. So gingen sie eine Weile schweigend neben einander. Dann fing sie an, dies und jenes zu plaudern; aber es kam kein rechtes Gespräch mehr zwischen ihnen zu stande; denn seine Verstimmung teilte sich auch ihr endlich mit. Sie kehrten bald um und schieden vor ihrer Villa von einander.

Er schaute der elastischen Gestalt wieder nach, bis sie im Hause verschwand; aber er lächelte heute nicht, sondern schüttelte den Kopf; vielleicht mehr über sich selbst als über sie.

Am nächsten Abend wanderten sie auf seinen Vorschlag in den Wald, der im Dämmerlicht der Sommernacht sehr still dastand. Ganz leise nur summten die Fichtennadeln in den Wipfeln, und das Murmeln der See klang von fern wie ein tiefer Accord zu der Melodie der Worte, die die beiden zu einander sprachen, oder vielmehr, die sie an ihn hinsprach, wie ihr gerade die Gedanken durch den Kopf gingen, während er ziemlich schweigsam neben ihr hinwanderte und sie nur eigentümlich interessirt anschaute.

Denn, als sie unter seinen Blicken endlich errötend verstummte, sagte er mit der brüsken Offenheit, mit welcher er seine Zurückhaltung zuweilen zu durchbrechen liebte:

„Ich löse Rätsel, gnädige Frau. Ich bin endlich dahinter gekommen, was eigentlich Ihre Originalität ausmacht. Es ist, daß Sie kein Wort sprechen, nur um zu reden, und keines, um Ihre Gedanken zu umhüllen. So scheint nichts banal an Ihnen; denn alles ist vom Zauber der Unmittelbarkeit umflossen. Und diese naive Offenheit kontrastirt scharf mit Ihrer abgeschlossenen und selbstgewissen Haltung und mit dem Geheimnis, das Sie um sich zu breiten lieben."

„Zu breiten lieben?" entgegnete sie und es klang eine rührende Traurigkeit in ihrer Stimme.

Er neigte sich zu ihr.

„Sie stehen zum Beispiel in der Kurliste als Frau Schmidt mit Begleitung, aus Italien kommend," sagte er lächelnd, aber mit forschendem Blick. „Sie hüllen also Ihren wahren Namen und Ihren Wohnsitz in ein Geheimnis."

Sie schaute unbefangen zu ihm auf.

„Ich habe viele Bekannte in der Welt," erwiderte sie. „Da könnte der eine oder der andere immerhin durch Zufall an diesen entlegenen Ort verschlagen und durch Interesse oder Neugier, oder gar ein gewisses Pflichtgefühl veranlaßt werden, mich aufzusuchen. Und das eben will ich vermeiden."

„Warum?" beharrte er.

Sie antwortete ohne Zögern: „Meine Beziehungen zur Gesellschaft stammen alle aus jener Zeit, wo ich noch glücklich war — glücklich heißt das in den

Digitized by Google

Augen anderer: jung, reich, gefeiert. Und ich bin hochmütig genug, mich nicht gerne bedauern zu lassen. Dann aber kann ich auch keine Ablenkung von meiner Pflicht brauchen — mein ganzer Tag gehört meinem armen Baby —"

„Sie haben ein krankes Kind!" rief er. Und er beugte sich zu ihr und sagte mit einer Zärtlichkeit in seiner Stimme, die sie berückend herzwarm klingen ließ: „Arme Frau! Und das verschwiegen Sie mir?"

Da sah er sie zum erstenmal erröten und ihren Blick dem seinen ausweichen. Sie schwieg eine ganze Weile und schaute vor sich hin in den Mondglanz hinein. Süßer Duft von blühendem Klee und dörrendem Heu kam von einer nahen Waldwiese dahergeschwommen. Weiße Birkenstämme leuchteten silbern durch die Dämmerung; große, schwarze Schatten und runde Silberflecken lagen neben einander auf dem Wege; das Gras unter den Bäumen leuchtete, als läge Schnee darauf.

Endlich sagte sie leise und abgebrochen: „Ich wollte nicht erinnert sein — ich wollte den Tag auslöschen — ein paar Stunden ganz ungetrübten Glückes genießen — in Traumland."

Er zog ihren Arm in den seinen und drückte ihn leise. Sie zuckte ein wenig, ließ ihn aber gewähren. Fortan sprachen sie leise mit einander, abgebrochen, stockend — und wußten im nächsten Augenblicke nicht mehr, was sie gesagt hatten. Nur ein immerwährendes Entzücken rieselte durch ihre Glieder. Es war spät, als sie sich vor dem Gartenthor trennten.

„Auf morgen, Blanche," sagte er und schaute ihr in die Augen, die sich vor seinem Blicke senkten und dann wieder mit scheuer Seligkeit zu ihm aufhoben.

„Gute Nacht," flüsterte sie.

Als er allein in seinem Zimmer war, sagte er vor sich hin: „Wie rasch das gekommen ist!" Und er lächelte halb spöttisch, halb zärtlich. Dann entkleidete er sich rasch und schlief sofort ein.

Und sie stand noch lange am offenen Fenster und schaute auf das Meer, das im Mondschein undeutlich wie ein weißes Feengewand zu ihr herüberschimmerte; Glut auf den Wangen und scheue Seligkeit in den Augen. Sie lag die ganze Nacht mit offenen Augen und halb geöffneten Lippen und sog in tiefen Zügen den Atem des Meeres ein und dachte, es sei der Atem des Glücks, der sie umfächelte.

Traumland!

Es umwob sie den ganzen Tag mit seinen Schleiern, die auch über die Wirklichkeit einen rosigen Schimmer breiteten, so daß sie meinte, nie leichter und nie liebenswürdiger ihre Pflichten erfüllt zu haben. Und wenn sie sich zu ihrem armen, gelähmten, schwachsinnigen Söhnchen niederbeugte, so war ein Glanz in ihren Augen und eine süße Zärtlichkeit in ihrer Stimme, die ein unbestimmtes Lächeln auf sein armes, regelmäßiges, leeres Gesichtchen zauberte, und in die großen, blicklosen Augen einen gewissen verwunderten Ausdruck hineinlockte. Und doch wußte sie kaum, was sie that und sprach. Sie fühlte nur ihre Liebe zu dem Kinde in einer ungekannten Wärme und Freudigkeit aufblühen, oder vielmehr,

Digitized by Google

sie strömte das auf das Kind aus, was jetzt ihr Herz mit entzückender Wärme und unklarer, freudig schmerzlicher Sehnsucht füllte. Aber während sie mit ihrem Kinde tändelte, sprach sie, fast unbewußt, immer mit ihm, von dem sie nichts wußte als seinen Vornamen, Viktor, den er ihr genannt, als er nach dem ihren gefragt hatte, und den sie noch nie ausgesprochen hatte, nicht einmal bei sich selbst. Nichts wußte sie von ihm — sie hatte sogar Scheu, sich sein Bild ganz lebhaft vor das innere Auge zu stellen, und als sie es einmal thun wollte, merkte sie, daß sie es nicht konnte, daß sie nur den Gesamteindruck seines Wesens in sich aufgenommen hatte, aber keinen einzelnen Zug klar unterschied. Auch mit seinem inneren Wesen war Aehnliches der Fall; sie wußte eigentlich gar nicht, wie er über eine gegebene Sache denken und sprechen, wie er im einzelnen Falle handeln würde; sie fühlte nur, daß ihr Denken mit dem seinen zusammenklang, während er es zugleich auf eine höhere Stufe der Einsicht und Umsicht hinaufhob. Sie war sich gar nicht klar darüber, ob er in der That so war, wie sie ihn sich träumte; aber sie fragte auch nicht darnach; denn es war zu viel Seligkeit in den Träumen. Den ganzen Tag sprach sie im Geist mit ihm, erzählte ihm, fragte ihn und hörte seine Antworten — in einer unbestimmten Art, die dem Gedanken Raum ließ, sie zu deuten, wie er wollte. Oder sie sah ihn nur lächeln, spöttisch und zärtlich, traurig und amüsirt zugleich. Sie liebte dieses Lächeln an ihm, denn seine Ueberlegenheit entzückte sie, ohne sie zu verschüchtern — so lange sie ganz und gar in Traumland — mit sich und ihren Illusionen allein war. Kam dann der Augenblick, auf den sie den ganzen Tag geharrt hatte, mit Freude, mit wachsender Sehnsucht, zuletzt mit stürmischem Herzklopfen — sank dann die Sonne ins Meer, hatte sie ihren Knaben zu Bette gebracht und war die Stufen der Villa hinab, den kurzen Weg durch den Garten entlang zum Meer geeilt, und stand er nun dort und streckte ihr die Hand entgegen — dann, wenn Traumland versank und die Wirklichkeit vor ihr stand, fühlte sie jedesmal ihr weit aufgespanntes Herz sich schmerzhaft zusammenziehen wie unter einer Enttäuschung. Da stand nicht der vertraute Freund ihrer Träume, sondern ein Mann vor ihr, dessen Gestalt, Gesicht, Händedruck ihr fremd waren, dessen Lächeln selbst sie verschüchterte und in sich zurückscheuchte — viel mehr als in den ersten Tagen, wo sie eben noch nichts von ihm gewollt und ersehnt hatte. Und ihre Phantasie mußte erst einige gewaltsame Flügelschläge machen, ehe sie die gebundenen Schwingen wieder frei ausbreiten konnte. Er half ihr nie dabei; er ging neben ihr und beobachtete sie schweigend, und sie fühlte, daß er ihre instinktive Scheu vor ihm in jedem Augenblicke in unbedingte Hingabe verwandeln konnte, sobald er es nur wollte, und daß er das wußte und seine Macht über sie mit einer zärtlichen Herrschbegier fühlte, die ihn sein Ich bestimmter und entzückender empfinden machte, weil es das ihre in sich auflöste und zerschmolz.

Der Sommer stand im Zenith. Die Nächte wurden länger, aber wärmer; jene traumhafte Helle, welche nur der Norden kennt, lag immer über der Erde. Die Farben des Abendrots wurden glühender, der Dunst über der See ward dichter, der Atem des Meeres kräftiger; dunkle Rosen blühten; im überreifen

Digitized by Google

Korn glühte der Mohn. Auch die Stille rings umher war noch intensiver geworden. Die Natur belauschte mit angehaltenem Atem ihre eigene Prachtblüte, wie sie ihre dunklen Blätter weit aus einander thut, — ehe sie sich neigte und fiel.

Man hatte begonnen, das Korn zu schneiden; Blanche und Viktor gingen einen Fußpfad durch die Stoppeln. Zu beiden Seiten standen die Garben, in Bündeln zu Pyramiden aneinander gelehnt, die sich dunkel von dem noch lichten Horizonte abhoben. Im Zenith tauchten schon bleiche Sterne auf. Einer von ihnen stand gerade vor den beiden, und es war, als ob sie auf ihn zuwanderten. Sie gingen schweigend und hörten ihre eigenen Herzen klopfen in der tiefen Stille der Nacht. Jetzt führte der Pfad in noch stehendes Korn hinein. Es reichte ihnen bis zur Stirn, und als sie weiter hineinkamen, schritten sie wie zwischen zwei dunklen Wänden, und es war, als wären sie ganz allein in der Welt — nichts da, als sie beide und über ihnen der Himmel, unendlich fern und hoch, mit leuchtenden Wolken, die nichts von ihnen wußten. Und in dieser todähnlichen Einsamkeit empfand Blanche so stark, wie jeder allein durchs Leben wandert, zwischen zwei dunklen Wänden, die ihm jeden Ausblick verwehren außer dem auf die stumme Unendlichkeit, daß ihr Herz sich schmerzhaft zusammenzog und eine ungeheuere Sehnsucht sie ergriff, diese Einsamkeit mit dem andern zu teilen — und sei's nur auf eine Minute.

Sie wandte sich um und blickte Viktor an. Beide standen still. Dann schlang er seinen Arm um sie, und sie lag an seiner Brust und weinte. Ihr ganzes Ich ging in dem seinen auf in einer übergroßen Seligkeit, die zugleich ein übergroßer Schmerz war. Und er lächelte glücklich; denn er fühlte sein eigenes Ich stark und sieghaft. Er küßte ihre Hand dankbar dafür, daß sie ihm das Vollbewußtsein seiner Kraft gewährte.

Von diesem Augenblicke an versteckte sie ihre Liebe nicht mehr vor ihm, sondern gab sich ihr jauchzend zu eigen. Ihr Traumland war jetzt ein anderes geworden; sein Nebelduft war zerrissen; sie schaute jetzt in Glut und Pracht und Licht, und in ihr war immer ein Jauchzen. Sie sang oft mit lauter Stimme; sie lief treppauf, treppab; sie hob ihr siebenjähriges Bübchen in ihre Arme und trug es lachend in den Garten; denn alle ihre Lebenskraft und Lust sprang und tanzte in ihr und drängte nach außen.

Das Korn war eingebracht; schon schoß das Gras zum zweitenmal in Samen; die Rosen waren verblüht; die Blätter färbten sich mit Gold und Purpur, und über die Wiesen neigten sich im frischeren Lufthauche bleichende Halme und braune Binsen. Die Sterne funkelten; die Farben des Meeres wurden tief; die Nächte dunkel. Der Goldglanz, der über der Welt lag, machte das Sterben der Natur zum Feste.

Wie dieser festliche Goldglanz sich verstärkte, je mehr der Sommer sich neigte, so stieg auch der goldige Rausch, in dem die beiden dahinschritten wie in einem steten Feste. Mitten in diesem Rausch war das dumpfe Bewußtsein, daß er vergehen werde, daß — so oder so — ein Ende kommen werde, kommen

Digitized by Google

müsse. Und diese Ahnung steigerte den Glanz des Festes und die Leidenschaft, mit der sich beide ihm hingaben.

Die Nächte waren nun kühl geworden, so daß sie nicht mehr im Freien ausruhen, daß sie nur wandern konnten. Bei Blanche aber machte sich jetzt immer häufiger eine Erschöpfung geltend, die die natürliche Folge der steten Anspannung aller ihrer Kräfte war. Sie konnte nicht mehr stundenlang ununterbrochen mit dem Geliebten umherstreifen. Und doch steigerte sich beider Bedürfnis, beisammen zu sein, mit jedem Tage.

Da fiel ihm der Pavillon in ihrem Garten ein — ein einfaches Glashäuschen auf einer Erhöhung dicht am Meere. Und eines Abends, als sie sich müde gewandert hatten und nun ein paar Minuten auf einem großen Stein am Strande ruhten und in den Seenebel hinaus starrten, zog er sie näher an sich und flüsterte, nach ihrem Garten deutend:

„Blanche, mein Lieb, ich muß mehr mit Dir zusammen sein — auch am Tage. Die Zeit fliegt, und jede Stunde, die wir ungenützt lassen, ist ein Raub an unserem Glück. Sieh, der Pavillon da hat nur Fenster nach der Seeseite hin; niemand kann uns also dort beobachten. Und um die Mittagsstunde ist kein Mensch jetzt am Strande. Da schlüpfe ich ganz unbeobachtet in den Pavillon. Und Du kommst von oben herab geflogen in unser Nest, mein Vogel, mein Lieb, Du süße kleine Frau!"

Da erhob sich Blanche. Ein tödliches Erschrecken rieselte durch ihre Glieder und lähmte ihren Herzschlag. Sie war sich nicht klar über die Art und den Grund dieses Erschreckens, sie fühlte nur ein großes Widerstreben gegen seinen Vorschlag, eine plötzliche Angst vor ihm und vor sich selbst und stammelte:

„In den Pavillon? Am Tage? Nein, nein!"

„Es sieht uns ja niemand," flüsterte er.

Da richtete sie sich hoch auf. „Es ist mir noch gar nicht eingefallen, daß wir unsere Liebe zu verbergen hätten," erwiderte sie sehr stolz.

Er blickte sie an, ungewiß, verwundert. Und beide durchzuckte das gleiche Gefühl, daß sie einander eigentlich fremd seien, daß keiner das innerste Denken und Fühlen des andern kenne.

Dann sagte er fast verlegen: „Warum also willst Du nicht am Tage zu mir kommen?" und sie antwortete mühsam, als beschäftige sie etwas anderes als das, was sie sagte:

„Weil unsere Liebe in Traumland hineingehört, in die Dämmerung, die Nacht. Der Tag gehört der Wirklichkeit — meinem Kinde."

„Wie Du das Talent hast, Dich selbst zu betrügen," sagte er fast ironisch. „Weißt Du denn nicht, daß Deine Liebe längst die wahre Wirklichkeit für Dich geworden ist und alles andere in Dir verdrängt hat?"

Sie starrte ihn an in tödlichem Schrecken. Der helle Tag drang in ihr Traumland und sie fuhr geblendet zurück.

„Nein, nein," stammelte sie.

„Aber, Blanche," sagte er ungeduldig, „Du bist doch kein Kind mehr;

Digitized by Google

Du mußt Dir doch klar sein und die Konsequenzen Deines Handelns ziehen können!"

Aber als er ihr Erbleichen gewahrte, kam ein weicherer Zug in sein Gesicht; er erhob sich und wollte sie sanft an sich ziehen. Sie aber stieß ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit zurück und floh aus dem Zimmer.

Am nächsten Mittag zog es sie mit starken Ketten nach dem Fenster. Mit dem Schlage zwölf öffnete sich die Gartenthüre; Viktor trat ein, blickte einen Moment lang nach ihrem Fenster empor und bestieg dann die Stufen des Pavillons. Die Thür schloß sich hinter ihm. Blanche stand, von Glut ganz übergossen, regungslos da.

Sein Gebaren empörte und entzückte sie zugleich. Und während sie vor sich hinmurmelte: „Er soll sehen, daß ich seine Beute nicht bin," pochte ihr Herz in wildem Verlangen, wirklich seine Beute zu werden, ihren Stolz, ihre Frauenwürde, ihr ganzes Selbst hinzuwerfen vor ihn. Sie hob den Fuß, während Auge und Körper noch regungslos verharrten, wie in starrstem Widerstande.

Da klang hinter ihr ein Lallen: „Baby Mama lieb — Mama zu Baby —"

Ein Schlag durchfuhr Blanche. Sie kehrte sich um, warf sich vor ihrem Kinde nieder und umschlang es mit beiden Armen.

„Rette mich, Baby," flüsterte sie.

Das arme, gelähmte Wesen zuckte mit den hageren Fingerchen. Sie neigte den Kopf auf seine Hände. Da strich es ihr leise über Gesicht und Haar.

„Mama Baby bleiben?" stammelte es, und es lag eine solche Angst in den lallenden Lauten, daß Blanche im Innersten erbebte. Hatte dieses arme, an Geist und Körper gelähmte Wesen mit dem Instinkte seiner einzigen seelischen Kraft, der Anhänglichkeit an die Mutter, herausgefühlt, was sie selbst noch nicht geahnt hatte: daß sie sich innerlich von ihm loslöste und zu jenem Manne hinüberneigte? Daß sie sich heimlich sehnte, alle ihre Selbstbeherrschung, ihre Pflichttreue, ihre Selbstachtung, alles, was sie sich in langen Unglücksjahren mühsam abgerungen hatte, und was in allem Leid sie dennoch hielt und trug und zum eigentlichen Kern ihres Wesens geworden war, fortzuwerfen, um schlecht zu sein? Schlecht — aber glücklich?

Blanche erhob sich und trat wieder ans Fenster. Harrte er ihrer noch im Pavillon? Es zog und zog sie. Da klang die Pavillonthür. Er trat heraus, umschritt, ohne in die Höhe zu blicken, das Tempelchen und ging. Ein erstickter Schrei entfuhr Blanche. Sie fühlte ein Verlangen, zu rufen, aus dem Fenster zu springen — irgend etwas Verzweifeltes zu thun, was das entschwindende Glück zurückrufen könnte. Aber sie blieb regungslos stehen. Nur das Herz in ihr hämmerte und schrie und raunte:

Für dein eigentliches Selbst hieltest du deine Pflichttreue? Warum denn schreie ich jetzt so nach dem Glück? Ja, warum habe ich immer darnach gehungert? Warum mußtest du dir ein Traumland schaffen, ein Traumschloß bauen und ein Traumglück hineinsetzen, wenn nicht dein eigentliches Selbst nach ihm verlangte? Und hast du es nicht ihm, den du liebst, selbst gesagt, daß es

Digitized by Google

dein wahres Ich ist, das du in Traumland spazieren führst? Und du kannst, ja du willst nicht mehr hinaus — denn es ist das Glück, das Glück, das Glück, nach dem du immer gehungert hast! So thu, was er sagt; sei kein Kind — ziehe die Konsequenzen! Nimm das Glück, halte es fest, sättige dich mit ihm — ganz gleich, was daraus entsteht, was dahinter liegt, was ihm folgen wird. Und wenn es dich zerbricht — du hast doch einmal in deinem Leben das Glück in den Armen gehalten!

Sie ging den ganzen Tag und den zweiten und dritten herum, gehetzt von der Leidenschaft in ihr. Ihr Söhnchen bediente sie, fütterte, liebkoste es; aber sie that das alles mechanisch, nach alter Gewohnheit; ihre Gedanken waren nicht bei ihm. Sie sah nicht, daß die Augen des Kindes in stummem, unbewußtem Flehen an ihr hingen; sie sah auch nicht, welche Verheerungen die letzte Zeit in Gesicht und Körper des armen Kindes angerichtet hatten, wie seine Hände zitterten und seine Augen einen wilden und bettelnden Blick bekommen hatten, wie die Seele, die in dem armen Leibe aufglimmte, die schwache Materie verzehrte. Denn jetzt war Traumland der Tag, in dem sie lebte, und alles, was ihr sonst Wirklichkeit gewesen war, versank wie in Dämmerung und Nebel. Sie fühlte nichts als ihre Leidenschaft, als die Sehnsucht nach dem Geliebten, die mit jedem Tage stieg, an dem sie ihn nicht sah, und eine furchtbare Angst, daß er nicht wiederkommen werde. Sie war schon dazu gekommen, sich den Kopf über Mittel und Wege zu zermartern, die ihn ihr wieder zuführen könnten. Aber sie konnte ihm nicht einmal schreiben. Was er ihr von sich erzählt, hatte sich auf sein geistiges Leben, seine dichterischen und philosophischen Pläne und Arbeiten bezogen; von seinen äußeren Lebensverhältnissen hatte sie nur gehört oder aus seinen Reden geschlossen, daß er reich und von vornehmer Familie und gänzlich unabhängig war; daß er viel reiste und daß er an einem großen Werke arbeitete, welches seinen Namen, der schon einen guten Klang hatte, den ersten auf dem Gebiete der Erkenntnisarbeit zugesellen sollte. Aber Blanche war seit so vielen Jahren von der großen Welt und ihren Interessen abgeschnitten gewesen, daß sie auf diesen Namen nicht schließen konnte. Nun schalt sie sich, daß sie ihn von ihm selbst nicht hatte hören wollen. Und immer mehr zerfiel sie mit ihrem früheren Selbst und fand alles thöricht und nichtig, was sie sonst an sich geschätzt hatte.

Da, am vierten Tage um die Mittagszeit, als sie wieder neben dem Stuhl ihres Söhnchens am Fenster stand, öffnete sich die Gartenthür und Viktor trat herein. Aber er wandte sich nicht nach dem Pavillon, sondern kam geradewegs auf das Haus zu. Blanche that einen Ausruf des Entzückens und stürzte fort, ihm entgegen. Sie hörte nicht, wie ihr Söhnchen hinter ihr rief: „Mama bleiben! O Mama, Mama, Baby bleiben!“ Sie sah nicht, wie seine Finger sich um die Lehnen des Stühlchens klammerten, wie der zerbrechliche Körper vergebliche Versuche machte, sich aufzurichten, ihr nachzustreben, wie er endlich mit ersticktem Schrei zurücksank. Sie benachrichtigte auch nicht ihre alte Dienerin, wie sie es sonst immer that, wenn sie sich auch nur auf Minuten von dem Kinde entfernte:

Digitized by Google

sie hatte alles völlig vergessen, und auf der ganzen Welt war nur ihr Geliebter für sie da. Und zum erstenmal durchbrach ihre Liebe auch äußerlich die Schranken der Dämmerung und sah frei und siegreich dem hellen Tage ins Gesicht. Sie flog die Treppe hinunter. Er kam langsam durch den Garten. Als er sie sah, blieb er stehen. Sie aber flog auf ihn zu und stürzte sich an seine Brust. Er drückte sie einen Moment lang an sich, blickte dabei aber zur Villa empor und in den Nachbargarten hin, für sie besorgt um Zuschauer, für die sie keine Gedanken hatte. Und es war ihm, als sähe er einen Augenblick lang ein furchtbar verzerrtes kleines Gesicht an dem Fenster der Villa.

„Komm in den Pavillon, Liebste," bat er. Sie folgte ihm. Drinnen zog er sie wieder an seine Brust. Und diesmal überließ sie sich seiner Leidenschaft mit einem innerlichen Jauchzen, in dem Wonne und Verzweiflung zugleich lachte und weinte.

„Warum sträubtest Du Dich so lange gegen das, was natürlich ist?" fragte er sie endlich sanft mit leichtem, zärtlichem Lächeln.

Sie schaute zu ihm auf. Ihre Augen waren ganz voll Liebe.

Er fühlte, wie sich ihr ganzes Wesen in ihm auflöste, und drückte sie fester an sich.

„Warum nicht glücklich sein wollen?" sagte er wieder. „Das Leben und das Glück ist so flüchtig. Warum da Rücksicht nehmen auf andere?"

„Rücksicht auf andere?" sagte sie und strich sich halb erwachend aus ihrem Rausche über die Stirn. „Ach nein, Rücksicht auf andere war's nicht —"

Und dann überrieselte sie plötzlich ein kalter Schauer. „O mein Gott, Baby," murmelte sie.

Er umschlang sie fester, entschlossen, Klarheit in ihr Verhältnis zu bringen, und überzeugt von seiner Macht über sie.

„Niemand in der Welt und kein Gesetz der Natur verlangt, daß sich ein gesundes Leben für ein krankes — und zwar für ein unheilbar krankes — hinopfere," sagte er und küßte sie; denn er ahnte, daß in seinen Küssen mehr überzeugende Kraft wäre als in seinen Worten.

Und wieder war ihr, als sei er, als sei die Stimme in ihr selbst, die nach Liebesglück rief, im Rechte.

Nur schwach noch wehrte sie sich gegen diese Stimme.

„Und was soll aus Baby werden?" sagte sie leise. „Ich — ich bin leidenschaftlich — ich muß mich ganz geben — kann nicht teilen — nicht Zweien gehören —"

„Wie alt ist das Kind?" fragte er.

„Sieben Jahre."

„Nun wohl, so ist es in dem Alter, in dem seine Erziehung einer Anstalt übergeben werden kann, ja übergeben werden muß. Institute sind auf Pflege und Erziehung derartiger Kranken eingerichtet und haben unendlich mehr Mittel und Erfahrung, um sie zu einem möglichst guten Ziele zu führen, als das reichste Haus und die gewissenhafteste Mutter. Weißt du denn, Blanche, ob die Ein-

Digitized by Google

samkeit, in der Du Dein Kind hältst, ihm gesund ist, ob der Verkehr mit Alters- und Leidensgenossen nicht tausendmal wohlthätiger auf den Kranken wirken würde?"

Sie senkte den Kopf. „Ich hatte es schon einmal in eine Anstalt gegeben," erwiderte sie, „gegen meine bessere Einsicht, aus Rücksicht auf meinen kranken Mann, der die Gegenwart des Kindes nicht ertrug. Da hat es Tag und Nacht nach mir geschrieen — und als ich es endlich holte, fand ich es zum Schatten verändert — es hat lange gedauert, ehe es sich in meiner Pflege kümmerlich wieder erholt hat."

„Aber an eine gute Wärterin würde es sich ebenso gewöhnen wie an Dich," beharrte er. „Und wenn Du dann auf Stunden zu ihm kommst, so bringst Du ihm erfrischt, elastisch, glücklich, wie Du dann bist, mehr Luft und Sonne an seinen Krankenstuhl als jetzt während des ganzen Tages, an dem Du mit ihm zusammen in der Krankenatmosphäre erstickst."

„Meinst Du?" flüsterte sie und ließ sich nicht überzeugen, aber einwiegen, mehr vom Ton seiner Stimme und der Zärtlichkeit in seinen Augen als vom Sinn seiner Worte. Und eine laue, wohlige, ruhesüchtige Sehnsucht erfüllte sie, so in seinen Armen geborgen zu träumen, daß das Leben Glück sei, Sonnenschein, Ruhe und Liebe. Daß sie nicht mehr allein für sich einzustehen habe, nicht mehr zu denken, zu sorgen, zu kämpfen brauche, daß jetzt ihr Leben von seiner starken und warmen Hand wohl umschlossen sei.

Da pochte es ungestüm an die Thür des Pavillons. „Gnädige Frau, gnädige Frau, sind Sie hier?" rief die Stimme der alten Lene von draußen.

Blanche sprang auf, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen.

„Baby," stieß sie hervor.

Viktor war schon zur Thür geeilt und hatte sie geöffnet. „Was gibt es?" fragte er die alte Lene.

Sie warf ihm einen gehässigen Blick zu und wandte sich an Blanche.

„Gnädige Frau haben mir nicht gesagt, daß Sie von Baby fortgehen wollten," sagte sie, und es war in ihrer Stimme das Gemisch von Vorwurf und Triumph, mit dem Niedrige ein Vergehen von über ihnen Stehenden gewahren. „Ich habe auch nichts gemerkt," fuhr sie fort, „und hab' unten im Eßzimmer ruhig den Tisch gedeckt. Bis ich mit einemmal einen schrecklichen Schrei über mir gehört habe und dann einen Krach und die Treppe rauf gelaufen bin. Und da war Baby ganz allein und hat, ich weiß nicht was, gemacht — vielleicht hat er von seinem hohen Stühlchen herunter wollen, der Mama nach, und hat doch nicht können mit seinen armen, gelähmten Gliederchen. Und da —"

Blanche packte den Arm der Alten. „Und da? Was hat er gethan? Was ist geschehen?" rief sie.

„Da ist er eben mit dem Stühlchen umgefallen und hat auf der Erde gelegen mit dem Gesichtchen nach unten," sagte die Alte.

„Und dann?" unterbrach Blanche sie in tödlicher Angst.

„Na, dann hab' ich ihn natürlich aufgehoben," antwortete Lene mit dem breiten Behagen solcher Leute, mit welchem sie ein Unglück berichten.

Digitized by Google

„Ist er tot?“ stammelte Blanche.

„I Gott bewahre,“ erwiderte die Lene. „Er ist schon wieder aufgewacht.“

„Warum sagen Sie denn das nicht gleich und ängstigen die gnädige Frau ganz unnötig,“ herrschte Viktor die Alte an. Sie warf ihm wieder ihren giftigen Blick zu.

„Na, kommen gnädige Frau aber man schnell, richtig ist's nicht mit ihm; er red't so viel, und er schreit unaufhörlich nach Mama —“

„Und ich habe ihn verlassen, ich habe ihn verlassen!“ rief Blanche und stürzte hinaus, ihrem Hause zu.

Viktor blickte ihr nach, schüttelte unmutig den Kopf, machte eine Bewegung, ihr zu folgen, wandte sich dann aber zurück und verließ den Garten.

Indes war Blanche die Treppe ihres Hauses hinaufgelaufen. Vor der Thür, hinter der sie ihr Kind finden würde, stand sie still. Atem und Herzschlag versagten ihr; taumelnd hielt sie sich am Thürpfosten.

„Gott, hilf mir!“ sagte sie innerlich vor sich hin. „Gott, hilf mir!“

Dann öffnete sie die Thür, und lautlos, wie eine Mutter auch in Todesangst schreitet, um ihr Kind nicht zu erschrecken, trat sie an das Bettchen des Kleinen.

Er lag wachsbleich mit geschlossenen Augen da. Aber jetzt schlug er sie auf und der Hauch eines Lächelns flog über sein Gesicht; die weißen Lippen bewegten sich.

Blanche sank vor dem Bettchen auf die Kniee. Große Thränen tropften auf die gelähmten Hände des Kindes.

Es bewegte die Fingerchen, als wolle es sie trocknen. „Mama nicht weinen — Mama Baby — bleiben,“ lispelte es.

„Immer, immer, immer!“ kam es wie ein Schmerzensschrei und ein Gelübde zugleich über Blanches Lippen.

Oft und oft wiederholte sie in den nächsten Tagen ihre Beteuerung, sich selbst und dem Kinde, das zwischen Fieberträumen und Bewußtsein hin und her geworfen wurde. Immer schrie es in seinen Qualen nach der Mutter, und jeder Klagelaut erzählte ihr, was das Kind gelitten hatte, während sie in Traumland war, sagte ihr, daß kein Mensch frei sei, auch nicht einmal in seinen Gedanken, daß alles, was wir sind und thun, seinen Ausgang nimmt und seine Wirkung übt von anderen und auf andere. Und sie erschauerte unter der Erkenntnis und senkte das Haupt.

Aber die schwere Krankheit schien dem armen Kinde zum Heile zu werden; die gefesselte Psyche begann in ihm ihre Schwingen ein wenig zu regen, das unbewußte Verlangen nach der Mutter zur bewußteren Liebe zu werden. Die blicklosen Augen hingen jetzt an Blanche mit zärtlichem Ausdruck, die Lippen murmelten deutlichere, zusammenhängendere Worte, über das stumpfe Gesichtchen flog immer öfter das Licht des Verständnisses. Blanche sah das alles, betrachtete die geringste Veränderung an dem Kinde mit klopfendem Herzen und wiederholte immer und immer, Tag und Nacht, Stunde für Stunde: „Ich bleibe bei Dir, mein Kind!“

Digitized by Google

Als der erste Brief von Viktor an sie kam, zuckte sie davor zurück, als verbrenne er ihre Hand, die ihn hielt und dann scheu, unerbrochen fortlegte. So that sie Tag für Tag, so lange ihr Sohn mit dem Tode rang. Und jedesmal, wenn sie einen solchen Brief empfangen und fortgetragen hatte, küßte sie ihres Kindes Hände, als bitte sie ihm ab, was sie aus Liebe zu dem Manne an ihm gefehlt hatte.

Aber dann kamen lange Stunden, in denen das Kind der Genesung entgegenschlummerte. Nun saß Blanche unthätig an seinem Lager, und die Gedanken, die die Sorge nicht mehr ganz einnahm, begannen zu wandern — sich zu erinnern. Und in der Erinnerung war etwas, wovor sie zurückflohen und was sie doch zog und zog. Da sagte sie zu sich selber: „Ich beginne wieder zu träumen. Die Wirklichkeit ist gesünder.“ Und sie holte Viktors Briefe herbei und begann zu lesen.

Die Briefe der ersten Tage enthielten nichts als Worte innigster Teilnahme für sie und das Kind, beruhigende, tröstende, aufrichtende Versicherungen der Zuneigung und Zusammengehörigkeit. Blanche las, und ihr Herz erfüllte sich ganz mit warmer, großer Freude.

„Er ist gut,“ sagte sie sich. „Welche Thörin ich war, mir in den schrecklichen Tagen der Angst den Trost seines Mitempfindens zu versagen!“

Und ihr Empfinden, das so lange sich nur an das Kind gehängt hatte, verschob sich wieder zu dem Manne hin, ohne daß sie dessen gewahr wurde.

Sie las weiter und weiter, und allmälich glühten ihr die Wangen und ihr Atem ging rascher. Die Briefe wurden leidenschaftlicher, machten ihr zärtliche Vorwürfe über ihr Schweigen, und der letzte schloß:

„Denke nur auch ein wenig an mich, der ohne Dich nicht mehr leben mag.“

Blanche ließ ihn sinken und schloß die Augen. Und ein durchdringendes, süßes Sehnen beschlich ihr wie eine wonnige Lethargie Leib und Seele. Sie träumte wieder. Zerfließende, undeutliche Bilder zogen über sie hin — und jedes war wie eine weiche Liebkosung — und in jedem war er.

Aber in all dem Zauber war ein leises Grauen — ein Grauen davor, daß der Zauber sie ganz überziehen und einspinnen werde.

Da pochte es leise an die Thür. Blanche fuhr aus ihrem Traume auf. In der Thür stand Viktor. Sie lag in seinen Armen. Sie schmiegte sich an ihn, als suche sie Schutz bei ihm vor dem eigenen Gewissen, sie küßte ihn, als müsse sie sich für die Entbehrung, die Qual der letzten Wochen Wonne holen.

Er stand fast regungslos da; auf seinem Gesicht malte sich Erschütterung. Er hielt sie fest umschlossen, als wolle er sie nie mehr aus seinen Armen lassen. Ganz leise, mit einem Lächeln, als schäme er sich ein wenig seiner Empfindung und verspotte sich zugleich, sagte er:

„Ich glaube, ich liebe — zum erstenmal mit dem ganzen Menschen. Die Welt war mir farblos geworden ohne Dich.“

Dann, als er ihr Herz gegen seine Brust pochen und ihren Körper in seinen Armen zittern und glühen fühlte, sagte er weich:

Digitized by Google

„Blanche! Hast Du mich so lieb? Bist Du mein?“ Sie antwortete nicht; sie schmiegte sich nur an ihn.

Da durchbrach ein Schrei die Stille, ein wilder, tierähnlicher, wütender Schrei.

Das Kind richtete sich in seinem Bettchen auf; sein Gesicht war entsetzlich verzerrt, seine Finger krampften sich.

„Fort, Mann! Fremder Mann fort!“ schrie es, und ein Blick entsetzlichen Hasses funkelte in seinen Augen.

Blanche und Viktor fuhren aus einander und standen wie erstarrt. Das Kind aber, das sich wohl des schrecklichen Tages erinnerte, da seine Mutter mit Viktor fortgegangen war und es in seiner Qual hilflos allein gelassen hatte, stieß mit weißen Lippen und funkelnden Augen immerfort schrille Schreie aus.

„Mama Baby bleiben! Meine Mama! Fremder Mann fort!“

Und Blanche stand zwischen ihrem Geliebten und ihrem Kinde, gelähmt an Denken und Entschluß, und ihre Augen wanderten von dem Kinde zu dem Manne. Da sah sie in den Augen des Geliebten denselben Haß auffunkeln, der in ihres Kindes Augen blitzte. Und wie in einer Vision sah sie sich selbst zwischen dem Manne und dem Kinde stehen — immer zwischen ihrem Geliebten und ihrem Kinde, die einander haßten. Und dann kam eine ungeheure Angst über sie, daß, wenn sie nur die geringste Bewegung machen würde — sie sich dem Geliebten in die Arme werfen und ihr Kind darüber sterben und sie die schlimmste aller Todsünden auf sich laden würde: die Sünde einer Mutter an ihrem Kinde.

Sie stand noch immer in starrer Angst und ihre Augen wanderten von dem verzerrten Gesicht ihres Sohnes auf das des Geliebten, das dem Kinde voll zugewandt war. Und sie sah, wie sich Viktors Antlitz langsam ganz und gar mit Widerwillen überzog, und wie der Haß in seinen Augen erlosch und dem Abscheu Platz machte.

Da, als sie das sah, ging etwas Neues in ihr vor. Sie fühlte plötzlich nichts, als daß es ihr Kind sei, das er verabscheute, und daß sie eins sei mit ihrem Kinde. Und ein großer Stolz wachte mit dem Gefühl untrennbarer Zusammengehörigkeit in ihr auf. Es war ihr, als spräche ganz laut aus ihr eine Stimme:

„Was will der fremde Mann von uns, mein Kind?“

Sie hatte die Worte wirklich gesprochen, und es war ihr, als zerrissen sie den Traumschleier vor ihren Augen und sie sähe jetzt — sähe an seinem Widerwillen gegen ihr Kind — daß dieser Mann sie gar nicht liebte, daß er ihrer nur begehrte — und daß er ihr fremd sei — ganz fremd.

Sie kniete neben ihrem Kinde nieder und umschlang es mit beiden Armen.

„Sei ruhig, Baby, ich gehe nicht von Dir fort zu dem fremden Manne,“ sagte sie laut und wandte den Kopf nicht mehr um zu dem Geliebten ihrer Träume, der noch einen Moment dastand und dann hinausging. Und sie wußte deutlich, daß es auch ihn in diesem Augenblicke fortzwang von ihr, der Mutter dieses Kindes. Und ein intensives Haßgefühl wallte in ihr auf.

Aber als die Thür hinter ihm zufiel, that Blanche einen dumpfen Laut,

Digitized by Google

als sei hinter ihr die Thür des Lebens zugefallen und sie stehe nun da in der grausam öden, ganz leeren Einsamkeit des Todes.

Da aber strich sie sich über Stirn und Schläfen mit ihrer alten, energischen Bewegung, die lange in der Weichheit ihres Liebesglückes untergetaucht gewesen war und ihr jetzt plötzlich wiederkehrte.

„Baby," sagte sie und sprach zu dem Kinde, weil sie einen Zeugen haben mußte für ihren Entschluß. „Baby, mein liebes Kind, hör zu. Sieh, Du bist noch leidend, und Mama würde gern mit Dir hier bleiben, bis Du ganz genesen bist. Aber wenn wir das thun, so kommt der fremde Mann wieder — und Mama ist so schwach, so schwach, mein Kind! Es könnte eine Stunde kommen, in der sie doch mit dem fremden Manne ginge und Dich allein ließe, mein Kind — mein armes Kind! Darum müssen wir abreisen, gleich auf der Stelle. Oder nein, morgen in aller Frühe, damit uns niemand sieht — und hindert. Wir werden zu Boot fortgehen, damit kein Stoß und kein Rütteln meinem lieben Kinde wehthut. Hörst Du, Baby?"

In den Augen des Kindes blitzte ein Strahl von Freude auf, der auch in Blanches Herzen widerstrahlte.

„Ja," sagte sie, „wir müssen fort aus Traumland — es ist so schön, so schön — aber es entnervt und vergiftet. Und damit Mama nie wieder dahin zurückkehre, gehen wir jetzt nach Italien; in die helle Sonne. Und wir wollen nicht mehr so einsam leben, mein Baby — sonst entschlüpft Mama doch wieder nach Traumland. Wir wollen Menschen sehen, an Menschengeschick teilnehmen, dem Leben im Tageslicht ins Antlitz schauen — und nie wieder — nie wieder träumen!"

Ein Schluchzen kam aus ihrer Brust; ein Beben durchlief ihren Körper; ihr Kopf sank auf das Bett. Da fühlte sie zitternde Fingerchen auf ihrem Haar und ihr Kind flüsterte:

„Baby hat Mama so lieb! so lieb!"

Da hob sie das thränenüberströmte Gesicht und küßte ihr Kind mit einem langen, gelobenden, heiligen Kusse.

*

In der Morgendämmerung des nächsten Tages kehrte Viktor zurück von langer nächtlicher Wanderung. Er hatte nicht schlafen können und hatte sich nach alter Gewohnheit im raschen Wandern Beruhigung, Klarheit und Entschluß geholt. Er war jetzt dessen gewiß, daß er mit diesem Kinde, das seinen ästhetischen und physischen Widerwillen erregte, sich nicht in Blanches Liebe teilen könnte und daß er ein Ende machen müsse — so oder so. Als er jetzt zurückkehrte, sah er von weitem die Fenster von Blanches Villa hell erleuchtet, und eine Ahnung, daß dahinter sich die Entscheidung bereite, erschreckte ihn.

Aber trotz aller Klarheit des Denkens flüsterte noch einmal die Hoffnung, die Tochter des Wunsches, ihm zu, es könne sich noch alles besser gestalten, als es jetzt scheine. Es zog ihn in das Haus der Geliebten.

Als er die Stufen der Treppe hinaufstieg, fiel ihm die Stille, die hier

Digitized by Google

herrschte, wo er geschäftiges Leben vorausgesetzt hatte, wie ein Schrecken auf die Nerven. Er pochte an die Thür. Nichts antwortete ihm. Er drückte auf die Klinke. Sie gab seiner Hand nach.

In den Zimmern war kein Mensch. Die Möbel der Mietswohnung standen in der Unordnung, die eine plötzliche Abreise der Bewohner mit sich bringt; die eleganten, dem persönlichen Bedürfnisse dienenden Sachen waren verschwunden; die Lampen, die man wohl auszulöschen vergessen hatte, kämpften mit schwachem Aufzucken ihrer Flämmchen gegen das Licht des Tages.

Viktors Herz zog sich zusammen. Er hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge, einen Druck im Halse.

Er trat auf den Balkon.

Da breitete sich vor ihm das Meer, licht unter einem lichten Schleier — unendlich — verschwimmend — ruhig — traumhaft. Rechts, im Osten, war es stärker gefärbt, wirklicher, bestimmter. Links aber vom Seesteg, ganz in Morgennebel eingehüllt, stieß ein Boot ab vom Strande. Jetzt bog es nach rechts ein. Und jetzt, als es der Villa gegenüber war, erhob sich eine schlanke Frauengestalt von der Bank darin und blickte hinauf nach der Veranda.

„Blanche!“ schrie Viktor auf.

Da winkte die Frau mit der Hand wie zum Abschied.

Und nun stieg die Sonne aus dem Meere, und das Meer flammte auf. Das Segel des Bootes übergoß Purpur; alle Umrisse verdichteten sich und wurden bestimmter. Und nun überflutete volles Tageslicht siegreich Meer und Himmel und Land, und das Boot glitt in den Strahl hinein und in ihm fort ins Weite.

Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter.

Von

Dr. S. S. Epstein.

Etwas vom Schauen des Dichters muß auch der Forscher in sich tragen. Helmholtz.

I.

Wenn ein großer Mann, sei es Künstler oder Forscher, seinen Mitmenschen zu einer Zeit entrissen wird, wo er jene Grenze des Alters bereits erreicht, in der sich der Mensch nunmehr im Ruhme seiner vollbrachten Thaten sonnt, so wird das wehmütige Gefühl der Hinterbliebenen dadurch gemildert, daß man sich sagt, der Verewigte hätte alles geleistet, was geistiger und körperlicher Organismus zu leisten im stande sind.

Digitized by Google

Anders verhält es sich, wenn ein geistiger Heros in einem Augenblick stirbt, wo er sich noch auf der Höhe der Schaffenskraft befindet, die ganze ungeschwächte Fülle des produktiven Talents sein eigen nennt.

Dieses bittere Gefühl wird jedermann beschleichen, der sich an das für die Wissenschaft so frühe Ende Helmholtz' erinnert. Noch wenige Monate vor seinem Tode befand er sich im besten Wohlsein, und als die Kunde von seinem Ableben mit Blitzesschnelle den ganzen Erdball durchflog, wollte kaum jemand daran glauben, daß derselbe Mann, welcher noch vor drei Monaten die körperliche und geistige Frische besaß, die mühevolle Ueberfahrt zur Weltausstellung nach Chicago zu unternehmen, nunmehr nicht unter den Lebenden weile.

Eine Biographie Helmholtz' zu schreiben, drängt sich wohl jedem auf, der mit dem Wirken und Leben dieses prächtigen Mannes auch nur halbwegs bekannt ist, und es fällt nicht schwer, eine völlig objektive Schilderung seines Lebens zu geben, welche dem Leser manchmal wohl als begeisterter Dithyrambus erscheinen möchte.

Unser wissenschaftliches Zeitalter ist von gewisser Seite ein Zeitalter der Ehrenrettungen benannt worden; die Sophisten wurden erst in den letzten Jahrzehnten auf ihren wahren Wert geschätzt; die dunklen Flecken im Leben Baco von Verulams suchte man in diesem Jahrhundert mit Hinweis auf seine wissenschaftlichen Leistungen so weit wie möglich auszumerzen, und unserer Generation erst gelang es, dem großen Dulder Spinoza denjenigen Glorienschein zu verleihen, der ihm gebührt.

Und in der That fällt es oft gar nicht leicht, intime Lebensbeschreibungen großer Männer zu geben, ohne ihr Andenken bei der Nachwelt zu verunglimpfen, in so großem Widerspruch stehen ihre öffentlichen Leistungen zu ihren Eigenschaften als Mensch.

Es gibt aber andererseits gottbegnadete Künstler und Gelehrtennaturen, bei denen öffentliche Thätigkeit und Privatleben so eng mit einander verbunden sind, daß man ihren Lebenslauf nicht begreift, ohne sich in ihre Werke zu vertiefen, und andererseits nur dann ihre Leistungen voll zu würdigen weiß, wenn man ihre Entstehung bis in die Studirstube des Meisters verfolgt.

Zu der letzteren Gruppe gehört Hermann von Helmholtz.

So, wie sein privates Leben uns mehr wie einmal Aufklärung über die Genesis seiner Werke gibt, so sind seine Schöpfungen gleichsam eine Autobiographie seines Geistes, da sie uns Aufschluß darüber geben, wie der Meister denkt und wie er fühlt und unter welchem Gesichtswinkel ihm die Außenwelt erschien.

Es ist daher von unsagbarem Reize, dem großen Manne dahin zu folgen, wo er gerade anfing, sich in der Richtung, in der er dann Alleinherrscher wurde, Bahn zu brechen.

Eine Schilderung der Studienanfänge Helmholtz' hat um so mehr Berechtigung, als sich in ihm der ganze naturwissenschaftliche Geist und das Streben der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verkörpert.

Wir besitzen keinen Mann in Deutschland, welcher der geistigen Entwicklung

Digitized by Google

seiner Zeit so sehr den Stempel aufdrückte, wie dies bei Helmholtz der Fall war. In Frankreich finden wir im vorigen Jahrhundert die Encyklopädisten, welche die große Revolution vorbereiteten, Charles Darwin und vielleicht noch mehr Thomas Huxley gaben für das wissenschaftliche Denken ihrer Zeit den Ausschlag, aber sie alle hatten eine weit geringere Arbeit zu verrichten wie Helmholtz. Denn die Encyklopädisten konnten ihre Saat in einen schon ohnehin reichlich aufgelockerten Boden streuen. England neigte mit seinem praktischen Verstand von jeher naturgemäß zum Empirismus, in Deutschland hingegen hatte Johannes Müller, der Vater der modernen Physiologie, gerade und kaum gewagt, der damals allein herrschenden naturphilosophischen Denkweise halb schüchtern, halb unsicher entgegenzutreten; seine Thätigkeit war aber im Vergleich zu derjenigen Helmholtz' eine mehr impulsive, weshalb sie sich zu einer mehr zerstörenden wie aufbauenden gestalten mußte.

Der Thätigkeit Helmholtz' ist es aber erst zu verdanken, daß das schon wankende Gebäude der Naturphilosophie völlig zu Fall kam.

Noch ein anderes Verdienst von prinzipieller Natur hebt ihn weit über alle Gelehrten seiner Zeit.

So sehr er trachtete, all seine Entdeckungen in eine rein induktive Form zu kleiden, so war sein genialer Geist doch vorwiegend deduktiv angelegt. Was er fand, fand er nicht durch mühsame Aneinanderreihung fleißig beobachteter Thatsachen, sondern aus allgemeinen Erwägungen theoretischer Natur.

So konnte er sich nicht damit befreunden, daß die Heilkunde jener Zeit den chemischen und mechanischen Vorgängen innerhalb des tierischen Körpers eine nur untergeordnete Bedeutung beimaß und an ihrer Statt eine unwägbare, unmeßbare und undefinirbare Kraft, die Lebenskraft, setzte, welche Veranlassung zu allen Lebensäußerungen bilden sollte.

Hier dachte Helmholtz gar nicht daran, experimentelle Thatsachen zu sammeln, welche das Gegenteil beweisen sollten. Nein, hier galt es an der Stelle der Lebenskraft etwas anderes, allgemeines zu setzen, was nicht nur alle Lebenserscheinungen umfassen sollte, sondern alle Erscheinungen überhaupt.

Und indem er sich sagte, daß wenn die Lebenskraft wirklich existirte, der tierische Körper eine langgesuchte Lösung des „perpetuum mobile" wäre, dessen Unmöglichkeit für die Mechanik bereits bewiesen war, fehlte von diesen Erwägungen bis zur Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nur ein Schritt, jenes Gesetzes, welches seit Newtons Entdeckung des Prinzips der allgemeinen Gravitation, epochemachend und zwingend für alle Naturerscheinungen wurde.

Wie sehr all das zu jener Zeit als utopistische Schwärmerei angesehen wurde, geht am besten aus einer Ansprache E. du Bois-Reymonds an Helmholtz hervor.

„Es steigt vor mir die Erinnerung auf an jene frühen Tage, wo wir — Du, Brücke, Virchow und ich — zu den Füßen des Meisters saßen, wo wir aus der Physiologie nachher die Lebenskraft verscheuchten, wo wir sie anschauten

Digitized by Google

als einen Zweig der Physik und Chemie, wo wir von den Physiologen damaliger Zeit spöttisch in den Bann gethan wurden, als physikalische Schule."

Noch ein anderes unsterbliches Verdienst, welches vielleicht gerade diejenigen, welchen es am meisten zu gute kommt, nicht anerkennen wollen, nennt Helmholtz sein eigen.

Der durch Hegel und die Hegelianer arg diskreditirten Philosophie verhalf Helmholtz wieder zu Ansehen, indem er ihr die Bahnen wies, welche sie schreiten müsse, wenn sie nicht unfruchtbare Spekulation bleiben sollte.

„Ein metaphysischer Schluß ist immer ein Trugschluß oder ein versteckter Erfahrungsschluß", dieser Ausspruch Helmholtz' dürfte wohl für die heutige Philosophie Wegweiser und Markstein zugleich sein.

Und so sehr diese beispiellose Vielseitigkeit des Mannes dazu drängt, der Mitwelt ein umfassendes Bild seines Schaffens zu geben, halte ich den Augenblick noch nicht für gekommen, um eine ausführliche Biographie Helmholtz' zu schreiben.

Der Gründe hiefür sind mancherlei: den Nahestehenden sind die Wogen des Schmerzes um den Entschlafenen noch zu wenig geglättet, um sich zum Verstorbenen objektiv stellen zu können; da noch keine drei Jahre seit seinem Tode vergangen sind, so findet man bei den nächsten Angehörigen eine begreifliche Scheu vor allem, was geeignet wäre, die kaum vernarbten Wunden wieder aufzureißen.

Der Fachmann endlich, insoferne ein solcher überhaupt im stande ist, alle Leistungen Helmholtz', welche doch beinahe das ganze Gebiet der Naturwissenschaften umfassen, zu würdigen, ein Fachmann, sage ich, kann heute noch überhaupt nicht absehen, auf wie viele Gebiete Helmholtz fruchtbringend wirkte, und nach welchen Richtungen hin seine Anregungen bestimmend wirken werden, da noch so manches aus seinem Nachlaß der Veröffentlichung harrt. Wenn ich aber dennoch diese Skizze schreibe, so glaube ich es gar nicht nötig zu haben, zu bemerken, daß sie auf Vollständigkeit oder auch nur auf Ausführlichkeit keinerlei Anspruch erhebt.

Was mir ursprünglich vorschwebte, war eine pragmatische Entwicklung seiner Geistesthätigkeit aus seiner Individualität heraus; ich mußte diesen Plan aufgeben, wegen Dürftigkeit der Quellen einerseits und weil ich schließlich gezwungen war, mir eingestehen zu müssen, daß ich mir etwas Größeres vorgenommen, als ich auszuführen im stande wäre.

Die Genugthuung andererseits, daß mir dennoch Quellen zu Gebote stehen,[1]) welche allen bisherigen Autoren über diesen Gegenstand vorenthalten waren, gibt mir den Mut, einzelnes aus dem Leben Helmholtz' zu bringen, was noch

---

[1]) Es drängt mich, allen denjenigen an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen, die mir bei Abfassung dieser Arbeit an die Hand gingen; ich meine damit in allererster Linie Herrn Direktor Helmholtz in Ruhrort, ohne dessen Hilfe diese Skizze unmöglich geworden wäre, ferner Herrn Geheimrat Georg Semler, Herrn Ingenieur Friedrich Horn und andere.

Digitized by Google

unbekannt sein dürfte, den Boden zu schildern, auf dem und aus dem er emporwuchs, und schließlich zu zeigen, daß das wirklich Geniale sich in ihm dadurch kund gab, daß er in allen seinen Arbeiten stets er selbst, stets Individualität blieb.

II.

Die Begabung für die Beherrschung räumlicher Gestaltungen scheint sich schon sehr frühzeitig beim jungen Helmholtz geltend gemacht zu haben.

Hören wir, wie er selbst seine Kindheit, anläßlich der bei seinem Jubiläum gehaltenen Tischrede schildert:

„In meinen ersten sieben Jahren war ich ein körperlich kränklicher Knabe, lange an das Zimmer, oft genug an das Bett gefesselt, aber mit lebhaftem Trieb nach Unterhaltung und nach Thätigkeit.

„Die Eltern haben sich viel mit mir beschäftigt; Bilderbücher und Spiel, hauptsächlich mit Bauhölzern, halfen mir sonst die Zeit ausfüllen. Dazu kam ziemlich früh auch das Lesen, was natürlich den Kreis meiner Unterhaltungsmittel sehr erweiterte. Aber wohl ebenso früh zeigte sich auch ein Mangel meiner geistigen Anlage darin, daß ich ein schwaches Gedächtnis für unzusammenhängende Dinge hatte.

„Als erstes Zeichen davon betrachte ich die Schwierigkeit, deren ich mich noch deutlich entsinne, rechts und links zu unterscheiden; später, als ich in der Schule an die Sprachen kam, wurde es mir schwerer als anderen, mir die Vokabeln, die unregelmäßigen Formen der Grammatik, die eigentümlichen Redewendungen einzuprägen.

„Der Geschichte vollends, wie sie uns damals gelehrt wurde, wußte ich kaum Herr zu werden. Stücke in Prosa auswendig zu lernen, war mir eine Marter.

„Dieser Mangel ist natürlich nur gewachsen und eine Plage meines Alters geworden."

Dieses vollständige Fehlen der Begabung, rein mit dem Gedächtnis zu arbeiten, wurde durch ein schon in der Schule auffälliges naturwissenschaftliches Talent wett gemacht; während in der Klasse Virgil übersetzt wurde, berechnete er unter der Bank Fernrohre, und durch das Spielen mit Bauhölzern gewann er eine derartige Fertigkeit in der Beherrschung der Raumformen, daß ihm jeder vom Lehrer vorgetragene Satz der Geometrie nicht mehr neu erschien.

Deshalb nahm er auch in der Schule, nach übereinstimmenden Berichten seiner Studiengenossen eine etwas verlassene Stellung ein.

Ist der Lehrerssohn schon von vornherein der Isolirung etwas ausgesetzt, so war dies um so mehr der Fall bei einem schwächlichen Knaben, der nicht mitmachen konnte wie alle anderen Knaben und dazu noch erfaßt war von einem Streben, das nicht nur der Gymnasialbildung wertlos erschien, sondern so ziemlich der ganzen gebildeten Welt.

Doch der Gesundheitszustand Hermanns besserte sich zusehends, und als er in Berlin die Pepinière bezog, hatte er von körperlichem Leiden nichts mehr zu spüren.

Digitized by Google

In jene Zeit und dann in die folgende, wo er Eskadronsarzt war, fallen die ersten Anfänge seiner produktiven Thätigkeit.

Interessant ist die Thatsache, daß der junge Helmholtz schon damals einen Eindruck machte, der Großes von ihm erwarten ließ.

Ein alter Freund der Familie, Herr Ingenieur Horn in Düsseldorf, schreibt mir darüber folgendes:

„... so kam ich auch vielfach in das Haus der Familie Helmholtz' und zwar wesentlich in jener Zeit, als Hermann Helmholtz Assistenzarzt beim Garde-Husarenregiment war. Ich habe ihn oft beobachten müssen ob des ganzen Eindrucks, den der damals junge Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren auf mich machte; es lag in seinem Gesichte der Ausdruck vollkommener Ruhe und Geistigkeit; er sprach wenig, und was er sagte, machte den Eindruck des Wahren und Plastischen.

„Wenn ich mir all den Eindruck von damals vergegenwärtige, so muß ich nachträglich die Ansicht aussprechen, daß es eigentlich nicht besonders überraschen darf, daß Helmholtz ein so bedeutender Mann geworden.

„Er war auch von Natur mit außerordentlich feinen Sinnen bedacht worden.

„Einer Sache erinnere ich mich sehr deutlich.

„An einer Fontäne in Sanssouci, deren Rand mit einer großen Menge aus Zink gegossener und feine Wasserstrahlen speiender Frösche besetzt war, hat Hermann oft gestanden und dem Geplätscher und Gerieseł zugehört; er fand in dem Geräusche melodische Klänge, Accorde heraus, was wir zu empfinden unfähig waren.

„So war es auch mit seinem Sehen und Betrachten.

„Er hat, so viel ich weiß, bis zu seinem Tode keine Brille nötig gehabt.[1])

„Mit den allereinfachsten Mitteln experimentirte er in seiner Kasernenwohnung; er hatte ja nur „Groschen übrig", aber Geist in Fülle, um mit den elementarsten, von ihm selbst gefertigten Instrumenten Resultate zu erzielen, zum Beispiel in seinen Experimenten am elektrisirten Froschschenkel."

Aus dieser Schilderung ist es nicht schwer zu ersehen, daß Helmholtz schon in dem jugendlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren sämtliche Prädispositionen dazu besaß, um später der Welt eine „Lehre von den Tonempfindungen", sowie die „Physiologische Optik" zu schenken.

Leicht fiel es ihm nun wahrlich nicht, sich seine physikalischen und mathematischen Kenntnisse zu erwerben, und er mußte seine ersten Kenntnisse aus ganz veralteten Schmökern zusammensuchen.

Sehr erfreut war er, als ihm seine Ersparnisse erlaubten, sich endlich die damals sehr moderne Chemie von Mitscherlich zu erwerben.

---

[1]) Diese Thatsache ist nicht richtig, denn Helmholtz, der stets etwas kurzsichtig gewesen, bediente sich in den letzten Jahren seines Lebens zum Arbeiten einer Brille; bei sonstigen Gelegenheiten wurde er allerdings niemals mit einer solchen bemerkt.

Digitized by Google

Im übrigen hat er sich so ziemlich alles, was er brauchte, bei Bekannten zusammensuchen müssen, und nur sein energischer Wille war im stande, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich seinen Studienanfängen entgegenstellten.

Zuerst war es sein medizinisches Studium und dann die Beschäftigung als Eskadronsarzt, welche ihm sehr wenig Zeit zum selbständigen Studium ließen.

Etwas mehr Muße hatte er allerdings, als er dann bei seinen Eltern zu Mittag aß.

Es ist die Zeit, wo er seine Bildung namentlich auf mathematischem und physikalischem Gebiete vervollständigte.

Darüber berichtet mir der Bruder des Verewigten, Herr Otto Helmholtz, Direktor der Rheinischen Stahlwerke in Ruhrort, folgende interessante Daten:

„Nach dem Mittagessen, zu einer Zeit, wo andere Leute gern schlafen, lag er auf dem Sofa, und erinnere ich mich beispielsweise, daß er auf diese Art Jacobis Lehre von den elliptischen Funktionen studirt hat.

„Seine spätere Tüchtigkeit hat er überhaupt der freien Zeit zu verdanken, die ihm der Eskadronsdienst übrig gelassen hat.

„Dazwischen kamen dann schon die ersten eigenen Untersuchungen, die ihm namentlich auch deshalb sehr schwer wurden, weil ihm jede Geldmittel fehlten.

„Der Vater konnte nicht helfen, sein höchstes Einkommen ist überhaupt nie mehr wie 1050 Thaler gewesen, und außer meinem Bruder waren noch zwei unverheiratet gebliebene Schwestern da, und ich mußte ebenfalls erzogen werden.

„So mußte denn mein Bruder die Apparate, zum Beispiel für Messung der Geschwindigkeit des Nervenstroms, zum größten Teil selbst zusammenzimmern, schneiden, feilen und leimen.

„Er war einmal sehr froh, als ihm du Bois-Reymond endlich eine empfindliche Wage borgte.“ [1])

Ueberhaupt waren die Kämpfe, die Helmholtz zur Zeit seiner Studienanfänge auszufechten hatte, aus dem Grunde schwerer Natur, weil er sozusagen den ganzen Zeitgeist gegen sich hatte.

Es war die Zeit vor der Erbauung der ersten Eisenbahn, eine Zeit, wo man kaum erst anfing, die Naturwissenschaften als etwas anzusehen, was eine Art wissenschaftlichen Kern hatte; dazu kam noch, daß der Vater dem Streben des Sohnes lange Zeit zweifelnd gegenüberstand, da ihm, dem Philologen, das Streben als ein banausisches erschien.

Dieser Zweifel brachte es mit sich, daß er dem Sohne die etwas unangenehme Ueberraschung bereitete, von ihm bei der Abiturientenprüfung ein schriftliches Examen in Physik zu verlangen und zwar den Abend vorher, als es gemacht werden sollte.

Er wollte sich überzeugen, ob etwas Ernstes an dem fortwährenden Herum-

[1]) Diese Wage befindet sich noch heute in der Sammlung des königlichen physiologischen Instituts zu Berlin.

Digitized by Google

experimentiren Hermanns sei; seinem Verlangen wurde anstandslos entsprochen, da ja die freiwillig errungenen Kenntnisse weit über das hinausgingen, was dem Rahmen des Gymnasiums entsprach.

Abgesehen von diesen rein prinzipiellen Gegensätzen fand Hermann in seinem Familienkreise in jeder Beziehung und nach jeder Richtung hin Unterstützung.

Einen viel größeren Einfluß als der Vater scheint seine Mutter auf sein geistiges Gehaben ausgeübt zu haben; sie war eine deutsche Frau im besten Sinne dieses Wortes, und wenn ihr Abkunftsname „Penn" auch auf den Begründer von Pennsylvanien hindeutete, so dürften die „Herren Engländer" sich doch nicht erlauben, von „englischem Blut" zu reden.

„Ebenso wie Hermann selbst," schreibt mir der schon oben erwähnte Herr Ingenieur Horn-Düsseldorf, „hatte ich auch Gelegenheit, seine Mutter zu beobachten. Von ihr hatte er die ganze Kopfbildung und dasselbe Wesen.

„Die einfache Frau hatte etwas Würdiges und eine Art Divination in ihrem Urteil.

„Sie sah etwas Fragliches ohne Schwierigkeit, ohne Nachdenken bis zum letzten Resultat ein und sprach es in einfacher Weise aus; ganz dasselbe Wesen hatte der Sohn Hermann.

„Der ernste Vater hatte ja die Erziehung in allen Hauptsachen wesentlich durchgeführt, den Geist hatte der Sohn Hermann von der Mutter."

Die etwas unbequeme Liebhaberei der Söhne, welche schon als Quartaner nach allen möglichen physikalischen, chemischen und namentlich selbst hergestellten Apparaten strebten, wurde von der Mutter, die sonst ihren Haushalt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit führte, stets liebevoll geduldet. Und wenn auch, wie Helmholtz sich selbst einmal ausdrückte, „die Wirkung der Säuren auf die Leinwandvorräte der Mutter mehr wie einmal gründlich erprobt wurde," so ließ sie sich alles gern gefallen, was nur einigermaßen den Charakter eines ernsten Strebens an sich trug.

Was das Verhältnis Hermann von Helmholtz' zu seinem Vater betrifft, so ist darüber nicht viel bekannt, und das wenige schien auf einen gewissen ausgeprägten Gegensatz zwischen Vater und Sohn schließen zu lassen.

Thatsächlich glaube ich aber annehmen zu dürfen, daß das Verhältnis zwischen beiden ein sehr herzliches war.

Der Bruder des Verblichenen entwarf mir eine anschauliche Schilderung des ganzen Milieu, wovon ich hier das Wesentliche wiedergebe.

„Der Vater war ein eingefleischter Philosoph; ursprünglich hatte er Theologie studirt und sich während der in seiner Jugend herrschenden hyperorthodoxen Richtung, aus schweren Gewissenskonflikten nicht herauszuarbeiten gewußt; er wählte daher Philologie zum Brotstudium, blieb aber begeisterter Philosoph.

„Es waren die Jahre vor 1813 und der Vater mit patriotischer Begeisterung erfüllt, die ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen und mit der er so oft seine Gymnasiasten fortgerissen hat."

Digitized by Google

Vielleicht hängt damit seine Schwärmerei für den ältern Fichte zusammen, dessen „Worte an die deutsche Nation“ und andererseits des Königs „An mein Volk“ Höhepunkte in seinem ganzen Leben waren. Eine ähnliche Begeisterung wie die des alten 1813-Freiwilligen habe ich später nie mehr wiedergesehen.

„Das Brotstudium des Vaters, als welches er selbst seine Philologie bezeichnete, ist hinsichtlich des Lateins eben ein solches gewesen, hingegen wurde er begeisterter Hellenist und wirkte auf seine Gymnasiasten dadurch kräftig ein, daß er sie zum Erfassen der poetischen Schönheiten anzuregen suchte, anstatt die bloße grammatische Seite zu kultiviren. Er ist auch sehr oft durch freiwillige Ständchen seiner Schüler ausgezeichnet worden.

„Mit dem jüngeren Buttmann und Hamann war er wohl der bedeutendste Lehrer und sind es diese drei und außerdem merkwürdigerweise der Mathematiker Meyer gewesen, die von den Schülern oft freiwillige Ovationen erhielten.

„So ist in seinem Verkehr mit seinen Söhnen ihm auch immer die Anregung zum Schönen, Skulptur, Malerei, Poesie, Natur das Hauptsächlichste gewesen, daher das Verhältnis ein herzliches war, trotz der ganz anderen geistigen Richtung.

„Mathematische Begabung hat der Vater nur mittlere gehabt, obwohl er einige Zeit gezwungen war, darin zu unterrichten.

„Auf Bitten der Schüler ließ sich der Vater einmal verleiten, drei Stunden des deutschen Unterrichtes, den er als Ordinarius in der Sekunda gab, dazu zu verwenden, um den Schülern eine Schilderung der geistigen Erhebung, welche vor 1813 im preußischen Volke herrschte, zu geben; alle waren natürlich im höchsten Grade begeistert.

„Der Direktor erfuhr davon, und der Vater erhielt einen Verweis, sowie Androhung sofortiger Entlassung, sowie etwas Aehnliches noch einmal vorkommen sollte. Es war ja die Zeit der Stiehlschen Regulative, in der wir aufwuchsen.

„Buttmann ist schließlich wegen seines Nationalliberalismus aus seinen Stellungen hinausgeekelt worden, Hamann fand einen glücklichen Ausweg, als das Realgymnasium von dem humanen abgezweigt wurde. — — — — — —

— —

„Daneben ging nun aber als Schwierigkeit die philosophische Anschauung des Vaters.

„Derselbe war glücklich und stolz darauf, daß sein Sohn Universitätsprofessor geworden, also, wie er sich ausdrückte, es so viel weiter gebracht hätte wie er, der nur Professor an einem Gymnasium sei.

„Er hatte den sehnlichsten Wunsch, von meines Bruders Arbeiten Kenntnis zu haben, womöglich an ihrem Entstehen teilzunehmen, machte das aber dadurch unmöglich, daß er zu häufig in seine Ideen der alles beherrschenden Stellung der Philosophie zurückfiel und meinem Bruder sagte, was er denke, sei falsch, da es philosophisch unhaltbar wäre.

„Mein Bruder verfolgte dann die Taktik, mit dem Vater über seine Themen gar nicht zu sprechen, was diesen manchmal verbitterte.

Digitized by Google

„In späteren Zeiten, als der Bruder schon Ordinarius war, hat sich das so weit gemildert, daß keine Schwierigkeiten mehr vorlagen.

„Die Mutter war eine feinfühlige Offizierstochter, mußte aber bei den ärmlichen Verhältnissen, die ihr der Vater nur schaffen konnte, ihr ganzes Leben den Sorgen des Haushaltes und der Erziehung der Kinder, namentlich beider Töchter, widmen, denn meines Vaters Körper ging aus den Feldzügen sehr geschwächt hervor.

„Nach der Anstellung als Lehrer heiratete er und versuchte seine Verhältnisse durch Pensionäre aufzubessern; als er das endlich that, bekam er ein Nervenfieber, nach Genesung sollte eine Fußreise helfen; er durchwanderte Deutschland, zog mit dem jungen Fichte die Bergstraße entlang nach der Schweiz, wo die beiden Herren bis Luzern gekommen sind, und sich dann mangels Geld zurückwenden mußten. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es waren die Verhältnisse der guten alten Zeit, die Mutter mußte auf das sparsamste wirtschaften, selbst viel arbeiten, damit für die Kinder stets alles da war.

„Wir haben das alles für richtig gehalten, ich habe wenigstens bis zu meinen Studienjahren niemals geahnt, daß mir etwas abginge."

Das war so der Boden, auf dem Hermann von Helmholtz emporwuchs.

Was wir vor allem aus der vorstehenden Schilderung ersehen, ist der Umstand, daß die Erziehung der Kinder im Helmholtzschen Hause eine durchaus ideale war; sowohl Mutter als auch Vater waren für die Kinder ein Beispiel strengster Pflichterfüllung und verlangten dafür von ihnen ein Gleiches.

Eine höchst charakteristische diesbezügliche Erinnerung möge hier ihren Platz finden, da sie am besten zeigt, nach welcher Richtung hin die Erziehung zu wirken suchte.

„Als Hermann dann nach Berlin zur Ablegung seines letzten Examens ging, schenkte er uns sein ganzes Laboratorium, welches, in die Arbeitsstube des Vaters verlegt, uns zu unseren wissenschaftlichen Experimenten jahrelang gedient hat.

„Gerade an dem Tage, als Hermann nach Berlin abging, waren wir (Otto Helmholtz und Horn) auch am Experimentiren, während der Vater, auf dem Sofa liegend, den Homer oder Sophokles las; Hermann kam in die Stube und sagte: „Ich fahre jetzt nach Berlin. Adieu, Vater!" darauf der Vater nur: „Adieu, Hermann!"

„Dies kennzeichnete die ganze Erziehung; da war nicht das übliche: „Nun, mein lieber Sohn, ich wünsche Dir Glück zum Examen! und gib nur gleich Nachricht, wie es abgelaufen ist, zu hören; nein! solche Wendungen waren in dem väterlichen Hause nicht zu hören, indem das Beispiel die Erziehung leitete."

Und so bekommen wir denn ein Bild vom alten Helmholtz, in welchem wir so manches bemerken werden, was später beim Sohn zu einem ausgeprägten Charakterzuge wurde; daß sich Vater und Sohn in gewissen Punkten nicht ver-

Digitized by Google

stehen konnten, darf uns schließlich nicht verwundern. Der Unterschied zwischen der ablebenden spekulativen und der aufkeimenden naturwissenschaftlichen Generation war eben ein zu großer, als daß er sich vollständig und dauernd verwischen ließe.

Aber gerade vielleicht, weil Hermann von Helmholtz mit einem Fuße noch in der spekulativen Zeit stand, ebendeshalb weil er, unbewußt, vom Vater den tiefen metaphysischen Drang erbte, das Gesetz in der Flucht der Erscheinungen zu suchen und die Form durch den Begriff zu beherrschen, gerade deshalb sehen wir in ihm die gewaltige Synthese zwischen Experiment und Analyse in so hohem Maß verkörpert.

Diese fortwährende Geistesarbeit, gepaart mit Beobachtungsgabe, gab seinem ganzen Wesen etwas in sich Gekehrtes, Durchgeistigtes, welches von Ferngehenden als Unzugänglichkeit und Kälte gedeutet wurden.

Und doch war Helmholtz die Herzlichkeit und Bescheidenheit selbst.

„Es ist zugleich," sagte der damalige Rektor der Berliner Universität, Dr. G. R. Förster, in einer Ansprache an Helmholtz, „mit dem Forscher und Lehrer der ganze Mann in all seiner Geradheit, in aller seiner auf innerem Reichtum beruhenden äußeren Schlichtheit und Sicherheit des Urteilens und Handelns gewesen; allen denjenigen, die das Glück gehabt haben, mit Ihnen persönlich zusammenzukommen, braucht diese Saite der Erinnerung nur leise angeschlagen zu werden, um sofort in ihrem Herzen eine warme und volle Empfindung hervorzurufen."

Das sogenannte „flotte Studentenleben" hat Helmholtz eigentlich niemals mitgemacht, denn die Fähigkeit, Bier oder Wein in größeren Dosen zu konsumiren, ging ihm völlig ab.

Am wohlsten fühlte er sich in einer auch aus Damen bestehenden Gesellschaft, wo er dann sehr viel gesellschaftliches Talent entfaltete und auch sehr beliebt war.

Ja, er arrangirte sogar Opernaufführungen, darunter „Hieronymus Knicker" oder „Doktor und Apotheker", und hier erntete er durch seine drastische Komik den größten Beifall.

Ueberhaupt behielt Helmholtz, trotzdem er selbst sehr wenig Stimme hatte, sein ganzes Leben lang eine große Vorliebe für Musik, er war begeisterter Wagnerianer und pilgerte mit seiner zweiten Gattin öfters nach Bayreuth. Daß er aber noch während seiner Heidelberger Zeit aktiv musikalisch thätig war, dürfte wohl den allerwenigsten bekannt sein.

Sein Bruder schreibt mir:

„Während seiner Heidelberger Zeit habe ich mit Hermann und einem Sohne von Mendelssohn zu Engelberg im ‚Hotel Engel' Quartett gesungen in einem Konzert, welches zu Gunsten eines verunglückten Bergführers dort veranstaltet wurde. Wer der Vierte war, habe ich vergessen."

Es ist mir nun gelungen, diesen Vierten zu ermitteln; das Quartett brauchte sich seiner nicht zu schämen; es war kein Geringerer als — Bunsen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Unterredung mit dem Generalkapitän von Cuba.

Von
Gustav Diercks.

Habana, 22. Februar 1896.

Der an Stelle des Generalfeldmarschalls Martinez Campos nach La Habana gesandte neue Generalkapitän von Cuba, der General Don Valeriano Weyler y Nicolau, Marquis von Tenerifa, hatte zwar unmittelbar nach seiner Ankunft in der Hauptstadt der großen Antilleninsel und nach der Uebernahme des Oberbefehls über sie in seinen Ansprachen und seinen Verordnungen die Grundsätze ausgesprochen, nach denen er in dem Kampfe gegen die Aufständischen vorzugehen gedenkt; trotzdem war es mir erwünscht, seine persönlichen Ansichten über die Sachlage in Cuba aus seinem eigenen Munde zu hören. Mit der den Generalen und hohen Staatsbeamten Spaniens eigenen Liebenswürdigkeit hatte er in den wenigen Tagen seines Aufenthalts hier jedem, der ihn selbst sprechen und ausfragen wollte, eine Unterredung bewilligt, und es hätte keiner besonderen Anfrage und Einführung bedurft, um zu ihm zu gelangen. Unser Herr Generalkonsul war jedoch so liebenswürdig, mich in den prachtvollen Marmorpalast zu begleiten, der den Generalkapitänen von Cuba als Amtsgebäude und Wohnung dient, und mich General Weyler vorzustellen, den ich bisher nicht persönlich kennen gelernt hatte, weil er bei meinen letzten Aufenthalten in Spanien immer abwesend gewesen war.

Ohne lange warten zu müssen, obgleich einer der Adjutanten uns sagte, daß der General sehr beschäftigt sei, wurden wir in den großen Empfangssaal eingeführt, an dessen innerer Thüre gleich darauf ein unscheinbares, kleines, in Zivil gekleidetes Männchen erschien, das uns einlud, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen.

Ein sogenannter Diplomatenschreibtisch, auf dem nur wenige Papiere und Aktenstücke lagen, und eine Anzahl Rohrstühle und Rohrsofas bildeten fast die ganze Möblirung des hohen, geräumigen Zimmers, das trotz der großen Hitze, welche draußen herrschte, angenehm kühl war. Eine große Spezialkarte von Cuba nahm, auf einem Ständer stehend, die Mitte des Raumes ein.

Auf meine Frage über seine Ansichten bezüglich der Bedeutung des Aufstandes, seiner Ausbreitung und der voraussichtlichen Dauer des Kriegs beklagte sich der General über die Masse übertriebener und falscher Darstellungen, welche im Auslande über den Aufstand verbreitet werden. Er gab zu, daß die Lage, in der sich Cuba befindet, sicherlich eine schwierige sei, daß es für ihn jedoch keinem Zweifel unterläge, daß er die Bewegung unterdrücken werde. Die hiefür erforderliche Zeit gab er selbst dann auf anderthalb Jahre an und die mehrfache Wiederholung dieser Zeitangabe ließ erkennen, daß er die Widerstandsfähigkeit der Aufständischen nicht unterschätzt. Daß die Bevölkerung für sie

Digitized by Google

Sympathien hegt und sie unterstützt, zog er in Zweifel; es sei eine Folge des von ihnen ausgeübten Terrorismus, wenn die Landleute und Kleinstädter ihnen überall da keinen energischen Widerstand zu leisten wagten, wo die Rebellen noch die Macht in ihren Händen hätten. Die spanische Regierung werde ihn mit allen Mitteln unterstützen, die erforderlich sein werden, der Sache Spaniens zu baldigem Siege zu verhelfen.

Es war natürlich nicht überraschend, aus den Worten des Generals eine gewisse Mißbilligung der Taktik und Politik seines Vorgängers Martinez Campos herausklingen zu hören, wenngleich er sich selbstverständlich jeder direkten Andeutung solcher Art enthielt. Auf die Frage wie er vorzugehen beabsichtige, wies er auf seine bisherige Thätigkeit hin, die mir ja hinlänglich bekannt war und über die wir bereits zu Anfang der Unterhaltung gesprochen hatten. Wie in Mindanao, wie in Katalonien, werde er auch in Cuba mit größter Strenge vorgehen, weil er nur diese, unterstützt durch die genügende Militärmacht, für geeignet halte gegenüber den gegen die eingesetzte Regierung gerichteten Umsturzbestrebungen. Indem man ihn berufen habe, den Oberbefehl zu übernehmen, habe man mit seinem durch seine lange militärische Thätigkeit hinlänglich bekannten Charakter gerechnet, und er werde denselben hier nicht verleugnen. Mit Milde und Nachgiebigkeit sei in Cuba nichts zu erreichen.

Wiederholt kam er im Laufe des Gespräches darauf zurück, daß er die äußerste Strenge walten lassen werde, und seine Verordnungen und Armeebefehle haben ja allerdings auch diese Aeußerungen vollauf bestätigt. Freilich stellt er in der an die Bevölkerung Cubas gerichteten Proklamation die Gewährung aller für das Wohl der Insel erforderlichen Reformen in Aussicht — also gerade das, was auch Martinez Campos gethan hat.

Als sich dann das Gespräch wieder auf die Uebertreibungen lenkte, die in der Presse verbreitet werden, bemerkte der Generalkapitän, daß der Krieg nun einmal nicht ohne Zerstörungen von Eigentum denkbar sei, vollends aber nicht ein solcher wie der auf Cuba geführte; in dem Guerillakriege seien kleine Erfolge der Aufständischen an sich völlig bedeutungslos, und es sei unrecht, sie als Siege zu betrachten und darzustellen, die irgend welchen Einfluß auf den Fortgang des Krieges haben könnten. Seine eigene Taktik sei, sich um solche Kleinigkeiten überhaupt nicht zu kümmern. Es sei nicht nur unmöglich, sondern zwecklos und schädigend, jede kleine Bande in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, zu verfolgen und zu vernichten. Diese kleinen Trupps von Mordbrennern hätten keine Bedeutung, und es wäre nicht möglich, sie daran zu verhindern, daß sie auf ihrem Wege plündern, Plantagen anzünden und ähnliche Freveltaten begingen. Unerbittlich strenge Bestrafung der Uebelthäter sei das Mittel, dieser Art der Kriegführung seitens der Aufständischen zu steuern, und die Verfügungen, die er zu diesem Zwecke getroffen habe, werden sicherlich bald ihre Wirkung zeigen. Seine Taktik sei somit darauf gerichtet, sich nicht um Kleinigkeiten zu kümmern, sondern die Rebellen von den strategisch wichtigen Punkten zu vertreiben und sie so rasch und so weit als möglich von Habana und in Gebiete

Digitized by Google

zurückzudrängen, in denen sie keinen oder nur geringen Schaden thun könnten. Er wies auf den deutsch-französischen Krieg hin, indem er wieder auf die Opfer zurückkam, die jeder Krieg fordert; man dürfte vor Opfern nicht zurückschrecken; man dürfte sich nicht scheuen, gelegentlich zwanzig, dreißig, auch selbst Hunderte von Menschen preiszugeben, wenn dadurch richtige militärische Erfolge erzielt würden.

Er führte mich dann an die Spezialkarte von Cuba, um mir auf ihr zu zeigen, was er im Laufe der zwölf Tage, die er nun in Habana ist, bereits erzielt hat. Als er gelandet sei, hätten die Aufständischen nicht nur den ganzen Osten der Insel, den Herd und den Hauptstützpunkt der Bewegung in Händen gehabt, sondern auch den äußersten Westen, und sie hätten sogar die Provinz Matanzas überschwemmt und seien bis in die Nähe von Habana vorgedrungen. Bis jetzt habe er sie in den wenigen Tagen zum Rückzug aus der Provinz Matanzas und aus den westlichen Teilen, aus der Vuelta Abajo, gezwungen, und seine Taktik habe sich somit bereits als völlig richtig und wirkungsvoll erwiesen. Ich bemerkte darauf, daß wir bei unserer Ankunft am Tage zuvor südwestlich von La Habana ein großes Feuer bemerkt hätten, das zweifellos von dem Brande einer großen Plantage in der Gegend von Baños de San Diego herrührte. Der General meinte jedoch, nichts davon gehört zu haben, daß die Aufständischen in jener Gegend Brandstiftungen begangen hätten. Wie mir später versichert wurde, soll trotzdem dort eine Truppe Rebellen ein Ingenio angezündet haben; es erhellt daraus, daß der Südwesten und Westen der Insel noch keineswegs so frei von Aufständischen ist, wie der General behauptet.

Die Zeitungen hatten am 21. von mehreren Gefechten gesprochen, welche zwischen Matanzas und Habana stattgefunden hatten, dabei sollte auch der schon so oft totgesagte Insurgentenführer Maceo getötet worden sein. General Weyler bestätigte die erstere Nachricht, das Uebergehen der zweiten bezüglich des feindlichen Truppenführers bewies, daß sie offenbar nicht richtig, jedenfalls nicht sicher war. Was die kleinen Gefechte bei Matanzas anbetrifft, deren Zahl der Gouverneur auf vier bezifferte, so ließ er sich über deren Verlauf auch nicht aus; im Volke waren die Ansichten über ihren Ausgang entgegengesetzt. Die einen behaupteten, die Spanier seien geschlagen worden, die anderen wollten wissen, die Aufständischen hätten sich vor der Uebermacht zurückgezogen.

Wie wenig sicher trotz der bisherigen Erfolge der Taktik des Generals der Verkehr in der allernächsten Umgebung der Hauptstadt ist, davon zeugt die Thatsache, daß vor vier Tagen das Gebäude der nur wenige Kilometer von Habana entfernten zweiten Station der Matanzasbahn verbrannt worden war; daß gestern Reisende, welche von Matanzas nach Habana gefahren waren, vierzehn Stunden auf dieser Strecke unterwegs gewesen waren, die sonst in anderthalb Stunden zurückgelegt wird.

Vorderhand sind die Erfolge der spanischen Truppen unter dem Oberbefehl des Generals Weyler also auch noch nicht sehr bedeutend.

Wir kamen dann auf die politischen Verhältnisse zu sprechen, und der

Digitized by Google

General war wiederum der Ansicht, daß bezüglich derselben viel Falsches und Uebertriebenes verbreitet würde. Die spanische Regierung hätte die redliche Absicht bekundet, billige Forderungen der Cubaner durch Gewährung weitgehender Reformen zu erfüllen. Der Grund des Aufstandes sei jedoch auch keineswegs die Unzufriedenheit mit der Verwaltung, derselbe sei vielmehr in der Arbeitsscheu gewisser Volkselemente und in den Bestrebungen derer zu suchen, welche Cuba von Spanien trennen, es unabhängig machen wollen. Immer wieder kam er aber auf die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen zurück, denn er würde den Widerstand dieser Gegner Spaniens mit Gewalt niederschlagen.

Was das Verhalten der amerikanischen Staaten gegenüber den Ereignissen in Cuba anbetrifft, so waren die Worte des Generals Weyler bezüglich der Haltung der Vereinigten Staaten etwas unbestimmt. Von manchen mittel- und südamerikanischen Republiken, meinte er, erhielten die Rebellen kräftige Unterstützung; Mexiko jedoch bewahre strengste Loyalität Spanien gegenüber. Ebenso stände Santo Domingo auf Seite Spaniens, während Haiti die Partei der Aufständischen genommen habe.

Auf diese Hilfe, die die Rebellen von außen erhalten, erklärte der Gouverneur jedoch zum Schluß, gar kein Gewicht zu legen. Es komme nur darauf an, mit der nötigen Energie und Strenge in Cuba selbst vorzugehen, um alsbald dem Aufstande ein Ende machen zu können, und seine Worte ließen keinen Zweifel, daß er das nötige Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Taktik und Politik und zu der Tüchtigkeit seiner Truppen hat.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erwähnte der Generalgouverneur, daß sein Großvater Deutscher gewesen sei und als Oberst in den Kriegen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Spanien geführt worden, thätigen Anteil genommen habe. Er selbst habe nie die Zeit finden können, Deutschland zu besuchen, und die Kenntnis der deutschen Sprache, die er in seiner Jugend studirt habe, sei ihm unter den Geschäften seines Lebens ganz verloren gegangen.

Nachdem er sich dann noch in freundlichster Weise erboten hatte, mich in meinen auf Cuba bezüglichen Studien zu unterstützen, wurde die Unterredung, die weit über eine halbe Stunde gedauert hatte, durch Meldungen unterbrochen, die ihr ein Ziel setzten.

Die Thatsache, daß General Weyler wiederholentlich die Zeit, welche er zur Niederschlagung des Aufstandes für nötig erachtet, auf anderthalb Jahre normirte, ist jedenfalls nicht zu unterschätzen, denn sie widerlegt sehr nachdrücklich die Anschauung gewisser Optimisten, welche glauben, der Bürgerkrieg wird jetzt rasch zu Ende geführt werden.

Die Fortsetzung des Krieges während weiterer anderthalb Jahre legt aber auch Spanien neue sehr große Opfer an Geld und Menschen auf, selbst wenn der Kampf nun einen für das Mutterland und seine Truppen günstigen Verlauf nehmen sollte, und es entsteht die Frage, woher bei der Erschöpfung der Staatskassen und der Kostspieligkeit des cubanischen Krieges die riesigen Mittel genommen werden sollen, den Krieg fortzusetzen.

Digitized by Google

Endlich aber darf man nicht unberücksichtigt lassen, welche enorme wirtschaftliche Schädigung eine anderthalbjährige Fortsetzung dieses Kampfes für die Antilleninsel sein würde, die jetzt schon furchtbar schwer unter dem Einfluß dieses verheerenden Krieges zu leiden hat. Handel und Wandel liegen darnieder, die Zuckerernte ist ganz in Frage gestellt; die Tabakernte wird sehr geringfügig ausfallen.

Gelingt es dem neuen Generalkapitän nun wenigstens, vor dem Wiederbeginn der Regenzeit bedeutende militärische Erfolge zu erzielen, so ist etwas gewonnen; gelingt es nicht — so dürfte der Krieg wohl nicht auf die Fortdauer von anderthalb Jahren beschränkt werden.

Bismarck im Antiquariat.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Wenn mich jemand über das Maß der Berühmtheit einer Persönlichkeit fragen würde, so wüßte ich ihm keinen besseren Rat zu geben, als in ein Geschäft zu gehen, wo mit Autographen ein Handel en gros betrieben wird, und dort einen Brief des Betreffenden vorzulegen. Wenn der Händler das Autograph mitleidig lächelnd zurückweist, dann ist der Name des Verfassers noch so gut wie unbekannt; je populärer und bedeutsamer derselbe aber ist, um so mehr wird der Händler für das Schriftstück bieten, zumal wenn der Inhalt desselben auch noch Interesse bietet; der Gipfel der Berühmtheit ist erreicht, wenn man nach dem Inhalt des Schriftstückes gar nicht mehr fragt und sich schon mit der Unterschrift allein begnügt, mag dieselbe unter einem noch so gleichgiltigen Inhalt stehen, zum Beispiel unter einer Quittung, einer Einladungszusage, oder gar einem gerichtlichen Aktenstücke. Eine Berühmtheit dieser letzten Gattung — heutzutage auch nicht annähernd mit irgend einem gekrönten Haupte der Welt vergleichbar — ist Bismarck. Schon im Jahre 1847, also in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, war er zu einer politischen Persönlichkeit geworden. War es doch der liberalen Presse gelungen, aus Bismarck infolge seines ersten parlamentarischen Auftretens eine Figur zu machen, die halb Schreckgespenst, halb lächerlicher Popanz war; den lächerlichen Popanz mußte sie freilich bald fallen lassen; um so fester hat sie aber an dem Schreckgespenst gehalten und damit bis in eine späte Zeit hinein die alten politischen Kinder fürchten gemacht.

Während seiner Gesandtenzeit in Frankfurt am Main, Petersburg und Paris trat Bismarcks Berühmtheit verhältnismäßig zurück. Ein Gesandter hat nur die Instruktionen seiner Regierung auszuführen und bleibt deshalb immer mehr oder minder im Schatten seines Chefs. In Frankfurt lag das Verhältnis

Digitized by Google

wegen der Teilnahme Bismarcks an den Beratungen der Bundesversammlung allerdings etwas anders. Diese letzteren Beratungen waren aber geheim, und die immense Bedeutung der politischen Korrespondenz, welche der preußische Bundestagsgesandte damals mit dem Minister Freiherrn von Manteuffel und zum Schlusse kurze Zeit mit dem Freiherrn von Schleinitz geführt hat, ist erst bekannt geworden, als dieselbe von mir, mit Bismarcks Erlaubnis, in den Jahren 1882—1884 publizirt worden ist. Wer zur Gesandtenzeit Bismarcks ein Autograph desselben hätte in dem Verkehr bringen wollen, würde damit nicht viel Glück gehabt haben. Während der Konfliktszeit stieg Bismarcks Berühmtheit, und er war zu dieser Zeit bereits Gegenstand der schärfsten Beobachtung. Wie kam es doch, daß man sich so sehr für ihn interessirte? Bismarck war eben eine machtvolle Individualität, kampflustig und kühn in seinen Konzeptionen, erfolgreich auf der ganzen Linie. Bismarck glaubte felsenfest an den Erfolg seiner Politik und hat diesem Glauben auch sicher gesprächsweise Ausdruck gegeben, wenn auch die ihm in den Mund gelegte, in das Jahr 1863 fallende Aeußerung: er würde in zwei Jahren der populärste Mann im Staate sein, bestritten wird.[1]) Nach dem Blindschen Attentat, also im Mai 1866, soll Bismarck eine ähnliche Redewendung gebraucht haben: „Jetzt möchte mich das Volk aufhängen, aber in einigen Jahren werde ich der beliebteste Mann in ganz Deutschland sein!“ Diese Prophezeiung ist jedenfalls buchstäblich eingetroffen und zwar schon gleich nach Königgrätz. Nach 1870 hat der Glanz seines Namens den Gipfel erreicht, der nun keiner Steigerung mehr fähig ist. In gleichem Verhältnis ist auch der Preis gestiegen, der für seine Schriftstücke im Handel gezahlt wird. Seit dieser Zeit wird auf Bismarck-Autographen förmlich Jagd gemacht. Er könnte sich mit seiner Unterschrift allein noch heute leicht eine Million verdienen. Eine mit seiner Unterschrift versehene Photographie in Kabinetsformat ist mir kürzlich für dreißig Mark zum Kaufe angeboten worden. Daß Fürst Bismarck, welcher den Unfug kennt, der mit seiner Unterschrift bisweilen getrieben worden ist, mit der Hergabe derselben geizt, kann nicht wundernehmen; fort und fort laufen Gesuche um Photographien Bismarcks mit seiner Unterschrift in Friedrichsruh ein, denen natürlich nicht entsprochen werden kann. Eine dem Hause Bismarcks sehr befreundete Dame, selbst in Varzin und Friedrichsruh ein gern gesehener Gast, besitzt keine Unterschrift des Fürsten. Auf ihre Bitte darum erwiderte Bismarck, er vergebe an Private grundsätzlich keine Autographen, sie würden sonst alle kommen. „Ich will Sie aber mit etwas Wertvollerem entschädigen,“ sagte er, und damit holte er aus seinem Arbeitszimmer ein Briefcouvert heraus, worauf der Kaiser seine, des Kanzlers Adresse eigenhändig geschrieben hatte. „Das nehmen Sie und bewahren Sie es wohl zum Andenken an den ritterlichsten unter den Königen.“

Seit dem Herbst 1887 verfolge ich die Kataloge von zur Versteigerung

---

[1]) Vergleich mein Werk: Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Stuttgart 1895, S. 346.

Digitized by Google

gelangenden Autographen und habe dabei manchen Fund gemacht, der sich in meiner Bismarck-Biographie verwerten läßt. Der älteste dabei zu Tage getretene Brief Bismarcks, der freihändig in den Besitz eines bekannten Berliner Autographensammlers überging, ist an den Rittmeister von Arnstädt in Groß-Kreutz gerichtet und lautet:

„An den Rittmeister von Arnstädt in Groß-Kreutz.

Berlin, den 28. Januar 1850.

„Verehrtester Freund!

„Sie sagen, daß Sie auf meine Antwort wegen der Vereinssache gespannt sind; Sie werden wenig darin finden, was diese Spannung befriedigt. Das Uebel liegt in der Gesetzgebung; das Einzige, was diese gestattet, habe ich betrieben, nämlich Anweisung der Potsdamer Regierung zur strengeren Kontrolle dieses Vereins durch die Polizeibeamten, und Benutzung der Sache bei der Berathung des Vereinsgesetzes in der Kommission, der ich angehöre, und bei den Ministern. In letzterer Richtung hat meine Schilderung der Wirkungen dieses als Beispiel benutzten Vereins in der That wesentlich dazu beigetragen, bei Ministern und Kommission mehrere Verschärfungen der Gesetze gegen Vereine herbeizuführen. Wenn aber mein Antrag auf gänzliche Unterdrückung der Vereine auf vorläufig ein Jahr nicht durchgeht, so hilft die Sache doch nicht viel. Von dem angeblichen Siege der Regierung in der Botschaftssache, am Sonnabend, werden Sie in den Zeitungen schon gelesen haben. Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren. Mündlich Näheres über die gespielten Intriguen.

„Nach Ihren Nachrichten habe ich wenig Aussicht bei der Wahl am 31. Indeß, man muß abwarten und sehen.

„Ich möchte am 30. selbst nach Brandenburg, vorher aber gern in Kreutz vorsprechen. Ich weiß nur nicht, wann und wie die Züge gehn, und was am Mittwoch in der Kammer vor ist; ob man nicht vielleicht hier sein muß. Die Fideikommisse fielen wieder mit einer Stimme vorgestern.

„Sind Sie der Meinung, daß gar keine Aussicht für die Wahl ist, so ist es allerdings schlauer, wenn ich mich in Brandenburg nicht weiter bemühe. Ich bringe eben heraus, daß ein Zug morgens um 11 Uhr von hier geht, wenn Sie erlauben, werde ich also mit diesem am Mittwoch, den 30. bei Ihnen eintreffen. Bis dahin leben Sie wohl und legen Sie mich der gnädigsten Frau zu Füßen.

Der Ihrige
von Bismarck."

Aus der Frankfurter Gesandtenzeit fand ich einen an den königlich sächsischen Obersten und Militärbevollmächtigten von Spiegel gerichteten Brief, worin Bismarck sein Nichterscheinen bei einem Diner mit Rücksicht auf das Eintreffen des Herrn von Balan, preußischen Gesandten in Stuttgart, entschuldigt. Vom 9. Juli 1863 datirt ein Brief Bismarcks aus Karlsbad an den Freiherrn von

Digitized by Google

Rothschild, worin es sich um eine Anlage handelt, die der Ministerpräsident zur Kenntnis des Königs brachte; ein Brief Bismarcks an den Grafen von Bismarck-Bohlen, d. d. 24. Mai 1864, betraf die Erwerbung von Wrangelsburg für den Feldmarschall Grafen von Wrangel; in einem andern Schreiben vom Spätherbst 1864 entschuldigt sich Bismarck bei der Prinzessin Friedrich Karl, weil er einer Einladung derselben nicht Folge leisten kann. Am 11. November 1871 kündigt der Staatsmann dem Vetter Gustav zu Putlitz gewisse auf den Lehengütern stehende Kapitalien, um seine Lauenburger Güter möglichst schuldenfrei zu machen; in einem an den Regierungspräsidenten Bitter gerichteten Briefe, d. d. 30. November 1874, freut sich der Kanzler, seine seit frühem Lebensalter bestehenden Beziehungen zu demselben zu erneuern. Selbst ein Strafantrag Bismarcks, d. d. Varzin, 4. Juli 1882, gerichtet gegen die Zeitschrift „Deutsche Union" in Berlin „wegen Beleidigung des Unterzeichneten in Beziehung auf seinen Beruf", kommt zum Verkauf. Von einem Briefe Bismarcks aus dem September 1865 kommt nur das zweite Blatt des Briefes in den Handel; es sind im ganzen nur neun Zeilen folgenden Inhalts:

„können, so daß ich den Abend in Berlin zu sein hoffe, vielleicht mit dem ersten Stettiner Zuge am Freitag erst. Sie haben wohl die Güte, dies einem der Herren Minister mit der Bitte mitzutheilen, diese Verspätung bei Sr. M. entschuldigen zu wollen. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Bismarck."

Augenscheinlich waren die beiden ersten Briefseiten so intimer Natur, daß der Besitzer sich doch geschämt hat, dieselben auf den Markt zu werfen; vielleicht hätte ihr Inhalt ihn auch selbst verraten. Der Erlös dafür in der Auktion betrug einundzwanzig Mark. Er war sehr niedrig; der Händler bemerkte mir, er habe sich zum mindesten vierzig Mark versprochen; zwanzig Mark bringe ihm schon ein Brief des Grafen Herbert Bismarck ein, wovon er mir sogleich zwei zur Ansicht vorlegte. Der erste, an den vorerwähnten damaligen Unterstaatssekretär Bitter gerichtet, lautet:

„Friedrichsruh, den 21. Mai 1873.

„Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrtes Schreiben hat mein Vater heute mit Dank erhalten und mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er sich sehr freuen würde, Sie am nächsten Dienstag hier zu sehen. Noch lieber würde es meinem Vater sein, Ew. Hochwohlgeboren statt um 1 Uhr, zu Tische um 5 Uhr bei sich zu sehen, und läßt er Sie bitten, wenn Ihnen das paßt, ihm die Ehre zu geben, am kommenden Dienstag im Ueberrock hier bei ihm zu essen.

„Mit der vorzüglichsten Hochachtung
zeichne ich mich
Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster
Graf Herbert Bismarck."

Digitized by Google

Ein zweiter an dieselbe Adresse gerichteter Brief des Grafen Herbert Bismarck lautet:

„Berlin, den 20. März 1879.

„Verehrtester Herr Staatssekretär! [1])

„Der Wegebaukünstler, über dessen Thätigkeit in Lauenburg ich gestern mir Ihnen Vortrag zu halten erlaubte, heißt B., seine Titulatur kenne ich leider nicht. Ich habe meinem Vater von der Petition des Schwarzenbeker Gemeindevorstehers wegen der anderweitigen Gutsbezirks-Eintheilung von Aumühle gesprochen; es war ihm nicht ganz klar, wie die Gemeinde Schwarzenbek die Zulegung der Gemeinde Aumühle beanspruchen könne, und vermuthet er, daß letztere mit dem herrschaftlichen Bezirk vereinigt werden will? Dem würde er sich aber ganz bestimmt widersetzen: er würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ihm eine kurze Mittheilung über die Begründung der Petition und über den darauf von hier intendirten Bescheid zugehen lassen wollten, da ihm diese Sache, wie alle lauenburgischen, interessirt, und seine persönlichen Besitzverhältnisse dadurch berührt werden.

„Ich werde mir erlauben, gegen 12 Uhr wieder auf dem Ministerium anzufragen, ob Sie noch empfangen können.

„In ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Gf. Bismarck."

Der Erlös des ersten dieser Briefe des Grafen Herbert Bismarck betrug elf Mark, der zweite brachte siebenzehn Mark.

Am bedeutsamsten von allen mir bekannten Bismarck-Autographen, die durch die Hände von Händlern gingen, ist wohl ein Brief Bismarcks, d. d. Varzin, 30. November 1879, betreffend das Schanksteuergesetz. Der Adressat ist nicht genannt, derselbe kann aber für Kenner der Situation kein Geheimnis sein. Der Brief ist ganz von der Hand des Grafen Herbert Bismarck (dem letztern wohl in die Feder diktirt) und trägt nur die Unterschrift des Fürsten. Zur Erläuterung des bisher unveröffentlichten Briefes bemerke ich Nachstehendes:

Am 8. November 1879 legte die preußische Regierung dem Landtage einen Gesetzentwurf, betreffend die Steuer vom Betriebe geistiger Getränke, vor, welcher den Gemeinden eine bisher nicht in dem zulässigen Maße berücksichtigte Steuerquelle eröffnen und zugleich den Zudrang zu einem Gewerbe einschränken sollte, dessen übermäßiges Anwachsen in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung nachteilig wirkte.

Das vorstehend bezeichnete Ziel suchte der Gesetzentwurf dadurch zu erreichen, daß

---

[1]) Bitter war um diese Zeit Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium des Innern. Graf Bismarck gibt ihm aus Courtoisie den Titel „Staatssekretär".

Digitized by Google

alle Geschäfte, welche sich mit dem Ausschanke geistiger Getränke irgend einer Art sowie mit dem Kleinhandel von Spiritus und Branntwein befaßten, einer besonderen Abgabe unterworfen werden sollten, welche zwar als Staatssteuer veranlagt und erhoben, deren Ertrag aber den Gemeinden überwiesen werden sollte.

Bei der ersten Beratung der Vorlage im Abgeordnetenhause (18. November) sprachen gegen den Entwurf die Abgeordneten Zelle, Grambrecht, Dr. Petri und Reichensperger (Köln), für den Entwurf Dr. Kropatscheck, Dr. Bitter, Strosser und der Finanzminister Bitter, worauf die Vorlage an eine Kommission von einundzwanzig Mitgliedern verwiesen wurde.[1])

Bei der ersten Lesung in der Kommission (26. November 1879) wurde der sehr einschneidende Beschluß gefaßt, die Steuer auf Branntwein zu beschränken, die Steuer auf den Ausschank von Bier und Wein also ganz fallen zu lassen.

Bei der zweiten Lesung (27. November) wurde dieser Beschluß bestätigt. Die Regierungskommissare fanden den Beschluß so präjudizirlich, daß sie erklärten, ihre ferneren Erklärungen könnten nur noch als „persönliche Aeußerungen" angesehen werden.[2])

In diesem bereits etwas verzweifelten Stadium wurde augenscheinlich die Entscheidung Bismarcks darüber eingeholt, ob bei dieser Sachlage die Regierung noch auf eine Weiterberatung der Vorlage Wert lege, oder ob sie vorziehe, dieselbe zurückzuziehen. Daraufhin ergingen die nachstehenden Direktiven:

„Varzin, 30. November 1879.

„Eurer Excellenz danke ich für die Mitteilung über das Schanksteuergesetz, welche Sie mir durch Tiedemann haben machen lassen. Ich bin in meiner Ueberzeugung nicht zweifelhaft, daß wir vor den Kommissionsbeschlüssen nicht die Flagge streichen dürfen, ohne uns der Verdächtigung auszusetzen, daß es uns mit dem Gesetz überhaupt nicht sehr ernst gewesen wäre. Unsere Gegner begehen mit der Ablehnung des Gesetzes einen taktischen Fehler, und wir würden nicht gut thun, ihnen durch verfrühte Zurückziehung des Gesetzes einen Teil davon abzunehmen, das heißt von der Verantwortlichkeit dafür.

„Wir dürfen uns auch die Gelegenheit nicht abschneiden, in der Plenardiskussion die Nützlichkeit des Gesetzes in dem vollen Umfange unserer Vorlage mit allen dafür sprechenden Motiven öffentlich zu begründen. Bisher ist meiner Ansicht nach in der Diskussion die finanzielle Seite der Sache zu sehr zurückgetreten hinter der Moralitätsfrage der Verminderung des Branntweingenusses. Die Wirkung in letzterer Richtung halte ich für gering; in Rußland kostet, so viel ich weiß, die Licenz 500 Rubel und die Trunksucht leidet dadurch keine Einbuße. Würde bei uns dennoch eine Wirkung in dieser Richtung erreicht, so

[1]) Stenographischer Bericht über die elfte Sitzung am 18. November 1879, S. 207—226.

[2]) Das Ergebnis der Kommissionsberatung erhellt aus der Drucksache Nr. 121 des Hauses der Abgeordneten, 14. Legislaturperiode, I. Session 1879.

Digitized by Google

wäre das ja sehr nützlich; aber nur das Getränk des gemeinen Mannes zu treffen, dagegen die Völlerei und die Zeitvergeudung, inklusive Branntweingenuß, in den Bier- und Weinkneipen frei zu lassen, wäre nach mehr als einer Seite hin ein Fehler.

„Der Schnaps mag als Getränk in der Häuslichkeit schlimmer wirken als Bier und Wein, aber beim Ausschank in öffentlicher Kneipe tragen Bier und Wein zur Verbummelung ihrer Konsumenten vielleicht mehr bei — weil ihre Verzehrung viel mehr Zeit in Anspruch nimmt.[1]) Dies alles sind aber doch nur Nebenzwecke; wir haben bei der Vorlage nicht die Volkserziehung, sondern den Geldertrag im Auge gehabt, und von dem würde nicht viel übrig bleiben, wenn alle Schankstätten ausscheiden, die nicht ausschließlich dem Schnaps gewidmet sind.

„Das Zurückziehen einer Vorlage, ohne daß sie abgelehnt sei, schwächt jederzeit die Regierung viel mehr als eine Ablehnung. Hier aber glaube ich, daß die Ablehnung durch das Plenum uns gegen diejenigen, welche abgelehnt haben, eine Waffe für die Zukunft gibt.

„Ich kann in dieser Ueberzeugung nur auf das dringendste dazu raten, daß wir fortfahren, die Vorlage mit Festigkeit zu vertreten und selbst, wenn sie im Abgeordnetenhause uns nicht in annehmbarer Form bewilligt wird, dann doch die Diskussion der Sache im Herrenhause uns womöglich nicht abschneiden lassen. Wir können dort die Breschen, welche die Abgeordneten machen, durch Amendirung vielleicht wieder ausfüllen.

„Ich bin nicht ganz überzeugt davon, daß wir wohlthun, die Vorlage zurückzuziehen, wenn wir sie schließlich auch nur für Branntwein durchbringen; es würde sich dann bald ergeben, daß der Branntweinausschank sich in die Wein- und Bierkneipen verlegt, und man würde dann Anlaß haben, neue Vorlagen einzubringen, um nicht die Kneipe „des armen Mannes“ ausschließlich zu besteuern. Nur in Bezug auf die Höhe der Sätze sollten wir meines Erachtens unerbittlich sein. Wir dürfen uns mit Kleinigkeiten nicht abfinden lassen.

„Die analoge Elsässer Vorlage halte ich für uns im Bundesrat nicht annehmbar, wenn sie nicht mit der preußischen in Uebereinstimmung gesetzt wird.

von Bismarck.“

Bei der zweiten Beratung des Gesetzes (21. Januar 1880) erklärte der Finanzminister Bitter, die Staatsregierung stehe den beschlossenen Abänderungen gegenüber auf demselben Standpunkt, auf dem sie bei Einbringung der Gesetzesvorlage gestanden habe, und sie lege den größten Wert darauf, daß in dem § 1

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. In dem Artikel „Einige Worte zur Hebung des Parlaments und des Volkswohls“ im Dezemberheft der „Deutschen Revue“ ist eine Bierschanksteuer von 1 bis 2 Pfg. pro Liter wieder in Anregung gebracht worden. Diese Schanksteuer würde bei dem jährlichen Konsum von 5 Milliarden Liter circa 50 bis 100 Millionen einbringen und für die wohlhabenden Biertrinker kaum fühlbar sein, aber viele Parlamentarier ꝛc. befürchten den Widerstand der Bierphilister ꝛc. gegen eine solche Steuer, welche die direkten Steuern entlasten und zur Kolonisation im Innern benützt werden könnte.

Digitized by Google

des Gesetzentwurfs Bier und Wein nicht ausgeschlossen würden.[1]) Das Abgeordnetenhaus lehnte in derselben Sitzung den Entwurf in allen seinen Teilen ab.

Die Frage endlich, wie es möglich ist, daß solche denkwürdige Schriftstücke in ein Antiquariat wandern, beantwortet sie sehr einfach: Die Not ihrer Besitzer treibt die Briefe in den Autographenhandel. Der erste Besitzer wird sich selten zu einer Versilberung derselben verstehen, aber er schenkt das Autograph einem Freunde, oder, was noch wahrscheinlicher ist, einer Freundin, von da wandert der Brief in der Regel in den Besitz eines Autographensammlers, von diesem, oft im Wege des Tausches, an einen zweiten Sammler und schließlich in das Antiquariat zur Versteigerung. Es ist traurig, aber wahr!

Die neuesten Erfolge der Spektralanalyse am Himmel.

Von

Prof. Dr. W. F. Wislicenus.

Wir sind im allgemeinen gewöhnt, die Erfahrung, welche in den Sprichwörtern niedergelegt ist, als eine durchaus zutreffende zu betrachten, und sie ist es auch in der That in den allermeisten Fällen, wenigstens so lange wir den Boden nicht verlassen, aus welchem die Sprichwörter hervorgewachsen sind, nämlich das Gebiet des täglichen Lebens. Thun wir das jedoch, so kehren wir damit auch nur zu häufig dem Giltigkeitsgebiet der Sprichwörter den Rücken. So ist zum Beispiel der Ausspruch: „Der gerade Weg ist der beste", auf wissenschaftlichem Gebiete meist völlig unzutreffend, denn nicht nur sind viele große und wichtige Entdeckungen auf weiten Umwegen gemacht, sondern es zeigt sich gar nicht selten, daß der Forscher, wenn er ganz gerade auf sein Ziel losgehen will, unübersteiglichen Hindernissen begegnet, die er nur auf scheinbar weit abführenden Seitenpfaden umgehen kann. Ein treffliches Beispiel für die Richtigkeit dieser Behauptung bieten uns die neuesten Erfolge, die die Spektralanalyse am Himmel mit Hilfe des „Dopplerschen Prinzips" errungen hat, ja wir werden selbst bei der Betrachtung derselben einen weiten Umweg über scheinbar ganz abgelegene Gebiete machen müssen, wenn wir uns ein volles Verständnis verschaffen wollen.

Es ist wohl den meisten der geneigten Leser schon einmal begegnet, daß ein Eisenbahnzug in voller Fahrgeschwindigkeit pfeifend an ihnen vorübergebraust ist, und der eine oder der andere hat dabei die Beobachtung gemacht, daß der Ton der Pfeife im Augenblick, als die Lokomotive vor ihm vorbeipassirte, ein etwas

[1]) Stenographischer Bericht S. 1096.

Digitized by Google

tieferer wurde. Noch auffälliger ist diese Erscheinung, wenn man selbst im rasch dahinrollenden Zuge sitzt, und am offenen Coupéfenster die Lokomotive eines entgegenkommenden Zugs pfeifend vorübersaust. Wer diese Wahrnehmung zum erstenmale macht, wird sehr geneigt gewesen sein, dieselbe einer akustischen Täuschung, einem sogenannten „Fangen des Schalls" zuzuschreiben, denn warum sollte plötzlich der Ton der Dampfpfeife ein tieferer werden? Die leicht zu machende Erfahrung jedoch, daß die besprochene Erscheinung sich unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen jedesmal wiederholt, mußte doch wohl den Glauben an eine Täuschung verbannen, und es ist auch in der That keine solche, sondern der Ton, der das Ohr nach dem Vorbeifahren der Lokomotive trifft, ist wirklich tiefer als der vorher gehörte, ohne daß sich indes die Tonhöhe der Dampfpfeife geändert hätte. Wie ist das möglich?

Der Schall ist eine von einem Punkt ausgehende, nach allen Seiten sich gleichmäßig verbreitende Bewegung der Luft in Wellen. Ein Bild dieser Bewegung können wir uns am besten dadurch verschaffen, daß wir uns vergegenwärtigen, was entsteht, wenn wir einen Stein in ein stehendes Gewässer werfen. Es bilden sich dann um die Stelle, wo der Stein die Oberfläche des Wassers traf, kleine Wellenkreise, die sich rasch erweitern und die ganze Oberfläche um die getroffene Stelle her bedecken, bis sie sich endlich verlaufen. Was sich hier in Kreisen auf dem Spiegel des Wassers abspielt, müssen wir uns beim Schall in der Luft in Kugeln von Wellen, die als gemeinsames Zentrum den Ausgangspunkt des Tones haben, vor sich gehend denken. Also aus den Kreisen im Wasser werden Kugeln in der Luft, die sich rasch ausbreiten, indem sie immer größer und größer werden, bis sie schließlich ebenso wie die Kreise im Wasser verlaufen, das heißt bis die Luft zu Ruhe kommt, weil der Ton nicht weiter erregt, angeschlagen wird. Treffen nun diese Kugelwellen in der Luft das menschliche Ohr, so rufen sie in den Nerven des Menschen jene Empfindung hervor, die wir Geräusch oder Ton nennen, je nachdem diese Wellen ganz unregelmäßig oder in genau abgemessenen Zwischenräumen unser Ohr treffen. Von der Länge dieser Zwischenräume oder, was dasselbe ist, von der Schnelligkeit, mit welcher diese Luft- oder Schallwellen einander folgen, hängt die „Höhe" des Tones ab. Treffen zum Beispiel 440 solcher Wellen innerhalb einer Sekunde das menschliche Ohr, so nennen wir die dadurch hervorgerufene Empfindung den „Grund- oder Kammerton" und bezeichnen ihn mit a'. Treffen in einer Sekunde mehr Schwingungen das Ohr des Beobachters, so hört er einen höheren, treffen es weniger, einen tieferen Ton. Man hat gefunden, daß das bei den musikalisch gut brauchbaren Tönen mit deutlich wahrnehmbarer Tonhöhe nicht weniger als 40 und nicht mehr als 4000 Schwingungen das Ohr in der Sekunde treffen. Alle diese Verhältnisse gelten zunächst, wenn das Instrument, welches die Töne aussendet, und das menschliche Ohr, welches sie hört, in unveränderter Entfernung von einander sind. Nehmen wir nun an, das Instrument, welches immer einen und denselben Ton aussendet, werde dem Ohr des Hörers sehr schnell genähert, dann werden die von dem Instrument ausgehenden Schallwellen,

Digitized by Google

weil sie einen immer kürzer und kürzer werdenden Weg bis zum Ohr zurückzulegen haben, dasselbe in immer kürzeren und kürzeren Zwischenräumen treffen, also mehr in einer Sekunde, als wenn die Tonquelle in Ruhe bliebe, das heißt durch die Annäherung der letzteren an das menschliche Ohr hört dieses einen höheren Ton, als das Instrument thatsächlich aussendet. Eine ganz entsprechende Ueberlegung zeigt, daß das Ohr die Empfindung eines immer tieferen Tones hat, wenn das Instrument schnell von demselben entfernt wird, und ferner, daß die ganz entsprechenden Erscheinungen eintreten werden, wenn nicht das Instrument, sondern der Hörer sich schnell bewegt, oder endlich wenn beide sich einander nähern oder von einander entfernen. Nun ist auch die eingangs erwähnte Erscheinung der Tonänderung bei einer schnell vorbeifahrenden pfeifenden Lokomotive erklärt; indem sich die Lokomotive uns pfeifend nähert, müßten wir eigentlich das Gefühl haben, als wenn der Ton der Pfeife immer höher und höher würde, doch ist meistens die Geschwindigkeit der Lokomotive zu gering, um ein so starkes Höherwerden des Tones zu erzeugen, daß wir es abzuschätzen vermöchten. In dem Moment jedoch, wo die Lokomotive an uns vorüberfauft, tritt statt des Annäherns ein schnelles Entfernen der Tonquelle ein, die Bewegungsgeschwindigkeit wird also verdoppelt und dadurch eine so erhebliche Aenderung in der Tonhöhe hervorgerufen, daß ein musikalisch geübtes Ohr dieselbe deutlich wahrnehmen kann.

Das Verdienst, auf die hier erörterten eigentümlichen Vorgänge zuerst hingewiesen und dieselben in seiner 1843 erschienenen Schrift theoretisch bewiesen zu haben, gebührt Christian Doppler, nach welchem die ganze Erscheinung das „Dopplersche Prinzip" genannt wird. Praktische Beweise dafür sind von verschiedenen Forschern erbracht, in ausgedehntem Maße von Ballot-Buijs, der sich der Eisenbahnen dazu bediente, nur wandte er statt der Dampfpfeifen genau abgestimmte Trompeten an, wodurch eine genauere Beobachtung möglich wurde.

Was hier eben für den Schall und die Schallwellen auseinandergesetzt worden ist, gilt nun auch in ganz entsprechender Weise für das Licht. Auch dieses pflanzt sich, wie der Schall, nach allen Seiten in Kugelwellen fort, nur daß diese nicht die Luft, sondern vermutlich einen viel feineren Stoff, den sogenannten Lichtäther, bewegen. Durch die verschieden große Schnelligkeit, mit welcher diese Lichtwellen das Auge des Menschen treffen, werden verschiedene Empfindungen in den Sehnerven desselben erregt, die wir als „Farben" unterscheiden. Wird nun eine Lichtwelle dem Auge des Beobachters rasch genähert oder von demselben entfernt, so müßte sie nach dem Dopplerschen Prinzip ihre Farbe wechseln. In der That ging Doppler bei seinen Ueberlegungen von dieser Annahme aus, indem er den Farbenwechsel bei einzelnen Sternen, besonders bei Doppelsternen, dadurch erklären wollte. Diese Ansicht ist jedoch irrig, und gerade deshalb wurde vielfach im Anfang das Dopplersche Prinzip als überhaupt nicht stichhaltig angesehen. Doppler hatte bei seinen Ueberlegungen die ungeheure Geschwindigkeit des Lichtes außer acht gelassen. Während der Schall in einer Sekunde 332 Meter durchläuft, legt das Licht in der gleichen Zeit 300000 Kilometer zurück, bewegt sich also etwa eine Million mal schneller als der Schall.

Digitized by Google

Wenn nun die Geschwindigkeit eines Kurierzugs eben ausreicht, um in der Tonhöhe des bewegten Instruments eine nur gerade noch wahrnehmbare Schwankung hervorzurufen, wie groß müßte erst die Geschwindigkeit sein, welche eine Aenderung der Tonhöhe um eine volle Oktave bewirken sollte! Und diese enorme Geschwindigkeit wäre doch nur ein Millionstel von der, welche eine Lichtquelle haben müßte, wenn sie dem Auge des Beobachters in anderer Farbe erscheinen sollte. Es lag klar auf der Hand, daß weder auf Erden noch im Weltenraum irgendwo eine Bewegung existirte, die an die hier geforderte Geschwindigkeit nur im entferntesten heranreichte; war es doch mehr wie fraglich, ob man jemals eine Bewegung auffinden würde, die im stande wäre, einer Lichtquelle eine solche Geschwindigkeit zu erteilen, daß die Farbe des Lichtes auch nur um die feinste Nuance geändert würde. Und wenn das gelang, wie sollte man eine solch feine Farbenabtönung beobachten? Es schien also unmöglich, das Dopplersche Prinzip auf Lichtwellen anwenden zu können, da brauchte man es denn auch nicht weiter zu bedauern, daß auch ein theoretischer Beweis in dieser Hinsicht nicht gelang und bis heute in aller Strenge noch nicht gelungen ist.

Diese ganze Sachlage wurde mit einem Schlage anders durch die Entdeckung der Spektralanalyse von Kirchhoff. Wußte man nunmehr, daß die hellen und dunklen Linien, die in den Spektren der verschiedenen Stoffe auftreten, nicht nur eine ganz bestimmte unveränderliche Lage gegen einander haben, sondern daß auch einer jeden derselben eine ganz bestimmte „Wellenlänge" zukommt, so durfte man hoffen, die Anwendbarkeit des Dopplerschen Prinzips auch auf Lichtwellen mit Hilfe dieser Linien beweisen zu können. Die „Wellenlänge" ist ja nichts weiter als der Abstand, in welchem sich zwei solche hohlkugelförmige Lichtwellen auf einander folgen; näherte sich nun die Lichtquelle dem Auge, so mußten die Lichtwellen rascher auf einander folgend das Auge treffen, dieses hatte also den Eindruck einer kürzeren Wellenlänge. Bestimmte man also bei ruhendem Licht die Wellenlänge einer Linie im Spektrum desselben und wiederholte dann diese Bestimmung, indem man das Licht dabei rasch auf das Auge des Beobachters zu bewegte, so mußte man in letzterem Falle einen etwas kleineren Wert für die Wellenlänge derselben Linie finden. Wenn man in einem Spektrum, zum Beispiel dem der Sonne, die Wellenlängen der darin sichtbaren Linien bestimmt, so findet man, daß dieselben bei den Linien im Rot am größten, bei denen im Violett am kleinsten sind, und daß die Wellenlängen der dazwischen liegenden Linien ganz kontinuirlich vom roten nach dem violetten Ende zu abnehmen. Man kann daher auch sagen: Nach dem Dopplerschen Prinzip müssen sich bei Annäherung einer Flamme an das menschliche Auge die Linien im Spektrum derselben nach dessen violettem, bei Entfernung vom Auge nach dessen rotem Ende zu verschieben. Bei der außerordentlichen Kleinheit der Wellenlängen des Lichtes (dieselben sind stets nur wenige Zehntausendstel eines Millimeters lang) fragte es sich freilich, ob die Wellenlängen mit genügender Genauigkeit gemessen werden konnten, um kleine Aenderungen derselben konstatiren zu können, und ferner, ob man eine Lichtquelle genügend schnell bewegen könnte, um meßbare Aenderungen von

Digitized by Google

Wellenlängen zu erhalten. Sobald auch die erste Schwierigkeit gehoben war, denn man kann die Wellenlängen der Spektrallinien heutzutage mit jeder wünschenswerten Genauigkeit messen, sobald zeigte sich auch, daß man auf der Erde keine Geschwindigkeit auffinden kann, wie sie für diese Zwecke notwendig ist. Zum Beweise dafür mag folgende Ueberlegung dienen. Das Spektrum des Natriums, welches einen Hauptbestandteil des gewöhnlichen Salzes bildet, besteht im wesentlichen aus einer hellen gelben Linie. Nur mit den feinsten und besten spektroskopischen Apparaten kann man konstatiren, daß diese gelbe Natriumlinie aus zwei feinen, dicht neben einander stehenden Linien zusammengesetzt ist, deren Wellenlängen sich nur um den millionsten Teil einer Strecke von sechs Millimetern unterscheiden. Wollte man nun erreichen, daß die eine dieser feinen Linien an die Stelle der anderen rückte, das heißt ihre Wellenlänge um eben diesen millionsten Teil von sechs Millimetern änderte, so müßte man die Natriumflamme mit einer Geschwindigkeit von 308 Kilometern in einer Sekunde bewegen, das heißt, die Natriumflamme müßte die Entfernung von Berlin nach Bremen (in Luftlinie gerechnet) in einer Sekunde durchfliegen. Nun kann man freilich noch viel geringere Unterschiede von Wellenlängen, als sie diese beiden feinen Natriumlinien zeigen, messen, aber selbst die größten auf der Erde herstellbaren Geschwindigkeiten von Lichtquellen, nämlich die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten von Explosionen, reichen nicht aus, um eine meßbare Verschiebung von Spektrallinien zu bewirken. So mußte man sich denn, wenn man einen praktischen Beweis für die Anwendbarkeit des Dopplerschen Prinzips auf Lichtwellen erbringen wollte, nach genügend großen Geschwindigkeiten von Lichtquellen außerhalb der Erde umsehen, das heißt die Aufgabe, diesen Beweis zu führen, fiel der Astronomie zu und sie hat sich derselben mit um so größerem Eifer unterzogen, als ihr auch der Gewinn aus dem Lösen dieser Ausgabe in erster Linie zufallen mußte. Mit der Giltigkeit des Dopplerschen Prinzips für Lichtwellen erlangten die Astronomen ein neues mächtiges Hilfsmittel, um den Weltenraum zu durchforschen und besonders die bisher in demselben bestimmten scheinbaren Bewegungen am Fixsternhimmel auf ihre wahre Größe und Richtung hin zu untersuchen.

Zur Leistung des geforderten Beweises mußten die Astronomen die Spektren solcher Lichtquellen am Himmel auf die Linienverschiebung hin untersuchen, deren Bewegung gerade auf die Erde zu oder von dieser weg, oder wie man es kurz nennt: deren Bewegung „im Visionsradius“ man anderweitig kannte oder wenigstens für jeden beliebigen Zeitmoment mit jeder wünschenswerten Schärfe berechnen konnte. Solche Bewegungen bieten einmal die Rotation der Sonne und dann noch der Lauf der Planeten in ihrer Bahn dar, von denen die letztere etwa sechs- bis siebenmal so groß ist im allgemeinen als erstere. Lag aus diesem Grunde der Gedanke nahe, zunächst den Planetenlauf für die fragliche Beweisführung heranzuziehen, so mußte man sich doch andererseits sagen, daß die ungeheuer große Helligkeit der Sonne gestattete, bei der spektroskopischen Untersuchung dieses Himmelskörpers viel feinere und genauere Apparate, welche eine

Digitized by Google

viel größere Lichtmenge erfordern und daher auf schwache Lichtquellen entweder gar nicht oder nur unter den größten Schwierigkeiten anwendbar sind, zu benutzen, und daß daher auf diesem Wege eher auf die Erlangung der gewünschten Resultate zu hoffen war. So kam es, daß man sich zuerst dem Studium der Sonnenrotation zuwandte. Die Sonne dreht sich — ebenso wie unsere Erde — um eine Achse, und die Umdrehungsgeschwindigkeit läßt sich aus der Ortsveränderung der auf der Sonne sichtbaren dunklen Flecke bestimmen. Man hat auf diese Weise gefunden, daß die sich naturgemäß am schnellsten bewegenden Punkte des Sonnenäquators — eine von der Erde herübergenommene Bezeichnung — in einer Sekunde einen Weg von zwei Kilometer Länge zurücklegen. Nun überblickt man von der Erde aus jeweils nur eine Hälfte der Sonnenoberfläche und ihres Aequators und von beiden Endpunkten dieses halben Aequators bewegt sich der eine mit einer Schnelligkeit von zwei Kilometern in eine Sekunde auf das Auge des Beobachters auf der Erde zu, der andere mit der gleichen Geschwindigkeit von diesem fort, die Differenz der Bewegung dieser beiden Punkte im Visionsradius beträgt also vier Kilometer. Gelang es nun die Spektren dieser Punkte gleichzeitig im Fernrohr neben einander zu erzeugen, so mußten nach dem Dopplerschen Prinzip die Linien in denselben gegen einander verschoben erscheinen. Ein besonderes Instrument, welches eine derartige Beobachtung ermöglichte, wurde von Zöllner in Leipzig konstruirt, und in der That glückte es im Jahre 1871 H. C. Vogel damit, die erwartete Linienverschiebung zu konstatiren, wenn diese auch zu klein war, um sie gleichzeitig mit diesem Apparat auf ihre Größe hin zu messen. Etwa fünf Jahre später gelang es Young mit einem andern, aber wesentlich feineren Spektrometer, auch die Stärke dieser Linienverschiebung zu bestimmen, und der daraus berechnete Wert für die Sonnenrotation unterscheidet sich nur wenig von dem vorher bekannten. Bald darauf machte Langley auf eine besondere, durch das Dopplersche Prinzip im Sonnenspektrum hervorgerufene Aenderung aufmerksam. Die Linien in demselben rühren zum größten Teil daher, daß in der Atmosphäre der Sonne einige der von dieser ausgehenden Strahlen ausgelöscht, nicht hindurchgelassen oder — wie man gewöhnlich sagt — absorbirt werden. Genau die gleiche Wirkung übt aber auch die Erdatmosphäre auf das Sonnenlicht aus, wodurch noch weitere Linien im Spektrum desselben erzeugt werden, die man zum Unterschied von ersteren „terrestrische“ Linien nennt. Langley wies nun darauf hin, daß letztere, weil die Erdatmosphäre sich in Bezug auf den Beobachter in Ruhe befindet, keine Verschiebung zeigen dürfen gegen erstere. In der That bemerkte Thollon bei seinen Untersuchungen über das Sonnenspektrum (1880) derartige Erscheinungen, und Copeland beobachtete 1883, daß in dem Spektrum des einen der oben erwähnten Punkte des Sonnenäquators eine Linie doppelt erscheint, die in dem Spektrum des andern einfach ist. Dieselbe besteht eben im ersteren Falle aus einer terrestrischen Linie und einer durch die Eisendämpfe in der Sonnenatmosphäre verursachten, und die durch die Sonnenrotation hervorgerufene Verschiebung der letzteren genügt, um sie in dem zweiten Punkt mit

Digitized by Google

er ersteren zusammenfallen zu lassen. Schon nach diesen Untersuchungen konnte an mit Recht sagen, daß der Beweis für die Giltigkeit des Dopplerschen Prinzips für Lichtwellen erbracht sei, es ist aber im Jahre 1889 mit noch mehr ervollkommneten Instrumenten in Potsdam gelungen, die Linienverschiebung in en Spektren der Planeten zu messen. Daraus ergab sich am 2. Januar des enannten Jahres, daß sich die Venus mit einer Geschwindigkeit von 14 Kilometer in einer Sekunde der Erde annäherte, während nach der Berechnung ihres aufes diese Annäherungsgeschwindigkeit 12 Kilometer betrug. Eine fünf Wochen päter, nämlich am 10. Februar, angestellte Beobachtung desselben Planeten ieferte als entsprechende Werte die Zahlen 12 und 13 Kilometer. Die Unterschiede zwischen Beobachtung und Theorie (im ersteren Falle 2, in letzterem 1 Kilometer) sind in Anbetracht der außerordentlich kleinen Größen, um welche es sich bei diesen Messungen handelt, sehr gering und durch die unvermeidlichen Beobachtungsfehler bedingt, so daß man darnach sagen kann, daß die Richtigkeit des Dopplerschen Prinzips auch für Lichtwellen vollkommen erwiesen ist.

Ungefähr gleichzeitig mit den zuletzt erwähnten Beobachtungen wurden bereits die ersten Anwendungen des Dopplerschen Prinzips zur Ermittlung von Bewegungen im Weltenraume gemacht, und zwar wurde zunächst diejenige Bewegung genauer untersucht, welche eben erst zum Beweise der Richtigkeit des genannten Prinzips gedient hatte, nämlich die Sonnenrotation. Die Bestimmung der letzteren aus der Bewegung der Sonnenflecken hatte nämlich das eigentümliche Resultat geliefert, daß die Sonne nicht wie eine feste Kugel rotirt, sondern nach den Polen zu immer langsamer, ganz abgesehen natürlich von jener selbstverständlichen Verlangsamung der Bewegung der nahe an den Polen gelegenen Punkte, die dadurch entsteht, daß die letzteren in der gleichen Zeit einen viel kleineren Kreis zu durchlaufen haben als ein Punkt des Sonnenäquators. Es war nun eine offene Frage geblieben, ob diese eigentümliche Erscheinung der leuchtenden Oberfläche der Sonne wirklich zukomme, oder ob sie nur durch Eigenbewegungen der Flecke auf dieser Oberfläche bedingt sei. Hier konnte man einzig durch das Dopplersche Prinzip Aufschluß erwarten, und so unternahm Crew (1888) eine darauf bezügliche Untersuchung, welche eine gleichmäßige Rotation der Sonne als wahrscheinlich erscheinen ließ. Eine fast gleichzeitig mit genaueren Instrumenten unternommene ausführliche Beobachtungsreihe von Dunér jedoch, der die Verschiebung der eigentlichen Sonnenlinien gegen die oben erwähnten terrestrischen maß, lieferte das Resultat, daß die aus der Bewegung der Flecke gefundene Verlangsamung der Rotation nach den Polen zu thatsächlich stattfinde. — Aber noch in anderer Weise konnte das Dopplersche Prinzip auf die Sonne angewandt werden. Die spektroskopische Untersuchung der mehrfach erwähnten Sonnenflecke sowie jener am Sonnenrande sichtbaren flammenartigen Gebilde, der sogenannten Protuberanzen, hat dargethan, daß die in diesen Gebilden vermuteten schnellen Bewegungen thatsächlich und zwar vielfach in Form von Wirbeln vorhanden sind, ja man konnte jetzt auch die Geschwindigkeiten derselben wirklich messen.

Digitized by Google

Weit wichtiger war es nun aber, die neue Beobachtungsmethode auf die Bewegung der Fixsterne anzuwenden. Diese verdienen ihren Namen ja keineswegs, denn sie sind nichts weniger als fix, das heißt fest, am Himmel, sondern verändern ihre Stellung fortwährend, wenn auch ihre Bewegung bei der ungeheuren Entfernung, die sie von unserer Erde haben, nur sehr gering erscheint und nur durch die besten Fernrohre und feinsten Meßapparate zu konstatiren ist. Dabei kann man immer nur die Bewegungen messen, die die Sterne senkrecht zum Visionsradius haben und auch diese nur in ihrem Verhältnis zum scheinbaren Abstand der Sterne von einander, denn um dieselben ihrer thatsächlichen Größe nach bestimmen zu können, müßte man die Entfernung der Sterne von der Erde kennen. Nun werden sich die Sterne aber durchaus nicht bloß senkrecht zum Visionsradius bewegen, sondern in allen möglichen schrägen Richtungen, werden sich dabei also der Erde annähern oder sich von ihr entfernen. Diese Annäherung oder Entfernung kann man nur mittelst des Dopplerschen Prinzips nachweisen und ihre wirkliche Größe messen. Die ersten Versuche hierzu wurden zuerst 1867 von Huggins und 1871 von H. C. Vogel gemacht, doch von beiden Forschern nicht weiter fortgesetzt, weil die damaligen noch ziemlich unvollkommenen Spektroskope sowie vor allen Dingen der Umstand, daß die beständige Bewegung in der Lufthülle unserer Erde die Sternbilder im Fernrohr und daher auch die Linien in deren Spektren in einem beständigen Zittern und Zucken erhalten, derartige feine Messung enorm erschwerten und die gewonnenen Resultate als sehr unzuverlässig erscheinen ließen. Nachdem man auf der Greenwicher Sternwarte durch Beschaffung eines feineren Instrumentes den ersteren Uebelstand wesentlich vermindert hatte, begann man daselbst 1875 eine systematische Beobachtung der Fixsterne nach dem Dopplerschen Prinzip, die aber noch so ungenau war, daß die einzelne Messung der Bewegung eines Sternes in einer Sekunde im Visionsradius mit einer Unsicherheit von 30 bis 40 Kilometern behaftet erschien, das heißt mit anderen Worten, da die Bewegung der Sterne im Visionsradius meistens viel geringer ist: die einzelne Beobachtung in Greenwich konnte nicht einmal entscheiden, ob sich der Stern der Erde annäherte oder sich von ihr entfernte, geschweige denn die Größe dieser Bewegung festlegen. Erst aus einer großen Anzahl von Beobachtungen eines Sternes konnte man hoffen, eine ungefähre Kenntnis seiner thatsächlichen Bewegung zu erlangen. Wollte man zu genauen Resultaten kommen, so mußte man trachten, den zweiten der beiden oben erwähnten Uebelstände bei der Beobachtung zu beseitigen. Das ist H. C. Vogel in Potsdam im Jahre 1888 dadurch gelungen, daß er bei der Beobachtung das menschliche Auge durch die photographische Platte ersetzte, denn auf dieser bildet sich das Spektrum eines Sternes mit genügender Deutlichkeit ab, um es nachher mit aller Ruhe und wünschenswerten Genauigkeit ausmessen zu können. Welcher gewaltige Fortschritt dadurch erzielt wurde, geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß bei dieser Methode die Unsicherheit in der Bestimmung der Bewegung eines Sternes in einer Sekunde nur 3 bis 6 Kilometer beträgt, je nachdem die Linien im Spektrum eines Sternes

Digitized by Google

mit mehr oder weniger großer Schärfe auftreten. Diese Ungenauigkeit wird noch viel geringer, wenn man eine ganze Anzahl solcher photographischen Aufnahmen von dem Spektrum eines Sternes macht, so daß man mit Recht sagen kann, daß man jetzt im stande ist, die Bewegung der Sterne im Visionsradius mit genügender Genauigkeit zu bestimmen. Aber freilich leidet diese in Potsdam angewandte Methode an dem Uebelstande, daß zur photographischen Fixirung der Spektren schwächerer Sterne sehr große Fernrohre notwendig sind; doch ist die Beschaffung solcher nur eine Geldpunktfrage, da technische Schwierigkeiten nicht bestehen. Einmal im Besitz derartiger Riesenteleskope ist es nur nötig, mit Fleiß und Ausdauer die Bewegung der Fixsterne im Visionsradius zu studiren, denn erst wenn man diese für eine große Anzahl von Sternen kennt, wird es möglich sein, eine Anschauung über die Bahnen der Sterne in ihrer Gesamtheit sowie über die Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume zu gewinnen. Es ist eine großartige Perspektive, welche sich da dem Menschengeiste erschließt, aber freilich wird es noch langer Zeit bedürfen, bis sich diese Hoffnungen und Erwartungen erfüllen. Dadurch werden sich die Astronomen nicht abhalten lassen, rüstig auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts zu schreiten, werden sie auf demselben doch außer den oben angedeuteten noch manche anderen Resultate gewinnen, ja sie haben solche schon jetzt erlangt. Von einem Stern im Sternbild des Perseus — der von den Arabern den Namen Algol erhalten hat — war es seit lange bekannt, daß er von Zeit zu Zeit sehr stark an Helligkeit abnimmt, und zwar sinkt er in 4 Stunden und 36 Minuten von seiner größten Lichtstärke auf deren Minimum herab, um in der gleichen Zeitdauer wieder bis zu ersterer anzuwachsen. Seine Leuchtkraft bleibt dann 2 Tage, 11 Stunden und 34 Minuten konstant, um nach dieser Frist dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Zur Erklärung dieser eigentümlichen Veränderlichkeit des Algol hat man angenommen, daß derselbe einen dunklen Begleiter habe, und daß diese beiden Gestirne sich um ihren gemeinsamen Schwerpunkt drehen, wobei dann der dunkle den leuchtenden gelegentlich teilweise verdecke. Nach dieser Hypothese mußte der helle der beiden Sterne sich eine Reihe von Stunden, ehe er das Minimum seiner Helligkeit erreichte, von der Erde weg, nach demselben aber wieder auf diese zu bewegen. Eine spektroskopische Untersuchung des Algol, die in Potsdam unternommen wurde, zeigte, daß die thatsächlichen Vorgänge am Himmel den hypothetischen Schlußfolgerungen genau entsprechen, daß also die oben erwähnte Erklärung für die Veränderlichkeit des Algol die einzig richtige ist. Ja es war nach den Potsdamer Resultaten möglich, die Größe des hellen und des dunklen Sternes, die Massen derselben, den Abstand ihrer Mittelpunkte sowie ihre Umlaufsgeschwindigkeiten zu berechnen. Es lag nun der Gedanke nahe, alle die Sterne, welche einen ähnlichen Lichtwechsel wie Algol zeigen, in gleicher Weise zu untersuchen, doch verbot sich die Arbeit für das Potsdamer Observatorium einfach dadurch, daß dasselbe kein solches Riesenfernrohr besitzt, wie es bei der viel größeren Lichtschwäche der fraglichen Sterne für derartige Untersuchungen nötig ist. Aber in anderer Richtung ließen sich die bei Algol

Digitized by Google

gemachten Erfahrungen verwerten. Es war darnach sehr wohl denkbar, daß es noch mehrere solcher Doppelsternpaare gebe, die sich von Algol nur dadurch unterscheiden, daß entweder beide Sterne hell leuchten und dadurch bei dem gegenseitigen Verdecken keine Helligkeitsverminderung eintritt, oder daß dieselben so um einander laufen, daß sie sich überhaupt nicht gegenseitig verdecken. Und in der That wurden teils in Potsdam, teils von Pickering in Amerika noch mehrere solcher Sterne gefunden, die auch in den mächtigsten Fernröhren einfach erscheinen, und doch nach den spektroskopischen Untersuchungen aus zwei oder drei getrennten Körpern bestehen.

So interessant nun auch diese Entdeckungen sind, so können sie sich doch nicht entfernt mit jenen großartigen Erforschungen über die Anordnung und Bewegung der zahllosen Himmelskörper, die den Weltenraum erfüllen, messen, die wir oben angedeutet haben. Wenn auch dieser gewaltige Fortschritt erst in der Zukunft zu erwarten steht, so darf doch die Jetztzeit mit Stolz sagen, daß sie es war, die die Mittel dazu lieferte und die Wege dahin bereitete.

Aeußerungen von Alexandre Dumas fils.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Dichters.

Von

M. S. van de Velde (London).

Wenn ein Mann stirbt, dem, wie Alexandre Dumas fils, ungewöhnliches Genie, seltener Ruhm beschieden gewesen, so werden, unmittelbar nach seinem Tode, Bände geschrieben über seine Werke, seine Bestrebungen, seinen Einfluß auf die Literatur und das Drama; über seine Jugend, sein Mannesalter und seine reiferen Jahre; man untersucht und durchforscht seine Vergangenheit, bis das Thema vollständig erschöpft scheint. Aber wenn es sich um eine so gewaltige Persönlichkeit handelt, so bleibt immer noch manches ungesagt, Erinnerungen treten zu Tage — eine Anekdote, ein Wort, ein noch nicht veröffentlichter Brief — alle inhaltreich und voll Interesse, weil sie einen Streifen enthüllenden Lichtes auf das Herz, die Seele oder den Geist eines Mannes werfen, der fast ein halbes Jahrhundert lang einen so hervorragenden Platz in Frankreich, ja — man darf es ohne Uebertreibung sagen — in der ganzen literarischen Welt einnahm.

Im Jahre 1845 veröffentlichte Dumas seinen ersten Band Gedichte: „Les Péchés de jeunesse“, und ungefähr zur gleichen Zeit erschien auch sein erstes dramatisches Werk „Le Bijou de la reine“.

Digitized by Google

Von da ab fanden unaufhörlich neue Novellen und Stücke Form und Leben unter seiner eifrigen Feder, bis sein Talent die Weihe empfing und er seinen Namen als erfolgreicher Schriftsteller errang, schon im Jahre 1848, da die „Dame aux Camélias", als Novelle ihren Flug in die Welt nahm.

Dumas' große Popularität ist zweifellos in erster Linie darin begründet, daß er das Bindeglied, das vereinigende Band sozusagen war, zwischen den Menschen von heutzutage und jenen der ganz romantischen Zeit.

Er trug einen bekannten, schon berühmten Namen; er gewann die allgemeine Sympathie durch seine zärtliche und rührende Verehrung für die literarischen Ueberlieferungen seines Vaters, durch seine Hochschätzung, seine warme Sohnesliebe für den älteren Dumas, durch die aufrichtige Freude, die er über jedweden ehrenden Nachruhm empfand, der dem Dichter des „Monte Christo" zu teil wurde.

Vielleicht waren es gerade diese Eigenschaften, die seiner Persönlichkeit gewissermaßen etwas von dem alten heroischen Typus verliehen. Er glich dem Schöpfer der „Trois Mousquetaires" durch einen Ausdruck der Kraft, der Charakterfestigkeit und der Güte. Aber er hatte mehr Feinheit und Scharfsinnigkeit und bis zu einem gewissen Grade mehr Stolz, der aber einen sehr hohen Begriff von der Freundschaft und deren Pflichten nicht ausschloß.

Er war ebenso aufopfernd als Vater, wie als Sohn. Er vergötterte seine beiden Töchter: Colette, die sich mit Maurice Lipmann verheiratete, und Jeannine, die Frau des Capitain d'Hauterive. Erstere hat zwei Kinder und lebt nun von ihrem Gatten geschieden.

Alexandre Dumas selbst hatte sich im Jahre 1865 vermählt. Er war gar nicht abgeneigt, von den romantischen Umständen zu erzählen, welche seine Liebe für Prinzessin Nariskine umschwebt hatten, und mit einem Wohlbehagen, das seinen Hang zum Herrschen verriet, erinnerte er sich an die Zeit, da die Dame, auf ein Wort von ihm, die entfernteste Provinz Rußlands verlassen hatte und vier Tage und Nächte gereist war, nur um einige Stunden mit ihm zuzubringen; es freute ihn, daß sein Lieblingsschriftsteller Balzac in seinen Beziehungen zu Madame Haucke Aehnliches erfahren.

Trotz dieser Romantik war Dumas' Ehe keine recht glückliche; und als Madame Dumas, nachdem sie seit längerer Zeit von ihrem Gatten getrennt gelebt hatte, im April des letzten Jahres starb, unterrichtete Alexandre Dumas seine Töchter sofort von seinem Entschluß, sich wieder zu verheiraten.

„Nichts," schrieb er, „wird in unserem Heim geändert werden. Es wird demselben nur noch eine Tochter mehr angehören."

Colette und Jeannine, welche nur den Wunsch hatten, den Vater glücklich zu sehen, fügten sich gehorsam in die neue Lage: die lange und aufrichtige Freundschaft, welche Dumas mit Madame Escalier verknüpfte, ward denn durch die Ehe besiegelt, nur wenige Monate vor seinem Tode, und so trauert nun ein Weib mehr über den Verlust, der alle traf.

Zeitweilig war Alexandre Dumas geneigt, sich vor seinem Freunde Desbarolles offen und ausführlich über seine Ansichten und Ueberzeugungen auszu-

Digitized by Google

sprechen und diese vertraulichen Mitteilungen zeigen, wie genau der Dramatiker sich selbst kannte, wie leidenschaftslos er über seine Werke, seine Eindrücke zu urteilen vermochte, ohne falsche Bescheidenheit und ohne Selbstüberschätzung.

„Die Erfindung ist bei mir mühsam," gab er zu, „und die Komposition langsam. Deshalb produzire ich so wenig im Vergleich mit den meisten meiner Kollegen. Ich habe keine Erfindungsgabe in meiner Kunst. Ich erreiche alles nur durch Nachgrübeln, als logisches Ergebnis meiner Beobachtung nach meinem ersten Einfall. In dieser Richtung bin ich ausdauernd, wenn ich auch in mancher Beziehung für faul gelten mag. Ich hasse alle unnütze Anstrengung und ich hasse auch Verschwendung.

„Was ich noch verabscheue, das ist Ungerechtigkeit. Wäre ich mir einer Ungerechtigkeit gegen meinen Diener bewußt, so würde ich ihm, wenn er es wünschen sollte, öffentliche Abbitte leisten.

„Ich habe keinen Hang zum Uebernatürlichen, so wenig wie für die Mathematik, obwohl die beiden gerade das Gegenteil von einander sind. Ich habe keinen Aberglauben, aber ich habe den ernsten Wunsch zu lieben, Ehrfurcht zu empfinden und wenn es sein kann, geliebt zu werden.

„Ich verlange nicht, daß meine Mitmenschen mich lieben; ich möchte nur, daß sie mir Glauben schenken, wenn ich ihnen sage, wie sie leben und handeln sollen, damit ich sie lieben kann; auf diese Weise verlange ich allerdings von ihnen die zwei schwersten Dinge auf der Erde: Wahrheit und Demut.

„Ich bin selbst außerordentlich vertrauensvoll und nachgiebig, wenn ich fühle, daß man mich nicht täuschen will; aber ich bin sehr empfindlich und auflehnend, sobald ich bemerke, daß man mich betrügt. Im übrigen mache ich mir nichts aus offen ausgesprochenem Tadel oder aus einem Unrecht, das man mir öffentlich anthut" ...

.... „Ich schwärme für die Gesellschaft von Frauen, weil man durch sie die Menschen am besten kennen lernt und weil sie die Unschuldigen sind ‚par excellence'. Sie wissen nie, was sie thun, was sie gethan haben oder was sie thun sollen. Ein Mann von Geist sollte ihnen von vornherein alles vergeben — außer das eine: schlechte Mütter zu sein. Ich habe immer alles gethan, was in meiner Macht stand, um die Frauen, welche hoch standen, vor dem Sinken zu bewahren und diejenigen emporzuheben, welche tief gefallen waren. Diesem doppelten Grundsatz haben „La Dame aux Camélias" und „L'Ami des Fermes" ihr Entstehen verdankt.

„Ich weiß mir keinen lieblicheren Anblick als den einer schönen, tugendhaften Frau; aber sie muß schön sein, damit sie einiges Verdienst hat, tugendhaft zu bleiben.

„Nichts überrascht mich, — weder Gutes noch Schlimmes ... Ich gebe mir sofort Mühe bei einem Ereignis, so schmerzlich es sein mag, nach dem Vorteil zu suchen, den es für die Zukunft haben kann; vielleicht deshalb, weil so manche Dinge, die mich in meiner Jugend in Verzweiflung stürzten, mir später als glückliche Wendung erscheinen mußten ... Neunundneunzigmal von hundert ist

Digitized by Google

mein zweiter Einfall der bessere, denn ich muß einem vernünftigen Nachdenken folgen, um das Rechte zu erkennen.

„Ich habe einen beunruhigenden Erwerbstrieb; persönlich besitze ich wenig Bedürfnisse, aber wenn ich einen Kunstgegenstand kaufe, so kann ich nicht umhin, sofort zu berechnen, wie viel Nutzen es mir eintragen würde, wenn ich ihn sofort wieder losschlüge, nicht so sehr wegen des wirklichen Gewinnes, als vielmehr um mich zu vergewissern, daß mein Kunsturteil das richtige gewesen.

„Ich bilde mir etwas auf meine Vorsicht und Klugheit ein.

„Ich liebe das Geld, weil es Macht gibt und Gutes wirken kann; ich habe eine ebenso große Verachtung für einen Geizhals wie für einen Verschwender; keiner weiß, wie er den Reichtum anwenden soll. Ich habe eine zärtliche Liebe für die Großmütigen und Barmherzigen; ich glaube nicht, daß es höheren Genuß geben kann als den: zu schenken; daher ist es wohl selbstsüchtig, wenn ich so reich sein möchte wie alle Rothschilds zusammen; wenn ich's wäre, ich würde viele Dinge umgestalten hier zu Lande ...

„Gegenwärtig habe ich keine Furcht vor dem Tode. Nichts ist zu ändern in der wunderbaren Harmonie der Welt, und ich bin überzeugt, daß diese Harmonie nicht zerstört werden kann und daß sie im Tode fortbesteht wie im Leben."

*

Alexandre Dumas père sagte, sein Sohn sei in der Dämmerstunde geboren, in welcher es nicht mehr Tag und noch nicht Nacht ist, so sei auch sein Wesen aus den gleichen Gegensätzen von Licht und Schatten zusammengesetzt: „Er ist träge und thätig; verschwenderisch und sparsam; mißtrauisch und leichtgläubig, blasirt und kindlich; bald gleichgiltig, bald aufopfernd; bald enthaltsam, bald ein Epikuräer. Seine Rede ist kalt und seine Hand feurig. Er spottet über mich mit seinem schärfsten Witz und liebt mich doch mit dem wärmsten Herzen. Er könnte mich ausplündern wie Valère und für mich kämpfen wie der Cid.

... „Manchmal streiten wir, und der verlorene Sohn verläßt im Zorn das väterliche Dach. An diesem Tage kaufe ich ein Kalb und mäste es in der festen Ueberzeugung, daß er in einem Monat etwa zurückkehren wird, um es mit mir zu essen."

Dieser Brief zeigt klarer als die längsten Auseinandersetzungen, welch vertraulichen, halb humoristischen, halb zärtlichen, aber durchaus liebevollen Charakter die Beziehungen zwischen Vater und Sohn trugen.

*

Victor Hugo schrieb von seiner Verbannung in Guernsey aus, wohin der Nachklang der Triumphe des jüngeren Dumas gedrungen war, folgendes an dessen Vater:

„Haus Hauteville, 11. Dezember 1859.

„Ihnen, lieber Dumas, möchte ich Glück wünschen zu den Erfolgen Ihres Sohnes. Ein bewunderungswürdiger Anblick, wie der Vater den Glanz des Sohnes teilt und der Glorienschein des Vaters zurückstrahlt auf den Sohn!

„Ja, Sie waren in der That ein ‚père prodigue'. Sie haben ihm alles

Digitized by Google

gegeben: dramatische Spannung, warme Leidenschaft, einen wahren Dialog und einen brillanten Stil, und doch haben Sie wie durch ein Wunder, welches einzig ist in der Kunst, alles für sich zurückbehalten — Sie haben ihn reich gemacht und blieben selbst im Besitz.

„Andererseits versteht er originell zu wirken, trotzdem er Ihr Sohn ist. Er ist ganz sein Vater und bleibt doch er selbst.

„Auch ich — anch' io — habe Söhne, die mich glücklich und — ich füge es flüsternd hinzu — stolz machen, denn wir Väter sollen ja bescheiden sein für unsere Kinder, und gerade in meinem eigenen väterlichen Frohlocken beglückwünsche ich Sie, den glorreichen Vater. Aber wir wollen uns das ganz heimlich gestehen und mit niedergehaltenem Atem.

Ihr Freund

Victor Hugo."

Jene köstlichen, leuchtenden Erinnerungen seiner Jugend schwebten Alexandre Dumas fils wohl vor Augen, als er vor zwei Jahren in der prächtigen, an seinen Vater gerichteten Briefvorrede zu der neuen illustrirten Ausgabe der „trois Mousquetaires" schrieb:

„Welch eine selige Zeit! Wir waren wie Altersgenossen, Du mit Deinen zweiundvierzig, und ich mit meinen zwanzig Jahren. Welch genußreicher, heiterer Verkehr! Welch zärtliches Vertrauen! Holde Täuschung des Herzens und des Gedächtnisses! — ich meine, es sei gestern gewesen.

„Und doch schläfst Du schon fast ein Vierteljahrhundert unter den hohen Bäumen auf dem Friedhof von Villers Cotterote, neben Deiner Mutter, die das Urbild all der edlen Frauen gewesen, die Du geschildert hast, und neben dem Vater, der für Dich die Verkörperung all der tapfern, pflichttreuen und großmütigen Helden war, die Du schufst. Und ich, den Du noch als ein Kind betrachtet hast, der sich an Deiner Seite als Kind fühlte, habe weißes Haar, weißer, als das Deine jemals war, und bin älter, als Du gewesen, als Du uns verlassen hast. Die Erde bewegt sich rasch! A bientôt!

Alexandre Dumas fils."

Die Worte waren prophetisch! Die Erde bewegte sich rasch, in der That. Zwei Jahre später war der Sohn dem Vater gefolgt in die ewige Ruhe.

Schon länger vorher war der Dramatiker niedergeschlagen und düster gestimmt. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, daß ihm keine Zeit mehr vergönnt sein würde, um den Schlußstein zu setzen auf seine großartige Lebensarbeit.

Manchmal war es ihm, als habe er der Welt schon sein Bestes gegeben, ein andermal wurde er von der Angst gepeinigt, daß die Welt noch ein neues vollkommeneres Stück von ihm erwarten dürfe. Sein Freund und Nachbar in Marly-le-Roi, Victorien Sardou, hatte einen Einblick in diese widerstreitenden Gemütsbewegungen, die dem Dichter tiefes Leid bereiteten, wenn er dasselbe auch unter der Maske finsterer Gleichgiltigkeit zu verbergen wußte.

Digitized by Google

Es war unvermeidlich, daß ein so scharfer Beobachter der Menschen wie Dumas mit der Zeit durch seine Erfahrungen bis zu einem gewissen Grade Misanthrop werden mußte. Seine düster gerunzelte Stirne, der harte Glanz seines Auges, seine ironischen oder cynischen Launen riefen nur zu oft den Eindruck hervor, als schaute er auf die Menschheit mit tadelnder Verachtung herab. Aber in Wirklichkeit war er nicht verbittert; bis zu seinem Ende blieb er im Grunde seines Herzens nachsichtig gegen alle Schwächen, ja sogar gegen schwere moralische Fehler, vorausgesetzt, daß sie keiner niederen Gesinnung entsprangen.

Dieser anscheinende Widerspruch in seinem Wesen trat in dem Verkehr mit seinen Freunden zu Tage. Der streng logisch denkende, harte Psychologe, der Philosoph und Beobachter konnte köstlich plaudern, in leichter, spielender Art. Er erzählte seine Anekdoten mit unvergleichlichem Geist und Witz; die Pointe pflegte er in einem kurzen, inhaltsreichen, gewandten Satze vorzutragen. Er hatte eine ganz besondere Begabung für das, was Priault „le mot médaille“ nennt, das klare, scharfgefeilte Wort. Einen ihm erwiesenen Dienst vergaß er nicht; kurz vor seinem Tode schrieb er noch einem Freunde:

„Ich habe zwei Eigenschaften: ich bin nicht gereizt gegen die, welche mich angreifen, und ich bin jenen ewig dankbar, die mich verteidigen. Aber sprechen Sie das nicht zu laut herum, sonst würde mich jedermann angreifen und Sie bekämen zu viel für mich zu thun.“

Alexandre Dumas hatte eine große Vorliebe für sein Wohnhaus in Marly, in dem er den größten Teil des Jahres zubrachte. Er hatte das Besitztum von einem Freunde seines Vaters, von M. de Leuven, geerbt und er zeigte seinen Besuchern gerne die Steinbank, auf welcher Madame de Staël dem Mörder Gustavs III. ewige Liebe geschworen hatte.

Mit seinem festen, steten Schritt wandelte er über die Waldlichtungen seines Parkes, stieg er auf die stillen Höhen um Marly, leichtfüßig wie ein Jüngling; bis zuletzt sah er aus wie ein Fünfzigjähriger, nicht wie ein Mann von achtundsechzig Jahren. Er trug seinen Hut flott auf der Seite. Sein Blick schien sich ordentlich in die Seele des Menschen einzubohren, den er traf; sein Mund hatte einen Ausdruck des Grams und zugleich der himmlischen Güte.

Viele Thaten der Barmherzigkeit, der Großmut, der Menschenfreundlichkeit könnten von dem Dichter verzeichnet werden. Er schenkte niemals unterschiedslos und ohne Nachfrage; aber er war immer freigebig. Wenn die Stimmen all der Menschen, welchen er mit materieller Unterstützung, mit Rat und That beistand, sich in einem gemeinsamen Chor erheben könnten, um sein Andenken zu preisen, so würden sie das Murren der Wenigen übertäuben, die er durch seine scharfen Antworten gekränkt, durch seine ehrliche Empörung über Betrug und Falschheit bloßgestellt, durch seine Verachtung gestraft hatte.

Bei all seiner „brusquerie“, und trotz seines gebieterischen und herrischen Wesens stand er sein Leben lang, vielleicht unbewußt, jedenfalls widerstrebend, unter dem Einflusse einer Frau, — seiner Gattin. Durch sie war am leichtesten an ihn heranzukommen, durch ihr Boudoir führte der kürzeste und sicherste Weg

Digitized by Google

zu seinem Arbeitszimmer; wer von ihr begünstigt wurde, fand schließlich auch bei ihm freundlichen Empfang. Wenn er auch anfänglich zornig erklärt hatte, daß nichts ihn dazu bringen könne, dieses oder jenes ihm von seiner Frau neuerdings vorgestellte Menschenkind bei sich aufzunehmen — Madame Dumas ließ sich nicht entmutigen und zurückweisen; ihre Sanftmut, ihre taktvolle Beharrlichkeit trugen den Sieg davon, und eine Woche später saß der erst verbannte Fremdling an dem Tisch des Dichters.

Der Rat, die Ansichten seiner Frau waren auch oftmals bei seinen Arbeiten ausschlaggebend.

Dumas pflegte reizende Briefe an die Schauspielerinnen und Schauspieler zu schreiben, welche die Hauptrollen in seinen Stücken kreirten und wiedergaben. Madame Doche — die erste und vielleicht die beste seiner „Kameliendamen" — konnte niemals die denkwürdige Première am 2. Februar 1852 vergessen, bei welcher der junge Dramatiker, begeistert von der Jugend, dem glänzenden Eindruck, von der Schönheit und Eleganz der Schauspielerin gesprochen, die, wie er sagte, seiner Marguerite „die unentbehrliche körperliche Anmut der Gestalt und der Züge verlieh".

Madame Doche versäumte es selten, ihn an den späteren Jahrestagen an jenen ersten, merkwürdigen Abend zu erinnern. Einmal beantwortete er ihr Billet mit folgenden Zeilen:

„Was Sie für ein Gedächtnis haben, liebe Niche! Wenn schon Ihr Geist ein Andenken so treu bewahrt, wie mag es dann erst mit den Erinnerungen Ihres Herzens sein!"

Alexandre Dumas fils hatte von seinem Vater vor fünfundzwanzig Jahren die wertvollen Verlagsrechte an den Werken des älteren Dumas geerbt. Er unterzeichnete unmittelbar darauf einen Vertrag mit Michel Lévy, nach welchem er für eine bestimmte, sofort zu bezahlende Summe dem Herausgeber alle seine Rechte an den erzählenden Werken des Verfassers des Monte Christo abtrat und sich nur eine Tantième von drei Centimes an jedem verkauften Band zurückbehielt. Diese Rechte sind auf seine Erben übergegangen, und so gering der Anteil erscheint, so beläuft er sich, bei der andauernden und fortwährenden Popularität der Bücher, doch auf ein jährliches Einkommen von 25000 Mark.

Das Verlagsrecht an den Stücken seines Vaters gab Alexandre Dumas nicht aus der Hand und während eines Vierteljahrhunderts erhielt er die für dieselben bezahlten Tantièmen, die sich auf eine ganz bedeutende Summe beliefen. Die Wiederaufnahme des Schauspiels „Henri III. et sa cour" brachte ihm 80000 Franken ein, während das Originalmanuskript nur für 6000 Franken verkauft worden war; ein merkwürdiges und vielleicht einzig dastehendes Beispiel in den Annalen des literarischen Nachruhms. Die Durchschnittssumme, welche die „droits d'auteur" an den dramatischen Werken des älteren Dumas eintragen, beläuft sich noch immer auf jährlich 40000 Franken.

Der Sohn ließ seine Stücke sofort nach ihrem Erscheinen drucken; er verzichtete dadurch freiwillig auf den Vorteil, den er durch den Verkauf an die

Digitized by Google

Theaterunternehmer in jenen Ländern zu erzielen vermocht hätte, in welchen das literarische Eigentum noch keinen gesetzlichen Schutz genießt. Aber der Verkauf in Buchform entschädigte ihn reichlich hiefür. Für „Francillon“ zum Beispiel bezog er von dem Herausgeber 30 000 Franken. Ueberdies nahm der Verkauf einen außerordentlichen Aufschwung durch die Vorreden, mit welchen er später jede neue Auflage bereicherte; denn diese Vorreden erregten ausnahmslos heftige Polemik, lebhafte Kritik und begeistertes Lob.

Das „Théâtre complet“ mit den zwei vor kurzem unter dem Titel „Théâtre des autres“ beigefügten Bänden erfreut sich des besten Absatzes von einer seltenen Stetigkeit.

Ein paar Stellen aus dem herrlichen „Lettre à un enfant“ und aus einigen zufällig aufgezeichneten Notizen scheinen der beste Abschluß für diesen Artikel, denn sie geben einen Einblick in die innersten Ueberzeugungen und persönlichen Empfindungen des verstorbenen Dramatikers.

„Wir werden mit einander das Evangelium lesen und du wirst dich bemühen, so zu leben, wie man es dich hier lehrt. Du wirst sehen, daß es nicht allzu schwer ist, — wenn Du nur den festen Willen hast.“

„Du weißt, daß du dir nicht das Geringste aneignen darfst, was einem andern gehört; daß nichts verächtlicher ist als Heuchelei; daß ein fleißiger und ehrlicher Mann, der sich, in welchem Beruf es auch sein möge, arbeitsam seinen Unterhalt verdient, gleich hoch steht wie der Mächtigste und Reichste ... Du weißt, daß es sündhaft ist, Geld in nutzlosen Nichtigkeiten zu verschwenden, während manche Menschen nichts zu essen haben.“

„Andere schädigen ist feige. Besser Hunger leiden, als sein Brot auf eine Weise verdienen, die man sich schämen müßte, einzugestehen.“

„Du mußt nicht immer alles sagen, was du denkst, damit du nicht anderen weh thust; aber du sollst nie etwas sagen, was du nicht denkst.“

„Verrate nie ein Geheimnis, das dir anvertraut wurde oder das dir zu Ohren kam; gib niemals dein Ehrenwort, wenn du deiner Sache nicht absolut sicher bist.“

„Lache niemals über die körperlich Mißgestalteten, über die Alten und Armen; es gibt so viele Narren und Gecken, über die man lachen darf.“

„Merke dir endlich: sobald du dich verstecken müßtest, um eine Handlung zu begehen; sobald du zu fürchten hättest, daß man sie erfahre, mußt du sie ungeschehen lassen.“

Einer der letzten kurzen Briefe, welche die nun erkaltete Hand schrieb, war an den Duc d'Aumale gerichtet, als Alexandre Dumas durch seinen Gesundheitszustand verhindert war, den Festlichkeiten beizuwohnen, die zu Ehren des Institut de France, dessen Vorstand der Prinz war, in Chantilly stattfanden.

„Monseigneur!

„Ich bin leidend und kann nicht nach Chantilly kommen, weil ich fürchten müßte, mein Befinden zu verschlimmern. Ich weiß, es wäre eine verlockende

Digitized by Google

Aussicht, seine Leichenrede von dem Besieger des Abd-el-Kader und dem Geschichtsschreiber der Condés gehalten zu haben; aber ich möchte nicht sterben und ziehe vor, zu leben, um Ihnen wieder gegenüber treten zu dürfen.

Alexandre Dumas fils."

Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Versailles, 27. Oktober 1870.

Heut morgen durchflog die Nachricht von der Kapitulation von Metz die ganze Stadt. Oftmals getäuscht, mochte ich die große, heißersehnte Nachricht gar nicht glauben und eilte aufs Oberkommando, um Gewißheit zu erhalten. Diesmal ist es wahr, wirklich wahr, und dennoch kann man es nur schwer glauben, aber gar nicht begreifen. 173 000 Mann, 6000 Offiziere, 3 Marschälle von Frankreich, die noch niemals eroberte Festung und unermeßliches Kriegsmaterial sind in unseren Händen. Aehnliches kennt die Kriegsgeschichte nicht! Weit über 300 000 Franzosen sind nunmehr Kriegsgefangene, eine Armee, wie sie der Norddeutsche Bund in Friedenszeiten gar nicht besitzt. Wer, ohne Schwindel zu bekommen, diese Erfolge binnen nicht vollen drei Monaten seit Beginn des Krieges ansehen kann, der muß ganz unglaublich solide Kopfnerven haben!

Nach allen Regeln der Kriegskunst gehört, um eine Festung einschließen zu können, eine Armee dreimal so stark, als die Streitkräfte sind, welche die Festung verteidigen. Darnach hätten wir um Metz herum 537 000 Mann legen müssen. In Wirklichkeit aber war die Belagerungsarmee niemals bedeutend über 200 000 Mann (also eine drittel Million zu wenig), und im gegenwärtigen Momente zählt sie sicherlich nicht einen Mann mehr, als Bazaine zur Verfügung hatte.

Vor Paris stehen rund 200 000 Kombattanten und schließen in einem Grütel von etwa 12 deutschen Meilen die Stadt seit sechs Wochen hermetisch ein. Es stehen in dieser unendlich langen Linie $1^2/_3$ Mann auf einen Schritt. Die Pariser posaunen in alle Welt hinein, sie hätten über eine halbe Million Soldaten, die alle nur rufen: vaincre ou mourir! Sie stellen auch noch Amazonencorps auf, um die Barbaren ganz sicher zu vernichten. An allen Punkten haben sie schon versucht durchzubrechen. Noch nirgends und noch niemals ist es ihnen gelungen, unsere Vortruppen auch nur bis in die vorbereitete Aufnahmestellung zurückzuwerfen. Im Gegenteil hielten unsere Soldaten im ärgsten Granatfeuer der Forts unerschütterlich stand und verfolgten den abgeschlagenen Feind bis an das Glacis der Festung. Von den Pariser Maul-

Digitized by Google

helden hat sich auch noch nicht einer bei den Ausfällen blicken lassen. Linie, Marschregimenter, Zuaven, Mobilgarden von auswärts müssen vorwärts! Die herrlichen Nationalgarden de la Seine liegen fest hinter dem Wall in Häusern und bombensicheren Räumen! Am 30. September erzählten die Gefangenen bei dem VI. Corps, sie hätten nicht vorgehen wollen, da hätten ihnen die Mobilgarden gedroht, sie würden vom Walle aus auf sie schießen, wenn sie nicht marschirten.

Der Ausfall vom Valérien am 21. ist in Paris durch offiziellen Maueranschlag als Sieg gefeiert worden. „6000 Preußen kampfunfähig, alle Angriffsbatterien vollständig vernagelt und zerstört, der Zweck des Ausfalls glänzend erreicht!“ so lautete Trochus Proklamation nach Aussage von Amerikanern, die gestern aus Paris kamen. Die Stadt hüllte sich in Fahnenschmuck und die Boulevards funkelten im glänzendsten Lichte.

Am 24. und 25. Oktober strahlten vom Dunkelwerden um 6 Uhr bis gegen 8 Uhr prachtvolle Nordlichter, wie ich sie in meinem Leben so schön nicht gesehen habe. Die Leute liefen auf der Straße zusammen und meinten, der Mont Valérien stände in Feuer. Eine dichte, flammende Röte stieg an dem wolkenlosen, klaren Himmel auf bis in den Zenith über unseren Häuptern. Ich ging mit mehreren Herren gegen 8 Uhr auf die große Schloßterrasse, um die wunderbare Erscheinung recht zu beobachten. Zu einem Dritteil war das Himmelsgewölbe von dem rosigen Scheine überglänzt. Wechselvoll wurde er bald stärker, bald erblaßte er wieder. Manchmal durchzuckten ihn weiße Streifen von einem Lichte, das dem der Milchstraße glich. Sie flogen weit vorwärts über die Grenze der Röte hinaus in das Dunkel der Nacht, dann verschwanden sie wieder und in ruhiger, herrlicher Glorie war der purpurne Schleier am Himmel aufgespannt.

Der Herzog von Coburg war sehr enthusiastisch in seiner Bewunderung, er rief so laut, daß die Verwundeten im Erdgeschoß sich auf dem Schmerzenslager emporrichteten und mit ihren Blicken das Dunkel vor den Fenstern zu durchdringen suchten. Er bemerkte es und schrie: „O diese armen Kameraden, es ist entsetzlich, sie so zu sehen. Der Krieg ist doch etwas zu Schreckliches. — Kommen Sie, meine Herren, ich kann den Anblick nicht ertragen!“

*

Versailles, 30. Oktober 1870.

Heute erschien Thiers im Hauptquartier, von Tours über Orleans kommend. Der große Historiker (wie die Franzosen ihn nennen) hatte verlangt, direkt nach Paris hineingehen zu dürfen. Er fuhr, von Hauptmann von Winterfeldt vom großen Generalstabe geleitet, hinein. Unterwegs machte er „de l'esprit“, wie er aber nach Sèvres kam und die gesprengte Brücke sah, traten Thränen in seine Augen. Bismarck soll gesagt haben: „Wenn er wiederkommt, muß er viel Glück haben!“

*

Versailles, 31. Oktober 1870.

Thiers hat Glück gehabt; er ist mit heiler Haut heut abend hier wieder eingetroffen. Im Hotel des Réservoirs aß er um 7 Uhr zu Mittag. Ich sah

Digitized by Google

ihn, als ich einen Moment durch die Thür seines besonderen Kabinets blickte, sitzen. Auf dem Rückwege hierher soll er ganz still und gebrochen gewesen sein. Als Hauptmann von Winterfeldt sich am Hotel verabschiedete und fragte, ob er noch Befehle für ihn habe, antwortete er: „Heut bin ich nicht im stande, irgend etwas zu unternehmen. Morgen bitte ich um eine Audienz bei Graf Bismarck."

Um 11 Uhr empfing ihn Graf Bismarck. Was sie abmachten, ist noch nicht bekannt geworden. Man setzt meistens geringe Aussichten auf das Gelingen eines Waffenstillstandes. Die jetzigen Machthaber Frankreichs haben die Schiffe vollständig hinter sich verbrannt. So lange sie das Heft in Händen halten, ist von Frieden keine Rede, und Waffenstillstandsbedingungen, wie wir sie verlangen müssen, werden sie nicht eingehen. Mit dem Tage, an welchem sie uns die Pariser Forts überlieferten, würden die Pariser Roten sie steinigen. Das wissen Favre und Trochu recht gut, und wenn sie nicht vorher im Luftballon abschweben, werden sie sich hüten, solche Bedingungen einzugehen. Daß Paris während der Waffenruhe eingeschlossen bleibt, ist der Hungersnot wegen unmöglich. Um abzumachen, was Frankreich abzumachen hat, ehe es Frieden schließen kann, dazu gehören, kurz gerechnet, vier Wochen; nämlich: Wahlen ausschreiben, wählen, die Nationalversammlung konstituiren und eine neue ordentliche Regierung schaffen, mit welcher die Friedenspräliminarien abzuschließen wären. Binnen vier Wochen aber hungert Paris. Ich bin begierig, ob und wie die Diplomatie aus dieser Klemme einen Ausweg entdeckt.

*

Versailles, 1. November 1870.

Ich habe heut von Seiner Majestät dem Könige das eiserne Kreuz erhalten. Als ich mich bei dem Kronprinzen meldete — während er um 2 Uhr nach dem Gabelfrühstück Cercle abhielt — kam er freundlich auf mich zu, ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern sagte gleich: „Nun endlich haben Sie das Langversprochene bekommen. Ich gratulire Ihnen herzlich."

Am Abend aß er im Hotel mit der 2. Staffel und kam dann in unser Kasino. „Haben Sie denn, meine Herren, schon alle unserem jüngsten Ritter Fred gratulirt?" sagte er scherzend, dann blieb er bis nach 10 Uhr im Lesezimmer und unterhielt sich mit den illustrirten Journalen, die wir ihm vorlegten. „La guerre illustrée" ist das unterhaltendste darunter. Die Franzosen übertreffen sich darin selber an Windbeutelei und Aufschneiderei. Ueber Gravelotte hinaus reicht es noch nicht, vielleicht ist dann doch dem Zeichner der Bleistift entfallen.

Im Eisenbahntunnel unter dem Park von St.-Cloud besuchte ich heute Hauptmann v. Zawadzki, der seine Compagnie vom 47. Regiment in diesem bombensicheren Raume untergebracht hat. Die Soldaten saßen an requirirten Tischen um elegante und ganz gewöhnliche Lampen auf Holzschemeln oder bequemen Fauteuils und verzehrten ihre Abendsuppe. Einer andern Compagnie wurde gerade der Tagesbefehl des Königs an die Armee vorgelesen, worin Seine Majestät, um jeden Soldaten zu ehren, den Kronprinzen und den

Digitized by Google

Prinzen Friedrich Karl zu Marschällen ernennt. Draußen brummten ein paar schwere Granaten vom Valérien den Baß zu den königlichen Worten! — Der Park von St.-Cloud und das unglückliche Städtchen selbst sind jetzt die Lieblingszielpunkte der müßigen französischen Artilleristen. Tag und Nacht schleudern sie Granaten hinein. Sie kommen jetzt sogar schon mit Feldgeschütz jenseits der Seine aufgefahren und schießen herüber. Warum sollten sie es auch nicht, da niemand sie stört? Gestern lag Herr v. Zawadzki über Nacht in St.-Cloud; er hatte sich niedergelegt, da die Franzosen sich ziemlich still verhielten. Auf einmal ging Schlag auf Schlag das Schießen los, und plötzlich kam eine schwere Granate durch beide Wände seines Schlafzimmers durchgefahren, that weder ihm noch seinem Burschen, der gerade die Thür öffnete, etwas zu leide und krepirte unschädlich im Hofe.

*

Versailles, 2. November 1870.

Ich kniete heut am Allerseelentage in der Notre-Dame Kirche und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt, da fühlte ich meine Schulter leise berührt und eine Stimme frug mich: „Lisez-vous le français, Monsieur?“ Ich blickte auf und sah ein altes Mütterchen neben mir stehen, das mir einen Zettel vorhielt. Ich nahm das Blatt und dankte der Alten, die in der schwarzen lebenden Menge um mich sofort verschwand. Ein Gebet stand darauf geschrieben, welches mit den Worten schloß: „Père éternel, faites miséricorde, par le sang précieux de votre fils, faites miséricorde à la France, nous vous en conjurons.“ Darunter stand als Nachschrift: „Cette prière fut révélée à un prêtre à Rome, pendant qu'il célébrait la messe. Il lui fut dit d'en haut, que celui qui la reciterait, ne serait point atteint par les maux qui doivent couvrir la terre.“ — Was wollte die Alte? Hatte sie die Absicht, mich durch eine List für Frankreich beten zu machen, oder wollte sie mir wohl und meinte mir ein Amulet gegen die Kriegsgefahr zu geben? Ich glaube beinah das letztere, denn sie sah freundlich und gutmütig aus.

*

Versailles, 3. November 1870.

St. Hubertus Tag geht mir heut ohne Jagd vorüber. Wild gibt es noch reichlich in den herrlichen Parks der Umgegend, denn weder die Schlächtereien der Pariser, welche seit der Entfernung des Kaisers und seit der Proklamirung der Republik die Freiheit sofort dahin auslegten, daß sie in allen Kaiserlichen Wildgehegen schossen und mordeten, noch auch die Jagdbegier mehrerer jungen Herren vom Oberkommando vermochte bis jetzt den überreichen Wildstand zu vernichten; aber es fehlt mir am Nötigsten, an Gewehr, Pulver und Schrot. Ich entbehre übrigens dieses Vergnügen ohne Kummer, denn die Zeit wird mir niemals lang in Versailles und in den Mußestunden reite ich mit so viel Vergnügen in der herrlichen Umgegend von Paris spazieren und beobachte von den schönsten Punkten die noch immer unnahbare Stadt, daß ich nach anderem Zeitvertreib gar nicht verlange.

Digitized by Google

Heut heißt es, nach Thiers' Abreise sei die Regierung in Paris von den Ultras gestürzt, Trochu und Favre seien gefangen genommen, dann aber wieder durch Nationalgarden befreit worden. Ich mag an alle diese Gerüchte noch nicht recht glauben, doch ist's wohl sehr leicht möglich, daß die Roten gewaltsam versuchen, in ihre Hände die Gewalt zu bekommen. Paris wird wohl auch durch diese Leidensprobe durch müssen. Wir stehen auf der Hut; doppelte Wachsamkeit ist allen Vorposten anempfohlen, denn ein Ausbruch der wilden Scharen oder auch der verzweifelnden Patrioten könnte leicht versucht werden.

Napoleon fängt an sich zu rühren. Eugenie ist in Wilhelmshöhe erschienen, aber nur zwei Tage geblieben, und die Marschälle versammeln sich um ihr gefallenes Oberhaupt. Bazaine, Canrobert, Leboeuf sind da, Mac Mahon wird von Wiesbaden, sobald er seine Kur beendet hat, auch eintreffen. Gambetta, der mehr und mehr den Diktator zu spielen unternimmt, hat die Kapitulation von Metz mit einem wutschnaubenden Manifeste beantwortet, in welchem er Bazaine und mit ihm seine ganze Armee des Verrats beschuldigt — und zum hundertstenmale zur guerre à outrance aufforbert. Mit dem schreibseligen Advokaten wird der stolze Marschall und sein Heer eine unliebsame Abrechnung halten, wenn Herr Gambetta den Krieg überlebt.

*

Versailles, 4. November 1870.

Der König bewilligte heut den Mitgliedern der freiwilligen Krankenpflege, welche das eiserne Kreuz erhalten haben, eine Audienz. Nach sehr gnädigen Worten der Anerkennung für die Thätigkeit und Leistungen der Dekorirten machte der König einige Aeußerungen, welche mir bewiesen, daß die Aussichten auf einen baldigen Waffenstillstand null sind. Von Orleans sprechend, sagte Seine Majestät, daß nach den letzten Berichten dort sich wiederum bedeutendere Streitkräfte konzentrirten; man spräche von 60 000 Mann. „Wenn diese an Qualität so gut sind, als an Zahl bedeutend, kann uns schwere Arbeit bevorstehen, denn zwischen zwei Feuer genommen zu werden, ist immer fatal. Ich pflege immer den Feind so klug zu beurteilen wie mich selber, und darum meine ich, sie müssen uns angreifen, ehe Friedrich Karl mit seiner Armee herankommt, der vierzehn Tage von Metz bis gegen Orleans zu marschiren hat." In den Worten des Königs lag Ernst mit Ironie gemischt, und ich meine, dies wird wohl berechtigt sein. Die Loirearmee wird schwerlich von den ersten Schlägen sich so erholt haben, daß sie jetzt schon wieder einen energischen Angriff wagen sollte. Uebrigens ist bereits die 4. Division des II. Corps von Metz hier angelangt und bei Longjumeau konzentrirt. Die Pommern sind also zur Mithilfe für alle Fälle bereit! Sie können in drei Märschen bei Orleans stehen, wenn von der Tann Hilfe braucht, und sie können dem VI. Corps beistehen, wenn von Ville Juif ein übermächtiger Ausfall der Pariser erfolgt, den manche befürchten.

Digitized by Google

Versailles, 5. November 1870.

Am heutigen Tage gab Herr v. Bethmann-Holweg in St. Germain im Pavillon, wo 1638 Ludwig XIV. geboren wurde, mehreren Bekannten ein fröhliches Diner. Die anderen fuhren nach Versailles zurück, ich ritt allein nördlich weiter, da ich tags darauf Margency und Montmorency besuchen wollte, um Paris von der Nordseite zu sehen. Die Gräfin della Torre hatte mir angeboten, in ihrer Villa zu übernachten, mir einen Brief für ihre Leute mitgegeben, um mich zu legitimiren, und so trabte ich denn mit meinem Burschen die herrliche Terrasse entlang, während der Mond sein mildes Licht über das Seinethal ergoß und der schlimme Valérien zu meiner Rechten sich am Nachthimmel scharf abzeichnete. Ich glaubte nach der Beschreibung der Besitzerin Maison Lafitte kaum eine Viertelstunde von St.-Germain entfernt. Im nächsten Orte entdeckte ich nach langem Suchen ein paar Leute, die mir sagten, Maison Lafitte läge eine halbe Stunde weiter nördlich. Ich kam bis an den nächsten Ort, dort streckte auf mein Rufen ein Individuum den Kopf vorsichtig hinter seinem Fenstergitter vor und dirigirte mich wieder eine halbe Stunde nordwärts. Ich trabte unverdrossen weiter, obwohl der Ritt ins Ungewisse und durch die unbesetzten Orte mir nicht übermäßig gefiel. Endlich erreichte ich wieder eine große Ortschaft mit hübschen Villen. Vor mir bewegten sich zwei dunkle Gestalten und ein kräftiges „Halt! Werda?“ scholl mir entgegen. Ich war sehr zufrieden, auf deutsche Krieger zu stoßen, wurde aber in meiner Situation wenig gebessert, denn sie wußten nur, daß der Ort Maison hieße, ganz unbesetzt sei, und daß nur des Nachts ein Unteroffizierstrupp zur Bewachung der Seinebrücke hierher vorgeschoben würde. Von Einwohnern war keine Spur zu entdecken. Bei der Wache endlich fand sich ein Schweizer Arbeiter vor, der die Gräfin und ihr Haus kannte, es läge noch eine Viertelstunde weiter im Park und dorthin ginge er jetzt um keinen Preis. Ich hatte das Suchen nun satt, ließ mir ein nahes Wirtshaus mit Stall für meine Pferde zeigen und blieb da ruhig über Nacht. Die Franktireurs vom Walde von St.-Germain, der bis an Maison herankommt, blieben fern, obwohl ich einmal in der Nacht von Hundegebell im Hofe und verdächtigem Gemurmel unangenehm aufgescheucht wurde. Bald nach Sonnenaufgang saß ich wieder im Sattel und bemerkte nun, daß Maison ein sehr netter, hübscher Ort ist, der zahlreiche Villen in den Eichenwald von St.-Germain vorgeschoben hat. Ich ritt eine lange Weile zwischen diesen reizenden Landsitzen hin und erkannte an einer englischen Flagge das Haus der Gräfin. Der Gärtner, ein schwarzer Koch, eine englische chambre maid empfingen mich sehr freundlich und fragten sogleich, ob ich Frühstück befehle. Im Eßzimmer stand vollständig gedeckt ein Tisch für acht Personen — mit schönen Früchten und Bäckereien — in einer Ecke im Eis lagen mehrere Flaschen Champagner. Ich fragte überrascht, wer denn erwartet würde. Die Kammerjungfer gab mir Bescheid: Bestimmter Besuch sei gar nicht angesagt, aber es kämen täglich zum Frühstück oder Diner Offiziere hierher, die auf Befehl der Frau Gräfin jederzeit offene Tafel finden müßten. Im Salon lag eine Menge

Digitized by Google

Visitenkarten und kleine Billets von Offizieren aller Regimenter, die unbekannter- und bekannterweise der abwesenden Herrin ihren Dank aussprachen. Die Villa ist sehr nett und kokett eingerichtet. Eine Anzahl jener niedlichen, hübschen Sachen, welche einer eleganten Frau Lebensbedürfnis sind, füllten alle Räume an, aber auch eine reiche Bibliothek war vorhanden. Im Billardzimmer fand ich eine ganze Familie Angorakatzen, in der Galerie einen prächtigen Kakadu und im Blumengarten eine ganze Menagerie von allerlei Vögeln, die in großen Volièren sich sehr wohl fühlten. Die chambre maid zeigte mir auch im Nebenhause das wohleingerichtete Lazaret, welches aber noch der Verwundeten entbehrt: sie pries mir die Güte ihrer Herrin, welche die beste Frau der Welt sei, und zwar sagte sie dies in einer Art, die mich überzeugte, daß es ihr von Herzen komme. Ich mußte zum Abschied noch ein Glas Cognac annehmen, mein Bursche bekam auch eins, und ich ritt meinem weiteren Ziele zu. Jedenfalls, sagte ich mir, ist diese Gräfin eine ungewöhnliche Frau, sie lebt nun seit Wochen nur in den Lazareten von Versailles, wohnt in einem elenden Zimmer, wird natürlich von den allermeisten Herren im Hauptquartier als zweideutig angesehen, von den Franzosen tödlich gehaßt und insultirt, gleichwohl führt sie ihre selbstgewählte Aufgabe rücksichtslos und mit Verachtung aller Unannehmlichkeiten durch, welche ihr in den Weg gelegt werden. Sie soll in ihren jugendlichen Tagen sehr galant gewesen sein, jetzt scheint sie im Gegenteil jedem Leichtsinn entsagt zu haben — und darum verfolgt man sie.

Ich ritt über die Eisenbahnbrücke nach dem rechten Seineufer. Der hochgeschwollene Fluß brach sich schäumend an den Pfeilertrümmern der Chausseebrücke, welche von den Franzosen bis auf den letzten Bogen gesprengt ward. Am Ufer liegt Schloß Lafitte, einstmals dem stolzen Bankier gleichen Namens gehörig, jetzt an irgend einen andern Börsenkönig verkauft, der an der Spitze einer Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft steht, welche den früheren großen Park des Schlosses dadurch ausbeutet, daß sie ihn in Parzellen zum Anbau von Villen verkauft oder gebaute Villen selber vermietet. Das flache Flußthal ist hier ein unabsehbarer Weingarten. Die zurückgekehrten Einwohner ernteten die herrlichen Trauben, welche schon halbverfault an den Stöcken hingen, und klagten, daß sie nicht zur rechten Zeit schon heimgekehrt wären, denn es thäte ihnen ja niemand etwas zu leide. Ich durchritt den Bereich des IV. Armeecorps und kam durch Eaux bonnes nach Margency, dem Hauptquartier des Kronprinzen Albert von Sachsen, Führers der Maasarmee.

An den waldigen Hügelabhängen des Hochplateaus, welches der Wald von Montmorency weithin bedeckt, liegen zahllose Villen und Schlösser. Von einem hohen Punkte betrachtete ich voll Bewunderung die reiche, herrliche Landschaft, welche die verschwenderische Natur und, wetteifernd mit ihr, menschlicher Fleiß und Geschmack zu einem der lieblichsten Flecken Erde umgeschaffen haben, den ich noch in belle France gesehen habe. Das ganze Hauptquartier liegt in den schönsten Villen, eine jede von einem weiten, herrlichen Park oder kleinen, blumenreichen Garten umgeben. Der Kronprinz selbst bewohnt ein großes Schloß,

Digitized by Google

welches ein agent de la bourse sich ganz neu erbaut hat. In seinem heimatlichen Sachsen, wo die Einfachheit so recht zu Hause ist, wohnt der königliche Prinz wohl nicht so luxuriös und üppig, als hier bei dem Pariser Börsenjobber! Ich ritt weiter nach Montmorency, wo ich auf einem Turme ein Fernrohr aufgestellt fand, welches zu den militärischen Beobachtungen gegen St.-Denis und die Festungswerke der Nordseite von Paris gebraucht wird. Die altehrwürdige Kathedrale von St.-Denis mit den Königsgräbern der Herrscher Frankreichs lag gerade gegenüber, und ich betrachtete sie mit nicht geringerem Interesse als die davorliegenden Schanzen und Bastionen. Ich zählte die schweren Geschütze, welche auf den Wällen stehen. „Heut morgen," sagte mir der Posten, welcher zu observiren hatte, „probirten die Franzosen, ob sie bis hier herauf mit ihren Granaten reichten. Sie trafen mehrmals in die umliegenden Häuser." Jetzt gerade hatten sie etwas anderes vor. Sie mochten entdeckt haben, daß bei Billetanneuse eine Batteriestellung ausgehoben war, und dorthin warfen sie nun alle fünf Minuten ein Paar Granaten. Eine weiße, hübsche Villa hatten sie schon arg mitgenommen. Man sah deutlich die großen Löcher, welche in die Wände geschlagen waren. Unsere Feldwache lag hinter einer schützenden Höhe und kümmerte sich wenig um die Granaten, die vor ihr in den Hügel einschlugen. Eine große Anzahl Franzosen war im Felde mit Kartoffelsuchen beschäftigt. Sie hatten ihre Gewehre weggelegt und wühlten sehr eifrig im Boden herum.

Rechts und links von St.-Denis dehnte sich die Ueberschwemmung des Rouillonbaches, la vieille mer genannt, aus, welche hier den feindlichen Vorposten zu gute kommt und auch unsere Truppen gegen Ausfälle sichert. Ich sah auch Le Bourget, das kleine Dorf, um welches am 30. Oktober die Garden ein furchtbar blutiges Gefecht geliefert haben, das ihnen allein 37 Offiziere kostete (unter anderen Oberst v. Zaluskowski, Kommandeur des Elisabeth-Regiments, und Oberst Graf Waldersee, Kommandeur des Franz-Regiments). Das Nest liegt noch jenseits der Ueberschwemmung und ganz unter den Festungsgeschützen. Weshalb man es mit so teuren Verlusten wieder nahm, nachdem es stets nur mit einer Compagnie besetzt war, ist mir unbegreiflich. Der General Schlotheim, Generalstabschef des Kronprinzen von Sachsen, bekam den strengen Befehl, um jeden Preis den Ort wieder zu gewinnen, faßte die Garden bei dem militärischen Ehrenpunkt, und so erfolgte das Blutbad. Ich nahm nach langer Beobachtung des großartig interessanten Bildes, welches der Montmartre und die Kuppel des Invalidendoms, die neue Oper und der Triumphbogen im Horizont abschlossen, meinen Rückweg über Enghien. Auf dem See tummelte sich in der sonnigen Nachmittagsstunde eine ganze Flottille von hübschen Fahrzeugen aller Art umher, welche unsere Soldaten aus den Bootshäusern hervorgeholt hatten, die zu den zahllosen Villen gehören, welche das Ufer des blauen Wasserspiegels umgeben. Die Soldaten lachten und sangen, fütterten die Schwäne, angelten nach Karpfen und waren sämtlich in fidelster Laune. Ich sah ihnen lange zu und freute mich über das seltsame, bunte

Digitized by Google

Bild, das Harmlosigkeit und Frieden atmete. Als ich weiter ritt und
Brücke passirte, fand ich ihr Geländer gegen die Pariser Seite mit Brettern
blendet. Am Ausgang der Straße nach Argenteuil wies mich ein Po
zurück, weil die Franzosen sofort schössen, sobald man aus der Häuserre
hervorkäme. Ich mußte einen Umweg nehmen, der mich noch lange Zeit du
die koketteſten, niedlichſten Villen und Landhäuser führte, dann durch Weingär
und endlich auf den Windmühlenberg bei Sanois hinauf, der die herrlich
Aussicht über die Ebene von Gennevilliers nach St.-Denis und Par
bietet. Auch hier ist eine Observations- und Telegraphenstation eingerich
welche jeden Ausfall und bemerkenswerten Vorgang bei dem Feinde sofort
Hauptquartier meldet. In diesem Höhenzuge bei Argenteuil finden sich herrli
Steinlager, welche für Paris massenhaft ausgebeutet werden. Unsere Trupp
entdeckten in weiten Höhlen eine ganze Bevölkerung, welche hier unterirdi
haust, nebenbei aber auch (was ihnen lieber war), große verborgene Vorrä
an Hafer. Argenteuil, eine größere Stadt, fand ich zum Teil durch Granat
übel mitgenommen, welche die Franzosen während des großen Ausfalls vo
Mont Valérien aus hierher geschossen hatten. Die Bevölkerung scheint n
damals auch, wie die guten Versailler, zu hoffnungsvoll benommen zu habe
denn ein Straßenanschlag des Kommandanten bedrohte jedermann mit Waffe
gebrauch, der bei erneutem Alarm sich in der Straße blicken ließe. Bei Bezon
nähert sich der Weg, den ich verfolgte, dem Ufer der Seine. Ich trabte argl
fort, da knallte es scharf und eine Kugel pfiff zwischen mir und meinem Burſche
durch. Sie kam von einem französischen Vorposten, der drüben im Hinterha
lag. Ich that ihm natürlich nicht den Gefallen, rascher zu reiten, oder abzubiege
und er machte sich nochmals das Vergnügen, seinen Chassepot krachen zu lasse
Nun antwortete diesseits ein Posten und ein Tirailleurgefecht übers Wasse
hinüber ging los. Ich kam bald hinter schützende Mauern und weiter im Or
drin an eine Wache, die vor einer Straßenecke mich anhielt. Der Posten erklär
mir, die Straße links führe direkt an die gesprengte Brücke und die verfluchte
Franzosen schössen auf jeden, der langsam hinüber passirte. Zum Beweise zeigt
er mir Kugelspuren am Eckhause. Ich drückte also „Extrakt“ die Sporen ein, mei
Bursche Simon auf dem alten Russen war auch nicht faul und wir flogen rasch
über die gefahrvolle Stelle hinüber. Die Franzosen drüben stehen wie auf einem
Scheibenstand mit Zugscheibe. Es mag für einen geschwinden Schützen ein rech
unterhaltender Zeitvertreib sein, hier seine Geschicklichkeit und Aufmerksamkei
zu zeigen.

Gegen Abend erreichte ich das bois du Vesinet, einen Wald unterhalb
St.-Germain, welchen eine Gesellschaft Spekulanten in einen herrlichen Park
mit Rennbahn, Wasserkünsten und prachtvollen Baumanlagen umgewandelt hat,
in welchem zur Villeggiatura der Pariser zahlreiche hübsche Villen zum Ver-
mieten erbaut sind, oder zur Anlage eigener Häuser auch Terrainlose verkauft
werden. Die Gesellschaft soll kolossale Geschäfte machen, während ihre Berliner
Nachahmung, „das Westend“ und „Lichterfelde“ noch immer mit Schwierigkeiten

Digitized by Google

mpfen. Die Franzosen haben nun einmal zehnmal so viel Geld wie wir nd Geschmack in gleichem Uebermaße, darum prosperirt hier jede dergleichen nlage und bei uns kann sie ihr Dasein nicht fristen. Ich verirrte mich beinahe dem großartigen Park und kam erst im Dunkeln an die Schiffbrücke, welche ich über die hochgeschwollene Seine brachte. Um sechs Uhr abends war ich Versailles zurück, nachdem ich in zehnstündigem Ritt ein Land durchstreift atte, wie es herrlicher und kultivirter auf dem ganzen Erdball nur selten zu nden sein dürfte.

*

Versailles, 9. November 1870.

Die Loirearmee, welche von der Tann nach seinem Siege bei Orleans zu rfolgen und zu zersprengen unterlassen hatte, macht sich wieder bemerklich und an erwartet ihren Angriff. Tann mit seinem Corps und zwei Kavallerie-Divisionen steht noch in Orleans, die 22. Division in Chartres. Der Großherzog von Mecklenburg geht mit der 17. Division (Mecklenburger, amburger, Holsteiner) und der Kavallerie-Division Rheinbaben ihnen zu Hilfe, m gegen Orleans-Tours Stellung zu nehmen, bis Prinz Friedrich Karl, der reits in Troyes sein Hauptquartier hatte, herankommt und die Loirearmee in Flanke und Rücken faßt. Es handelt sich noch um fünf bis sechs Tage. Ist is dahin der Angriff der Franzosen gegen Paris zu nicht erfolgt, so wird die Loirearmee nur in eiligstem Rückzuge gegen Tours-Bordeaux ihr Heil finden. Greift sie eher an und drängt die Bayern zurück, so kann ein von Paris aus versuchter Massenausfall der dritten Armee auf kurze Zeit eine kritische Stellung geben. Wird der Angriff abgewiesen, oder versäumt Trochu den richtigen Moment, so ist die bis Etampes vorgedrungene Loirearmee rettungslos verloren!

*

Versailles, 10. November 1870.

Von der Tann meldete heut aus Artenay vom 9.: Nach siebenstündigem Gefecht gegen überlegene Kräfte habe er den Rückzug antreten müssen. Die 22. Division eilt ihm von Chartres aus zu Hilfe und kann heut schon die Verbindung hergestellt haben. Der Großherzog von Mecklenburg eilt auch auf Etampes los und hat heut sein Hauptquartier in Dourdan.

*

Versailles, 11. November 1870.

Nachrichten, welche heut von Bethmann kamen, der nach Orleans gehen sollte, um die Evacuation der Verwundeten zu besorgen, aber nur bis Etampes-Toury kam, da bis dahin die Bayern ihren Rückzug genommen hatten, ergaben noch folgendes über das Gefecht. Die Franzosen machten sich seit mehreren Tagen in der rechten Flanke, auf dem linken Loireufer von Tours her kommend, bemerklich. Die Stolbergsche Kavallerie-Division hatte täglich Scharmützel mit ihnen. Die Absicht war klar, die Franzosen wollten Tann den Rückzug verlegen. Er zog darauf sein Corps aus Orleans ganz

Digitized by Google

heraus und nahm Stellung gegen Chateaudun zu, bei Ormes-Coulmiers. Die Franzosen griffen ihn dort an und entwickelten 6 Brigaden Infanterie à 8 Bataillone, also 48 Bataillone, 7 Kavallerie-Regimenter und 100 bis 120 Geschütze. Die Angriffe der Infanterie erfolgten mit großer Bravour und ganz geordnet. Sie stürmten dreimal gegen den linken Flügel der Bayern und wurden blutig abgewiesen. Im Zentrum gelang ihnen trotz Aufgebots großer Kräfte der Durchbruch nicht. Den rechten Flügel drängten sie dagegen zurück. Ihre Artillerie schoß sehr gut, ihre Kavallerie attakirte nicht und ließ sich auch von unseren Reitern nicht angreifen. Die Bayern hielten sich bis zum Abend gegen die enorme Uebermacht und traten dann ruhig und unbehelligt den Rückzug an. Ihre Verwundeten ließen sie in Orleans sowohl wie auf dem Schlachtfelde in Feindes Hand. Graf Arco, der vor drei Tagen als Corpsdelegirter, um Graf Deroy abzulösen, nach Orleans ging, ist mit einem bayerischen Sanitäts-detachement dort geblieben, ob freiwillig oder nicht, bleibt abzuwarten.

Am 10. war in Toury von französischer Verfolgung nichts zu spüren. In Paris ist es ganz ruhig, auch die Forts lassen sich kaum vernehmen. Von meinem Privatobservatorium in Sèvres-Bellevue sah ich am Nachmittag auf dem Longchamps die Franzosen fleißig exerzieren. An unserer Schanze bei Montretout, welche bisher nur am Tage von einem Jägerposten besetzt war, wird jetzt tüchtig gearbeitet. Ich sah einen schützenden Erdwall gegen das Feuer des Valérien erstanden und unter seinem Schutze eine bedeutende Anzahl unserer Pioniere arbeiten.

Neu-Breisach hat kapitulirt: Wir nahmen 100 Geschütze, 100 Offiziere, 5000 Mann. Fast ohne Ausnahme haben sich die französischen Festungen sehr bald nach Beginn einer ernstlichen Beschießung ergeben. Was überall gelang, wird nur bei Paris nicht versucht!

Am 11. wurde ein Ballon monté von unseren Truppen angeschossen und mit Insassen, Brieftauben und Depeschen gefangen. Zwei große Ballen Briefschaften wurden ins Hauptquartier abgeliefert. Ich nahm ein Paket mit Briefen an mich und las sie mit Interesse durch. Diese Lektüre von hundert Mitteilungen aus den verschiedensten Klassen und Ständen fassen sich in folgenden Hauptpunkten zusammen: 1) Auswärtige Nachrichten fehlen in Paris (Eugène Pelletan schreibt wörtlich: Paris le 26. Octobre. Nous n'avons pas de nouvelles de la province excepté par Thiers). 2) Not ist noch gar nicht vorhanden, aber große Teuerung. Rindfleisch ist aufgezehrt, Pferde- und Eselfleisch wird auch von Damen ohne Widerwillen gegessen. 3) Vor roter Republik fürchtet man sich nicht mehr, seit am 31. der Angriff von Flourens und Blanqui abgeschlagen ist. 4) Die Soldaten und Nationalgarden klagen über schweren Dienst, schlechte Kost und schlechte Unterkunft in Zelten und Baracken. 5) Ein großer, entscheidender Ausfall wird binnen kurzem erwartet! 6) Ausdauer und Kleinmut, Opfermut und Verzagtheit halten sich ziemlich die Wage.

Den großen Ausfall erwarten auch wir, wohl gerüstet und beobachtend in einigen Tagen.

*

Digitized by Google

Versailles, 15. November 1870.

Die letzte Entscheidung rückt immer näher und jeder gewonnene Tag wirkt zu unseren Gunsten. Die Loirearmee hat sich nordwestlich gegen Chartres gewendet, wahrscheinlich, um sich mit der Armee von Rouen (die Kératry führt) zu vereinigen. Dieselbe ist von der Kavallerie-Division Rheinbaben bei Dreux, ja sogar schon näher an Versailles heran, in Houdan, 12000 Mann stark gemeldet worden. Der Großherzog von Mecklenburg ist rechts abmarschirt, um sich ihr in den Weg zu werfen. Prinz Friedrich Karl ist mit dem IX. Corps an Etampes heran, sein linker Flügel steht in Nemours. Er ist im stande, dem VI. und II. Corps, welche vermutlich bei dem großen Ausfall aus Paris der Hauptstoß treffen wird, zu Hilfe zu eilen. Manche glauben, die Franzosen wollten im Bogen nördlich um Paris ziehen und dort mit der Pariser Armee den Angriff kombiniren. Wir haben kein Reservecorps für die Maasarmee bereit stehen, jedenfalls kann aber der Großherzog die Bewegung der Loirearmee hindern und ihr in die Flanke fallen.

Hier sind die Stimmungen und Ansichten sehr verschieden. Manche behaupten, das große Hauptquartier packe bereits, ferner flüstern sie, am 20. sei eine levée en masse und eine Bartholomäusnacht für Versailles vorbereitet. Die anderen wieder sagen, unsere Lage sei noch nie so sicher und gut gewesen als gerade jetzt. Die Wahrheit wird wohl auch hier in der Mitte liegen!

*

Versailles, 17. November 1870.

In und um Paris nicht das geringste Anzeichen des beabsichtigten großen Ausfalls. Unserseits ist alles aufs beste hergerichtet, um die thatendurstigen Pariser gebührend zu empfangen. Bei Petit Bicêtre vor dem Ingenieurdepot sind drei Feldschanzen erbaut und mit 24 Positionsgeschützen, bombensicherem Munitionsraum, Palissadenreduit und Wallgraben errichtet. Alle Ortschaften, namentlich bei dem VI. Corps, welches am meisten exponirt ist, sind verschanzt, mit Drahtzäunen, Wolfsgruben, Schützengräben, Blockhäusern und Schießscharten versehen. Alles, was Fleiß und Geschick leisten konnten, um die Linien, welche wir innehaben, undurchbrechbar zu machen, ist geschehen. Nun heißt's mit einmal wieder, der große Ausfall, von dem alles sprach, alles in Paris unfehlbaren Erfolg und endliche Rache an den Prussiens erhoffte, sei wieder aufgegeben! Die Friedenspartei und die Scharen der Maulhelden, die ihr vaincre ou mourir brüllten, bis es nun wirklich hieß: „Nun zeigt einmal, ob ihr zu siegen versteht," sind so gewaltig angeschwollen, daß die Verzweiflungsschlacht aufgegeben sei. Vorgestern hat Trochu republikanische Fahnen an die mobilisirten Nationalgärden verteilt. Infolge dessen wird allgemeine Betrunkenheit unter den Vaterlandsrettern und heut der unvermeidliche Katzenjammer geherrscht haben.

Nun, vielleicht flammt doch bis zum 20. nochmals der Thatendurst auf und der letzte Versuch wird gemacht. Vederemo! Ich traue den Parisern manches

Digitized by Google

zu, aber der Gedanke will mir doch nicht in den Kopf, daß sie sich mit solch unendlicher Schmach bedecken sollten — zu kapituliren, ohne einen einzigen ernstlichen allgemeinen Versuch gemacht zu haben, unsere Linien zu durchbrechen. Bis jetzt schickten sie nur Fremde und Provinzialen ins Feuer, sie selber blieben hinter ihren Wällen weit vom Schuß!

Nachdem sie Bazaine und seine Armee mit Kot beworfen und Verräter genannt haben, nachdem sie unabläßig es hinausgebrüllt haben: jusqu'à la dernière cartouche, et à la dernière bouchée de pain! sich thatenlos zu ergeben — das wäre selbst für die Pariser zu schmachvoll erbärmlich! Ich höre heut mit innerem Jubel, daß der König endlich befohlen hat, am 25. müsse die Artillerie fertig sein zur Beschießung der Forts Issy und Vanvres! — Möchte doch diesmal die Erwartung nicht wieder getäuscht werden!

(Schluß folgt.)

Neue Entdeckungen zum Wahnsinn Leopardis, Tassos und Byrons.

Von

Cesare Lombroso.

I. Leopardi.

Einer der Beweise dafür, daß der neue Weg, den ich der Psychologie und literarischen Kritik mit Hilfe der Psychiatrie und kriminellen Anthropologie gewiesen habe, sehr ergebnisreich ist, wurde mir durch meine neuesten Arbeiten über Tasso und Lord Byron gegeben, denen die gewöhnliche Psychologie bis jetzt vergeblich beizukommen suchte, und deren Eigenart nur nach psychiatrischer Methode erklärt werden kann. Leider ist diese neue Straße noch nicht genug anerkannt. Selbst die angesehensten unter unseren Schriftstellern und Kritikern verlieren sich recht ungeschickt in die unbedeutendsten Detailstudien und sind schon glücklich, wenn es ihnen gelingt, der Vergessenheit irgend ein wertloses Bruchstück zu entreißen, das der Autor sich schämte geschrieben zu haben — sehr glücklich aber, wenn sie in Briefen, die ihr Verfasser wahrscheinlich aller Welt vorenthalten wissen wollte, eine Dummheit oder die Enthüllung einer Skandalgeschichte finden. Aber niemand hat noch daran gedacht, im Leben des Mannes nach den Thatsachen zu forschen, die zur Erklärung seiner Werke dienen könnten, zumal wenn dies Leben trauriger und pathologischer erscheint als das Leben

Digitized by Google

im allgemeinen und infolge dessen sich in dieser Hinsicht einem Alltagsleben gegenüber als minderwertig erweist.

Da sie sich selbst geistiger Gesundheit erfreuen, können sie sich gerade deshalb nicht vorstellen, daß die genialen Naturen geistig krank sind. So lehnen sie nicht allein jede Hypothese in diesem Sinne ab, sondern weigern sich sogar, die Thatsache anzuerkennen, wenn sie unwiderleglich bewiesen wird. Leopardi ist dafür ein hervorragendes Beispiel. Die Monographien und Kritiken über den Dichter belaufen sich nach meiner Schätzung auf mehrere tausend, aber keine einzige hat, wenn man einige Zeilen von Magathäes und Corradi ausnimmt, eine Ahnung von der psychopathischen Anlage Leopardis. Erst in letzter Zeit hat sich mein Freund, der Professor Patrizi, gebürtig in Recanati, der Heimat Leopardis, ein scharfsinniger Forscher und bekannter Psychologe, der zugleich als sonderbare Ausnahme ein ausgezeichneter Literaturkenner ist, mit Leopardi beschäftigt. Er schlug eine Richtung ein, welche der aller seiner Vorgänger gerade entgegengesetzt war, und indem er den Dichter von der psychiatrischen Seite faßte, verwandte er alle Entdeckungen, die er speziell aus den Eröffnungen seiner Landsleute und aus dem Studium seiner Manuskripte schöpfte, auf die Erklärung seiner Werke. Daraus ist eine bewundernswerte Arbeit entstanden, aus der ich zu meiner Freude hier eine Auswahl von Stichproben geben kann, die er mir zur Verfügung gestellt hat.[1])

Besonders bemerkenswert sind die Resultate, zu denen er in Betreff der Frage der Vererbung gelangte. Er vermochte bis aufs Jahr 1200 zurück zu zeigen, daß die geistig Gesunden mit Verbrechern und Unzurechnungsfähigen und mit dieser oder jener genialen Natur abwechselten.

Er fand in der Familie väterlicherseits bis ins sechzehnte Jahrhundert religiös Wahnsinnige (Pierre Nicolo 1591 — Paolo 1586 — Paolo di Giacomo 1435 — Carlo Drace e Francesco 1388 — Bernardino 1399); Selbstmörder (Fra Leopardi 1614); Diebe und Totschläger (Pier Nicolo 1669 — Giacomo Antonio, Dieb, 1468, — Pio Antonio 1462) — und mütterlicherseits: Antini (politischer Spion) und seine Neffen Giacomo und Pietro, (Diebe, 1468) — Pierre Antonio, sein Großneffe, ebenfalls Dieb, — der Doktor Nicola, (Dieb, 1580). Darnach ist es mir nur natürlich, wenn die charakteristischen Merkmale der Degeneration und gewisse Anomalien, die sich so häufig bei Nachkommen von Verbrechern und Wahnsinnigen finden, bei Leopardi recht häufig sind. Thatsächlich zeigt er körperlich nach der Untersuchung des Dr. Patrizi Prognathismus des Oberkiefers, eine unregelmäßige Gesichtsbildung, greisenhaften Ausdruck, weibische Züge, schmale Verbindung der Lippenbänder, fest aufsitzende Ohren, spärlichen Haarwuchs (pag. 92—95); in physiologischer Beziehung Neigung zur Onanie, geschlechtliche Schwäche, übermäßige Empfindlichkeit (pag. 95—102); in psychischer Hinsicht: übertriebene Reizbarkeit (besonders ästhetisch), verbunden mit einer

[1]) Das Buch wird in Turin bei Bocca in der anthropologischen Bibliothek erscheinen, mit Autographen und Porträts von Leopardi und seinen Brüdern.

Digitized by Google

gewissen Stumpfheit in Dingen der Moral und des Gemüts, eine schwärmerische Liebesauffassung, die krankhafte Religiosität der Kinderjahre, Lust, dem ersten Eindruck nachzugeben, Neigung zum Selbstmord und krankhafte Unentschlossenheit. Wir finden aber bei Leopardi noch andere Zeichen einer anormalen Veranlagung, wie seine schreckhaften Zustände bei Nacht, seine Furcht vor Gewittern, seine körperliche und geistige Frühreife.

In einem Briefe Pier Francesco Leopardis,[1]) der die „große Beweglichkeit" seines berühmten Bruders nicht verhehlt, findet man eine Bestätigung der Beobachtung Ranieris: „Das ganze Leben Leopardis war nichts anderes als eine ununterbrochene Reihe von unvorgesehenen und einander widersprechenden Unbeständigkeiten. Kaum hatte einer seiner Aerzte gefunden, daß er zu viel Fleisch und Bouillon verzehrte, so wollte Leopardi davon auch schon nicht mehr reden hören und nur noch Fisch und Gemüse essen. Kaum riet ihm aber ein anderer zu Fleisch, so wollte Leopardi wieder von Fisch und Gemüse nichts wissen und nur noch Fleisch und Rahm zu sich nehmen. Wenn der Arzt meinte, daß nicht genug Licht in sein Zimmer käme, und daß die Vorhänge zu fest zugezogen wären, machte Leopardi die Fenster weit auf und setzte sich mit unbedecktem Kopf in die brennende Sonne. Sprach der Arzt aber von einem mäßigen Licht im Zimmer, oder konnte er nicht begreifen, daß man sich barhäuptig in die Sonne setzte, so machte Leopardi die Vorhänge wieder zu und vergrub sich in ewiger Finsternis. Wenn der Arzt Spaziergänge anriet, so lief Leopardi bis zur atemlosen Erschöpfung.[2])

Exzentrisches Wesen: Leopardi schrieb an seine Schwester (8. Februar 1831), sie würde ihn auslachen, wenn er ihr seine Lebensweise beschreiben wollte, und seine Mutter suchte er zu überzeugen, sie möchte sich ja nicht die Rückkehr eines Sohnes wünschen, der mit seinen Eigenheiten so viel Last und Unruhe in die Familie bringen würde (17. November 1832). Diese Bekenntnisse und der Bericht, den der Pater Gatteschi[3]) an Monaldo sandte über die verrückten Gewohnheiten des Florentiner Poeten, lassen uns das, was Ranieri verbürgt, völlig glaubhaft erscheinen: Einen der traurigsten Eindrücke machte die ungeheure Unordnung in seiner (Giacomos) Zeiteinteilung. Sein ganzes Leben lang machte er so ziemlich aus Nacht Tag und umgekehrt, und in dieser Beziehung hinterließ er, wo er sich auch immer aufhielt, ein wenig angenehmes Andenken ... Wenn Mensch und Tier zur Ruhe gingen, erhob sich Leopardi. Wenn Mensch und Tier erwachten, legte sich Leopardi schlafen. Alle physiologischen und pathologischen Gründe der Aerzte, alle unsere wohlgemeinten Ratschläge, alle Erinnerungen an seine eigenen Ansichten, die wir uns bemühten in ihm wach zu rufen, anknüpfend an sein eigenes Wort vom „klaren Tageslicht", das er so köstlich besungen, waren nicht im stande, ihn von dieser lebensgefährlichen

[1]) Pier Francesco Leopardi an Pietro Regnoli. 26. Mai 1850.

[2]) Ranieri, Sodalizio, p. 43.

[3]) Brief Gatteschis an Monaldo in der kleinen Schrift. „Ein schreckliches Unglück in der Familie Leopardi." Mai 1833.

Digitized by Google

Angewohnheit und von dieser sonderbaren Verdrehung aller menschlichen Bräuche zu heilen.[1])

Eine Sonderbarkeit Leopardis, welche seine Freunde nie vergessen konnten, und die sich jeden Winter in Bologna wiederholte, bestand darin, daß er in einen Sack voll Federn stieg und natürlich mit Flaum bedeckt wieder heraus kam, so daß er nach dem Ausdruck Brighentis aussah wie ein Wilder.

Giacomo hatte von seinen Eltern auch die Gewohnheit geerbt, sich sonderbar zu kleiden, und Brighenti läßt in einem Briefe seine Heiterkeit durchklingen, die in ihm die Ankunft des gefeierten Dichters in Bologna weckte, denn er trug eine runde gestrickte Mütze und einen Matrosenkittel aus der Zeit Pius VI.[2])

Neigung zum Jähzorn, Zerstreutheit, Geistesabwesenheit, Epilepsie: Leopardi war ein wirklich cholerischer Charakter. Hier und da, im Briefwechsel, in den „Canzoni", in den Erinnerungen der Eltern sieht man diese ungewöhnliche Reizbarkeit aufleuchten, die ihn trieb, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen (pag. 120) und unter Geschrei und Gestöhn sich an die Erde zu werfen (Brief an Giordani vom 23. April 1820) — der Abend eines Festtages, Vers 23—24. Seine Korrespondenz bleibt sich auch im großen nicht gleich und ist voll von jähen Aufwallungen. Während er als Kind im Vaterhause lebte, genügte eine leichte, fröhliche Unterhaltung im Vorzimmer, wie überhaupt jedes allgemeine Gespräch, um in ihm alle bösen Geister zu entfesseln. Als deren Beute verkroch er sich dann in irgend einer dunklen Ecke und „brüllte wie ein kleiner Löwe".[3]) Man sagt, daß die moderne Psychiatrie eine um so engere Verbindung zwischen der Epilepsie und der Tobsucht findet, als diese letztere sich selbst bei der geringfügigsten Ursache in Paroxysmuszuständen äußert. Ich gehe heute mit Tonnini einer neuen Verwandtschaft der Epilepsie mit der Zerstreutheit nach, die sich so häufig bei hervorragenden Männern findet. Diese war so tief bei Leopardi, daß ihn gewöhnliche Leute, die ihm begegneten, ihretwegen einfach für närrisch hielten. Wenn er auf dem Korridor der Bibliothek in seine Gedanken vertieft auf und ab ging, hörte er weder noch sah er die, welche kamen, um ihn zu rufen. Bei Tisch schien ihm, was um ihn geschah oder gesagt wurde, gar nicht zum Bewußtsein zu kommen. Diese Anekdoten[4]) erhalten geschichtlichen Wert durch das, was Leopardi selbst von sich geschrieben hat: „Mein Leben war immer, ist und wird ständig einsam sein, selbst inmitten einer Unterhaltung. Denn da bin ich, um ganz offen zu sein, noch weiter abwesend, als wäre ich blind und taub. In der leidigen Geistesabwesenheit bin ich hoffnungslos unverbesserlich. Wenn Sie sich von diesem meinem blöden

[1]) Ranieri a. a. O. p. 43—45.

[2]) Epistolario vol. 11.

[3]) Theresa Leopardi a. a. O. p. 28. Nota.

[4]) Sie sind gesammelt vom Professor Leurgo Pieretti (Briefe Pierettis an Antonio Traversi), einem Gelehrten aus Recanati, dem man volles Vertrauen schenken kann, nicht allein wegen des wissenschaftlichen Ernstes seiner Forschungen, sondern auch wegen der ihm gebotenen Gelegenheit, das Privatleben der Familie Leopardi kennen zu lernen.

Digitized by Google

Zustand überzeugen wollen, so fragen Sie Giordani —".[1]) Diese Thatsache wird sehr wichtig für den, der weiß, daß die Geistesabwesenheit eine der charakteristischen Eigentümlichkeiten der Epilepsie ist, die nach meinen letzten Forschungen (Homme de Génie Carré, Paris 96) in Wahrheit die Grundlage des Genies wäre.

Es ist wohl überflüssig, zu wiederholen, daß alle Werke Leopardis auf eine Verherrlichung des Selbstmords hinaus laufen, und daß einer der eigenartigsten Punkte in seiner Philosophie seine Sammlung von Gründen ist, mit der er beweisen will, daß nach den Veränderungen, welche durch die Zivilisation in den ursprünglichen Menschen hervorgerufen sind, der Selbstmord nicht mehr wie in alter Zeit als eine Handlung wider die natürliche Weltordnung betrachtet werden könne.

Den Beweis dafür, daß Leopardis Gedanken fortwährend von der Idee des Selbstmords erfüllt waren, führt man am besten, wenn man anmerkt, wie oft er auf ihn anspielt, wie oft er sich für ihn in seinen Dichtungen und seinen Briefen begeistert. Ich citire die Stellen in der Reihe nach dem Datum: 1817. Ich war auf dem Punkte, mich um der Liebe willen zu töten (Brief an Melchiori. 19. XII. 1823). — Ich habe lange daran gedacht, mich im Fontainenbecken des Gartens zu ertränken (Erinnerungen. Vers 104—109). — 1819. Er droht, bald das Leben von sich zu werfen (Brief an Giordani 29. VII. 1819). „Er gefällt sich durchaus in der Idee des Selbstmords" (Brief an Karl. VII. 1819). Anspielung an den Selbstmord in Vita solitaria Vers 20—22. Geschrieben 1819. — 1821—22. Er besingt den Selbstmord in Bruto minore und in Sapphos letztem Lied. — 1824. Wiederholte Anspielung auf den Selbstmord in der Geschichte des Menschengeschlechts, der Wette des Prometheus, im Dialog eines Physikers und eines Metaphysikers, verfaßt 1822. — 1826. Anspielung auf den Selbstmord in der Epistel an Pepoli (Vers 53—62). — 1827. Er schreibt die Abhandlung über den Selbstmord in dem Dialog zwischen Plotin und Porphyr. — 1828. „Oft kommt eine große Sehnsucht über mich, ein für allemal mit so viel Jammer ein Ende zu machen und in das Reich der völligen Ruhe einzutreten. Denn wahrhaftig, öfter faßt mich eine Art Raserei. Aber fürchten Sie nicht, daß ich schließlich Geduld habe bis ans Ende dieses verdammten Lebens." (Brief an Adelaide Maëstri 24. Juli 1828.) — 1831. „Das entsetzliche, ungemütliche Recanati erwartet mich, wenn ich nicht den Mut habe (und ich hoffe, ihn zu haben), den einzig vernünftigen und anständigen Ausweg zu wählen, der mir noch bleibt." (Brief an De Sinner 24. Dezember 1831). Anspielung in L'Amore e la Morte, geschrieben zwischen 1831 und 33.

Leopardi ist nicht durch diese Erwägungen zurückgehalten worden, er selbst glaubt augenscheinlich seiner Veranlagung gemäß, daß sein Unvermögen, den Entschluß in die That umzusetzen, mehr als von allem andern von der Schwäche seiner Willenskraft abhängt, wenn er sagt: „Elende Menschen, deren Herz zur Gewohnheit gewordenes Leid zu Boden gedrückt hat, sind viel weniger im stande,

[1]) Brief an Vieusseux. 2. März 1826.

Digitized by Google

sich zu Gewaltthaten gegen ihr eigenes Ich fortreißen zu lassen." [1]) In seinem Dialog zwischen Plotin und Porphyr, den wir schon anläßlich des Selbstmords citirt haben, erklärt Plotin diese That für grausam und unmenschlich wegen des Schmerzes, den ihretwegen Eltern und Freunde des Selbstmörders empfinden. Porphyr (Leopardi) antwortet auf diesen Einwand nicht, und wir können nicht bestimmt sagen, ob er ihn überzeugt hat. Aber das zugestanden, muß es uns, die wir wissen, wie leicht Leopardi zu beeinflussen war, gestattet sein, anzunehmen, daß dieser Einwurf kein Grund gewesen wäre, die Entwicklung der ihn beherrschenden Idee aufzuhalten, und daß er nur die Bemühung der vernünftigen Ueberlegung darstellt, um psychologisch seine innere Ueberzeugung und seine äußere Lebensführung in Einklang zu bringen.

Leopardis Handlungsweise erinnert uns an eine Kranke, welche Dumas beschrieben hat. [2]) Sie war entschlossen, ihrem Leben ein Ende zu machen, und beschäftigte sich aufs sorgfältigste mit allen dazu nötigen Vorbereitungen. Als sie eines Tages zwei Taschentücher zusammengeknüpft hatte, um sich zu erdrosseln, gab sie ihr Vorhaben doch wieder auf unter dem Vorwande, sie hätte noch nicht gebeichtet. Ein andermal zog sie reine Wäsche an, um im Leichentuch sauber auszusehen, betete andachtsvoll, besorgte sich dann einen Glasscherben, um sich die Adern zu öffnen, und am Abend, als sie im Begriff war, ihren Plan auszuführen, hielt sie inne, indem sie vorgab, ihr Mann könnte es sich zu sehr zu Herzen nehmen. Acht Tage später aber wandte sie sich mit dringenden Bitten an eine Freundin, sie möchte sie doch im Schlafe töten.

Großes Selbstbewußtsein: Die Selbstschätzung ging bei Leopardi wie bei allen Genies über jedes Maß hinaus, und man kann sich vorstellen, wie viel elender ihm infolge dessen sein eigenes Geschick noch erscheinen und wie ihn das zum Pessimimus treiben mußte. Kaum mehr als ein Jüngling schrieb er in der Würdigung des Todes (Gesang V, Vers 41, 46):

„Anco fanciullo son. mie forze sento.
A, volo andro battendo ala sicura.
Sento la viva
Si amoena d'Apollo e l' sopruman talento.
Grande fia che mi dica e che mi scriva
Italia e l' mondo."

In dem Briefe, welchen er im Juli 1819 vor seinem Fluchtversuch an seinen Vater schrieb, vergleicht er sich schon mit einem großen Genie: „Ich weiß, daß man mich für einen Narren halten wird, aber ich weiß auch, daß alle großen Männer diesen Namen erhalten haben, und weil ich weiß, daß die Laufbahn aller großen Genies mit der Verzweiflung begonnen hat, so wundere ich mich weiter nicht, daß die meine ebenso anfängt."

Unmäßigkeit im Essen und Trinken: Der Dichter trieb die schlimme

---

[1]) Geschichte des Menschengeschlechts.

[2]) A. Dumas. Les états intellectuels dans la mélancolie. Paris. p. 44. 46.

Digitized by Google

Neigung seines Vaters und seiner Brüder zu Leckereien auf die Spitze. „Er war ein leidenschaftlicher Freund von Süßigkeiten und Sorbets. Ihnen gegenüber vergaß er jede verständige Ueberlegung," erzählt Ranieri,[1]) „die unglaublichsten Uebertreibungen ließ er auf einander folgen: Kaffee, Sirupkaffee, Limonade, Zitronensirup, Schokolade, Sirupschokolade — Vanille, die ihm strengstens verboten war, nicht zu vergessen — und so fort. Seine Neigung für Sorbets war schon der helle Wahnsinn. Je mehr Aerzte ihn warnend an seinen Bluthusten, an Bronchitis und Auswurf erinnerten, desto ärger wurde sie . . ." Seine Leidenschaft war so groß, daß sie die Heiterkeit und den Spott seiner Tischgenossen in den Cafés von Neapel weckte. Als er sich in Florenz in den Kopf gesetzt hatte, Fleisch wäre ihm schädlich, aß er nur geröstete Kartoffeln, und zwar auch noch um drei Uhr nachts.[2]) Am 13. Juni, dem vorletzten Tage seines Lebens, verzehrte er noch ein Kilogramm Bonbons, und im Verlauf der Mahlzeit, bei welcher der Tod ihn überraschte, wollte er zur Suppe durchaus noch einen tüchtigen Sorbet nehmen.

Unstätes Umherziehen: Ich habe als erster, und nach mir Magathães, dieses Anzeichen für seine anormale Disposition bei Leopardi bemerkt. Das unermüdliche Hin und Her ist durch folgende Thatsachen bewiesen: November 1822 in Rom (von Recanati) — Mai 1823 nach Recanati zurück — Juli 1825 in Mailand — Oktober 1825 in Bologna — November 1826 in Recanati — April 1827 in Bologna — Juni 1828 in Florenz — November 1827 in Pisa — November 1828 in Recanati — Mai 1830 in Florenz — Oktober 1831 in Rom — März 1832 in Florenz — September 1833 in Neapel.

Und in jedem Klima, unter jedem Himmel blieb er unbefriedigt wie der Wanderer, den er in der Epistel an Pepoli beschreibt. Man wird einwenden, daß zweifellos der Grund zu diesem Wohnungswechsel und zu der Rückkehr nach Recanati oftmals darin zu suchen war, daß seine Subsistenzmittel sich erschöpft hatten. Aber dieser Zwang zur Ortsveränderung ging im allgemeinen Hand in Hand mit seinem krankhaften Zustand, unter dem er in allen Städten litt, wo er sich aufhielt, und mit der fixen Idee, die ihn beherrschte, aus ihnen so schnell wie möglich fliehen zu müssen.

Er fand selbst in Neapel keine Ruhe, wo er doch augenscheinlich frei von allen Störungen leben konnte, sowohl was seine Gesundheit, wie was seine materiellen Daseinsbedingungen anging. Er schrieb von da an de Sinner,[4]) er hätte den glühenden Wunsch, seine Tage in Paris zu beschließen. Man hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß gewisse nervöse Reisende bisweilen von der Sehnsucht nach Plätzen und Personen, die sie verlassen haben, ohne vernünftigen Grund erfaßt werden.

---

[1]) Ranieri, Sodalizio, p. 44. 45.
[2]) Brief Ranieris an Monaldo. 16. Juni 1837.
[3]) Ranieri, Sodalizio.
[4]) Brief an de Sinner vom 20. März 1834.

Digitized by Google

Inspiration des Genies: Die dichterische Stimmung verjüngte sich in jedem Frühling, nachdem sie den Winter, als wäre er eine tote Zeit, übersprungen hatte, gleichsam zu geistiger Knospung. Von achtundvierzig Dichtungen scheinen nur zwei (die neunte und die zweiundzwanzigste) im Winter geschrieben zu sein. In den ersten Jahren waren Licht und Wärme von dem Dichter beim Schaffen bevorzugt. Als er sich mit dem Gedanken trug, nach Rom zu gehen, beschäftigte ihn die Sorge, ein warmes und helles Zimmer zu finden.[1]) Und das läßt wohl den Schluß zu, daß er mit Vorliebe am Tage schrieb. Es gibt aber genug Gründe für die Annahme, daß der Dichter sich mit zunehmendem Alter in der Art seines geistigen Schaffens änderte, und daß die Nacht seinem Werke günstiger wurde als der Tag. Eine derartige Veränderung kann sehr wohl mit einer Schwächung seines Nervensystems in Zusammenhang stehen, die mit dem Alter mehr und mehr zunahm. Die Gehirnthätigkeit gewisser Neurastheniker wird erst unter der Fülle außergewöhnlicher Reizungen geweckt, und bisweilen ist ein ganzer Tag nötig, um diese Reize zu geben. Von seinen Jünglingsversuchen und den canti civili erhebt sich seine Dichtung zu der Höhe der Idyllen von 1819; unmerklich nimmt seine Begabung ab in den Dichtungen der Jahre 1820—1826 und steigt wieder von 1828—1830. Von da ist der Niedergang reißend schnell. Darin sind sich alle einig, daß la Genestra, was ihre Wertschätzung unter den letzten Dichtungen angeht, schon die Ermattung verrät und die kalte Berechnung im Siege über die lyrische Stimmung zeigt. „Um zu schreiben, bin ich stets nur meiner Inspiration oder meiner Frenesia (sic!) gefolgt. Wenn sie über mich kommt, finde ich in zwei Minuten Plan und Disposition der ganzen Dichtung. Darnach warte ich immer den Eintritt eines zweiten Augenblicks der Inspiration ab — der kommt im allgemeinen erst nach Verlauf einiger Monate — dann setze ich mich an die Arbeit, aber ich schreibe so langsam, daß es mir ganz unmöglich ist, ein Gedicht, und mag es das kürzeste sein, in weniger als zwei oder drei Wochen zu beendigen. Das ist meine Methode, und wenn die Inspiration nicht von selbst kommt, wär' es leichter, aus einem Astloch Wasser fließen zu lassen, denn aus meinem Kopfe einen einzigen Vers.“[2]) Was Leopardi für sein persönliches Mißgeschick hielt, war in Wahrheit das Elend vieler Leute von Genie. Erstaunlich ist die Aehnlichkeit dieser Schilderung, welche der Dichter von seinem Leiden gibt, mit der, welche Georges Sand von dem Musiker des Schmerzes, Chopin, entwirft, dessen Werke, wundersame Eingebungen des Augenblicks, ungesucht, ungeahnt ihm auf die Tasten fielen, improvisirt und doch vollkommen, und die dann Wochen und Monate erforderten, um die Einzelheiten wieder zu finden. Diese machten beim Komponisten die unerhörtesten Anstrengungen nötig, Anstrengungen, während welcher er in seinem Zimmer eingeschlossen hin und her lief und seine Federn zerbrach.

All das scheint mir genügend, um zu beweisen, wie krank und neurotisch

---

[1]) Brief an Melchiori. 20. Oktober 1822.

[2]) Brief an Melchiori v. 3. März 1824.

Digitized by Google

der große Dichter von Recanati war. Man kann hier nicht einwenden, daß alle diese Erscheinungen eine Folge der Erschöpfung, des ungeheuren durch seine Arbeit bedingten Kräfteverbrauchs waren. Sicher nicht — denn Dr. Paturgi hat nachgewiesen, daß sein Bruder Karl, der seinerseits ebenfalls ein großes poetisches Talent besaß, ebenso auch alle Sonderbarkeiten seines Bruders aufwies, obwohl er so träge und faul war, daß er wochenlang in seinem Zimmer oder seiner Wohnung blieb, um sich nicht die Mühe einer größeren Bewegung zu machen.

II. Tasso.

Ueber den Wahnsinn Tassos liegen neue Studien vor.[1])

Wie viel Bogen sind nicht schon beschrieben worden, um zu zeigen, daß Tasso niemals wahnsinnig gewesen ist, und daß die ganze Beschuldigung der Verrücktheit ebenso wie seine Einkerkerung nur ein Gewaltstreich der Machthaber war. Und doch ist durch die neuen Belege nichts besser bewiesen als der Wahnsinn Tassos. — Die Beweisstücke sind hier überreichlich vorhanden und zeigen, wie er seit dem Pubertätsalter bis in seine letzten Lebenstage mit größerer oder geringerer Heftigkeit von denselben Wahnvorstellungen gepeinigt war.

Wer das Leben Tassos nicht kennt und seinen Geisteszustand allein nach seinen Meisterwerken beurteilen wollte, im besondern nach „Gerusalemme liberata“ und „Aminta“, würde niemals glauben, daß der Dichter im wahrsten Sinne des Wortes geisteskrank war. Und doch war es mir nur selten beschieden, in den Irrenanstalten eine gleich typische und vollständige Form des Wahnsinns zu finden. Es ist sogar erwiesen, daß Tasso von diesen Formen nicht nur eine, sondern gleich mehrere zeigte. In erster Linie steht da der Verfolgungswahn. Hier einige Beispiele, die man leicht verhundertfachen könnte. Als er mit sechsundzwanzig Jahren in Frankreich beim Kardinal Este eine Stellung einnahm, in der er durchaus keinen Grund hatte, jemand zu beneiden, wo er, noch so jung und schon so verhätschelt, im Gegenteil vielmehr den Neid der anderen gegen sich herausfordern mußte, bildete er sich ein, der Kardinal wäre gegen ihn geizig, eine Eigenschaft, die sonst durchaus nicht in den Gewohnheiten dieses Prälaten lag. Später bildete sich der Verfolgungswahn noch umfassender aus. Er mißtraut seinen besten Freunden und meint sogar, daß die Druckfehler in seinen Büchern absichtlich gemacht sind, um seinen Ruhm zu schmälern.

Im Jahr 1580 glaubte er, der Kardinal Este, von dem er bis dahin nur Wohlthaten empfangen hatte, wäre der Urheber seiner Gefangenschaft, in der Absicht ihn zur Aufgabe seiner christlichen Religion zu zwingen! Im Jahre 1584 schrieb er, daß er immer noch den Folgen eines Gifttranks unterworfen wäre, den man ihn einige Jahre vorher auf Befehl des Herzogs oder wenigstens unter dessen Zustimmung hätte genießen lassen. Er konnte nicht begreifen, daß man ihm die Gesundheit absprach, und schob das auf den Haß des Herzogs und den vieler Prinzen, Fürsten und Edelleute. Ueberall sah er nur Feinde, Galgen,

[1]) Boncoroni Genio e follia di Tasso. Turin, Bocca, 1897 (unter der Presse).

Digitized by Google

Scheiterhaufen, Dolch und Gift, so daß er fortwährend seinen Aufenthaltsort wechselte, von Stadt zu Stadt irrte und Gegengifte gebrauchte. Noch in seinem letzten Briefe an Constantini, wenige Tage vor seinem Tode diktirt, schrieb er: „Es ist nicht mehr die Zeit, von meinem hartnäckigen Unglück zu sprechen, um nicht die menschliche Undankbarkeit anzuklagen, die durchaus den Sieg hat davontragen wollen, mich als Bettler zu Grabe zu geleiten. Wenn ich an den Ruhm denke, den dies Jahrhundert durch meine Schriften empfangen wird, werde ich nicht unbelohnt bleiben."

Neben dem Verfolgungswahn zeigt sich mit wohlbekannter psychologischer Folgerichtigkeit der Größenwahn, wie man ihn in seinen Briefen an Scalabrino, Mori und Gonzaga findet. Er wünscht sich nichts denn Vergnügungen und Ehrenbezeigungen, und sein höchster Ehrgeiz ist, neben ritterbürtigen Edelleuten zu sitzen. Unfähig zur Ehe, da er aus Schwäche impotent geworden war, denkt er an die kirchlichen Ehrenstellen. In seiner Phantasie stellt er sich nichts anderes vor als Gunst, Ehre und Dank von Kaisern, Königen und Fürsten. Das ist einer der Gründe, warum Tasso die Höfe flieht und doch immer wieder zu ihnen zurückkehrt. Hier haben wir die Ursache, schreibt Solerti, für seine Auseinandersetzungen mit Ministern und Höflingen. So erklären sich die stolzen Triumphzüge während seiner letzten Tage in Rom, die von dem Mitleid aller, die sie sahen, begleitet waren.

Man findet bei Tasso auch die Spuren hypochondrischer Wahnvorstellungen. Seine Briefe sind voll von Klagen über seine Schwäche, seine Magenbeschwerden, die Unzuverlässigkeit seines Gedächtnisses, während doch seine Dialoge, die im Krankenhaus St. Anna geschrieben sind, fast immer seine reiche Bildung und die Stärke seines Gedächtnisses zeigen. Im Jahre 1585 schob er seine Verdauungsbeschwerden auf gewisse Speisen, die er drei Jahre vorher gegessen hatte.

Der religiöse Wahnsinn erscheint ebenso deutlich. Wir wissen, wie er schon 1575, mit 31 Jahren, sich der Ketzerei anklagte und nach Bologna zum Großinquisitor eilte, um zu beichten. Im Jahre 1579 schrieb er an Gonzaga, daß er oft schreckliche Dämonenstimmen hörte. 1587 ergab er sich der Lektüre asketischer Bücher und schrieb an Licini, wenn er einen Yatagan hätte, würde er ausziehen, die Türken zu vernichten. Oft hatten seine Wahnvorstellungen einen religiösen Charakter. Mit zweiundvierzig Jahren sah er in St. Anna unter dem Einfluß eines hitzigen Fiebers die Jungfrau in strahlendem Lichte, zu ihrer Rechten Sankt Benedikt und zu ihrer Linken Sankta Scholastika, eingehüllt in den heiligen Schleier.

Doch betrachten wir jetzt die psychologischen Eigentümlichkeiten dieser Wahnvorstellungen näher. Sie sind egozentrisch: ganz gleich, wohin er geht, alle verschwören sich gegen ihn. Alle Welt soll sich mit ihm beschäftigen. Er bemüht sich unaufhörlich um große oder kleine, bisweilen sogar lächerliche Gunstbezeigungen und ist verletzt, wenn man ihm nicht den Willen thut. Man bemerkt an ihm in stetem Wachsen das Bedürfnis und die Einbildung, daß die Fürsten

Digitized by Google

sich um ihn, seine Schriften und sein Selbstbewußtsein bekümmerten, und unter diesem Druck kam er zu richtigen Rasereianfällen.

Es ist eine gewisse Methode in seinem Wahnsinn. Seine äußeren Eindrücke sind stets in Beziehung gesetzt zu seiner eigenen Persönlichkeit. Es handelt sich da nicht um eine vorübergehende Wahnidee, die sich von einem Tag zum andern ändert, sondern im Gegenteil um einen Wahnsinn, der in seiner Wesenheit bestehen bleibt, verwickelt und tief in dem Dichter wurzelnd, von dem er sich bis zu seinem Tode nicht befreien kann, obwohl der Wahn oft den Gegenstand, je nach der Umgebung, in welcher der Dichter lebt, wechselt.

Aber in seinem Wahn bewahrt Tasso doch stets den Zusammenhang, er äußert sich stets logisch, obwohl ohne Kritik dafür, warum man ihn verfolgt und warum er sich der Ehrungen für würdig hält.

Eine der wesentlichsten Eigenschaften seines Wahnsinns ist es, fortwährend die anderen anzuklagen. Die anderen sind's, die ihn verfolgen, vergiften und verleumden. Er geht sogar so weit, daß er dem Inquisitor Namen von Personen ins Ohr raunt, die er für Ketzer hält. Wenn er dagegen von seinen eigenen Irrtümern spricht, strebt er im Gegensatz zu den Melancholikern immer darnach, sie zu rechtfertigen und zu verkleinern. Eine andere Eigenheit des Tassoschen Wahnsinns ist der Aberglaube. Er glaubte an die schwarze Kunst auf natürlichem Wege oder mit Hilfe des Teufels. Er glaubte, daß sein Unglück bösem Einfluß entstammte, ein Poltergeist stahl ihm Geld, warf alles durcheinander, öffnete seine Schubladen und entwendete ihm seine Schlüssel. Große Furcht hatte er vor dem Dämon, wie man aus einigen seiner Sonette ersieht.

Dieser Aberglaube in Verbindung mit dem systematisirten und egozentrischen Wahnsinn ist selbst auch ein Beweis für seinen Mangel an kritischem Vermögen.

So sind alle Eigenschaften des Tassoschen Wahns, wie seine ganze Natur, durchaus nicht die eines Melancholikers, sondern so recht die eines von Paranoia Befallenen.

Nun weiß man, wenn der Intellekt dasjenige Gebiet ist, das am deutlichsten bei der Paranoia in Mitleidenschaft gezogen wird, daß dann pathologische Veränderungen in gleicher Weise in den anderen Fähigkeiten nicht ausbleiben. Wenn demnach zwar die Zuneigung für seinen Vater sich erhalten zu haben scheint, so wird sie doch für seine Schwester und seine Wohlthäter mit dem Verlauf der Krankheit schwächer. Tasso scheut sich nicht, nachdem er seine Schwester mehrere Jahre nicht gesehen hat, sich bei ihr, um sich ihrer Liebe zu versichern, als Hirte unerkannt und unvermutet einzufinden, mit so grausigen Nachrichten von ihrem Bruder, daß sie vor schmerzlichem Schreck ohnmächtig wird. Uebrigens ist in seinen Briefen an mehr oder weniger verschleierten Anklagen gegen seine Schwester kein Mangel. Ebenso, bemerkt Solerti, weinte Tasso, der stets so bereit war zu preisen, niemals aus plötzlichem Gefühl heraus über den Tod der Prinzen und Fürstlichkeiten, die seine Protektoren gewesen waren, oder der Damen, die er bei Lebzeiten mit seinen Versen zu Königinnen krönte. Nur selten

Digitized by Google

hegte er eine gewisse Zuneigung oder Dankbarkeit für die, welche ihn förderten. Im Gegenteil mißtraute er den treusten seiner Freunde und fühlte sich zu dem Glauben gedrängt, daß alle seine Feinde wären. In dem Maße wie seine Krankheit chronisch wurde, verlor er an Gemüt. In der „Gerusalemme conquistata", die in den letzten Jahren seines Lebens entstand, schnitt er den gemütvollen Teil des Gedichts, der die größte Schönheit und den modernen Charakter der liberata ausmachte, heraus und ersetzte ihn durch heroische und phantastische Episoden. Auch diese Abschwächung der Gefühle und des Gemüts spricht in gleicher Weise mehr für Paranoia als für Melancholie.

Der Wahnsinn äußerte sich bei Tasso auch in einer tiefgehenden Willensstörung, er zeigt oft ein impulsives Vorgehen besonders gegen Personen, ein Vorgehen, das in der Melancholie (als Raptus) und in der Paranoia (als Paroxismen) vorkommen kann. Dasselbe kann man von der Sitophobie sagen, welche sich in einem Anfalle heftigen Fiebers 1571 in Mantua gezeigt hatte, und es fehlte wenig, daß sie ihn nicht an Entkräftung sterben ließ. Seine impulsiven Handlungen waren sehr gewaltthätig. Im Jahre 1571 suchte er einen Diener mit einem Messer zu treffen. Als man ihn in ein Kloster sperrte, mußte man ihn hüten wie einen Tobsüchtigen. Als er 1579 nach einer langen Pilgerfahrt durch Oberitalien nach Ferrara zurückkehrte und sich im Bentivoglio nicht seinen Verdiensten entsprechend behandelt glaubte, brach er in Schmähungen aus gegen den Herzog und die Herzogin, gegen die Fürstin Este, gegen alle Welt. Nachdem man ihn in St. Anna untergebracht hatte, gestattete man ihm bisweilen, in Begleitung von Freunden und Krankenwärtern, auszugehen. Aber diese Erlaubnis wurde gefährlich. Als man ihn einmal an den Hof ließ, bekam er einen Tobsuchtsanfall, der die Herzogin Lucrecia erschütterte. Oft mußten die, welche ihn begleiteten, ihre Zuflucht zur Gewalt oder zur List nehmen, um ihn ins Hospital zurückzuführen. Dort angekommen wurde der arme Tasso gefesselt. Im Jahre 1586 hatte er einen neuen Tobsuchtsanfall, indem er unversehens Constantini überfiel, welcher später schrieb, man müßte mit dem Dichter, wenn er seinen erregten Zustand hätte, aus Gründen der Vorsicht durch ein kleines Fenster sprechen. Wenige Tage vor seinem Tode, den 8. April 1595 wurde er noch einmal das Opfer seiner gewöhnlichen Tobsuchtsanfälle. Er warf dem Arzt, der ihn besuchte, seinen Pantoffel an den Kopf, verbot ihm, wieder zu kommen und befahl seinem Diener, die Medizin zu trinken, die jener ihm gemischt hatte. Gleich darauf vertrug er sich wieder mit dem Arzt und versprach ihm, ihn mit einem Gedicht unsterblich zu machen.

Das Vorhandensein einer ererbten Anlage und nicht einer einfachen Psychoneurose wird ferner bestätigt durch gewisse Anzeichen der Entartung, wie vorspringendes Jochbein, Höhlen im Stirnband, umfangreichen Schädel, gebuckelte Stirn, schmale Lippen — wozu sich noch ausgesprochen pathologische Merkmale gesellen, wie frühzeitige Kahlköpfigkeit, Stottern seit der Kindheit, Kopfweh; und unter den psychischen Merkmalen erwähne ich noch außer den Halluzinationen, die ich bei der Besprechung des religiösen Wahnsinns erwähnt habe,

Digitized by Google

die Unvorsichtigkeit, Unentschlossenheit und Unbeständigkeit, die Unfähigkeit, Handlungen und Wünsche zu unterdrücken — was ihn zu der krankhaften Sucht verleitete, fortwährend Gunstbezeigungen zu verlangen — seine selbst in der Kunst beispiellose Unersättlichkeit, sowie seine enge, feine und sehr veränderliche Handschrift.

Einige Eigenschaften Tassos erinnern sogar an die von Epileptikern, obgleich wir keine Belege besitzen, die mit Sicherheit das Vorhandensein von Epilepsie beweisen. Nichtsdestoweniger beobachtet man die Frühreife des Genies und der Krankheit, die Anzeichen körperlicher Entartung, die Genialität der Eltern, die Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse — die am meisten anormalen Handlungen erreichen thatsächlich ihren Höhepunkt beim Nahen großer Hitze — den allzu frühen Mißbrauch geschlechtlicher Vergnügungen, die Lebhaftigkeit, die Schwindelanfälle, die ihn während des Fiebers überraschten, die teils traurigen, teils schreckvollen Halluzinationen des Gesichts und Gehörs, den Größenwahn und Pessimismus, die Hypochondrie, die übertriebene religiöse Schwärmerei, die Unbeständigkeit, die Eitelkeit, die Unvorsichtigkeit, das Aussetzen des dichterischen Vermögens, die Angst- und Schreckanfälle, in denen ein krankhaftes Empfinden ihm zu Kopf zu steigen scheint — die vapori, wie Tasso selbst sie nennt — die außerordentliche Disposition, sich zu erregen, die Gemütsbewegungen, das mangelnde Bewußtsein von seiner eigenen Schwäche, das Versagen des Gedächtnisses oder zum mindesten das unvollständige Erinnerungsvermögen, der ganz plötzlich auftretende Drang, etwas zu unternehmen, das Bedürfnis, fortwährend zu reisen, oft ohne Ziel und Zweck, sowie die ganz plötzlich ausgeführten Gewaltstreiche, wenn er zum Beispiel unversehens ein Land verläßt, ohne daß ihn jemand hindern kann.

Alle diese Thatsachen zwingen uns, die Annahme aufzugeben, als wenn bei Tasso der Wahnsinn durch ganz außergewöhnliche geistige Anstrengungen, durch seelische Erregungen und Krankheiten, die ihn im Jünglingsalter befielen, erworben oder verschuldet sein könnte; das sind nur Gelegenheitsursachen. Die Störung war bei ihm angeboren, wir können das behaupten, obwohl Angaben über die Familie uns zum großen Teil fehlen; wir wissen nur, daß bei seinen Onkeln mütterlicherseits der moralische Sinn nicht fehlerlos gewesen sein kann, denn sie bekamen es fertig, sich ohne Bedenken in den Besitz des Erbteils zu setzen, das dem Dichter von seiner Mutter vermacht war. Wir wissen ferner, daß sein Bruder ein genialer Mensch, und daß seit Menschenaltern die Familie Tasso berühmt war, weil sie die Einrichtung der Posten wieder hergestellt hatte.

Aber wenn uns auch nähere Angaben über die Familie fehlen, so können uns doch die Zeichen der Krankheit und ihre Entwicklung keinen Zweifel über ihr wirkliches Vorhandensein lassen. Bei dem großen Dichter waren Genie und Paranoia durch Entartung auf wahrscheinlich epileptischem Boden eng verbunden und verkettet. Es waren im wesentlichen die pathologischen Bedingungen seines geistigen Zustandes, die ihn, wie das immer im Leben geschieht, mit der Umgebung, in der er lebte, zusammenprallen ließen. Daher seine langjährige, tödliche

Digitized by Google

Verbitterung. Aber die Krankheit war bei ihm keine einfache Melancholie, wie bei vielen andern genialen Menschen, sehr viel wichtiger und verwickelter war die Störung seiner Psyche.

III. Byron.

Was endlich Byron angeht, so braucht man nur das ausgezeichnete Werk von Jefferson „The real Lord Byron" (Tauchnitz edition) zu lesen, um sich zu überzeugen, wie er gleicherweise zum Wahnsinn wie zum Verbrechen veranlagt war. Unter seinen Verwandten gab es, wie man weiß, Geisteskranke und exzentrische Naturen sowohl im Hauptstamm wie in den Seitenlinien. W. Byron und Trames Berkley waren die Urgroßeltern des Dichters. Die geborene Berkley stammte aus einer Familie, die sich durch Impotenz und Impulsivität auszeichnete. Barbara, die Schwester von Trames, hatte eine Tochter, Sophie, welche ihren Cousin heiratete, den Admiral A. Byron, den Sohn der andern Schwester. Der Bruder des Admirals, der fünfte Lord Byron, verband mit der Heftigkeit der Berkleys eine so perverse und ungesellschaftliche Sinnesart, daß sie ihm den Beinamen des „mad or wicked Lord" eintrug. Der Admiral scheint besser gewesen zu sein als sein Bruder, aber wenn man bedenkt, daß er durch seine Heirat mit einer Berkley zu der impulsiven erblichen Belastung noch die Blutsverwandtschaft der Eltern fügte, so kann man sich nicht wundern, daß der Sproß einer solchen Verbindung ein Verschwender war. Das war der Admiral Jack, der Vater des Dichters.

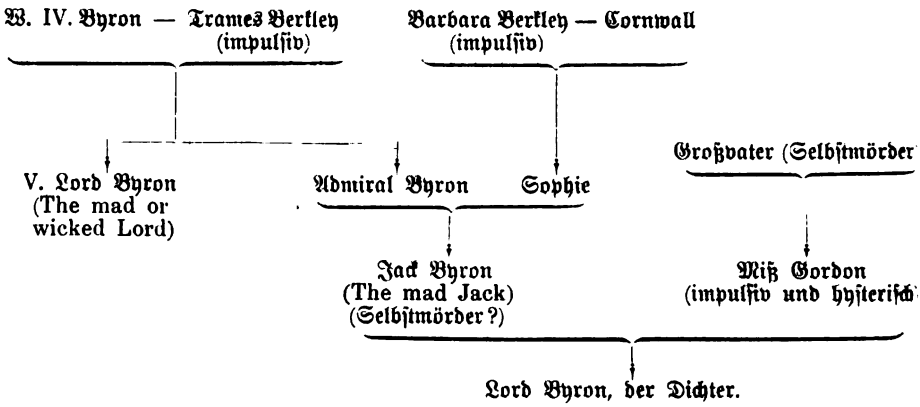
Man erzählt von ihm, daß er in einem Zimmer, beim schwachen Schein einer Kerze und in Abwesenheit jeglicher Zeugen — also unter Umständen, die seine Handlungsweise zum Verbrechen machten — seinen Freund und Nachbar Chartworth im Duell getötet hätte. Ganz ähnlich seinem Onkel hatte Jack Byron einen derartig niederträchtigen Charakter, daß seine Gefährten ihn mit dem Spitznamen des „mad Jack" bezeichneten. Impulsiv und zügellos schon seit seiner Kindheit verführte er die Marquise von Carmarthen. Noch sehr jung heiratete er eine Lady Conyers, die aber an den Folgen seiner Mißhandlungen starb. Später ging er eine zweite Ehe mit einer Miß Gordon ein, die reich, ihm aber wenig sympathisch war.

Die ganze Mitgift seiner Frau verschwendete er jedoch gleichfalls bis auf den letzten Heller und ließ sie dann mit ihrem Sohne im Stich, hatte aber nach der Trennung noch den Mut, ihr zu schreiben und sie um eine Guinee zu bitten.

Aus Haß gegen seinen Sohn ruinirte er die Familie und verkaufte, obwohl das ungesetzlich war, einen Teil ihres Grundbesitzes. Man ist nicht ganz sicher, ob er durch Selbstmord endete, doch erzählte Byron mehrmals in Harrow, daß sein Vater sich das Leben genommen hätte.

Der traurige Stammbaum väterlicherseits findet sein Gegenstück in dem der Mutter, obwohl er nicht über zwei Generationen hinaus bekannt ist. Ich gebe hier, zur Bequemlichkeit des Lesers, eine graphische Darstellung der Byronschen Familie:

Digitized by Google



Man weiß, daß der Großvater mütterlicherseits unter Anfällen von Melancholie litt und seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte. Seine Tochter Gordon Catte, die Mutter des Dichters, wußte sich so wenig zu beherrschen, daß sie in Augenblicken der Wut ihre Kleider zerriß; diese Zornausbrüche erreichten bisweilen einen solchen Grad von Heftigkeit, daß sie geradezu den Eindruck einer Wahnsinnigen machte Ihre ethischen Gefühle müssen in gleicher Weise nicht sehr ausgebildet gewesen sein, wenn man bedenkt, daß sie sich nicht scheute, sich über ihren Sohn lustig zu machen, weil er hinkte (a lame brat) und daß sie — nach Disraeli — sich gern betrank.

Unter den Vorfahren Lord Byrons wucherten also Selbstmörder, moralisch Verrückte, Impulsive und Wüstlinge; eine Reihe von Personen, bei denen, wie Ribot bemerkt, alles wie ausgerechnet war, um die Harmonie der Charaktere und den häuslichen Frieden zu stören. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn die ersten Anzeichen der traurigen, psychopathischen, erblichen Belastung sich bei Lord Byron schon in einem Lebensabschnitt zeigen, in dem die äußeren Ursachen noch keine Zeit gehabt hatten, zu wirken.

Man behauptet, daß Lord Byron mit einer angeborenen Kontraktion der Achillessehnen zur Welt kam. Die Achillesferse auf der rechten Seite, fügt Jefferson hinzu, war nach innen eingebogen und so verkürzt, daß der Dichter niemals den Fuß mit der ganzen Sohle auf die Erde setzen konnte. Es ist schwer zu beurteilen, ob diese Kontraktion der Achillessehne die Folge einer Rückgratslähmung bei dem Kinde war, die, wie das öfters vorkommt, der Aufmerksamkeit der Eltern entgangen war, oder wirklich angeboren. Daß die erstere Annahme die wahrscheinlichere ist, zeigt die kurze Beschreibung von der Mißbildung der Füße, welche Trelawney gibt. Dieser hatte, von Neugier getrieben die Füße Byrons im Sarge aufgedeckt und erzählt: „Die beiden Füße waren keulenförmig und die Beine waren steif bis zu den Knieen. Der rechte Fuß war am krummsten und das rechte Bein war kürzer als das andere". Wenn man sich aber erinnert, daß bei der Kinderlähmung in der Regel ein schwächeres Glied mehr betroffen ist als das andere, und daß die Krümmung des Fußes

Digitized by Google

nach innen (sogenannter Pferdefuß, Klumpfuß) bei ihr häufig ist, so wird man sich überzeugen, daß der Verdacht einer Kinderlähmung ein wohlbegründeter ist.

Verbunden mit den Anzeichen der körperlichen Degenerirung zeigte sich das traurige Erbteil auf psychischem Gebiet schon seit den frühesten Kinderjahren Lord Byrons in der Form eines krankhaft gesteigerten Gefühlslebens. Als er zu Aberdeen mit neun Jahren die Vorschule besuchte, verliebte sich der Dichter derartig in ein kleines Mädchen, Mary Duff, die an Stimme und Körperformen früh entwickelt war, daß er ganze Nächte schlaflos zubrachte; er liebte es, mit ihr spazieren zu gehen, sie zu küssen, und wenn er ihr fern war, fühlte er sich tief niedergedrückt. Später mit zwölf Jahren, während der Ferien in Harrow, entbrennt er für ein anderes junges Mädchen, Margaret Parker, und widmet ihr unter dem Pseudonym Thyrza mehrere Gedichte. Kaum ist er mannbar geworden, so verliert er mit sechzehn Jahren sein Herz an Mary Chaworth und mit siebenzehn Jahren, während die Besorgnis wegen der Aufregung, in die ihn seine Leidenschaft für Mary Chaworth gestürzt hat, noch fortdauert, bewegt ihn die Nachricht von Mary Duffs Heirat so, daß er beinahe in konvulsivische Zuckungen verfällt. „Meine Mutter," erzählt Byron in seinen Memoiren, „hatte die Gewohnheit, mich mit dieser Kinderliebe zu necken. Als ich sechzehn Jahre zählte, sagte sie mir eines Tages: ‚O, Byron, ich habe einen Brief von Abercombrie aus Edinburg erhalten; Deine alte Flamme, Mary Duff, hat sich verheiratet'. Und was war meine Antwort? Ich kann mich nicht deutlich ausdrücken und von den Gefühlen, die ich in diesem Augenblick empfand, keine Rechenschaft geben. Aber sie erregten mir Konvulsionen und machten einen solchen Eindruck auf meine Mutter, daß sie es vermied, auch als sie mich in besserer Verfassung sah, diesen Gegenstand vor mir zu berühren, und sich darauf beschränkte, ihn nur mit ihren Freundinnen zu besprechen."

Das Ungewöhnliche seiner Gefühle zeigt sich auch in den Beziehungen zu seinen Gefährten. Als Student in Harrow hatte er eine zügellose Zuneigung zu seinen Kommilitonen gefaßt. „Die Freundschaft ist in der Welt kaum ein Gefühl, aber eine Leidenschaft in den Klöstern." Diesen Gedankensplitter, den er von Marmontel übernommen hatte, fügte er, nachdem er Harrow verlassen hatte, seinem Tagebuch ein. „Meine Schulfreundschaften," schrieb er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, „waren für mich wahre Leidenschaften, so innig waren sie. Aber ich weiß nicht, ob eine unter ihnen ist, die bis auf die Gegenwart gedauert hat. Um sich dessen zu versichern, müßte eine durch den Tod niedergemäht worden sein. Ich weiß nur, daß die mit Lord Clark zu den allererstenen gehörte und länger dauerte als alle anderen. Sie wurde erst durch die Trennung unterbrochen. Ich kann niemals den Namen Clark ohne Herzklopfen hören, selbst jetzt noch nicht."

Die Impulsivität, diese von Vater und Mutter ererbte Anlage, erscheint bei Byron mit derselben Frühreife, wie die anderen außergewöhnlichen Erscheinungen in seinem Gefühlsleben. Man findet dafür einen Beweis in einem Tagebuch des Dichters. „Unter jedem beliebigen Gesichtswinkel unterschied ich mich in

Digitized by Google

nichts von anderen Kindern, nur in meinen Zornausbrüchen. Dann war ich ein Teufel. Eines Tages (im Zustand meiner stillen Wut) nahm man mir ein Messer fort, welches ich auf dem Mittagstisch von Madame B. ergriffen hatte, (ich aß immer vor den anderen) und das ich mir gerade vor dem Tode des seligen Lord Byron auf die Brust gesetzt hatte."

Wie seine Mutter in den Augenblicken der Wut zerriß auch er seine Kleider, und diese Wutausbrüche waren so häufig, daß sie ihm von seiten seiner Schwester den Beinamen „baby Byron" eintrugen.

Während die Zeit der Kindheit und der Jünglingsjahre derart stürmisch dahinrollte, eine Beute lang andauernder Anspannung der Gefühlskräfte, erscheint mit dem anbrechenden Mannesalter im Trinity College schon früh die Neigung zu sittlichem Niedergang. Die Leidenschaft für das Spiel fängt an sich so in den Vordergrund zu drängen, daß der Dichter ganze Nächte bis um vier Uhr morgens beim Hasardiren zubringt. „Ich besaß," schreibt er, „weder kaltes Blut, noch ruhiges Urteil, noch Berechnung. Es war der Genuß der Sache an sich, der mir Vergnügen machte." Aber nach und nach gleitet der Dichter von dem Hang zum Spiel weiter abwärts zu dem für starke Liqueure, dann zur Leidenschaft für Morphium und Tabak. Von alkoholischen Getränken bevorzugt er den Brandy, Laudanum nimmt er in ungeheuren Dosen und im Verfolg des Weges, den die Opiumesser gewöhnlich gehen, fährt er sein ganzes Leben lang fort, Opiate zu nehmen, so daß er sich im Jahre 1821 derartig an das unselige Narkotikum gewöhnt hatte, daß er an Moore schrieb: „Ich kann eine ganze Menge Laudanum nehmen, ohne den geringsten Einfluß zu spüren."

Kein Psychiater kann sich wundern, wenn schon unter der Wirkung der mannigfachen Gifte eine gewisse, wenn auch noch nicht völlig ausgebildete geistige Störung sich zeigte. Mit großer Begeisterung heiratet er Miß Milbranke, aber kaum ist die Hochzeit gefeiert, da bemerkt die Frau schon im Wesen ihres Mannes eine tief gehende Veränderung. Während sich der Dichter drei oder vier Monate vorher über das Zusammenleben mit seiner Frau sehr glücklich gezeigt hatte. beschimpfte er sie jetzt fortwährend aufs gröblichste, obwohl sie ihn mit der größten Zärtlichkeit behandelte. Sein Cynismus ging so weit, daß er ihr mit der größten Offenheit versicherte, er haßte sie schon seit der Hochzeit und er hätte sie nur geheiratet im Gedanken an Rache und Vergeltung. Bei einem Manne wie Byron, der inmitten des reinsten Stolzes der englischen Aristokratie aufgewachsen ist, kann man sich nicht wundern, wenn der Wunsch, einem Erben seinen eigenen Reichtum zu hinterlassen, immer lebhafter in ihm wurde, und doch drückte er diesen Wunsch mit einem so gewöhnlichen Wortspiel aus, daß es bitter in den Ohren seiner Frau klingen mußte. „Juno Lucina" rief er, „foc opera oder vielmehr opes!" Nichtsdestoweniger sind, wie Jefferson bemerkt, die Briefe vor und nach der Hochzeit, all die Umstände, unter denen er um seine Frau warb, die Harmonie in ihren Charakteren, die sich so deutlich in der ersten Hälfte der Zeit ihres Zusammenlebens zeigte, ein Beweis für die Liebe, die er für sie hegte. Es ist also klar, daß selbst in dem Laienverstand seiner Frau

Digitized by Google

der Verdacht einer schweren Erkrankung entstehen mußte, welche die geistigen Fähigkeiten ihres Mannes befallen hätte, so zwar, daß sie den Aerzten sechzehn Fragen über den Geisteszustand ihres Gatten vorlegte, Fragen, die niemals beantwortet wurden (Nisbe).

Leider war die Psychiatrie um diese Zeit noch zu wenig entwickelt, als daß die ärztlichen Vermutungen ein ernsthaftes Resultat hätten geben können. Der Dichter wurde schließlich durch einen Apotheker Le Manu untersucht, welcher sich dahin äußerte, daß eine geistige Störung zweifellos vorläge und zum Teil auf Erschöpfung, welche durch die übertriebene Gehirnarbeit veranlaßt wurde, zum Teil auf ein Leberleiden zurückzuführen wäre. Ein Doktor Baillie, den Lady Byron später konsultirte, meinte auch, daß der Dichter geistesgestört wäre. Besser als Aerzte und Apotheker verstand sich übrigens auf die Analyse des menschlichen Geistes seine Geliebte, Lady Karoline Lamb, welche ihr Urteil dahin abgab, der Dichter wäre „verrückt, bösartig und gemeingefährlich".

Von seiner Gattin getrennt stürzt sich Byron in die schamlosesten Ausschweifungen. Den fahrenden Rittern vergleichbar, scheint er keine Stelle zu finden, die ihn hält, er irrt von Land zu Land ohne Rast und ohne Ruh'. In der Schweiz knüpft er alte Liebesbeziehungen mit Klara Clermont wieder an; von ihr hatte er eine Tochter, die später in Bagnacavallo starb. In Venedig erkrankte er an einer Malariainfektion, sein schwerstes Leiden aber scheint in einer tiefgehenden nervösen Erschöpfung bestanden zu haben, einer Folge der starken Aufregungen des Karnevals, in dessen Freuden er sich mit einer geradezu wahnsinnigen Heftigkeit geworfen hatte.

Nach dem Karneval von Venedig (1817) schrieb Byron an Murey: „Meine Krankheit ist eine Art leichten Fiebers, durch etwas hervorgerufen, das mein Hirt und Meister Jackson nennen würde: zu viel vom eigenen Selbst ausgeben." Und gerade in Venedig erreichte das tolle Leben des Dichters seinen Höhepunkt. Er vergafft sich in eine gewöhnliche Person, Marianne Segati, und nach und nach steigt er zu den tiefsten Formen der Liebe hinab. In der ganzen Literaturgeschichte gibt es nur wenige Punkte, die schmerzlicher und niederdrückender wären, und welche die Leser mit feingebildetem Gefühlsleben schrecklicher berührten als die Geständnisse von Vergnügungen und Freuden, welche Lord Byron in seinen Unterhaltungen mit Marianne Segati empfand, und von den Schmerzen, die er duldete in der Erinnerung an einige seiner süßesten Gespräche, Gespräche, bemerkt Jefferson, die, wenn sie von den Lippen eines faulenzenden Straßenbummlers in London gekommen wären, alle anständigen Leute veranlaßt hätten, sich die Ohren zu verstopfen.

Einige seiner wüsten Streiche waren allgemein bekannt, um andere wußten nur Leute, die wie Fletscher und Hoppner eine ausnahmsweise günstige Gelegenheit benützen konnten, um seine Verdorbenheit aus der Nähe zu beobachten. Sein Harem am Canal Grande, in dem er leichtsinnige Mädchen aufnahm, die aus den Häusern von Handwerkern oder den Hütten der Bauern kamen, verbreitete in England Skandalgeschichten über seinen Namen. Der Wein genügte

Digitized by Google

ihm nicht mehr, der Dichter ergab sich den Spirituosen, von denen er allgemach so viel zu sich nahm, daß sich schon deutlich Spuren einer ernsten und chronischen Alkoholvergiftung zeigten. Die Heftigkeit seines Charakters nahm von Tag zu Tag zu. Selbst seine Stimme war angegriffen, diese Stimme, fügt Jefferson hinzu, die einst so harmonisch klang, daß die Kinder um das Vergnügen, ihn zu hören, ihm nachliefen. Seine Handschrift war unleserlich geworden, so daß sie die besten Abschreiber nicht mehr entziffern konnten. Endlich gesellten sich zu seiner zunehmenden Beleibtheit derartige Verdauungsstörungen, daß ein Stück Biscuit oder Brot ihm Schmerzen und Magenkrämpfe verursachte. Ein Nichts genügte, um ihn in den gemeinsten Jähzorn zu versetzen, und um diese Zeit war es, daß er eines Tages in blinder Wut eine Lieblingsuhr an die Erde warf und zertrümmerte. Mit fast tobsüchtiger Heftigkeit beleidigte er einen päpstlichen Offizier, der ihm ein schlechtes Pferd zurückgegeben hatte, und forderte ihn zum Zweikampf auf Säbel und Pistolen.

Es war zweifellos ein Anfall von delirium tremens, den Jefferson als „hysterisch" bezeichnet, und von dem Lord Byron befallen wurde, als er im Theater einer Vorstellung der Mirra von Alfieri beiwohnte. Selbst in der letzten seiner Liebschaften, und zwar in der berühmtesten, der mit der Gräfin Gamba-Guiccioli aus Ravenna, die wahrhaftig keinen Grund hat, auf die Vorhergehenden neidisch zu sein, bemerkt man den Mangel an Festigkeit in seinen Entschlüssen und eine gewisse Niedrigkeit. Rasend verliebt in die Gräfin, stiftet der Dichter Zwietracht zwischen ihr und ihrem Gatten; aber kaum ist einige Zeit vergangen, da will er, von Langeweile übermannt, in sein Vaterland zurückkehren. Die Unentschlossenheit verließ ihn niemals, und Hoppner sagte mit Recht, daß es von dem Wehen einer Flaumfeder abhängen konnte, ob der Dichter der Gräfin nach Ravenna folgte oder nach England zurückfuhr. Byron ging schließlich nach Ravenna. Und doch liest man in seinem Tagebuch von 1820: „Die Gräfin T. G. möchte sich gern trotz allem, was man gesagt und gethan hat, um sie daran zu hindern, von ihrem Gatten trennen." Diese Worte verraten nur allzu deutlich, daß Therese den Einfluß auf ihn verloren hatte. Noch nicht sieben Monate waren seit der Trennungsabmachung der Comtesse und ihres Gatten verflossen, und schon bereute Byron sein Verhältnis und grollte mit ihr. In seinem Tagebuch beklagte er seine Thorheit, gegen ihren Gatten Partei genommen zu haben. Und doch — wer möchte es glauben, wenn er den Brief liest, den Byron an die Gräfin schrieb, kurz bevor er sie verließ: „Meine liebste Therese! Ich habe dies Buch (Fragments de pensées de Corinne, de Mme de Staël) in Ihrem Garten gelesen, mein Lieb. Sie waren nicht da, sonst hätte ich es nicht lesen können. Es ist mein Lieblingsbuch und die Verfasserin war einer meiner besten Freunde. Sie werden diese englischen Worte nicht verstehen, aber andere erst recht nicht. Das ist der Grund, daß ich sie nicht auf italienisch hergekritzelt habe. Doch Sie werden darin die Hand des Schreibers erkennen, der Sie leidenschaftlich liebt, und Sie werden erraten, daß er bei der Lektüre eines Buches für Sie nur an Liebe denken konnte. In diesem Wort, so schön

Digitized by Google

in allen Sprachen, und auch in der Ihren muß es schön sein, mein Lieb, liegt mein Dasein heute und immer eingeschlossen. Ich fühle, daß ich hier bin, und ich fürchte doch, weiter hier zu sein. Sie werden entscheiden, mein Schicksal ist an Sie gefesselt. Und Sie sind eine Frau von siebenzehn Jahren und seit zwei Jahren erst aus dem Kloster. Ich hätte von ganzem Herzen gewünscht, daß Sie hier geblieben wären, oder wenigstens, daß ich Sie nicht in den Banden der Ehe getroffen hätte. Aber alles das ist zu spät. Ich liebe Sie und Sie lieben mich, oder wenigstens sagen Sie es und handeln so, als wenn es so wäre — und das ist auf alle Fälle ein großer Trost. Aber ich liebe Sie mehr denn je und kann nicht aufhören, Sie zu lieben. Denken Sie an mich bisweilen, wenn die Alpen und der Ozean uns trennen. Aber das wird nicht eintreten, Sie müßten es denn selbst wünschen."

In Wahrheit erscheint der Mangel an Gleichgewicht in seinen Neigungen schon während seiner ersten fünfundzwanzig Jahre, als der Alkoholismus seinen Charakter noch nicht verändert hatte. Die heftigen frühzeitigen Leidenschaften, die impulsiven Tobsuchtsanfälle, die Leichtigkeit sich zu verlieben, ohne daß die neue Flamme die vorhergehende je völlig vergessen machte, und die Leichtigkeit, mit der er von jedem sinnlichen Eindruck tief und dauernd berührt wurde, die Neigung, bei der kleinsten Erregung ohnmächtig zu werden, sind die hervorstechenden Züge in der Kindheit und ersten Jugend Byrons. Seine krankhafte Erregbarkeit auf der einen Seite und seine geringe Widerstandskraft auf der andern veränderten nicht allein seine Natur ins Weibische, sondern machten ihn auch unbeständig in seinen Liebesbezeugungen, so daß Jefferson mit Recht vermutet, Byron wäre niemals völlig von einer Frau beherrscht worden.

Und nicht allein auf dem Gebiet der Gefühle, sondern auch in den Bethätigungen des Intellekts erscheint die geistige Ordnung des Dichters von Anfang an aus dem Gleichgewicht, wenn man an seine außerordentliche Eitelkeit denkt, die mit einer solchen Beweglichkeit der Gedanken und Gefühle verbunden war, daß sie oft den Anschein und die Folgen der mangelnden Aufrichtigkeit hatte. Ein so gearteter Mann kann unzuverlässig für eine Stunde, heuchlerisch für einen Tag, aber nicht für eine Woche sein. Mit einem solchen Charakter gelangte Byron rasch von der Liebe zum Haß, vom Zorn zur Milde, von der Härte zum herzlichen Wohlwollen. Seiner Frau gegenüber stieg er mit einem Schritt von der edelsten Gesinnung zur niedrigsten und bösartigen Abneigung hinunter.

Gleicherweise kann man nur als Folge des Alkoholismus und der Epilepsie gewisse Handlungen des Dichters erklären, die so anormal sind, daß sie die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zogen, die lange mit ihm im engsten Verkehr standen. Zeiten ausgelassener Lustigkeit wechselten mit solchen tiefer und andauernder Melancholie, wie sich das öfters bei Trinkern und Epileptikern findet. Jefferson erzählt, daß der Dichter auf der Fahrt von Genua nach Griechenland von Zeit zu Zeit Ausbrüche der Freude erkennen ließ, die vorübergehenden Sonnenstrahlen in einem trüben April glichen. Byron verfiel leicht in die verzweifelte Schwäche eines romantischen Schmerzes: „Oft, während seiner Ueber-

Digitized by Google

fahrt von Genua nach Griechenland," schrieb Hamilton Browne an den Oberst Stanhope, „sah ich, wie Lord Byron aus der größten Lustigkeit heraus mit einemmale traurig wurde und wie seine Augen sich mit Thränen füllten — zweifellos in irgend einem schmerzlichen Erinnern. Gewöhnlich erhob er sich dann und zog sich in die Einsamkeit seiner Kabine zurück."

Der Verdacht ist wohl begründet, daß dem Einfluß des Alkohols ein Anfall zugeschrieben werden muß, der sich unter der Form epileptischer Krämpfe einstellte und von dem Lord Byron in Griechenland betroffen wurde, eines Abends, nach einer heftigen Auseinandersetzung mit den Sulioten, an deren Spitze er sich gestellt hatte. Fletscher versichert in einem seiner Briefe, daß der Anfall eine Viertelstunde dauerte. Nachdem der Dichter einige Augenblicke das Bewußtsein verloren hatte, kam er wieder zur Besinnung und rief: „Erkennt mich recht, glaubt nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte, ich fürchte mich nicht!"

Und diese unselige erbliche Belastung, welche selbst die geniale Kraft des Poeten nicht aufzuheben vermochte, setzte sich in der absteigenden Linie fort und vernichtete das Geschlecht schließlich in seinem Neffen Byron Noël, welcher in vollster Jugend mit sechsundzwanzig Jahren starb.

Nach diesen Beispielen dünkt es mich, daß, wenn ich selbst nicht eine ungeheure Reihe von Beweisen für den Wahnsinn des Genies veröffentlicht hätte, dieser Wahnsinn in den Augen aller Unparteiischen gewiß erscheinen müßte.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns.

Anastasius Grün und Gustav Schwab.

Mitgeteilt von

Anton Schlossar.

II.

„Wien d. 21sten Februar 1834.

„Lieber, vielverehrter Freund!

„Beyliegend erhalten Sie wieder einige Schnurpfeifereyen als Beyträge zum nächsten Musenalmanache; ich bitte Sie, ganz nach Ihrem Belieben und Gutdünken davon aufzunehmen oder wegzulaßen, welches Sie wollen. Schreiben Sie mir bey Gelegenheit Ihr aufrichtiges Urtheil darüber. Ich hatte eigentlich ein größeres Gedicht, ‚Fünf Ostern'[1]) betitelt für den Musenalmanach bestimmt; doch schien es mir den Raum, der den einzelnen Mitarbeitern im Musenalmanache zugewiesen ist, bey Weitem zu überschreiten und so habe ich mich entschloßen, obschon es zur Separatausgabe zu klein ist, es einzeln in der

[1]) „Fünf Ostern" enthalten in „Schutt" (Lpzg. 1835). Vgl. Ges. W. II. 315 ff.

Digitized by Google

Weidmann'schen Buchhandlung herauszugeben. Ich hätte es gern Cotta angetragen, doch fürchtete ich ihn für derley Kleinigkeiten nicht geneigt zu finden. Wenn es erscheint, thun Sie mir wohl den Gefallen, mir ein paar Worte darüber mitzutheilen, indem ich, wie Sie wissen, von jeher Ihre Urtheile mit Liebe beherzigte. — Nun noch eine Bitte! Ich denke mit der Zeit, wie Sie wissen, meine Gedichte zu sammeln; die „Blätter der Liebe" dürfen darin nicht ganz fehlen; doch will ich mit der größten Strenge über sie Gericht ergehen lassen und sie so viel als möglich von allen unreinen Schlacken läutern. Ich habe Sie zwar einmal gebeten, mir dabey behülflich zu seyn, allein Ihre schonende Hand hat mir nur auf jene hingewiesen, die der Aufbewahrung werth seyn dürften; nun aber wünschte ich auch, daß sie mir schonungslos jene zeigte, die der Wiederaufnahme unwerth sind. Ich bitte Sie daher, mir das Opfer zu bringen und gedachtes Büchlein noch einmal Stück für Stück durchzugehen, und was sie nach Wißen und Gefühl ausgeschloßen wünschten, mir ohne Erbarmen namhaft zu machen. Ich bitte Sie, noch die Versicherung zu empfangen, daß es mir ein desto größerer Gefallen seyn wird, wenn Sie dabey mit besonderer Strenge zu Werke gehen. — Vielleicht gelingt mir im kommenden Herbste die Erfüllung eines alten Lieblingswunsches, nämlich mein liebes Schwaben wiederzusehen. Wen wir lieben, dem zeigen wir uns gern von Zeit zu Zeit, damit unser Andenken vor seinen Augen nicht allmählich vermodre oder in Luft zerfließe.

„Mit herzlichem Gruß, Kuß und Handschlag

Ihr treuer Freund A. Auersperg."

„Thurn am Hart, 2./IV. 1835.

„Mein lieber, theurer Freund!

„Ein Jahr und vielleicht darüber ist bereits verstrichen, seit ich Ihnen das letzte Lebenszeichen gab. Wie viel hat sich seither wieder verändert, wie viele Hoffnungen und Plane sind zu Grabe gegangen, dafür aber vielleicht auch manche freudige Ueberraschung auferstanden. Ich kann mich im Ganzen nicht beklagen. Meine im September verfloßenen Jahres beabsichtigte Reise nach Stuttgart konnte leider nicht angetreten werden; doch war das Hinderniß, das ihr im Wege stand, andrerseits wieder ein sehr angenehmes Hinderniß, nämlich die Weinlese, welche im vorigen Herbste ungewöhnlich früh und reichhaltig ausfiel, und mich, da das Haupterträgniß meiner Güter sich auf den Weinbau basirt, an das Haus feßelte. Im December, als ich mich schon zu meiner gewöhnlichen Winterreise nach Wien anschicken wollte, kam mir plötzlich der Gedanke, den Winter in Italien zuzubringen; die Ausführung folgte dem Gedanken auf dem Fuße, und so habe ich soeben den italischen Wanderstaub von meinen Sohlen geschüttelt. Ich ging Mitte December von Hause über Venedig, Bologna, Ancona nach Rom, von da nach Neapel und wieder über Rom, Florenz, Mailand zurück. Wie leid that es mir unsren lieben Gustav Pfizer nicht begegnet zu haben, doch habe ich seinen Namen im Gedenkbuche zu

Digitized by Google

Terracina gefunden, und ihm auf italienischem Boden im Geiste recht warm die Hand geschüttelt.

„Der Tod unsres Kaisers,[1]) den ich noch in Italien erfuhr, hat auch mich wirklich tief erschüttert; wenn es Ein patriotisches Band gab, das alle Völker Österreichs vereinigte, so war dieß gewiß die allgemeine Liebe zu seiner Person; man könnte diese Liebe und Pietät den eigentlichen Patriotismus der Österreicher nennen. Es ist natürlich noch zu früh, um richtig beurtheilen zu können, welche sonstige Folgen dieser Todesfall nach sich ziehen mag. Der neue Kaiser ist beliebt und Aller Augen sind hoffnungsvoll auf ihn gerichtet. Ich gehe mit Ende April auf einige Wochen nach Wien, hoffentlich werden Sie mich noch früher mit einigen Zeilen erfreuen, welche Sie wie gewöhnlich über Cilli hieher addreßiren wollen.

Ihr

treuergebener Freund
A. Auersperg."

Die im vorstehenden Briefe erwähnte Reise nach Italien deutet zum erstenmale den Weg an, welchen Auersperg auf seiner ziemlich langen Fahrt eingeschlagen. Daß dieselbe auch für das Aufkeimen neuer poetischer Gedanken von Bedeutung wurde, ist bei dem Streben, das auch diesen hochfliegenden Dichtergeist nach den klassischen Stätten des italischen Südens zog, begreiflich. Eine Zahl neuer Gedichte entstand, welche in dem ersten Bande der Gesammt-Ausgabe leicht ausfindig gemacht werden können und die zu den schönsten, begeistertsten Schöpfungen des Poeten gehören.

„Thurn am Hart, 14. Novbr. 1836.

„Mein innigstgeliebter, verehrter Freund!

„Wie oft, seit ich Abschied von Ihnen genommen, war ich daran, Ihnen zu schreiben, allein immer noch verschob ich es, weil ich meine Zeilen nicht ohne einen Beytrag zum Schillersalbum abgehen laßen wollte, und da begab sich's denn, daß mir durchaus nichts Passendes einfallen wollte, wie mir auch selbst dießmal nichts Gescheidtes eingefallen ist, allein ich gebe nun einmal was ich habe und hoffe daß Freund Reinbeck dieß am Ende doch noch lieber sehen wird als nichts. Das Gedichtlein hat kein anderes Verdienst, als daß es zufällig gerade an Schillers Geburtstage entstanden ist.

„Ich habe in doppelter Hinsicht zu früh von Ihnen in Stuttgart Abschied genommen, denn erstens ist mir Stuttgart an sich und durch seine lieben Bewohner so werth und theuer, und zweytens mußte ich in dem Orte meiner Antipathie, Sie ahnen ich rede von Isarathen, fast 6 Tage über mein Vorhaben, theils wegen Mangel an Gelegenheiten zum Fortkommen, teils wegen der unglückseligen Vorliebe meiner Reisegefährten fest sitzen. Die geistige Atmo-

[1]) Kaiser Franz I. von Oesterreich starb am 2. März 1835.

Digitized by Google

sphäre in Wien sagte mir, nach so langer Entwöhnung so wenig zu, daß ich schon am zweyten Tag nach meiner Ankunft wieder abfuhr, und so sitze ich denn schon seit 5 Wochen hier im Frieden meiner Einsamkeit und habe meine Felder bestellt und meinen Wein eingebracht und danke Gott dafür, daß ich letzteren nicht selbst trinken muß!

„Ich erquicke mich sehr an Rückert's ‚Lehrgedicht', woran ich mit großer Freude und Erbauung schon seit 3 Wochen lese. Ich glaube es ist kein Tadel des Buches, wenn ich sage, daß ich es in Einem auszulesen nicht im Stande wäre, da ich andrerseits zugleich beyfüge, daß es mir auch als Andachtsbuch während der Messe dient, die ich hier jeden Sonntag hören muß, um nicht Scandal zu geben.

„Indem ich Sie bitte, mich Ihrer verehrten Gemahlinn und liebenswürdigen Familie aufs herzlichste zu empfehlen, umarme ich Sie, verehrter und geliebter Freund, im Geiste und bleibe mit herzlichem Gruß, Kuß und Handschlag

Ihr

treuer Freund und vermeintlicher Hebräer

A. Auersperg."

Das Album, dessen Auersperg eingangs dieses Briefes erwähnt, ist das schon selten gewordene: „Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart" (Gedruckt bei Cotta in Stuttgart) 1837. Dieses Buch wurde durch das Schiller-Denkmal-Komite herausgegeben, an dessen Spitze der schon erwähnte Freund Lenaus, Hofrat Reimbeck, stand, welcher zugleich die Redaktion des Albums besorgte. Eine reiche Zahl hervorragender Dichter und Schriftsteller, insbesondere auch aus Oesterreich, waren als Mitarbeiter herangezogen worden. Auersperg hatte dazu das später „Schiller's Standbild" (Ges. W. I. S. 204) überschriebene begeisterte Gedicht beigetragen. Von Gustav Schwab enthält das Buch ein kurzes Gedicht „Schiller und Goethe", welches in der neuesten, vollständigsten Sammlung der Gedichte Schwabs (Leipzig, Reclam 1882) nicht aufgenommen erscheint.

„Thurn am Hart, d. 22sten Aug. 1837.

„Trefflichster, geliebtester, verehrtester Freund!

„Sonderbar trifft es sich wieder, daß ich Ihnen mitten unter Vorbereitungen zur Reise schreibe; denn in einigen Tagen gehe ich nach Wien und von dort vielleicht nach Paris und London; jedenfalls lebe ich der Hoffnung, Sie im Laufe des nächsten Herbstes oder Winters wiederzusehen. Jetzt ist es bald wieder ein volles Jahr, daß ich in Ihrer Gesellschaft so angenehme, mir unvergeßliche Stunden zubrachte.

„Lenau wird Ihnen wohl seinen ganz eigenthümlichen Savonarola vorgelesen haben, ein ganz neues kühnes Unternehmen, Dogmatik in Versen, und doch, was man auch von vornherein über die Aufgabe, die sich der Dichter

Digitized by Google

stellte, denken mag, so wird man doch gewiß, hat man einmal begonnen, sich von dem Gedichte nicht mehr losreißen können, ohne es bis zu Ende zu lesen.

„Meine achtungsvollste Empfehlung Ihrer Frau und herzlichen Gruß Ihnen und sämmtlichen Freunden von

Ihrem

aufrichtigen Freunde
A. Auersperg."

„Thurn am Hart, 12. Juni 1839.

„Innigstverehrter theurer Freund!

„Wenn ich Ihres lieben Briefes Datum ansehe, muß ich reumüthig an meine Brust klopfen und sagen: mea culpa, mea maxima culpa! Freilich ist der Brief mit Buchhändlergelegenheit Monate lang nach Wien gereist, ist dort mehrere Wochen liegen geblieben, aber doch ist er mir, sammt der schönen Beigabe, schon vor geraumer Zeit zugekommen. Nur der gewichtige Entschuldigungsgrund, den ich für mich anzuführen habe, läßt mich dieß so offen gestehen. Ich bin nämlich seit einigen Monaten Bräutigam und natürlich von den dieser Eigenschaft anklebenden Geschäften ganz in Anspruch genommen und da meine Braut 27 Meilen von hier, nämlich in Grätz, wohnt, bin ich fast immer auf der Straße und fast gar nicht an meinem Schreibtische. Diesen plausiblen, nimmermehr wiederkehrenden Entschuldigungsgrund werden Sie freundlich gelten lassen und mir bei meiner bevorstehenden Metamorphose Ihre wohlwollende Theilnahme nicht entziehen. Meine Vermählung, auf gegenseitige Neigung gegründet, gibt mir auch zugleich die Beruhigung, daß Sie mit allen Ansprüchen, welche meine Familie an mich stellen mochte, in Einklang steht, indem meine Braut in jeder Beziehung persona familiae gratissima sein dürfte.

„Am 10ten Juli feire ich meine Vermählung; denken Sie in freundlicher Erinnerung an jenem mir so wichtigen Tage, meiner und des Schrittes, den ich unternehme. [1])

„Poetisch bin ich ganz unthätig; die hiesigen Censurverhältnisse, die Pönalien, mit denen ein Literat bedroht ist, so wie man mich erst kürzlich wegen Umgehung der inländischen Zensur zu 25 Ducaten Strafe verurtheilt hat, und tausenderlei Vexationen, von denen Ihnen auch Niembsch zu erzählen wissen wird, verleiden mir schon lange den Umgang mit den Musen. Gott besser's!

„Mit tausend herzlichen Grüßen und der Bitte, mich Ihrer Frau und allen den Ihrigen zu empfehlen

Ihr

aufrichtiger Freund
A. Auersperg."

---

[1]) Graf Auersperg vermählte sich am 11. Juli 1839 mit Marie Gräfin v. Attems, der Tochter des steiermärkischen Landeshauptmanns Grafen v. Attems.

Digitized by Google

„Thurn am Hart 19. April 840.

„Nach langem Schweigen, mein unvergeßlicher verehrter Freund, ist es wieder die Pflicht der Dankbarkeit, die mir, wie so oft schon, die Feder überreicht um Ihnen ein Lebens- und Liebeszeichen zu senden. Der 3te Band Ihrer „klassischen" Sagen ist mir nach einer langen Fahrt, nicht unähnlich der des Hauptheldn dieses Buchs und beinahe auf derselben Route (durch Phäakien) vor Kurzem zugekommen und hat mir nebst Pfizers neuester Gedichtsammlung in diesen Tagen viel Freude und Genuß verschafft. Sie haben sich in Ihrem Werke eine schöne Aufgabe gestellt und sie meisterhaft gelöst. Mich sollte es sehr wundern, wenn ihm nicht die höchste in unseren Tagen und in diesem Fache erreichbare Popularität zu Lohn werden sollte. Wie compendiös, wie klar und übersichtlich ist da für Alt und Jung zusammengefaßt, was sonst nur ein der alten Sprachen Kundiger in vielen Bänden zusammenlesen mußte! Meine Frau, die mich so überaus glücklich macht, ist nun mit dem ersten Bande beschäftigt und legt ihn nur ungern aus den Händen. Sie entziehen mir durch Ihre feßelnde Darstellung manche, sonst mir allein geweihte schöne Augenblicke, und doch muß ich Ihnen recht von Herzen danken!

„Niembsch ist mir leider zu früh von Wien entwischt um seinen Strich ins Schwabenland zu fliegen. Haben Sie ihn gesehen und hat er Ihnen Fragmente seiner Albigenser gelesen? Empfehlen Sie mich der freundlichen Erinnerung Ihrer Familie und seien Sie in alter unveränderlicher Liebe und Verehrung tausendmal gegrüßt von

Ihrem

treuen Freunde
A. Auersperg."

„Thurn am Hart, 10. Juli 1843.

„Mein innigstverehrter, theurer Freund!

„Durch Vermittlung der Weidmann'schen Buchhandlung erhalten Sie zugleich mit diesem Schreiben mein neuestes Gedicht,[1]) das ich unserm edlen und trefflichen P. Pfizer gewidmet habe. Beurtheilen Sie das Büchlein nicht als das Resultat meines langen Schweigens, sondern, wie es sich gibt, als eine beinah improvisirte heitere Variation über ein heiteres Thema, in dessen Tiefe doch noch etwas Ernst zu finden sein dürfte. Das Ganze ist in wenigen Wochen und in fröhlicher Stimmung im verfloßenen Herbste entstanden; wäre es mir nur gelungen, etwas von dem Sonnenschein jener Tage im Gedichte festzuhalten!

„Sie haben es wohl auch mit angesehen, wie ein kleines, leichtsinnig in die Welt geschleudertes Zeitungsnotizlein eine Lavine von Unsinn, den man über mich in Prosa und Versen gefabelt, geboren hat. Endlich und schließlich gleicht sich Alles wieder aus, denn schmähte man jetzt über Gebühr, so hat man früher über Verdienst gepriesen; man kann aus einem Heere nicht desertiren, bei dem

[1]) Es sind die: „Nibelungen im Frack" (1843).

Digitized by Google

man nie angeworben war, und gehören jene Maraudeurs und Troßbuben wirklich in das Heer der Freiheit, wenn sie nur diesen heiligen Namen aus ihren weingrünen Kehlen herausbrüllen, dann haben wir wahrlich wunderliche Kampfgenossen. Wer seine Gesinnung nicht als Livrei angezogen, wird sie auch nicht wechseln wie einen abgetragenen Rock.

„Es war eine Zeit des Schweigens über mich gekommen, im Leben wie in der Poesie, immer aber, obschon ich Ihnen dafür keinen schriftlichen Beweis gegeben, habe ich mit wärmsten und innigsten Antheil Sie und die Ihrigen im Auge behalten. Ihre Geschicke habe ich mit Ihnen durchlebt und darum glaube ich auch Ihrer freundlichen Theilnahme in meinem Leben sicher zu sein. Mit innigster Verehrung, Anhänglichkeit und Treue

Ihr

aufrichtigergebener Freund
A. Auersperg."

Sieben Jahre nach Erhalt dieses letzten Schreibens schied der edle schwäbische Dichter und treffliche Mensch Gustav Schwab am 4. Novbr. 1850 aus dem Leben. Graf Auersperg hat ihm stets bis zu seinem eigenen Tode ein treues und dankbares Andenken bewahrt.

Aber für den Dichter Anastasius Grün war schon vor 1850 die eigentliche poetische Thätigkeit abgeschlossen. Es gab nun ernste, wichtige Fragen zu lösen. Es tritt der Politiker Anton Alexander Graf Auersperg auf den Plan, umgeben von der poetischen Gloriole weist er auch die glänzende Begabung des Staatsmannes in späterer Zeit auf und erscheint als ein hochbedeutender Förderer des freiheitlichen Lebens in dem nachmärzlichen Oesterreich. Auch aus der Zeit von 1848 an liegt uns eine stattliche Reihe von Briefen an eine dem Grafen befreundete Persönlichkeit vor, welche wir in Kürze diesen der eigentlichen Dichterperiode entstammenden Schreiben folgen lassen. Sie werden reiche Blicke in die politische Gedankensphäre des geistvollen Mannes gewähren.

Literarische Revue.

Von

zur Megede.

Daudet: „Die kleine Kirche". Abel Hermant: „Nathalie Madoré". Paul Hervieu: „Im eigenen Licht". Paul Heyse: „Ueber allen Gipfeln". Björnson: „Neue Erzählungen". Isolde Kurz: „Italienische Erzählungen". Karl von Vincenti: „Aus goldenen Wandertagen". Julius Gall: „Nausikaa". Gertrud Franke-Schievelbein: „Kunst und Gunst". Heinrich Mann: „In einer Familie".

In der wirklichen Lesewelt ist das Erscheinen eines „Daudet" allemal ein Ereignis!

Was der Meister des Stiles, der konzentrirten Schilderung und der feinsten Lebensbeobachtung uns neuerlich bietet, trägt den eigentümlichen Titel: „Die kleine Kirche", in

Digitized by Google

deutscher Uebersetzung kürzlich erschienen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1896. Es ist ein Ehebruchsroman, der in Vergebung, Versöhnung und Glück ausklingt, obwohl nur die Frau der zweifellos schuldige Teil ist. Dies Wunder aber hat die „kleine Kirche" gethan, jene „kleine Kirche", die ein Sonderling am Rande der staubigen Landstraße, mitten im Lärm und Getriebe eines verkehrsreichen Dorfes erbaute, zum Andenken an eine Gattin, die ihn verriet und verließ und die er dennoch in sein Haus und an sein Herz zurücknahm, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihr Fehltritt eben so sehr seinen eigenen Mängeln und Unterlassungssünden als ihrem Temperamente entstammte! Und in dieser „kleinen Kirche" beugt auch die selbstherrliche, tyrannische, bisher nur allzu nüchtern gesinnte Schwiegermutter der schönen Lydie Fénigan ihren Stolz bis auf den Grund, wirft ihn gleichsam wie ein abgetragenes Kleid von sich. Richard, ihr Sohn, der ihre egoistische Liebe bisher mit vollkommener Unterwerfung gelohnt hat, sehnt sich nach der angebeteten Frau, die ihm einen andern vorzog. Grausam wirft er alle Schuld auf die alte Dame, und diese faßt den Entschluß, ihm selbst die Verlorene und inzwischen auch schon wieder Verlassene zurückzuführen.

Monsieur Richard ist ein großes Kind trotz seiner fünfunddreißig Jahre! Unerfahren, weltfremd, schüchtern, hat er Lydie weder zu verstehen, noch zu fesseln, noch zu hüten gewußt. Diese, ein Findelkind, das an seine aristokratische Abkunft glaubt, während es thatsächlich an die Schwelle des Waisenhauses aus einem Zigeunerwagen geworfen wurde, hat einen leidenschaftlichen, romantischen, abenteuerdurstigen Sinn. In den acht Jahren ihrer Ehe sehnt sie sich vergeblich nach den Freuden des Lebens, nach den Genüssen der großen Welt, von denen nur ein einziger Besuch in Paris ihr die Probe gegeben hat. Und Paris ist nur eine Stunde Eisenbahnfahrt vom Schlosse Uzelles entfernt!

Die Huldigungen des Herzog-Generals, eines körperlich gebrochenen Greises von siebenundvierzig Jahren, entrüsten und erregen die junge Frau gleichzeitig. Sie ebnen die Bahn für die Verführungskünste des Sohnes, eines siebenzehnjährigen Menschen, ohne Streben, ohne Herz, ohne Feuer und ohne Jugend, eines Sohnes, den der eifersüchtige Vater mit derselben schauerlichen Objektivität erkennt und beurteilt wie dieser ihn. Charlexis, Prinz von Olmütz, gleicht einem fast ausgebrannten Krater; er besitzt einen scharfen Geist, eine eiskalte Sinnlichkeit und eine wahrhaft dämonische Gewalt über Weiberherzen. Er hat die „cavata", heißt es von ihm, und damit ist jener wundersame Cellostrich gemeint, der nicht nur diesem Instrument, sondern auch den Nerven der Hörer jeden beliebigen Gefühlston zu entlocken vermag.

Für die Gestalt dieses entarteten Knaben, dieses Wüstlings auf der Schulbank hat Daudet seine volle Kraft eingesetzt, und sie ist ihm gelungen – entsetzlich gelungen. In den Tagebuchblättern an einen philosophischen Freund gibt der Prinz sich selbst und seine Auffassung vom Leben. Der Hauch eines feinen und schrecklichen Giftes scheint davon auszugehen, und das einzige Mildernde ist die schon fast erstickte Sehnsucht nach „der Flamme, die nicht mehr in den Augen unserer Generation aufsprüht!" Denn: „Wir erglühen ebenso wenig für die Liebe, wie für das Vaterland!" und „ob wir nun nichts wissen wie ich, oder gelehrt sind wie Sie, wir leiden alle an Langeweile und Erschöpfung. Wir sind besiegt noch vor der Schlacht, wir sind alle Anarchistenseelen, denen der Mut der Geste gefehlt hat..."

Doch auch alle anderen Personen, Charaktere und Situationen sind gezeichnet, wie nur ein wirklicher Künstler zu zeichnen vermag. Hier mit breitem Pinsel, dort mit drei scharfen, kühnen Strichen, doch immer greifbar, immer wahr und immer interessant. Während wir lesen, glauben und verstehen wir alles: die Frau, die sich in den Delirien, die einem Selbstmordversuch der Verlassenen folgen, nur noch an ihren Mann und das verlorene, stille Glück erinnert, die Schwiegermutter, die am Lager der Todkranken alle ihre edlen Vorsätze neu befestigt, den Sohn, der nach der endlichen Wiedervereinigung mit seiner Gattin, trotz aller Anstrengungen, den Qualen einer wütenden Eifersucht auf das Vergangene verfällt. Wir verstehen auch die Wandlung, die sich vollzieht, als Richard Fenigan bei der Rückkehr von einer weiten, fluchtähnlichen Reise seinen Todfeind ermordet findet,

Digitized by Google

als er den Verdacht der Thäterschaft auf sich ruhen läßt, weil er die Gattin retten will, die er für die Rächerin ihrer Ehre hält! Da bekennt am Ende ein alter Wildhüter, der seine leichtsinnige Schwiegertochter bewacht, die Wahrheit, das Ehepaar findet sich in der unerwarteten Freude des Wiedersehens ganz und für immer, und auch Richard betritt demütig „die kleine Kirche", deren Evangelium eigentlich, wie der Besitzer sagt, mit den drei Worten über ihrem Giebel stehen sollte: Mitleid, Barmherzigkeit, Vergebung!

Freilich, nachdem er das Buch aus der Hand gelegt hat, werden dem Leser Zweifel kommen, ob es in der That wünschenswert sein möchte, wenn die Heilslehre der kleinen Kirche sich zu einer allgemeinen erhöbe! Dem deutschen Gewissen ist der Ehebruch eben noch immer etwas Ungewöhnliches, Unerhörtes und eigentlich Unsühnbares! Und es ist gut, daß dem so ist!

Gleichfalls soeben in deutscher Uebersetzung erschienen (Albert Langen, Paris und Leipzig 1895) ist „Nathalie Madoré" von Abel Hermant, ein demi monde-Roman, den man anfangs beiseite zu werfen geneigt ist, und den man doch voll Interesse und Teilnahme bis zum Ende liest. Denn neben einer Anzahl ebenso häßlicher wie zweckloser Details, mit denen der Verfasser offenbar seinen Ruhm eines vollkommenen Naturalisten sichern will, — er würde ihm auch sonst bleiben! — bietet das Buch eine Fülle fein gearbeiteter Bilder, die wahr, klar und rührend die äußeren und inneren Schicksale einer kleinen Nähmamsell schildert, die sich an der brutalen Sinnlichkeit eines geliebten Mannes genügen lassen muß, während sie an der Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit hinsiecht und zu Grunde geht.

Im Gegensatz zu den „kleinen Leuten", bei denen Abel Hermant so ganz zu Hause ist, führt uns Paul Hervieu in die große Welt, in jene Welt, où l'on s'amuse und zeigt uns, welcher Abgrund von Gemeinheit und Sittenlosigkeit oft von tadellosen Manieren, eleganten Kleidern und klingenden Namen überdeckt wird. In der ganzen Gesellschaft, die auf Schloß Pontarmé versammelt ist, und in deren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft uns der Verfasser einen tiefen Blick thun läßt, indem er das Briefgeheimnis lüftet, findet sich kein einziger anständiger und kein einziger sympathischer Mensch. Denn die beiden Personen, die allenfalls noch unser Mitgefühl erregen könnten, begehen nicht nur Handlungen, die sie mit dem ungedruckten Strafgesetzbuch der Moral ebenso sehr in Konflikt bringen wie mit dem Staatsanwalt, nein, sie schreiben auch darüber mit einer wahrhaft cynischen Offenherzigkeit an dritte Personen. Paul Hervieu erweist sich in „Im eigenen Licht" (Albert Langen, Paris und Leipzig 1895) als ein scharfer Beobachter und gleichgiltiger Beurteiler. Aber so kühl-geistreich auch die Mehrzahl der Scenen geschildert ist, in einer schwingt er sich doch zu einer wahrhaft dramatischen Höhe auf, und das ist der Brief, in dem der ertappte Falschspieler Mr. Le Hinglé seiner Geliebten Madame de Tremeux von seiner Zusammenkunft mit dem Briefdiebe Baron Munstein und seinem eigenen Entschluß, zu sterben, Kenntnis gibt. Hervieu macht auch hier nicht viel Worte, aber er versteht es, Liebe, Gesunkenheit und Todesmut zu einer geradezu verblüffenden Wirkung zu einen!

Da bieten uns zwei wirkliche Dichter denn doch andere Gaben, Gaben, die uns das Herz warm und den Kopf klar machen, und die wir mit einem Gefühl freudiger, nicht widerwilliger Bewunderung aus den Händen legen.

Der neueste Heysesche Roman „Ueber allen Gipfeln!" (Verlag von B. Herz, Besserische Buchhandlung, Berlin 1895) zeichnet sich in Bezug auf die Komposition durch klassische Einfachheit, in Bezug auf die Charakteristik der Personen durch kristallene Klarheit und, was Sprache und Schilderung anbetrifft, durch die leuchtendsten Lebensfarben aus. Es ist ein junger, geistreicher und sehr verführerischer Diplomat, der nach jahrelangen Weltfahrten in die Heimat zurückkehrt, um eine junge Malerin aufzusuchen, die er immer geliebt hat und von der er sich trennte, ohne seinen Gefühlen Worte gegeben zu haben, zum Teil aus Laune, zum Teil aus wirklichen und eingebildeten Rücksichten. Und als er ihr nun gegenüber steht, ihr, die ihn nicht vergessen, die all die langen Jahre auf ihn gewartet hat, da vermag er wieder den rechten Ton und den rechten Ausdruck nicht zu finden, und die beiden Menschen,

Digitized by Google

die sich einander nähern wollen, bauen abermals einen hohen Damm von verletztem Stolz und verletzter Eitelkeit zwischen sich auf. Madeleine verlobt sich mit einem Gartendirektor und Naturforscher, den ihre Freundin, die Exsängerin Bethy, verächtlich einen vertrockneten Herbariumsmenschen nennt, während Erk von Friesen beinahe in die Ehefesseln einer kleinen, koketten, überständigen Ministertochter gerät und nur durch ein glücklich-unglückliches Zusammentreffen davor bewahrt wird, den Fürsten, seinen edlen Landesherrn, zu hintergehen und die schöne, leidenschaftliche und unbefriedigte Fürstin und sich selbst sehr elend zu machen. Die reizend schwäbelnde, sehr naive und sehr liebenswürdige Exsängerin, sowie Erks Freund, der Dorfschullehrer Hans Wolfert, nehmen schließlich das Geschick des Liebespaares ein wenig in ihre treuen und diskreten Hände, und die Geschichte endet, erfreulicher als die Mehrzahl früherer Heyseschen Romane und Novellen, mit einer Heirat und einer Verlobung.

Während Heyse seine Gestalten samt ihren Irrungen, Leiden und Thaten in das hellste Mittagslicht rückt, sind die „Neuen Erzählungen Björnsons" (Verlag von Albert Langen, Leipzig und Paris 1895), in ein gewisses, gleichsam nordisches Helldunkel getaucht. Es sind fünf Novellen, die wie alle Werke des berühmten Skandinaviers durch Eigenart des Vorwurfes, durch seelische Vertiefung und einen wundersamen poetischen Schmelz überraschen und bezaubern. Von besonderem Wert erscheint die erste Erzählung „Staub", in der sich Björnson gegen das weichliche Phantasieleben frommer, in erster Linie weiblicher Naturen wendet, die über dem Aufblick zur Güte des Schöpfers und zu den Freuden des Jenseits den Maßstab und die Rücksicht auf die wirkliche Welt und ihre Bewohner verlieren. Und doch preist eine andere Erzählung „Ein Tag" gerade die veredelnde und erhebende Macht der Phantasie in anderer Beziehung. Sind es doch die Träume allein, welche die „kleine Ella mit dem Zopf" Hoffnung, Ertragen und Freudigkeit gelehrt haben, und die selbst, als sie an „einem Tage" in häßlicher Wirklichkeit und bitterer Enttäuschung zerflattern, ihr Herz immer noch mit Dankbarkeit und neuem Mut zu erfüllen vermögen. In „Absaloms Heer!" der weit ausgesponnenen und fein ausgearbeiteten Schlußnovelle, erfahren wir die Geschichte eines Mannes, der, aus einer höchst unglücklichen Ehe stammend, das Doppelerbe seiner Eltern antritt, und sich selbst, sowie diese Eltern nach grausamen Erfahrungen als zu jenen Wesen gehörig erkennt, „die größere Aufgaben haben als andere und die doch niemals etwas erreichen, weil sie nicht wie die anderen auf der geraden Landstraße direkt zum Hause ihres Glückes fahren, sondern sich fort von der Landstraße und hinein in den Wald trollen," um wie einst Absalom an ihren Haaren hängen zu bleiben; doch Raphael Knees bleibt nicht hängen, er rettet sich an den einzigen Zufluchtsort, der ihm geblieben ist, in die Arme seiner Mutter, die viel an ihm gefehlt hat und die nun endlich weich, warm und verständnisvoll, endlich in Wahrheit seine Mutter geworden ist!

Mit männlich-kräftiger Feder und großer Lebenstreue zeichnet Isolde Kurz uns in ihren „Italienischen Erzählungen" (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung) allerhand Bilder aus dem sonnigen Lande. Und in jedem einzigen beweist die Verfasserin, daß sie zu den echten Talenten gehört. Charakteristik, Stimmung, Sprache, alles nötigt uns eine entschiedene Bewunderung ab, und wenn auch einige der Novellen, wie „Pansa", das „Mittagsgespenst" und „Die Glücksnummern" von überragendem Werte sind, so reihen sich auch die anderen dem Besten an, was in jüngster Zeit auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Noch tiefer in die Sonne hinein bis zu den Pyramiden und durch den Sand der Wüste führt Karl von Vincenti seine Leser, um ihnen „Aus goldenen Wandertagen" (E. Piersons Verlag, Dresden, Leipzig und Wien 1895) „Erlebtes und Fabulirtes" mitzuteilen. Es sind zum Teil mit anmutigem Humor durchtränkte, sehr hübsch geschriebene Erzählungen, die sich namentlich durch eine besondere Farbenpracht der Schilderung auszeichnen.

Von malerischer Anschaulichkeit und von Anfang bis zu Ende so reinlich behandelt, daß man ihn ohne Zögern jeder höheren Tochter in die Hand geben kann, ist der Name „Nausikaa", von Julius Gall (nach neunjähriger Ruhe in zweiter Auflage im Verlag

Digitized by Google

„Gegen den Strom", Leipzig, erschienen). Sein Verfasser hätte wirklich nicht nötig gehabt, sich in längerer Vorrede gegen den Naturalismus als ein „unseliges Geschwür" im Leibe der Dichtung zu ereifern, sein hübsches und gemütvolles Buch würde auch so ein glaubwürdiges Zeugnis für seine Richtung abgelegt haben. Da es aber nicht jedes Dichters Sache ist, sich mit so fernabliegenden Dingen wie die Schicksale der lieblichen griechischen Fürstentochter zu beschäftigen, und weil das moderne Leben auch moderner Mittel bedarf, um treffend in Bild und Schrift wiedergegeben zu werden, so wird ein abgeklärter und nicht in Geschmacklosigkeit und Widerlichkeit sich gefallender „Naturalismus" seinen Wert nach wie vor behalten.

Von Gertrud Franke-Schievelbeins Roman „Kunst und Gunst" (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 1895) läßt sich überdies nicht sagen, daß er selbst in diesem milderen Sinne „naturalistisch" sei. Aber es liegt doch eine warme Wirklichkeit und eine stille Poesie über der Geschichte des Bildhauers Peter Castelli, und das besonders, wo es sich um seine Jugend, die Gestalt seiner Mutter und des blinden Martels, der kleinen Pfarrerstochter, handelt. Später, wo sie uns die Heirat Pietros mit der schönen, verwöhnten ehr- und genußsüchtigen Tochter seines Meisters, den Verrat an sich selbst und seinen künstlerischen Idealen gibt, hätte die Verfasserin sogar etwas mehr „Naturalismus", etwas mehr Grundstrich zum wenigsten in Anwendung bringen sollen. Interesse und Freude an ihrem Werk erwachen ganz erst wieder den Schlußkapiteln gegenüber, die uns Pietros Bruch mit seiner ungetreuen Gattin, die Rückkehr zur Natur und Wahrheit und zur Jugendgespielin aus dem Pfarrhause, in überzeugender und rührender Weise veranschaulichen.

Daß er sich scheue, ein ganz „Moderner" zu sein, kann man Heinrich Mann keineswegs nachsagen. Sein „In einer Familie" (soeben in zweiter Auflage, München, Karl Rupprechts Verlag, herausgekommen), ist Paul Bourget gewidmet. Doch auch ohne diesen Fingerzeig würde sich dem Beurteiler der Vergleich mit dem großen Analytiker des menschlichen Herzens und der menschlichen Beweggründe aufdrängen. Nur häufen sich bei Mann die geistreichen Erklärungen fast bis zur Verwirrung, und die vier Personen, die er uns in einem dicken Bande in fast immer gleichen Situationen vorführt, sind im Grunde weder sehr interessant noch sehr sympathisch. So wenig man im Anfang sich für die Wahl des jungen Wellcamp zu erwärmen vermag, so wenig begreift man später auch die Herzensverirrung, die ihn zu einem Ehebruch mit der zweiten Frau seines Schwiegervaters treibt. Denn diese Frau selbst ist ein überaus kompliziertes, unseliges und durchaus nicht liebenswertes Geschöpf, das man ohne sonderliches Mitleid — halb mit Absicht, halb durch Zufall! — aus diesem Leben scheiden sieht, um den Platz wieder ganz für die legitime Gattin freizugeben, die in ihrer etwas kalten Seelengröße und moralischen Ueberlegenheit, unter der aber doch eine reiche Liebesfülle schlummert, den Mann bereits wieder zurückerobert hat!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

Japanische Sprichwörter.

In dem Reiche der aufgehenden Sonne, im Lande des Chrysanthemum, im blumen- und blütenreichen Japan ist auch die Sprache reich an bunten Blättern und Blüten, zu deren anmutigsten sicher die Sprichwörter zählen. Diese müssen unser Interesse schon deshalb

Digitized by Google

erwecken, weil sie eine nahe Verwandtschaft, ja manchmal den gleichen Wortlaut mit den deutschen haben und wie sie von ernsten Lebensregeln und heiteren Redensarten kaum zu trennen sind. Alle Wechselfälle des menschlichen Lebens, Freud und Leid, Leben und Sterben spiegeln sich in den Sprichwörtern des Japaners, sie begleiten ihn von der Wiege bis zum Grabe.

„Eines ist der Anfang aller Dinge", können wir mit dem Japaner beginnen, der schon dem Erscheinen eines neuen Weltbürgers den guten Rat vorangehen läßt: „Die Windeln besorge, bevor das Kind geboren ist". Kaum, daß dies geschehen, heißt es: „Das Kind des Kriegers erwacht beim Klirren des Schwertes, das des Kaufmanns beim Rasseln des Rechenbrettes, das des Bettlers beim Klange des Almosentellers".

„Liebe zu den Kindern macht manchen stumm", soll uns lehren, daß Eltern sich alles, selbst die Sprache versagen — für die japanische Frau ein großes Opfer — wenn es dem Kinde nützen kann. Kindliche Thorheit wird entschuldigt: „Das Kind kennt nicht das Herz der Eltern"; den Altklugen gilt: „Es gibt Greise von drei Jahren und Kinder von hundert Jahren", den Leichtsinnigen die Mahnung: „Wenn man die Pflicht gegen die Eltern erfüllen will, sind sie nicht mehr am Leben".

In Japan wird sehr früh geheiratet, und so tritt auch im Sprichwort bald die Frau an die Stelle des Kindes, die Liebe zum andern Geschlecht an die Stelle der Kindesliebe: „Die Liebe liegt außerhalb der Ueberlegung", also die Liebe ist blind, dort wie bei uns. Daß es den Mädchen sehr ernst mit dem Heiraten ist, zeigt der Spruch: „Mann ist Mann, und wenn er aus Stroh wäre!", und ebenso bei den Männern: „Für das Auge des Liebhabers sind selbst Pockennarben Lachgrübchen". Die Eltern beklagen den Verlust der Tochter: „Sobald die Braut den Namen des Mannes annimmt, wird sie den Eltern fremd". Bald heißt es gar: „Schwiegertochter und Schwiegermutter sind wie Affe und Hund", und auch dem Manne wird geraten: „Vertraue deiner Frau kein Geheimnis an, wenn sie dir auch schon sieben Kinder geboren hat". Der Schwatzhaftigkeit, durch die so leicht „jemand auf den Weg des Verdrusses geführt wird" (in Verlegenheit gebracht), gelten mehrere Sprüche; manche japanische Dame wird beim Theeklatsch ungeduldig, weil sie schweigen muß, „bis die andere ihren Eimer geleert (sich ausgesprochen) hat." „Die Zunge geht wie ein Mühlrad", ganz wie bei uns, und „eine Lästerzunge trennt Verwandte schneller als das Schwert ein Haupt vom Rumpfe", was im Lande des Hara-Kiri viel sagen will. Da geschieht es oft, daß die eine „eine schwache Zunge hat" (kein Geheimnis bewahren kann), während die andere „ihre Zunge nicht finden kann" (stumm vor Schreck ist). Schmerz äußert sich heftig bei den Frauen durch „Weinen, als ob die Augen zerschmelzen wollten". Eifersucht ist man gewöhnt: „Eine Frau, die nicht eifersüchtig ist, ist wie ein Ball, der nicht springt".

Im Sprichworte: „Der eigene Buddha ist prächtig", dient die Gottheit gar unserem profanen: Jedem Narren gefällt seine Kappe. Die Priester dürfen sich viel erlauben: „so lange ein Priester das Gesicht eines Heiligen hat, kann er am Leibe aufgeblasen sein wie eine Kröte". Diese angedeutete Folge des Wohllebens der Priester findet weiteren Ausdruck: „Im Schatten des Tempels wird alles fett", etwas derber, als wenn wir sagen, daß es unter dem Krummstab gut wohnen sei.

Neben diesem regiert auch in Japan das Schwert: „Ein kostbares Schwert gibt man dem vorzüglichen Krieger, Schminke und Puder der Schönen". „Unter einem tapferen General dient kein feiger Soldat", keiner, „der Wind essen (davonlaufen) wird". Der Verhöhnung des Feigen gelten noch viele Sprüche: „Er zittert wie jemand, der auf dünnem Eise geht". Darum ist auch sein Ende ein trauriges, „es wurde Fischfutter aus ihm gemacht".

Der Tapfere wird gefeiert; ihm gilt der Rat: „Erst binde die sechs Teile der Rüstung fest, und dann gehe aufs Schlachtfeld"; er eilt dann „wie ein fliegender Pfeil", um dort „Blut mit Blut abzuwaschen", oder dem Gegner „Luft durch den Leib wehen zu lassen" (ihn zu durchbohren); gar mancher „wechselt dort die Welt". Für den „Ueberlebenden heißt es:

Digitized by Google

„Nach dem Siege muß man den Helm festbinden“ (nicht sorglos sein), und von altjapanischen Gegnern der stehenden Heere stammt wohl der Spruch: „Man nährt den Krieger tausend Tage und braucht ihn einen Morgen“.

Wenn beim Japaner von Ernährung die Rede, darf man den Sake (Reisbranntwein) nicht vergessen; er spielt eine Rolle, die an den fröhlichen Zecherhumor Mirza Schaffys erinnert: „Der Sake ist die erste von hundert Arzneien“. Wie uns der Appetit beim Essen kommt, so geht es dem Japaner beim Trinken: „Nach der ersten Schale empfindet man Durst“. Und daß auch im Reiswein Wahrheit ist, sagt der Spruch: „Wer viel trinkt, zeigt seinen wahren Charakter“. Was sonst noch der Weingenuß bewirkt, lehrt der weise Satz: „Bei der ersten Schale trinkt der Mensch den Sake, bei der zweiten Schale der Sake den Sake, bei der dritten trinkt der Sake den Menschen“ (überwältigt ihn).

Der starke Weingenuß ist wohl nur bei den Reichen verbreitet, ihnen und dem Reichtum überhaupt gilt manch wahrer Satz: „Geld ruft Geld“. „Der Reiche und die Aschenschale werden um so schmutziger, je mehr sich anhäuft“. Doch auch die Armut weiß sich zu trösten: trifft sie den Edelmann (Samurai), so heißt es: „Wenn der Samurai auch nichts zu essen hat, so bedient er sich wenigstens eines langen Zahnstochers“ (stolz lieb ich den Spanier): bei den unteren Ständen: „Selbst wenn man auf tausend Matten liegt, braucht man zum Schlafen doch nur eine“, und die Aeußerung des Resignirten: „Auch bei tausendmal tausend Reiskörnern kann man nicht mehr, als sich satt essen“, erinnert an den Branntweintrunkenen bei uns, der lallend meint, daß selbst Rothschild keinen größeren Rausch haben könne als er.

Den Gegensatz zu solcher Philosophie bildet der Ehrgeiz, der vielen eigen. „Sie wollen den Berg der Juwelen ersteigen“, während ein anderer „seine Leiter an die Wolken lehnt“. Natürlich wird der übertrieben Eitle lächerlich gemacht, „ein Bettler, der von seinen Ahnen spricht“. Dabei fehlt es nicht an Warnungen für den übereifrigen Streber: „Wenn der Fußboden zu sehr erhöht wird; wird die Decke zu niedrig.“ Aehnlich klingen die Mahnungen an Optimisten. „Wenn man eine grüne Brille trägt, so ist alles grün“. „Auch den seichten Fluß überschreite, als ob er tief wäre“, und: „Vom Erzählten glaube nur die Hälfte“.

Das hiermit angedeutete Mißtrauen, eine hervortretende Eigenschaft der Japaner, findet noch weiteren Ausdruck: „Hundertmal hören ist nicht so gut, wie einmal sehen“, und „statt zehnmal zu lesen, schreibe lieber einmal ab“. In Japan haben nicht nur die Wände Ohren, sondern „die Thüren haben Augen“, und „ein Zuschauer hat acht Augen“. Zur Vorsicht mahnt auch: „Nicht durch Fragen, sondern durch Sagen (Erzählen) kommt man in Ungelegenheiten“. Darauf folgt der Rat: „Ueber dich selbst frage andere.“ „Nimm dich vor dem Tau in acht, bevor du naß bist“, bedeutet so viel wie, erst wäg's, dann wag's, und die Erinnerung: „Wenn auch der Dieb ruht, der Wächter darf nicht ruhen“, soll vor materiellem Schaden bewahren.

Vorsicht wendet der Japaner auch auf sein leibliches Wohl an, denn „Gesundheit ist Geld“ und „Arznei kostet das Neunfache“ (vom gewöhnlichen Leben), aber „die Menschen sind Gefäße der Krankheiten“. Da soll dann der Arzt helfen, denn „der Arzt heilt den Kranken, der nicht stirbt“ (in diesem Falle nämlich wird das Verdienst dem Arzte zugeschrieben), da kann er sich dann „in den Aermel lachen“ (ins Fäustchen). Freilich muß man einen solchen besitzen, denn „den Aermel, den man nicht hat, kann man nicht schütteln,“ oder, wie wir sagen, wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren.

Zwar gibt es auch in Japan manchmal die verkehrte Welt: „Wenn der Stein schwimmt, geht das Baumblatt unter“, aber verlangen soll man das Unmögliche nicht. „Von der Nonne einen Kamm fordern“, sind diese ja doch in Japan kahl geschoren. Auch soll man nicht zu viel anstreben, denn „wer zwei Hasen zugleich jagt, fängt keinen“, und für den Uebereifrigen gilt: „Der allzu gierige Falke zerreißt sich die Fänge“ (Allzu scharf macht schartig).

Mit Ausdauer und Geschick aber kommt man zum Ziel, „selbst das runde Ei wird durch Beschneiden viereckig“, und „Was um einen Zoll länger wird, wird auch um einen

Digitized by Google

Fuß länger", man muß nur die Geduld nicht verlieren. Es heißt aber auch zur rechten Zeit zugreifen, „denn die günstige Gelegenheit ist schwer zu bekommen, leicht zu versäumen", nicht zur Unzeit, sonst sagt der Japaner ganz höflich: „Was du sagen willst, sage morgen", besonders, wenn er eine lästige Bitte, um Geld zum Beispiel, voraussetzt.

Daß auch in Japan kleinen Ursachen große Wirkungen zugeschrieben werden, lehrt uns: „Der Ruderzapfen, mittelst dessen das große Schiff gesteuert wird (um den sich das Steuerruder dreht), ist nicht einmal einen Fuß lang"; und kommen gar die Damen ins Spiel, so heißt es: „Ein Haar einer Frau zieht stärker als ein Paar Ochsen". Unseren Damen, besonders den Hausfrauen, mag es ein Trost sein, daß auch dort im fernen Osten Dienstbotenkalamitäten an der Tagesordnung sind: „Bei Scheren und Dienstboten kommt es darauf an, wie man sie behandelt". Den Müttern aber wird sympathisch klingen: „Für eine Tochter acht Schwiegersöhne": embarras de richesse! In diesem Falle denkt wohl jede Mutter: „Der Mensch entspricht nicht immer seiner äußeren Erscheinung" (trau, schau, wem), und ist vorsichtig, sonst täuscht sie „ein Dummkopf auf einem vorzüglichen Pferde". Kommt aber der Rechte, so heißt es zuzugreifen denn „wenn man heißes Wasser zu lange ablehnt, wird es kalt", was übrigens auch die Folgen übertriebener Höflichkeit andeuten soll. Diese läßt aber manchmal nach. „Statt Verse zu bauen, baue lieber das Feld", ist für Dichter boshaft, aber doch nicht so derb, als unser: Schuster, bleib bei deinem Leisten.

Schärfer lautet schon: „Statt dein Oberkleid zu färben, färbe lieber dein Herz"; oder: „Wenn der Verrückte rennt, läuft auch der Nichtverrückte" (ein Narr macht zehn). Manche Auslassung trifft bestimmte Stände: „Wenn etwas in die Hände des Malers oder Advokaten kommt, wird aus Weiß sofort Schwarz".

Unsere Schildbürger haben natürlich auch in Japan ihre Pendants, und wenn jene ein Haus bauen und die Thüre vergessen, so sagen diese: „Einen Buddha (Götzenbild) machen und ihm keine Augen geben"; oder: „Wenn man sagt Meißel, bringt er den Hammer". Wer so ungeschickt ist, „vertauscht das Pferd mit dem Ochsen" (kommt vom Pferd auf den Esel). Auch der Hund spielt eine Rolle, denn von jemand, der „verloren" herumschleicht, sagt man „Herumwandern wie der Hund im Trauerhause"; wenn aber „vor der Hausthüre ein magerer Hund liegt", dann ist drinnen nichts Gutes zu erwarten, und man geht lieber vorbei.

Aus dem Tierreiche sind noch die Sprüche: „Einem bösen Falken gib Futter" (schaffe dir einen Feind vom Leibe, wenn du es mit geringen Mitteln thun kannst), „wenn die Gans auffliegt, fliegt auch die Taube auf", es folgt der Schwache dem Beispiele des Starken. „Wenn die Kuh Wasser trinkt, macht sie daraus Milch, wenn die Schlange Wasser trinkt, macht sie daraus Gift"; oder, wie der Lateiner sagt: Si duo faciunt idem, non est idem.

Es fehlt auch nicht an ernsten Lebensregeln: „Gestern ist das Einst von Heute"; „Der Lauf des Wassers und die Zukunft des Menschen sind ungewiß". Während wir singen: Ach, wie veränderlich sind Frauenherzen! sagt der Japaner: „Das Herz des Mannes und der Himmel im Herbst sind beide veränderlich". Dazu paßt dann: „Ob man das Leben weinend oder lachend vollbringt, es ist nur ein Leben", wofür wir weniger sentimental und viel kürzer sagen: Man lebt nur einmal! Hierher gehört auch: „Auf das Glück warten ist dasselbe, wie auf den Tod warten", und die rasche Vergänglichkeit aller Menschenwerke schildert der Spruch: „Auch an tausend Tagen geschnittenes Gras (Heu) verbrennt an einem Morgen". Anstatt stumm wie das Grab, sagt der Japaner: „Der Tote hat keinen Mund".

Den Agrariern wird der Spruch gefallen: „Der Atem des Landmanns steigt bis zum Himmel", es bedeutet, daß man den Bauern nicht verachten soll, denn er steht unter dem Schutze des Himmels, und der ist wohl wirksamer als jeder Schutzzoll.

Dem praktischen Leben gilt der Grundsatz: „Kredit ist ein unsicheres Vermögen", und der gute Rat: „Was du verkaufen willst, schmücke mit Blumen". Unpraktisch ist es dagegen, „Brokat in dunkler Nacht zu tragen". Eine heimtückische Praktik ist es, „eine Nadel in Watte zu wickeln", oder „kaltes Wasser in das Ohr des Schlafenden zu gießen", was eine

Digitized by Google

unangenehme und unerwartete Nachricht bedeutet. Das Unerwartete drückt auch der Satz aus: „Mitten auf dem Marktplatz ist ein Einsiedler".

Die Welt beherbergt eben allerlei Käuze, darum nennt sie auch der Japaner „das gemischte Wirtshaus". Geht es dem einen gut in demselben, so sagt er: „Es gibt auf meiner Haut keine Runzel"; geht es einem andern schlecht, so „kann man ihm die Knochen im Leibe zählen". Solchen ist zu wünschen, daß sie „die freie Fähre passiren" (Wohlthäter finden). Freilich muß diesen Edlen meistens das eigene Bewußtsein genügen, denn „die böse That eilt tausend Meilen weit, die gute That geht nicht zur Thüre hinaus". Leider gibt es noch dazu leichten Trost für die Schlechten. „Was nicht als Schande gilt, dessen braucht man sich nicht zu schämen"; ein Satz, der ebenso paradox klingt als der nächste: „Wer Geld raubt, wird hingerichtet, wer ein Land raubt, wird König". Also auch dort hängt man die kleinen Diebe und läßt die großen laufen. Freundlicher klingt der Rat: „Verhöre einen siebenmal, bevor du Verdacht auf ihn wirfst". Damit ist außer der Menschlichkeit auch der Geduld das Wort geredet; bringt diese uns Rosen, so geht auch der Japaner nicht leer aus: „Wenn man wartet, so wird das schönste Wetter". Manchmal wird aber die Ausdauer auch schlecht belohnt. „Wenn man zweimal hinsieht, erschrickt man"; das sagt man besonders solchen, die allzu voreilig sind im Lobe einer Dame.

Es ist eben auch in Japan nicht alles Gold was glänzt, wie der letzte Spruch auch ausgelegt werden kann, aber den Vogel kennt man doch an seinen Federn; „der Kirschbaum wird an seinen Blüten erkannt". Die Bäume dienen noch in anderen Sprüchen: „Manche Bäume wachsen zu schnell, um gute Früchte zu tragen". Wenn bei uns Dinge sich gleichen wie ein Ei dem andern, so ist es dem Japaner, „als ob eine Melone in zwei Hälften geschnitten wäre". Ein letztes Beispiel aus der Pflanzenwelt bietet der schwarze Fruchtkern des Mukurojibaumes.[1]) „Wenn man einen Mukurojikern auch drei Jahre lang polirt, wird er doch nicht weiß". Also einen Mohren können auch die Japaner nicht weiß waschen, aber „über Weiß und Schwarz streiten", können sie, gerade so wie wir um des Kaisers Bart. Absurd ist es, wenn einer „sein Glück nicht mehr als einen Tropfen Tau schätzt". Diesem Uebermut gegenüber gefällt es uns besser, wenn es heißt: „Der Jäger, der den Hirsch verfolgt, achtet nicht auf die Berge"; aber nicht aus Leichtsinn, sondern weil es ihm ernst ist um die Erreichung seines Zieles.

Jedenfalls ehrenvoller, als „wenn man nur ißt und nicht arbeitet", denn dann „macht man selbst einen Berg von Vorräten leer". So einem faulen Schlemmer „erscheint ein Tag so lang wie tausend Herbste"; findet er Genossen, so heißt es: „Verwandtes ruft Verwandtes".

Das Heimatsgefühl ist offenbar sehr lebhaft entwickelt, „der Ort unserer Geburt zieht uns an, wie der Magnet das Eisen", und „der Dialekt ist der beste Heimatsausweis"; es kann eben niemand seine Abkunft verleugnen.

Von der letzten Heimat aller handeln viele Sprichwörter, die schon den Lebenden an den Tod mahnen. „Die Neujahrskiefer (unser Christbaum) ist ein Meilenstein auf dem Wege zum Grabe". Auch in der üppigen Vegetation Japans ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen: „Bei allen Dingen läßt sich helfen, nur beim Tode nicht".

Naht das Ende, so klagt der Japaner: „Mein Leben ist gebrochen wie eine Schale, die am Stein zerschellt". „Ich fühle, daß ich im Begriffe bin, den einsamen Pfad zu betreten". Ebenso drückt sich die Todesahnung in den Worten aus: „Ich werde bald als niemand angesehen werden".

Der Tod macht dann alle gleich: „Auf dem Wege zum Hades gibt es kein Alt und Jung".

„Er ist verschwunden wie Wasser im Sande".

„Er weilt im Schatten der hohen Gräser".

Im Vorstehenden haben wir nur einen Teil der üblichen Sprichwörter gegeben; alle jene mußten in Wegfall kommen, die zu enge mit japanischen Begriffen und Verhältnissen

---

[1]) Mukuroji, Seifennußbaum: Sapindus mukurosi.

Digitized by Google

verknüpft sind. Jedenfalls aber liefert schon das Gebotene ein treues Spiegelbild der originellen Charaktereigenschaften der Japaner. Wir sehen, daß die Bewohner des Inselreiches heiter und mutig veranlagt, daß sie geselliger Natur sind, aber vorsichtig bis zum Mißtrauen; wir sehen, daß bei ihnen, in religiösen Dingen — besonders in den oberen Klassen — Gleichgiltigkeit herrscht, und daß die Sorge um das Jenseits niemand beunruhigt.

Vom Europäer, namentlich vom Deutschen, unterscheidet sich der Japaner besonders in einem: es fehlt ihm das Gemütsleben. Klug und besonnen ist er, aber niemals herzlich und gemütlich. Seine jahrtausendalte Kultur hat Kunst und Wissenschaften, Verstand und Geist zu entwickeln gewußt, aber leider auf Kosten des Gemütes.

„Aeußerlich auf Kosten des Innern" charakterisirt den Japaner. Er ist in seinem Benehmen und in seinen Ausdrücken, selbst bei niedriger Lebensstellung, immer höflich, ja förmlich, und im Ausdruck ist und bleibt seine liebste Form die Blume!

Reinhard von Bibra.

Zoologie.

Die kleinsten Elektriker.

Wo gibt es ein Reich, gleich demjenigen des Mythengottes Neptun? Mehr als zwei Drittel der gesamten Erdoberfläche sind von ihm bedeckt und fast endlos erscheinen die weit ausgebreiteten Flächen des scheinbar öden Wasserelements, der „unfruchtbaren Thalassa" der Alten, dem Beschauer. Mächtiger als bei oberflächlicher Betrachtung erscheint dies Gebiet jedoch, wenn man dem Forscher bis in die Tiefe desselben folgt. Hier liegt ein nicht minder weites, teilweise freilich noch unerforschtes Feld, dem sich die Gegenwart mit Vorliebe zugewendet hat, indem sie dessen Erforschung, insbesondere der Tiefsee und deren Lebewelt, eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Erfreulich sind die Ergebnisse, welche in dieser Hinsicht bereits erzielt sind; allein das Meer gleicht einem Buche, in dem auf jeder Seite neue Geheimnisse zu enträtseln sind. Bis jetzt weiß man unter anderem, daß die Angaben von Kapitän Denham und Lieutenant Parker, die in einer Tiefe von 13000 bis 17000 m im Atlantischen Ozean noch keinen Grund gefunden haben wollten, sich mit der Wirklichkeit nicht decken. Bei ihren Peilungen hat jedenfalls eine starke Ablenkung der Lotleine stattgefunden. Die größte bis jetzt gemessene Tiefe befindet sich — wenn wir von der etwas zweifelhaften Angabe Ringgolds absehen, der im Indischen Ozean eine Tiefe von 10488 m gelotet haben will — im Stillen Ozean, wo in jüngster Zeit der amerikanische Admiral Belknap behufs Legung eines Kabels zwischen Amerika und Japan Tiefen von 8500 m gepeilt hat, während man früher schon an der Südspitze von Kamtschatka eine Tiefe von 8856 m fand.

Dabei hat man sich den Grund des Meeres keineswegs auf große Entfernungen hin als von gleichmäßiger Tiefe zu denken; auch hier befinden sich, wie auf dem Kontinente, ausgedehnte Ebenen, Hochplateaus, ungeheure Gebirge und tiefe Schluchten. An unsern norddeutschen Küsten freilich verläuft der Meeresgrund so allmälich und regelmäßig, daß man auf den meisten Stellen an der Wassertiefe erkennen kann, wie weit man sich vom Lande befindet. In andern Meeren aber ist der Boden unregelmäßig gestaltet; nicht selten dacht er sich nicht allmälich ab, sondern zeigt Höcker und Unebenheiten, gefährliche Klippen und Bänke dicht neben großen Tiefen; er ist einem unterseeischen Gebirgslande vergleichbar, welches Höhen und Tiefen und Schluchten unvermittelt durch geneigte Abhänge neben einander stellt. Einen solchen Grund findet man namentlich in der Nähe felsiger und vulkanischer Küsten. Vor allem aber sind es diejenigen Gegenden des Meergrundes, welche die

Digitized by Google

kleinen Korallen-Baumeister zum Schauplatz ihrer interessanten, aber für die Schiffer in hohem Grade gefährlichen Thätigkeit auserlesen haben. In den rechten Korallenmeeren kann der Schiffer oft mit dem gewöhnlichen Lot von hundert Faden vergeblich Grund suchen, und wenige Minuten später kann das Schiff schon hoch auf einem Riff sitzen. — Aber auch der Atlantische Ozean, die mit Wasser gefüllte Thalsenkung zwischen den beiden großen Erhebungen, welche wir mit dem Namen alte und neue Welt bezeichnen, ist durch eine Reihe von Höhenzügen unterbrochen, die mithin unterseeische Bergzüge darstellen, an welchen jedoch keine steilen Abstürze vorhanden sind, wie man früher vermutete. — Treten solche Gebirge bis über die Oberfläche hinaus, so nennen wir sie bekanntlich Inseln. So sind z. B. die Azoren eigentlich nur die Spitzen eines aus neun Hauptkuppen bestehenden Meergebirges; ganz ebenso die kanarischen Inseln.

Wenn somit die Gestaltung des Meeresgrundes von derjenigen der Erdoberfläche nicht wesentlich abweicht, so herrschen dort unten doch eigentümliche physikalische Verhältnisse. Vor allem ist daselbst die Temperatur sehr niedrig. Messungen haben ergeben, daß das Wasser auf dem Meeresgrunde im Durchschnitt eine Temperatur von nur + 1 bis 2 Grad Celsius besitzt. So wurde z. B. von einer Expedition auf dem „Investigator" im Indischen Ozean am 3. November 1890 in einer Tiefe von 3755 m eine Wassertemperatur von + 1,7 Gr. C. gemessen, während man in der Nähe der Faröer-Inseln in einer Tiefe von 1000 m eine solche von — 1 Gr. C. feststellte. Diese Temperatur bleibt im wesentlichen gleich, da die Jahreszeiten keinen Einfluß darauf ausüben.

In der Tiefe des Meeres ist es aber nicht bloß recht kalt, sondern auch finster. Die oberen Wasserschichten absorbiren die eindringenden Lichtstrahlen fast ganz, so daß das Wasser schon bei 30 bis 40 m Tiefe die Gestalt einer mächtigen, dichten Masse annimmt, fast ohne jede Bewegung, selbst wenn über die Oberfläche desselben her der Sturm braust und tosende Wogen mit Riesenkräften jedes Gebild aus Menschenhand zu zerstören drohen. Da man nun ziemlich allgemein an dem Satze: „Licht ist Leben!" festhielt, so galt diese Dunkelheit in den Tiefen des Meeres den älteren Naturforschern als Hauptgrund für ihre Annahme, daß der „Tiefsee" jedes organische Leben fehle. Das „Atmen im rosigen Licht" galt ihnen als unerläßliche Bedingung für die Erhaltung etwa vorhandenen Lebens. Trotzdem hat sich herausgestellt, daß weder die allgemeine Dunkelheit in den unteren Wasserschichten des Meeres noch der gewaltige Druck, welchen die auf einander geschichteten Wassermengen offenbar erzeugen müssen, und welcher in einer Meerestiefe von 4000 m etwa 400 Atmosphären beträgt, der Entwicklung pelagischen Lebens, sowie dem Fortbestehen einer Tiefseefauna hinderlich ist. Man weiß jetzt, daß das Meer in allen Tiefenzonen überaus reich bevölkert ist.

Freilich sind viele der Tiefseetiere blind, da ihre Sehorgane infolge Nichtgebrauchs verkümmert sind. So entdeckte man z. B. in den mexikanischen Meeren Fische mit mangelhaften Augen, während der Ipnos Murrayi, ein im Atlantischen Ozean in einer Tiefe von 4000 m lebender Fisch völlig blind ist. Auch hat man Krebse in der Tiefsee gefangen, von welchen dasselbe zu berichten ist. Doch nicht alle Tiefseetiere ermangeln des Augenlichts; es gibt vielmehr im tiefen Meere auch Tiergattungen, z. B. einige Fische und Krustentiere mit sehr großen Augen. Hierher zählt unter anderen der Cystomo Neptuni, ein Krebs des Atlantischen Ozeans, der in einer Tiefe von etwa 3000 m lebt. Dieses Tier hat derart entwickelte Augen, daß sie ein Drittel seiner gesamten Oberfläche einnehmen. Sollten sie ihm zur Zierde verliehen sein? Mit nichten! Es darf dieselben auch benutzen, denn auch für eine Beleuchtung dieser an und für sich dunklen Wassermassen ist Sorge getragen, indem zahlreiche kleine „Elektriker" ein ziemlich intensives Licht verbreiten, so daß es den mit Augen begabten Tieren der Tiefsee ermöglicht wird, einesteils ihre Beute zu erspähen, andernteils aber den Feinden auszuweichen. Oefters treten diese kleinen „Glühlampen" in so großen Mengen auf, daß es nachts erscheint, als wolle das flüssige Element dem dunklen Himmel alles Licht zurückgeben, das es am Tage in sich aufgenommen hat; jede Woge

Digitized by Google

funkelt, während das strandwärts vordringende Wasser den Sand mit fließendem Feuer bedeckt. Jeder Schlag ins Wasser scheint glimmende Funken zu entfesseln, von den Rudern fallen glänzende feurige Tropfen herab, wohingegen das Fahrzeug eine schimmernde Spur weit hinter sich zurückläßt. Diese ebenso merkwürdige als prachtvolle Naturerscheinung — allgemein unter dem Namen „Meerleuchten" bekannt — ist allen Himmelsstrichen eigen. Man hat sie zwischen den Wendekreisen beobachtet, wie an den Küsten der Nordsee, im Stillen Ozean, selbst bei Kamtschatka, aber auch an südlichen Punkten von Amerika und Afrika, mithin in den verschiedensten Zonen. Ebenso verteilt sich das Auftreten von derartigen Tieren über verschiedene Tiefenzonen, indem man sie nicht bloß an der Oberfläche der Ozeane und in der „Flachsee", sondern auch in der Tiefe von 4000 m angetroffen hat. So gelang es der berühmten Challenger-Expedition eine Ascidie von der Gattung Pyrosoma (Feuerleib oder Feuerrad) aus bezeichneter Tiefe heraufzuholen, welche nicht nur die erhebliche Länge von 1 ¼ m hatte, sondern auch ein besonders helles Licht verbreitete, so daß sie wie ein großer feuriger Zapfen aussah und noch greller zu leuchten begann, als der Chemiker des Challenger, Moseley, sie mit dem Finger berührte und strich, wodurch die frühere Ansicht, daß diese zusammengesetzten Manteltiere (Tunicaten) das stärkste Licht erzeugen, bestätigt wurde. Gewöhnlich sind diese in einer gemeinsamen Umhüllung, einem lichtgelben, lotrecht in der See treibenden, oben offenen, unten aber verschlossenen Cylinder von 7 bis 50 und mehr cm Länge und 3 bis 10 cm Weite, befindlichen Tiere ganz dunkel; doch findet sich an jedem einzelnen Tierchen ein kleiner rötlich-brauner Körper, von welchem, sobald das Tier gereizt wird, so viel bläulich-grünes Licht ausstrahlt, daß man bei dem Schein von 6 bis 8 Pyrosomen bequem lesen kann.

Ein anderes leuchtendes und nicht minder interessantes Tier ist die Salpe, eine Molluskenart. Sie kommt überall vor und wird namentlich im Mittelmeer massenhaft gefangen, um als Nahrungsmittel verwandt zu werden. Den Schiffern ist sie unter dem Namen „Meerschlange" bekannt, da sie die Eigentümlichkeit besitzt, daß sich die leuchtenden Jungen vom Muttertiere nicht trennen, sondern, in unzähliger Menge an einander gereiht, meilenlange Ketten bilden, was in dunkler Nacht auf dem Meeresspiegel bei der unabsehbaren Länge dieser Feuerschlange einen herrlichen Anblick gewährt. Gleich den Ascidien oder Seescheiden ist auch sie von einem sackförmigen Mantel umgeben, weshalb sie ebenfalls zu den Manteltieren gehört.

Betreffs eines andern lichtspendenden Tieres, der eßbaren Pholade oder Bohrmuschel, die sich in die härtesten Felsen zu bohren vermag, sagt schon Plinius: „Es liegt in der Art der Pholaden im Dunkeln ein eigenartiges Licht zu geben, welches um so stärker ist, je mehr Feuchtigkeit sie bei sich haben. Wenn man sie ißt, leuchten sie im Munde und an den Händen, ja sogar die herabfallenden Tropfen leuchten an den Kleidern und auf dem Boden, so daß unzweifelhaft das Licht, welches wir an ihnen bewundern, mit ihrem Safte zusammenhängt."

Außer diesen Tieren besitzen beinahe sämtliche niederen Seetiere, namentlich die Acalephen, Seenesseln, Medusen oder Quallen, mittelst ihrer Eier das Vermögen zu leuchten, außer ihnen tragen auch viele Infusionstierchen, Polypen, Mollusken, Scheiben- und Glockentierchen, Würmer, Nereïden oder Glimmwürmer, Crustaceen oder Schaltiere, besonders auch Flohkrebse der verschiedensten Gruppen, sowie die Mammarien dazu bei, die wunderbare Naturerscheinung des Leuchtens der See entstehen zu lassen, woraus hervorgeht, daß die kleinen „Elektriker" im Reiche Neptuns in unfaßbarer Menge vorhanden und daher wohl in der Lage sind, das herrliche Meerleuchten zu erzeugen und die dunklen Tiefen der Ozeane elektrisch zu erhellen. In den nördlichen Distrikten wird das Leuchten des Wassers vorzüglich durch ein Tierchen, so groß wie ein Stecknadelkopf, der mammaria scintillans verursacht. Es gehört zu der Klasse der Acalephen, Nesseltiere oder Quallen, ist eine helle, durchsichtige, nierenförmige Blase und lebt in unschätzbarer Zahl im Wasser. Daß sie es sind, die das Leuchten des Wassers verursachen, erkennt man leicht, wenn man

Digitized by Google

das phosphoreszirende Wasser filtrirt. Denn während die auf dem Filtrirtuch zurückbleibenden Tierlein fortschimmern, wenn man sie schüttelt, verliert das Wasser unter dem Tuche sofort seine Leuchtkraft. — Selbst einzelne Fische, z. B. Knurrhahn (Trigla lucerna), sowie eine Sorte Haie mit kleinen Flossen (squalus fulgens) und außergewöhnlich starker Lichtentwicklung, tragen mit zur Erleuchtung der Meeresfluten bei.

In früheren Zeiten wollte man drei Arten des Meeresleuchtens unterscheiden, obgleich diese wunderbare Naturerscheinung dem Wesen nach stets dieselbe ist. Man hat sogar geglaubt, daß sie in einzelnen Fällen eine elektrische oder magnetische Eigenschaft des Wassers sei. Den neueren Forschungen zufolge ist nicht daran zu zweifeln, daß sie von den bezeichneten kleinen Lichtträgern stammt, wenngleich noch manches Rätsel in dieser Hinsicht zu lösen ist. Bis jetzt hat man gefunden, daß bei einigen phosphoreszirenden Tieren, z. B. Nereïs noctiluca, medusa, pelagica und anderen, das Leuchten eine willkürliche Handlung sei, während bei anderen dasselbe durch äußern Reiz, z. B. durch Wellenschlag ꝛc., hervorgerufen werden muß, bei noch anderen wieder das Licht von dem betreffenden Tiere überhaupt nicht selbst erzeugt wird. So hat Quatrefages für den Sandhüpfer (Talitrus), von den Flohkrebsen, ein an sandigen Küsten häufig vorkommendes Tier von 12 bis 18 mm Länge, die Ursache des phosphorischen Leuchtens in dem Umstande gefunden, daß sich Noctiluken (Noctiluca miliaris), Infusorien, welche häufig die Ursache des Meerleuchtens sind, auf den Krebstierchen in erheblicher Zahl vorfanden. Nun beobachtete Giard vor einiger Zeit am Gestade von Wimereux einen phosphorisch leuchtenden Sandhüpfer von so starkem und stetigem Glanze, daß die Noctiluken augenscheinlich die Erzeugung desselben nicht allein bewirken konnten. Das Licht war grünlich und kam aus dem Innern des Körpers, der bis an die Enden der Fühler und Beine vollständig erleuchtet war, so daß nur die Augen als zwei schwarze Flecke auf dem hellen Hintergrunde erschienen. Auffallenderweise bewegte sich das Tierchen ganz langsam auf dem Sande fort, anstatt wie seine Gefährten munter umherzuhüpfen. Auch waren alle Bemühungen, an demselben Abend und in den nächsten Tagen mehrere leuchtende Sandhüpfer zu finden, vergeblich, woraus Giard schloß, daß das Licht nicht von dem Tiere selbst, sondern von irgend einem Schmarotzer erzeugt würde. Er trennte ihm ein Bein ab und brachte es unter das Mikroskop, wo er dasselbe von zahlreichen Bakterien durchsetzt fand, die besonders in den dünneren und durchsichtigeren Endgliedern der Beine wahrzunehmen waren. Diese Bakterien züchtete Giard und impfte sie anderen gesund umherspringenden Sandhüpfern, sowie diesen verwandten Flohkrebsen der Gattung Orchestia ein, was zur Folge hatte, daß bereits zwei Tage später von zehn geimpften Sandhüpfern sechs zu leuchten begannen und am dritten Tage ein ebenso grelles Licht verbreiteten, als der erstgefundene Verwandte, während von zwölf Orchestien drei leuchtend wurden. Ja es stellte sich sogar heraus, daß bei fortgesetzten Impfungen das Leuchtvermögen der Bakterien sich nicht verminderte, obgleich sie fortgesetzt von einem Sandhüpfer auf andere geimpft worden waren, so daß Giard schließlich Sandhüpfer von der sechsten leuchtenden Generation erhalten hatte. Der Keller des Laboratoriums, in dem sich die phosphorisch leuchtenden Tiere befanden, war — wie Giard sich ausdrückt — feenhaft erleuchtet, so daß die Bewunderung der Besucher hervorgerufen wurde. Man bemerkte das Licht auf mehr als zehn Meter Entfernung. Zwei Sandhüpfer genügten, um von der Uhr wie am hellen Tage die Stunde ablesen zu können. Allerdings lebten diese leuchtenden Tiere nur einige Tage; sie wurden immer träger und zuletzt unbeweglich, wobei jedoch das phosphorische Leuchten in voller Stärke fortdauerte um erst einige Stunden nach dem Tode aufzuhören, worauf der Körper eine eigentümliche braune Färbung annahm. Nach kurzer Zeit des herrlichen Glänzens führt somit der nämliche Schmarotzer, der dem Tierchen dazu verhalf, auch dessen Tod herbei.

Außer durch derartige Bakterien wird auch das Meeresleuchten öfters durch verrottende Teile organischer Wesen hervorgerufen. So sagt Humboldt: „Oft entdeckt man, selbst durch die stärksten Vergrößerungsgläser, keine Tiere in dem leuchtenden Wasser, und doch flimmert,

Digitized by Google

wenn das Wasser geschüttelt wird, überall ein Licht, welches dem Blitze gleicht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich in rottenden Ueberbleibseln gestorbener Weichtiere, die in unzählbarer Menge im Wasser ausgebreitet sind."

Nicht so zahlreich als die lichtspendenden Elektriker sind die elektrischen Batterien im Reiche Neptuns anzutreffen, immerhin kommen dort Tiere vor, welchen eine derartige verborgene Waffe verliehen ist; denn es gibt mehrere Fische, die elektrische Schläge austeilen können, um damit ihre Beute zu erjagen oder sich vor ihren Feinden zu schützen. So bergen die Meere südlicher Länderstriche, z. B. das Mittelländische Meer, aber auch der Atlantische Ozean an den Westküsten Frankreichs u. s. w., die Zitterrochen, deren bekanntester, der Marmel-Zitterrochen, eine Länge von fast 2 m und ein Gewicht von 25 bis 30 kgr. erreicht. Der Name stammt von den mehr oder weniger weißen Flecken auf der braunen Oberhaut, welche den Fisch auf der Oberseite marmorirt erscheinen lassen, während die Unterseite hell gefärbt ist. Die elektrische Batterie, deren man zwei unterscheidet und in der sich ähnlich wie in der Volta'schen Säule die Elektrizität erzeugt, besteht aus zahlreichen sechseckigen, prismatischen Säulen, von der Dicke eines Gänsekiels, deren Zahl vom Alter und der Größe des Fisches abzuhängen scheint. Während man bei einem Exemplar 470 zählte, fand man bei einem sehr großen Rochen deren 1182 in jedem Organe. Diese Säulchen stehen senkrecht und sind durch Querwände in eine große Anzahl scheibenförmiger Zellen geteilt, die mit einer klaren gallertartigen Flüssigkeit angefüllt sind. Diese Apparate liegen zu beiden Seiten des Kopfes bis zu den Brustflossen hin und können, durch zahlreiche Nerven und Adern genährt, eine bedeutende Kraft entfalten; ein ausgewachsener Fisch vermag Schläge auszuteilen, die einen Menschen betäuben und umwerfen. So wurde ein Gelehrter in Genua von dem Schlage eines alten Zitterrochens zu Boden geworfen und behielt lange Zeit einen dumpfen Schmerz in den Gliedern. Doch nicht jede Berührung des Zitterrochens hat einen Schlag zur Folge; man muß ihn erst durch Drücken, Reiben oder Stechen reizen, damit er den Schlag erteile, der mithin ganz von seiner Willkür abhängt; auch erhält man nur Schläge, wenn man zwei Punkte des Fischkörpers berührt, einen mit negativer Elektrizität — welche sich an der Bauchseite ansammelt — und den andern mit positiver — die an der Rückenseite sich äußert. Die Empfindung ist dem Entladungsschlag einer Leydener Flasche ähnlich, aber durchdringender und schmerzhafter. Man hat in einer Minute bis hundert Schläge erhalten. Dabei ist eine unmittelbare Berührung des Fisches nicht nötig; man braucht ihn nur mit einem andern Körper, der aber ein Leiter der Elektrizität sein muß, also z. B. mit einem Metallstab oder einem nassen Tuche zu berühren, doch ist der Schlag dann schwächer. Auch kann die Erschütterung in mehreren Personen gleichzeitig hervorgebracht werden, selbst wenn sie nicht unmittelbar den Fisch berühren, sondern nur einen leitenden Kreis bilden, dessen äußerste Glieder mit den elektrischen Organen des Fisches in Berührung stehen. Dieser interessante Versuch, der die elektrische Natur der Erscheinung am deutlichsten zeigt, wurde zuerst 1772 zu Rochelle mit acht Personen angestellt und später öfters wiederholt.

Weniger starke Schläge als der Zitterrochen teilt der in den Flüssen Afrikas lebende und dort von Adanson 1751 im Senegal entdeckte Zitterwels aus. Er ist ein Fisch mit glatter, schleimiger, grauer Haut, auf der zahlreiche schwarze Flecke sich befinden. Seine Länge beträgt etwa einen halben Meter. Bei ihm liegt das elektrische Organ zwischen der Körperhaut und den Muskeln. Es erscheint als dünnes, aus mehreren Häuten bestehendes Gewebe, das eine gallertartige Masse einschließt und sich über den ganzen Körper verteilt, am Bauche aber am größten ist. Mit Hilfe dieses Apparates vermag er nur kleinere Tiere zu lähmen oder zu töten.

Bekannter als die genannten Fischarten ist — wenn auch nur dem Namen nach — der Zitterrochen, welcher durch den französischen Astronomen Richer, der die merkwürdige Eigenschaft dieses Fisches an sich selbst erfuhr, im Jahre 1672 in Cayenne im französischen Guiana entdeckt wurde. Er bewohnt die wärmeren Landgewässer Südamerikas, namentlich

Digitized by Google

von Brasilien, besonders gern aber diejenigen der weiten Pampas. Hier findet man ihn fast in jedem Teich, Bach oder Fluß. Er hat die Gestalt unsers Aales, kann aber eine Länge von fast zwei Meter und ein Gewicht von 20 Kilogramm erreichen. Bei ihm nimmt das elektrische Organ mehr als drei Viertel des ganzen Körpers ein. Die elektrischen Batterien erstrecken sich in zwei größeren und vier kleineren Bündeln vom hintern Ende der kurzen Leibeshöhle bis in die Spitze des Schwanzes, die beiden größeren liegen direkt unter der Haut, während die kleineren von Muskeln eingeschlossen sind. Sie bestehen aus an einander liegenden Längsbündeln, deren jedes durch zahlreiche Zwischenwände in viele, mit einer rötlichgelben, weichen, gallertartigen Masse ausgefüllte Plättchen eingeteilt ist, von denen jedes seine Nervenendungen trägt und Elektrizität erzeugt. Da nun diese Plättchen überaus zahlreich sind, so wird einleuchten, daß die ganze elektrische Kraft der Batterien eines großen Fisches erheblich sein muß. Daher ist der Zitteraal ein gefürchteter Feind aller Mitbewohner seines Gewässers. Sein Schlag wird, was beim Zitterrochen nicht der Fall ist, durch das Wasser hindurch empfunden, wenn man sich dem Fisch mit der Hand unter dem Wasser nur nähert. Dies zeigt sich auch, wenn der Aal die ihm zur Nahrung dienenden kleineren Fische und sonstigen Wassertiere vorher durch elektrische Schläge aus einer Entfernung von zwei bis vier Meter betäubt. Vorzüglich gut gelang es beim Zitteraal, den Schlag mehreren Personen zugleich mitzuteilen, die sich mit nassen Händen anfaßten, während die erste und letzte den Fisch unmittelbar oder mittelbar berührten. Auf diese Weise hat man den Schlag durch 27 Personen geleitet. Auch beim Zitteraal zeigen die elektrischen Organe nach dem Tode keine Spur des elektrischen Vermögens. Als gefräßiger Räuber verfolgt dieser Fisch alles Lebendige und betäubt oder tötet es mit seinen Schlägen, um es zu verschlingen. Auf diese Weise thut er dem Fischreichtum der Gewässer großen Abbruch, wenn er nicht den ganzen Bestand vernichtet. Aus diesem Grunde wird er gehaßt und man stellt ihm nach, obgleich er wegen seiner gefährlichen Waffe gefürchtet wird; dazu ist sein Fleisch wohlschmeckend.

Daß der Zitterrochen und seine elektrischen Eigenschaften schon den Alten bekannt war, geht aus den Schriften eines Plato, Plinius und Plutarch hervor; Aristoteles erwähnt ihn öfters, während nach Galen die ihm innewohnende Kraft von den Aerzten der Alten als Heilmittel gegen Gicht und Kopfweh angewandt wurde. Der alte Naturforscher K. Geßner sagt von ihm: „Wiewohl die Zitterfische von Natur im schwimmen langsam und träge sind, so hat doch dieselbig Natur ihnen eine solche Kunst und Kraft verliehen, daß sie auch die allerschnellsten fisch zu ihrer speiß und Nahrung kriegen mögen, nemlich was sie beriert, daß solches zu stund entschläft, müd, lam und todt wird. Sömliche Kraft erzeigt sie nit allein gegen den Fischen und Thieren, so in Wassern waren, sondern auch gegen den Menschen, gegen den Fischern, welch sie zu Zeiten in die Garn kommen; solches ist den Fischern wol bewust, werden von keinem angetastet, denn so mit der hand berühret werden, vorauß so sie verletzt oder truckt, so entschläfft das Glied, bekompt von großer mächtiger Kälte, so von solchem Fisch fleußt, ein unentpfindlichkeit und entschlaffen."

Obgleich die Schläge dieser Fische ganz elektrischer Art sind und in ihrem ganzen Verhalten auf Elektrizität deuten, so fehlen doch bei ihnen die meisten übrigen der Elektrizität eigentümlichen Erscheinungen, und vergebens suchte man lange beim Zitterrochen auch nur den kleinsten Funken hervorzulocken. Erst im Jahre 1836 ist dies den Italienern Matteucci und Linari gelungen. Professor Linari in Siena hatte fünfzehn lebende Zitterrochen zu seiner Verfügung; aus einem einzigen derselben erhielt er jedoch nur gegen zehn Funken hinter einander. Der Apparat bestand aus einem etwa 1800 Fuß langen Kupferdraht, der schraubenförmig aufgerollt war und in zwei Silberplatten endigte, mit denen der isolirte Zitterrochen berührt und gereizt wurde. An einer Stelle war der Draht unterbrochen und die Drahtenden in Quecksilber getaucht, in welches die Funken übersprangen. Matteucci hat sich zwei Monate lang (Juni und Juli 1837) in Cesenatico am Adriatischen Meere aufgehalten und 116 lebende Zitterrochen sorgfältig untersucht. Er erhielt den elektrischen

Digitized by Google

Funken, indem er den Fisch zwischen zwei Metallplatten legte, die durch zwei Goldplättchen in Verbindung standen. — Beim Zitteraal hat man schon 1772 den elektrischen Funken wahrgenommen; alle übrigen elektrischen Erscheinungen fehlen aber auch hier.

Hamburg. Otto Lehmann.

Zeitgeschichte.

Der Entwicklungsgang eines englischen Diplomaten und Kunsthistorikers.

Sir Josef Crowe ist durch seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland in seiner Eigenschaft als diplomatischer Generalkonsul in Leipzig und Düsseldorf und demnächst als Attaché für Handelsangelegenheiten bei der englischen Botschaft in Berlin in vielen deutschen Kreisen wohlbekannt, mehr aber noch als Kunsthistoriker „Crowe und Cavalcaselle". Nicht alle wissen, daß der Diplomat und der Kunsthistoriker identisch sind, daß derselbe Mann, ohne dessen Mitwirkung die englische Regierung seit mehr als einem Dezennium keinen Handelsvertrag abgeschlossen hat, die Geschichte der flämischen und altitalienischen Malerei, das Leben Tizians und Rafaels schrieb. Wenige nur kennen seinen Lebensgang, so eigenartig, wie er nur in England möglich ist, wo man vorurteilsfrei brauchbare Kräfte verwertet, wo man sie findet, unbekümmert darum, wie sie Wissen und Können sich angeeignet haben. Crowe, zurzeit „Attaché für Handels- und Finanzsachen für Europa" in Paris, hat sich entschlossen, von seinen für seine Familie niedergeschriebenen Lebenserinnerungen einen Band zu veröffentlichen,[1]) der mit seiner Anstellung als Generalkonsul in Leipzig abschließt — es sind seine Lehr- und Wanderjahre. Die gesamten Schilderungen sind die Wiedergabe unmittelbarer Eindrücke und infolge dessen von eigenartigem Reiz; wer Crowe in vertrautem Kreise Episoden aus seinem Leben erzählen gehört hat, wird sich dem Zauber, den seine bescheidene und liebenswürdig humorvolle Darstellungsweise ausübt, nicht entzogen haben — hier glaubt man ihn persönlich reden zu hören. Aus diesem Grunde und wegen des reichen, allgemein interessanten Materials hat das Buch in der englischen Presse eine überaus günstige Aufnahme gefunden.

Josef Archer Crowe wurde 1825 in London geboren und, ohne jemals eine Schule zu besuchen, von seinem Vater, dem namhaften Historiker und Journalisten Eyre Evans Crowe, lediglich unter Zuhilfenahme einiger Privatlehrer, unterrichtet und erzogen. Die Familie siedelte bald nach Frankreich über. Die Anfänge der Revolution 1830 in Paris gehören zu den ersten Eindrücken, welche in dem Kindergemüt haften blieben; naturgemäß aber überwiegen die Erinnerungen an kleine häusliche Vorkommnisse und Jugendstreiche, welche in einem Pulverattentat gegen die Bratpfanne der Köchin gipfeln.

Das elterliche Haus war eine Stätte lebhaften und anregenden Verkehrs; neben zahlreichen Franzosen sah man dort an den wöchentlichen Empfangsabenden englische Maler und Schriftsteller, unter letzteren Thomas Moore und William Makepeace Thackeray, sowie die Deutschen Dingelstedt, der Sprachforscher Benloew, Gutzkow und Jakob Venedey. Die Kinder waren anwesend und empfingen frühzeitig vielseitige geistige Anregung. Die Hauptrolle bei ihnen aber spielte Thackeray, der sich bald als Sänger produzirte, bald der ihn umdrängenden Schar kleine Bilder zeichnete, unter welche er wortspielreiche Kinderverse zu setzen pflegte. Crowe schildert dies eingehend und liebevoll; die Freude am Wortspiel ist ihm stets geblieben und es ist staunenswert, was der sonst so ernste Engländer selbst in deutscher Sprache auf diesem Gebiete leistet. So finden wir in der Jugendgeschichte für

[1]) Reminiscenses of thirty-five years of my life, by Sir Joseph Crowe, H. C. M. G., C. B. With plans. London, John Murray, Albemarle Street, 1895.

Digitized by Google

alles, was später beim gereiften Manne sich entwickelt, den Keim; die Erzählung gewinnt dadurch an psychologischem Interesse.

Im Jahre 1838 wurde eine Reise nach der Schweiz unternommen; die Großartigkeit der Alpennatur wirkte gewaltig auf Josef Crowe — zwölf Jahre alt, fing er an, nach der Natur zu skizziren. Mit diesen Anfängen zur späteren Thätigkeit als Illustrator verband sich eine Information im journalistischen Stil durch den Vater, zunächst im Uebersetzen von Zeitungsartikeln bestehend.

Nach dieser Reise benützte Crowe seine Freistunden zu häufigem Besuche des Ateliers des dem Elternhause befreundeten irischen Malers Darley. Er ließ Josef und seine Brüder nach Gips zeichnen und übte sie in der Genauigkeit der Beobachtung und Wiedergabe, was gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des für die kunstgeschichtliche Diagnose so wichtigen scharfen Blicks Crowes geblieben ist. Auch die erste Anregung zum Studium der Kunstgeschichte mag hier zu suchen sein; denn Darley war lange in Rom gewesen und kannte Vasaris „Leben italienischer Künstler" — damals noch der Inbegriff des bezüglichen Wissens — genau.

Nicht ohne Widerstand des Vaters trat Crowe im Jahre 1840 in das Atelier Paul Delaroches ein, in dem sich sein älterer Bruder Eyre bereits seit einem Jahre befand. Zu seinen gleichalterigen Mitschülern, die sich später einen großen Künstlernamen erwarben, gehörten Gérome und Jalabert. Sehr charakteristisch wird Delaroche geschildert, wie er einem Gotte gleich durch die Ateliers schritt, freigebig mit Tadel, karg mit Lob; er war niemals hart gegen den jungen Crowe, aber dieser bekam auch nie zu hören, daß er etwas besonders gut gemacht habe. In seinen Freistunden war Crowe ein eifriger Besucher des Louvre: dort kopirte und studirte er und setzte „von Anfang seinen Ehrgeiz darauf, einen Maler von anderen durch Studium seiner Eigentümlichkeiten in Zeichnung, Pinselstrich, in der letzten Vollendung und in der allgemeinen Ausführung zu unterscheiden."

Eine im nächsten Jahre nach Süddeutschland unternommene Reise gab Crowe Gelegenheit, abermals eine Reihe landschaftlicher und architektonischer Skizzen anzufertigen. Der Vater schien den Eindruck zu gewinnen, daß auf diesem Gebiete der Sohn mehr leisten werde als im Figurenmalen, nahm ihn aus Delaroches Atelier und brachte ihn bei dem Landschaftsaquarellisten Hubert und bald darauf bei dem Tier- und Landschaftsmaler Cogniet unter. Indessen auch diese Verbindung war nicht von Dauer, die Künstlerlaufbahn Crowes sollte vielmehr ein frühzeitiges Ende finden. Im Herbst 1843 nämlich siedelte die Familie Crowe infolge eines Engagements des Vaters beim „Morning Chronicle" nach London über und Josef mußte nun, des Vaters Geheiß folgend, zum Journalismus übertreten, zunächst mit untergeordneter Arbeit als Berichterstatter für Polizeisachen beginnend. So hatte des Vaters Hand wiederholt nicht ohne Härte in sein Leben eingegriffen, — Crowe ist zu pietätsvoll, um dies auszusprechen, obwohl er bei dieser Gelegenheit aus jedem geordneten Lehrgange herausgerissen wurde. Seine journalistische Thätigkeit gewann nur langsam an Bedeutung und Interesse. Er ging mit dem Vater zu den „Daily News", über, welche damals von Charles Dickens neu gegründet waren. Originelle Schilderungen aus dem Journalistenleben sind hier eingeflochten; der alte John Dickens wird so charakteristisch skizzirt, daß man in ihm unschwer das Urbild des Mr. Mikawber im „David Copperfield" erkennt.

In dieser Zeit wurde Crowe durch den Vater angeregt, sich in der Kunstgeschichte zu versuchen — es war seine alte Neigung, und es entstand der Gedanke, die Biographie des Jan van Eyck, der ihn besonders anzog, zu schreiben. Die hiezu unternommenen Studien waren der Anfang seiner Geschichte der altflämischen Malerei.[1]) Es gelang ihm, zu diesem

[1]) The early Flemish painters: notices of their lives and works by J. A. Crowe and G. B. Cavalcaselle. Second edition. London, John Murray, 1872. Deutsch unter dem Titel: Geschichte der altniederländischen Malerei von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle; deutsche Originalausgabe, bearbeitet von Anton Springer, mit sieben Tafeln. Leipzig. S. Hirzel, 1875.

Digitized by Google

Behuf eine Reise nach Belgien und dem Rhein zu unternehmen. Von prachtvollem Humor sind die Schilderungen seiner Erlebnisse am deutschen Strom, die in einem vergnüglichen Zusammenleben mit dem Bonner Corps der „Westfalen" gipfeln und nach allerlei Fahrten in Geldverlegenheit und Not in Brüssel enden, aus welcher ihn eine verspätete Geldsendung noch gerade rechtzeitig befreite.

Im Jahre 1847 wurde er vom Vater zu einer neuen Reise nach Belgien, Preußen, Oesterreich und Italien mitgenommen, die für sein ganzes Leben von maßgebender Bedeutung wurde, nicht allein, weil sie ihm reiche Anregung und Belehrung bot, sondern vornehmlich, weil er dabei zufällig seinen späteren Mitarbeiter Cavalcaselle kennen lernte. Beide hatten bereits auf der Post flüchtige Bekanntschaft angeknüpft und trafen sich erneut im Berliner Museum, der eine begeistert für die alten Niederländer, der andere für die alten Italiener und jeder bemüht, den andern von seiner Sache zu überzeugen.

1849 lebte Crowe eine Zeit lang in Paris als Korrespondent der „Daily News", traf hier abermals Cavalcaselle und zwar als politischen Flüchtling[1]) und aller Mittel entblößt; er nahm sich seiner an, ermöglichte ihm die Reise nach London und suchte ihm eine einen bescheidenen Unterhalt gewährende Beschäftigung zu vermitteln. Crowe selbst kehrte nach England zurück; ein Umschwung in der Politik kostete seinen Vater die einträgliche und einflußreiche Stellung bei den „Daily News", — auch der Sohn verlor seinen Posten. Er teilte nun Cavalcaselles ärmliches Heim, beide lebten von der Hand in den Mund und — studirten Kunstgeschichte. Diese Zeit gemeinsamer Not hat beide für das Leben unauflöslich aneinander gefesselt. Ganz eigenartig ist es, wie sie stets zusammengearbeitet haben: Oft gingen ihre Meinungen aus einander, immer aber wurde eine Einigung gefunden, die dann von beiden festgehalten wurde, so daß in den Schriften, welche Crowe stets allein verfaßt hat, der Dualismus nie hervortrat. Cavalcaselle hat nie eine Zeile in den den Doppelnamen tragenden Werken geschrieben; seine Arbeit war das Sammeln und Sichten von Material, das Entwerfen charakteristischer Skizzen und die scharfe Diagnose, die er mit Crowe gemeinsam übte — rührend ist es, wie Crowe hier bemüht ist, des Freundes Verdienst stets in das hellste Licht zu stellen.

Endlich im Herbst 1853 trat eine Wendung zum Bessern in diesem entbehrungsreichen Leben ein: Crowe ging als Korrespondent und Zeichner der „Illustrated London News" nach dem orientalischen Kriegsschauplatze, zunächst nach der Donau, dann nach der Krim. Im Winter kehrte er in die Heimat zurück, verwertete seine Kriegserfahrungen literarisch, hielt Vorträge und benützte im übrigen die Zeit, um seine „flämischen Maler", welche er vor der Abreise dem Verleger übergeben und nun zurückerhalten hatte, umzuschreiben und erneut John Murray vorzulegen. Nachdem er auch vor der berühmten „Roebuck-Kommission" als Zeuge hatte erscheinen müssen, befand er sich im Juni 1854 wieder auf dem Kriegsschauplatze und kehrte erst im Frühjahr 1856 nach dem Friedensschlusse über Paris nach der Heimat zurück. Die Schilderungen des Lagerlebens, der Kämpfe, von denen er Augenzeuge war, die zahlreichen charakteristischen Episoden, in denen englische und französische Heerführer porträtartig vorgeführt werden, sind in hohem Grade fesselnd und anschaulich, dabei offenbar von großer Treue. In der Heimat begann sofort wieder der Kampf ums Dasein; die „alten flämischen Maler" erschienen zwar im Druck, aber sie brachten ihm zunächst keine Einnahme. Da trat ein neues Anerbieten an Crowe heran: ein indischer Krösus in Bombay hatte der Regierung die Mittel zur Gründung einer Kunstschule zur Verfügung gestellt; Crowe wurde die Direktion angetragen. Im Frühjahr 1857 reiste er nach Indien ab und — fand sich auf fremdem Boden in der denkbar unsichersten Lage; die Verhältnisse hatten sich wesentlich geändert, und ein Brief, welcher Abwarten anriet, hatte sich mit seiner Reise gekreuzt. Doch Crowe war zäh und an schwierige Lagen gewöhnt — schließlich erhielt er doch die gewünschte Anstellung, wenn auch unter weniger günstigen Bedingungen, und

[1]) Cavalcaselle ist jetzt Direktor der königlichen Museen in Rom.

Digitized by Google

bald eröffnete sich ihm außerdem eine ausgedehnte und ehrenvolle journalistische Thätigkeit. Die Anfänge des indischen Aufstandes fallen in diese Zeit, die hierdurch an Interesse gewinnt; aber auch abgesehen hiervon weiß Crowe fesselnd und originell aus Indien zu erzählen.

Wie die meisten Europäer mußte er dem Tropenklima seinen Tribut zollen; ein schweres Magenleiden, damals im Entstehen, dessen Folgen ihn bis heute begleiten, zwang ihn, im Winter 1859 nach England zurückzukehren. Dort erhielt er sofort vom Leiter der „Times" das dringliche Anerbieten, sich als Kriegskorrespondent in das österreichische Hauptquartier in Italien zu begeben. Er machte den Krieg bis zum Schlusse mit und benutzte schließlich die Zeit der Unterhandlungen zu Kunststudien in der Lombardei. Seine höchst plastischen Schilderungen lassen erkennen, wie er im Krimkriege gelernt hatte, mit militärischem Auge zu sehen, und wie in wechselvollem Leben das Urteil gereift war. Zurückgekehrt bearbeitete er zunächst eine zusammenhängende Darstellung des Feldzuges für die „Edinburgh Review" und entschloß sich dann auf ernstes Zureden eines Freundes, wenn auch zunächst widerstrebend, dem auswärtigen Amte seine Dienste direkt anzubieten. Nach einigen Wochen, als Crowe bereits die Hoffnung auf eine Antwort aufgegeben hatte, erhielt er die offizielle Mitteilung, daß er mit besonderen Instruktionen, welche er von der Gesandtschaft in Berlin erhalten werde, nach Deutschland gesandt werden solle, um unmittelbar an Lord John zu berichten. In Berlin erhielt er thatsächlich seinen Auftrag, aber keinerlei Unterstützung, um das Material zur Beantwortung der gestellten vielseitigen Fragen zu erlangen, nicht einmal irgend eine Empfehlung. Er verzweifelte schon an der Möglichkeit der Ausführung, da fiel ihm zu guter Stunde ein, daß in Heidelberg der ihm wohlbekannte frühere preußische Gesandte in London, Bunsen, lebe. Von ihm wurde ihm die erste Orientirung und Einführung zu teil. Crowe bereiste viele Städte Deutschlands, trat in Beziehungen zum Herzog von Coburg, knüpfte zahlreiche politische Bekanntschaften an, lernte in Gotha seinen späteren Schwiegervater, den damaligen Oberstaatsanwalt von Holtzendorff kennen und war im März 1860 wieder in der Heimat. Noch in demselben Monat wurde ihm der Lohn seiner Arbeit zu teil, er wurde als Generalkonsul in Leipzig angestellt. Zehn Jahre früher hatte ihn Thackeray ausgelacht, als er ihm in vertrauter Stunde beichtete, er wisse wohl einen Beruf, für den er gut passe, das sei die Diplomatie. Jetzt war das Ziel erreicht, nicht nach einem Staatsexamen, sondern nach harter Prüfung durch das Leben, nachdem er Maler, Journalist, Kriegskorrespondent und Direktor einer Kunstschule gewesen war. Mit diesem Lebensabschnitt schließt der bis jetzt erschienene Band der „Erinnerungen".

von Janson.

Literarische Berichte.

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe, Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1895.

Es gibt Encyklopädien mehrerer Wissenschaften, die in der Absicht geschaffen sind, den Lernenden über Begriff, Inhalt, Umfang, Geschichte und Literatur des betreffenden Wissenszweiges zu orientiren. In dem gleichen Sinne ist das vorliegende Buch abgefaßt, das den schiefen und letzthin schon verwendeten Titel einer „Einleitung" erhalten hat. Das Werk steht unseres Erachtens nicht auf gleicher Höhe mit der „Psychologie" desselben Verfassers. Es enthält zwar manche hübsche historische Rückblicke und ein paar in ihrer Kürze wertvolle sachliche Zusammenfassungen, ist aber im Grunde eine sehr dürftige Aneinanderreihung von Trivialitäten. Vorliebe für Schematismen, Wunsch nach größter Kürze, begreifliche Unfähigkeit, alle Probleme gleichmäßig zu beherrschen, mögen dies Ergebnis erklären und entschuldigen. Wir sind überzeugt, daß der fleißige Verfasser die Schärfe seiner Kritik auch gegen das eigene Erzeugnis richten und uns später mit einer Neubearbeitung erfreuen wird, die den philosophischen Fragen bis in ihre Tiefen nachgeht.

M. D.

Digitized by Google

Geschichte des gelehrten Unterrichts. Von Friedrich Paulsen. 2. Aufl., Leipzig, Verlag von Veit u. Co., 1896. Bd. I, Preis 7 M.

Der vorliegende Band schildert den Unterricht auf den deutschen Schulen und Universitäten innerhalb des Zeitraumes von 1450 bis 1740. Der Standpunkt des Verfassers ist derselbe geblieben, Stoff und Form der Darstellung aber haben sich beträchtlich geändert. Paulsen glaubt die humanistische Bildung, die wir mit den Mitteln der alten Sprachen zu erreichen vergeblich ringen, mit anderen Mitteln gewinnen zu können; er sieht ferner viel Gutes und Tüchtiges in der katholischen Welt, im Mittelalter wie in der Neuzeit. Ist hiermit seine Auffassung gekennzeichnet, so läßt sich über das stark vermehrte Material des Werkes nur sagen, daß es naturgemäß zwar noch immer von Vollständigkeit entfernt, aber durchgängig mit Geschick ausgewählt ist; Anordnung und stilistische Ausgestaltung lassen an einzelnen Punkten noch zu wünschen übrig. Das Ganze ist eine hervorragend tüchtige Arbeit eines gescheiten, liebenswürdigen, freien Mannes. Wer den Dingen selber ferner steht, wird doch an der überall durchleuchtenden Persönlichkeit des Verfassers seine Freude haben.

M. D.

Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung. Von Wilhelm Jerusalem. Wien, Verlag von Braumüller, 1895.

Der Verfasser hat den glücklichen Gedanken, das Urteilsproblem zum Gegenstande einer Monographie zu machen, mit Gründlichkeit und Umsicht ausgeführt; er hat ferner dadurch, daß er die eigentliche Untersuchung in allgemeine Betrachtungen einschließt, auch außerhalb der Fachkreise Interesse für den Inhalt erweckt. Anderseits darf nicht verschwiegen werden, daß die Darstellung manchmal an der Oberfläche haften bleibt und Schwierigkeiten allzu schnell abthut.

Jerusalem erklärt das Urteilen für ein verändertes Vorstellen: die Vorstellung wird im Urteil zweigliederig zerlegt, geformt und objektivirt. Ohne Vorstellen also gibt es kein Urteil; doch muß noch ein Wollen und Fühlen hinzutreten. Das Urteilen nämlich ist ein Thun, entsprungen aus jener Lust, die an die Befriedigung eines intellektuellen Funktionsbedürfnisses geknüpft ist und die wir Interesse nennen. Die Elemente des vollständigen Urteils sind Subjekt und Prädikat. Und zwar erhalten durch die Subjektsfunktion die wahrgenommenen Objekte erhöhte Selbständigkeit und die Wörter allgemeine Bedeutung, während durch das Prädikat wirkliche und mögliche Willensäußerungen bezeichnet werden. Der Verfasser unterscheidet Benennungs-, Erinnerungs-, Erwartungs-, Begriffs- und Beziehungsurteile, obgleich nicht recht einzusehen ist, wie die an zweiter und dritter Stelle genannten, auf Vergangenheit und Zukunft bezüglichen Urteilsarten neben die anderen Formen gestellt werden können. Jeder Urteilsakt — so fährt die Darstellung fort — enthält an sich eine Wahrheit, und die Verneinung entsteht als Zurückweisung eines Urteils. Da die Wahrheit eine Beziehung zwischen dem Urteil und dem Beurteilten ist, so entsteht jeder Glaube durch Uebereinstimmung eines Urteils mit der Weltanschauung des Urteilenden. — An diese Zentralgedanken schließen sich nun Erörterungen über mannigfache Fragen der gegenwärtigen Philosophie, so über die Eigenart des Seelischen und die Methoden der Psychologie, über Autorität und Wortwissen, über Entstehung und Entwicklung der Sprache, über Psychologie und Erkenntniskritik, Urteilsfunktion und Weltbegriff.

In diesen recht geschmackvollen und anregenden Erörterungen kann man den Ausdruck der jetzt zur Herrschaft gelangenden Durchschnittsmeinung finden; doch ist augenscheinlich der Verfasser durch eigenes Nachdenken zu der gleichen Ueberzeugung wie viele seiner Zeitgenossen gekommen.

M. D.

Aus Fortunios Erinnerungen. Von Emile Erhard. Illustrirt von Hertha von Warburg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Verfasserin gibt uns hier eine sonderbare, ungewöhnliche Erzählung: Die Lebensgeschichte eines berühmten Hengstes, von ihm selbst erzählt. Fortunio weiht uns selbst in die einzelnen Denkwürdigkeiten seines Lebens ein, und er versteht es trefflich, die Aufmerksamkeit des Lesers von Anfang bis zum Ende wach zu erhalten. Die angeführten Daten und sonstige Angaben über die Abstammung Fortunios sind nach besonderer Genehmigung aus dem großherzoglich oldenburgischen Gestütsbuch entnommen, wie auch die Illustrationen erstmals nach Gemälden der großherzogl. Bildergalerie kopirt werden durften. Das eigenartige Buch wird bei Pferdefreunden und in Sports- und Militärkreisen gute Aufnahme finden.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Below, Dr. Georg von, Das Duell und der germanische Ehrbegriff. Kassel, M. Brunnenmann. M. 1.—

Bertz, Eduard, Das Sabinergut. Roman. Berlin, Schall & Grund.

Beta, Ottomar, Kolonisation in Polen und die Fuchsmühler Bauerntragödie. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. M 1.—

Brandes, Georg, William Shakespeare. Neunte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Bruck, Dr. jur. Felix, Neu-Deutschland und seine Pioniere. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Lage. Breslau Wilhelm Koebner.

Conrad, Hermann, Hamlets gereinigtes Bild. (Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern. Herausgegeben von Hans Delbrück. Band 81, Heft 3). Berlin, Hermann Walther.

Conrad, Professor Dr., Hermann, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, Hermann Walther.

Delman, Gustav, Der Verbrecher. Ein psychologisches Problem. Leipzig, Wien, M. Breitenstein.

Drachmann, Holger, Tausend und eine Nacht. Drama in fünf Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Zschalig. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Epstein, S. S., Paul Bourget als Lyriker. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Falke, Robert, Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. 1. Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Graue, Paul, Zur Selbstverantwortung. Zwei Predigten. Weimar, L. Thelemann. M. —.50.

Greppi, Giuseppe, Un Gentiluomo Milanese Guerriero-Diplomatico 1763—1839. Appunti Biografici sul Bali Conte Giulio Litta-Visconti Arese. Milano, Tipografia Lombardi.

Güttler, Dr. C., Psychologie und Philosophie. Ein Wort zur Verständigung. München, Piloty und Loehle.

Herzel, Theodor, Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Leipzig, Wien, M. Breitenstein.

Jamitsch, Julius, Der orientalische Teppich als Vorbild. Kritik und Vorschläge. Breslau, Maruschke und Berendt. M. 1.—

Jugend, Münchner illustrirte Wochenschrift für Kunst und Leben. 1. Jahrgang (1896) Nr. 9/12. München, G. Hirth.

Käuffer, Paul, Ingenieur, Energie-Arbeit. Schnelles Arbeiten ist teurer als langsames Arbeiten. — Die Kräfte-Diagramme. Die spezifische Wärme der Luft (der Gase). Der Vorgang, wenn Luft in Folge von Erwärmung sich auf grösseres Volum ausdehnt. »Energie« im Allgemeinen. Mainz, Victor von Zabern. M 1.—

Kempner-Hochstädt, Max, Medea. Modernes Schauspiel in vier Akten. Berlin, Leipzig, T. Trautweinsche Buchhandlung.

Kirchbach, Wolfgang, Eginhardt und Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Wien, Leipzig, E. Piersons Verlag. M 1.50.

Königsberger, Dr. Leo, Hermann von Helmenholtz' Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik und Mechanik. Leipzig, B. G. Teubner.

Kunad, Paul, Neue Dichtungen. Vierte Sammlung. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag.

Lassar-Cohn, Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.

Leimbach, Karl L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Sechster Band, zweite Lieferung. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung.

Lüdecke, Carl, Betrachtungen über den Stand gegenwärtiger Kunst. Breslau, Maruschke und Berendt. M. 1.50.

Maurer, Georg Ludwig von, Einleitung der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. Zweite Auflage. Mit einleitendem Vorwort von Heinrich Cunow. Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung.

Müller-Guttenbrunn, Direktor, Der suspendirte Theaterdirektor. Rede gehalten am 24. Februar 1896 in der außerordentlichen General-Versammlung des Raimund-Theater-Vereins in Wien. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Naudé W., Die Getreidehandelspolitik der Europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Berlin, Paul Parey. M. 11.—

Nigra, Graf Constantin, Idyllen. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Erdm. Edler. Wien, Wilhelm Frick.

Pensa, M. Henri, L'Egypte et l'Europe. (Publication du Comité d'Egypte, Nr. 2.) Paris, Joseph André & Co.

Rabenlechner, Dr. Michael Maria, Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Erster Band: Hamerlings Jugend. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Schroeder, Eduard August, Das Recht der Wirtschaft. Kritisch, systematisch und kodifizirt. Sozialwissenschaftl. Rechtsuntersuchungen. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Stauffer, Albrecht, Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. München, Leipzig, R. Oldenbourg. M. 7.—

Zirkel, F., Ceylon. Vortrag gehalten im Verein für Erdkunde zu Leipzig am 5. Febr. 1896. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg.*)

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

(Schluß.)

Versailles, 20. November 1870.

Der ganz genau bestimmte Tag des großen Ausfalls ist vorüber, und nichts hat sich gerührt — im Gegenteil sind uns Nachrichten zugekommen, welche es überhaupt sehr fraglich erscheinen lassen, ob die Pariser noch einen Ausfall wagen! Die Linie, die Moblots und die Nationalgarde sollen sich ob des Ausfalls in den Haaren liegen. Die beiden ersteren Kategorien der Vaterlandsverteidiger finden, daß sie seither auf Vorposten und bei den Ausfällen sich genugsam aufgeopfert haben, und daß nunmehr die Pariser Nationalgarde auch einmal ins Vordertreffen gehen könnte. Die Nationale findet aber nun einmal ihre alleinige Aufgabe darin, hinter den sicheren remparts zu liegen, und ehe sie dieses ihr unveräußerliches Menschenrecht aufgibt, mögen die Preußen lieber Paris durch Hunger bezwingen. Was liegt an Paris, wenn nur die Menschenrechte gerettet werden! — Trochu, der diese heldenhafte Armee kommandirt, ist zu klug, um nicht einzusehen, daß ein Ausfall, der nicht zur Vereinigung mit der Loirearmee führt, zweck- und resultatlos sein muß. Er wartet auf Gambettas und Kératrys Erscheinen vor den Mauern von Paris. Er wird wohl lange warten können, denn die Loirearmee ist nach dem Siege über Tann, also volle zehn Tage unthätig und unbemerkt geblieben. Ihre Zeit ist vorüber, und sie wird an Paris nicht mehr herankommen! — Ich höre zu meinem Leidwesen wiederum von mehreren Seiten, daß König und Kronprinz weiblicherseits unablässig beschworen werden, Paris nicht zu bombardiren. Auf das Glückwunschtelegramm des Königs an die Königin-Witwe, welche am 13. ihren Geburtstag feierte, antwortete diese: Das einzige Geschenk, welches der König ihr machen solle, sei das Versprechen, Paris zu schonen. Sehr urteilsfähige und mit den höchsten Regionen vertraute Leute versichern ganz bestimmt: Es wird kein Schuß gegen Paris gethan! —

*

*) Das Werk, dem dieser Abschnitt und die in den vorhergehenden Heften veröffentlichten Teile entnommen sind und das auch die Aufzeichnungen des Grafen Frankenberg aus dem Kriege von 1866 enthält, wird demnächst im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen.

Digitized by Google

Versailles, 22. November 1870.

Garibaldi hat nach heute eingegangenen Meldungen dem X. Corps eine Munitionskolonne und mehrere hundert Gefangene bei Chatillon fur Seine abgenommen. Der Vormarsch des Großherzogs von Mecklenburg auf Le Mans wird aufgehalten, weil man im Hauptquartier entdeckt hat, daß in seiner rechten Flanke Kératry mit 25000 Mann in einem befestigten Lager steht. Dies sind die schlimmen Nachrichten der letzten 24 Stunden. „Wir brauchen einen eklatanten Sieg!" hat gestern Blumenthal gesagt. Dieses Wort charakterisirt treffend das Unerquickliche der ganzen Lage. Wir stehen auf dem prekären Punkte, daß unsere Armee von Unmut erfüllt wird, Deutschland laut zu murren beginnt, die Franzosen neuen Mut und Uebermut gewinnen und die übrige Welt Zweifel zu hegen beginnt, ob wir mit Frankreich fertig werden. Die europäische Diplomatie wird sehr rasch zur Hand sein mit neuen Interventionen, und diese dürften jetzt sehr energisch lauten, da Rußland in rücksichtslosester, aber geschickter Weise die orientalische Frage urplötzlich aufgenommen hat. Den Pariser Vertrag von 1852, welchen Europa unterzeichnet und garantirt hat, zerreißt Rußland sans phrase und wirft ihn den Garantiemächten ganz einfach vor die Füße. England ist bis ins Innerste aufgeregt, Oesterreich empfindlich getroffen, Italien und Frankreich schweigen noch und auf Preußens, Deutschlands Ausspruch wird mit lebhaftester Ungeduld gewartet und mit lebhafter Energie gedrungen. Ich komme immer wieder auf meine alte Behauptung zurück, das einzige wirklich geltende Recht, das so alt ist wie die Welt und so lange bestehen wird wie diese selbst, ist das Recht des Stärkeren. Wäre mit Paris eher ein Ende gemacht worden, diese ganze Komplikation wäre ausgeblieben. Der schlimme Fehler, der hier begangen worden ist, unthätig sich vor die Stadt zu legen und dabei doch noch die Truppen im Bereiche des Geschützfeuers liegen zu lassen, wird täglich evidenter und leider auch unverbesserlicher. Der Artilleriegeneral Herkt hat gestern gesagt: „Wer heut noch verlangt, daß Paris durch Beschießung genommen wird, der verdient ins Irrenhaus gesperrt zu werden!" Der alte Herr hat recht, und die Meinung, welche ich seit langer Zeit hegte, daß mit dem Moment, wo unsere Artillerie mit ihren Vorbereitungen zum Angriff fertig sein würde, die Pariser mit ihren Gegenvorbereitungen zur Abwehr auch fertig sein würden — diese Meinung wird sich fast mathematisch genau bewähren.

*

Versailles, 23. November 1870.

Ich war heute mit dem Fürsten Putbus zu Tisch bei dem Bundeskanzler. Graf Bismarck bewohnt eine hübsche Villa in der Rue de Provence mit seinem diplomatischen Stabe, bestehend aus dem Grafen Bismarck-Bohlen, Hatzfeldt, Herrn von Keudell, Lothar Bucher und dem alten Geheimrat Abeken. An seiner Tafel speisen noch etwa zehn Beamte und Sekretäre des Auswärtigen Amts mit. Bismarck sitzt am oberen Ende der langen Tafel und beherrscht natürlich das Gespräch vollständig mit Wort und Blick. Er war heute sehr aufgeräumt

Digitized by Google

und heiter und klagte nur über Mangel an Schlaf, sonst fühle er sich im ganzen wohl. Er sprach mit der ihm eigenen Ungezwungenheit und Offenheit über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, welche ihm im Kopfe herumgingen, und fällte so scharfe Urteile über verschiedene hoch- und höchstgestellte Personen, daß ich nicht umhin konnte, verstohlene Blicke auf die Dienerschaft zu werfen, welche die Tafel umstand.

Er kam auf den Reichstag zu sprechen, der heute in Berlin eröffnet wird. „Ich hatte ursprünglich vor," — so bemerkte er — „zum Reichstag nach Berlin zu reisen, als ich mich aber fragte, ob mein Körper es aushalten würde, drei Tage und ebenso viele Nächte zu fahren, sodann vierzehn Tage eine aufreibende parlamentarische Campagne durchzumachen und demnächst hierher zurückzueilen, um mit Frankreich einen für Deutschland segensreichen Frieden abzuschließen, da mußte ich mir sagen, daß dies über meine Kräfte gehe. Uebrigens war auch der König durchaus gegen meine Reise. „Sie werden mich doch hier mit den Europäern nicht allein lassen?" entgegnete er auf meine erste Andeutung, und der hohe Herr hat recht. Die Noten und Depeschen, welche nur der Eingeweihte beurteilen und beantworten kann, jagen sich jetzt hier so sehr, daß ich durchaus unabkömmlich bin. Nimmt der Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten an, so ist die Session in vierzehn Tagen beendet; mäkelt er aber daran herum und findet er das zu wenig, was wir hier erreicht haben, so sind meine Dispositionen getroffen. In diesem Falle wird der Reichstag bis Weihnachten versammelt bleiben, und bis dahin bin ich selbst dort" — fügte er mit bedeutsamem Lächeln hinzu.

„Es ist eine sehr schwere Verantwortung für mich," — fuhr Bismarck fort — „hier allein Verträge abzuschließen und Abmachungen zu treffen, die für die Zukunft von entscheidendster Bedeutung sind. Ich bin in schlecht geregelter Verbindung mit der Heimat, habe keine Akten zur Hand, und doch muß ich entscheiden: dies nehme ich an, jenes nicht. Ich setze mich der herbsten Kritik für mein ganzes Leben aus, wenn die mit den süddeutschen Staaten getroffenen Abmachungen übel ausschlagen, und doch läßt der Erfolg sich so wenig vorausberechnen wie der nächste Abzug im Pharao."

Ich war betroffen über diese Bemerkungen; zeigten sie doch nur allzu deutlich, welche Schwierigkeiten bei Regelung der Verhältnisse mit Süddeutschland Schritt auf Schritt zu bewältigen sind. Ist es nicht traurig, zu sehen, daß trotz des gemeinsam vergossenen Blutes, trotz der gemeinsam erfochtenen herrlichen Siege, doch der Sondergeist und das Mißtrauen in Deutschland noch so mächtig sind, daß der klarste und mächtigste Kopf der Nation solch ein Wort ausspricht über das Gelingen des Gusses, mit welchem er Deutschlands Einigung zu vollenden unternimmt? Darf man da freudige Hoffnung hegen und Zutrauen in die Zukunft setzen?

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben!"

Digitized by Google

Und der Segen wird uns doch nicht fehlen, das hoffe ich felsenfest. Gott hat so Wunderbares an Deutschland gethan, daß er seine segnende Hand jetzt auch nicht abziehen wird, wo wieder ein so gewaltiger Schritt zur Vollendung des Werkes geschieht.

„Heute abend" — fuhr Graf Bismarck fort — „denke ich den Vertrag mit Bayern zu unterzeichnen. Ich hoffe, der Reichstag ist klug genug, um einzusehen, daß nicht mehr erreichbar war, und daß er nicht verwirrt, was ich mühevoll zu stande gebracht habe."

Ich fragte, was wohl die Bayern als Sondergelüste für sich behalten hätten?

„Post, Telegraphie, Eisenbahnen, selbständige Armee mit Ernennung der Stellen in derselben, beschränktes Gesandtschaftsrecht, das behalten sie sich vor — im übrigen nehmen sie die Bundesgesetzgebung voll an. Wenn ich also die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, die Präsenzstärke von 1 Prozent der Bevölkerung mit der dreijährigen Dienstzeit in Anschlag bringe und die übrige gemeinsame Gesetzgebung, so ist der Fortschritt ein so bedeutender, daß ich ihn nicht zurückweisen kann. Hoffentlich denkt man zu Hause daran, mit welcher Freude noch vor drei Monaten solch eine Uebereinkunft begrüßt worden wäre, gegen die man jetzt nicht genug zu mäkeln hat. Man glaube ja nicht, daß die Bayern durch diesen Krieg mürbe und kleinmütig geworden sind. Im Gegenteil! Sie haben sich tapfer geschlagen, haben im Vergleich zu 1866 ihr kriegerisches Selbstgefühl neu gewonnen und befestigt. Sie sind jetzt hartnäckig, weil sie sich stark fühlen."

*

Versailles, 26. November 1870.

Heute sagte mir General Werder, der als Generaladjutant in unmittelbarster Nähe des Königs verkehrt: „Geschossen wird nicht werden. Der König zwar will es, aber die anderen nicht!" Also der König und Bismarck wollen und können ihren Willen nicht durchsetzen; wer, zum Teufel, ist denn aber der, welcher hier zu wollen und zu befehlen hat?

*

Versailles, 27. November 1870.

Heute Nacht haben die Franzosen von allen Forts, vom Valérien bis Charenton, ein so tolles Geschützfeuer unterhalten wie noch niemals seit Beginn der Einschließung von Paris. Das Feuer dauerte von 11 bis 12 und von 1/2 3 bis zum Morgen. Gemeldet sind bis jetzt an Toten und Verwundeten bei dem V. Corps 5 Mann, (bei dem XI.?), Bayern 3 Mann, VI. Corps 5 Mann. Es hieß, bei dem VI. Corps sei an der Seine auch ein Ausfall zurückgeschlagen worden. General v. Tümpling habe eine Siegesbotschaft ins Hauptquartier gesendet. Ich ritt sofort hinüber, hörte aber von Herrn v. Studnitz, dem Delegirten in Villeneuve, daß ein Gefecht keineswegs stattgefunden, sondern nur das furchtbare Granatfeuer der Forts die Nachtruhe gestört habe. In Choisy, welches ganz und gar im Bereiche der Granaten liegt, liefen die Soldaten bei Beginn der Kanonade vorwärts gegen die Forts hin. Die Granaten gingen da

Digitized by Google

alle über sie hinweg. Als das Schießen um Mitternacht endete, gingen sie wieder in ihre Quartiere. Da begann um drei Uhr das Feuer von neuem, und eine der ersten Granaten tötete und verwundete fünf Mann in einem Zimmer! Wenn doch die großen Herren, welche seit $2^1/_2$ Monat die Truppen im Bereich dieses fürchterlichen Geschützfeuers kampiren lassen, nur eine solche Nacht bei den Vorposten zubringen wollten, sie würden gründlich kurirt werden von der Theorie, daß es am besten und klügsten sei, Paris zu cerniren, bis es sich ergibt.

Die Pontusfrage legt sich à l'amiable bei. Gortschakoff sandte an England und Oesterreich sehr beruhigende, versöhnende Noten, die denn auch gleich kräftig wie ein Arnikaumschlag auf einen Faustschlag wirken. Die Panik der europäischen Börsen ist vorüber. Bismarck scheint eine Konferenz in Stambul proponirt zu haben, damit ist er das „europäische diplomatische Interventionsgesindel" los. Um so besser für uns, wenn die Interessen der edlen Bewohner Albions ganz in Beschlag genommen sind von der orientalischen Frage! Dem großen Werke der Vollendung des Deutschen Reichs werden dann die Krämerseelen jenseits des Kanals kein Hindernis in den Weg legen. Mögen sie immerhin den Franzosen Waffen liefern, das bekümmert uns sehr wenig. Diese Waffen fallen doch großenteils in unsere Hand! — Preußen hat den orientalischen Krieg nicht mitgeführt, und unser Vertreter Manteuffel wurde nur nach einigen Schwierigkeiten zur Pariser Konferenz zugelassen. Jetzt wendet sich alles rasch an uns, um Beilegung des drohenden Kampfes zu verlangen. Odo Russell ist im Hauptquartier eingetroffen und hat Bismarcks gute Dienste erbeten. Diese werden bereitwillig gewährt, und so stellt sich Preußen als Vermittler des europäischen Konflikts dar. Die Verwicklung wendet sich daher ganz zu unseren Gunsten und Bismarck wird seine „guten Dienste" gewiß vortrefflich zu verwerten wissen. Er wird sich die aufdringlichen Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich nunmehr prächtig vom Halse halten können.

Ich bekam gestern schon die Eröffnungsrede Delbrücks im Reichstage durch meine Zeitung (welche am dritten Tage morgens hier eintrifft). Niemals wohl sind in einer kurzen Thronrede und in ruhigerer, einfacherer Sprache der deutschen Nation so glückliche und gewaltige Ereignisse verkündet worden! Vier Monate sind es her, daß der Reichstag sich trennte unter dem beklemmenden Bewußtsein, daß dunkel und ungewiß die furchtbarste Krisis der Entscheidung der Geschicke des Vaterlandes urplötzlich hereingebrochen sei. Nicht nur die mühsam und blutig gelegten Fundamente eines deutschen Staates und die Anbahnung nationaler Einheit, nein, auch die territoriale Existenz, die Grenzen Deutschlands in Ost, West, Süd und Nord standen in Frage, die Blüte, der Wohlstand, das Gedeihen der Nation schwebten auf der Spitze des Schwertes, das aus der Scheide flog — heut bestätigt die Thronrede: I. Mit Gottes Hilfe ist der erfolgreichste Friede gesichert, Deutschlands Grenzen erweitern sich zur Sicherung des Vaterlandes durch die Wiedervereinigung abgerissener Provinzen. II. Mitten im Getümmel des Krieges wurde das Werk der Einigung ganz

Digitized by Google

Deutschlands mächtig und glücklich gefördert: die Verträge mit den vier Südstaaten werden dem Reichstage vorgelegt werden, damit er dem Einigungswerke die Genehmigung erteile.

Ich bedaure es schmerzlich, daß ich nicht im Reichstage anwesend sein kann, um mein lautes, freudiges „Ja!" zur Aufnahme der Süddeutschen in den Bund zu rufen. Ich schwankte, ob ich den Kronprinzen nicht um Urlaub bitten sollte. Die bestimmte Erwartung des großen letzten Ausfalls aus Paris und des dann rasch folgenden Falles der Stadt hielt mich hier zurück. Heute steigen Zweifel in mir auf, ob diese Erwartung nicht getäuscht werden und der Reichstag seine Session nicht beendet haben wird, ehe Paris ausfällt und dann wirklich fällt. Es würde mir außerordentlich leid thun, wenn ich hier geblieben wäre, um noch einen so ereignis- und erfolglosen Monat zu durchleben, wie der letzte gewesen ist, und unterdes in Berlin bei den wichtigsten, folgenschwersten Verhandlungen des Reichstags gefehlt zu haben.

*

Versailles, 28. November 1870.

Der November wird hoffentlich gut abschließen und damit den ungünstigen Eindruck verscheuchen, den er bisher gemacht hat. Er brachte uns allerdings vier feste Plätze: Verdun, Neu-Breisach, Thionville und La Fère, aber sonst nur die Schlappen gegen die Garibaldiner bei Chatillon, die Niederlage der Bayern bei Orleans und die Fortsetzung der erfolglosen Unthätigkeit vor Paris. Heut liefen drei günstige Nachrichten ein: Die Festung La Fère kapitulirte und brachte uns 2000 Gefangene und 70 Geschütze ein. Eine Abteilung Garibaldiner wurde total geschlagen und zersprengt, 300 Gefangene gemacht, die Bagagen genommen. Vor Amiens schlug Manteuffel die Nordarmee und warf sie bis in die Festung hinein, nahm 700 Gefangene und 1 Geschütz. Bei Orleans fanden glückliche Rekognoszirungsgefechte statt, ein französischer Brigadegeneral wurde dabei gefangen.

Am Abend bei Tisch kam an Moltke die Depesche an: „Amiens genommen, Nordarmee geschlagen!"

Krupp schickt als Geschenk 20 kleine einpfündige Kanonen zum Abschießen der Pariser Ballons; dieselben schleudern ein kleines explodirendes Geschoß eine Meile weit, sind leicht beweglich und können eine Elevation bis 90 Grad durch einfache Handbewegung bekommen. Man wird sie wohl zuerst auf den täglichen Observationsballon verwenden, der früh und abends über dem Champ de Mars in bestimmter Höhe ziemlich regungslos feststeht. Es muß ein entsetzlicher Effekt sein, wenn dieser Ballon getroffen wird. Die 40 bis 50000 Kubikfuß Gas, die er enthält, werden eine Explosion abgeben, die ganz Paris in Schrecken versetzt. Gondel und Menschen, die er trägt, werden wohl ebenso in Atome verschwinden, wie der Ballon selber. Wird er aber auch gar nicht getroffen, so werden die kleinen Sprenggeschosse, die auf einmal ganz unangemeldet mitten in der Stadt platzen, einen seltsamen Effekt unter den bis jetzt so sicheren und unbesorgten Parisern machen. Von der Kronprinzschanze übers Champ de Mars trägt das

Digitized by Google

Geschoß gerade nach den Champs Elysées und Tuilerien. Ob es nicht sofort trahison heißen wird, wenn es da urplötzlich knallt und niemand weiß, woher die Explosion kommt? Wenn das der letzte Anstoß zur Kapitulation wäre! — Wenn die Ballonkanönchen Paris bezwängen!

Ich bin zu gutmütig, um unseren Artilleristen, die immer noch nicht Munition genug haben, diesen vernichtenden Erfolg zu wünschen.

Man proponirte heute im Hauptquartier: wir sollten unsern Belagerungspark gegen Erstattung der Transportkosten an die Pariser vermieten. Sie wünschen sich dringend Kanonen, und wir haben sie seit sechs Wochen hier stehen und doch absolut keine Verwendung dafür!

*

Versailles, 29. November 1870.

Prinz Friedrich Karl meldet von gestern: Das X. Corps, angegriffen von überlegenen Kräften, konzentrirte sich bei Beaune la Rolande (südlich von Pithiviers) und behauptete sich siegreich. Nachmittags kamen in meiner Anwesenheit die V. Division und I. Kavallerie-Division zu Hilfe. Unser Verlust ungefähr 1000 Mann, der des Feindes weit beträchtlicher. Mehrere hundert Gefangene in unseren Händen. Das Gefecht endete nach 5 Uhr abends.

Die Fassung der Depesche gefällt mir nicht. Ein Sieg ist schwer dabei herauszulesen. Das leidige Wort konzentriren macht mir schon die Sache nicht ganz schmackhaft. Hoffentlich hielt nur Bescheidenheit den Prinzen ab — einen Sieg zu verkünden.

*

Versailles, 30. November 1870.

Meine Hoffnung trog nicht! Erst am Tage nachher erkannte man den wirklichen Sieg. 1000 Tote ließen die Franzosen liegen, 1600 Gefangene wurden eingebracht. Der Gesamtverlust wird auf 6 bis 7000 Mann geschätzt. Das ist herrlich und die Loirearmee damit wohl momentan unschädlich; leider wurde die Verfolgung verabsäumt, und heute weiß man nicht genau, wohin sich die abgewiesene Armee gewendet hat. Der stete Fehler unserer Kriegsführung ist also wieder einmal gemacht worden trotz der Menge Kavallerie, welche gerade dem Prinzen zur Verfügung steht!

Die Citadelle von Amiens hat sich auch ergeben, also in Süd und Nord glückliche Streiche.

Die Pariser unterhalten seit zwei Nächten ein wahres Höllenfeuer aus allen ihren Forts und Batterien. In Versailles hörte man die Kanonade so stark, daß die hohen Herren von sämtlichen Hauptquartieren und Stäben im Schlafe arg beunruhigt wurden. Draußen auf den Vorposten muß es entsetzlich gewesen sein, denn Schuß auf Schuß und Schlag auf Schlag kamen die riesigen Granaten gesaust, und wohin sie treffen, ist Tod und Verderben sicher. Bei dem VI. Corps blieben in einem Zimmer in Choisy 5 Mann tot, bei den Bayern 3 Mann von einer Granate. Die Orte La Rue, L'Hay und Chevilly vor der Schanze von Villejuif wurden ganz besonders von einem Eisenhagel überschüttet, und

Digitized by Google

um 6 Uhr morgens begann ein kräftiger Ausfall und Sturm auf diese Ortschaften, welche eigentlich nur noch Trümmerhaufen sind. Die Franzosen meinten, die Schlesier müßten vor dem unerhörten Geschützfeuer entweder davongelaufen oder alle getötet worden sein. Als sie anstürmten, wurden sie aber aus Schützengräben, Feldschanzen, hinter Barrikaden und Wällen von so wohlgezieltem Schnellfeuer empfangen, daß ihr Ansturm bald stockte und nach zweimaligem Versuch gründlich abgeschlagen wurde. Ich kam mit Putbus auf das Gefechtsfeld um 11 Uhr, als die Verwundeten zusammengeholt wurden und die französischen Internationalen herauskamen, um ihre Verwundeten zu holen. Ich ritt durch La Rue bis an den Ausgang des Ortes, der 1500 Schritte von der Schanze Villejuif liegt. In vielen Häusern lagen Verwundete; im Schlosse war ein Verbandplatz. Ich sah Scenen der ärgsten Verzweiflung. Ein 63er rief mich an und klagte, daß er sterben müsse. Er habe einen Franzosen, der mit weißem Tuche winkte, gefangen nehmen wollen; dieser habe ihn jämmerlich flehend auf zwei Schritte herankommen lassen und ihn dann durch den Leib geschossen. „Ich schoß die Bestie gleich durch den Kopf, aber ich muß doch auch sterben." Der arme Mensch hatte recht, der Tod stand ihm schon auf dem Gesicht geschrieben. Die Offiziere, sowie die Soldaten klagten alle, daß auf der Schanze die rotweiße Fahne ausgesteckt worden sei, und als die Soldaten hinausgingen, um die Verwundeten aufzuheben, kam eine Salve und tötete 4 Mann! — Der Gesamtverlust des VI. Corps in diesem tapferen Gefechte ist 100 bis 120 Mann tot und verwundet von den Regimentern 10, 62 und 63. Die Franzosen ließen über 300 Gefangene, eine Menge Verwundete und sehr viel Tote in unseren Händen. Ihr Verlust kann 900 bis 1000 Mann betragen.

Ich kam abends zu Pleß, um ihm Rapport und Verlustliste zu geben; er empfing mich mit der Botschaft: wir müßten nach Berlin, um im Reichstage die Verträge mit Süddeutschland durchzusetzen. Delbrück und Friedenthal telegraphirten dringend, und so müssen wir auf Bismarcks Verlangen aus dem Hauptquartier nach Berlin. Ich unternehme die Fahrt gern, da ich der Pflicht folge, die schwerer wiegt als diejenige, welche mich hier festhält. Zur Kapitulation von Paris werde ich gewiß wieder hier sein, und unterdes kann ich die Meinen und das Vaterland wiedersehen. Ob ich bis in die Heimat gehen werde, bezweifle ich sehr.

*

Versailles, 30. November 1870.

Fürchterliche Kanonade die ganze Nacht hindurch. Gewaltiger Ausfall gegen Sachsen und Württemberger in der Mittagsstunde. Die Dörfer Champigny, Creteil, Bonneuil wurden von den Franzosen erstürmt. Um 4 Uhr waren sie wieder hinausgeworfen, als die pommersche IV. Division zur Unterstützung mit 2 Brigaden eingriff. Ob auch Champigny schon wieder genommen ist, scheint noch zweifelhaft. Jedenfalls ist aber der Hauptangriff der Franzosen wieder nachdrücklich abgewiesen. Sie warteten sicherlich auf das Erscheinen der Loirearmee. Die treibt aber hoffentlich Prinz Friedrich Karl heut zu Paaren.

Digitized by Google

Ich ging nach Tisch zu Bismarck, um zu hören, was er mir für den Reichstag mitgeben wolle. Er hält die Lage für ernst und glaubt kaum mehr an ein Durchgehen der Verträge mit den süddeutschen Staaten. „Ich habe von Bayern mehr verlangt," — so sprach er lebhaft — „als Bennigsen und Lasker eigentlich gefordert haben, als sie in München waren, um sich mit den dortigen Führern der Liberalen zu verständigen. Sie haben mir eigentlich durch zu billige Bedingungen das Geschäft erschwert und beinahe verdorben. Das wird sie aber gar nicht hindern, jetzt zu behaupten, ich hätte zu wenig durchgesetzt.

„Verwirft der Reichstag die Verträge, so müssen wir bis 1877 so weiter existiren wie bisher. Norddeutschland bleibt für sich und Süddeutschland auch; was aber bis dahin geschieht, das weiß der Himmel. Die Herren werden dann selber zusehen müssen, wie sie bessere Verträge erlangen. Verwirft der Reichstag die Vorlagen der verbündeten Regierungen, so kommt umgehend die Nachricht: Der Bundeskanzler hat seine Demission gegeben. Tags darauf kommt die Nachricht: Der König hat die Demission abgelehnt und den Reichstag aufgelöst, um durch Neuwahlen an das Volk zu appelliren und zu zeigen, daß er und die verbündeten Regierungen Wert, hohen Wert auf das Zustandekommen der Verträge legen."

Ich entgegnete, nimmermehr könne ich glauben, der Reichstag, welcher doch die nationale Politik mit seinem Kanzler gefördert habe, werde sich im jetzigen Moment einen Grabstein setzen, der das deutsche Volk mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllen müsse.

„Ganz richtig," — fiel der Graf ein — „Deutschland wird trauern und unsere Feinde ringsum werden frohlocken. Wir selber werden vielleicht die Sache gar nicht so ernst nehmen, aber das Ausland wird an die tiefste Zerrissenheit und an die Unmöglichkeit jemaliger Einigung Deutschlands fest glauben. Der Friedensschluß, vor dem wir stehen, wird dann unendlich erschwert und sicherlich ungünstiger für uns werden.

„Ich höre auch," — sagte er abspringend — „daß die Liberalen durchaus einen Kaiser verlangen. Den sollen sie haben, das verspreche ich ihnen. Es ist alles dazu eingeleitet und im besten Gange."

Zum Abschiede sagte er nochmals mit feierlichem Nachdruck: „Halten Sie fest in Berlin! Wenn wir jetzt die Einigung nicht zu stande bringen, ist sie auf Jahre hinaus verloren."

*

Berlin, 4. Dezember 1870.

Bei hellem, hartem Frostwetter fuhr ich am 1. Dezember mit Pleß und Max Saurma von Versailles nach Lagny. Paris verhielt sich heut vollkommen ruhig. Bei Villeneuve begegneten wir einem Teil des II. Corps, das in Gefechtsaufstellung rückte. Vor Le Piple kam uns eine Brigade des VI. Corps entgegen, die gestern den Württembergern zu Hilfe marschirt war. Die Württemberger standen zum Teil in Biwaks an lohenden Feuern. Mir schien nach alledem für morgen früh eine neue Aktion sich vor-

Digitized by Google

zubereiten. Wahrscheinlich wollen wir Champigny den Franzosen wieder abnehmen.

In Lagny übernachteten wir bei v. Witzleben, dem Etapendelegirten, und fuhren am andern Morgen fünf Uhr bei strenger Kälte mit dem Postzuge nach Straßburg ab. Die erste Strecke der Bahn mit mehreren hergestellten hölzernen Marnebrücken und dem weiten Umgehungsbau des gesprengten Tunnels von Nanteuil war ziemlich halsbrecherisch. Weiterhin durchflogen wir la belle France schnell und sicher. Ein großartiger Verkehr fand auf der Bahn statt, welche jetzt Etapenstraße für alle unsere Armeen ist. Proviant, Munition, Gefangene, Sanitätszüge, Wagenpark für die Belagerungsartillerie, Nachschub von Ersatztruppen, das alles flog an uns vorüber. Als die Sonne sank, kamen wir ans Moselthal, das die deutsche Grenze bilden soll. In Toul bemerkten wir tüchtig zerschossene Erdwälle, in Straßburg waren enorme Verheerungen im Mondlichte sichtbar. Mauerwerk und Erdwälle lagen in Trümmern. Der hohe Münsterturm ragte düster in die Luft. Die schöne Rheinbrücke war am badischen Ufer mit Holzgitterwerk hergestellt. Ich begrüßte mit Freuden den schimmernden Rheinstrom und dachte an die bangen Gefühle, mit denen meine Brust vor vier Monaten belastet war, als ich zum Beginne des Riesenkampfes den Strom überschritt. Hoffentlich sieht er bald unsere siegreichen Heere fröhlich und jubelnd heimwärts ziehen.

Auf der badischen Staatsbahn angekommen, gingen Unpünktlichkeit und Bummelei los. In Heidelberg versäumten wir den Anschluß an den Kurierzug und blieben drei Stunden, in Frankfurt zwei Stunden, in Halle aber fünf Stunden liegen, so daß wir erst am 4. in Berlin eintrafen.

Ich finde glücklicherweise die Stimmung im Reichstage den Verträgen so günstig geworden, daß eine Gefahr der Ablehnung bereits nicht mehr existirt. Es muß noch abgewendet werden, daß nicht Amendements und Verbesserungsanträge gestellt werden. Die Freikonservativen sind einig bis auf zwei Stimmen, Renard und Lichnowsky, die wahrscheinlich auch ihre Meinung ändern werden, sobald der eine erfährt, daß er mit dem andern ganz allein gleicher Meinung ist.

Berlin hat eine gänzlich unbekannte, seltsame Physiognomie. Keine Lieutenants in den Straßen, keine Gardisten unter den Linden, wer soll da die norddeutsche Metropole wiedererkennen?!

Ich überbrachte Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin zwei Briefe ihres hohen Gemahls. Die hohe Frau ließ mir in das Wartezimmer sagen, sie wolle mich sprechen, sobald die Königin fort sei, mit welcher sie einen Bazar ordnete. Ich harrte eine Stunde, dann kam ein Lakai und meldete mir, Ihre Majestät sei jetzt fort. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien die Kronprinzessin, in Pelz und Baschlik gehüllt. Ich fand ihr Aussehen nicht gut und ihre Laune dementsprechend. Als ich aber gute Nachrichten über das Befinden ihres hohen Gemahls und unser aller Wunsch nach baldiger Rückkehr melden konnte, da hellte sich ihr Antlitz freudig auf. Wie sie nun die Frage an mich stellte, ob Paris sich noch lange halten würde, antwortete ich

Digitized by Google

sehr entschieden: „Wenn wir nicht schießen, noch zwei Monate!“ Die Prinzessin machte eine heftige, abwehrende Bewegung mit beiden Händen. Ich ging nun darauf los, der Prinzessin die Leiden und die entsetzliche Lage der Armee unter dem Feuer der Forts zu schildern. Ich machte ihr kein Hehl aus der verzweifelten Mißstimmung der Truppen und aus den Verlusten, welche die Unthätigkeit uns schon gekostet habe. Ihre Königliche Hoheit hörte mit großen Augen zu, dann fiel sie mir ins Wort: „Sie werden sich ergeben, ohne daß wir schießen.“ Ich machte eine Verbeugung und schwieg. Die Kronprinzessin befahl mir, vorzusprechen, ehe ich nach Versailles zurückkehre, und schloß die Audienz.

*

Berlin, 5. Dezember 1870.

In der Reichstagssitzung fand ich sehr freundliche Begrüßung allerseits. So wenig das eiserne Kreuz in den Hauptquartieren noch Bewunderer und Neider findet, so viele entdeckte ich hier in dieser hohen Versammlung. Die Debatten waren recht interessant. Delbrück leitete mit einer sehr klaren historischen Darlegung des Entstehens der Verträge mit den Südstaaten und mit einem staatsmännischen Ueberblick über das Ganze ein. Er ließ mehr als klar durchblicken, daß Bayern nicht bloß die größten Anforderungen in partikularistischem Sinne gestellt, sondern auch Württemberg und Hessen zur Verstärkung ihrer Postulate gereizt habe. Dann wies er nach, daß die wichtigsten Ziele staatlicher Einigung erreicht seien und mit den gemachten Konzessionen die Verfassung sich werde durchführen und handhaben lassen. Besonders betonte er die Wichtigkeit des Zusatzes zu § 11, welcher besagt, daß nur mit Zustimmung des Bundesrates das Bundespräsidium Krieg erklären dürfe, außer im Falle des Angriffs auf Bundesgebiet. Je größer der Bund wird, um so nötiger ist es, dem Auslande gegenüber in der Verfassung selbst zum Ausdrucke zu bringen, was der Bund ist, nämlich ein wesentlich defensives Staatswesen.

Eine mächtige Ueberraschung war der Versammlung für diese Sitzung noch vorbehalten. Friedenthal ergriff plötzlich, gegen eine Abmachung mit Bethusy, das Wort. Er kämpfte für die Verträge und betonte die Aussicht auf die Einigung der Nation unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Von der Linken antwortete man hierauf mit „oho“! Der Redner apostrophirte hierauf Delbrück und provocirte eine Bestätigung seiner Worte. Delbrück erhob sich sofort und teilte in seinem bureaukratischen, näselnden Tone ohne irgend einen Anflug von Erregtheit oder Schwung das Faktum mit, daß König Ludwig von Bayern schriftlich an König Wilhelm die Bitte gerichtet habe, den Titel eines „Deutschen Kaisers“ anzunehmen. Die in Versailles versammelten Fürsten hätten ihre Zustimmung bereits geäußert!

Diese Botschaft traf das Haus gänzlich unerwartet und unvorbereitet. Die Form, in der sie urplötzlich mitten in uns hineingeworfen wurde, war so wenig geschickt und unglücklich gewählt, daß der Freudenruf auf vielen Lippen erstickte und nur ein freudiges Gemurmel die Reihen der Rechten

Digitized by Google

durchlief, während links sogar einige Aeußerungen unangenehmer Heiterkeit bemerkbar wurden.

Die große Botschaft, welche, mit passenden Formen umkleidet, einer der feierlichsten, eindrucksvollsten Akte hätte sein müssen, welcher jemals in einer deutschen Versammlung vor sich gegangen ist und vor sich gehen wird, wurde also zu einem parlamentarischen Fechterspiel, welches nicht einmal fein und galant in Scene gesetzt war. Um das Unbehagliche der Scene voll zu machen, erhielt sofort nach Delbrück der Hannoveraner Windthorst das Wort, unter den Partikularisten und Feinden Preußens der gefährlichste, weil schlaueste und klügste. Er benützte meisterhaft die günstige Gelegenheit, um das Lächerliche der heimlichen Bestellung Delbrücks hervorzukehren und den ganzen Reichstag der Heiterkeit zu zeihen.

Ich war zur Königin zur Tafel befohlen mit einem halben Dutzend preußischer Generale, von deren Namen und Existenz ich keine Ahnung hatte. Ihre Majestät sah sehr wohl aus. Leopold von Ranke war auch zur Tafel. Die Königin fragte ihn: „Sie waren so in Gedanken vertieft, als ich Ihnen heut im Tiergarten begegnete. Worüber sannen Sie nach?" — „Ich dachte an den Deutschen Kaiser!" antwortete der kleine Gnom und wurde mit einem sehr gnädigen Lächeln belohnt.

*

Breslau, 6. Dezember 1870.

Am 6. morgens sah ich in Breslau meine Mutter wieder. Unsere Freude war um so größer, je unerwarteter sie kam. Ich fand sie wie seit Jahren in ihrem Winterquartier heimlich und gemütlich eingerichtet, umgeben von dem gewohnten Verwandtenkreise. Je ungestörter und unveränderter ich hier in der Heimat alles fand, um so mehr freute ich mich, daß die Kriegsfurie ferngehalten worden ist. Mir schaudert, wenn ich nur einen Teil des Elends, das ich jetzt in Feindesland gesehen habe, hierher übertragen fände. Von meinen Freunden hat, Gott sei Dank, dieser furchtbare Krieg noch keinen einzigen dahingerafft. Möchte es so bleiben. Ich kam mir wie ein Träumender vor, als ich in dem munter plaudernden Kreise von Tanten und Cousinen saß und die kleinen Ereignisse der Provinz besprechen hörte. Da fiel dumpf ein Kanonenschuß, und ich meinte, der angenehme Traum sei verschwunden, ich sei wieder in Paris im Bereiche der Forts. Doch nein, was ich für Traum hielt, blieb Wahrheit, und der Kanonenschuß, der mein erregtes Ohr getroffen hatte, war nichts als das Rollen eines schweren Wagens über die Bohlen eines Rinnsteins gewesen. Ich verbrachte zwei Tage in angenehmem Stillleben und kehrte dann nach Berlin zurück, wo im Reichstage die Fortschrittspartei bei allen ihren Versuchen, die Verträge mit Süddeutschland zu amendiren oder ganz zu verwerfen, in verschwindender Minderheit blieb. In dritter Lesung, welche mit einer staatsmännischen und schwungvollen Rede Bennigsens schloß, wurden die Verträge mit allen gegen 32 Stimmen angenommen.

*

Digitized by Google

Berlin, 9. Dezember 1870.

Von Südfrankreich kommen wieder noch neue Nachrichten über blutige Schlachten und Gefechte. Auf dem Marsche von Orleans nach Tours besiegte der Großherzog von Mecklenburg drei feindliche Corps bei Beaugency; Prinz Friedrich Karl schlug die Franzosen bei Gien auf der Straße nach Bourges. Gambetta hat es erreicht, auch Aurelles de Paladines zur Niederlegung seines Kommandos zu zwingen, indem er, noch während die Schlacht bei Orleans tobte, ein Dreimännergericht einsetzte, um den geschlagenen General abzuurteilen.

Daß bei Beaugency noch drei Corps sich wieder gestellt haben, beweist, daß die Loirearmee doch noch nicht vollständig geschlagen war. Es ist entsetzlich, wie viel Blut in diesen letzten acht Tagen wieder geflossen ist! Und ob das wohl nötig war, wenn man Paris eher zum Fall brachte?? Die hartnäckigen Verteidiger der Einschließungstheorie müssen mit Grauen die Verlustlisten lesen, welche täglich anwachsen!

Ducrot, der sich leichtsinnig verschwor, als er am 30. November den großen Ausfall unternahm, gar nicht oder als Sieger nach Paris zurückkehren zu wollen, sitzt faktisch noch vor den Thoren fest. Er hat sich in Vincennes eingenistet, und auch Trochu soll bei ihm sein. In einer Proklamation versprechen sie, die grande trouée an einer andern Stelle zu versuchen. Ich bezweifle sehr, daß sie es noch einmal wagen werden.

Die deutsche Presse aller Parteien geht in dringendem und energischem Tone vorwärts, um die endliche Beschießung von Paris zu fordern. Sogar der hochoffizielle „Zeidler-Korrespondent" fährt kräftig drein. „Es scheint" — sagt er — „daß die famose Neutralität Englands nicht mehr bei Waffenlieferungen stehen bleibt, und daß die Intriguen, welche über den Kanal sich herüberspinnen, bis in die wichtigsten Entscheidungen der Armeeleitung sich hineinziehen."

*

Berlin, 10. Dezember 1870.

Heute meldete der Telegraph neue Siege des Großherzogs von Mecklenburg. Die bei weitem größte Hälfte der Loirearmee hat sich ihm entgegengeworfen und verteidigt die Straße nach Tours. Er warf sie in die forêt de la marche noire, welche ein Schlupfwinkel der Franktireurs war, als die Stolbergsche Division während vierzehn Tagen die rechte Flanke von der Tanns bewachte. Prinz Friedrich Karl hat Vierzon genommen und beherrscht also die Verbindung zwischen Tours und Bourges und Südfrankreich. Die Regierung von Tours ist nach Bordeaux verduftet. Gambetta proklamirt die Teilung der Loirearmee in zwei Armeen und will selbst bei ihnen verweilen. Mir scheint, er traut nicht mehr recht, sich im Lande blicken zu lassen. Wenn er kein Hundsfott ist, muß er an der Spitze der Armee den Tod suchen.

Der Reichstag votirte heute ohne weitläufige Redensarten „Kaiser und Reich". Aus der Abendsitzung, in welcher eine Adresse an den Kaiser beraten

Digitized by Google

wurde, rief mich ein Befehl der Königin. Ich fand die hohe Frau allein mit Prinzessin Marie Radziwill. In gnädigster Weise entschuldigte sie sich, daß sie mich gestört habe; aber meine Abreise nach Versailles noch an diesem Abend mache es ihr unmöglich, mich zu einer andern Stunde zu verabschieden, und sie müsse mir noch für ihren Sohn vieles auftragen. Ich bekam eine ganze Reihe Aufträge für den Kronprinzen, die aus einem zärtlich besorgten Mutterherzen kamen. Wenn ich nach Orleans ginge, befahl mir die Königin, mit Dupanloup mich in Verbindung zu setzen, um ihn für den Frieden anzueifern. Ferner sollte ich nach dem ehemaligen päpstlichen Zuavenobersten Charette fragen, der schwer verwundet sein soll. Der Graf v. Chambord (welcher nahe mit ihm verwandt ist) frage dringend um Nachrichten an. Ich schied von der Königin, indem ich ihr meine Hoffnung aussprach, daß der Krieg nunmehr bald enden werde. Sie entließ mich gnädig und freundlich mit dem Wunsche, mich recht bald an der Seite ihres Sohnes heimkehren zu sehen.

Bei der Kronprinzessin hatte ich mich schon um Mittag auf ihren ausdrücklichen Wunsch persönlich abgemeldet. Durch Mutterpflichten war die hohe Frau verhindert, mich vorzulassen, und sendete mir nur einen Brief zur Bestellung an den Kronprinzen.

Es ist mir Einblick in einen von Bismarck hierher gerichteten Brief gestattet worden, worin es heißt: „Von allen Seiten meldet man uns herrliche, aber blutige Siege, nur hier dauert die Unthätigkeit fort. Meine Mittel, auf die Beschießung zu drängen, sind erschöpft. Als Laie kann ich den Fachmännern nur mit Wünschen entgegentreten. Roon ist so übel gelaunt und vor Aerger so krank gewesen, daß man jetzt in seiner Rekonvaleszenz das Thema von der Belagerung nicht vor ihm berühren darf, weil er so erregt wird, daß es ihm schadet. Moltke will durchaus nicht ans Schießen heran. ‚Es kostet uns 1000 Mann!‘ sagt er — und unterdessen gehen 10000 zu Grunde!“

Dies letzte Faktum war mir neu, ich hatte bisher immer gehört, Moltke verhalte sich sehr passiv und sage: „Es bleibt sich gleich, ob wir schießen oder nicht, der Zeitpunkt, wann wir Paris nehmen, wird so oder so der nämliche sein!“ Daß auch er Gegner der Belagerung sei, erfuhr ich hier erst so ganz positiv.

Der Polizeipräsident bestätigte mir auch in den unverblümtesten Ausdrücken die tiefe Mißstimmung in Berlin. Aller Schwung, alle patriotische Begeisterung ist weg — keine Siegesnachricht macht mehr Freude, „Paris bombardirt“ ist die einzige Nachricht, welche man ersehnt.

*

Versailles, 16. Dezember 1870.

Am 19. September nahmen die Bayern bei Chatillon eine mit sieben Geschützen armirte Schanze. Nahebei steht ein kleiner steinerner Turm, von welchem man die herrlichste Uebersicht über Paris und seine südlichen Forts hat. In diesem Turme wurde ein Observatorium eingerichtet, und ein paar Offiziere wurden dahin kommandirt. Der bayrische Lieutenant Hillmann hält nun seit jener Zeit diesen Posten inne mit einer Todesverachtung und Ausdauer, die

Digitized by Google

eine der größten Leistungen in diesem ganzen Feldzuge sind. Die Franzosen hatten dieses unbequeme Observatorium sehr bald entdeckt und nahmen nun von den Forts Vanvres und Issy aus diesen Turm mit ihrem schwersten Geschütz aufs Korn. Drei Granaten platzten im unteren Stockwerk des Turmes, einige dreißig trafen ihn außerdem. Der zähe Deutsche ließ sich nicht vertreiben. Tag um Tag hielt er kaltblütig das furchtbare Feuer aus. Endlich drohte der Turm einzustürzen. Da verließ er ihn und setzte sich wenige Schritte davon auf einer Windmühle fest. Auch diese zertrümmerten die Granaten, und der Lieutenant meldete hierauf: „er ginge nun wieder in den Turm zurück, der ja noch stände." Man bot ihm Ablösung an, er wies es ab und sagte: „er wolle, da er nun einmal so lange beobachtet habe, bleiben bis der Schwindel endete." In den letzten Tagen schlug ihm eine Granate sein Fernrohr entzwei, er selbst aber blieb auch da noch unversehrt und hält nach wie vor unerschüttert seine Position. Ich gestehe, daß ich von der lebhaftesten Bewunderung für diesen jungen Helden erfüllt bin. Eine herrlichere Probe von Selbstverleugnung, Diensteifer und Standhaftigkeit kann ich mir gar nicht vorstellen.

Uwe.

Erzählung aus dem Leben.

Von

E. Jensen.

Uwe war seit drei Jahren verschollen! — und das war Harros Gram und Harros Glück. Denn wohin Uwe kam, da war Frohsinn und Freude, denn Uwe war jung und war schön, und Uwe liebten sie alle: die Mutter, er, Harro sein Bruder, die Leute vom Dorf und — Ragnhild!

Ihm sahen sie nach, wenn er ging, und zu, wenn er kam, nicht nur die Mutter — auch Ragnhild, und keinen wunderte das — am wenigsten Harro — es war ja der Uwe, der fröhliche Uwe, dem alles gedieh, dem das Glück an der Wiege gestanden. Wer dachte je neben Uwe an Harro!

Harro that seine Pflicht, stetig und streng, so war es immer gewesen, schon als Uwe noch Kind war und später; wenn er dann heimkam zur Nacht, erzählte die Mutter von Uwe, und Harro hörte ihr zu, bis das flackernde Feuer zu Asche gebrannt war, denn müde wurde die alte Frau niemals, sprach sie von Uwe.

Auch so war es immer gewesen.

Dann aber kam eine Zeit, da sprach sie nicht mehr von Uwe allein, sondern von Uwe und — Ragnhild, der kleinen, fröhlichen Ragnhild.

Da hatte Harro die Lippen geöffnet, als wollte er sprechen; aber er sah

Digitized by Google

nur einmal mit großen Augen über die lodernden Flammen hinweg, dann ließ er die Lider sinken und starrte stumm in die Glut. Er wußte es lang, mußte es wissen, wie konnte es auch anders sein — Uwe und Ragnhild.

Aber andern Tags blieb er fort und einen zweiten, dritten und vierten; und als er wiederkam, waren sie einig: Uwe und Ragnhild. Die Mutter rief es ihm mit leuchtenden Augen schon unter der Thüre entgegen; er aber trat zu dem Bruder, legte ihm fest die Hand auf die Schulter und sah ihm lang, lang in die Augen und — er verstand sie gar wohl: seine Mutter und Ragnhild.

Er wollte ihm sagen: Uwe, mache sie glücklich! Aber er brachte keinen Laut aus der Kehle, und einen Augenblick später stand er schon wieder draußen, unter dem nächtigen Himmel, drunten am Strande und spähte gespannt hinaus auf die See, ob nicht ein Fahrzeug in Sicht kam, das in der lichtlosen Herbstnacht des Lotsen bedurfte, das ihn hinausrief, fort in die Pflicht, in die Arbeit! — Aber kein Licht ging auf über dem schwarzen, leis anspülenden Wasser, und Harro preßte die Lippen fest auf einander und ging mit großen, hastigen Schritten auf und ab an dem Strande.

Er wollte nicht denken. Er liebte ja Uwe. Er wußte seit Jahren, wie Uwe ihn überall leis in den Schatten geschoben, auch aus dem Herzen der Mutter, und trug's ihm nicht nach. Nun ging es nur weiter, ging jetzt auch über auf Ragnhild.

Das mußte ja kommen, heut oder später, einmal gewiß.

Darauf waren Wochen vergangen. Wochen mit bleigrauem Himmel, jagenden Wolken und tosenden Stürmen, in denen die See kochte und stöhnte und das zerfetzte Gewölk fast die Gischtkämme fegte. Sie hatten Harro Arbeit gegeben, schwere, gefahrvolle Arbeit, denn kaum ein Tag war vergangen, an dem er nicht einmal das Rettungsboot klar gemacht hatte, um jede Bootslänge Fahrt dem Sturm abzuringen. Doch wenn er draußen war zwischen den stürzenden Seeen und sich gegen die Riemen stemmte, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, dann ward ihm die Brust weit, dann hörte er nichts als das Branden und Toben, sah nur sein Ziel; da versank ihm die Küste im Nebel und mit ihr die Heimat und Uwe und Ragnhild, und er segnete seinen harten Beruf und griff immer schneller und schneller aus mit den Riemen; er wollte ja nichts als Pflicht und Vergessen und, wenn er zurückkam, bleiernen Schlaf.

Denn drinnen im Lotsenhaus rüsteten sie beim lodernden Feuer mit geschäftigen Händen aufs Frühjahr zur Hochzeit, und die Alte erzählte noch immer von Uwe, nun aber war's Ragnhild, die darauf lauschte, mit wachsamen Sinnen, und sie drehte das Spinnrad noch einmal so hurtig, vernahm sie von Uwe.

So wuchsen die Tage, und es schwiegen die Stürme draußen über der brandenden See, und Uwe fuhr über Land in die Stadt und kaufte dort Hausrat, das war ein fröhlich Geschäft. — Darüber fragte niemand nach Harro — der kreuzte dann stundenlang zwischen den Riffen, spürend und spähend, und wenn er nichts traf als nur kreischende Möwen, dann mühte er sich — jetzt — ruhig zu denken an seinen Bruder und Ragnhild, sein Weib. —

Digitized by Google

Noch war es lang hin bis zum Frühjahr, dann aber — wenn sie der Pfarrer zusammengab in der Kirche — dann brauchten sie Harro — und — er hatte schon vieles gelernt seit der Herbstnacht am Strande. —

Damals wäre er freilich am liebsten gleich über die See, weit fort, bis an die Küste von Afrika; aber er hatte sein Amt, seine Mutter und — Uwe, für die mußte er sorgen. Uwe war ja so jung und so fröhlich, er that wohl im Fluge, was ihn freute, doch was ihn verdroß, das hatte er nie zu vollbringen gebraucht.

Nun mußte er wachen über den Bruder — für Ragnhild. — — —

Dann kam ein Tag, da — als Harro zurückkam — war alles verwandelt, da wimmelte es längs dem Strande von Menschen, von Männern und Weibern, und als er beidrehte, scholl ihm entgegen: „Uwe ist fort!“ und als er an Land sprang, da klammerte sich seine Mutter mit zitternden Händen an seinen Arm und jammerte: „Bring mir den Uwe!“

Denn Uwe war fort.

*

Sie war am Morgen von Hütte zu Hütte gelaufen, hatte an alle Thüren gepocht und keuchend gerufen: „Der Uwe ist fort!“ Und die Nachbarn liefen zusammen und sagten es weiter; und dann standen die Häuser und Dorfgassen leer, unten aber am Strande drängten die Leute bunt durch einander, denn alle waren gekommen, es waren Boote zu Wasser gelassen, Uwe zu suchen. Nun standen sie und harrten und spähten und sprachen und stritten, wie alles gekommen.

Ja, das wußten alle, die gestern abend im Kruge gewesen, wo der lahme Swen mit seiner Geige zum Tanz aufgespielt. Da war es gekommen. Da hatte Ragnhild unermüdlich getanzt, mit allen getanzt und war mit allen fröhlich gewesen; aber dem Uwe war's nicht zu Sinn, die Eifersucht fuhr ihm ins Blut und das Blut in die Schläfen, daß er sie heftig zur Rede stellte; doch Ragnhild lachte ihn aus, lachte mit ihrem fröhlichsten Lachen! Da trotzte der Uwe und drohte und ging und hinter ihm her scholl nun vielstimmiges Lachen, denn daß es ihm ernst sei, daran dachte keiner — und nun war er fort! — — — .

War fort mit seinem Boot.

Und wie Harro es hörte, da war ihm, als stünd' er mit einemmal mitten auf hoher See, aufrecht in seinem schlingernden Boot, und um ihn brandete die Flut: Uwe war fort! und Ragnhild? — Und er schob seine Mutter sacht auf die Seite und spähte scharf in die Menge — spähte nach Ragnhild, und wie ihn die Leute zu Wort kommen ließen, da fragte er nach Ragnhild, und dann ging er hastig längs der verödeten Häuser, bis an das letzte im Dorf und dort stand er vor ihr und rief ihr entgegen: „Uwe ist fort!?“ Er sah sie beim Schein des flackernden Herdfeuers und hörte, wie sie zurückgab:

„Heut wohl und morgen vielleicht, dann aber kommt er schon wieder.“

Doch Uwe kam nicht wieder.

Digitized by Google

Tage auf Tage vergingen, Harro hatte vergebens geforscht, rastlos kreuzend vom Morgen zum Abend: er traf weder Planke, noch Spannt.

Und Ragnhild verlor ihr fröhliches Zutrauen, ihr ward beklommen, wenn sie hinaussah über das graue, zuckende Wasser — sie hatte es ja nicht böse gemeint! — Dann wurde sie traurig und ernst.

Sie that Harro leid, so daß er jetzt öfter zu ihr hinaufging, um sie zu trösten; denn er dachte nun nicht mehr an sich, sondern einzig an Ragnhild, an Ragnhild und Uwe, und wenn ihm unter den zutraulich traurigen Augen heiß in der Brust ward wie ehedem, dann preßte er die bärtigen Lippen zusammen und — sprach ihr von Uwe.

Nur wenn er dann heimging, sank ihm der Kopf noch tiefer als sonst auf die Brust, und er achtete nicht, ob die Sterne sturmfunkelnd blitzten, denn jetzt gefiel ihm ja Ragnhild noch besser, als wie sie fröhlich gewesen, jetzt, da sie ernst war — traurig: um Uwe. Und Harro blieb stehen, dehnte die Brust der eisigen Brise entgegen und sprach es halblaut vor sich hin — jetzt hörte ihn niemand — dann schritt er aus mit klirrenden Tritten, denn der gefrorene Schnee brach unter ihm krachend zusammen.

Dort unten im Lotsenhaus saß noch immer die Alte mit verweinten Augen und gefalteten Händen, und wenn er eintrat, — er wußte es — würde sie aufsehen, ob er allein kam, und den Kopf sinken lassen und weinen, heute wie immer, seit Uwe verschollen, und würde es kaum merken, wenn er ihr behutsam über das weiße Haar strich zum Willkomm! Und doch kam er wieder, Abend für Abend, so oft es sein Lotsendienst zuließ, und saß stundenlang bei ihr und strich ihr von Zeit zu Zeit über die runzligen Hände — aber er schwieg.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte die alte Frau dort am Feuer auch nur einen Einzigen zur Seite gehabt, auch eben nur Harro, und es war doch alles anders gewesen, aber — er sprach nicht davon.

Er ging auch wieder hinüber zu Ragnhild den folgenden Tag und viele darauf. Er wußte es ja — er war ja nur Harro! Und wer dachte je neben Uwe an Harro!

Aber es kam eine Zeit, da war Ragnhild nicht mehr traurig um Uwe, da war es Frühjahr geworden, und sie fing an mit Uwe zu hadern, daß er noch immer nicht heim kam.

Sie hatte es ja nicht böse gemeint! Und er — kam nicht wieder! Sie grollte und warf den Kopf in den Nacken und wollte nichts mehr wissen von Uwe.

Und eines Tages ging Harro strandabwärts mit unstäten Schritten und keuchendem Atem. Da hatte sie's Harro gesagt! Und weit draußen warf er sich tief in den Sand, preßte die geballten Hände wider die Schläfen und stöhnte laut auf! — Nun — war Ragnhild frei!

Aber andern Tages, früh, ehe er hinausging, stand er doch wieder vor ihr, sprach auf sie ein, mit blutlosen Lippen, hielt ihr die Hand hin und nahm ihr das Wort ab: auszuharren für — Uwe.

Doch Uwe blieb Jahr auf Jahr verschollen.

Digitized by Google

Und nun stand Harro wieder vor Ragnhild und hielt ihr die Hand hin wie ehmals, und Ragnhild legte die ihre hinein und sprach das gleiche: „Harro, ich will", wie sie's gesprochen vor dritthalb Jahren, und dennoch war heute alles, alles ganz anders, denn heute, da waren sie einig: Ragnhild und Harro! Und das — war Harros Glück.

Und wie er hinaustrat in die glitzernde Frostnacht unter die flackernd funkelnden Sterne, da trug er den Kopf hoch, wie nicht mehr seit Jahren, seit langen, langen, schleichenden Jahren, aber er ging doch bis dicht an das Ufer, blickte hinaus auf das schwarze, gurgelnde Wasser und sagte mit fester, vernehmlicher Stimme: „Uwe — Gott ist mein Zeuge — ich hab's nicht gewollt!"

Dann sah er noch einmal über die zuckende, endlose Flut — nun würde er heimgehen und morgen zur Stadt, um das Aufgebot zu bestellen von Harro dem Lotsen mit Ragnhild.

Als dann der späte Mond nach Mitternacht aufging, stand er aufs neue unten am Strande und spähte forschend von Süden nach Norden und von Norden nach Süden, dann ging er weit der Küste entlang und dort bog er landwärts; da ging es zur Stadt.

Stundenweit war es dahin! Aber erst als die Türme und Häuser sich aus dem fahlbleichen Grau des dämmernden Morgens zu lösen begannen, sah Harro um sich, zum erstenmal auf nach dem Himmel; da zuckten die buschigen Brauen zusammen, und er hielt an und sah starr in die Höhe und murmelte: „Sturm! — einen schweren — für kommende Nacht oder weniges früher!" Er sagte sich's vor; er wußte, er kam zum spätesten um Mittag zurück, und doch schritt er schneller.

Aber der Sturm war noch rascher als Harro, denn der hatte wohl den Himmel gesehen und die Wolke! — die eine, dicht unter dem bleichenden Mond, die dieser nicht auffog; aber die See mit dem bleiernen Spiegel und den einzelnen kriechenden Seen, die sah er nicht, und als er zurückkam ins Dorf, noch zwei Stunden vor Mittag, da hatte längst die Bö eingesetzt und raste über die See und den Strand und das Dorf.

Unten standen die Männer so dicht auf einander gedrängt wie die Dorsche zur Laichzeit, und der Gischt spritzte über sie hin und fror zu Eis in den struppigen Bärten, aber sie drängten noch immer näher zum Strande, denn dort stand Leis Arsen mit seinem Kieker und fuchtelte mit den Armen in der Luft und schrie in das Tosen.

Doch Harro unterschied nicht ein Wort, wie er sich Weg bahnte, denn der Sturm riß Leis Arsen die Rede vom Munde, daß kaum die ihn verstanden, die ihren Flaußrock an seiner Oeljacke rieben. Und er sah auch nicht, was draußen vorging auf See, denn dort peitschten jetzt Wolken wirbelnden Schnees, zerfetzter Nebel und brandende Seen wild in einander.

„Was gibt's?" rief Harro so laut in den Knäuel, als stünde er hundert Schritt von ihm; er rief's einmal und zweimal, doch erst beim dritten fuhr Leis Arsen herum.

Digitized by Google

„'ne Brigg — drei Knoten vom Riff. Schockschwerenot! Lotse, was hast denn — —"

Harro gab keine Antwort.

Aber Leis Arsen kam auch nicht zu Rande mit seiner Frage, sondern starrte mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde auf Harro — er hatte Eis in dem Bart wie die anderen, sein Flaus starrte von Schnee und das Haar klebte in triefenden Strähnen um seine Schläfen: — war alles in Ordnung! — Aber was war denn geschehen mit Harro, der war wie verwandelt? — Leis Arsen begriff's nicht.

Harro war glücklich! Aber das wußten sie nicht! Und Harro ließ ihm nicht Zeit, er hatte Leis Arsens Kieker genommen und stellte ihn ein.

„Rettungsboot klar, mit Bojen und Enden?" fragte er hastig und spähte hinaus.

„Mit Bojen und Enden, na freilich. Acht Mann. Vor bald zwei Stunden," gab Arsen Auskunft. „'ne höllische Bö das."

„Nord, Nordwest, ein Viertel West."

Leis Arsen stand jetzt Schulter an Schulter mit Harro, darum verstand er's; aber er legte doch die Hand an den Mund, als müßt' er ihn anprein,[1]) wie er Harro ins Ohr schrie:

„Der schmeißt die Brigg mit dem Back[2]) auf das Riff, so wahr ich Leis Arsen sein Sohn bin. — Na, kiek du durch 'ne Pinne![3]) Ist ja all weiß draußen wie 'ne Wand, was willst denn da kieken?"

Aber Harro ließ ihn reden und sah unverwandt in das Branden und Toben, und Leis Arsen verstummte, und der Sturm toste über sie hin, und der Gischt peitschte über sie fort wie jemals zuvor.

Das ging fünf Minuten und abermals fünf, und Harro stand immer noch mit dem Kieker am Auge und spähte hinaus, und Leis Arsen drängte sich knurrend zwischen die Leute.

„Können Raaen[4]) und Stengen[5]) streichen, Masten kappen, wenn's so weiter geht," brummte er in den Bart, aber er that's nicht zu Ende, denn alle fuhren herum, auch Leis Arsen, als Harro jetzt einen Pfiff gab, einen langen, schrillen, gellenden Pfiff.

Von See kam keine Antwort.

Aber „Holla!" scholl es an Land, aus heiseren Kehlen, als Anruf und Frage.

„Das Boot!" rief Harro zurück.

Und wieder ging es wie nachgrollender Sturm durch die schiebenden, stoßenden Reihen:

---

[1]) Ueber das Wasser schreien.
[2]) Vorderteil.
[3]) Rudergriff.
[4]) Segelstangen.
[5]) Verlängerungsteile der Masten.

Digitized by Google

„Das Boot, das Boot!“

Und dann kam es in Sicht, und die Männer an Land standen am Strande und reckten die Hände dem Fahrzeug entgegen, das holte zwar über, dreimal und viermal wie eine Möwe; aber es trieb jetzt doch rasch vor dem Winde. Dann drehte[1]) es bei; und wie der Kiel in den Sand schnitt, waren der Leute noch mehr als zuvor an dem Strande; denn nun kamen auch Weiber hinab, mit Brot und mit Branntwein und drängten sich zu den Geborgenen.

„Sind's alle?“ rief Harro dem Bootsmann hinüber.

Der sprach nicht und nickte.

„Na, Du, der Eine!“ brummte sein Nebenmann und rollte bedächtig ein Reep auf. „Na, aber der eine —“

„Esel! Der wird Dir grad noch hängen. War ja schon steif wie 'n Klippfisch. Schläft sich ganz gut drunten bei Ran,[2]) wenn's einmal so weit ist. — Was soll's, Lotse?“

Der Bootsmann sah auf; denn Harros Hand fiel ihm schwer auf die Schulter, und seine Augen sahen ihm scharf ins Gesicht.

„Und wenn es Dein Sohn wär'? Heraus mit der Sprache!“

„Na, hoch in den Wanten[3]) da hing er. Gott straf mich; er oder alle! Konnt' nicht mehr einen Spieker[4]) an Bord nehmen, weißt's ja, war randvoll. So mocht' er hängen. Er oder alle.“

Harro entgegnete nichts, aber als die Geretteten alle an Land waren, machte er eilig das Boot wieder klar und rief in den Haufen:

„Alle Mann auf! Wer geht mit?“

Keiner gab Antwort.

Nur der Sturm brauste über ihn hin, und die Bootskette klirrte im Sande. Da drehte Harro sich um und schritt allein auf das Boot zu; aber jetzt lagen zehn Hände zugleich auf seinen Schultern und Armen, die wollten ihn halten und hindern.

„Ist die Brigg denn behalten[5])?“ Schrie Leis Arsen ihn an.

„Nein, aber der Mann in den Wanten, vielleicht ist es der. Hände weg! Wer keinen auf See hat, der mag mich halten, sonst keiner.“

Da zogen die Hände sich alle zurück.

Aber vom Ufer her schallten stürzende Schritte und zwei zuckende Hände klammerten sich fest an den eilenden Mann, und wie er sich umsah, da war's seine Mutter.

„Harro, geh nicht! Du bist ja mein Einziger!“

Harro nahm ihren Kopf zwischen die Hände und schob sie sacht von sich

---

[1]) Anlegen.
[2]) Zu Ran gehen = zu Grunde gehen, umkommen.
[3]) Starke Taue von den Masten aus gespannt.
[4]) Schiffsnagel.
[5]) Erhalten.

Digitized by Google

— jetzt kam ihm alles zurück, auch die Liebe der Mutter — aber die Alte klammerte sich nur noch fester an ihn, jammernd und flehend.

„Denk an mich, denk an den Uwe! Der kam auch nicht wieder! — Harro, denk an den Uwe!"

„Mutter ich thu's. Und grad darum. Der draußen hat vielleicht auch eine Mutter und Weib und Kind in der Heimat. Wir wissen's nur nicht. So denk' ich an Uwe."

Da sanken der Alten die zitternden Hände herab, und sie schlug sie vor das Gesicht, als Harro ins Boot sprang, und jammerte: „Er kommt nicht wieder!"

Und Harro ließ die Riemen in die Runzel fallen und drehte in den Wind. Er stemmte sich weit, weit vor bei dem Rojen,[1]) aber das Boot lief[2]) doch durch den Wind und langsam, ganz langsam ging es nur vorwärts, und wo er auch hinsah, war Nebel und Schneebö und stürzende Seen, die gingen fort über sein Boot und rissen es mit sich, er aber riß das Steuer herum und zwang es zurück in den Kurs, in Nebel und Schneebö und stürzende Seen! — Und dahinter? Da kamen wieder Nebel und Schneebö und stürzende Seen — wieder und wieder! —

Aber auf einmal da standen zwei schmale, schwarzgraue Streifen schattenhaft mitten im Nebel. Das waren die Masten der Brigg — und dort war das Riff.

Harro hielt scharf darauf zu.

Nun tauchte der Rumpf auf und Raaen und Wanten und darin etwas Dunkles — Schweres — Gestrecktes. Harro sah immer darauf — das war der Matrose!

Und nun war Harro heran! Sein Dollbord[3]) schrammte die Schiffshaut. Den Draggen[4]) Grund fassen lassend, griff er das Fallreep,[5]) das an der Leeseite[6]) noch über Bord hing und schwang sich hinauf. Wrack war dort alles, aber Harro sah sich nicht um, sondern enterte auf in den Wanten von Giekbaum[7]) zu Gaffel[8]), und unter ihm tobte und brauste die Brandung, und über ihm schwankte der Körper des Mannes im Sturm. Harro schrie ihm entgegen: „Rettung in Sicht!" und griff, ohne zu sehen, in das wilde Gestäube und riß ihn herunter und fühlte den Anprall der triefenden, eisigen Last auf der Schulter.

Und dann stand er unten im Boot und kappte den Anker und starrte in das entstellte Gesicht ihm zu Füßen; das war — der Uwe!

Und Harro riß ihm das Hemd auf und griff nach dem Herzen, er konnte nicht warten, bis er an Land kam — es war ja — der Uwe!

---

1) Rudern.
2) Durch den Wind laufen = sich wider Willen drehen.
3) Bestimmte Stelle am Bootsrande.
4) Bootsanker.
5) Mit Knoten versehenes Tau.
6) Seite unter Wind.
7) und 8) Bäume, zwischen denen das Briggsegel gespannt wird.

Digitized by Google

Der Uwe, der lebte! Den er geborgen! — er, Harro! Den er an Land brachte, heim zu der Mutter: der Mutter und —

Harro biß die Zähne zusammen, daß er nicht aufschrie, aber vor seinen Augen ward alles glutrot, das Wasser, der Himmel, das Boot und der Uwe, so schoß ihm das hämmernde Blut in die Schläfen, und er krampfte die Hände um Steuer und Pinne und stöhnte doch auch.

Jetzt schoß das Boot vor dem Winde, stieg und versank, denn die See ging nun hohl und der Wind flaute ab; aber Harro merkte es nicht! Er führte Riemen und Steuer und hielt auf das Land zu, haarscharf auf das Backspier,[1]) aber er wußte es nicht! —

Dann drehte das Boot bei, und es schallte das Hurra, und Harro stand wieder am Ufer wie vorher, aber er trug eine Last auf den Armen, eine schwere, triefende Last — und das war der Uwe!

Er wehrte die Hände, die zugriffen, ab und rief in die Menge:

„Sagt es der Mutter: Er ist da — der Uwe!"

Aber er atmete schwer bei den wenigen Schritten, und spähend irrten die unstäten Augen.

Dann lag die alte Frau auf den Knieen im Schnee, neben Uwe, und lachte und weinte, und nahm seinen Kopf in die Hände, und rieb ihm die Schläfen, und drückte ihn an sich, und lachte und weinte.

Harro sah müd darauf hin, er wandte sich ab und preßte die Lippen zusammen: Ja, da war der Uwe! Und nun — war wieder alles, alles wie einst — aber der Kopf, der ihm schwer auf die Brust fiel, fuhr jäh in die Höhe; mit brennenden Augen und zuckenden Lippen folgte er Ragnhild, die rasch wie die Möwe die Gasse daherflog; sie streifte ihn fast mit dem wehenden Rock, aber sie sah ihn nicht, sie sah nur den Uwe.

Harro krampfte die Hände zusammen und biß auf die blutlosen Lippen, daß sie ihn schmerzten, und starrte auf Uwe — der schlug jetzt die Augen auf, langsam zu Ragnhild.

Da schrie sie auf! Ein einziges „Uwe!" war es, ein jubelndes „Uwe!"

Doch Harro sah fort und ging mit schweren, schleppenden Schritten zur Thür seines Hauses — er wußte genug!

---

[1]) Vorrichtung zum Anlegen der Boote.

Digitized by Google

Religiöse Liquidation.*)

Von

H. von Samson-Himmelstjerna.

1.

Wessen Erinnerung um fünfzig Jahre zurückreicht, wird sich entsinnen, daß wir damals der geruhigen Ueberzeugung dahinlebten, als stünden wir auf einem Boden, der, wenn auch vorübergehend und oberflächlich erschütterbar, doch in der Tiefe für immer gefestigt sei.

Die Sturzwoge der französischen Revolution hatte sich verlaufen, und die nachfolgenden Erschütterungen des Jahres 1830 schienen vergessen zu sein; lokale Stürme vermochten, wie im Glase Wasser, nur unerheblich die allgemeine Ruhe der Welt zu beeinträchtigen. Was auch immer hinsichtlich Politik, Gesellschaftsordnung, Kunst und Religion Gegenstand der Tageserörterungen wurde, es betraf, meinte man, lediglich lokale Interessen des Heut und Morgen, keineswegs weitausschauende und alles umfassende Probleme; Fragen nachbarlicher, keineswegs weltumspannender Beziehungen; — hätte man damals an internationale Weltkonventionen und Veranstaltungen, wie sie heute alltäglich geworden sind, auch nur denken können?! — Und nichts, was angethan erschien, die herrschenden landläufigen Anschauungen wesentlich in Frage zu stellen, oder gar zu ernstlicher Prüfung ihrer Begründung Anlaß zu geben.

Freilich waren bereits durch die metaphysischen Spekulationen und Träumereien, denen, fast ausschließlich seit bald dritthalbtausend Jahren, die abendländische Kulturwelt, in erhabene Regionen verirrt und die Erscheinungen der irdischen Wirklichkeit vernachlässigend, gefrönt hatte, — es waren dadurch bereits gewisse Blüten getrieben worden, in denen ein weiter blickendes Auge die Vorboten unausbleiblicher, hochbedenklicher Früchte erkannt hätte, wenn man nicht gewohnt gewesen wäre, auf die Unfehlbarkeit der jedesmaligen Spekulationsergebnisse zu vertrauen, und in den darauf errichteten Konstruktionen, in den Theorien von Religion, Moral und Staat, eine Gewähr für die Fortdauer alles Bestehenden zu erblicken: das einhellige Zusammenwirken von Polizei und Kirche bot ja dafür unzweifelbare Garantie.

Und doch waren schon damals die vermeintlich unverbrüchlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft gar gefährlich unterminirt worden; thatsächlich glich die abendländische Kulturwelt einem Seeschiffe, das man noch für tüchtig hält zu weiter Fahrt, obwohl es in Wirklichkeit vom Bohrwurm und vom Roste

*) Die „Deutsche Revue" steht nicht auf dem religiösen und philosophischen Standpunkte des Verfassers dieses Artikels, aber sie verschließt nicht einem hervorragenden Gelehrten, welcher eine andere Richtung vertritt, ihre Spalten, um die verschiedenen Zeitrichtungen auf religiösem und philosophischem Gebiete ihren Lesern vorzuführen; sie behält sich aber auch eine Entgegnung auf diese Abhandlung vor. Die Redaktion.

Digitized by Google

zerfressen ist. Und die Zerstörungsmittel waren nicht nur von der seit dem alten Weltweisen Thales bis auf die Neuzeit gewohnheitsmäßig betriebenen Spekulation, von ihr selbst geliefert worden; sondern dazu hatte sich noch eine neue Geistesmacht gesellt, die alsbald bestimmt erschien, das von der Spekulation begonnene Selbstzerstörungswerk zu vollenden.

2.

Die antike Skepsis war in den letzten Menschenaltern wieder aufgenommen und zu einem, wenn auch langsam wirkenden, so doch unwiderstehlichen Werkzeuge ausgebildet worden, mit welchem ausgerüstet die Diderot, Rousseau, Voltaire, Condorcet u. a. den Bestand der menschlichen Gesellschaft in Frage gestellt hatten. — Zudem hatte während der letzten Jahrhunderte, mit zunehmendem Fleiße und Erfolge, der menschliche Scharfsinn, die eingetretenen Irrgänge der Spekulation verlassend und fast ungebahnte Wege beschreitend, sich der Naturbetrachtung und kritischer Forschung hingegeben: dem beobachtenden und experimentirenden Studium der irdischen Wirklichkeit.

Gewisse Ergebnisse dieser nüchternen Betrachtungen,[1]) wie geeignet sie auch waren, der Meditation neue Methoden und dem Leben neue Richtungen zu weisen, sie wurden noch nicht erkannt als die ersten Ansätze zu gänzlich veränderter Denkweise, obschon auch auf dem Gebiete der Spekulation, durch Kant, durchaus neue Wege gebahnt worden waren.

Nur wenige haben vor fünfzig Jahren in allen diesen Erscheinungen das

[1]) Aus den epochemachenden Geistesthaten, Entdeckungen und Erfindungen mögen für die, dem unsrigen vorhergehenden, Jahrhunderte der Neuzeit folgende herausgegriffen werden:

1461. Gutenberg, Buchdruck.
1492. Columbus, Amerikas Entdeckung.
1497. Vasco de Gama, Umschiffung Afrikas.
1554. Kopernikus, Sonnensystem.
1600. Gilbert, Magnetismus.
1602. Galilei, Bewegung.
1615. Snell, Lichtbrechung.
1618. Kepler, Planetenlauf.
1620. Bacon, Novum organon.
1650. Guericke, Luftpumpe.
1661. Boyle. sceptical chymist.
1665. Huyghens, Pendel ꝛc.
1666. Newton, Differenzial- und Integralrechnung, Optik.
1682. Newton, Gravitation.
1690. Huyghens, Lichtwellentheorie.
1729. Grey, elektrische Leiter.
1731. Stahl, Phlogistontheorie.
1733. Dufay, elektrische Polarität.
1746. Diderot, Pensées philosophiques.
1750. Black, Wärmetheorie, Kohlensäure und Alkalien.
1752. Franklin, elektrische Ladung.
1762. Rousseau, Contrat social, Emile.
1764. Voltaire, Dictionn. philosophique.
1767. Hollbach, Contagion sacrée.
1769. Watt, Niederdruck-Dampfmaschine.
1770. Scheele, Sauerstoff.
1774. Cavendish, Wasserstoff im Wasser.
1776. Smith, Wealth of nations.
1781. Kant, Kritik der reinen Vernunft.
1783. Lavoisier, chemische Theorie.
1791. Galvani, Kontaktelektrizität.
1794. Condorcet, Histoire du progrès de l'esprit humain.
1796. Laplace, Nebularhypothese.

Siehe in der Fußnote zu dem zweiten Teile des Aufsatzes im nächsten Hefte die Fortsetzung für das neunzehnte Jahrhundert.

Digitized by Google

Wehen eines neuen Geistes erkannt, der mittelst ungeahnter Verkehrsmittel — Dampfschiff, Eisenbahn, elektrischer Telegraph — allüberall hin sich verbreiten sollte: nur wenige erkannten darin die Vorboten eines alles niederreißenden Sturmes, der durch Jahrtausende gefestigte Anschauungen entwurzeln und für neue Kultursaat den Boden freilegen sollte. — Kaum irgend jemand ahnte es damals, daß eine Uebergangszeit herannahe, da die abendländische Menschheit beginnen werde, in anderem Zeichen ihr Heil zu suchen, als in der Geeintheit von Schwert und Hirtenstab.

Und wie rasch, wie überraschend schnell, ist die Uebergangszeit herangekommen! Ehe wir uns dessen versehen haben, zweifelt heute schon niemand daran, daß die Welt neuen Lebensformen, die Menschheit neuen Ueberzeugungen entgegenreife. Nur der Vatikan bewahrt noch den Anschein, — und manche Konsistorien versuchen es ihm nachzuthun, — als dünke er sich auf unerschütterlichem Fels fest gegründet.

Wir anderen alle ohne Ausnahme, wir sehen uns mitten in den Strudeln einer mit beschleunigter Geschwindigkeit uns fortreißenden Strömung. Ja, mit beschleunigter Geschwindigkeit, — denn das physische Gesetz von der Bewegungsbeschleunigung beim Fortwirken der Triebkraft, es macht sich auch auf dem geistigen Gebiete geltend, wenn auch in anderer Weise, auf Grund anders wirkender Kausalität, und mit ganz anders gewaltigeren Erfolgen.

Noch nie hat die Thatsache der sich beschleunigenden Uebergangsbewegung so unwiderstehlich dem Bewußtsein sich aufgedrängt, als in der allerletzten Zeit.

3.

Die neuere professionelle Theologie hat über siebenzig Jahre, mehr als zwei Menschenalter, bedurft, um mit zaghaftem Verflüchtigen des Dogmas, mit Schleiermacher, beginnend, bei rücksichtsloser Kritik des Apostolikums, bei Harnack, anzulangen.

Wir Heutigen leben rascher. Kaum vier Jahre sind verflossen, seit der deutsche Reichskanzler und preußische Ministerpräsident die Gegner der v. Zedlitzschen Schulgesetzvorlage wie durch eine arge — man rief: „unerhörte“ — Beleidigung in hochgradige Aufregung versetzte, indem er ihnen insinuirte, sie seien Vertreter des Atheismus; — kaum vier Jahre sind verflossen, seit er, die Opposition einzuschüchtern, das „graue Gespenst“ heraufbeschwor: der Atheismus, das sei die Gefahr![1])

Und nach Verlauf von kaum vier Jahren erlebten wir es gestern, daß ein den Atheismus als die am besten geeignete Form idealer Weltauffassung darstellender Aufsatz von einem hochachtbaren, auf sein Ansehen bedachten Organe als nicht zu übersehendes Zeichen der Zeit veröffentlicht worden ist.[2]) Mehr noch: dieser Kundgebung folgte ebendort aus der Feder eines Theologieprofessors

[1]) Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Januar 1892.

[2]) „Atheismus und Idealismus“ von J. Friedheim, Major a. D., in „Preußische Jahrbücher“, Oktoberheft 1895.

Digitized by Google

eine Besprechung, welche in der Form einer wohlwollenden Kritik im Grunde nichts anderes ist als einerseits eine ehrende Anerkennung des Atheismus, und andererseits die Maskirung eines „geordneten Rückzuges" der Religionsvertreter, gedeckt durch ein Scheingefecht der Nachhut.[1])

Somit ist der Atheismus, noch bis vor kurzem als der Inbegriff äußerster Roheit, als Feind und Gefahr der Kultur, als Ausgeburt des Materialismus und des Sozialismus verrufen, nun aber erkannt als entschiedener Gegner sowohl des einen wie auch des andern, — so ist er nun gleichsam salonfähig geworden; man vergibt sich nichts, wenn man mit ihm verkehrt und verhandelt.

Mag man die Aussicht auf solchen Erfolg auch für einen Zukunftstraum halten, so ist doch eines unzweifelhaft und sicher: je schärfer man eine Zukunft vorherrschender, idealgesinnter Religionslosigkeit ins Auge faßt, um so eher verwirklicht sich der Traum, um so eher verwirklicht sich das Wort: „Was Jugend freudig hofft, hat Alter die Fülle."

Und was wohl hätten wir heute dringender anzustreben, sehnlicher zu erwünschen und zu erhoffen als Herstellung inneren Friedens, als Aufhören der Zerfahrenheit und Zerrissenheit der öffentlichen Meinung im deutschen Vaterlande — eines Zustandes, der dem besorgten Auge noch gefährlicher erscheint, als das mit Opfern überwundene Elend der politischen Zerklüftung es war.

Denn wie ohnmächtig auch vor einem Menschenalter Deutschland im Rate der Völker erschien, so stand es doch fast weltbeherrschend da in der Frische und Reinheit seiner zielbewußten idealen Bestrebungen. Heute dagegen wüstes und planloses Balgen der sich gegenseitig beneidenden Fraktionen und Fraktiönchen, die über ihren elenden Personal- und Sonderinteressen das Wohl des Ganzen aus dem Auge verlieren und seine Zukunft in Frage stellen.

Wo soll bei solcher Zerfahrenheit die Kraft herkommen, dem Feinde aller Kultur, dem „wissenschaftlichen" (!) Materialismus und seiner Brut, dem krassen Materialismus und dem Sozialismus, den Kopf zu zertreten? Kann wohl die erkämpfte politische Macht auf die Dauer gesichert erscheinen bei solcher inneren Zerrissenheit — ohne inneren Frieden?

Und seit wann, im letzten Grunde, — seit wann die innere, die moralische Zerklüftung des deutschen Volkes? Seit seiner religiösen Verhetzung — das ist einem jeden klar. So lange die religiöse Verhetzung fortdauert, so lange ist

[1]) „Atheistische Ethik" von Dr. E. Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg, in „Preußische Jahrbücher", Novemberheft 1895. — Es mag hier ein für allemal bemerkt werden, daß die seitens des Kritikers gezollte Anerkennung, sowie auch die Zustimmung der hier nachfolgenden Blätter, nicht sowohl derjenigen Gesamtheit von Vorstellungen gilt, welche nach dem bisher üblichen Sprachgebrauch mit „Atheismus" bezeichnet worden ist, das heißt nicht dem materialistischen Atheismus gewisser pseudowissenschaftlichen, die Natur prinzipiell nur von einer Seite betrachtenden Richtungen, nicht dem Atheismus der Sozialdemokratie und der gedankenlos rohen Genußsucht, — sondern vielmehr einer aus vorurteilsloser und umfassender Naturbetrachtung hervorgegangenen religionslos-ideal ethischen Weltauffassung, welche daher, statt mit dem freilich kürzeren, aber mißverständlichen Ausdruck „Atheismus" bezeichnet zu werden, richtiger „religionsloser Idealismus" genannt werden sollte.

Digitized by Google

an inneren Frieden nicht zu denken, so lange ist Deutschlands Zukunft nicht gesichert.

Erst wenn ein neutraler Boden bereitet worden, auf welchem die Religionsparteien sich die Hand reichen mögen zu einträchtigem Wirken fürs allgemeine Wohl, — erst dann wird die Sorge um Deutschlands Zukunft verstummen.

Kein anderer neutraler Boden aber ist für den Religionsfrieden denkbar als der des religionslosen — aber keine Religiosität ausschließenden — Idealismus.

Wie dem auch sei, — jedenfalls ist es ein hochbedeutsames Zeichen der Zeit, daß der Atheismus vom einem großen, wenn nicht gar von einem überwiegenden und gewichtigen Teile der öffentlichen Meinung nicht mehr mißachtet, sondern für beachtenswert gehalten wird.

Dieser überaus wichtigen Erscheinung gegenüber hat man zunächst ihre Thatsächlichkeit festzustellen; sodann aber sich darüber Rechenschaft zu geben: Wodurch wohl der rapide Umschwung der öffentlichen Meinung verursacht worden? und endlich: wodurch die Gefahren der vielleicht allzu raschen Entwicklung gemildert werden könnten?

4.

Die Feststellung des Thatbestandes — daß nämlich ein Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Atheismus wirklich stattgefunden hat — wird an der Hand der erwähnten theologischen Besprechung zu geschehen haben. Das von ihr Zugegebene kann utiliter acceptirt werden unter ergänzender und zurechtstellender Hinzuziehung dessen, was an dem besprochenen Aufsatze in polemischem Geplänkel angezweifelt wurde.

Vorher aber darf wohl auf das günstige Zeugnis der „Preußischen Jahrbücher" hingewiesen werden, welches man sicherlich zurückgehalten hätte, wenn zu befürchten gewesen wäre, daß die Leser daran Anstoß nehmen könnten. Die befürwortend einführende Fußnote zu der Friedheimschen Kundgebung besagt: „Wir nehmen den nachfolgenden Aufsatz in unsere Spalten auf, weil er uns eine in den gebildeten Kreisen, nicht bloß liberalen, sondern auch konservativen, sehr verbreitete Auffassung in hervorragend präziser und durchgearbeiteter Weise wiederzugeben scheint." — Das ist unumwunden deutlich geredet — und wohl zweifellos zutreffend; die dargelegte „atheistische" Auffassung ist eben „eine sehr weit verbreitete".

Wenn wir uns nun den Ausführungen des Herrn Theologieprofessors zuwenden, so erscheinen uns dieselben freilich keineswegs als maßgebend für die Mehrheit, geschweige denn für die Gesamtheit der Vertreter seiner Wissenschaft; wir erwarten vielmehr, daß gar mancher unter ihnen sich weniger „versöhnlich", viel orthodoxer ablehnend und weniger zugestehend, zur Sache äußern wird. Immerhin aber scheint es uns sicher zu sein, daß der geehrte Herr Professor nicht so ruhig, weniger objektiv und gerecht, dazu Stellung genommen hätte, wenn er es voraussehen durfte, im Kreise seiner Kollegen in ein arges Wespennest zu greifen. Er war offenbar dessen im voraus gewiß, daß aus theologischen Kreisen sehr viele ihm beistimmen würden; daß auch dort seine Anschauungen

Digitized by Google

„weit verbreitete" seien. In diesem Sinne haben die Ausführungen des Herrn Theologieprofessors als sehr bedeutsam zu gelten.

Wie es mit dem Festhalten an christlicher Weltanschauung und mit ihrer Verbreitung unter den Gebildeten unserer Zeit bestellt sei, darüber finden sich in der kritischen Besprechung wiederholt recht bezeichnende Aeußerungen:

Auf Seite 194 wird dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes zugegeben, daß in den Kreisen unserer Gesittung mit der Religion thatsächlich gebrochen worden. Es wird dort sogar hinzugefügt, die moderne Religionslosigkeit habe sich über einen weiteren Kreis verbreitet als jemals die antike; während letztere, die des Epikuräismus, nur das vornehme Individuum beherrschte, seien heute auch Staat, Politik, Gesellschaft und Wirtschaftssystem religionslos; sie verfolgen ihren eigenen Entwicklungsgang unabhängig davon, ob die Religion sich zersetze oder nicht; auch dort, wo das Christentum verabschiedet worden, mache sich mächtiger Gemeinsinn geltend.

Auf Seite 196 wird konstatirt, daß die Kirchlichkeit allerdings erschüttert und in Auflösung begriffen sei.

Auf Seite 199: Religion und Kirche werden im Dienste des Besitzes und der bestehenden Wirtschaftsordnung verwendet — was auf deutsch wohl heißt: Der Staat hält sie aufrecht, aber erniedrigt sie zu den Verrichtungen des Dieners.

Auf Seite 215 wird die Eventualität in Aussicht genommen, daß die Naturwissenschaft dereinst die christliche Metaphysik wird unmöglich gemacht haben.

Weiterer Anführungen bedarf es nicht, um zu zeigen, daß in den Augen des Herrn Theologieprofessors das Christentum auf seinem Niedergang sich befinde, und daß seine Aussichten für die Zukunft hoffnungsvoll nicht seien.

Allerdings wird bemerkt, daß die Stellung der Arbeiterkreise, und namentlich die der Bauern, zum Christentum eine andere sei als die der Gebildeten; aber freudiger Mut läßt sich aus diesem Umstande nicht wiedergewinnen. Beim Besprechen der Gründe für den Niedergang der christlichen Weltanschauung wird sich zeigen, daß durch die Verspätung der niederen Volksschichten, durch ihr Nachhinken im geistigen Entwicklungsprozesse, dieser sich nicht hemmen, geschweige denn zum Stillstande bringen oder gar zur Umkehr nötigen läßt.

5.

Es ist ja nicht das erstemal, daß ein Vertreter des Christentums Besorgnissen um die Zukunft seiner Sache so offen, wie soeben gezeigt, Ausdruck gab. Noch aber dürfte es nicht dagewesen sein, daß aus dem christlichen Lager dem Atheismus so freimütig Anerkennung gespendet wurde.

Auf Seite 195 wird nochmals betont, daß die dem antiken Epikuräismus gemachten Vorwürfe die moderne atheistische Ethik nicht treffen — denn diese, anstatt auf Individualwohl abzuzielen, habe die vernunftgemäße gesellschaftliche Organisation auf ihre Fahne geschrieben und sei dadurch lebensfähiger und in ihren Repräsentanten, zum Beispiel in Jodl, — der übrigens auf den Schultern J. St. Mills steht — in den Führern der amerikanischen (und englischen) ethischen

Digitized by Google

Bewegung, in George Elliot, in Gottfried Keller, ungleich wirkungsvoller gemacht, — die Gestaltungen der beiden letzteren bezeugen, sagt der Verfasser, „unheimliche" Seelenkunde; — wirkungsvoller auch durch ihre praktischen Bethätigungen: Predigten, Erbauungsschriften, Moral für Kinder und so weiter; und es werde dadurch bewiesen, daß die Kreise der modernen atheistischen Ethik von unbestreitbarem, ernstem, sittlichem Idealismus getragen sind. Auf Seite 213 wird nochmals anerkannt, daß die atheistische Ethik sich von „zweifellos ernsten, sittlichen Grundsätzen" leiten lasse. — Darum sei es auch möglich, sich mit voller Achtung und ohne Gehässigkeit mit diesem Atheismus auseinanderzusetzen.

Auf Seite 200—202 wird anerkannt, die atheistische Ethik übertreffe die christliche nicht nur durch den Heroismus ihrer Resignation und ihrer Verzichte, sondern auch durch die Erhabenheit ihres Optimismus: die atheistische Ethik verzichte auf die göttliche Beglaubigung des Sittengesetzes und auf die aus solcher Autorität sich ergebende Motivationskraft; sie verzichte auf die selbstsüchtigen Motive des Lohnes und der Strafe und auf alle die Beziehungen des Sittlichen zu einem heiligen, lebendigen, göttlichen Willen; sie verzichte auf die Mitwirkung solcher Phantasiebilder (sic!); — sie verzichte auf das Sündenvergebungsruhekissen und auf ein Ausweichen in ewiges Leben; — ein vernünftiges Lebensziel finde sie nur innerhalb der Kette des irdischen Lebens; — dadurch werde das Verantwortlichkeitsgefühl mehr gestärkt als durch irgend eine religiöse Ethik; — sie, die atheistische Ethik, verübe nicht Kraftvergeudung durch nutzloses (sic!) Wühlen im Innern und durch grundlose (sic!) Hoffnung und Furcht; — durch Einsicht in die naturgesetzliche Bedingtheit und in die Verkettung der psychologischen Thatsachen werde der Atheismus mild und gelassen, und er setze freundliche Erziehung an Stelle religiöser Verdammung; — also sei die atheistische Ethik in jeder Beziehung der religiösen überlegen; — so könne der Atheismus in der That wirken ... — Das Gute und das Gemeinwohl rein um des Guten und um der Liebe willen zu fördern, das erscheine heroischer als die durch Fremdes gestützte religiöse Sittlichkeit; — das sei ein erhabener Optimismus, während die Sündenlehre der religiösen Ethik den Menschen entwürdigt, sein Verantwortlichkeitsgefühl zu stärken verabsäumt und durch scheinbare (sic!) fremde Kräfte und durch feine selbstsüchtige Anreizungen nur scheinbare Ueberwindung grober Selbstsucht ermöglicht.

Auf Seite 204—206 wird zu vorstehendem noch hinzugefügt: eine Resignation, die bei solchen Verzichtleistungen und beim Bewußtsein, sich dadurch den Lebensweg zu erschweren, notwendig größere Energie der sittlichen Motivation entfalten müsse, — eine solche Resignation sei sittlich groß und bestechend.

Sind von christlich theologischer Seite dem Atheismus, sage dem Atheismus, wohl jemals so ehrfurchtsvolle Verbeugungen dargebracht worden?!

6.

Freilich wird nicht unterlassen, diesen Anerkennungsbezeigungen einige Fragezeichen anzuhängen, deren Gewichtigkeit und Wert sich unschwer beurteilen

Digitized by Google

lassen, — während man hinsichtlich ihrer Wirkung und Bedeutung vor Zweifeln und Rätseln stehen bleibt.

Verfügte der Verfasser über keine besseren, überzeugenderen Argumente, wozu dann wissentlich lahme Truppen zu aussichtslosem Kampfe ins Feld stellen? — Wozu überhaupt noch bekämpfen „zweifellos ernste sittliche Grundsätze", die als „heroisch in ihrer Resignation", als „sittlich groß", als „erhaben im Optimismus" anerkannt worden, — wozu in einem Atem warm und kühl hauchen? — War überhaupt ein ernstlicher Kampf beabsichtigt? Sollte etwa, zur Verzögerung der Waffenstreckung, unter dem Schatten eines Nachhut-Scheingefechtes, lediglich ein geordneter Rückzug versucht werden, um selbsttröstend sich sagen zu können: mit der Waffe in der Hand sei man unterlegen, es sei tout perdu hors l'honneur — alles verloren, doch die Ehre gerettet? — die Ehre in den Augen der Leute des eigenen Lagers, die, so lange Kampfeslärm sich hören läßt, noch hoffen mögen.

Oder aber — überschätzte der Verfasser wirklich — wie es ja, auch vor 1870, nicht selten geschehen ist, die Qualität und relative Tüchtigkeit seiner Streitkräfte, seines polemischen Rüstzeuges? — Was aber hätten in solchem Falle die dem Gegner dargebrachten anerkennenden, ehrfurchtsvollen Verbeugungen zu bedeuten? Etwa so viel wie der höfliche Gruß beim Betreten der Mensur — das heißt die Anerkennung der Gleichwertigkeit, Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung? — Auch das kann utiliter acceptirt werden — es würde einer Standeserhöhung des Atheismus gleichkommen.

Man wird es nicht wagen, für die eine oder die andere Lösung der Zweifel und Rätsel sich zu entscheiden; — auch ist ja schließlich hierüber eine Entscheidung nicht so wichtig wie über die Frage selbst, — das heißt über die Gewichtigkeit und über den inneren Wert der vorgeführten Argumente. Diese aber beziehen sich vornehmlich auf zwei vom Verfasser aufgeworfene Fragen, die gesondert zu betrachten sind: 1. Verfügt die atheistische Ethik wirklich über sittliche Motive von größerer Energie, als die religiöse zu entfalten vermag? und 2. Ist der „Inhalt" der atheistischen Ethik reicher als derjenige der religiösen?

7.

Der bewundernden Lobeserhebung, welche der atheistischen Ethik ob ihrer heroischen Resignation und ob ihres erhabenen Optimismus gespendet ward, ist folgende Einschränkung auf Seite 201 und 202 angehängt worden: — nicht nur für sein eigenes gebildetes Selbst verzichte der Atheist darauf — nämlich auf die Mitwirkung „religiöser Phantasiebilder" (sic!) — sondern er wage und hoffe das Ungeheure, die Massen überhaupt auf eine Stufe der Geistes- und Herzensbildung zu heben, wo sie alle „Krücken" (sic!) — nämlich die „religiösen Phantasiebilder" — werden entbehren können und eine rein auf sich selbst gestellte Sittlichkeit der Menschenliebe befolgen werden; — so — nämlich in so erhabener Weise sittigend, wie dargestellt worden, — so könne in der That der Atheismus wirken, aber er müsse es nicht, und er thue es für gewöhnlich nicht.

Digitized by Google

das lehre die Erfahrung; — es sei undenkbar, daß der gröber denkende Durchschnittsmensch jemals des religiösen Zuschusses zur Motivationskraft des Sittlichen werde entraten können; die Abstraktion eines für sich selbst geltenden Gesetzes werde für ihn immer unvollziehbar sein; er werde zum Gesetze immer den Gesetzgeber und Gesetzeswächter hinzudenken müssen.

Es ist doch — man wird es zugeben — eine kaum vollziehbare Vorstellung: wie der Verfasser es hat erwarten können, daß man diese Gegenargumente für gewichtig oder auch nur für ernstliche nehmen werde

Hat es wohl jemals — wann und wo immer Moral gelehrt wurde — zwei wesentlich verschiedene Weisen gegeben, es zu thun? Ist nicht immer und überall „eine rein auf sich selbst gestellte Sittlichkeit der Menschenliebe" in den Mittelpunkt der Lehre gestellt, und ist nicht immer und überall erst in zweiter Linie auf die „Krücken", auf die Mitwirkung der Phantasie bedacht genommen worden?! Vergeblich würde der Verfasser es versuchen, einen atheistischen Moralisten ausfindig zu machen, der auf die sittigenden Momente des Gemütslebens verzichtet hätte. Allerdings ist es eine weitere Frage, die uns sogleich beschäftigen soll, welcher Art von „Phantasiebildern" der Vorzug zu geben sei.

Wenn nun aber der Verfasser es der atheistischen Ethik zum Vorwurfe macht, daß sie „eine rein auf sich selbst gestellte Sittlichkeit der Menschenliebe" in den Vordergrund rückt, so ist das ein Vorwurf, der in gleichem Maße die christliche Ethik, die Lehren Jesu und seiner Jünger, trifft, — was wohl vom Verfasser übersehen worden ist. — Ueberall, wo Jesus Nächstenliebe zur Pflicht macht, und wo seine Jünger es thun, überall ist die Lehre „rein auf sich selbst gestellt"; nirgends ist sie direkt mit Phantasiebildern von Lohn und Strafe, oder von Gesetzeswächtern, in Verbindung gesetzt, selbst nicht indirekt durch den Gedankengang der Rede. Rein auf sich selbst gestellt ist Jesu Gebot: „Das gebiete ich euch, daß ihr euch unter einander liebet" (Ev. Joh. 15, 17) — und: „... so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfasset: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" (Römer 13, 9) — und: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Und „... ich wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis ... daß ich Berge versetzte, und ich hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts" (1. Korinth. 13, 1. 2); nicht anders in Ev. Matth. 22, 3 und in Ev. Marci 12, 31 und in Ev. Joh. 13, 34. 35, und in Galat. 5, 14 und 6, 2 und so weiter — überall wird das Gebot „rein auf sich selbst gestellt". — Ja, es wird sogar gesagt, warum dieses Gebot „rein auf sich selbst zu stellen" sei: „Von der brüderlichen Liebe aber ist nicht not zu schreiben, denn ihr seid selbst von Gott gelehrt, euch unter einander zu lieben" (1. Thessal. 4, 9) — genau denselben Gedanken spricht die atheistische Ethik aus, wenn sie sagt: ... denn in der sittlichen Weltordnung, welche den Menschen auf Gesellschaftlichkeit angewiesen hat, ist es begründet, euch unter einander zu lieben.

Dazu ist noch zu bemerken, daß diese rein auf sich selbst gestellte Sittlichkeit von Jesus und seinen Jüngern nicht etwa ausschließlich besonders Gebildeten

Digitized by Google

gelehrt wurde, die besonders befähigt waren, „Abstraktionen eines für sich geltenden Gesetzes zu vollziehen", sondern urbi et orbi, aller Welt, Gelehrten und Ungelehrten, und, da letztere weitaus in der Mehrzahl, ganz vorzugsweise ihnen; und man sagt, gerade sie seien dafür besonders empfänglich gewesen. — So trifft also des Verfassers unbegründete Bemängelung, die dem Atheismus zugedacht war, nichts Geringeres als die Lehrmethode Jesu und seiner Jünger.

8.

Fassen wir nun die religiösen „Krücken" der Moral ins Auge, — die „Phantasiebilder" — auf welche zu verzichten der atheistischen Ethik zum Vorwurfe gemacht wird: — diese „Krücken" den Massen, den gröber denkenden Durchschnittsmenschen, welche dieser „Hilfen" nicht entraten können, zu nehmen, das sei, wenn wir recht verstehen, — das sei ein an ihnen verübter Raub, eine ihnen beigebrachte sittliche Verarmung.

Zunächst ist es aufs entschiedenste in Abrede zu stellen, daß ein solcher Vorwurf begründet sei; bisher hat die atheistische Ethik keineswegs durch übermäßiges Hervorkehren eines trockenen, dürren Intellektualismus gesündigt; viel eher durch das Gegenteil: durch zu ausschließliche Inanspruchnahme der Gefühlssphäre. Davon kann sich ein jeder überzeugen, wenn er die Schriften von Mackenzie, Salter, von Felix Adler und anderen zur Hand nimmt, und wenn er sich Einblick verschafft in das Wesen der in den amerikanischen ethischen Kreisen, in New-York, in St. Louis und so weiter, üblichen Versammlungen, welche geradezu den Charakter von Erbauungsstunden an sich tragen. Nicht anders in England. Und in Deutschland haben die Träger der ethischen Bewegung ernstlich vor Schwarmgeisterei gewarnt und ermahnt werden müssen, darauf bedacht zu sein, die Lehren der Ethik, statt allein auf abgegriffene humanitäre Phrasen und Schlagwörter, vielmehr auf realen, wissenschaftlichen Untergrund aufzubauen. (Vergl. unser „Sozial oder Sozialistisch?" Freiburg i. Br. 1895 und „Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre", Leipzig 1894, Einleitung.) — Es ist also durchaus nicht zuzugeben, daß die atheistische Ethik darauf verzichte, die Energie der sittlichen Motivation durch Mitwirkung von Gefühlsanregungen und Phantasiebildern zu verstärken; — darauf freilich verzichtet die atheistische Ethik, ihre Gefühlsanregungen und Phantasiebilder religiösen Vorstellungsgebieten zu entnehmen; — und nun kann den durch den Herrn Kritiker aufgeworfenen Fragen (siehe hier Punkt 6 am Schlusse) eine präzisere Fassung gegeben werden.

Man wird es ja wohl zugeben, daß die Energie sittlicher Motive sich niemals aus reinen Denkprozessen herleitet. Die Lösung einer schwierigen, aber für die Praxis gleichgiltigen, geometrischen Aufgabe, die Durchführung einer rein theoretischen Rechnung oder Schlußfolgerung, — alles das kann mir lebhafte Befriedigung gewähren, aber aus dieser Befriedigung, insofern sie einzig und allein mich selbst betrifft, wird sich nie und nimmer ein auf mich einwirkendes sittliches Motiv herausschlagen lassen, weil ein solches notwendig Beziehungen

Digitized by Google

von Person zu Person voraussetzt. — Die Innigkeit und Stärke aber dieser Beziehungen bedingt die Wucht der Energie, welche das bezügliche Motiv auszuüben fähig ist. — Insofern aber die, sittliche Motive hergebenden, Beziehungen sich entweder unmittelbar von selbständigen Gefühlsregungen und dadurch veranlaßten Phantasiethätigkeiten oder aber von Denkoperationen herleiten, welche ihrerseits von Gefühlen begleitet sind und solche anregen und dadurch Willensthätigkeit und Handeln veranlassen, — thut man wohl gut, die beiden Fragen des Verfassers, die sich auf eine Vergleichung der atheistischen Ethik mit der religiösen beziehen, hinsichtlich ihrer Motivationsenergie und hinsichtlich ihres „Inhaltes" — in folgender Weise zu präzisiren:

1. Welcher Art sind die sittlichen Motive, die bei atheistischer Weltauffassung veranlaßt werden

a) durch selbständige Gefühlsregungen,
b) durch Denkoperationen?

2. Welcher Art sind die sittlichen Motive, die bei religiöser Weltauffassung veranlaßt werden

a) durch selbständige Gefühlsregungen,
b) durch Denkoperationen?

9.

Wenn wirklich das vornehmste Gebot der Sittlichkeit, aus welchem alle anderen Sittengebote sich von selbst ableiten, die Nächstenliebe ist, — und vom Standpunkte der christlichen Religion wird man die unzweideutige Lehre Jesu und seiner Jünger nicht in Frage stellen wollen — oder wenn, wie wir anderen, in tiefstem Sinne gleichlautend, es auffassen: — wenn wirklich die sittliche Weltordnung im Grunde auf dem Naturtriebe der Vergesellschaftung beruht und diese notwendig die Nächstenliebe zur Voraussetzung hat, welche immer umfassender, geläuterter und mächtiger wirksam wird, je höher entwickelte Gesellschaftsstufen erreicht wurden; — wenn ferner die Pflicht der Nächstenliebe, nach dem Zeugnisse des Tessalonicherbriefes, nicht erst gelehrt zu werden braucht, das heißt, wenn sie, nach den Ergebnissen der Beobachtung, in der der jedesmaligen Kulturstufe entsprechenden Weise als selbstverständlich empfunden wird; — dann ist es klar, daß die Motive der Nächstenliebe und die der übrigen ihr jedesmal entstammenden sittlichen Antriebe sich als selbständige Gefühls- und Gemütsregungen geltend machen, die nicht erst durch Denkoperationen hervorgerufen zu werden brauchen.

Unsere noch unentwickelten Kinder — und ebenso die auf ihrer Stufe stehenden Wilden — besitzen noch nicht unsern strengen Sinn für das Mein und Dein; erst wenn sie durch gesellschaftliche Erziehung in Familie, Verwandtschaft und Freundschaft zu unserer Gesittung sich ein- und emporgelebt haben, wird in ihnen der Rechtssinn zu einem selbstthätig, reflexionslos wirkenden sittlichen Agens. Die Erziehung aber geschieht zum weitaus größten Teile unter Ausschluß eigentlicher bewußter Reflexion, lediglich auf dem Wege der durch Gefühlsimpulse veranlaßten Nachahmung und Gewöhnung. — Insofern die

Digitized by Google

sittliche Entwicklung diesen reflexionslosen Verlauf nimmt, ist sie ihrer Natur nach atheistisch, das heißt, sie beruht auf keiner wie immer gearteten, also auch auf keiner religiösen Abstraktion, auf keiner bewußten Denkoperation.

Eine solche tritt als sittigender und erzieherischer Faktor erst dann auf, wenn das Fortschreiten der sittlichen Entwicklung — sei es des Kindes zum verantwortlichen Erwachsenen, sei es des Wilden zum Kulturmenschen, oder des sittlich noch Unfreien, des nur Anständigen, zum Rechtschaffenen — durch ungünstige Umstände erschwert und gehemmt wird und, außer dem der Erziehung entstammenden Gewissen, es noch unterstützender Nachhilfe bedarf: — nun treten Erwägungen irgend welcher Strafe, irgend welchen Lohnes, als sittigende Momente auf — Denkoperationen, welche, um ihren gesellschaftlichen Zweck zu erreichen, die verwendeten Anschauungen, Vorstellungen und begrifflichen Elemente keinem andern Gebiete als dem der menschlichen Gesellschaft zu entnehmen brauchen, also durchaus atheistische sein können.

Zu diesen Erwägungen, aus denen hervorgeht, daß die Religion kein wesentlich notwendiger Faktor der Sittlichkeit ist, kommt noch die Erfahrung, daß ein großer, wenn nicht ein überwiegender Teil der Menschheit sich thatsächlich zu hohen Stufen der Gesittung erhoben hat, nicht nur ohne religiöse erzieherische „Hilfen", sondern sogar unter ausdrücklicher Verzichtleistung darauf. — Die leitenden Kreise der chinesischen Kulturwelt bekennen sich zu einer Weltanschauung, welche unter der Signatur des Konfucius bekannt zu sein pflegt, welche aber von ihm nur sozusagen kodifizirt worden ist, ihren Grundzügen nach aber weit in die mythischen Zeiten des chinesischen Volkes hineinreicht, also ein Alter von weit über 4000 Jahren besitzt; denn zu ihr haben sich schon die ersten historisch beglaubigten Herrscher und Regierungen Chinas bekannt. Erst in verhältnismäßig später Zeit hat die damals schon verzerrte und abgöttisch gewordene Buddhalehre bei den noch unentwickelten Volksstämmen und Volksschichten Chinas, und hier allein bei diesen niederen Elementen, Eingang gefunden.[1]) Nun ist aber

[1]) Die chinesische Volksschule, die zum geringsten Teile vom Staate, zumeist von den durchaus selbständig, nicht einmal unter Staatskontrolle sich verwaltenden Gemeinden, sehr häufig auch von privaten Gesellschaften und Personen, unterhalten wird und in bewundernswerter Ausdehnung allgemeine Bildung vermittelt, und das ohne irgend einen direkten Schulzwang; nur durch Sitte und Herkommen und durch die obligatorischen Staatsamtsprüfungen wird ein indirekter, aber sehr wirksamer Schulzwang ausgeübt; — durchaus spontan beschränkt sich die chinesische Volksschule ausschließlich auf Beschäftigung mit den altklassischen, sozusagen kanonischen — durchweg atheistischen — Werken der chinesischen Literatur, — und bezieht ihre Lehrer aus dem Kreise der Kandidaten zu den staatlichen Prüfungen, ohne deren Absolvirung bekanntlich niemand in China irgend ein Amt, sei es auch das niederste, bekleiden soll. — Gänzlich unabhängig von der religionslosen Volksschule werden die religiösen Lehren, zum Beispiel des abergläubigen Buddhismus, fortgepflanzt, aus den Mitteln dazu errichteter privater Stiftungen und Widmungen, welche zumeist von sehr bescheidenem Umfange sind und dem jedesmaligen Inhaber in der Regel nicht mehr bieten als die Möglichkeit, sein Leben in Unthätigkeit, inmitten einer angestrengt fleißigen Bevölkerung, zu verbringen, und einen im Knabenalter gekauften und adoptirten Nachfolger zu den Künsten des Kultus und des Amulet- und Ablaßzettelverkaufes abzurichten.

Digitized by Google

die altklassische Weltanschauung Chinas eine grundsätzlich durchaus atheistische, so sehr, daß mancher Großherr des Reiches der Mitte in Manifesten an das Volk eindringlich gewarnt hat, sich mit irgend einer Religion zu befassen — alle seien sie geprüft und alle als verderblich und das Volkswohl schädigend befunden worden. — Und unter solcher durchaus religionslosen Staatsregierung, bei durchweg „weltlicher" atheistischer Volksbildung, hat China es zu einer freilich eigenartigen, der nüchternen Begabung der Bevölkerung entsprechenden Gesittung und Kultur gebracht, welche in nicht wenigen Beziehungen die neidische Bewunderung manchen Europäers erregt hat.[1])

10.

Nach dem Vorstehenden wird wohl nicht bestritten werden können, daß in der natürlichen Entwicklung der Sittlichkeit primäre, selbständige Gefühlsregungen zur Unterstützung der sittlichen Motivation überhaupt nicht der Reflexion, also auch nicht der Religion entstammen können; es kann daher gar nicht die Rede davon sein, daß in dieser Hinsicht die religiöse Weltauffassung fähig sein könne,

---

[1]) Die Regierung des Reiches ist in thesi und in der Verwaltungspraxis, trotz minimer und äußerst minderwertiger, zumeist aus angesiedelten Ackerbauern und Handwerkern bestehender Militärmacht — im Verhältnisse zu seiner Bevölkerungszahl würde darnach das Deutsche Reich nur ein Heer von 87000 Mann Milizen oder Nationalgardisten aufbringen — eine Monarchie von absoluter Uneingeschränktheit, thatsächlich aber beschränkter als diejenige irgend eines modernen konstitutionellen Staates; denn dem „Sohne des Himmels" kommt es zu, nur nach uraltem, durch die Erfahrung geheiligtem Herkommen, nach altbewährten Prinzipien, zu regieren, weil er andernfalls zunächst von dem offiziellen Zensorenamte vor dem Volke verklagt und für alles sich ereignende Unheil, selbst für Seuchen und elementare Verwüstungen, Ueberschwemmungen, Dürre und so weiter, verantwortlich gemacht, sodann aber von dem Volksunwillen, mitsamt seiner ganzen Dynastie, fortgejagt wird — (wird doch von den altklassischen Codices, welche dem Volksunterrichte zu Grunde liegen, die Empörung gegen einen ungerechten Herrscher nicht nur als selbstverständlich hingestellt, sondern geradezu zur Pflicht gemacht) — worauf dann eine neue Dynastie, von dem glücklichen Führer des Aufstandes gegründet, die altherkömmliche Verwaltung des Landes fortsetzt. (Zweiundzwanzig Dynastien zählt die chinesische Geschichte.) Darin trat auch dann keine Aenderung ein, als nach Schwächung des Reiches durch sozialistische Wirren die Mongolen im dreizehnten Jahrhunderte China unterjochten; in kürzester Zeit haben sie sich dem Chinesentum assimilirt und sind später in herkömmlicher Weise durch einheimische Dynastien abgelöst worden. Erst die zweite Mongolenherrschaft, die erst seit verhältnismäßig kurzem noch heute regierende Mandschudynastie, welche die Abschließung des Reiches gegen Fremde, die Erstarrung und den Rückschritt der chinesischen Kultur verschuldet hat, erst sie bewirkte in neuer Zeit insofern eine beklagenswerte Aenderung der vormals gesegneten Regierungsverhältnisse, als nun infolge finanzieller Bedrängnisse Aemterverkauf an Ungelehrte, zuerst nur an Mandschus, sodann auch an Chinesen, und damit arge Korruption eingeführt wurde. Bis jetzt sind die das Mandschuregiment beständig bedrohenden Volksaufstände noch bewältigt worden; die große Taipingempörung verfehlte ihren Zweck infolge sozialistischer Tendenzen, deren sie sich schließlich schuldig machte — ob aber unter den obwaltenden Konjunkturen Ostasiens China wieder wird gesunden können, oder ob es von den Mandschus an den Rand allendlichen Verderbens gebracht worden ist — wer vermöchte das bei der Komplizirtheit der dermaligen Verhältnisse vorauszuahnen?

Digitized by Google

dem sittlichen Leben kräftigere „Hilfen" zu gewähren, als aus atheistischer Weltauffassung sich ableiten.

Wenn hier der ganze Reichtum von Gefühls- und Phantasiethätigkeiten dargestellt werden sollte, welche den „natürlichen Menschen" ganz ohne Mitwirkung religiöser Vorstellungen, in seinen Familien- und anderen gesellschaftlichen Beziehungen zu bewegen pflegen, so würde das zu weit führen — zum Excerpiren der schönsten Dichtungen aller Völker — und nur zu leicht in sentimentale Rhetorik ausarten. Sicher ist es, daß keinerlei Reflexion, keinerlei Religion, den sittlichen Reichtum dieser Art zu vermehren vermöchte.

Anders verhält es sich mit denjenigen Gefühlsregungen und Phantasiethätigkeiten, welche von Denkoperationen veranlaßt werden und in ihrem Gefolge sich geltend machen, indem sie auf Vorstellungen irgend welcher, wie immer gearteter, Belohnungen und Strafen sich beziehen. Wir sahen, daß diese sozusagen sekundären, abgeleiteten Gefühlsregungen und Phantasiethätigkeiten zu ihrer sittigenden Wirkung keines andern als gesellschaftlichen Vorstellungsmateriales bedürfen, und daher auch bei durchaus religionsloser Weltanschauung ihren sittlichen Zweck vollkommen erreichen können, was ja auch von dem Verfasser der kritischen Besprechung bereitwillig zugestanden worden ist. Es fragt sich nun aber, ob diese sekundären Gefühlshilfen, ohne das Hinzukommen religiöser Motive, notwendig ihren sittlichen Zweck erreichen „müssen", und ob zu erwarten ist, daß durch religiöse Motive das sittliche Leben bereichert werde im Sinne einer Vermehrung der sittlichen Energie.

Auf diese vom Verfasser gestellte Frage ist zunächst zu bemerken, daß sie, weil verkehrt formulirt, in solcher Form gar nicht beantwortet werden kann. Auf dem Gebiete der sittlichen Entwicklung, der Freiheit, kann es überhaupt gar kein „Muß" geben, keine Bedingtheit im Sinne der physischen Kausalität. Die psychische Kausalität ist eine durchaus andersartige, sie läßt sich nicht fassen in Gleichungen, in welchen die Aequivalenz der Glieder die quantitative Gleichheit von Ursache und Wirkung, die „Erhaltung der Energie", aussagt; die psychologischen Grundgesetze bedingen es, daß Grund und Folge nicht an die Bedingung der Aequivalenz, wie Ursache und Wirkung, gebunden sind, daß vielmehr im Geschehen der aufsteigenden psychischen Entwicklung die Folge inhaltlich reicher ist, als der Grund es war. Die psychische Kausalität ist eine solche, daß sie die Freiheit der Entwicklung mit sich bringt. (Vergleiche W. Wundt: „Ueber die psychische Kausalität und das Prinzip des psychophysischen Parallelismus" in „Philosophische Studien" X, Heft 1.)

Da bereits auch von der Kritik zugegeben worden ist, daß die sittliche Entwicklung auch ohne religiöse Motive sich nicht nur vollziehen kann, sondern auch thatsächlich sich vollzieht, so ist also, unter Elimination jenes gegenstandslosen „Muß", die Frage des Verfassers einzuschränken und umzukehren, und sie hat nun folgendermaßen zu lauten:

a) Kann die sittliche Entwicklung durch religiöse Motive gefördert werden?

Digitized by Google

b) Kann sie dadurch beeinträchtigt werden?
c) Welches von beidem ist unter jedesmal gegebenen Bedingungen wahrscheinlicher?

11.

Es wäre thöricht, die erste dieser Fragen schlechthin zu verneinen. Seit vielen Jahrhunderten ist man es in unserer Kulturwelt gewohnt geworden, daß die sittlichen Motive sich in religiösem Gewande darbieten. Auf die Frage: Warum soll ich den Nächsten lieben wie mich selbst? ist seit Jahrhunderten — ob wohl ganz in Uebereinstimmung mit dem tieferen Sinne der christlichen Lehre? — geantwortet worden: Weil Gott es so will; weil du nach dem Ebenbilde des allliebenden, des allgütigen Gottes geschaffen worden bist; weil die Fleisch gewordene Gottheit dir, zur Nacheiferung, das Beispiel gegeben hat, und so weiter. Seit vielen Jahrhunderten hat als Urgrund der Sittlichkeit die Gottheit, ihr unergründlich motivloser Wille, gegolten, und bis in die neuere Zeit hinein hat man es nicht anders gewußt, — und, bei dieser metaphysischen Auffassung der Sittlichkeit, bei solchem Auftreten der sittlichen Motive in religiösem Gewande, hat thatsächlich und unverkennbar Fortschreiten der Sittigung stattgefunden. Es wäre thöricht, das in Abrede stellen zu wollen. Darnach ist die erste der obigen Fragen zu bejahen.

Aber damit ist diese Frage noch keineswegs endgiltig erledigt. Denn es bleibt noch zu erörtern, ob die in religiösem Gewande auftretenden sittlichen Motive thatsächlich, ihrem Wesen und Ursprunge nach, religiöse waren? Waren sie es nicht, so sieht es mit der unbedingten Bejahung obiger Frage doch einigermaßen bedenklich aus; es war dann nicht die Religion, sondern ein anderer Faktor, der unter ihrem Gewande die Sittigung bewirkte. Im Zusammenhange hiermit sind folgende Beobachtungen und Erwägungen nicht unbedeutsam.

Der Grundstock der christlichen Sittenlehre ist nachweislich und unbestritten viel älter als das Christentum. Ihr Kern, das Gebot der Nächstenliebe, ist bereits vom Verfasser des dritten Buches Mosis, offenbar nach einer noch viel älteren Tradition, dargestellt worden als ein Gebot Jahves — jener israelitischen Naturgottheit, in welcher eine ganze Gruppe semitischer Naturgottheiten zur Einheit aufgegangen war. „Du sollst nicht rachsüchtig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Denn ich bin der Herr." 3. Mose 19, 18. — Schon hierin kann der Argwohn Nahrung finden, daß das Gebot der Nächstenliebe selbst älter als der Jahve-Gesamtkult sein könnte, also wohl aus der Zeit vorhistorischer Naturreligion herstamme, wenn nicht gar aus einer noch früheren, noch religionslosen Vorzeit. Warum auch nicht? Findet sich doch das Gebot der Nächstenliebe nicht nur in der Sittenlehre des notorisch religionslosen chinesischen Kulturvolkes, als auch bei dem noch so gut wie kulturlosen ältesten der noch lebenden Menschenstämme, bei den Weddas von Ceylon — bei diesem absolut religionslosen Stamme,

Digitized by Google

freilich unter Beschränkung des Begriffes „Nächster" auf die Glieder des allerengsten Familienkreises.[1])

Zu beachten ist ferner, daß das Nächstenliebegebot Jahves, des zornigen und eifrigen Gottes, Hand in Hand geht mit anderen allgemeinen Geboten, die uns, die heutige „Christenheit", als recht unsittlich anmuten, wie „Zahn um Zahn, Aug' um Auge" und so weiter, und mit Befehlen sich verträgt, zu deren Ausübung Hinterlist, Betrug und so weiter angewendet werden müssen; ja, mit göttlicher Verheißung und Belohnung für solche Thaten, die in unseren Augen wenig rühmlich, geradezu verabscheuungswert sind. — Bei näherem Zusehen aber erkennt man, daß der Widerspruch verschwindet, sobald man berücksichtigt, daß vom Stammesgotte mit dem „Nächsten" freilich nicht mehr ausschließlich die Angehörigen des engsten Familienkreises, wohl aber ausschließlich diejenigen des israelitischen Stammes gemeint waren; ihnen gegenüber war „Nächstenliebe" als strenge Pflicht geboten; aber den Außenstehenden, den Nebenbuhlern gegenüber war unbarmherzige Austilgung nicht minder strenges göttliches Sittengebot.

Nun stehen wir aber vor einem schwierigen Dilemma, aus welchem mit der Mahnung: es handle sich hier um ein göttliches Mysterium, vor welchem man die Augen zu schließen habe, über welches nicht gegrübelt werden dürfe, nicht herauszukommen ist — vor dem Dilemma nämlich: sind Jahve und der Christengott immer identisch gewesen? — wenn ja, dann stimmt es nicht, daß dieselbe Gottheit einmal die Nächstenliebe nur in beschränktem Umfange, sodann aber in unbedingter Ausdehnung anbefiehlt; — oder aber sind der zornige und eifrige Stammesgott Jahve und der allliebende christliche Menschheitsgott nicht identisch gewesen? — wenn nicht, dann darf nach der Herkunft des einen und des andern gefragt werden. Wenn der grausame und ränkevolle Jahve sich zu überleben im Begriffe steht; wenn er zum überwundenen Standpunkte werden soll; wenn er bestimmt ist, ein Ende zu nehmen; wenn er der Zeitlichkeit angehört, — dann muß er doch wohl auch einen Anfang genommen haben, und sein erster Ursprung ist offenbar dort zu suchen, wo die Quelle aller Religion ohne Unterschied sich findet. — Andererseits, wenn der Christengott, Jahve abzulösen und einen neuen Bund mit der Menschheit zu schließen, in der zeitlichen Welt auftauchte, — dann gehört doch auch er der Zeitlichkeit an, und in irgend einer fernen Zukunft wird sein Schicksal kein anderes sein als dasjenige Jahves.

Dieses Dilemma ist nicht nur schwierig, es ist auch nicht durch ein Sacrificium intellectus zu lösen, so wenig, wie eines Menschen Blindheit durch seine Tötung zu heilen ist; denn den Intellekt, einen Wesensbestandteil des Menschen,

---

[1]) Vergleiche DD. Paul und Fritz Sarasin: „Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon. Dritter Band: Die Weddas von Ceylon, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Rätsel der Lösung näher zu bringen." (Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. 1892—1893.) — Eine Besprechung des Werkes von Häckel in „Deutsche Rundschau", September 1893. — Die für die Ethik überaus wichtigen Ergebnisse dieser Forschungen finden sich zusammengestellt im Anhange A zu „Die Sittenlehre als Naturlehre". Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Digitized by Google

opfern und ertöten, das ist gleichbedeutend mit Vernichtung des normalen Menschen. Ein Mensch ohne Gliedmaßen ist noch nicht so sehr unnormal wie ein Mensch ohne Kopf.

Nur einen einzigen Ausweg gibt es aus diesem Dilemma: sein Vorhandensein überhaupt in Abrede zu stellen, das heißt anzuerkennen, daß das Sittengesetz stets selbständig gewirkt hat und im Grunde nie ein religiöses gewesen ist; daß es älter ist als jede Religion; daß es lediglich in religiösem Gewande uns seit Jahrhunderten dargestellt worden ist; daß wir daran gewöhnt worden sind, es uns nicht anders, denn als einen Religionsausfluß vorzustellen; daß wir durch Ablegung dieser Angewöhnung und durchs Besinnen auf die wirkliche Natur des Sittengesetzes, auf die Immanenz der natürlichen sittlichen Weltordnung, uns nicht verarmen, sondern bereichern, — und das zwar darum, weil nun unsere etwaige Metaphysik nicht mehr im Gegensatze zur Naturkenntnis zu stehen braucht, sondern im Einklange mit ihr sich fortentwickeln kann.

12.

Diese Lösung, oder besser Fortschaffung jenes Dilemmas beruht keineswegs auf einer willkürlichen Annahme; vielmehr ist die Priorität und Unabhängigkeit des Sittengesetzes nachweisbar. Als ein Produkt der psychischen Entwicklung muß es notwendig älter sein als die Religion und, seinem Grundwesen nach, unabhängig von ihr, wenn auch durch sie nachträglich beeinflußbar.

Von den Erwägungen, welche zwingend zu diesem Ergebnisse führen, mag die eine Reihe hier unberücksichtigt bleiben; es würde weiter führen, als der hier verfügbare Raum es gestattet, die ersten Anfänge sittlichen Lebens im gesamten Reiche der Lebewesen schon dort aufzuzeigen, wo das Individuum von Bewußtsein kaum Spuren zeigt, und wo zur Abstraktion, und somit zur Bildung religiöser Vorstellungen, noch jede Fähigkeit fehlt. Hier mag nur darauf hingewiesen werden, daß der Mensch notwendig zuerst zu sittlichen Vorstellungen gelangen mußte und erst weit später religiöse Vorstellungen sich bilden konnte.

Das Bedürfnis zum Mitteilen seiner inneren Erlebnisse, seiner Empfindungen, Gefühle, Willensregungen und so weiter hat im Menschen offenbar nicht anders entstehen können als im Verkehr mit seinesgleichen, und die Fertigkeiten zum Befriedigen dieses Bedürfnisses sind mithin erst im Zustande der bereits bestehenden Vergesellschaftung erworben worden. Auf ihren niedersten Stufen hat, wie wir es schon bei Tieren sehen, zum Mitteilen elementarer psychischer Vorgänge das Spiel der Mienen und unartikulirten Laute genügt. Erst nach schwerer Entwicklungsarbeit von kaum vorstellbarer Dauer ist der Mensch dazu gelangt, die schon komplizirteren Vorgänge seines Seelenlebens dem Nächsten mittelst artikulirter Sprache von gesetzmäßigem, dem Verlaufe des psychischen Geschehens entsprechendem Gefüge derart anschaulich zu machen, daß in diesem, im Nächsten, ein Ablauf, eine Reproduktion der inneren Erlebnisse des Redenden angeregt werde. Während der unzweifelhaft sehr lange währenden Periode der Sprachbildung und der entsprechenden Entwicklung des geistigen Vermögens hat die

Digitized by Google

Ausbildung der gesellschaftlichen Beziehungen nicht nur nicht stille gestanden, sondern sie hat, wie die Beobachtung der Weddas es lehrt, bereits bemerkenswerte Fortschritte gemacht, bei erstaunlichem Rückstande der geistigen Entwicklung und der Sprachbildung. Es lassen sich bei den Weddas nur Spuren selbständig entwickelter, eigener Sprache entdecken, und ihr Denkvermögen hat erst die Höhe desjenigen unserer ganz kleinen Kinder erreicht, während die gesellschaftlichen Verhältnisse des schon enggeschlossenen, streng monogamischen Familienlebens und der noch locker gefügten Stammesgemeinschaft bereits zu fest geregelten Normen gelangt sind.

Auf dieser niederen Entwicklungsstufe, welche von der Grenze der Menschwerdung zeitlich schon weit entfernt ist, während sie sozusagen räumlich ihr noch nahe benachbart blieb, — hier beschränken sich die geistigen Operationen fast ausschließlich auf diejenigen, die auch das Tier zu vollziehen pflegt: Vorstellungsassoziationen und Analogiebildungen allereinfachster Art, die, sobald sie den engen Kreis der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse und des geselligen Verkehrs überschreiten, nur geringe Gewähr für ihr Zutreffen bieten. Solange die gegebenen Lebensbedingungen zur Befriedigung der Bedürfnisse ausreichen, werden die Naturgeschehnisse, wie Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, atmosphärische Vorgänge und so weiter als selbstverständliche hingenommen, ohne daß ein Bedürfnis nach Erklärung ihres kausalen Zusammenhanges empfunden würde.

Erst im Gefolge der Not, des Mangels an Nahrung oder sonstiger Ungunst der äußeren Bedingungen, — erst wenn mit geistigen Hilfsmitteln gegen unliebsames Geschehen angekämpft werden muß, erst dann entsteht, wiederum im Verlaufe einer langen und mühevollen Entwicklungsperiode, die Frage: ob diese widrigen äußeren Bedingungen sich abändern lassen? — und die sich daran knüpfende weitere Frage: wodurch wohl das feindliche Geschehen hervorgebracht werde? — Das sogenannte Kausalitätsbedürfnis stellt sich ein, und, bei schon erlangter Fähigkeit zum willkürlichen Reproduziren von Vorstellungen, wird seine Befriedigung gesucht auf dem Wege einer schon geläufig gewordenen, aber nun unberechtigt angewandten Analogiebildung. — Gewohnt, zwischen den eigenen Willenshandlungen und denen von seinesgleichen insofern Analogie zu statuiren, als das Thun des Nächsten und das entsprechende eigene auf gleichen, innerlich an sich selbst unmittelbar erfahrenen Willensakt zurückzuführen sei, leitet nun der primitive Mensch auch das äußere, das Naturgeschehen von einem analogistisch ergänzten Willensakte, von der Thätigkeit eines hypothetischen wollenden und handelnden Wesens ab, welches er, wie den Nächsten, zu begütigen und sich dienstbar zu machen sucht.

Das ist die Entstehungsweise der sogenannten Naturgottheiten, gleichgiltig, wohin, je nach der Vorstellungskraft ihrer Anbeter, ihr Sitz verlegt wurde, — ob in eine Sache, in einen Fetisch, der zum individuellen, gelegentlich auch veräußerbaren Eigentumsobjekte wurde, — ob in Bäume und Haine, in Felsen und auf Bergspitzen, in Tiere, oder aber in Wolkenbildungen und auf Gestirne. Und nach ihrer Herleitung mußten alle alten Naturgottheiten stets recht eigentlich

Digitized by Google

menschenfeindliche sein, wie denn auch durch die Beobachtung ältester Zeiten nur feindliche bekannt geworden sind, von denen Verschonung oder gar Geneigtheit nur durch Opfer erlangt werden konnte.

Hier stehen wir an der Entstehungsquelle, an der Wiege einer jeden Religion, welche immer einem unberechtigt vollzogenen Analogieschlusse ihren Ursprung verdankt, einer unberechtigten analogistischen Ergänzung, fehlerhafter Verwendung eines noch unentwickelten Denkvermögens.[1]) Wie weit man auch das erste Entstehen religiöser Vorstellungen zurückverlegen mag, so ist doch unfraglich, daß das Alter des Sittengesetzes ein unvergleichlich höheres ist. Seiner sozialen Natur nach ist es zugleich mit der Menschwerdung, ja, in seinen ersten Aeußerungen schon lange vorher entstanden. (Schluß folgt.)

Gespräche mit Max von Pettenkofer.

Von

Luise von Kobell.

Hygiea, erst als Göttin der Gesundheit verehrt, dann aus ihrem Tempel vertrieben, wurde da und dort in Ketten gelegt und verlassen. Die Chroniken der großen Epidemien bekunden es drastisch. Wie in vielen Landen lag sie gefesselt in Bayern bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts. Da rief ihr ein jugendfrischer Mann, schöpferisch im Denken, feurig im Handeln „Vivas“ zu, löste ihre Bande, führte Hygiea in die Universität ein und brachte sie hoch zu Ehren. Um ein so gewichtiges Wort mit Erfolg zu sprechen, muß man ein Geistesheros sein wie Max von Pettenkofer.

Im goldenen Buche der Wissenschaft sind seine Entdeckungen und Werke ausführlich verzeichnet, hier möge deren Genesis, sowie die damit engverknüpften Lebensschicksale des großen Forschers und dessen Aeußerungen darüber wiedergegeben sein.

Geboren am 3. Dezember 1818 zu Lichtenheim bei Neuburg an der Donau hatte er als Sohn eines nicht bemittelten, aber kinderreichen Landwirtes schon früh den Ernst des Daseins zu erfassen gelernt. Zur Entlastung seiner Eltern nahm ihn 1827 sein Onkel, Dr. Franz Xaver Pettenkofer, Hofapotheker zu München, bei sich auf. Max besuchte Schule und Gymnasium, hierauf die

[1]) Welch erstaunliche Fehler noch heute im Denken des täglichen Lebens verübt werden, erkennt man aus der ungewöhnlich verdienstlichen Schrift von Dr. L. William Stern: „Die Analogie im volkstümlichen Denken“, Berlin, 1893, in deren empfehlender Einleitung M. Lazarus auf den großen Unterschied zwischen dem natürlichen und künstlichen Denken nachdrücklich hinweist.

Digitized by Google

Universität. Das Wollen und Sollen machte sich geltend. Er wünschte sich der Philologie zu widmen, sein Onkel bestimmte ihn den Naturwissenschaften, damit er ihm als Pharmaceut dereinst eine Stütze sei. Somit studirte Max zwei Jahre philosophische und naturwissenschaftliche Fächer, arbeitete dann als Lehrling in der Hofapotheke und braute unter dem strengen Regimente seines Onkels Arzneien. Dessen Bevormundung fiel ihm jedoch bald lästig, ein verführerischer Beruf umgaukelte ihn, er verließ Kräuter und Droguen und bramte durch, den Mörser mit dem Kothurn vertauschend. Das Stadttheater zu Regensburg nahm den jungen Sanguiniker als Statisten auf. „In Augsburg," erzählt Pettenkofer humoristisch, „ließ ich als engagirter Schauspieler einige Buchstaben meines Namens weg und trat unter dem Pseudonym Tenkof als Brackenburg in Goethes ‚Egmont', als Astolf in Calderons ‚Leben ein Traum' auf, auch einige andere Rollen eignete ich mir an. In der freien Zeit ging ich nach dem nahen Friedberg. Da lebte mein Onkel Josef Pettenkofer als Rentbeamter, der höchlich über meinen Schauspielerberuf entrüstet war. Aus dieser Entrüstung hätte ich mir nun nicht viel gemacht, aber wohl aus der seiner schönen, liebenswürdigen Tochter Helene, die ich liebte. Ihre Erklärung, sie wolle mir Herz und Hand schenken, wenn ich nur wieder zurückkehrte und ein ordentlicher Mensch würde, machte mir Eindruck. Ich verließ die Bretter, verlobte mich mit Helene, ging nach München und arbeitete an der Universität mit meiner ganzen Kraft, um bald angestellt zu werden und heiraten zu können. Aus der Hofapotheke war ich durch meinen Onkel Xaver verbannt, denn ein ehemaliger Schauspieler konnte sich nach seiner Meinung höchstens noch zum Mediziner eignen."

Pettenkofers Schicksal gestaltete sich jetzt wechselreich, und wohin es ihn berief, da entsproß der Wissenschaft ein grüner Zweig. 1843 promovirte er als Doktor der Medizin, arbeitete einige Zeit bei Professor Scherer in Würzburg und bei Liebig in Gießen. Er entdeckte die heute noch gebräuchliche Reaktion auf Galle, die seinen Namen trägt, das Kreatin und Kreatinin. Nach München zurückgekehrt, arbeitete er zunächst im allgemeinen Krankenhause und stellte Untersuchungen an für klinische Zwecke.

Die Universität München beabsichtigte eine außerordentliche Professur für sogenannte medizinische Chemie zu gründen, wie sie die Universität Würzburg seit einigen Jahren unter Scherers Leitung besaß. Das Ministerium ging aber nicht darauf ein, und Pettenkofer wurde nun Assistent in dem königlichen Münzamt, wo eine große Silber- und Goldscheidung in Betrieb war.

Da ihm eine pragmatische Stelle in Aussicht stand, führte er seine geliebte Helene heim und gründete ein glückliches Familienleben mit ihr.

Auf der Münze sah man ihn anfangs allerdings mit etwas zweifelhaften Blicken an, denn man konnte sich nicht denken, wie ein Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe in diese technischen Beschäftigungen passen sollte. Aber man gewann Pettenkofer bald lieb, weil er wichtige Entdeckungen machte. Er fand den Platingehalt alter Silbermünzen, zeigte, wie das Platin daraus zu gewinnen und das Gold als Feingold zu erhalten sei.

Digitized by Google

In diese Zeit fällt auch seine Herstellung des antiken, roten Glasflusses „Hämatinon des Plinius", welche König Ludwig I. derart erfreute, daß er dem einst grollenden, nun versöhnten Onkel Xaver erklärte, „Max Pettenkofer muß Professor werden, der hat das porporino antico wieder erfunden."

Und so wurde er auf Antrag der Universität München und des Obermedizinalausschusses zum außerordentlichen Professor ernannt, vorzugsweise für pathologisch-chemische Untersuchungen mit einem jährlichen Gehalt von siebenhundert Gulden und einem Naturalbezug von zwei Scheffeln Weizen und sieben Scheffeln Roggen. Daneben hielt er Vorlesungen über die Chemie der Lebensmittel.

1850 starb Dr. F. Xaver Pettenkofer; Max wurde zu seinem Nachfolger unter Beibehaltung seiner Professur erkoren und gestaltete die Hofapotheke zu einer pharmaceutischen Muster- und Lehranstalt. 1852 bezog der zum ordentlichen Professor Ernannte das physiologische Institut, welches damals unter Sieboldś Leitung stand. Diese Uebersiedlung war von großer Bedeutung für die Entwicklung der Hygiene, welche Pettenkofer stets als eine Art angewandte Physiologie betrachtete. Er kam da mit seinen Kollegen Siebold, Bischoff und namentlich mit Karl von Voit in vielfachen Gedankenaustausch. „Voit," erzählte er mir, „hat bekanntlich in diesem Institute seine bahnbrechenden Untersuchungen über Stoffwechsel und Ernährung ausgeführt. Als diese Untersuchungen so weit gediehen waren, wie sie durch Bestimmung nur der flüssigen und festen Einnahmen und Ausgaben des Körpers gedeihen konnten, stellte es sich heraus, daß zur Lösung der ganzen Stoffwechselgleichung auch die Berechnung der gasförmigen Ausgaben und Einnahmen unentbehrlich sei."

„Da haben Sie den großen Respirationsapparat konstruirt," unterbrach ich ihn und bat, mir dessen Beschaffenheit zu erklären. „Diesen Apparat," sagte Pettenkofer, „dachte ich mir als ein kleines Zimmer aus Blech mit Fenster und Thür, mit Tisch, Stuhl und Bett, in dem ein Mensch frei atmen und während einer Versuchsdauer von vierundzwanzig Stunden und darüber sich bewegen könne, ohne irgend lästigen Einflüssen ausgesetzt zu sein. Die Luft sollte in genau meßbaren Mengen durch das Zimmer geführt und fortlaufend, sowohl bei ihrem Eintritte, als auch bei ihrem Austritte untersucht werden. Auf diese Weise konnte man bestimmen, was und wie viel der Mensch oder ein Tier durch Lunge und Haut der durchgehenden Luft mitteilt und entnimmt. Diesen Plan zur Ausführung zu bringen, überstieg in hohem Grade den für mein kleines Laboratorium bewilligten Etat (jährlich 500 Gulden), und ich mußte um besondere Unterstützung nachsuchen und den Apparat von anderen begutachten lassen. Voit stimmte mir bei, aber mehrere Kollegen zögerten. Einer sagte sogar, das sei kein wissenschaftlicher Versuch, sondern eine ganze Fabrik. Da trat Liebig, der seit 1852 in München lehrte, für mich ein und empfahl die Ausführung dem Könige Maximilian II., worauf dieser aus seiner Privatkasse 10 000 Gulden dafür anwies. Nach Fertigstellung des Apparates (1860) interessirte sich der König so sehr für denselben, daß er selbst eine volle Stunde darin zubrachte."

Digitized by Google

„Das zweite gekrönte Haupt, das meinen Apparat mit seiner Gegenwart beehrte, war Kaiser Dom Pedro von Brasilien gelegentlich seines Besuches in München 1871."

„Und entsinnen Sie sich noch, Herr Geheimerat, welchen liebenswürdigen Dienst Sie mir einmal erwiesen, als ich Ihnen ein Bild von Johann v. Achen gebracht? Ich hatte Ihre Veröffentlichung des Regenerationsverfahrens gelesen und versucht, es anzuwenden."

„Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, denn man sandte mir damals Bilder aus allen Himmelsgegenden zur Regeneration zu. Was stellte es dar?"

„Die Anbetung der Hirten. Die Figuren waren so matt und trübselig geworden, daß ich sie regeneriren wollte. Aber meine Arbeit fiel kläglich aus! Ein grauer Ueberzug, keine Spur mehr von Köpfen oder Gestalten. In meinem Schrecken suchte ich Sie auf und bat um Ihre Hilfe, das Bild vor Sie hinstellend. Sie lachten und sagten tröstreich: ‚Da ist leicht geholfen, Sie haben es zu lange exponirt', und in einer halben Stunde lebten, dank Ihrer Kunstfertigkeit, die Hirten wieder auf, frischer denn je, und sind unverändert bis auf den heutigen Tag."

„Das freut mich, ich wußte nichts mehr davon."

„Wie kamen Sie eigentlich auf die herrliche Idee der Regeneration?"

„Durch einen glücklichen Zufall. Anfangs der sechziger Jahre stellten Fachleute die Behauptung auf, der Schimmel beschädige viele Gemälde der Schleißheimer Galerie sowie der Pinakotheken zu München. Durch Entschließung des Ministeriums des Innern wurde nun eine Kommission aus Professoren der Akademie der Künste zusammengesetzt, Schraudolph, Piloty, Schleich, nebst Hefner-Alteneck, Carrière und den naturwissenschaftlichen Experten Radlkofer und J. Liebig. Uebermäßig beschäftigt, erwählte mich der letztere zu seinem Stellvertreter. Wir sollten also dem Unheil steuern. Ich glaubte wohl in Bezug auf die Luftverhältnisse in den Gemäldegalerien den einen oder andern nützlichen Rat erteilen zu können, denn König Ludwigs I. Verbot der Heizung ward aufrecht erhalten, dachte mich aber ganz überflüssig, betreffs der Hauptfrage wegen meiner Unkenntnis in der Oelmalerei und der Gemälderestauration. Nun spürte Professor Radlkofer dem sogenannten Schimmel nach, fand aber keinen trotz der genauesten mikroskopischen Untersuchungen. Da kam die Reihe an mich. Ich kratzte eine kleine Probe des vermeintlichen Schimmels ab, untersuchte sie, fand zwar einen chemisch unveränderten Firnis, hingegen eine Trennung des molekularen Zusammenhanges. Es galt also, die getrennten Teilchen wieder zu verbinden, und dazu mußte mir der Weingeist behilflich sein. Ich goß etwas Alkohol in eine Glasröhre, ließ den Dampf auf den Firnis der zu regenerirenden Bildfläche wirken, und in etwa zwei Minuten erschienen lebhaft die vorher getrübten Farben durch den Einfluß der alkoholhaltigen Luft. Alsbald zeigte ich Liebig das Resultat meiner Versuche, er umarmte mich aus Freude darüber. Die Methode erregte bei der Kommission, sowie bei Künstlern und Naturforschern das größte Interesse. Der Neid, der sich bei derartigen Gelegenheiten stets

Digitized by Google

einstellt, fehlte auch nicht, um so mehr, als den Restauratoren oder ‚Bilderärzten' ihr bisheriges Handwerk geschmälert würde. Mißtrauisch trat mir der eine und andere Kritiker entgegen, und ich verübelte es ihnen nicht, weil ich wußte, wie viel Unheil schon unter dem Namen Restauration geschehen war. Franz Pecht, anfangs ein Gegner meiner Methode, befürwortete sie später, als sie sich erprobte, mit warmen Worten.

„Nach zweijähriger Prüfung, in welcher Zeit mehr als fünfzig Gemälde der verschiedensten Schulen meinem Verfahren unterworfen worden waren, schlug die Kommission 1865 mein Regenerationsverfahren für die Staatsgemäldegalerien dem Könige vor, und derselbe erteilte seine Genehmigung. Dann erwarb der bayrische Staat das von mir genommene Patent, um meine Erfindung zum Gemeingute zu machen. Ludwig I. ordnete ihre Anwendung in der neuen Pinakothek, seinem Privatbesitze, an. Denkwürdig ist mir das Gespräch, das dieser Monarch mit dem Galeriedirektor Zimmermann bei dem diesbezüglichen Bilderaussuchen geführt. Er kannte jeden Maler, wußte von jedem Gemälde die Entstehungszeit, wie und unter welchen Bedingungen er es erworben, so daß ich sein Gedächtnis und Kunstverständnis bewundern mußte.

„Ja, er hat die Kunst nach Bayern verpflanzt wie später Maximilian II. die Wissenschaft. Welch neues Leben erstand unter Liebig!

„Und wie schwierig war es, ihn hieher zu bekommen! Dönniges' Bemühungen in diesem Sinne waren gescheitert, der große Chemiker wollte sich nicht von seinem Laboratorium in Gießen trennen, welches das größte und schönste in Deutschland war. Da schrieb er mir eines Tages, er sei mißmutig gestimmt, man habe, als er jüngst den Ruf nach Heidelberg ablehnte, ihm versprochen, seine Assistenten Kopp und Will zu Professoren zu machen, und dieses Versprechen halte man nicht. Bald darauf begegnete ich dem König. Wie schon des öfteren drückte derselbe sein Bedauern aus, auf Liebig verzichten zu müssen.

„‚Majestät, ich glaube die Verhältnisse haben sich geändert, vielleicht ist er andern Sinnes geworden.' Ich erzählte den Inhalt des Briefes und äußerte, wenn das Ministerium jetzt anfrüge —

„‚Nein,' unterbrach mich der König. ‚Ich will, daß Sie selbst mit Liebig reden und zwar so bald wie möglich.'

„Ich reiste also Ende März 1852 nach Gießen, und als ich Liebig den königlichen Auftrag ausrichtete, war er höchst betroffen. Ich weihte ihn in die Münchener Verhältnisse ein und eröffnete ihm, daß sein Gehalt 5000 Gulden betrüge und so weiter. Liebig wäre mit allem einverstanden gewesen, aber seine Mißstimmung hatte sich wieder etwas gelegt, und die Trennung von Gießen erschien ihm wieder so schwer, daß er meinte, den ehrenvollen Antrag ablehnen zu müssen. ‚So sagen Sie mir wenigstens zu, daß Sie Ihre Gründe in nächster Zeit persönlich dem Könige vortragen werden.' Er versprach es und traf zu Pfingsten in München ein.

„Der König befand sich eben in Schloß Berg am Starnberger See. Liebig wurde dorthin zur Tafel geladen. Ich war auf den Verlauf der Sache sehr

Digitized by Google

gespannt. Von der Tafel kommend rief mir Liebig zu: ‚Ich habe angenommen und siedle schon diesen Herbst nach München über — der König war so gnädig und die schöne Königin so anmutig, ich konnte nicht anders.‘

„Ich war aufs angenehmste überrascht, und jedermann weiß, welchen Gewinn Liebig der Universität München gebracht hat.“

„Und als wir anderen im Jahre 1854 bangend und sorgenvoll vor der Cholera flohen, da folgten Sie ihr gerade unerschrocken auf Schritt und Tritt und erforschten ihr unheilvolles Wesen. Durchzuckte es Sie dabei wie ein Blitz, daß gewisse Bodenverhältnisse der Krankheit Vorschub leisten?“

„Diese Frage muß ich mit einem entschiedenen Nein beantworten. Meine Ansichten über Verbreitungsart der Cholera reiften sehr allmälich. Ich hatte zwar schon die erste Choleraepidemie, welche München im Jahre 1836 heimsuchte, miterlebt, aber damals war ich in der Oberklasse des Wilhelmsgymnasiums und dachte nicht daran, daß ich je veranlaßt sein könnte, mich mit medizinischen Fragen zu beschäftigen. Damals hatte das bayrische Ministerium eben die Cholera für eine nicht ansteckende Krankheit erklärt, und handelte man nach diesem Grundsatz. In meinen Armen starb ein Studiengenosse und teurer Freund, ohne daß ich deshalb erkrankte. Auch ich glaubte selbstverständlich damals, daß die Cholera vom genius epidemicus herrühre, mit diesem komme und gehe.

„Als die Cholera 1854 abermals in München ausbrach, dachte man schon wieder anders. Ich selbst war einer der ersten Fälle. Dann erkrankte meine Köchin, welche im Krankenhause an der Cholera starb, und schließlich erkrankte meine Tochter Anna sehr schwer, verfiel in das Choleratyphoid, aber genaß schließlich doch.

„Da mich die Cholera in meiner Familie packte, glaubte ich ihr doch etwas näher nachgehen zu müssen; sie war mir interessant geworden. Bestimmte Ideen über ihre Aetiologie kamen mir aber erst nach Ablauf der Epidemie, als ich auf der Generalstabskarte von Bayern alle Orte verzeichnete, welche epidemisch ergriffen wurden, welche nur eine sogenannte Hausepidemie, welche vereinzelt gebliebene (sporadische) Fälle hatten, und welche ganz frei geblieben waren. Da zeigten sich die gewaltigen Unterschiede einzelner Orte und einzelner Gegenden, die nur durch lokale Einflüsse erklärlich schienen.

„Später besuchten mich zwei junge englische Aerzte, Douglas Cunningham und Timothy Lewis, welche nach Indien kommandirt waren. Durch diese lernte ich denn auch die Bewegung der Cholera in ihrer Heimat kennen und gewann die Ueberzeugung, daß die Cholera außerhalb Indien jedenfalls den gleichen Gesetzen der örtlichen und zeitlichen Disposition unterliegen müsse wie in Indien. Ich verfolgte dann die Verbreitungsart der Choleraepidemien auf dem europäischen Kontinente weiter und kam zu den Ansichten, welche ich in meiner Schrift 1887 ‚Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage‘ zusammengestellt habe. Ich kann Ihnen nicht zumuten, das dicke Buch zu lesen. Ich bin überzeugt, daß die darin vorgetragenen epidemiologischen Thatsachen wieder gewürdigt

Digitized by Google

werden, wenn der Bakterienrausch, den die an sich so wertvolle Entdeckung des Choleravibrio durch Koch verursacht hat, etwas vorüber ist."

Und nicht nur in der Heimat, auch in der Fremde suchte Pettenkofer die Cholera zum Studium auf.

Im Jahre 1865, in dem die Epidemie in Altenburg und in den sächsischen Flußthälern wütete, war er zur Forschung an Ort und Stelle. 1868 reiste er nach Lyon, Marseille, Gibraltar, Malta, stets nur von seiner großen Idee erfüllt, die Wahrheit zu ergründen und der Menschheit zu helfen.

— — — Eingedenk der einstigen, gütigen Aeußerung des Stiftsprobstes J. von Döllinger: „Da Sie zu fragen verstehen, antwortet man gern", erlaubte ich mir, mich bei dem Geheimrat von Pettenkofer noch zu erkundigen, wie er die Grundwassertheorie beim Typhus entdeckt habe?

„Diese Entdeckung," erwiderte er in seiner bestimmten, freundlichen Art, „darf man mir nicht zuschreiben. Ich habe allerdings die ersten fortlaufenden Beobachtungen über die Bewegung des Grundwassers in München gemacht, die Veranlassung dazu war aber nicht der Typhus, an dem München früher so viel gelitten hat, sondern die Cholera von 1854. Der Verlauf der Choleraepidemien nach Flußthälern brachte mich auf den Gedanken, daß ein Wechsel der Bodenfeuchtigkeit bei gewissen Bodenverhältnissen von Einfluß sein könnte. Mein Freund und Kollege Buhl, Vorstand des pathologisch-anatomischen Instituts, mit dem Voit, Radlkofer und ich eben die Zeitschrift für Biologie gegründet hatten, verglich die Zahl der monatlichen Typhussektionen aus dem allgemeinen Krankenhause mit dem monatlichen Grundwasserstande von 1855 bis 1864 und fand, daß die Typhuskurve sich umgekehrt mit der Grundwasserkurve bewegt, daß bei hohem Grundwasserstande die wenigsten, bei tiefem Grundwasserstande die meisten Typhusfälle vorkommen. Unser Freund und Kollege Mathematiker Ludwig von Seidel unterwarf dann die Zahlen von Buhl der Wahrscheinlichkeitsrechnung und brachte heraus, daß man 36000 gegen 1 wetten kann, daß zwischen der Typhusfrequenz und der Grundwasserbewegung ein physikalischer, ursachlicher Zusammenhang stattfindet, wenn man auch noch gar nicht weiß, worin dieser besteht. Seine Wahrscheinlichkeitsrechnung hat für die Stadt München eine große praktische Bedeutung gehabt. Es gelang mir mit Hilfe derselben, den Bürgermeister von Erhardt und den Oberbaurat von Zenetti zu überzeugen, daß die große Typhusfrequenz von München mit dem Grund und Boden von München, in dem sich das Grundwasser bewegt, etwas zu thun habe, und daß der Schwerpunkt jedenfalls in der Verunreinigung des Bodens mit den Abfällen des menschlichen Haushaltes liege. Erhardt war ein kritischer Kopf, aber mit einem ungewöhnlich weitsehenden Blick begabt. War er von etwas überzeugt, dann ruhte er nicht, bis alle Hindernisse beseitigt waren, um seine Pläne durchzuführen. Die Assanirung Münchens durch Kanalisation und Wasserversorgung, Entfernung aller Versitzgruben und so weiter wurde energisch betrieben, und im Jahre 1889 konnten Kollege von Ziemssen und ich in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten' zwei Gutachten veröffentlichen: ‚München eine gesunde Stadt.'

Digitized by Google

Darin teilte ich die Typhusbewegung in München von 1851 bis 1887 mit. Früher, von 1851 bis 1870, starben jährlich von 100000 Einwohnern durchschnittlich 177 an Typhus, seit 1881 schwankt die Zahl zwischen 6 und 8. Und dieses großartige Resultat wurde erreicht, ohne einen Typhuskranken zu isoliren, ohne einen Typhusbazillus zu töten, bloß durch Reinigung und Reinhaltung des Münchener Bodens. In einem rein gewordenen oder rein gebliebenen Boden kann das Grundwasser beliebig auf und ab steigen, ohne daß Typhusepidemien entstehen. Daß die Typhuserkrankungen in München ebenso abgenommen haben wie die Typhustodesfälle, hat von Ziemssen an den Krankenlisten des allgemeinen Krankenhauses schlagend nachgewiesen."

„Furchtlos haben Sie die Epidemien ergründet, und alles mögliche dabei erfahren, aber das ‚Gruseln' haben Sie, wie es scheint, nie gelernt!"

„Nein, ich kenne den Schrecken nicht, und das ist nicht mein Verdienst, sondern Naturanlage. Als Knabe fuhr ich einmal mit meiner Schwester und einem Knecht auf einem Heuwagen ins Feld. Plötzlich werden die Pferde scheu und rasen mit uns auf und davon. Der Knecht gibt uns den guten Trost: ‚Wenn die Rosse in den Wald hinein rennen, sind wir hin'. Meine Schwester fällt in Ohnmacht, ich bleibe ruhig, sehe das Leitseil zwischen den wütenden Pferden hin und her baumeln, trete auf die Deichsel und trachte, die Balance haltend, das Seil zu erwischen. Es gelingt mir, ich werfe es dem Knecht zu, er zieht stramm an, und wir sind gerettet. Aber erschrocken bin ich nicht dabei, so wenig wie damals, da ich als Gymnasiast in die Herzogspitalkirche ging und eine Steinmasse vom Portal herunterfiel, die mich streifte und die zum Eingang führende Stufe voll Wucht zusammenschlug."

„Da haben Sie doch wenigstens die Gefahr nicht voraus gewußt, aber als Sie sich den Kommabazillus vor einigen Jahren einverleibt haben —"

„Hatte ich natürlich keine Furcht, denn ich wußte, daß ohne örtliche und zeitliche Disposition keine Aussicht auf bedenkliches Choleragift sei. Ich habe mir den Pilz zuerst mikroskopisch angeschaut, er war aus Hamburg gekommen und ganz frisch gezüchtet, ich löste die pilzhaltige Masse in einem Glas Wasser und trank sie hinunter, nachdem ich meine Magensäure erst mit Soda neutralisirt hatte. Dann ging ich gemütsruhig an meine Arbeiten. So lieferte ich für die Richtigkeit meiner Theorie den Beweis. Sieben Aerzte machten nach mir in Wien das gleiche Experiment mit dem Kommabazillus und erlitten keinen Schaden. Auch in Paris nahmen Aerzte zu jener Zeit den Bazillus ohne Nachteil."

„Die Furchtlosigkeit ist also ein Schutzmittel."

„Und die Angst eines der sichersten Mittel, welches zur Erkrankung disponirt."

„Wären diese Ansichten nur populärer, denn obgleich die Erziehung nicht alles vermag, so könnte sie doch die Furcht vor der Erkrankung beseitigen. Auch wäre es so ersprießlich, die Hygiene volkstümlicher zu machen."

„Der Wunsch lag mir stets am Herzen und ich nützte einmal die Gelegenheit

Digitized by Google

zu dessen Erfüllung. Ich war Rector magnificus, als Ludwig II. den Thron bestieg. Der König besprach mit mir die Angelegenheiten der Universität und fragte schließlich:

„‚Haben Sie keinen persönlichen Wunsch?‘

„‚Einen, Majestät.‘

„‚Welchen?‘

„‚Daß die Hygiene ein obligatorisches Lehrfach für die Mediziner werde.‘

„‚Gut, sprechen Sie mit meinem Kultusminister.‘

„Der König entließ mich huldvollst, und ich eilte zu dem damaligen Minister für Kultus und Unterricht, Herrn von Koch. Längst, erklärte er mir, würde er eine ordentliche Professur für Hygiene errichtet haben, wenn sich nicht von vielen Seiten ein großer Widerstand geltend gemacht hätte. Jetzt, da es der Wille des Königs sei, verhalte sich die Sache anders. — Auch Ihr Gemahl befürwortete warm mein Anliegen, und die Hygiene wurde zum Lehrfach erhoben.“

„Damit ist schon viel erreicht, aber wie die ‚Feuerbeschau‘ in Bayern jedes Jahr in den Wohnungen nachsieht, so sollten beamtete Hygieniker die hygienischen Verhältnisse einer Prüfung unterwerfen.“

„Die Absicht, Sanitätsinspektoren aufzustellen, besteht bereits, und ich zweifle nicht, daß sie der Magistrat einführt. In England, wo sie schon in Wirksamkeit sind, erweisen sie sich als höchst nützlich. Auch nehme sich mich einer andern Institution an, des Mäßigkeitsvereins, und das Protektorat dieses Vereins, welches die hochherzige Prinzessin Therese von Bayern übernommen hat, wird vom besten Erfolg gekrönt sein.

„Erfreulicherweise ist der Nutzen dieses Vereins schon vielfach ins Volk gedrungen, und die Herren Dr. Brendel, Martius und andere haben durch ihre hier gehaltenen Vorträge wesentlich dazu beigetragen. Statistisch ist nachgewiesen, daß ein unmäßiger Biertrinker durchschnittlich nur sechsundvierzig Jahre erreicht. Die Bräuknechte, welche bekanntlich viel Bier trinken, sterben im besten Mannesalter. Der Arbeiter vertrinkt oft, wie authentische Erhebungen darthun, die Hälfte seines Verdienstes. Das Bekanntwerden solcher Thatsachen wirkt, und da besonders die Frauen für den Mäßigkeitsverein sind, so ist zu erwarten, daß der Alkoholmißbrauch abnehmen wird. In Norwegen hat sich, dank dem Mäßigkeitsverein, das Schnapstrinken derart vermindert, daß der Ertrag der Branntweinsteuer auf die Hälfte gesunken ist.“

„Wie verhält sich der Alkoholgehalt bei den verschiedenen Getränken, Herr Geheimrat?“

„Das bayrische Bier hat 4 Prozent, der gewöhnliche Tischwein 6—8 Prozent, der Schnaps 25—30 Prozent. Professor Bollinger, der jetzige Vorstand des hiesigen pathologisch-anatomischen Instituts, hat eine merkwürdige Sammlung von Münchener Bierherzen, und der Umfang mancher dieser Herzen ist von einer geradezu erstaunlichen Größe.“

„Aber man behauptet doch, das Bier sei nicht nur ein alkoholisches Getränke, sondern auch ein Nahrungsmittel.“

Digitized by Google

„Ein Liter Bier entspricht nicht ganz dem Nährwert einer Semmel. Diese kostet 3 Pfennig, ein Liter Bier 26 Pfennig. Der Geldunterschied beträgt also 23 Pfennig."

„Und welches tägliche Bierquantum hält der Mäßigkeitsverein für ungefährlich?"

„Zwei Liter für den Mann, ein Liter für die Frau. Aber besser ist es, wenn man unter dem Maximum bleibt, und am besten, wenn man ganz Temperenzler, das heißt Abstinent wird."

Im Jahre 1872 bekam Pettenkofer als ordentlicher Professor der Hygiene einen Ruf an die Universität Wien.

Ein dort zu erbauendes hygienisches Institut sollte ganz nach seinem Sinne gestaltet werden. In München standen ihm nur einige Zimmer im physiologischen Institut zu Gebote.

Die Verlockung war groß — er teilte, wie es seine Pflicht war, den Antrag dem Minister von Lutz mit.

„Nehmen Sie nicht voreilig an," sagte dieser, „vielleicht geht der Landtag auf die Errichtung eines hygienischen Instituts in München ein."

Es erforderte 160000 Gulden; Pettenkofer glaubte kaum an die Bewilligung dieser Summe. Aber sie wurde genehmigt, und er lehnte den ehrenvollen Ruf nach Wien ab.

Ein Bauplatz in der Nähe des physiologischen Instituts ward in Aussicht genommen. Jählings schnellte der Plan des Hofgärtners Effner, auf der angrenzenden Theresienwiese einen Stadtpark anzulegen, die Preise der Baugründe in eine solche Höhe, daß Pettenkofers Kostenvoranschlag ins Wanken kam. Es blieb nur noch die eine Hoffnung, den dem Hof und teilweise dem Magistrat gehörenden Bauplatz zunächst der Heustraße um eine mäßige Summe zu erwerben. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, und nun sollte das Bauen nach seinen Anordnungen beginnen, zum Aerger der Nachbarschaft, welcher der zu errichtende „Hypothesenpalast" die bisherige Aussicht auf Bavaria und Alpen zu nehmen drohte.

Pettenkofer reichte seine Entwürfe ein, Leinbach war als Architekt bestimmt, alles war im Gange. Da besucht ihn im März 1876 der preußische Gesandte von Werthern und eröffnet ihm im Namen Bismarcks, er, Pettenkofer, sei zum Direktor des neu errichteten kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin erwählt. Seinen Arbeiten war der weiteste Spielraum in Aussicht gestellt, der Antrag von den günstigsten Bedingungen begleitet. Abermals teilte er dem Minister denselben mit.

„Thun Sie, was Sie wollen," sagte unwirsch Herr von Lutz, „aber wenn Sie gehen, unterbleibt der Bau des hygienischen Instituts in München."

Dieser energische Ausspruch gab sofort den Ausschlag. Der Bau durfte nicht unterbleiben. Pettenkofer lehnte demgemäß dankbar den Berliner Antrag ab und förderte nun nach Kräften das hiesige Institut an der Findlingstraße. Im Jahre 1878 konnte er seinen Einzug halten.

Digitized by Google

Pettenkofers Hörsal glich bald einer internationalen Versammlung Wißbegieriger. Aus allen deutschen Gauen, aus Rußland, England, Italien, Amerika, Japan strömten Schüler herbei und lauschten seinen geistvollen, durch Klarheit der Gedanken und der Ausdrucksweise charakteristischen Vorträgen.

Bald wurden auch in anderen deutschen und ausländischen Universitäten Lehrstühle für Hygiene und Institute für experimentelle Hygiene errichtet, und Pettenkofer ist allgemein als Begründer dieses Faches anerkannt. Er teilte mir mit, daß von seinen Schülern bereits neunzehn Universitätsprofessoren der Hygiene seien, man könne daher die Gesundheitslehre nicht mehr eine brotlose Kunst heißen.

Der Magistrat der Stadt München, der ihn 1872 zum Ehrenbürger ernannt hatte, überreichte ihm 1883 die goldene Bürgermedaille als höchste Auszeichnung der Stadt und errichtete anläßlich seines siebenzigsten Geburtstages 1888 die „Pettenkofersche Stiftung", aus deren Renten jährlich Preise für hervorragende hygienische Arbeiten erteilt werden.

„Ja, ich habe Glück gehabt," sagte des öfteren der Gelehrte; „denn die Gunst der Zeitverhältnisse, das mir allseitig entgegengebrachte Wohlwollen und die Würdigung meiner Werke ließen mich das mir gesteckte Ziel erreichen."

Die Regenten Bayerns, die mustergiltig Kunst und Wissenschaft fördern, waren auch die Schutzherren seiner Schöpfungen, wie die ihm verliehenen Würden, Titel und Orden, sowie seine Erhebung in den erblichen Adelsstand bezeugen.

Und aus Preußen, Rußland, Schweden, Italien, Sachsen, Württemberg, Portugal, Serbien, wurden Pettenkofer strahlende Sterne und Kreuze gesandt, selbst der nur noch den historischen Erinnerungen angehörende brasilianische Rosenorden ist in seinem Besitze. Die meisten dieser Auszeichnungen trafen zu Pettenkofers fünfzigjährigem Doktorjubiläum im Juni 1893 ein, an dessen Feier sich nicht nur seine liebenswürdige Familie, sondern die ganze zivilisirte Welt beteiligte.

Potentaten wie Staatsbeamte, Akademiker und Professoren, Künstler und Bürger, alle waren bestrebt, Pettenkofer zu ehren und zu erfreuen.

Einen Kunstschatz an Bildwerk und Initialen bergen die in Hülle und Fülle überbrachten Diplome, in welchen die Fakultäten aller Länder ihrem berühmten Zeitgenossen huldigen.

Pettenkofers Schüler stellten in der Wohnung des geschätzten Lehrers dessen von Rüman trefflich gefertigte Marmorbüste auf, „Dem Städtereiniger, dem unermüdlichen Kämpfer gegen Vorurteil und Irrlehre, zum Dank."

So sagt Karl von Voit mit Fug und Recht: „Die von Pettenkofer angesammelten Kenntnisse sind einem Baum voller Blüten und Früchte vergleichbar, welche sich zu einer Wissenschaft der heutigen experimentellen Gesundheitslehre nnd der darauf gestützten öffentlichen Gesundheitspflege gestalten."

Digitized by Google

Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand.

Eine soziale Betrachtung.

Von

Dr. F. v. Schulte in Bonn.

Es ist unzweifelhaft von Interesse, die freiwillige Beteiligung der verschiedenen Volksklassen am Berufe des Heeres-, Reichs- und Staatsdienstes zu kennen. Wir versuchen eine Skizze an der Hand der offiziellen Ranglisten der königlich preußischen Armee und des XIII. königlich Württembergischen Armeecorps für 1895, der bayrischen und königlich sächsischen Armee, sowie der Hof- und Staatshandbücher von Preußen 1895, Bayern 1894, Königreich Sachsen 1895, Baden 1893, Hessen 1894, das heißt der neuesten. Zunächst das Heer.

Die Rangliste der preußischen und württembergischen Armee führt auf:

Charge	aus reg. Häusern apan. Lin.	reichsständische	fürstlich-gräfliche	freiherrl.	adelige	bürgerl.
Feldmarschälle u. s. w.	5	—	2	1	1	—
Generale	25	5	8	—	23	2
Generallieutenants	8	—	3	9	40	13
Generalmajors	7	1	3	17	80	38
Oberst von der Infanterie	2	1	4	13	91	75
Oberstl. v. d. Infanterie	—	—	3	16	107	86
Majors v. d. Infanterie	2	—	11	53	355	454
Oberst v. d. Kavallerie	1	3	7	8	36	7
Oberstl. v. d. Kavallerie	—	--	6	12	26	12
Majors v. d. Kavallerie	7	13	26	25	126	41
Oberst v. d. Feldartillerie	—	—	1	2	14	26
Oberstl. v. d. Feldartillerie	1	—	—	2	8	36
Majors v. d. Feldartillerie	—	—	—	4	18	136
Oberst v. d. Fußartillerie	—	—	—	2	4	6
Oberstl. v. d. Fußartillerie	—	—	—	—	1	17
Majors v. d. Fußartillerie	—	—	—	1	2	76
Ob., Oberstl., Majors vom Jäger- u. Pioniercorps	--	—	—	1	8	86
Ob., Oberstl., Maj. v. Train	—	—	—	—	8	20
Summe	58	23	74	146	948	1131

An Hauptleuten (Rittmeistern), Premier- und Sekondelieutenants zählt die Garde-Infanterie außer 12 Prinzen 595 adelige, 6 bürgerliche, die Garde-kavallerie außer 8 Prinzen 165 adelige, keinen bürgerlichen, die Garde-

Digitized by Google

feldartillerie 99 adelige, 1 bürgerlichen (Sohn eines Ministers), die Gardefußartillerie 9 adelige, 25 bürgerliche, die Gardepioniere 4 adelige, 25 bürgerliche, der Gardetrain 1 adeligen, 10 bürgerliche. Die bürgerlichen Offiziere betragen also bei der Garde 7 Prozent der gesamten, kommen aber fast nur auf die drei letztgenannten Waffengattungen.

In der Linie gibt es in der preußischen und württembergischen Armee in der Infanterie an Subalternoffizieren außer 2 Prinzen 3152 adelige, 4778 bürgerliche, in der Kavallerie neben 8 Prinzen 663 adelige, 374 bürgerliche, bei der Feldartillerie 257 adelige, 1339 bürgerliche, bei der Fußartillerie 12 adelige, 491 bürgerliche, beim Ingenieurcorps 8 adelige, 106 bürgerliche, bei den Pionieren 20 adelige, 373 bürgerliche, bei den Eisenbahnregimentern 6 adelige, 96 bürgerliche, beim Train 18 adelige, 162 bürgerliche, bei der Landgendarmerie 15 adelige, 11 bürgerliche.

Unter den adeligen Subalternoffizieren sind überhaupt einschließlich der Garde 25 Mediatisirte (ehemals reichsständische), 314 Grafen, 775 Freiherren, 4640 einfache Adelige.

Die Gesamtzahl der Offiziere ist 15961, 7031 adelige, 8930 bürgerliche, die adeligen machen also 44 Prozent aus.

In der württembergischen Armee ist das Verhältnis der Subalternoffiziere ein anderes. Sie zählt in der Infanterie 8 Grafen, 35 Freiherren, 28 adelige, 311 bürgerliche, bei der Kavallerie 2 Prinzen, 3 Mediatisirte, 9 Grafen, 26 Freiherren, 11 adelige, 37 bürgerliche, bei der Feldartillerie 2 Grafen, 7 Freiherren, 6 adelige, 79 bürgerliche, bei den Pionieren 1 adeligen, 17 bürgerliche, beim Train 13 bürgerliche, dazu 5 bürgerliche zum Eisenbahnregiment kommandirt. Die Adeligen machen also 23,39 Prozent aus.

In dem königlich sächsischen Armeecorps gibt es 5 Prinzen, 1 General aus reichsständischem Hause, 6 adelige Generallieutenants (1 Freiherr), 7 adelige (3 Freiherren), 3 bürgerliche Generalmajore, 11 adelige (1 Mediat, 2 Freiherren), 14 bürgerliche Obersten, 15 adelige (1 Graf, 4 Freiherren), 11 bürgerliche Oberstlieutenants, 33 adelige (11 Freiherren), 56 bürgerliche Majors. An Subalternoffizieren sind bei der Infanterie 8 Grafen, 44 Freiherren, 195 adelige, 400 bürgerliche, bei der Kavallerie 2 Mediatisirte, 10 Grafen, 20 Freiherren, 67 adelige, 35 bürgerliche, bei der Feldartillerie 3 Freiherren, 16 adelige, 137 bürgerliche, Fußartillerie 2 adelige, 36 bürgerliche, Ingenieure und Pioniere 1 adeliger, 32 bürgerliche, Train 2 adelige, 14 bürgerliche. Abgesehen von den Prinzen ist das Verhältnis der adeligen zu den bürgerlichen 37,51 Prozent.

Die bayrische Rangliste liegt mir nicht vor, sondern nur das Handbuch von 1894, das alle Stabsoffiziere, Adjutanten, im Kriegsministerium beschäftigten aktiven und inaktiven Offiziere enthält, in der Gesamtzahl von 477. Darunter sind, abgesehen von den Prinzen des königlichen Hauses, 150 Adelige (4 reichsunmittelbare, 14 Grafen, 61 Freiherren, 57 Adelige, 20 mit Personaladel). Da die bloß durch den Orden persönlich Geadelten Bürgerliche waren, kommen also

Digitized by Google

auf die Adeligen 27,25 Prozent. Unter den Subalternoffizieren dürfte kaum ein höheres Prozent herauskommen. Das ist viel weniger als in Preußen und Sachsen und etwas mehr als in Württemberg.

Aus diesen Angaben ergibt sich, daß der Adel sich überall mit Vorliebe der Kavallerie zuwendet, in der preußischen Armee die Gardekavallerie ausschließlich, die Garde-Infanterie und Gardefeldartillerie fast ausschließlich beherrscht. Von der Linie ist es nur noch die Feldartillerie, welche ihn anzieht.

In der kaiserlichen **Marine** gab es nach dem Stande vom 25. Mai 1895 („Nachtrag zur Rangliste der kaiserlichen Marine"): 15 Admirale (Vize-, Contre-) 1 Freiherr, 2 Adelige, 12 Bürgerliche; 41 Kapitäne zur See (1 Prinz, 2 Grafen, 4 Freiherren, 8 Adelige, 26 Bürgerliche); 62 Korvettenkapitäne (3 Grafen, 1 Freiherr, 10 Adelige, 48 Bürgerliche); 155 Kapitänlieutenants (1 Prinz, 3 Grafen, 1 Freiherr, 18 Adelige, 132 Bürgerliche); 236 Lieutenants zur See (1 Prinz, 1 aus reichsständ. Hause, 4 Grafen, 8 Freiherren, 37 Adelige, 185 Bürgerliche); 122 Unterlieutenants zur See (1 Prinz, 3 Grafen, 4 Freiherren, 19 Adelige, 95 Bürgerliche. Diese 133 Adelige sind also 21,62 Prozent der Gesamtzahl. Da unter den 193 Seekadetten nur 33 Adelige (1 Reichsständ., 1 Graf, 4 Freiherren, 27 Adelige), unter den 75 Kadetten nur 12 (1 Freiherr, 11 Adelige) sind, so nimmt der Adel zunächst eher ab als zu.

Wenden wir uns zur Betrachtung des Verhältnisses, in dem der Adel sich dem **Zivilstaatsdienste** widmet. In Preußen gab es nach dem Staatshandbuche für 1895 im eigentlichen Staatsdienste — die im Reichsdienste nicht gezählt, die Lehrer aller Art an den Gymnasien und so weiter, niedere Eisenbahnbeamte, Unterbeamte werden nicht aufgeführt; die außerordentlichen Professoren und Privatdozenten an den Hochschulen, Aerzte, die nicht im Staatsdienste stehen, Rechtsanwälte, Notare sind außer Ansatz geblieben — 14853 Beamte. Unter diesen kommen vor 1071 Adelige (16 aus vormals reichsständischen Häusern, 89 aus sonstigen fürstlichen und gräflichen Häusern, 157 Freiherren, 755 Adelige, die es mindestens in der zweiten Generation sind, 54 neue). Die Adeligen machen also nicht ganz den vierzehnten Teil aus, 7,23 Prozent. Sehr gering ist der Prozentsatz in der Justiz. Auf 4542 Richter und Staatsanwälte fallen 156 adelige (2 Grafen, 15 Freiherren, 139 Adelige), also 3,57 Prozent. Unter den aufgezählten 3600 Rechtsanwälten und Notaren gab es 4 Freiherren, 27 Adelige.

Für Bayern gibt das Hof- und Staatshandbuch für 1894 an 6910 Zivilstaatsbeamte, wobei die sämtlichen Lehrer an Universitäten und anderen Schulen, Kunstinstituten, die Diener und dergleichen nicht gezählt sind, ebenso wenig die infolge eines Ordens mit Personaladel Bedachten. Unter jenen kommen vor 19 Grafen, 116 Freiherren, 168 Adelige, zusammen 303. Das macht etwas über den zweiundzwanzigsten Teil oder 4,3849 Prozent aus. Unter den Richtern, Staatsanwälten und Gerichtsschreibern gab es 2 Grafen, 23 Freiherren, 48 Adelige. — Unter 346 Notaren war 1 Freiherr, 5 Adelige, unter 551 Rechtsanwälten und Advokaten 10 Freiherren, 10 Adelige. Adelige kommen vor in nicht hohen

Digitized by Google

Stellungen, zum Beispiel als Vorstände von Eisenbahn-Postämtern Grafen und Freiherren, letztere auch als Gerichtsschreiber.

Das Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Sachsen für 1895 zählt auf — Wärter, Aufseher, Diener, die Kirchen sind ungezählt geblieben — 9393 Beamte aller Art, darunter 8 Grafen, 18 Freiherren, 118 Adelige, zusammen 180, also der dreiundfünfzigste Teil oder 1,91 Prozent. Unter den Rechtsanwälten und Notaren gab es 1 Freiherrn, 8 Adelige.

Württemberg (Hof- und Staatshandbuch für 1894) hatte 4596 Beamte, darunter 2 Grafen, 28 Freiherren, 113 Adelige, wovon aber über 90 neu geadelt sind oder nur Personaladel haben. Die Adeligen betragen also 3,11 Prozent. Bedenkt man, daß der begüterte Adel allein im Königreiche aus reichsständischen Familien 20 Männer, dazu noch 6 Grafen, aus dem ritterschaftlichen Adel 38 Grafen, 127 Freiherren, 19 Adelige hat, so liegt auf der Hand, daß dessen Teilnahme am Staatsdienste sehr gering ist.

Baden hat — nicht gezählt die Schulen aller Art, die im Kirchendienst Angestellten, von den Forstleuten nur die Inspektoren — im Staatsdienste 1722 Beamte, darunter 1 Graf, 25 Freiherren, 26 adelige, zusammen 52, also 3,04 Prozent. Außerdem im Hofdienste 1 Graf, 6 Freiherren, 2 Adelige. Von den 52 kommen 11 (1 Graf, 7 Freiherren, 3 Adelige) auf das Forstfach. In der Justiz gab es 555 (darunter 354 Richter, Staatsanwälte und Notare, 201 Rechtsanwälte), unter ihnen 13 Freiherren, 7 Adelige, 1 adeligen Rechtsanwalt, also 2,71 Prozent. Wie es sich beim Militär verhält, ist nicht gut festzustellen, weil es im preußischen steckt.

Hessen (Hof- und Staatshandbuch für 1894) hat — nicht gezählt Unterricht und Geistliche — Beamte mit akademischer Bildung 1068, darunter 11 Freiherren, 17 Adelige. Diese betragen also 2,61 Prozent. Für das Militär gilt das bei Baden Gesagte.

Zählt man die Beamten der Staaten Preußen, Württemberg, Baden, Hessen und die Adeligen darunter zusammen, so betragen die letzteren 5,98 Prozent, während die adeligen Offiziere in diesen Staaten — die Kontingente der übrigen in der preußischen Armee enthaltenen werden daran nicht viel ändern — 44 Prozent der gesamten ausmachen.

Will man aber nur Preußen, Baden, Hessen nehmen, so ist das Verhältnis: bei der Armee 44 Prozent, im Staatsdienste in Preußen 7,23 Prozent, Baden 3,04 Prozent, Hessen 2,61 Prozent; Württemberg: Armee 23,39 Prozent, Staatsdienst 3,11 Prozent.

In Sachsen Armee 37,51 Prozent, Staatsdienst 7,23 Prozent.

In Bayern Armee 27,25 Prozent, Staatsdienst 4,38 Prozent.

Im Reichsdienste gab es 1895 nach dem „Handbuch für das Deutsche Reich“ unter den 4374 Beamten aller Art, die aufgeführt werden, 169 adelige, darunter 10 neu geadelte und 4 mit bloßem Personenadel. Diese 155 machen also nur 3,54 Prozent aus. Die meisten kommen im Verhältnis auf die Post, nämlich 57. Aber davon sind 39 ehemalige Offiziere, welche im Postdienste

Digitized by Google

nach der Pensionirung eine Anstellung gefunden haben; diese gehen wie überhaupt die 110 im Postdienste angestellten ehemaligen Offiziere vom Sekondelieutenant bis zum Oberstlieutenant und sind Vorstände von Postämtern I. Klasse (Postdirektoren).

Niemand wird in Abrede stellen, daß das Verhältnis der adeligen zu den bürgerlichen Offizieren weder der Zahl der adeligen gegenüber den bürgerlichen überhaupt, noch im Vergleiche zu den wohlhabenden Bürgerfamilien entspricht. Ebenso wird jeder zugestehen, daß es überrascht, eine so geringe Beteiligung des Adels im Staatsdienste zu sehen. Welches sind die Gründe dieser Erscheinung? Bei objektiver Prüfung wird man zu dem Resultate kommen: die Gründe sind teilweise historische, liegen teilweise in den auch mit der geschichtlichen Entwicklung zusammenhängenden verschiedenen Anschauungen des Adels und Bürgerstandes, sind teilweise erklärlich aus der rechtlichen und materiellen Stellung des Offiziersstandes. Es wird zur Klärung beitragen, darauf näher einzugehen. Eins darf aber vorweg als feststehend ausgesprochen werden: An Patriotismus fehlt es dem Bürgerstande nicht, er ist gerade so geneigt und bereit, für das Vaterland Opfer zu bringen und sich zu opfern, wie der Adel. Der Gesichtspunkt des größeren Patriotismus entfällt auch vom historischen Gesichtspunkte aus. Denn das heutige Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen ist etwas ganz anderes als das von 1795 oder 1806, diese Staaten wie das Deutsche Reich stehen nicht mehr im Mittelalter, auch nicht im achtzehnten Jahrhundert, sondern in der Gegenwart.

Der historische Gesichtspunkt ist bei vielen altadeligen und alten Offiziersfamilien unzweifelhaft entscheidend, insbesondere für die aus den brandenburgischen Marken, Pommern, Preußen und Sachsen. Bis ins Ende des vorigen Jahrhunderts hinein waren in Preußen die Offiziersstellen dem Adel vorbehalten. Die Familientradition übt da naturgemäß großen Einfluß. Der Beweis läßt sich ziffernmäßig führen. Zu den alten, in den östlichen Teilen der Monarchie ansässigen Adelsfamilien gehören zum Beispiel die (wir lassen die Bezeichnung Graf und so weiter fort) Alvensleben, Arnim, Bähr, Bassewitz, Behr, Below, Bernstorff, Bernuth, Bismarck, Bock von Wülfingen, Boddien, Borcke, Bredow, Bülow, von dem Busche, von der Decken, Dewitz, Dohna, Eulenburg, Fink von Finkenstein, Flotow, Frankenberg, von der Goltz, Gottberg, Grävenitz, von der Gröben, Hagen, Hake, Hammerstein, Hardenberg, Helldorf, Heydebrock, Heyden, Holleben, Holtzendorff, Houwald, Jagow, Kalckreuth, Kamecke, Kleist, Klitzing, von der Knesebeck, Kries, Lützow, Maltzahn, Manteuffel, von der Marwitz, Oertzen, von der Osten, Pfeil, Platen, Puttkamer, Rantzau, Raumer, von der Reck, Rettberg, Richthofen, Rittberg, Rosenberg, Rothkirche und Panthen, Schack, Schlieben, von der Schulenburg, Schwerin, Sydow, Treskow, Trützschler, Veltheim, Voß, Wartenberg, Wedel, Winterfeld, Winterfeldt, Witzleben, York von Wartenberg. Diesen 76 Familien gehören an im stehenden Heere 1006 Offiziere, im Staatsdienst 169 Beamte. Wir haben noch 241 andere adelige Familien, aus deren jeder mindestens 4 Offiziere sind, bezüglich des Staatsdienstes verglichen;

Digitized by Google

sie stellen zur preußischen Armee 1664 Offiziere, zum Staatsdienste 228. Aus 317 adeligen Familien erhält also die Armee 2670 Offiziere, der Staatsdienst 397 Beamte, das heißt 37,59 beziehungsweise 7,07 Prozent der Gesamtzahl der Adeligen, 16,76 Prozent der gesamten Offiziere, 2,67 Prozent der gesamten preußischen Beamten. Ist bei den ersten 76 Familien der historische Zug entscheidend, so ist es bei einer Reihe der anderen 241 und vieler anderen der Umstand, daß es überhaupt geadelte Offiziersfamilien sind. Denn die Zahl der im neunzehnten Jahrhundert geadelten Offiziere ist eine erhebliche. Wir führen als Beispiele von adeligen Familien, die keine Söhne im Staatsdienste haben, unter Zufügung der Zahl der ihnen angehörigen Offiziere an: Blücher 12, Blumenthal 8, Boddien 7, Bose 8, Brandenstein 13, Bronsart von Schellendorf 10, Buddenbrock 7, Burgsdorff 6, Derschau 6, Dobaneck 6, Eckstein 6, Esebeck 8, Falckenstein 6, Gilsa 12, Grolman 9, Hirschfeld 8, von der Horst 5, Herwarth von Bittenfeld 7, Kalckstein 7, Kessel 6, Knobelsdorff 15, Köppen 6, Korsch 6, Lengerke 8, Lottow-Borbeck 10, Levetzow 8, von der Lühe 12, Rauch 11, Reitzenstein 11, Schlichting 6, Schweinitz 13, Seydlitz 11, Uslar 12, Westernhagen 14, Wrochem 8, Wulffen 8, Zimmermann 12, Zitzewitz 12. Für die Richtigkeit dieser Auffassung, daß die Familientradition an erster Stelle in Betracht komme, spricht auch der Umstand, daß die adeligen Offiziere vorzüglich aus evangelischen Familien hervorgehen. Katholischen gehören im preußischen Heere kaum 300 Offiziere an (17 aus reichsständischen, 60 aus anderen fürstlichen und gräflichen, etwa 80 freiherrlichen, der Rest aus adeligen Häusern). Bei diesen großenteils in den westlichen Provinzen und den polnischen Teilen ansässigen fehlt eben die alte Tradition und Neigung. Auch dienen viele Adelige nur, um als Rittmeister abzugehen.

Ein großer Teil der Offiziere besteht aus den Söhnen von solchen, was sehr begreiflich ist und sich bei allen Berufsständen findet. Hierzu kommt, daß die Ergreifung des Offiziersberufes bei der Landarmee verhältnismäßig viel weniger kostet, als die Vorbereitung zu dem Berufe von Juristen, Medizinern und so weiter. Die Kadettenanstalten in Berlin, Cöslin, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Plön, Oranienstein, Karlsruhe bereiten wohl den größten Teil der Offiziere vor. Für Offizierssöhne ist der Jahrespreis, abgesehen von ganzen und halben Freistellen für Unbemittelte, lange nicht so hoch als der für den Unterhalt an einem auswärtigen Gymnasium. Mit 18 Jahren geht der Kadet, wenn nicht früher, als Fähnrich ab. Die weitere Ausbildung an einer der zehn Kriegsschulen kostet nicht die Hälfte von dem, was ein Universitätsstudium für nicht in einer Universitätsstadt wohnende Eltern kostet. Universitäten gibt es aber in Preußen und den zum preußischen Heere kontingentirten Bundesstaaten nur 14. Württemberg hat nur 1 Universität. Bayern hat 1 Kadettenhaus, 1 Kriegsschule, 3 Universitäten. Das Königreich Sachsen hat 1 Kadettenhaus, 1 Universität. Der Jurist kann heute durchschnittlich nicht darauf rechnen, vor dem 28. Lebensjahre mit Gehalt angestellt zu sein oder Rechtsanwalt zu werden, der Mediziner nicht vor dem 26. Jahre in die Praxis zu treten, der Philolog

Digitized by Google

und Theolog (wenigstens der evangelische) kommt auch nicht vor dem 26. Jahre zu Amt und Brot, in den meisten Fällen dauert es länger. Die Kosten für die Erziehung und Ausbildung des Juristen kommen für Eltern, die nicht in einer Gymnasialstadt wohnen, bis zur Zeit, wo der Sohn ihrer nicht mehr bedarf, mindestens auf 25000 Mark, für den Mediziner in diesem Falle mindestens auf 18000, für den Theologen und so weiter auf 15000 Mark zu stehen, für die in einer Universitätsstadt wohnenden Eltern gut auf 12000, 10000, 9000 Mark. Wird der Sohn in einer Kadettenanstalt erzogen, so kann alles bis zur Ernennung als Offizier gut mit 6000 Mark bestritten werden. Mit 18, höchstens 20 Jahren wird der junge Mann Sekondelieutenant, steht also selbständig da, hat ein zwar nicht ausreichendes, aber immerhin ein Einkommen. Die Zulage macht bei den meisten lange nicht so viel aus für die Zeit ihrer nötigen Leistung, als die Kosten für andere Studien. Bei vielen Eltern kommt der Gesichtspunkt weiter in Betracht, daß der Sohn Kadet stramm erzogen wird, und daß sie nach ihrer Ansicht für seine Erziehung und Zukunft gut sorgen.

Ganz besonders entscheidend ist aber die historische, unzweifelhaft noch heute sehr verbreitete Anschauung, daß der Offiziersstand der erste Stand sei. Wenn der achtzehnjährige Lieutenant mit „Hochwohlgeboren" betitelt wird, zu Hofbällen kommandirt werden kann, überall salonfähig ist, begreift man die Wirkung, welche diese Stellung auf den Jüngling übt. Die Söhne namentlich höherer Offiziere sehen von Kind auf die soziale Bevorzugung. Der militärische Gruß, welcher dem Lieutenant zu teil wird, übt einen mächtigen Einfluß. Es wäre sonderbar, wenn der junge Lieutenant, der den einjährigen Studenten, Kandidaten der Rechte und so weiter, einen Doktor, Referendar und so weiter, welcher vielleicht vier Jahre älter ist, aber noch keine Selbständigkeit erlangt hat, unter sich hat, nicht ein gar hohes Bewußtsein seiner Stellung haben sollte. Es ist überflüssig, dies Bild weiter auszumalen.

Unfraglich entscheidet für viele Eltern bürgerlichen Standes die Billigkeit bei der Bestimmung des Sohnes zum Militärstande, bei manchen jungen Leuten die Neigung zum Offizier, welche durch den Rock und die Stellung des Offiziers genährt wird, bei vielen an erster Stelle und auch nebenher bei noch mehreren die Erwägung, daß man weniger Arbeit hat, wenn man Offizier werden will. Der Jurist hat nach Absolvirung des Gymnasiums noch mindestens acht Jahre, der Mediziner und so weiter fünf Jahre zu lernen, zu arbeiten ohne jede Entlohnung, er kommt erst zu Amt und Brot, wenn der Schulkamerad acht bis zehn Jahre bereits als Lieutenant den Herrn macht. An das Spätere und an die Stellung denkt er nicht, braucht er auch bezüglich der materiellen Folgen nicht zu denken, weil die Jugend den Vorzug leichten Sinnes hat. Uebrigens steht der Offizier, sobald er Hauptmann oder gar Hauptmann erster Klasse ist, auch pekuniär besser als die meisten Schulkameraden gleichen Alters, ist er Major geworden, sicherlich. Denn die wenigsten Juristen haben mit vierzig Jahren ein Gehalt von 5—6000 Mark oder den Rang der 4. Klasse. Hat jemand die Charge des Obersten erreicht, so steht er unvergleichlich besser.

Digitized by Google

In der preußischen und württembergischen Armee ist mit 70 Stellen die „Excellenz“ verknüpft, mit 146 die I., mit 320 die II., mit 341 die III., mit 1396 die IV. Rangklasse. In der Zivilverwaltung der in Betracht kommenden Staaten wird man schwerlich eine gleich große Zahl der einzelnen Klassen finden, von den bloß „charakterisirten“ abgesehen. Wird der Offizier pensionirt, so ist in den höheren Chargen die höhere Charakterisirung bei allen, welche in der ersten Hälfte der betreffenden Charge stehen, die Regel. Die Zahl der pensionirten „Excellenzen“ und so weiter dürfte die der aktiven erreichen.

Untersuchen wir nunmehr, welche ferneren Gründe sich dafür finden lassen, daß die Zahl der bürgerlichen Offiziere verhältnismäßig so gering ist. Es kann nicht bestritten werden, daß die reichen Fabrikanten, Kaufleute, Grubenbesitzer und so weiter viel mehr in der Lage sind, ihren Söhnen hohe Zulagen zu geben, als die meisten Adeligen und Offiziere. Wie wenige aber aus solchen Familien sich dem Offiziersstande widmen, dürfte die Thatsache beweisen, daß wir unter den bekannten Familien der Rheinprovinz, namentlich in Elberfeld, Köln, Düsseldorf, Trier, Duisburg, in Frankfurt, Hagen die Namen von etwa hundert in der Rangliste unter den aktiven Offizieren des stehenden Heeres gar nicht genannt finden. Nun ist zweifellos, daß jeder Oberst, etwa von der Garde abgesehen, die Söhne aus solchen gern als Avantageurs annehmen würde. Das wird schon dadurch bewiesen, daß man solche nach vollendetem Einjährigenjahre auch bei den Kavallerieregimentern als Reserveoffiziere zuläßt, wo man sonst bürgerliche zu anderen Kavallerieregimentern oder zum Train zu versetzen pflegt. So sind beim 1. Garde-Dragonerregiment 2 Frankfurter, beim 1. Garde-Ulanenregiment 1 Hamburger, beim 2. Garde-Ulanenregiment 1 Kölner, 1 aus Neusalz a. O. Reserveoffiziere, Söhne bekannter Großkaufleute, ebenso beim Bonner Husarenregiment und beim Trierer fast nur bürgerliche Reserveoffiziere aus reichen Kaufmanns- oder Gutsbesitzersfamilien. Das Gleiche läßt sich für andere Regimenter von jedem feststellen, der die Rangliste einsieht. Anders dürfte es sich mit den Söhnen von Handwerkern verhalten, wenn nicht die Väter sich zu „Fabrikanten“ aus Handwerkern oder, reich geworden, zu Rentnern etablirt haben. Wir bezweifeln, daß ein Regimentskommandeur einen Gymnasialabiturienten als Avantageur annehmen würde, dessen Vater noch Schneider, Schuster, Bäcker, Metzger, Buchbinder, Tapezirer oder Kleinkaufmann ist, mag der junge Mann auch sonst noch so gut veranlagt sein und eine anständige Zulage erhalten können. Den Sohn eines bürgerlichen Gutsbesitzers, der, historisch gesprochen, auch nur Bauer ist, wird man nicht zurückweisen. Es ist das eben Folge alter Vorurteile oder, wenn man will, Anschauungen. Diese halten junge Leute aus solchen Kreisen einfach ab, sich dem Offiziersstande zu widmen. Wäre es anders, so würde wohl mancher Jüngling aus diesen Kreisen die Offizierslaufbahn wählen. Als Einjährigfreiwilligen muß man ihn nehmen, er wird auch Reserveoffizier, weshalb soll er nicht aktiver werden können? Wir gehen nicht weiter hierauf ein, da es sich uns nicht um Kritik handelt, sondern lediglich um die Erklärung thatsächlicher Gegenstände.

Digitized by Google

Nicht bloß der Stand der Kaufleute und Industriellen stellt ein geringes Kontingent zum Heere, sondern auch der Beamtenstand liefert nicht so viele, als mit Rücksicht auf seine Zahl und die in Betracht kommenden Umstände angenommen werden sollte. Zum großen Teil hat das bei einzelnen Zweigen derselben gewiß darin seinen Grund, daß die Söhne des Vaters Berufe folgen, den sie wegen der Stellung des Vaters lieb gewinnen. Das gilt vor allem von den Juristen und wohl auch den Regierungsbeamten. Jeder Leser sehe sich in seinem Bekanntenkreise um, er wird dies bestätigt finden. Aus adeligen Familien und aus Offiziersfamilien stammen fast drei Viertel aller Offiziere. Das letzte Viertel ergänzt sich aus Söhnen von Gutsbesitzern, Kaufleuten, Beamten, Universitätsprofessoren, Rechtsanwälten und so weiter. Einzelne kommen auch aus den Kreisen höherer Subalternbeamten (das heißt solcher ohne akademische Bildung), selbst Söhne von Dienern sehr vornehmer Personen finden wohl Eintritt in den Offiziersstand.

Im Angesichte aller dieser Thatsachen darf man behaupten, daß die sich dem Offiziersberufe widmenden Bürgerlichen diese Laufbahn regelmäßig ergreifen aus reiner Neigung. Es fällt uns nicht ein, diese den Adeligen und Offizierssöhnen abzustreiten, aber es ist ein anderes, einem Herkommen zu folgen, oder einem Berufe sich zu widmen, zu dem die Neigung anerzogen wird, als nur diese entscheiden zu lassen. So gewiß es ist, daß die Hälfte aller Juristen keine so entschiedene Neigung zur Jurisprudenz haben, daß sie nicht auch einen andern Beruf wählen könnten, ohne unglücklich zu werden oder in ihm nicht voran zu kommen, so gewiß es wohl bei Wohlhabenden die Ausnahme bildet, daß jemand der katholischen Theologie oder dem Lehramte sich widmet ohne entschiedene Neigung, so gewiß ist, daß, wenn die Verhältnisse anders lägen, sehr viele Adelige und Offizierssöhne ebenso gut einen andern Beruf erwählen könnten. Was aber manchen zum Offizier bestimmt: das frühe Verlassen der Schulbank, das Vermeiden von Prüfungen in reiferem Alter, die geringere geistige Anstrengung, die geringeren Auslagen, die früh erlangte Selbständigkeit, die Anschauung einer bevorzugten sozialen Stellung, dieses mag auch manchen Bürgerlichen verlocken.

Aber für viele, welche sich vor dem Lernen, Geprüftwerden im Alter von 25 und mehr Jahren nicht scheuen, auf die Auslage nicht zu sehen brauchen, sind selbst bei Neigung zum Offiziersberufe andere Gründe der Abhaltung vorhanden. Unleugbar hat kein Berufsstand eine gleiche rechtlich unsichere Stellung. Der Offizier kann stets entlassen werden, sogar ohne Anspruch auf Pension, wenn letzteres gewiß auch nur aus den wichtigsten Gründen geschieht. Wie leicht es aber ist, den Abschied zu erbitten, wenn eine Differenz oder gar ein Rencontre mit einem Vorgesetzten vorkommt, wenn jemand das Unglück hat, so lange Hauptmann oder Rittmeister zu sein, daß er zu alt geworden ist, um als Major ein Bataillon zu bekommen, wie viele um die „Majorsecke“ nicht herum kommen, wie mancher Major oder Oberstlieutenant mit einem Bezirkskommando zur Ruhe gesetzt wird, ist allbekannt. Es ist aber nicht jedermanns Sache, zu allem zu

Digitized by Google

schweigen, sich in den Gedanken zu finden, mit 40, 45, 50 Jahren als Pensionär Muße zu finden.

Eine Anstellung im Zivildienst sagt in höherem Alter nicht jedem zu. Es kommt vor, wenn Zivilposten, die mit zivilversorgungsberechtigten Militärs besetzt werden müssen, sich Majors, Hauptleute und so weiter melden, wie das zum Beispiel 1886 sich zutrug, als eine Kanzlistenstelle der Universität Bonn ausgeschrieben wurde.

Auch die materielle Lage ist nicht lockend. Der Sekonde- und Premierlieutenant kann mit dem Amtseinkommen bei den thatsächlichen Verhältnissen nicht „standesgemäß" leben, der unverheiratete Hauptmann 2. Klasse eben, der Hauptmann 1. Klasse allerdings, aber dazu gelangt man heute im allgemeinen nicht vor dem 35. Jahre. Die Stabsoffiziere, namentlich vom Obersten an, stehen allerdings ganz unverhältnismäßig besser als die Zivilstaatsbeamten gleichen Alters, sie haben zweifelsohne ein viel müheloseres Leben im Frieden als die Zivilbeamten. Indessen die Zahl derer, welche nicht Obersten werden, ist kolossal. Was man aber mit 45 oder 50 Jahren erreichen kann, wird kaum den Jüngling von 18 oder 20 Jahren bestimmen.

Noch mehr entscheidet die Abhängigkeit der Offiziere im Vergleich mit den Zivilstaatsbeamten. Der Rechtsanwalt hat eigentlich keinen Vorgesetzten, der Richter nur nominell. Denn der Präsident hat gegenüber dem Richter nur die ihm gesetzlich zustehenden Befugnisse; der Richter, welcher seine Pflicht thut, ist in seiner persönlichen Stellung sein freier Herr, er ist nicht gehalten, mit jemand zu verkehren, der ihm nicht behagt, mag er ihm vorgesetzt oder Kollege sein, er kann sich einrichten, wie er will, braucht zur Heirat keines Vorgesetzten Einwilligung, kann gegen seinen Willen nicht versetzt werden. Nicht ganz so selbständig stehen die Verwaltungsbeamten, aber auch sie sind in ihrem Thun und Lassen nur vom Gewissen und Gesetze abhängig; wenn ihnen an der Gunst der Vorgesetzten nichts liegt, brauchen sie ihnen nicht schön zu thun. Kein Beamter, dessen jüngerer Kollege in eine höhere Stellung befördert wird, erleidet dadurch eine Einbuße an seiner Ehre, braucht darum nicht seinen Abschied zu nehmen, wie das als selbstverständlich beim Oberstlieutenant und so weiter angenommen wird, der kein Regiment und so weiter bekommt, oder beim Oberst oder Generalmajor, welchem zu verstehen gegeben wird, seine Beförderung sei nicht in Aussicht genommen. Die Entlassung im Disziplinarwege ist bei den Staatsbeamten an ein Verfahren gebunden, das die größte Sicherheit bietet. Der Offizier muß sich in viele Dinge schicken, ist gezwungen, mit den Kameraden zu verkehren, mag es ihm passen oder nicht, muß dem Vorgesetzten gegenüber ganz andere Rücksichten beobachten, kann ohne Konsens nicht heiraten, auch nicht bei der Wahl der Braut bloß seiner Neigung folgen, muß bis zum Hauptmann Kaution stellen oder ein genügendes schuldenfreies Privatvermögen besitzen; ihm bleibt in allen Fällen, wo es ihm nicht paßt, seine persönlichen Anschauungen und Wünsche, mögen sie auch berechtigt sein, wenn sie mit den Anforderungen an ihn nicht harmoniren, aufzugeben, nur übrig, um seinen Abschied einzuschreiten.

Digitized by Google

Wir wollen die Gegensätze nicht weiter ausmalen, man wird einsehen, daß alle diese Dinge nur denjenigen nicht hindern, welcher entweder von Jugend auf diese als selbstverständlich ansieht, wie das besonders in Offizierskreisen der Fall ist, oder welcher trotzdem, wenn er sie sich klar gemacht hat, bewogen durch seine Neigung und die ihm zusagende Stellung des Offiziers sich entscheidet.

Wenn wir die Thatsache, daß verhältnismäßig der geringste Teil der Offiziere aus dem wohlhabenden oder reichen Handelsstande hervorgeht, näher ins Auge fassen, so kommt auch hier in erster Linie die Anschauung in Betracht, daß die Selbständigkeit des Kaufmanns und seine materielle Stellung ihm als höchstes Gut erscheint. Der Stolz alter Kaufherrenfamilien gibt dem des Adels nichts nach. Die soziale Stellung des reichen Fabrikanten ist heute eine Wirkung der Macht des Kapitals. Der Millionär, dem daran liegt, sieht bei seinen Diners und so weiter Fürsten, Grafen, Freiherren, Generale und so weiter, seine Töchter finden unschwer Hochadelige und Stabsoffiziere als Bewerber. Wen die Namen interessiren, der kann aus dem Gothaischen Taschenbuche der reichsständischen, gräflichen, freiherrlichen Häuser sich leicht unterrichten. Es thut dem auch keinen Eintrag, wenn etwa der Vater der Braut neugeadelter Jude oder aus einem Arbeiter Millionär geworden ist. Das Mittel die Frau hoffähig zu machen, ist die Nobilitirung des Vaters. Die Zahl der zu Freiherren oder Adeligen gemachten großen Fabrikbesitzer, Kaufleute, Börsianer, Bankiers ist eine erhebliche.

Den reichen Kaufmann reizt das Einkommen der Offiziere und Beamten nicht, es ist gegen das Einkommen eines Direktors einer großen Aktiengesellschaft unbedeutend. Es erklärt sich daraus auch, daß verhältnismäßig wenige Söhne solcher Familien sich dem Beamtenstande widmen. Geschieht es, so fehlt die Neigung zum Kaufmann und lockt die unabhängige Stellung des reichen Beamten.

Adelige in Preußen, welche dem Staatsdienste sich zuwenden, suchen vorzugsweise die Verwaltung auf. Adelige Landräte gab es 1895 nicht weniger als 234. Unter den Ministern erscheinen 5 adelige, 5 bürgerliche (1 von letzteren geadelt), unter den Unterstaatssekretären, Ministerialdirektoren 6 adelige, 23 bürgerliche, unter den Oberpräsidenten 7 adelige, 4 bürgerliche (2 von letzteren geadelt), Regierungspräsidenten 28 adelige, 7 bürgerliche, Polizeipräsidenten 10 adelige, 4 bürgerliche. Es liegt auf der Hand, daß der Adel keine Zurücksetzung erfährt. Wir können daher auch bei den Ober- und Regierungsräten 102 adelige, unter den bei den Oberpräsidenten und Regierungen beschäftigten Assessoren 167 verzeichnen (von allen 12 notorisch neu geadelt). Die Justiz weist nur 2 adelige Präsidenten, keinen adeligen Senatspräsidenten der Oberlandesgerichte, 6 adelige Landgerichtspräsidenten auf. Man sieht, der Adel braucht sich aus Furcht, keine Carrière zu machen, vom Staatsdienste nicht fern zu halten.

Fassen wir endlich die Marine ins Auge, so darf man wohl betonen, daß der Dienst rücksichtlich der Vorbildung, vor allem der Anstrengung und Verantwortlichkeit des Berufes ungleich schwerer ist als der in der Landarmee.

Digitized by Google

Ein Marineoffizier, der mit 50 Jahren körperlich nicht verbraucht ist, bildet Ausnahme. Um so erfreulicher ist es, daß alle Stände ihre Söhne derse widmen, denn ohne hervorragende Neigung wird kaum jemand sich dem S dienste widmen.

Wir haben nicht die Absicht, Folgerungen zu ziehen oder gar Vorschl zu machen, sondern nur einen Beitrag zur Kenntnis unserer sozial Zustände zu liefern.

Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter.

Von

Dr. S. S. Epstein.

(Fortsetzung.)

Es ist zweifellos, daß das intensiv künstlerische Element, welches wir i Helmholtz' Wesen sowohl wie in seinen Werken finden, auf ihn von seinem Vater überkommen war; in diesem schlichten Gymnasiallehrer, welcher seine Philologie um des täglichen Brotes willen treiben mußte, stak ein gut Stück Poesie und Begeisterungsfähigkeit, welche hie und da die engen Schranken der Schulordnung durchbrach.

Es ist kein Wunder, wenn dieses künstlerische Empfinden, welches er jedem seiner Schüler anzuerziehen trachtete, in so hohem Maße auf seinen Sohn Hermann überging.

„Zu unseren schönsten Stunden," schreibt mir Herr Geheimrat Otto Semler, „gehörte es, wenn er, unseren Bitten nachgebend, uns aus Dichtungen, Dramen, Balladen und so weiter vorlas.

„Ich erinnere mich zum Beispiel, wie er einmal den ersten Monolog im ‚Faust' und ein anderesmal Bürgers ‚Lied vom braven Mann' so stimmungsvoll und wirksam vortrug, daß wir regungslos und in tiefer Andacht ihm lauschten — oft im Leben erklang mir und noch heute höre ich seine damalige Stimme und sehe dabei seine ausdrucksvolle Miene."

Noch bezeichnender wie diese Vererbung eines intensiv künstlerischen Empfindens ist die schon eingangs erwähnte deduktive Geistesrichtung, das Erfassen eines Problems als Ganzes, welche Vater und Sohn in so hohem Grade gemeinsam war.

Ich kann nicht umhin, eine darauf Bezug habende und diese Geistesrichtung so prägnant bezeichnende Anekdote mitzuteilen, welche mir zur Veröffentlichung vorliegt.

„.... So sagte er mir einst, vor der Bildsäule der Athene an der großen

Digitized by Google

ntäne in Sanssouci stehend, als ich anfangen wollte, Einzelheiten der haß-
üllten Göttin zu kritisiren: ‚Mein Sohn, Du mußt erst das Ganze in Dich
zunehmen und auf Dich wirken zu lassen suchen; erst wenn Dir dies gelungen,
rfst Du Dich auf Zergliederungen einlassen; dabei hüte Dich aber, Dir durch
einigkeiten, die Dir nicht behagen, die Freude an der Gesamterscheinung ver-
rben zu lassen.‘“

Man muß sich sehr wenig in den Geist Hermann von Helmholtz' vertieft
ben, um nicht in diesen wenigen Worten seine ganze intuitiv-künstlerische
ersönlichkeit widergespiegelt zu sehen. Diese Kalokagathie, welche sein ganzes
esen durchtränkte, war es auch, die seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel
er vollendetsten Harmonie und Ausgeglichenheit verlieh.

Leuten, welche den größeren Gesellschaften in seinem Charlottenburger Heim
zugezogen zu werden die Auszeichnung hatten, wird es stets unvergeßlich bleiben,
it welcher herzgewinnenden Gastfreundschaft, mit welcher weltmännischen Eleganz
elmholtz an der Seite seiner Gattin seiner Hausherrnpflichten waltete; er hatte
r jedermann ein freundliches, ermunterndes Wort, und selbst für Dinge, die
einer Arbeitsrichtung völlig ferne lagen, zeigte er ein lebhaftes Interesse.

Niemals drückte die Masse seiner Berufsgeschäfte seinem Wesen jenen Zug
von verknöchertem Philistertum auf, welcher so vielen Fachleuten eigen ist.

Im April 1893, gelegentlich der Hochzeit seiner Nichte, der jetzigen
Frau Assessor König in Berlin, konnten ihn seine Geschäfte nicht abhalten,
die Reise nach Duisburg zu unternehmen. Und wenn er einerseits in vollem
Maße an dem Glücke seines Bruders und seiner Nichte teilnahm, so verlieh
andererseits seine Gegenwart dem schönen Feste eine ganz besondere Weihe; keiner
verließ die Hochzeit, ohne von der Liebenswürdigkeit des großen Mannes entzückt
zu sein, und besonders die jungen Mädchen wußten gar nicht genug von seiner
Unterhaltungsgabe und seiner jugendfrischen Heiterkeit zu erzählen.

Diese Heiterkeit hatte ihn niemals im Leben verlassen, und noch wenige
Monate vor seinem Tode war er noch in ihrem vollen Besitz.

Der Liebenswürdigkeit Professor Sig. Exners in Wien verdanke ich einen
Brief Helmholtz', mit dem er zusagte, in einer der allgemeinen Sitzungen der
Naturforscherversammlung (1894) einen Vortrag zu halten. Der Brief war in
Bremen geschrieben, einen Tag bevor sich Helmholtz nach Amerika zum Besuch
der Weltausstellung in Chicago einschiffte; es hieß darin, daß er bereit sei, jedoch
bei seinem hohen Alter nicht leicht eine definitive Zusage machen könne.

„Deshalb schließe ich mit dem bekannten Rätsel:

„Das erste ist nicht wenig,
Das zweite ist nicht schwer,
Das Ganze macht dir Hoffnung,
Doch trau ihm nicht zu sehr.“

Diese poetische Einkleidung des „Vielleicht“ zeigt, wie munter und frisch er
wohl gewesen sein mußte, als er sich einschiffte. Thatsächlich hat er den Vortrag
nicht gehalten; er starb wenige Tage vor Beginn der Versammlung.

Digitized by Google

Mit dieser Heiterkeit paarte sich eine Bescheidenheit, wie sie nur ein wirklich so überwältigend großer Geist sein eigen nennt, der nicht aus Ruhmsucht, Eitelkeit oder irgend welchen anderen äußeren Motiven schafft, sondern einem tiefinnersten Drange folgend, unter dem Zwange einer geistigen Notwendigkeit.

Oft konnte man von Leuten, die ihn im Sommer in der Schweiz, seiner zweiten Heimat, gesehen oder kennen gelernt hatten, hören, daß es geradezu unmöglich wäre, sich einen bescheideneren und anspruchsloseren Menschen zu denken.

Ein sehr hübscher darauf Bezug habender Zwischenfall passirte während der Gründungsfeierlichkeiten der Universität Montpellier (1890); ich gebe dem unmittelbar daran Beteiligten selbst das Wort:

„Ich studirte zurzeit in Montpellier Medizin, gehörte einer Verbindung an, und da die Festlichkeiten einen internationalen Charakter tragen sollten, wurde ich zugleich mit anderen Fremden in das Empfangskomite gewählt. Unsere Aufgabe bestand darin, den ankommenden Festgästen an die Hand zu gehen, Wohnung zu suchen und so weiter.

„Wir standen nun gerade auf dem Bahnhof, als der Lyoner Schnellzug ankam, mit dem niemand erwartet wurde.

„Da bemerkte ich, wie ein schlichter älterer Herr dem Zuge entstieg und nach etwas zu suchen schien. Meine Kollegen und ich berieten darüber, ob der unbekannte Reisende wohl ebenfalls Festteilnehmer sei und ob man ihn ansprechen solle; die meisten Stimmen waren dagegen. Dennoch entschloß ich mich, auf ihn zuzugehen und ihn nach seinem Wunsch zu fragen; auf halbem Wege kam er mir jedoch entgegen und sagte:

„‚Verzeihen Sie, Herr Kollege, daß ich Sie bemühe! Können Sie mir vielleicht das Versammlungslokal zeigen?‘

„Und als ich mich ihm als cand. med. N. N., Mitglied der Verbindung ‚—ssia‘ vorstellte, meinte er schlicht und einfach:

„‚Es freut mich, hier unter den Studenten einen Landsmann zu finden. Mein Name ist Helmholtz.‘

„Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft in den Bahnhofräumen, und er konnte sich einer ebenso herzlichen wie spontanen Ovation nicht entziehen.“

In viel höherem Maße jedoch, wie in seinem privaten Leben, war Helmholtz in wissenschaftlichen Dingen bescheiden; liest man seine Aussprüche über seine eigenen Leistungen, so wäre man beinahe versucht, manches für Pose zu halten, wenn nicht alles, was Helmholtz' Charakter ausmachte, dagegen sprechen würde, wenn nicht mit dieser Bescheidenheit ein Ernst in der Auffassung seiner Pflichten verbunden wäre, welcher jede Bedenken a priori umstieß.

Hören wir, wie er sich über seine Lehrthätigkeit ausspricht:

„Meine Thätigkeit als Universitätslehrer habe ich immer mit großer Freude ausgeübt und habe dieselbe immer als besonders förderlich auch für meine rein wissenschaftlichen Bestrebungen betrachtet; denn der Universitätslehrer ist einer eigentümlichen, sehr heilsamen Disziplin unterworfen dadurch, daß er gezwungen

Digitized by Google

ist, in jedem Jahre wenigstens einmal den ganzen Umfang der Wissenschaft, die er vorzutragen hat, einer Anzahl von Hörern vorzuführen, unter denen sich immer wenigstens einige sehr gut begabte Köpfe befinden, die durch ihr Urteil das Urteil der übrigen bestimmen."

Aeußerst interessant ist auch die Art und Weise, wie er immer es verstand, die Lobeshymnen, die ihm wegen seines Augenspiegels gesungen wurden, bescheiden abzulehnen; er bezeichnete den Augenspiegel weniger als eine Erfindung, wie als eine Entdeckung: „Ich hatte die Theorie des Augenleuchtens, die von Brücke herrührte, meinen Schülern auseinanderzusetzen. Brücke war hierbei eigentlich nur noch um eines Haares Breite von der Erfindung des Augenspiegels entfernt gewesen. Er hatte nur versäumt, sich die Frage zu stellen, welchem optischen Bilde die aus dem leuchtenden Auge zurückkommenden Strahlen angehörten. Für seinen damaligen Zweck war es nicht nötig, diese Frage zu stellen. Hätte er sie gestellt, so war er durchaus der Mann dazu, sie sich ebenso schnell zu beantworten wie ich, und der Plan zum Augenspiegel wäre gegeben gewesen. Ich wendete das Problem etwas hin und her, um zu sehen, wie ich es am einfachsten meinen Zuhörern würde vortragen können, und stieß dabei auf die bezeichnete Frage."

„ . . . Ueberblicke ich nun diese Reihe von Arbeiten, so kann ich, ganz aufrichtig gesprochen, nicht erkennen, daß ich in diesem Gebiete — ich will von anderen nicht reden — mehr gewesen wäre, als bestenfalls und mit den Augen eines sehr wohlmeinenden Beurteilers angesehen, ein aufmerksamer, fleißiger, gut geschulter Arbeiter, welcher, sagen wir ‚gut' gethan hat, was er zu thun gelernt hatte und was zu thun eben gelernt werden kann. Stehen einem solchen nicht andere Ansprüche gegenüber von anderen, die anderes geleistet haben, was zu thun nicht gelernt werden kann?"

Aber ein noch schöneres und edleres Beispiel von Bescheidenheit soll der Nachwelt erhalten bleiben: Die ophtalmologische Gesellschaft hatte zum Andenken des großen Augenarztes Albrecht von Gräfe eine Medaille gestiftet und am 9. August 1886 sollte dieselbe in feierlicher Sitzung an Hermann von Helmholtz überreicht werden.

Auf die Anrede des Vorsitzenden, Prof. Donders, antwortete Helmholtz mit tiefempfundenen Ausdrücken des Dankes und schloß seine Rede mit folgenden unvergeßlichen Worten:

„Nun aber erlauben Sie, daß ich meinen Schluß auch in eine allegorische Form bringe, um keine persönlichen Bescheidenheiten zu verletzen. Nehmen wir an, da wir uns in einer Allegorie nicht an die historische Wahrheit zu binden brauchen, bis zu den Zeiten des Phidias hätte man keine hinreichend harten Meißel gehabt, um Marmor mit vollkommener Beherrschung der Form bearbeiten zu können. Höchstens konnte man Thon kneten oder Holz schnitzen. Nun aber findet ein geschickter Schmied, wie man Meißel stählen könne. Phidias freut sich der besseren Werkzeuge, bildet damit seine Götterbilder und beherrscht den Marmor wie niemand vor ihm. Er wird geehrt und belohnt.

Digitized by Google

„Aber die großen Genies sind, wie ich immer gesehen, höchst bescheiden gerade in Beziehung auf das, worin sie anderen höchst überlegen sind. Gerade das wird ihnen so leicht, daß sie schwer begreifen, warum die anderen es nicht auch machen können. Mit der hohen Begabung ist aber auch immer die entsprechende große Feinfühligkeit für die Fehler ihrer eigenen Werke verbunden.

„Demgemäß sagt Phidias in einem Anfall von großmütiger Bescheidenheit dem Meister Schmied: ‚Ohne Deine Hilfe hätte ich das alles nicht machen können. Die Ehre und der Ruhm gebühren Dir.‘

„Dann kann ihm der Schmied doch nur antworten: ‚Ich hätte es aber auch mit meinen Meißeln nicht machen können, Du würdest doch ohne meine Meißel wenigstens in Thon wunderbare Bildwerke haben kneten können. So muß ich die Ehre und den Ruhm ablehnen, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will.‘

„Nun wird Phidias der Welt entrissen; es bleiben Freunde und Schüler, Praxiteles, Paionios und andere. Sie brauchen alle den Meißel des Schmiedes, die Welt füllt sich mit ihren Werken und ihrem Ruhm. Sie beschließen, das Andenken des Geschiedenen zu ehren durch einen Kranz, den der erhalten soll, welcher am meisten für die Kunst und in der Kunst der Bildnerei gethan.

„Der geliebte Meister hat den Schmied oft als den Urheber ihrer großen Erfolge gerühmt und sie beschließen endlich, ihm den Kranz zu geben.

„‚Gut‘, antwortet nun der Schmied, ‚ich füge mich. Ihr seid viele und unter euch sind kluge Leute, ich bin nur einer; ihr versichert, daß ich euch vielen viel geholfen habe und daß nun in vielen Orten Bildner sitzen und die Tempel mit Nachahmungen eurer Götterbilder schmücken, die ohne die Werkzeuge, die ich euch gegeben, wohl wenig geleistet haben würden. Ich muß euch glauben, denn ich habe nie Marmor gemeißelt, und dankbar annehmen, was ihr mir zuerkennt. Ich selbst aber würde meine Stimme dem Praxiteles oder Paionios gegeben haben.‘“

Kann man sich eine größere Bescheidenheit denken, schöner empfunden und edler ausgedrückt?

III.

Wir haben nun ein Bild von Helmholtz' Persönlichkeit und wollen jetzt einen Blick in seine Geisteswerkstatt werfen.

Betrachten wir Hermann v. Helmholtz in seiner Art geistig zu produziren, so springt uns vor allem der Umstand in die Augen, daß er nicht zu jenen grübelnden, fleißig Thatsache an Thatsache reihenden Naturen gehörte, von denen Nietzsche so trefflich und so charakteristisch bemerkte, bei allen ihren Erzeugnissen merke man, sie hätten „geschwitzt“. Es ist dies jener verbreitete Typus der Talente, welche sich um jedes Genie scharen und dessen Entdeckungen oder Erfindungen bis in die äußersten Konsequenzen ausgestalten oder aber umgekehrt unter die Lupe ihrer Kritik stellen und alle zusammen gleich Ameisen fleißig Thatsachen sammeln, emsig Fakta an einander reihen, um besagte Erfindungen oder Entdeckungen zu bestätigen, beziehungsweise zu widerlegen.

Digitized by Google

Ganz anders sieht es in der Geisteswerkstatt eines Genies gleich Helmholtz aus.

Hier tritt das kritische Moment auf den zweiten Plan zurück, während das rein Produktive über sämtlichen Schöpfungen des Meisters thront, und da zeigt sich die Aehnlichkeit zwischen dem wirklich genialen Gelehrten und dem Künstler. Ich meine in der Art und Weise des Erfassens eines Problems.

So wie der Künstler sich von irgend einem Vorwurf, der bis dahin in sein Bewußtsein eintrat und aus demselben wieder verschwand, plötzlich und unvermittelt ästhetisch angeregt fühlt, so wurde es Helmholtz beim Geplätscher der Fontäne in Sanssouci plötzlich klar, daß es eben die Obertöne sind, welche die Klangfarbe bedingen; und wie ein Künstler oft mit Divination dasjenige ausspricht, wozu der Forscher nur mit viel Mühe und Fleiß gelangt, so lag auch in der Art und Weise wie Helmholtz zum Beispiel den Augenspiegel erfand, ein gut Stück künstlerischer Intuition.

Mag er auch selbst in zahllosen Ansprachen, Trinksprüchen und Erwiderungen auf solche immer wieder und wieder versichert haben, der Augenspiegel sei gar keine Erfindung, sondern vielmehr eine Entdeckung, die nur so förmlich am Wegesrande dalag und desjenigen harrte, der sie aufheben sollte, wenn — sage ich — dem wirklich so wäre, so liegt gerade darin das Kriterium des Künstlers, daß Dinge, an denen andere Menschenkinder achtlos vorüber gehen, für ihn zum Ereignis werden.

Hermann von Helmholtz stellte zweifellos die gewaltigste Synthese zwischen deduktiver und induktiver Geistesrichtung, also zwischen Künstler und Gelehrten vor, welche zu unserer Kenntnis gelangte. Was er intuitiv und von allgemeinen theoretischen Erwägungen ausgehend fand, das halfen ihm seine reichen Kenntnisse und nicht zuletzt sein mechanisches Talent induktiv experimental bestätigen; und so kommt es, daß das Andenken Helmholtz' der Nachwelt nicht als dasjenige eines geistreichen Hypothetikers aufbewahrt blieb, sondern dadurch, daß er auf allen Gebieten im besten Sinne des Wortes sein eigener strenger Kritiker war, können wir ihn getrost den Schöpfer einer eigenen Weltanschauung, derjenigen aller naturwissenschaftlich gebildeten Köpfe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, nennen. — Aber noch in anderer Beziehung war Helmholtz zu gleichen Teilen Künstler und Gelehrter, nämlich in der Art und Weise, wie er auf äußere Eindrücke reagirte.

Trotzdem die Themen, mit denen er sich beschäftigte allerabstraktester Natur waren, trotzdem er den Urgründen des „Seins", den letzten Ursachen der Natur unabläßig nachging, war er doch nichts weniger wie Stubengelehrter.

Wollte er geistig produziren, so mußte er hinaus in die schöne Natur, und er selbst pflegte oft zu sagen, dem schönen Neckarthale verdanke er manch guten Einfall!

Diese kräftige Reaktionsfähigkeit auf äußere Eindrücke, dieses Angeregtwerden durch Gegenstände und Vorgänge, die weitab von dem liegen, was dann daraus schöpferisch entsteht, erinnert uns an jenen merkwürdigen Zug im Schaffen des

Digitized by Google

lyrischen Dichters, wobei ein ganz entfernter Vorgang, wie zum Beispiel eine schöne Geste, eine klangvolle Assonanz, eine schwermütige Tonfolge im stande sind, die Veranlassung zu einem lyrischen Gedicht zu werden. So soll sich Helmholtz in seiner gewohnten witzigen Weise einem Bekannten gegenüber, der ihn mit seiner Bayreuthschwärmerei aufzog, folgendermaßen geäußert haben: „Siehst Du, wenn ich mich so recht in „Parzival“ oder „Tristan“ ausgeschwelgt habe, so geht mir das Integriren einer Differenzialgleichung noch einmal so leicht von statten!“

Aus seinen eigenen Worten geht hervor, wie sehr er den Beziehungen zwischen Kunst und Wissenschaft nachging.

„Kunst und Wissenschaft,“ sagt er, „sind ja in äußeren Beziehungen und in der Methodik der Arbeit sehr verschiedene Gebiete; sonst muß ich doch sagen, daß ich von der tiefen innern Verwandtschaft von Kunst und Wissenschaft überzeugt bin.

„Auch die Kunst sucht uns Wahrheiten zu verkünden, psychologische Wahrheiten, wenn auch in ganz anderer Form, in der Form sinnlicher Erscheinungen und nicht des Begriffs.

„Aber schließlich wird sich bei vollendeter Erscheinung ja auch die begriffliche Fassung finden müssen, und beide werden schließlich vereint zusammenwirken.“

Am allertiefsten charakterisirt sich Helmholtz selbst, indem er sagt, er würde unaufrichtig sein, wenn er sagen wollte, daß das Wohl der Menschheit von Anfang an als bewußter Zweck seiner Arbeit ihm vor Augen gestanden hätte.

„Es war in Wahrheit die besondere Form eines Wissensdranges, der mich vorwärts trieb und mich bestimmte, alle brauchbare Zeit, die mir meine amtlichen Geschäfte und die Sorge für meine Familie übrig ließen, für wissenschaftliche Arbeit zu verwenden.“

Diese „besondere Form“ eines Wissensdranges zeigt uns, wie sehr Helmholtz' Arbeit eine rein künstlerische war.

Und wenn die Künstler der jungen Generation, mögen sie Maler, Musiker oder Dichter sein, für sich das unverbrüchliche Recht in Anspruch nehmen, zu schaffen, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Werke, vom Nützlichkeitsstandpunkt beurteilt, mit letzterem in Einklang stehen, wenn sich die Kunst von den Fesseln des Hergebrachten befreien und auf ihr Banner mit strahlenden Lettern das Prinzip der „reinen Schönheit“ schreiben will, so verkündet Helmholtz in den vorher citirten Worten, daß es auch in der Wissenschaft Bereiche gibt, wo es nicht darauf ankommt, ob diese oder jene Entdeckung oder Erfindung nützlich oder wohlthätig wirkt, sondern daß der geniale Forscher, gleich dem Künstler mit einer prophetischen Mission betraut, die „reine Wahrheit“ zu verkünden hat. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, proklamirt Helmholtz geradezu Identität des Künstlers mit dem Forscher, denn beide stehen — nach Kant — ihrem Vorwurf rein ästhetisch, das heißt interesselos und in reines Anschauen versunken gegenüber.

*

Digitized by Google

So genial Helmholtz es verstand, eine Erscheinung zu erfassen und in die Form des Begriffs zu zwingen, so verstand er es in dem Moment, wo es an die Ausführung ging, alles Künstlerische von sich abzustreifen und sein eigener strenger Kritiker zu werden.

„Die schriftliche Ausarbeitung wissenschaftlicher Untersuchungen," meint er, „ist ja meist ein mühsames Werk, mir war sie es wenigstens in hohem Grade. Ich habe viele Teile meiner Abhandlungen vier- bis sechsmal umgeschrieben, die Anordnung des Ganzen hin und her geworfen, ehe ich einigermaßen zufrieden war. Ich habe nie eine Untersuchung für fertig gehalten, ehe sie vollständig und ohne logische Lücken schriftlich vor mir formulirt stand."

Aber es gehört dennoch eine große Dosis Bescheidenheit dazu, wenn man den abseits Stehenden so in seine Geisteswerkstatt blicken läßt, wie es Helmholtz in jener Tischrede that, wo er sich mit einem Bergsteiger vergleicht, der, ohne den Weg zu kennen, langsam und mühselig hinaufklimmt, oft umkehren muß, weil er nicht weiter kann, bald durch Ueberlegung, bald durch Zufall neue Wegspuren entdeckt und endlich, wenn er sein Ziel erreicht, zu seiner Beschämung einen breiten Weg findet, auf dem er hätte hinauffahren können, wenn er gescheit genug gewesen wäre, den richtigen Anfang zu finden.

„In meinen Abhandlungen," setzt Helmholtz mit köstlichem, selbst ironisirendem Humor hinzu, „habe ich natürlich den Leser dann nicht von meinen Irrfahrten unterhalten, sondern nur den gebahnten Weg beschrieben."

Auch sonst liebte es Helmholtz, davon zu erzählen, wie ihm oft Gedanken ganz unvermittelt kamen und wie er ein andermal ihnen tagelang vergeblich nachgehen mußte.

„Da ich aber ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen, die vielleicht anderen noch nützlich werden können. Sie schlichen oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang ihre Bedeutung erkennt, dann hilft später nur zuweilen noch ein zufälliger Umstand, zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß woher. In anderen Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. So weit meine Erfahrung geht, kam sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Ich mußte immer erst mein Problem nach allen Seiten so viel hin und her gewendet haben, daß ich alle seine Wendungen und Verwicklungen im Kopfe überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja meistens ohne längere vorausgehende Arbeit nicht möglich.

„Dann mußte, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie wirklich, den citirten Versen Goethes entsprechend, des Morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauß angemerkt hat. Besonders gern aber kamen sie, wie ich schon in Heidelberg berichtet, beim gemächlichen Steigen über waldige Berge bei sonnigem

Digitized by Google

Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränks aber schienen sie zu verscheuchen.

„Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr erfreulich, weniger schön war die Kehrseite, wenn die erlösenden Einfälle nicht kamen. Dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen, bis mir zu Mute war wie:

‚Dem Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide!'

„Schließlich war es oft nur ein grimmer Anfall von Kopfschmerzen, der mich aus meinem Bann erlöste und mich wieder frei für andere Interessen machte."

IV.

Der Spruch: „Le style c'est l'homme" hat wohl nicht bald bei jemand eine so glänzende Bestätigung gefunden wie bei Helmholtz.

Ebenso durchsichtig klar und harmonisch wie sein ganzes Wesen war auch seine Schreibweise; und man kann ihn mit Fug und Recht zu den wenigen deutschen Gelehrten zählen, die in Bezug auf Stil das Prädikat „glänzend" verdienen.

Nicht als ob er gerne voll- und wohltönende Sätze niedergeschrieben hätte oder etwa die bei deutschen Schriftstellern lange Zeit so beliebt gewesenen endlosen Perioden, in denen man sich nur mit Hilfe eines Ariadnefadens zurechtfinden konnte. — Nein, seine Schreibweise war einfach, ja beinahe schmucklos zu nennen. Aber eine andere Eigenschaft nannte er sein eigen, um die ihn so mancher beneidet hat und noch jetzt beneidet: er verstand es, die schwierigsten Probleme, die verwickeltsten Ausführungen so klar, so zwingend und dabei doch so einfach selbstverständlich zu entwickeln, daß man getrost behaupten darf, alles und jedes einzelne, was Helmholtz schrieb, weise in sich, das heißt in Bezug auf Folgerungen, keinen wie immer gearteten Fehler auf.

Dieselbe Uebersichtlichkeit, der wir in seinen philosophischen, psychologischen und physiologischen Schriften begegnen, zeichnet auch seine mathematischen und physikalischen Abhandlungen aus; und dadurch unterscheidet er sich wieder von den meisten der deutschen Mathematiker, die — vielleicht mit Ausnahme von Riemann und Kronecker — durch Auslassen der meisten Zwischenrechnungen, durch unklare und nicht ausgeführte Transformationen und Substitutionen so unverständlich sind, daß einem nichts anderes übrig bleibt, als entweder mühevolles und oft fruchtloses Nachrechnen oder aber der blinde Glaube an die betreffenden Forscher.

Mit alldem braucht man nicht ausgerüstet zu sein, wenn man an das Studium einer mathematischen oder physikalischen Arbeit Helmholtz' herantritt; hier ist alles synthetisch und pragmatisch aufgebaut im besten Sinne dieses Wortes. Der Ansatz klar und logisch, jede Substitution wirklich ausgeführt, keine Integration nur angedeutet und dabei eine Fülle von Ideen, ein Reichtum in neuen

Digitized by Google

Methoden, die es ihm erlaubten, Probleme zu lösen, an denen selbst ein Euler gescheitert war, so daß man gewiß nicht zu weit geht, wenn man Helmholtz unter anderem einen *ersten* Mathematiker nennt.

Aus meiner Schilderung der Helmholtzschen Schreibweise könnte man leicht versucht sein zu glauben, daß die Klarheit in der Entwicklung seiner Gedanken Hand in Hand mit einer gewissen Trockenheit der Darstellung ging.

Und doch ist dem durchaus nicht so!

Schon der Umstand, daß seine Lehre von den Tonempfindungen, seine physiologische Optik und schließlich seine Reden und Vorträge in Kreise gedrungen sind, in denen man sich für das rein Naturwissenschaftliche entweder gar nicht oder nur sehr platonisch zu interessiren pflegt, zeugt deutlich dafür, daß die Art und Weise, wie Helmholtz es verstand, seinen Gegenstand nach allen Seiten zu beleuchten, die Konsequenzen daraus zu ziehen, ihn durch Beispiele zu erläutern, dazu angethan war, auch den Fernstehenden zu packen, das Interesse des Laien zu erregen und ihn zum Nachdenken anzuregen. Und so kommt es denn, daß Helmholtz ebenso sehr die naturwissenschaftliche Weltanschauung der Gegenwart beherrscht, wie Kant *seine* Zeitgenossen im Banne seiner philosophischen Anschauungen hielt.

Aber man thäte Helmholtz eigentlich unrecht, wenn man behaupten wollte, er throne *nur über* der naturwissenschaftlichen Denkweise seiner Zeit. Wie universell sein Genie sich äußerte und wie verschiedenartig und fruchtbringend die Anregungen waren, die er gab, geht am besten daraus hervor, daß zur Feier seines Jubiläums nicht nur Physiologen, Physiker, Psychologen, Ophtalmologen, Anatomen, Chemiker, Biologen und so weiter ihn als den großen Meister feierten, sondern unter den Gratulanten sich auch Ethnologen, Musiker, Maler und Aesthetiker einstellten, die ihn als Pfadfinder und grundlegenden Forscher rühmten.

Ist nun jemand Herr auf so vielen Gebieten, so ist es selbstverständlich, daß all die Bausteine sich bei ihm schließlich von selbst zu dem großen Gebäude einer geschlossenen Weltanschauung zusammenfügen. Wie diese Weltanschauung geartet ist, darüber herrscht noch mancher Widerspruch; die einen möchten Helmholtz gerne als vollständigen Kantianer hinstellen und sprechen ihm als Erkenntnistheoretiker jede Originalität ab, die anderen möchten seine Philosophie als nichts anderes ansehen wie den rohen, längst abgethanen Materialismus in neuem Gewande, eine Art „Kraft und Stoff“ mit einem fadenscheinigen Mäntelchen des Empirismus umhängt. Aber sowohl diejenigen, welche kein Heil außerhalb des transscendentalen Idealismus sehen, als auch die anderen, die im Empirismus eine Wiedergeburt des als Uebergangsstadium notwendig gewesenen Materialismus erblicken, verkennen völlig das Wesen der Helmholtzschen Weltauffassung. Wie jeder wahre Naturforscher war er *im Laboratorium* naiver Realist, das heißt, er kümmerte sich wenig darum, ob das, was er vor sich hatte, Schein oder Wahrheit sei, sondern er hielt sich an das *unmittelbar Gegebene* und nahm es im Interesse der heuristischen Methode als real an; er sah all das

Digitized by Google

bloß als induktives Material, dazu dienend, um eine Weltanschauung überhaupt erst zu ermöglichen. Aber kaum in seine Studirstube zurückgekehrt, wurde aus dem naiven Realisten ein Idealist, welcher, dem allgemeinen Kausalitätsbedürfnis und dem metaphysischen Drang nachgebend, sich seine ideale Weltanschauung baute.

Diese Weltanschauung findet sich in der „physiologischen Optik", den „Thatsachen der Wahrnehmung", „über das Sehen des Menschen" und anderen Abhandlungen niedergelegt, auf die wir jetzt etwas näher einzugehen haben werden.

(Schluß folgt.)

Die Pocken einst und jetzt.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Schutzpockenimpfung.

Von

Professor Dr. Ludwig Kirn in Freiburg i. B.

Die Jahre 1895 und 1896 sind für den Deutschen Jahre schwer wiegender Jubiläen. Fällt doch in sie die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der bedeutsamen Tage der Niederwerfung eines mächtigen Feindes und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches! Würdig reiht sich an sie ein hundertjähriges internationales Jubiläum von durchaus friedlichem Charakter. Es bedeutet zwar auch einen großen Sieg, aber keinen Sieg, der durch das Blut von Tausenden erkämpft wurde, vielmehr einen Sieg, der zur Erhaltung von Millionen von Menschenleben geführt hat. Seit die Weltgeschichte zu Worte gekommen ist, weiß sie uns von nur wenig Tagen zu erzählen, die der Menschheit solchen Segen gebracht haben wie der 14. Mai 1796, an welchem der britische Arzt Jenner die erste erfolgreiche Schutzimpfung gegen die Menschenblattern ausgeführt hat.

Groß ist die Zahl der Seuchen, welche das menschliche Geschlecht von der Wiege bis zum Greisenalter bedrohen, wie Diphtherie und Cholera, Typhus und Ruhr, aber keine hat so viele Opfer in unerbittlicher Weise gefordert wie die Pocken oder Blattern. Handelt es sich doch hier um viele Millionen!

Glücklich ist unser heute in Deutschland lebendes Geschlecht zu preisen, das großenteils nur vom Hörensagen weiß, was die Pockenseuche bedeutet!

Die Pocken oder Blattern sind eine ausschließlich durch Ansteckung entstehende akute Erkrankung, welche sich kennzeichnet durch Eintritt von hochgradigem Fieber mit schweren allgemeinen Störungen und Gehirnerscheinungen bis zur Trübung des Bewußtseins, gefolgt von einem allgemeinen Ausschlag, auf den Hautdecken und Schleimhäuten, von zahllosen Bläschen, welche den ganzen Körper

Digitized by Google

bedecken, sich auf Augen, Nase, Ohren, Mund, Rachen und Kehlkopf ausbreitend, die größten Qualen bereiten und den Menschen zu einer unkenntlichen Masse entstellen und schon beim Ausbruch das Leben mächtig bedrohen.

Ist diese erste Gefahr glücklich überwunden, so folgt bald ein zweites Fieberstadium, das Eiterungsfieber — mit Umwandlung aller Bläschen in Eiterpusteln — das nicht allein erschöpfend wirken kann, sondern auch sehr gefährdet durch Bildung von Geschwüren auf den Augen, welche die Sehkraft, in den Ohren, welche das Hörvermögen zerstören, im Kehlkopfe, welche zur Erstickung führen können.

Ist auch dieses Stadium ohne bleibende Nachteile abgelaufen, dann heilen die Hautverschwärungen — aber nicht glatt und rein, vielmehr bleiben fürs ganze Leben häßliche Narben, welche den Betroffenen aufs schwerste entstellen, so daß mit einem Schlage die ganze Schönheit der Jugend verloren gegangen ist. Früher mag etwa der dritte Mensch mit seinem blatternarbig entstellten Gesichte die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Jede neue der sich stetig wiederholenden Epidemien brachte neben den zahlreichen Toten, neue Krüppel, Blinde, Taube, Lahme und Entstellte!

Die Blattern sind eine sehr alte Erkrankung, deren Bestehen wohl so weit zurückdatirt werden kann, als überhaupt medizinische Dokumente existiren. Jedenfalls wurden bereits 1500 Jahre vor Christi Geburt Blatternepidemien im Reiche der Mitte, in China, festgestellt, wenig später in Aethiopien und Aegypten. Im christlichen Zeitalter traten sie zuerst in Spanien auf und kamen, durch die Kreuzzüge verschleppt, von da allmälich nach allen Ländern Europas. Später, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, überbrachten sie auch die Spanier als Gastgeschenk in den neu entdeckten Weltteil, nach Amerika, woselbst sie die armen Indianer dezimirten.

Seitdem bildeten sie wohl in der ganzen bekannten Welt die ausgebreitetste Seuche und wohl auch — bis zur Entdeckung der Schutzblattern — die verheerendste. Zumeist waren es die Kriege, in deren Gefolge die durch Not und Elend geschwächte Menschheit zu Tausenden dahingerafft wurde.

Um sich einen Begriff von der enormen Ausbreitung der Blattern in früheren Jahrhunderten zu machen, sei erwähnt, daß man selten einen dreißig Jahre alten Menschen traf, der nicht die Blattern überstanden hatte. Etwa ein volles Zehntel der Gesamtbevölkerung erlag den Pocken; am meisten wurden die Kinder befallen und zwar in solcher Zahl, daß in manchen Jahren die Hälfte der gestorbenen Kinder von diesem Würgengel erbarmungslos dahingerafft wurde! Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden in dem damals keine sechs Millionen umfassenden Preußen durchschnittlich im Jahre 40 000 Menschen, im russischen Reiche etwa 200 000 Individuen durch die Blattern getötet, in der Stadt Turin erlagen allein im Jahre 1753 in einer mörderischen Epidemie 30 000 Einwohner! Eine allgemeine Schätzung führte zu dem wahrhaft erschreckenden Ergebnis, daß im achtzehnten Jahrhundert im Durchschnitt $1^1/_2$ Millionen Sterbliche auf der bewohnten Erde Jahr für Jahr den Pocken zum Opfer fielen!

Digitized by Google

Aber die Blattern sind nicht nur eine mörderische, sondern auch zweifellos die den Menschen am meisten entstellende aller Seuchen. Typhus, Ruhr, Scharlach, Diphtherie und Cholera, die uns doch auch mächtigen Schrecken einflößen, erreichen niemals auch nur entfernt das abschreckende Bild der Blattern.

Heute scheint es uns fast unbegreiflich, daß im Altertum jahrhundertelang, trotz der großen herrschenden Epidemien, die ansteckende Natur der Blattern verkannt werden konnte. Und doch ist es durch historische Quellen verbürgt, daß man dieselben ursächlich auf „Blutstauungen" zurückführte, die vom Organismus der Mutter auf den des Kindes übertragen sein sollten. Auf diese Annahme stützte sich die höchst abenteuerliche Behandlung, daß man die Haut der Erkrankten mit großen roten Tüchern bedeckte, „damit durch den hervortretenden Ausschlag das angestaute Blut recht gründlich aus dem Innern des Körpers zu Tage gefördert werden sollte!" Auch andere nicht minder haltlose Theorien über die Entstehungsursachen der Pockenerkrankung waren lange Zeit da und dort verbreitet und stellten sich deren allein richtiger Bekämpfung hemmend in den Weg.

Und doch — wie jede unbefangene Beobachtung ergibt — unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Blattern ausschließlich durch Ansteckung verbreitet werden. Es sind krankhafte Keime, Lebewesen irgend welcher Art, deren Natur, trotz vieler Forschungen, heute noch nicht zweifellos festgestellt ist, die in jedem Falle die Erkrankung vermitteln. Das in den Körper des Menschen eingedrungene Blatterngift vermehrt sich in diesem millionenhaft und wird von ihm auf die Umgebung übertragen. Wer sich keiner Ansteckung aussetzt, wird niemals blatternkrank! Dabei ist die Empfänglichkeit so groß, daß — wie die Erfahrung lehrt — unter tausend Menschen kaum einer sich findet, der absolut unempfänglich für Pocken wäre.

Alle Rassen, alle Lebensalter, beide Geschlechter, alle Klassen der menschlichen Gesellschaft sind gleich veranlagt. Kinder wurden nur deshalb früher am meisten betroffen, weil die Erwachsenen in der Regel in der Kindheit bereits die Seuche überstanden hatten.

Die größte Gefahr erwächst stets den Ländern, in welchen die Seuche zum erstenmal durch neue Ankömmlinge eingeschleppt wird. So traten die Blattern in Amerika alsbald nach seiner Entdeckung in geradezu mörderischer Weise auf. Zum großen Teil haben diese die Einwohner Westindiens von der Erde vertilgt. Als ein einziger kranker Neger die Pocken nach Mexiko verschleppt hatte, erlagen denselben dort in der Folge mehr als drei Millionen Einwohner! Noch heute räumt die Blatternkrankheit mehr als Kriege, Hungersnot und selbst das „Feuerwasser" unter den Indianern Nordamerikas auf!

Eben wegen dieser enormen Ansteckungsfähigkeit bezeichnen die besten ärztlichen Schriftsteller und Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts die Pocken einstimmig als die furchtbarste Seuche, welche das menschliche Leben am meisten gefährde.

Erst, nachdem die Kenntnis der ausschließlichen Entstehung der Blattern durch Ansteckung Gemeingut geworden war, konnte die ärztliche Behandlung in

Digitized by Google

rationelle Bahnen einlenken. Nachdem nun weiter die Erfahrung festgestellt hatte, daß nach einmaligem Ueberstehen der Blattern eine zweite Erkrankung bei den Befallenen entweder gar nicht oder schlimmsten Falles in fern liegender Zeit einzutreten pflege, ganz gleichgiltig, ob die Erkrankung eine leichte oder schwere gewesen sei, kam der Gedanke zur Entwicklung, die Krankheit zur Zeit leichter Epidemien künstlich hervorzurufen, um dadurch die Individuen vor künftigen schweren Anfällen zu schützen. Man setzte deshalb die Kinder absichtlich der Ansteckungsgefahr aus, indem man sie mit Erkrankten zusammenbrachte. Dann suchte man die Uebertragung durch Kleidungsstücke und Wäsche herbeizuführen, indem man mit Blatternsekret imprägnirte Hemdchen die Gesunden anziehen oder sie in die Betten der Erkrankten legen ließ. Weiter sammelte man Pockenstoff und brachte ihn in die Nase, rieb ihn mit Tüchern in die Haut, ja gab solchen sogar Kindern unter den Nahrungsmitteln ein!

Erst allmälich erhob man sich zu einer besseren Methode, welche dahin zielte, die Pockenmaterie in die Hautdecken einzuverleiben. So wurden in Hindostan mit Blatterneiter getränkte Seidenfäden mittelst Nadeln durch die Haut gezogen. In anderen Ländern wurde die Haut durch Blasenpflaster wund gemacht und darüber ein Charpiepfropf mit Pockeneiter befestigt. Endlich kam man dazu, kleine Einschnitte in die Haut zu machen und in diese Blatternstoff einzustreichen. So bildete sich allmälich die Methode der Einimpfung der Blattern aus, die man als Inokulation bezeichnet, entschieden besser aber als Variolation, das heißt Einimpfung von Menschenblattern (Variolae) im Gegensatze zu der später zu besprechenden Vaccination, das heißt Einimpfung von Kuhblattern (Vaccine).

Viele Jahrhunderte, vielleicht selbst ein Jahrtausend war diese Variolation in Ländern Asiens heimisch, während die gelehrten Aerzte Europas sich ablehnend verhielten. Da war es, und zwar zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, einer europäischen Frau vorbehalten, diese Methode auch nach unserem Weltteil zu übertragen. Die thatkräftige Engländerin Lady Montague, Gattin des englischen Gesandten in Konstantinopel, welche sich von den Impferfolgen bei den Armeniern in Kleinasien überzeugt und sich für dieselben begeistert hatte, ließ 1717 ihre eigenen Kinder inokuliren. Von dem Erfolg sehr befriedigt, brachte sie in der Folge mit Pockeneiter getränkte Fäden mit nach London. Dort wußte sie den Hof in dem Maße für die Sache zu interessiren, daß nach vorausgegangenen zufriedenstellenden Versuchen an Verbrechern die königlichen Prinzessinnen gleichfalls inokulirt wurden. Damit war das Eis gebrochen! Die englische Aristokratie war für diese Impfmethode gewonnen. Von England breitete sich dieselbe rasch über ganz Europa aus.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Variolation, das heißt die künstliche Uebertragung von menschlichem Pockenstoff auf bisher noch nicht Erkrankte, bei sorgfältiger Auswahl der Abimpflinge und bei umsichtiger Ausführung der Impfung einen wichtigen Schritt vorwärts in der prophylaktischen Behandlung der Blattern bedeutet. Man erhielt in der Regel nur leichte Fälle von Pocken und die

Digitized by Google

Sterblichkeitsprozente waren unendlich viel geringer als bei den durch Ansteckung übertragenen Fällen; etwa $^1/_2$ Prozent gegen 20 Prozent. Allein die Methode zeigte auch bald ihre großen Schattenseiten. Einmal war sie — in Betracht des verlangten hohen ärztlichen Honorars — nur den besitzenden Klassen zugänglich, und zum andern wurden die Inokulirten eine Gefährdung für die Umgebung, indem sie nicht Geimpfte ansteckten. So kam es denn, daß die Gesamtpockensterblichkeit nach Einführung der Variolation eher zu- als abnahm. Infolge dessen erhoben sich mächtige Gegner derselben, welche dringend forderten, daß sie wieder eingestellt, ja geradezu verboten werde.

So wurden denn die großen Hoffnungen, welche man in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf die in Europa neue Methode der Variolation gesetzt hatte, mehr und mehr enttäuscht. Die Pocken breiteten sich trotz derselben immer weiter aus, immer wiederholten sich schreckliche Epidemien, es bestand eine wahre Pockennot — bis endlich ein Retter erstand dem Lande!

Schon seit geraumer Zeit war es in verschiedenen Viehzucht treibenden Ländern, namentlich in Landgemeinden von England, Holstein und Hannover, Tradition, daß die Melker nur selten an Blattern erkrankten. Später stellte man fest, daß die Kühe an ihren Eutern öfter einen eigenartigen Ausschlag zeigten, der auf die Hände der Melker überging und dort Bläschen und Pusteln erzeugte; man zog nun den Schluß, daß das Ueberstehen dieses blatternähnlichen Ausschlages an den Händen die Betroffenen vor der Pockenerkrankung schütze. Es waren zunächst nur einfache Landbewohner, welche dieser merkwürdigen Thatsache ihre Aufmerksamkeit zuwandten, nach dem Wort des Dichters: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt!“ Einzelne hatten sogar schon künstliche Uebertragungsversuche gemacht, während die Aerzte noch kaum von diesen Thatsachen Notiz nahmen und sie nirgends weiter zu ergründen suchten.

War also auch schon eine gewisse Ahnung von der Schutzkraft der Kuhpocken da und dort verbreitet, so fehlte doch jede Klarheit und Einsicht, und das ganze Verdienst fällt ungeschmälert demjenigen zu, welcher Licht und Klarheit in die dunkle Ahnung brachte, die enorme Bedeutung der Schutzwirkung erkannte und die praktische Verwertung derselben zu einer äußerst fruchtbaren Behandlungsmethode erhob. Dieser Pfadfinder war der schlichte englische Landarzt Jenner.

Eduard Jenner, den 17. Mai 1749 in Berkley, einem Orte der an Viehzucht reichen Grafschaft Gloucestershire geboren und daselbst als Arzt thätig, widmete Jahrzehnte dem Studium über die Frage des Impfschutzes. Zuerst hatte er auch vielfach die Einimpfung von Menschenblattern, die Variolation, geübt und sich von ihren Nachteilen überzeugt, um sich sodann der Frage über Bedeutung und Wert der Einimpfung von Kuhblatternstoff zuzuwenden. Er hatte sich selbst in einer Anzahl von Fällen von der Kuhpockenkrankheit überzeugt, von der Ansteckung der Hände der Melker an den kranken Eutern, sowie schließlich von deren Unempfänglichkeit für Menschenblattern. Nachdem er so während fast zwanzig Jahren genügendes Beweismaterial gesammelt hatte, vollzog er den 14. Mai

Digitized by Google

1796 die erste Impfung des achtjährigen Knaben James Philipp mit Lymphe, die er der Hand eines Mädchens entnahm, welches sich beim Melken einer kranken Kuh angesteckt hatte. Es kam zu einem örtlich beschränkten Ausbruch von Blattern an der geimpften Stelle — ohne allgemeine Ausbreitung. Um nun den durch die Impfung erlangten Schutz zu beweisen, wurde der Knabe sechs Wochen später und nochmals nach mehreren Monaten mit menschlichem Blatternstoff gründlich geimpft — diese Variolation blieb ohne jeden Erfolg! Bald darauf vollzog Jenner eine zweite Impfung mit originärer Kuhlymphe an einem Knaben in London — mit gleichem Erfolge; fünf Generationen wurden von diesem weiter geimpft. In der Folge übte er die Vaccination an weiteren hundert Fällen und konnte ihre Schutzwirkung durch nachfolgende Variolation jeweils bestätigen. Erst jetzt (1798) hielt er den Zeitpunkt für gekommen, eine kurze, aber bedeutsame Abhandlung zu veröffentlichen, in welcher er die Pockenkrankheit der Kühe, die Geschichte ihrer Entdeckung, ihre Uebertragbarkeit auf den Menschen und den Schutz der Vaccine gegen die menschlichen Pocken darlegte.

Fehlte es auch diesen großartigen Erfolgen — wie jeder bedeutsamen Entdeckung — nicht an neidischen Gegnern, so genoß doch Jenner die hohe Genugthuung, in den besten Kreisen Englands alsbald warme Anerkennung zu finden. Eine vom Parlament eingesetzte Kommission legte das glänzendste Zeugnis für die neue Methode ab, das Parlament bewilligte ihm zwei reichliche nationale Dotationen.

Jenner, inzwischen nach London übergesiedelt, woselbst ein Vaccine-Institut errichtet wurde, hatte bis zum Jahre 1800 in Gemeinschaft mit seinen Schülern bereits über 15000 Impfungen vollzogen. Etwa 5000 der Vaccinirten wurden nachträglich mit Menschenblatternlymphe geimpft, ohne daß die Blattern auch nur in einem einzigen Fall ausgebrochen wären!

Hiermit war die große Frage der Schutzimpfung mit der Sicherheit eines Experimentes entschieden! Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn jemals in der Medizin ein Lehrsatz wissenschaftlich begründet und bewiesen wurde, es der Jenners von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung ist.

Suchen wir nunmehr die naheliegende Frage zu beantworten: Wie haben wir uns diese Schutzwirkung zu erklären? Die Antwort lautet in Kürze folgendermaßen: „Wir erzeugen auf künstlichem Wege eine leichte Erkrankung und verhüten dadurch eine auf natürlichem Wege entstehende schwere; denn die erfolgreiche Impfung schützt mit vollständig gleicher Sicherheit mindestens zehn Jahre lang vor den Blattern, wie das einmalige Ueberstehen derselben.“ In drei ganz wesentlichen Punkten liegt der enorme Vorteil der Kuhpocken- vor der menschlichen Blatternkrankheit. 1) Die ersteren verlaufen mit nur geringem und kurzem Fieber und leichtem Uebelbefinden, die letzteren mit intensivem Fieber und schwerem, gefahrvollem Unwohlsein. 2) Die Kuhpocken setzen nur einen örtlich auf die Impfstellen beschränkten, die Menschenpocken einen allgemeinen, überall auf die Haut und die Schleimhäute ausgebreiteten Ausschlag. 3) Die Kuhpocken

Digitized by Google

sind nur durch örtliche Einimpfung übertragbar, es handelt sich bei ihnen um einen sogenannten fixen Giftstoff, der die Umgebung nicht gefährdet, während der Giftstoff der Menschenblattern ein flüchtiger ist, der sich auch durch die Luft verbreiten kann und deshalb eine große Gefährdung für die Umgebung des Kranken bedeutet.

Lange stritt man darüber, ob das Kuhpockengift mit dem Menschenblatterngift identisch oder nur verwandt sei. Die Forschungen der Neuzeit ließen über die Identität beider Stoffe keinem Zweifel mehr Raum. Die Wissenschaft lehrt uns, daß ein Krankheitsstoff durch den Durchgang durch einen Tierkörper unter Umständen abgeschwächt werden kann. Er kann dann seine gefahrbringende Wirkung verlieren, seine Schutzkraft dagegen bewahren. Die Erfahrung bestätigt dies für unsern Fall. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen ist es neuerdings gelungen, den von echten menschlichen Blattern entnommenen Stoff durch Ueberimpfung auf Rinder in Vaccine umzuwandeln, das heißt ihm alle gefährdenden Eigenschaften zu nehmen.

Kehren wir nach dieser Erörterung zur historischen Entwicklung der Impfung zurück!

Rasch — wie im Triumphzuge — verbreitete sich die neue Methode über ganz Europa. Zuerst in Deutschland wurde in Hannover und Frankfurt am Main geimpft, in Berlin vollzog der berühmte Heim im Jahre 1800 die erste Impfung mit völligem Schutz vor den Menschenblattern. In Italien impfte man mit bestem Erfolge. In Frankreich wurde alsbald eine Gesellschaft zur Ausrottung der Blattern gegründet.

Kaum waren fünf Jahre nach Jenners großer Entdeckung verflossen, als die Schutzpockenimpfung bereits zum Gemeingute der ganzen ziviliſirten Welt geworden war! Die großartige medizinische Errungenschaft wurde überall mit dem größten Jubel begrüßt. Allgemein glaubte man, die unheilvollen Blattern würden jetzt definitiv ausgerottet. Mit warmem Eifer wurde von allen Seiten für die Ausbreitung der Vaccination gewirkt durch Wort und Schrift. Nach allen Ländern, nach allen Weltteilen wurde Impfstoff versandt und Belehrung gegeben. Allenthalben wurden öffentliche Impfanstalten errichtet. In Deutschland allein waren bereits zwei Jahre nach Einführung der Vaccination 300 000 Menschen geimpft! An zahlreichen Orten wurden in der Entwicklung begriffene Blatternepidemien durch die Impfung im Keime erstickt, jahrelang von den Pocken heimgesuchte Städte völlig blatternfrei gemacht. Familien, welche sich nicht entschließen konnten, die Ihrigen impfen zu lassen, mußten dies oft bitter bereuen, wenn der Würgengel ihnen ihre blühenden Kinder entriß, während die klügeren Nachbarn von allem Jammer befreit blieben.

Der exakteste Beweis für die Schutzkraft der Kuhpockenimpfung wurde dadurch erbracht, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts, alsbald nach Einführung der neuen Entdeckung, Tausende der Geimpften der Variolation, das heißt der Einimpfung mit Menschenblattern, unterworfen wurden — und niemals an diesen erkrankten.

Digitized by Google

Um einen absolut untrüglichen Aufschluß über den Wert der Vaccination zu erhalten, betrat man ferner mit bestem Erfolg den Weg der Statistik der Todesfälle durch die Blattern vor und nach Einführung der neuen Methode. Am weitesten geht in Schweden eine vortreffliche Statistik zurück, und diese vermag mit unumstößlichen Zahlen einen exakten Beweis der Wahrheit zu erbringen. Schweden hatte, wie die offiziellen Quellen lehren, vor der Einführung der Impfung, nämlich in den Jahren 1774—1801 jährlich auf eine Million Einwohner durchschnittlich 2050 Todesfälle durch die Pocken erlitten. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, alsbald nach Einführung des Impfzwanges, sank die durchschnittliche Zahl der jährlichen Pockentodesfälle auf 158 für die Million Einwohner herab. Dieses eine, geradezu schlagende Beispiel dürfte uns wohl genügen!

Trotz dieser epochemachenden Erfolge sollte doch den Freunden der Impfung eine Enttäuschung nicht erspart bleiben. Nachdem während der ersten zehn bis zwanzig Jahre nach Einführung der Vaccination die Geimpften vollkommen von den Blattern verschont geblieben waren, tauchten nunmehr auch wieder unter diesen da und dort die Pocken auf. Hatte man bis dahin an die absolute Schutzkraft der erfolgreichen Impfung fürs ganze Leben wie an ein unfehlbares Dogma geglaubt, so wurde man jetzt an der schützenden Wirkung derselben überhaupt irre. Die wieder zunehmende Pockensterblichkeit drückte die gehobenen Gemüter, namentlich der Enthusiasten, gewaltig nieder. Sollten, fragte man sich, all' die großen Hoffnungen auf einen glänzenden Sieg über das Blatternelend nur ein schöner Traum gewesen sein? Nur ungern wandte man sich dem doch so nahe liegenden Schlusse zu, daß der Impfschutz zwar ein vollkommener, aber doch nur ein zeitlich begrenzter sei. Da die Menschenpocken zwar in der Regel nur einmal im Leben beim gleichen Individuum auftreten, in manchen Fällen aber doch zwei- und selbst dreimal, so darf es in der That nicht wundernehmen, daß auch die Kuhpocken nicht in allen Fällen zeitlebens schützen können. Die fortgesetzte Beobachtung hat denn auch gelehrt, daß die Schutzkraft derselben mit der Zeitentfernung vom Impftermine allmälich abnimmt und bei manchen Menschen sogar erlischt. Die individuelle Wiederempfänglichkeit ist sehr verschieden. Geimpfte erkranken während der ersten zehn Jahre nach erfolgreicher Vaccination nur ganz ausnahmsweise, häufiger nach zehn und zwanzig Jahren und noch mehr in späterer Zeit. Allein auch bei späterer Erkrankung äußert sich in der Regel immer noch eine gewisse Schutzwirkung, indem bei den Geimpften die Blattern zumeist viel milder verlaufen, sowohl bezüglich der allgemeinen Erscheinungen als der Ausbreitung der Pocken auf Haut und Schleimhäute. Auch gefährden sie bei diesen weit weniger das Leben. Werden doch, wie zuverlässige Statistiken ergeben, nach dem Durchschnitt zahlreicher Epidemien, von ungeimpften Blatternkranken beiläufig 20 Prozent eine sichere Beute des Todes, während von den geimpften nur etwa 1 Prozent erliegt! Zweifellos ist auch dieser Erfolg ein ungeahnt großer!

Auf diese Beobachtungen gründet sich nun die gewiß logische Forderung,

Digitized by Google

daß die obligatorische Impfung, soll sie anders ihren vollen Segen bringen, in angemessenen Zeiträumen wiederholt werde. Es muß also neben der allgemeinen Impfung eine allgemeine Wiederimpfung, neben der Vaccination eine Revaccination durchgeführt werden.

Da nun eine solche allgemeine Wiederimpfung während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nirgends in planmäßiger Weise zur Ausführung kam, so haben auch die Pockenerkrankungen nicht völlig in dem Maße abgenommen, als man im ersten Jubel über Jenners große Entdeckung gehofft hatte.

Namentlich machten sich da und dort, auch in Ländern, in welchen die Kinderimpfung obligatorisch geworden war, die sich wieder häufenden Blatternerkrankungen im Militärdienste mitunter in so lästiger Weise geltend, daß die Ausbildung der Truppen entschieden notlitt. Abhilfe war deshalb dringend geboten! Eine solche konnte nur von einer Wiederholung der Impfung erwartet werden. Infolge dieser wichtigen Erwägung wurde schon zeitig in mehreren Armeen die Revaccination aller eintretenden Rekruten eingeführt. Sie hat sich reichlich gelohnt! Ich führe als Beispiel die preußische Armee an. Während in diesem Heere im Jahrzehnt von 1825—1834 noch 496 Mann an den Blattern gestorben waren, sank die Sterblichkeit — nach allgemeiner Einführung und gründlicher Handhabung der zweiten Impfung aller neu Eingestellten — im Jahrzehnte von 1835—1844 auf 39, von 1845—1854 auf 13, von 1855—1864 auf 12, das heißt auf durchschnittlich 1,2 im Jahre, und diese wenigen Gestorbenen waren zumeist durch irgend ein Versehen ungeimpft geblieben oder nur ungenügend und deshalb erfolglos geimpft. Gewiß ein glänzendes Ergebnis! In dieser langen Zeit blieb die Armee inmitten von Pockenepidemien, welche die bürgerlichen Einwohner schwer heimsuchten, wie gefeit.

Nicht minder günstig lauten die Berichte über das Ergebnis der Revaccination bei den Armeen in Baden, Hannover und Bayern. Hat doch die letzte während eines ganzen Dezenniums keinen einzigen Mann an den Blattern verloren!

Trefflich hat sich der Impfschutz der deutschen Armee auch während des deutsch-französischen Krieges bewährt. Konnte er auch kein absoluter sein, weil bei der so rasch in Scene gesetzten Mobilmachung viele ältere Leute eingezogen wurden, die schon vor längerer Zeit revaccinirt waren, und junge frisch zur Fahne gerufen, für welche keine Zeit zur Impfung mehr vorhanden war, so war doch die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Blattern im Felde eine verhältnismäßig sehr niedere. Dies fällt um so mehr in die Wagschale, als die Truppenkörper sich vielfach mitten in ungeimpfter Bevölkerung, ja nicht selten mitten in damals in Frankreich herrschenden Pockenepidemien eng konzentrirt halten mußten. Dagegen erlagen während des Krieges viele Tausende der der nicht revaccinirten französischen Armee Angehörigen unrettbar der Pockenseuche. Ließ schon allein die enorme Zahl der in der deutschen Gefangenschaft den Blattern erlegenen französischen Krieger hierüber nicht den mindesten Zweifel obwalten, so hat schließlich die Statistik das geradezu verblüffende Resultat ergeben, daß von der französischen Armee über 23000 Mann! den

Digitized by Google

Pocken zum Opfer gefallen sind, von der deutschen dagegen nicht ganz 300! Kann solchen schlagenden Zahlenbeweisen gegenüber ein denkender Mensch noch an dem Impfschutze zweifeln?

Nachdem ich hiermit die geradezu wunderbaren Erfolge der Schutzpockenimpfung in allgemeinen Zügen dargelegt habe, will ich nunmehr einen ganz kurzen Ueberblick darüber geben, wie sich die Impfung in den einzelnen europäischen Staaten im Laufe unseres Jahrhunderts gestaltet hat.

Der ganze Erfolg des Impfschutzes kann zweifellos nur durch die Zwangsimpfung erreicht werden. Diese ist deshalb voll berechtigt, weil die sich der Impfung Entziehenden nicht nur die eigene Person, sondern auch die Umgebung gefährden, also im vollen Sinne des Wortes gemeingefährlich werden.

In Deutschland gebührt Bayern der Ruhm, der erste Staat gewesen zu sein, welcher, und zwar schon 1807, die obligatorische Impfung aller Kinder einführte, wenige Jahre später folgten Baden und Württemberg, dann nach und nach die anderen deutschen Staaten, nur in Preußen und Sachsen wurde die Kinderimpfung nicht geradezu gesetzlich geboten, wohl aber auf das dringendste empfohlen. Zwangsimpfungen wurden in diesen beiden Ländern nur zur Zeit herrschender Blatternepidemien ausgeführt.

Schweden führte bereits 1810 die öffentliche Vaccination ein und zwar für alle Kinder bis zum vollendeten zweiten Lebensjahre.

England, die Wiege des Impfschutzes, machte auffallenderweise die Impfung erst 1867 obligatorisch; dieselbe muß dort schon im dritten Lebensmonat vollzogen werden — einem entschieden zu frühen Termine.

In Oesterreich wurde die Impfung zwar dringend empfohlen, aber kein völliger Impfzwang eingeführt.

Italien hat, nach langen parlamentarischen Kämpfen, endlich 1888 die allgemeine Vaccination obligatorisch gemacht und seitdem bereits glänzende Erfolge zu verzeichnen.

Holland und Belgien haben indirekten Impfzwang, indem nur Geimpfte in die Schulen aufgenommen werden dürfen.

Die freie Schweiz besitzt kein allgemeines Impfgesetz, vielmehr verfügt hier in den einzelnen Kantonen das souveräne Volk. In einigen derselben wurde neuerdings durch allgemeine Volksabstimmung, trotz dem Widerspruch der Aerzte, der bestehende Impfzwang wieder abgeschafft, was sich zweifelsohne in Bälde bitter rächen wird.

In Frankreich besteht kein direkter Impfzwang, in Rußland ist ein solcher gesetzlich geboten, kann aber in dem ausgedehnten Reiche nur schwer durchgeführt werden.

Mit der Neubegründung des Deutschen Reiches wurde auch in demselben das Impfwesen einheitlich gestaltet und infolge der eigensten Initiative unseres Reichstages durch das Gesetz vom 8. April 1874 vortrefflich geregelt.

Mit gerechtem Stolze dürfen wir Deutsche behaupten, daß das heute bei uns zu Recht bestehende Impfgesetz das beste der ganzen zivilisirten Welt ist und

Digitized by Google

seit den zwanzig Jahren der Einführung die reichsten Früchte für Gesundheit und Leben gebracht hat!

Es ist das erste Impfgesetz, welches nicht allein die allgemeine Erstimpfung, sondern auch die allgemeine Wiederimpfung angeordnet hat. Die erste Impfung muß in dem dem Geburtsjahre folgenden Kalenderjahre, die zweite im zwölften Lebensjahre (dem Ende der Schulpflicht) vollzogen werden. Außerdem bleibt eine weitere Revaccination den zur Fahne einberufenen Jünglingen erhalten. Nur zuvor überstandene Blattern oder ärztlich nachgewiesene Erkrankungen befreien ganz oder vorläufig von der Impfpflicht. Renitenten werden mit Strafe belegt — und zwar in jedem Jahre wieder.

Angesichts der an das Wunderbare grenzenden Erfolge der Impfung, angesichts der nunmehr zahlenmäßig aus den verschiedensten Ländern vorliegenden Bestätigung der enormen Abnahme der Pockenerkrankung und des Pockentodes, welche jeden Unbefangenen notwendig überzeugen muß, ist es eine kaum begreifliche Thatsache, daß es auch heute noch Impfgegner gibt!

Es ist zwar nur eine kleine Schar, sie weiß aber ihre Werbetrommel laut zu rühren und sucht durch ihre unermüdlichen Petitionen den deutschen Reichstag immer und immer wieder zur Aufhebung des Impfgesetzes zu bestimmen. Die Führer dieser Schar sind teils Sonderlinge, Vegetarianer und sogenannte Naturheilkundige, teils ehrgeizige Menschen, die durch ihre Opposition eine Rolle in der Welt spielen wollen. Das Häuflein selbst rekrutirt sich aus unerfahrenen Menschen, denen jedes Verständnis für medizinische Dinge abgeht, und die sich durch die absurden und abenteuerlichen Theorien ihrer Führer blenden und ins Schlepptau nehmen lassen.

Die Gründe, welche gegen die Impfung geltend gemacht werden, sind größtenteils gesundheitlicher, aber auch rechtlicher, religiöser und selbst politischer Art. Nur die ersteren will ich hier kurz besprechen. Zunächst wird mit einer jeder medizinischen Erfahrung und wissenschaftlichen Forschung ins Angesicht schlagenden Dreistigkeit behauptet, „die Impfung schütze überhaupt nicht gegen die Blattern"; die nun einmal nicht mehr abzuleugnende enorme Abnahme derselben in unserem Jahrhundert sei auf ganz andere Faktoren, wie die Impfung, nämlich auf die Fortschritte der Zivilisation und Gesundheitspflege zurückzuführen. Eine Wiederlegung dieser absolut hinfälligen These dürfte mir nach meiner bisherigen Erörterung erspart bleiben.

Der zweite Einwurf besteht in der absolut unwahren Behauptung, „die Impfung habe unzähligen Kindern Krankheit, Siechtum und Tod gebracht". Was sagt nun die Erfahrung zu letzterer These? Es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß, wie jede Münze ihre Kehrseite hat, unter Umständen auch einmal ein Schaden durch die Impfung, namentlich wenn sie nicht mit der nötigen Sorgfalt und Umsicht ausgeführt wird, gesetzt werden kann. Wenn freilich die Impfung, Diphtherie und Scharlach, Typhus und Lungenentzündung erzeugen soll, so muß dies einfach in das Kapitel der Fabel verwiesen werden. Dagegen können gewisse Blutkrankheiten thatsächlich übertragen werden und sind auch schon

Digitized by Google

übertragen worden, allerdings in so minimaler Zahl, daß kaum auf eine Million Impfungen ein solcher Unglücksfall kommen würde. Die Impfgegner freilich wissen diese wenigen Fälle, indem sie dieselben gleichzeitig verschiedenen Veröffentlichungen entnehmen, bewußt oder unbewußt zu verzehn- — und zu verhundertfachen. Diese minimale Gefahr steht also auch nicht im entferntesten Verhältnisse zu den wahrhaft gigantischen Erfolgen! Steht doch die Erhaltung von Gesundheit und Leben von Millionen der möglichen Gesundheitsschädigung Vereinzelter gegenüber! Aber es sei zur allgemeinen und vollen Beruhigung gesagt, selbst diese entfernte Gefahr hat unser neues deutsches Impfgesetz völlig gebannt durch die Bestimmung, daß künftig die zu verimpfende Lymphe nicht mehr von den Schutzpocken der Impflinge entnommen werden soll, sondern nur noch von geimpften Tieren. Die zur Erzeugung der Lymphe bestimmten Kälber oder Farren sind nun gar nicht empfänglich für die hier hauptsächlich in Betracht kommende Bluterkrankung, sie werden zudem, der Verordnung gemäß, ehe die Lymphe zur Verwendung kommt, geschlachtet und nur bei tadellos gefundenen Körperorganen verwertet.

Hiermit entfällt alle und jede berechtigte Opposition gegen die Impfung aus gesundheitlichen Gründen! Die Impfung ist, natürlich unter der Voraussetzung, daß der impfende Arzt alle nötigen Vorsichtsmaßregeln (über welche ganz genaue Vorschriften bestehen) einhält und die Impfpocken den nötigen Schutz von seiten der Angehörigen erfahren, absolut ungefährlich. Die Abschaffung des Impfgesetzes im Deutschen Reiche würde also thatsächlich nichts anderes bedeuten als einen Schnitt in das eigene Fleisch, oder noch drastischer ausgedrückt — als einen indirekten Selbstmord! Einen solchen wird aber das in jugendlicher Kraft neu aufgeblühte Deutsche Reich gewiß nicht begehen wollen!

So hat denn in unserem teuren Vaterlande die Schutzpockenimpfung eine geradezu ideale Höhe erreicht; sie schützt Millionen vor der schrecklichsten Seuche, welche seit Jahrtausenden immer und immer wieder von neuem reichlich Tod und Siechtum brachte, ohne bei sachgemäßer Handhabung die Gesundheit in irgend welcher Weise zu schädigen.

Tiefsten Dankes erfüllt gedenken wir deshalb heute eines der größten Wohlthäter der Menschheit, des hervorragenden britischen Arztes Eduard Jenner, der uns vor nunmehr hundert Jahren Mittel und Wege gezeigt hat, einen der schlimmsten Feinde des menschlichen Geschlechtes siegreich zu bekämpfen!

Digitized by Google

Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands.

Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung.

Von

Admiralitätsrat **C. Koldewey.**

Im vergangenen Herbst waren fünfundzwanzig Jahre verflossen seit der Rückkehr der „Germania“ von der eisumpanzerten Küste von Ostgrönland, und in demselben Sommer, gerade nach fünfundzwanzig Jahren, war es mir beschieden, an Bord des Schnelldampfers Columbia der Hamburg-Amerika-Linie auf einer kurzen, zum Vergnügen und zur Erholung für eine große Anzahl von Fahrgästen unternommenen Sommerreise nach Norwegen und Spitzbergen noch einmal die arktischen Gegenden zu besuchen und das Feld meiner früheren Thätigkeit, wenigstens soweit es die Westküste von Spitzbergen betrifft, wiederzusehen. Drei Sommer, 1868, 1869 und 1870, hatte ich diese Gewässer zwischen Spitzbergen und Grönland als Führer der ersten und zweiten deutschen Nordpolarfahrt im ewigen Kampfe mit dem arktischen Eise nach allen Richtungen durchkreuzt und einen arktischen Winter an der Ostküste von Grönland zugebracht. Da ist es denn natürlich, daß beim Anblick des arktischen Eises und der Küste Spitzbergens mit den pittoresken Formen seiner Berge, seinen tief einschneidenden Fjorden und seinen gewaltigen Gletschern die Erinnerung an die alte große Zeit, in welcher unter der allgemeinen Begeisterung für den deutschnationalen Gedanken einer Einigung aller deutschen Stämme unter anderen großen Thaten auch eine deutsche Nordpolexpedition zu stande kommen konnte, in mir wieder recht lebendig geworden ist. Die Geschichte der arktischen Entdeckung der letzten Jahrzehnte, namentlich die von Grönland, hat mich diesen Winter vielfach beschäftigt, und bei dem allgemeinen Interesse, welches augenblicklich durch die Nansensche Expedition und die unbestimmten Nachrichten über seine vermutliche Rückkehr überall für arktische Forschung wieder rege geworden ist, dürfte auch dem Leser dieser Zeitschrift ein kurzer Abriß der Entdeckung der nördlichsten Erstreckung Grönlands, durch welche jetzt fast völlige Klarheit über die Naturverhältnisse der arktischen Gegenden, über die Verteilung von Land und Meer und über die Beschaffenheit und Ausbreitung des arktischen Eises gebracht worden ist, nicht unerwünscht sein.

Als im Jahre 1868 die erste deutsche Nordpolarfahrt ausgerüstet wurde, waren die Ansichten der Geographen über das arktische Eis und über die Möglichkeit der Erreichung des Poles noch sehr geteilt. Während die einen auf Grund der von den Seefahrern gemachten Erfahrungen und der äußerst niedrigen Temperaturen, welche bei den Ueberwinterungen beobachtet worden waren, die Ansicht vertraten, das Meer um den Pol herum sei mit fast ununterbrochenem und für ein Schiff undurchdringlichem Eise bedeckt, glaubten die anderen, wenn

Digitized by Google

überhaupt um den Pol herum kein Land, sondern ein ausgedehntes Meer existire, so müsse dieses schiffbar sein, da sich Eis nur in der Nähe von Land bilden könne; hätte man erst einmal die sogenannte Eisbarrière, welche die Seefahrer überall angetroffen hätten, durchbrochen, so könne man ungehindert weiter fahren. Die Vertreter der ersteren Ansicht waren in erster Linie die Engländer, welche durch die zahlreichen zur Aufsuchung Sir John Franklins ausgesandten Expeditionen die größte Erfahrung in der Schiffahrt der arktischen Meere und über die Möglichkeit eines Vordringens zu Schiff gewonnen hatten. Die größten arktischen Seefahrer, wie die beiden Roß, Parry, Osborne, Mac Clintok, Scoresby hatten sich übereinstimmend dahin ausgesprochen, daß ein Befahren eines mit Eis bedeckten Meeres, wie das um den Nordpol herum gelegene, zu Schiff an keiner Stelle für irgend eine längere Strecke ausführbar sei; ein Vordringen sei, wenn überhaupt, nur möglich längs einer Küste, so lange man diese habe, könnten durch günstige Windverhältnisse unter dem Lande freie Wasserstraßen entstehen, die das Schiff benützen könne. Daß das Meer um den Pol herum überall mit Eis bedeckt sei, war auch die Ansicht des berühmten Meteorologen und Physikers Professor Dr. Dove.

Die Ansicht von einem offenen Polarmeere fand viele Anhänger in Amerika, wo durch die Entdeckung einer offenen, eisfreien Wasserstraße nördlich von dem mit schwerem Polareise angefüllten Kane-Bassin diese Meinung scheinbar an Wahrscheinlichkeit gewonnen hatte.[1]) In Deutschland waren die Vertreter dieser Idee namentlich die berühmten Geographen Dr. Oskar Peschel und Dr. August Petermann. Der erstere, von der Ansicht ausgehend, daß Eis von größerer Dicke sich nur unter dem Schutze von Land bilden könne, befürwortete allen Ernstes, eine Polarfahrt im Winter zu unternehmen, dann würden die Eisbarrièren, welche die Seefahrer immer angetroffen hätten, fehlen, und man könne ungehindert vordringen (siehe Petermanns Geographische Mitteilungen. 1865 pag. 146). Dr. Petermann, den Erfahrungen der Engländer über die Wahrscheinlichkeit eines Vordringens längs einer festen Küste in richtiger Weise Rechnung tragend, schlug vor, die Erforschung der arktischen Zentralregion auf Basis der ostgrönländischen Küste zu unternehmen, indem er von der Voraussetzung ausging, daß sich im Sommer durch das von dem erwärmten Lande abströmende Schmelzwasser unter der Küste ein Streifen offenen Wassers bilden müsse, in welchem mit Schiffe vorgedrungen werden könne.[2]) Dr. Petermann zeichnete mit einem kühnen Striche die Ostküste von Grönland direkt über den Pol hinweg bis zu dem Wrangellande nordwestlich der Beringstraße und umschloß den von Kane entdeckten Kennedykanal nach Norden von Land, dadurch das offene Polarmeer von Hayes gleichsam in einen Binnensee umwandelnd.

Die erste deutsche Nordpolarfahrt, deren Zustandekommen lediglich der unermüdlichen Thatkraft und Agitation von Dr. Petermann zu danken ist, und

---

[1]) Hayes, The open Polar Sea.

[2]) Petermanns Geographische Mitteilungen. 1868 pag. 224 und so weiter.

Digitized by Google

deren Führung mir anvertraut wurde, wurde denn auch auf Grund der obigen Theorien nach der Ostküste von Grönland dirigirt. Es sollte womöglich diese Küste etwa unter 74° Breite angesegelt und versucht werden, so weit als möglich längs derselben nach Norden vorzudringen; sollten die Eisverhältnisse dieses zunächst verhindern, so sollte das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen durchfahren und östlich von dieser Inselgruppe womöglich das von den Holländern unter 80° Breite gesehene Giliesland erreicht werden. Eine Ueberwinterung lag nicht im Plane, da die bescheidenen zur Verfügung stehenden Mittel — der größte Teil der Kosten sollte erst durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden — nur eine Sommerfahrt mit einer zu diesem Zwecke in Bergen gekauften norwegischen Jacht gestatteten. Die ganze Expedition trug vielmehr den Charakter einer Versuchsfahrt, welche durch Sammlung von Erfahrungen in der Eismeerschiffahrt und über die Verbreitung, Ausdehnung und Bewegung des arktischen Eises in dem Meere zwischen der Ostküste von Grönland, Spitzbergen und Nowaja-Semlja erst die Basis für eine größere Expedition liefern sollte. Diese Aufgabe ist auf dieser ersten Fahrt auch in hohem Maße gelöst worden, wenn es auch weder gelang, den Packeisgürtel an der Ostküste von Grönland zu durchbrechen, noch das Giliesland im Osten von Spitzbergen zu erreichen. In nautischer und wissenschaftlicher Beziehung waren die gewonnenen Resultate immerhin, wenn auch gering, doch nicht ganz ohne Bedeutung; zudem war das Interesse für eine deutsche Nordpolarfahrt überall in Deutschland in einer Weise rege geworden, daß es möglich wurde, im nächsten Jahre, 1869, die Mittel für eine größere Nordpolarfahrt durch allgemeine Beiträge der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes aufzubringen.

Unter der thatkräftigen Beihilfe Bremer Rheder konnte die Expedition mit zwei Schiffen, einem eigens für den Zweck gebauten Dampfer, der „Germania", und einem Segelschiffe, der „Hansa", ausgerüstet werden, von welchen dem letzteren die Aufgabe zufiel, den Dampfer mit Kohlen zu versehen und nach Erreichung des Landes eventuell als Depotschiff zu dienen, um den Rückzug zu decken, falls das Hauptschiff bei weiterer Verfolgung der Küste sich nicht wieder aus den Banden des Eises befreien könnte. Eine Ueberwinterung war im Plane vorgesehen, und die Schiffe wurden für alle Fälle auf zwei Jahre mit Proviant und allem nötigen Material ausgerüstet. Für die Pflege der Naturwissenschaften waren der Expedition eine Anzahl Gelehrter mitgegeben.

Das Ziel war wieder, wie bei der ersten Fahrt, die Ostküste von Grönland: nach Erreichung derselben sollten die Entdeckungen so weit nach Norden gefördert werden wie möglich und die „Germania" in dem nördlichsten zu erreichenden Hafen überwintern. Durch die Erfahrungen der ersten Reise und durch das sorgfältige Studium der arktischen Literatur der Engländer in ihren Originalwerken und nicht nach Uebersetzungen und einseitigen Auszügen, und zwar während der Reise angesichts des arktischen Eises selbst, war ich in Bezug auf die Existenz eines offenen Polarmeeres äußerst skeptisch geworden. Ich erachtete es aber doch immerhin für wahrscheinlich, wenn nur erst einmal nach Durchbrechung des

Digitized by Google

Packeisgürtels die Küste erreicht sein würde, längs dieser Küste beträchtlich nach Norden vordringen zu können, so weit, wie das Land reichte. Den Versuch, nördlich von Spitzbergen oder zwischen Nowaja-Semlja und Spitzbergen mit Schiff nach Norden zur Aufsuchung eines sehr problematischen offenen Polarmeeres vorzudringen, hielt ich für aussichtslos. Dies gab Veranlassung zu prinzipiellen Meinungsdifferenzen zwischen mir und Dr. Petermann, welcher, verleitet durch günstige Eisberichte aus der Karasee und dem Barentsmeere nordwestlich von Nowaja-Semlja, die Expedition, abweichend von seinem früheren Plane, lieber nach dieser Richtung dirigiren wollte. Ich bestand indes auf Ostgrönland als der geeignetsten Basis für arktische Forschung, die sich doch wesentlich an das Land knüpft, und der weitere Verlauf der arktischen Entdeckungen hat meine Ansichten im wesentlichen bestätigt, wenn wir auch in Bezug auf ein offenes Küstenwasser längs der ostgrönländischen Küste und dementsprechendes weiteres Vordringen nach Norden getäuscht wurden.

Die Expedition verließ Bremerhaven am 15. Juni 1869 im Beisein Seiner Majestät des Königs Wilhelm I., welcher durch seine thatkräftige Unterstützung und der dem Unternehmen von Anfang an dargebrachten wärmsten Teilnahme sehr viel zum schließlichen glücklichen Zustandekommen beigetragen hatte. Die Schiffe wurden durch widrige Winde in der Nordsee zurückgehalten, so daß die Kante des ostgrönländischen Eisstromes erst Mitte Juli unter der Breite von 75° erreicht werden konnte.

Die große Masse von Eis, welche alle Gegenden um den Pol [1]) mehr oder weniger anfüllt, bildet in jedem Jahre zu einer bestimmten Jahreszeit mit verhältnismäßig geringen Schwankungen dieselbe Grenze, und es hat seit Jahrhunderten keine merkliche Aenderung in der Lage und Ausdehnung des Eises stattgefunden. Im europäischen Nordmeere zieht sich im Frühjahr die Eisgrenze von Kap Farewell nach Island hinüber, diese Insel bisweilen gänzlich einschließend, dann weiter nach Jan Mayen und von hier mehr ostwärts, den Meridian von Greenwich zwischen dem 71. und 73. Breitengrade schneidend. In 5° bis 6° östlicher Länge, bisweilen sogar in 8° bis 10° zwischen dem 73. und 74. Breitenparallel bildet das Eis eine merkwürdige Ausbuchtung in meridionaler Richtung nach Norden bis zur Westküste von Spitzbergen. Von dieser läuft die Eiskante wieder südlich bis zur Bäreninsel, welche im Frühsommer noch meist von Eis umgeben ist, und dann in einer direkten Linie nach Osten, bis sie die Küsten von Nowaja-Semlja erreicht. Während der Sommermonate tritt diese Eiskante ganz beträchtlich zurück und große Meeresstrecken werden gegen den Herbst hin schiffbar, die im Frühsommer mit undurchdringlichem Eise angefüllt waren. Die West- und Nordküste von Spitzbergen wird gewöhnlich gänzlich eisfrei, von Jan Mayen und der Bäreninsel verschwindet das Eis, auch die Küsten von Nowaja-Semlja werden teilweise eisfrei. Die ostgrönländische Küste bleibt indes das ganze Jahr

[1]) Der geneigte Leser wird gebeten, zum besseren Verständnis des folgenden eine Karte in Polarprojektion zur Hand zu nehmen, wie sie sich in jedem Atlas findet.

Digitized by Google

hindurch von Kap Farewell hinauf bis 75° nördlicher Breite von einem Gürtel schweren Eises von 40—100 Seemeilen Breite umgeben, dessen Kante nahezu parallel der Küste verläuft, nämlich in nordöstlicher Richtung von Kap Farewell bis 70° Breite, dann in nahezu meridionaler Richtung bis 75°. Von hier an zwischen 75° und 76° Breite macht die Eiskante plötzlich eine starke Ausbiegung nach Osten, so daß der die ostgrönländische Küste, welche sich in meridionaler Richtung weiter erstreckt, umgebende Eisgürtel eine Breite von 180 Seemeilen und darüber annimmt. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß dieser Eisgürtel nur zwischen den Breiten von 70° und 75° von einem Schiffe durchbrochen und bis zur Küste durchfahren werden kann; nördlich von 75° und südlich von 70° ist es noch keinem Schiffe gelungen, direkt an die Küste zu gelangen. Selbst in den günstigen Breiten 70—75° beruht die Möglichkeit, zwischen den mächtigen Eisfeldern von vielen Meilen im Durchmesser und von 50—60 Fuß Dicke sich mit einem Schiffe hindurchzuwinden, lediglich darauf, daß westliche Winde das Eis etwas vom Lande abgesetzt und den Zusammenhang der einzelnen Felder genügend gelockert haben. Dies geschieht wohl in den meisten Jahren in den Monaten Juli und August ein- oder einigemale, doch gewöhnlich nur für kurze Zeit; in einzelnen Jahren jedoch bleibt auch in diesen Monaten die Eisschranke stets geschlossen. Infolge dieser Eisverhältnisse war denn auch vor der deutschen Expedition die Ostküste von Grönland nördlich vom 70° nur zweimal besucht worden, nämlich 1820 von Scoresby, der an dem nach ihm benannten Scoresbysunde landete und einen kleinen Teil der Küste aufnahm und kartirte, und 1823 von der englischen Expedition unter Clavering-Sabine, welche zum Zweck von Pendelbeobachtungen auf den so benannten Penduluminseln landeten und die Küste bis 75° Breite entdeckten und zum Teil aufnahmen. Beide Expeditionen verweilten nur eine ganz kurze Zeit am Lande, und über die Naturverhältnisse dieser Gegend war demnach fast gar nichts bekannt.

Zur Zeit der Ankunft der Schiffe „Germania“ und „Hansa“ an der Kante des grönländischen Eises Mitte Juli 1869 erwiesen sich die Eisverhältnisse ebenso wie im Jahre vorher außerordentlich ungünstig; das Eis wurde erst sehr westlich angetroffen und lag infolge dessen dicht gepackt an der Küste, so daß vorläufig ein weiteres Vordringen nicht möglich war. Am 20. Juli wurden die Schiffe leider durch ein mißverstandenes Signal und gleich darauf eintretenden dichten Nebel getrennt. Die Hansa, die als Segelschiff sich nicht so frei bewegen konnte, wurde kurze Zeit darauf vom Eise eingeschlossen, trieb mit der Strömung nach Süden und konnte sich erst am 7. August wieder befreien. Die günstige Auflockerung des Eises, welche in den ersten Tagen des August eintrat, war dadurch verpaßt. Bei dem abermaligen Versuche, dennoch die Küste zu erreichen, wurde die Hansa nur wenige Meilen vom Lande abermals besetzt und teilte schließlich das Los aller Schiffe, die von diesem furchtbaren Eise im Spätsommer oder Herbst gepackt werden, — sie wurde zerdrückt und ging am 19. Oktober angesichts der Liverpool Küste unter. Die Besatzung rettete sich mit Booten und Proviant auf das Eis und konnte den Winter über, dank der Vorsorge und Umsicht des

Digitized by Google

Kapitäns Hegemann, in ihrem aus Kohlen (Brikets) gebauten Hause in verhältnismäßigem Wohlsein, wenn auch öfters in großer Gefahr wegen drohender Zertrümmerung ihres Eisfeldes, verbringen. Nach vielen Mühen, Strapazen und Entbehrungen gelang es schließlich, nachdem man zweihundert Tage auf dem Eise verbracht und mit diesem weit nach Süden getrieben war, im Mai des folgenden Jahres mit den Booten das Land etwas nördlich von Kap Farewell zu erreichen und von hier aus bis zur nächsten Ansiedlung an der Südwestküste, Friedrichsthal, zu gelangen. Es wurde durch diese Eisschollenfahrt das Vorhandensein einer konstanten, wenn auch schwachen Triftströmung längs der grönländischen Küste nachgewiesen und ebenso konstatirt, daß die herrschenden Winde, dem Laufe der Küste folgend, von Norden und Nordosten wehen, daß somit die Ostseite von Grönland klimatisch in direktem Gegensatz zu der gegenüberliegenden Küste Norwegens steht, wo durch die herrschenden Südwinde und die warme von Süden kommende Strömung das Klima ein für die hohe Breite so außerordentlich mildes ist.

Durch die Erfahrungen gewitzigt, welche ich in dem vorigen Jahre, 1868, in der Eismeerschiffahrt über die Lagerungen und Bewegungen des Eises an der ostgrönländischen Küste gesammelt hatte, und wohl wissend, daß mit Gewalt nichts auszurichten sei, suchte ich zunächst über die Dichtigkeit des Eises zu einem sicheren Urteile zu gelangen, indem ich mit der Germania unter Dampf an verschiedenen Stellen zwischen den Breiten 75° und 73° eindrang, und sobald das Wetter genügend aufhellte, größere Strecken nach etwa entstehenden Oeffnungen absuchte, ohne indes einen energischen Vorstoß zu unternehmen. Ich suchte mir die Freiheit der Bewegung unter allen Umständen zu erhalten, um zur rechten Zeit an der richtigen Stelle sein zu können, indem ich das Schiff fortdauernd unter Dampf hielt und dasselbe sofort nach Osten zurückzog, sowie bemerkt wurde, daß an der betreffenden Stelle das Eis nach Westen zusammendrängte. Diese Art Schiffahrt erfordert eine stetige und unausgesetzte Wachsamkeit und wird überdies noch außerordentlich erschwert durch den fast beständigen Nebel, der im Sommer an der Kante des Eises vorherrschend ist (im Schiffsjournale der „Germania" findet sich für die Zeit vom 15. Juli bis 1. August nur 48 Stunden klares Wetter verzeichnet, sonst immer dichter Nebel).

Das Eis erwies sich bis Ende Juli überall geschlossen, erst in den letzten Tagen des Monats zeigte sich eine geringe Auflockerung und verschob sich die Eiskante etwas nach Osten; ich benützte diese Gelegenheit und drang unter Segel und Dampf auf 74° Breite am 1. August direkt westwärts, zwischen den lose verteilten Eisschollen hindurchsteuernd, tief in das Eis ein. Wir sahen bald die hohen Berge der Küste über das Eis hervorragen und unter dem Lande, durch die Strahlenbrechung stark gehoben und von den Nebelstreifen reflektirt, einen schwarzen Streifen, der nach unserer Erfahrung nur offenes Wasser unter der Küste bedeuten konnte. Vor uns lag indes noch ein dicht zusammengedrängter Pack des schwersten Eises, so daß wir uns genötigt sahen, das Schiff am Eise festzulegen und eine weitere Auflockerung abzuwarten. Am andern Tage war

Digitized by Google

dichter Nebel, doch schien die Sonne durch, und die darauf vorgenommenen astronomischen Beobachtungen zeigten eine weitere Verschiebung des Eises nach Osten, die uns zu der Hoffnung berechtigte, daß wir nunmehr bis zur Küste durchdringen würden. Sobald es nur ein wenig aufhellte, dampfte ich daher sofort tiefer zwischen den gewaltigen Eisfeldern, die sich jetzt auf unserem Wege zeigten, ein, und wenn es auch manchmal schien, als ob sich das Eis um uns zusammenschließen und uns damit dem Untergange preisgeben würde, so zeigten sich doch immer wieder neue, wenn auch bisweilen recht enge und gewundene Wasserkanäle, durch welche wir mit unserem kleinen, doch gut manövrirenden und leicht lenkbaren Schiffe hindurchschlüpfen konnten.

Etwa sechzehn Seemeilen von der Küste kamen wir zwischen den Eisfeldern heraus in ein völlig eisfreies Wasser; ein scharfer Wind und Schneegestöber kamen uns entgegen, was uns aber nicht hinderte, einen guten Ankerplatz aufzusuchen, den wir auch an der Südseite der Sabine-Insel in einer kleinen Bucht, die von uns Germaniahafen genannt wurde, fanden.

Um 5 Uhr morgens, den 5. August, fiel der Anker, ein Boot wurde sofort ausgesetzt, und unter dem lauten Hurra der Besatzung wurde die deutsche Flagge zum erstenmale am Lande, an einer bis dahin fast völlig unbekannten Küste, aufgepflanzt! Der erste Teil unserer Aufgabe, nämlich die Erreichung der Küste, die conditio sine qua non des ganzen Unternehmens, war wenigstens in Bezug auf die Germania gelöst. Unserem Vordringen nach Norden stand nichts im Wege, vorausgesetzt, daß die Hypothesen über das offene Küstenwasser sich bewahrheiteten; hierin aber sollten wir eine gründliche Täuschung erfahren. Ein Blick von dem 320 Meter hohen Germaniaberge auf der Sabine-Insel zeigte, daß nördlich von den Penduluminseln zwischen der Shamoninsel und dem Festlande das Eis vollständig festlag, so weit das Auge reichen konnte; nach dem Aussehen schien auch wenig Aussicht auf ein Aufbrechen in diesem Sommer vorhanden zu sein. Unmittelbar unter der Küste ließ sich also nicht weiter nach Norden vordringen; der einzige, vielleicht mögliche Weg blieb an der Ostseite der Insel Shannon hinauf, längs deren Südküste sich noch etwas offenes Wasser zeigte. Von der Sabine-Insel direkt nach Osten war das Packeis etwa zwölf Seemeilen weit zurückgetreten, machte aber weiter nach Süden wieder eine bedeutende Einbiegung nach dem Lande zu und lag hier zur Zeit so dicht, daß uns eine Erreichung der Küste südlich von 74° wohl kaum möglich gewesen wäre. Die in den beiden Sommern 1869 und 1870 und dem dazwischen liegenden Winter gesammelten Erfahrungen, die auch später in jeder Weise bestätigt worden sind, haben bewiesen, daß von einem kontinuirlichen, jeden Sommer längs der Küste vorhandenen Landwasser nicht wohl die Rede sein kann; das Vorkommen von offenem Wasser ist lediglich lokaler Natur, es hängt wesentlich ab von der Gestaltung der Küste und den Winden und nicht sowohl vom abfließenden Schmelzwasser. Da der Eisstrom beständig längs der Küste nach Süden führt, wenn auch oft nur mit kaum merklicher Geschwindigkeit, so ist es klar, daß südlich von allen nach Osten vorspringenden Inseln und Kaps

Digitized by Google

sich im Sommer eher offenes Wasser bilden kann als nördlich davon, wo sich das Eis aufstauen wird. Die Insel Shannon bildet, wie ein Blick auf die Karte zeigt, einen solchen hervorspringenden Punkt, und es findet sich daher regelmäßig nördlich dieser Insel ein Aufstauen des Eises und südlich derselben im Sommer offenes Wasser. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß es uns nicht gelingen konnte, weder im Sommer 1869, noch im Sommer 1870 weiter als bis 75° 31', das heißt nur wenig nördlicher als die Nordspitze der Insel Shannon, mit Schiff vorzudringen. Es ist auch weder vorher noch nachher gelungen, an dieser Küste mit Schiff weiter zu kommen, und die nachfolgenden Entdeckungen der nördlichsten Küsten Grönlands und ihrer Erstreckung lassen es sehr unwahrscheinlich erscheinen, daß dieses je möglich sein wird.

Der Monat August verging in vergeblichen Versuchen, eine höhere Breite zu erreichen, und da sich an der Südküste der Insel Shannon kein sicherer Hafen fand, so waren wir schließlich genötigt, in dem kleinen Germaniahafen an der Südseite der Sabine-Insel, der unser erster Ankerplatz gewesen war, unser Winterquartier aufzuschlagen. Die „Germania" fror Mitte September ein; die Mitteltemperatur dieses Monats betrug bereits — 4,3° C. Die Herbstmonate wurden zur Erforschung des umgebenden Landes in geographischer, geologischer, zoologischer und botanischer Beziehung benützt und zu diesem Zwecke verschiedene Schlittenreisen längs der Küste und nach dem Innern der Fjorde unternommen. Die ostgrönländische Küste stellt ähnlich wie die norwegische Westküste ein stark gegliedertes Gebirgsland mit weit landeinwärts reichenden und vielfach verzweigten Fjorden und denselben vorlagernden Inseln dar; die Berge steigen häufig unmittelbar von der Küste bis zu einer Höhe von über 1000 Meter auf, doch beträgt die durchschnittliche Höhe der Küstenberge nur etwa 600 Meter, während weiter im Innern das Gebirge bis zu alpinen Höhenzügen von 2—3000 Meter und darüber sich erhebt. An den Küsten und Inseln sind indes ausgedehnte Thäler und Niederungen, die im Sommer mit einer für die hohe Breite oft verhältnismäßig reichen Vegetation bestanden sind, nicht selten. Das Gebirge im Innern besteht vorherrschend aus altkristallinischen Gesteinen, Gneis, Granit, Porphyr, während auf den vorliegenden Inseln das kristallinische Grundgebirge nur stellenweise zu Tage tritt, zum größten Teile aber von mesozoischen und känozoischen Formationen und von vulkanischen Bildungen bedeckt ist. Auf der Shannoninsel besteht nur der nördliche Teil aus kristallinischen Gesteinen, während die ganze übrige Insel ebenso wie die Penduluminseln aus Basalten und basaltischen Mandelsteinen, Tuffen und Konglomeraten zusammengesetzt ist.

Auffällig war uns die außerordentlich geringe Schneebedeckung der Inseln und Küstenländer; außer Anhäufungen von Schnee und Eis an den Hängen der Berge und in den Schluchten war das Land während dreier vollen Monate bis zu den Gipfeln der Berge schneefrei. Erst weiter im Innern der Fjorde fängt die Vereisung an, und trifft man hier auch größere Gletscher, die bis ins Meer herunterkommen.

Digitized by Google

Das Tierleben war außerordentlich reichhaltig, sowohl im Meere als auch am Lande; es konnten aus den mitgebrachten Sammlungen nicht weniger als 218 Tierarten bestimmt werden, worunter sich 15 als ganz neu erwiesen. Der Eisbär, der König der arktischen Tiere, wurde außerordentlich häufig angetroffen, sowohl auf den ausgedehnten Eisfeldern des Meeres, wo er den Sommer über der Seehundsjagd obliegt, als auch am Lande und an den Abhängen der Berge. Im Herbst, wenn gut genährt und dick und fett von Seehundsfleisch, ist der Bär nicht gefährlich, er greift dann den Menschen nie an und entflieht, wenn verwundet; im Frühjahr dagegen ist der Eisbär, der zu dieser Jahreszeit völlig abgemagert ist, ein ganz gefährlicher Gegner, er griff uns auf den Frühjahrsschlittenreisen während des Marsches rücksichtslos an, und während des Lagerns im Zelte mußten wir die geladenen Gewehre und Revolver neben uns liegen haben, um vor Ueberraschungen gesichert zu sein. Das Fleisch des Eisbären ist grobfaserig und zäh, doch immerhin genießbar, und wenn sorgfältig von Fett gereinigt und gut geschmort, bilden die Hinterkeulen eine kräftige und wohlschmeckende Nahrung, die von den Leuten dem Renntierfleische vorgezogen wurde.

Das Vorkommen des Moschusochsen (ovibos moschatus) auf Ostgrönland, den wir zuerst am 16. August 1869 auf der Insel Shannon und später an der ganzen Küste in Herden bis zu 16 Stück antrafen, war eine Entdeckung, die damals unter den Naturforschern großes Aufsehen erregte. Die Heimat dieses Tieres ist das arktische Nordamerika und der weit in das Polarmeer sich erstreckende Inselarchipel, in den Eskimoniederlassungen an den West- und Südküsten Grönlands ist es nie gesehen worden, wohl aber wurde der Moschusochse von der Expedition von Hayes an der Westküste des Smith-Sundes vereinzelt angetroffen. Es lag daher die Vermutung nahe, daß das Tier an den damals noch gänzlich unbekannten Nordküsten von Grönland entlang gekommen sein müßte, da eine Wanderung über das hohe Inlandeis ausgeschlossen erschien. Auffällig war es jedenfalls, daß die Menge der angetroffenen Tiere nach Norden zu größer wurde, während bei den Renntieren, die auch außerordentlich zahlreich vorkamen, das Umgekehrte der Fall war. Die englische Expedition unter Sabine und Clavering hatte im Jahre 1823 trotz mehrwöchentlichen Aufenthalts an dieser Küste keines dieser Tiere gesehen, sie mußten damals noch nicht dort gewesen sein, da sie bei der in dieser Gegend herrschenden äußerst durchsichtigen Luft und den Terrainverhältnissen, die überall einen weiten Umblick über viele Meilen des Bodens gestatten, den umherstreifenden Leuten der Expedition nicht hätten entgehen können. Während unseres Aufenthalts an der Küste waren Moschusochsen und Renntiere so zahlreich und waren so leicht zu jagen, daß die im Herbste durch die Jagd erbeuteten Vorräte an frischem Fleische für die gesamte Mannschaft den ganzen Winter durch ausreichten, so daß der Schiffsproviant in Bezug auf Fleisch fast gar nicht in Anspruch genommen zu werden brauchte. Diesem Umstande ist auch jedenfalls der gute Gesundheitszustand, dessen wir uns während des langen arktischen Winters beständig zu erfreuen

Digitized by Google

hatten, wohl zum großen Teile zuzuschreiben. Der so viel gefürchtete Skorbut, eine gewöhnliche Plage aller arktischen Expeditionen, die im hohen Norden überwintern, verschonte uns gänzlich; es kam nicht ein einziger Fall vor.

Die Ueberwinterung verlief ohne nennenswerte Ereignisse. Die Germania lag im sicheren Hafen eingefroren, die Wohnräume an Bord waren, wenn auch nur klein, doch zweckentsprechend und bequem eingerichtet, durch die vortrefflichen Heizvorrichtungen mit den damals neu erfundenen Oefen von Professor Meidinger konnte bei verhältnismäßig geringem Kohlenverbrauch immer eine behagliche Wärme in den Kajüten erzielt werden, wenn auch die Temperatur draußen zu Zeiten auf 40° C. unter Null sank; Proviant war ausreichend vorhanden, auch an einem guten Glase Wein fehlte es nicht, so daß, alles in allem genommen, der arktische Winter ohne sonderliche Beschwerden, bei voller Gesundheit aller Teilnehmer der Expedition, aber unter Arbeit und streng geregelter Thätigkeit, welche durch den nie ruhenden Dienst des Schiffes und die wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition hervorgerufen wurde, zugebracht werden konnte.

Das Weihnachtsfest wurde wie daheim fröhlich gefeiert: es fehlte nicht der übliche Tannenbaum, freilich nur ein künstlicher, von Holz verfertigter, dessen kahle Zweige mit den immergrünen Blättern der Andromeda umwickelt waren; es fehlten auch nicht die üblichen Geschenke, die von schönen Händen eigens zu diesem Zwecke der Expedition mitgegeben waren, dazu wurde zur Feier des Tages aus den Vorratsräumen der „Germania" eine Kiste mit 50 Flaschen Rüdesheimer hervorgeholt, die von einer fröhlichen Gesellschaft aus Frankfurt der Expedition gestiftet worden war. Schließlich wurde noch bei Sternenlicht ein Ball auf dem Eise des Hafens veranstaltet. Die Temperatur war in den Weihnachtstagen eine verhältnismäßig hohe, nämlich nur — 6° bis — 7° C., während das Monatsmittel des Dezember — 17.1 C. betrug. Die größte Kälte trat in der zweiten Hälfte des Februar ein, wo die Temperatur an mehreren Tagen durchschnittlich sich unter — 35° C. hielt; niedriger als — 40° sank das Thermometer indes nie, so daß ein Gefrieren des Quecksilbers nicht eintrat.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß bei Ueberwinterungen in arktischen Gegenden es nicht die strenge und andauernde Kälte ist, welche besonders beschwerlich fällt (der Europäer, besonders der Nordländer, gewöhnt sich im allgemeinen an ein kaltes Klima leichter als an ein heißes und bleibt dabei gesunder); am schwersten zu ertragen und der Gesundheit am nachteiligsten ist vielmehr der Mangel des Sonnenlichtes in der monatelang dauernden Polarnacht, welcher äußerst erschlaffend auf die Energie und damit auf die Gemütsstimmung des Menschen einwirkt. Auch bei der Besatzung der „Germania" machte sich im Januar eine gewisse gedrückte Stimmung geltend, die erst beim Wiedererscheinen der Sonne am 3. Februar wieder verschwand.

Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des ostgrönländischen Winters waren die rasenden Schneestürme von orkanartiger Stärke, die uns mehreremale im Monat heimsuchten. Diese Stürme wehten sämtlich aus Norden und scheinen dieselben, wie aus dem Tagebuche der Hansa ersichtlich, längs der ganzen Küste

Digitized by Google

zu streichen, indem sie, dem Laufe der Küste folgend, südlich von 70° Breite eine nordöstliche Richtung annahmen. Diese Nordstürme wurden durch das Barometer nicht angezeigt, welches erst während des Sturmes fiel. Vor dem Sturme bildete sich bei sonst heiterer Luft im Süden eine Schicht Stratuswolken, die allmälich heraufzog, während im Norden der Himmel klar und durchsichtig erschien, und dies war in der That das einzige Anzeichen eines herannahenden Nordsturmes, von dessen zerstörender Gewalt man sich in unseren Gegenden kaum einen Begriff machen kann. Mehrmals bis zum Januar hin brach während dieser Stürme das Eis dicht hinter unserem Hafen auf, und es war ein Glück, daß wir einen so geschützten Ankerplatz hatten und ich das Schiff im Herbst so nahe als möglich unter Land tief in den Hafen hatte bringen lassen. Würden wir mit dem Eise losgerissen worden sein, so war unser aller Untergang gewiß, da keines Menschen Macht gegen die rasende Gewalt solcher Stürme irgend etwas auszurichten vermöchte. Während des Jahres, welches wir an dieser Küste verweilten, sind im ganzen 32 Stürme von zusammen 764 Stunden Dauer aufgezeichnet worden, jeder Sturm also durchschnittlich von 24 Stunden Dauer. Es ist dies die größte Anzahl von Stürmen und Sturmstunden, die je in arktischen Gegenden beobachtet worden ist; sie verteilten sich aber auf die 9 Wintermonate von September bis Mai, während in den Sommermonaten Juni, Juli bis Mitte August die Windstille als der herrschende Wind angesehen werden kann.

Im März wurden Vorbereitungen für die zur weiteren Erforschung des Landes zu unternehmenden großen Schlittenreisen getroffen; über die zweckmäßigste Einrichtung in Bezug auf Schlitten, Zelt, Decken, Kleidung und Proviant hatten wir bereits bei den Herbstschlittenreisen die nötigen Erfahrungen gesammelt, so daß wir erwarten durften, die Entdeckung noch um mehrere Grade weiter längs der Küste nach Norden ausdehnen zu können. Nach der uns gestellten Aufgabe mußte hierhin unser Hauptziel gerichtet sein, da wir mit Schiff nicht weiter als $75\frac{1}{2}^{0}$ Breite hatten vordringen können und auch wahrscheinlich im kommenden Sommer nach unseren Erfahrungen über die Eisverhältnisse dazu wenig Aussicht vorhanden war. Trotz der größten Sorgfalt und der umfassendsten Vorsorge nach allen Richtungen gingen unsere vielleicht etwas zu sanguinen Erwartungen in Bezug auf die Erreichung einer hohen Breite nicht in Erfüllung: es konnte mit den größten Anstrengungen bei einer 35 Tage dauernden Reise nur die Breite 77° erreicht werden. Die Ursache dieses teilweisen Mißerfolges lag einmal darin, daß es an Mannschaft zur Einrichtung von weit vorgeschobenen Proviantdepots gefehlt hatte, dann aber auch in den häufigen Schneestürmen, die uns zwangen, oft für mehrere Tage im Zelte in der denkbar schlechtesten Lage und unter den größten Entbehrungen ausharren zu müssen, ohne irgend einen Fortschritt machen zu können. Dieses Liegen im Zelte, eng zusammengepfercht unter einer großen Pelzdecke, deren Oberfläche, wie auch das ganze Innere des Zeltes, mit feinem Schneestaube bedeckt wurde, bei einer Temperatur von durchschnittlich 20° unter Null, ohne die Möglichkeit, genügend warme Nahrung einnehmen zu können, und infolge dessen in vergeblichem Kampf

Digitized by Google

gegen den zu großen Wärmeverlust, zehrte unsere Kräfte mehr auf als die anstrengendsten Märsche bei gutem Wetter, aber ausreichender Nahrung es je vermocht hatten. An Umkehren mochte indes keiner denken; wir versuchten das Aeußerste und marschirten weiter, trotzdem eine genaue Ueberholung der vorhandenen Nahrungsmittel am 9. April gezeigt hatte, daß für die Rückreise zum Schiffe nicht mehr genügend Proviant vorhanden war. Wir verließen uns auf die Jagd von Eisbären und Moschusochsen, die wir häufig am Land gesehen hatten, eine Hoffnung, die auch nicht getäuscht wurde. Am 15. April wurde die Breite von 77° 1′ N erreicht, und wir sahen uns dann gezwungen, die Rückreise anzutreten. Das Land erstreckte sich von diesem unserem nördlichsten Punkte an noch weiter in gerader nördlicher Richtung, soweit das Auge reichen konnte; nach dem Meere zu sah man nur eine einzige ununterbrochene Masse von wild übereinandergeschobenen Eisschollen und Feldern, die sich dicht an das Land preßten. Da nach Osten hervorspringende Punkte an diesem Teile der Küste nicht zu sehen waren, so erschien es in hohem Grade wahrscheinlich, daß sich der Eisstrom auch im Sommer dicht am Lande heransetzen und ein für Schiffe zu befahrendes Küstenwasser für gewöhnlich nicht existiren würde. — Es ist denn auch bis jetzt noch nicht gelungen, mit Schiff weiter unter dieser Küste vorzudringen, als wir mit der Germania in den beiden Sommern 1869 und 1870 gekommen waren. Mit Schlitten hat es aber, wenn nur die nötige Mannschaft zur Verfügung steht und das ganze Augenmerk einer Expedition allein hierauf gerichtet würde, keine Schwierigkeit, die ostgrönländische Küste bis über den 80. Breitenparallel zu erforschen.

Nach dem Innern zu zeigte das Land zwischen dem 76. und 77. Breitenparallel dieselbe Erscheinung wie weiter südlich: überall tief einschneidende Fjorde und Buchten mit vorliegenden Inseln; nur schien es, als ob die Vereisung und Vergletscherung des Innern hier mehr an die Küste träte, als südlich von 75°. Es fand sich indes in den Thälern und an den Abhängen der Küstenberge noch immer genügende Vegetation vor, um den Moschusochsen, die sich hier auch den Winter aufhalten, und die wir vielfach sahen, Nahrung genug zu gewähren; die Tiere, die wir unter dem 77. Breitegrad am 15. April schossen, waren keineswegs so mager, wie man es nach der Jahreszeit hätte erwarten können. Ueberall an den hervorspringenden Punkten des Landes bemerkten wir jene bekannten Ringe von Steinen, die die Eskimos um ihre Sommerzelte zu legen pflegen, ein sicheres Zeichen, daß vormals diese Küste bis hinauf nach 77° von diesem Volksstamm bewohnt gewesen sein muß. Ruinen von eigentlichen Winterhütten wurden indes nördlich der Penduluminseln nicht mehr angetroffen.

Clavering hatte im Jahr 1823 an der Südseite der nach ihm benannten Claveringinsel unter 74° Breite noch eine Ansiedlung von 12 wilden Eskimos angetroffen, als er auf einer Bootexpedition von der Sabine-Insel aus die Küste nach Süden explorirte. Es war daher selbstverständlich, daß wir, sobald Gelegenheit dazu vorhanden war, diese Gegend wieder aufzusuchen hatten, um nach den Spuren dieses merkwürdigen Volkes des hohen Nordens zu suchen. Schon

Digitized by Google

im Herbste 1869 war es meine Absicht, vor dem Schlusse der Schiffahrt, nachdem die Versuche, nach Norden vorzudringen, gescheitert waren, mit der „Germania“ in die Gael-Hamkes-Bai zu fahren und die Claveringinsel zu besuchen; das in die Bucht setzende Eis hatte damals diese Absicht vereitelt. Im Sommer 1870, als die „Germania“ am 10. Juli wieder vom Eise befreit und die Schiffahrt eröffnet war, wurde eine Expedition nach jener Insel unternommen. Wir konnten des Eises wegen mit dem Boote nur bis zur Ostspitze vordringen und waren genötigt, noch etwa 35 Kilometer längs der Südseite der Insel zu Fuß zurückzulegen, um nach dem von Clavering bezeichneten Punkte zu gelangen. Dr. Pansch, ich und noch ein Matrose führten diesen Marsch am 16. Juli aus; nach einem beschwerlichen Wege, der bald über hohe Basaltklippen hinweg, bald längs dem Strande über Geröll und durch reißende Gletscherbäche hindurch, bald durch feuchte, mit Gras und Moos bestandene Thäler führte, erreichten wir endlich in etwa 10 Stunden unser Ziel. Es war eine am Ende einer Einbuchtung des Fjordes gelegene große grüne Fläche Landes, der Ausgang eines kleinen, in das Gebirge der Insel einschneidenden Thales, in der Mitte desselben bemerkten wir eine Anzahl von augenscheinlich längst verlassenen und in Verfall geratenen Winterhütten der Eskimos und in deren Nähe auch mehrere Gräber; von lebenden Wesen keine Spur. Eine nähere Untersuchung der Ruinen ergab, daß die einstigen Bewohner oder der Rest derselben keinenfalls an Ort und Stelle umgekommen sein konnten; am wahrscheinlichsten erschien es, daß ihre Zahl im Laufe der Jahre allmälich abgenommen hatte, wie dies auch bei den Bewohnern des nordwestlichen Grönland der Fall ist, und daß sie dann endlich, vielleicht durch ein ungünstiges Eisjahr in Not geraten, ihr Heil im Auswandern nach südlicheren Gegenden gesucht hatten. So viel über die einstigen Bewohner dieser Küste; bezüglich der näheren Beschreibung der Eskimos und dieser in vieler Beziehung interessanten Bootfahrt verweise ich auf das Gesamtwerk über die zweite deutsche Nordpolarfahrt 1. Band 2. Teil.

Der kurze arktische Sommer stand jetzt auf seiner größten Höhe. Wie wir an der stärkeren Entfaltung der Vegetation am Lande bemerkten, schien die Wärme größer zu sein als im Sommer 1869, auch schien das Packeis wenigstens in der Breite unseres Winterhafens sich weiter von der Küste zu entfernen, und es galt, die kurze Zeit der Schiffahrt, die hier im Jahre nur auf etwa sechs Wochen beschränkt ist, nach besten Kräften auszunutzen.

Sobald die wissenschaftlichen Arbeiten in Bezug auf Vermessung des Landes vollendet waren, wurde nochmals der Versuch gemacht, mit der „Germania“ eine höhere Breite zu erreichen; die Eisverhältnisse erwiesen sich indes als nahezu dieselben wie in dem vergangenen Jahre, und ein weiteres Vordringen nördlich der Insel Shannon zeigte sich als unmöglich. Es wurde deshalb beschlossen, statt die noch übrig bleibende kurze Zeit der Schiffahrt in augenscheinlich nutzlosen Versuchen zu vergeuden, die bei großer Gefahr für das Schiff der Wissenschaft keinen Gewinn bringen konnten, längs der Küste nach Süden zu steuern und den Versuch zu machen, durch Eindringen in einen der tiefen Sunde und

Digitized by Google

Fjorde das Innere des Landes noch etwas näher zu erforschen. Eine zu diesem Zwecke von Herrn Oberlieutenant Payer im Anfang Mai unternommene Schlittenreise nach dem Ardencaple-Inlet war des tiefen, weichen Schnees wegen mißlungen.

Diese Küstenfahrt war vom Glücke außerordentlich begünstigt; wir entdeckten auf einer Bootfahrt südwestlich von Kap Broer Ruys, von Hudson im Jahre 1608 zuerst gesehen und „Hold with Hope" benannt, auf 73° 15′ Breite einen großen, über 100 Seemeilen tief in das Land einschneidenden Fjord, der später Kaiser-Franz-Josephs Fjord benannt wurde.

Da über die Art dieser großen Entdeckung seinerzeit in Zeitschriften und Büchern die verschiedensten zum Teil unrichtigen Versionen im Publikum verbreitet worden sind und noch neuerdings hier und da die Ansicht sich geltend machte, daß die Entdeckung dieses Fjordes, da derselbe nach Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich benannt wurde, der einige Jahre später erfolgten österreichischen Expedition unter Payer und Weyprecht zuzuschreiben sei, so dürfte eine kurze Darlegung des thatsächlichen Hergangs für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein.

Die „Germania" ankerte am 6. August südlich von Kap Broer Ruys; die Aussicht von dem etwa tausend Meter hohen Berge hatte gezeigt, daß nach Süden zurzeit des Eises wegen nicht weiter zu kommen sei, da die mächtigen Eisfelder sich hier dicht an die Küste drängten. Ich beschloß daher, zunächst eine Bootfahrt längs der Küste, die sich direkt nach Westen erstreckte, zur Erforschung des auf der Clavervingschen Karte verzeichneten Mackenzie-Inlet zu unternehmen. An dieser Fahrt nahmen außer mir und vier Matrosen teil die Herren Dr. Börgen, Dr. Copeland und Oberlieutenant Julius Payer. Wir segelten mehrere Stunden in ziemlich eisfreiem Wasser, immer dem Laufe des Ufers folgend nach Westen, bis wir an das Ende einer ziemlich tiefen Einbuchtung gelangten und hier bemerkten, daß der tiefe Einschnitt zwischen den Bergen, den Claverving als Inlet bezeichnet hatte, ein flaches, von einem Bache durchzogenes, sich weit nach NW erstreckendes Thal war.

Wir landeten, um die Umgebung näher zu erforschen. Nach Norden zu erstreckte sich ein mit Gras und Moos bestandenes, meist niedriges, wellenförmiges Land, auf welchem einzelne Hügelreihen sich bis zu etwa hundert Meter erhoben, im Hintergrunde umsäumt von den hohen Bergen, südlich der Claveringinsel; eine Herde Rennthiere, von welchen in kurzer Zeit mehrere erlegt wurden, weidete zwischen den Hügeln. Die Sonne schien dabei so warm, daß wir uns hätten in südlichere Gegenden versetzt glauben können, wenn uns nicht der Blick auf das mit den furchtbaren Eismassen angefüllte Meer fortwährend daran erinnert hätte, in welcher Gegend wir uns befanden. Um einen besseren Ueberblick zu gewinnen, bestiegen Dr. Copeland und ich einen der höchsten Hügel in der Nähe und entdeckten von hier aus nach SW zu über das flache Land hinweg, welches sich von der hohen, alpinen, malerisch schönen Bergkette im Westen nach einem weiter im Osten gelegenen Hügel erstreckte, der auf der Karte als Bennet-

Digitized by Google

insel bezeichnet war, eine ganze Reihe von hohen Eisbergen. Diese Erscheinung war uns neu; wir hatten eigentliche Eisberge an der von uns bereisten Küste bis zum 77. Breitenparallel hinauf bislang noch nicht gesehen, und da an der ganzen Außenküste, so weit der Blick nach Süden reichte, kein einziger großer Gletscher, von dem diese Berge stammen könnten, bis ins Meer ging, so lag die Vermutung nahe, daß an der Stelle die Mündung eines großen, tiefen Fjordes sich befinden müsse, in dessen Innerem mächtige Abflüsse des Inlandeises vorhanden wären, die solche Eisberge abstoßen könnten. Froh über eine solche großartige Entdeckung, beschloß ich sofort, am andern Morgen mit dem Boote um die Halbinsel Bennet zu fahren, um dem Ursprung dieser merkwürdigen Berge, die bislang weder von Scoresby, noch von Clavering, noch von einem Walfischfahrer an der Ostküste Grönlands gesehen worden waren, näher nachzuforschen.

Wir fuhren demgemäß am 8. August um die Halbinsel und erreichten nachmittags, obgleich viel durch Treibeis behindert, in der That die etwa zehn Seemeilen breite Mündung eines augenscheinlich tief in das Land einschneidenden Fjordes. Leider erstreckte sich eine feste Eisdecke von mehreren Seemeilen Breite von Ufer zu Ufer, und wir waren genötigt, einige Meilen östlich von Kap Franklin zu landen und unsere Zelte aufzuschlagen. Während Payer und Dr. Copeland sich zur Besteigung der 1300 Meter hohen Franklinspitze rüsteten, gingen Dr. Börgen und ich längs der Küste weiter, um uns nähere Kunde über den Fjord zu verschaffen. Nach einem mühseligen Marsche über Felsen hinweg, die steil in das Meer hinab fielen, und durch reißende Gletscherbäche hindurch erreichten wir eine etwa 120 Meter hohe Felsspitze, von wo aus unserem staunenden Auge sich eine Landschaft enthüllte, wie man sie sich großartiger nicht denken kann. Ein Teil des Innern von Grönland lag vor unseren Blicken, eine Alpenwelt im höchsten Stile. Zu unseren Füßen die Mündung eines großen, von Treibeis freien Fjordes oder Meeresarmes, mit zahlreichen, 30 bis 60 Meter hohen Eisbergen bedeckt, der sich in unabsehbare Fernen nach Westen erstreckte und sich dort in mehrere Arme zu teilen schien, umsäumt von jäh und steil ansteigenden Bergen, die sich immer höher und höher auftürmten bis in die Regionen des ewigen Schnees und Eises.

Das war ein Anblick, der uns für alle ausgestandenen Enttäuschungen, Gefahren, Mühen und Beschwerden reichlich belohnte; aber wir mußten hinein, sei es mit Boot oder Schiff, um diese geheimnisvollen Gewässer näher zu untersuchen. Aber wie? Das Boot konnten wir wohl über das feste Eis ziehen, aber das nützte wenig, da wir mit Rudern die großen vor uns liegenden Strecken nicht zurücklegen, viel weniger näher erforschen konnten. Wir mußten womöglich mit der „Germania“ selbst hier eindringen, das konnte aber nicht eher geschehen, als bis die feste Eisdecke aufbrechen und sich in Bewegung setzen würde. Dies mußte abgewartet werden und mittlerweile hinderte nichts, nach der Rückkehr zum Zelte, uns an einem kräftigen Mahle von gebratener Renntierkeule zu stärken und dann der Ruhe zu pflegen. Man muß überall im Leben Geduld haben, und der Seemann lernt sie ja auch in dem ewigen Kampfe mit

Digitized by Google

den Elementen in hinreichender Weise üben; ganz besonders ist sie aber nötig bei der Eismeerschiffahrt, wo nur durch geduldiges Ausharren und Warten auf günstige Aenderungen, dann aber durch energisches, rücksichtsloses und sofortiges Ausnützen jeder sich bietenden Gelegenheit Erfolge zu erzielen sind.

Diesmal wurde unsere Geduld nicht auf eine besonders harte Probe gestellt. Das Eis setzte sich in der That am frühen Morgen, nachdem wir wenige Stunden Schlafs genossen hatten, in Bewegung nach Osten, wir brachen schleunigst auf und fuhren mit dem Boote nach dem etwa 60 Kilometer entfernt liegenden Schiffe zurück, wo sofort die Ordre gegeben wurde, Dampf aufzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lösung unseres Daseinsrätsels.

Eine Pilgerfahrt ins Paradies.

Von

Hübbe-Schleiden.

Eine Pilgerfahrt ins Paradies wollte ich machen. Da fragte ich: Wo ist das Paradies und wo der Weg dahin?

Im Herzen jedes Menschen, der den inneren Frieden hat. Das war die Antwort.

Wer hat denn den?

Wer sein persönliches Selbst überwunden hat, der lebt im Paradiese, und sein Friede ist die Gottheit selbst, die nichts und niemand ihm zu rauben vermag.

Können denn Menschen solches hohe Wanderziel erreichen?

Wenige, sehr wenige vermögen es heute zu vollbringen. Aber es war eine Zeit, wann sie es konnten, die Zeit der Urväter; und der Ort, den diese sich als geeignetsten Wohnsitz ausgesucht, den nennt man auch wohl nicht mit Unrecht „Paradies“.

Wo liegt denn dieses Paradies?

Jede Menschenrasse hat es da gefunden, wo sie ihren Ursitz hatte. Für die Assyrier und Hebräer war es das Quellgebiet Mesopotamiens; die ältesten Heroen und Weisen unserer arischen Rasse aber wohnten in dem höchsten, mit glücklichstem Klima gesegneten Kulturlande der Welt, dort, wo die heiligen Ströme des uralten Wunderlandes Indien ihre Quellen haben, der Indus und der Sutletsch, der Ganges und der Djumna, der Gogra und der Brahmaputra. Wenn man die höchsten Gletscherpässe des Himalaya überstiegen hat, dann

Digitized by Google

sieht man jenseits im tibetanischen Himalaya den Manasarowar- und den Rakalsee. Aus diesen und in deren näherer Umgebung entspringen alle jene Ströme und umfließen das gewaltige Himalayagebirge, so daß sie es vollständig als naturgegebenen Teil des indischen Gebietes einschließen. Jenes ganze Höhenland, insonderheit das Quellgebiet des Ganges, ist das Paradies der Arier, das jetzige Kumaon und Garhwal mit ihrem Hauptorte Almora. Das ist jenes Märchenland der Indier, in dem alle Legenden der Puranen und die Göttersagen der Hindus spielen, und wo jeder Fleck Landes heiliges Gebiet ist, an das sich die urältesten Ueberlieferungen unserer Rasse in phantastischen Erzählungen knüpfen.

Das also war mein Ziel. Ich wollte es erreichen, und ich machte mich auf den Weg dahin. Ich zog gen Osten.

Ich landete in Indien, und ich sah Indien.

Ich durchforschte die ganze Hinduwelt mit all ihrer Wunderbarkeit und Weisheit, mit all ihrer „Vernunft", die „Unsinn", und mit all ihren „Wohlthaten", die „Plagen" geworden sind.

Ich sah Benares am heiligen Ganges, Benares, oder wie der Indier es noch mit seinem ältesten Namen nennt, Kashi, die eigentlichste, wunderbarste Hindustadt, die jedes Hindus Sehnen ist: „Kashi sehen und sterben!"

Ich verbrachte träumerische Vollmondnächte, den breiten, mächtig fließenden Strom hinabtreibend auf stiller Barke, erleuchtet von halb verdecktem Kajütenfeuer, entlang an den hohen Ufern der uralten Gnadenstadt, bebaut mit Tausenden von Tempeln und der hochragenden Moschee mit den zierlichen Minarets wie Nadeln so schlank und so fein.

Ich sah die Märchenwelt des Islam, „Tausend und eine Nacht" verkörpert heute noch in der versinkenden Marmorpracht des Mogulreiches. Ich war in Agra, in der alten Festung des allmächtigen Tyrannen Akbar; ich saß auf seinem schwarzen Marmorthrone auf den Zinnen seiner Burg, die ganz mit weißem Marmor ausgeschmückt ist, um mich her diese reichsten Bauanlagen, die jemals die üppigste morgenländische Phantasie ersinnen konnte, überschattet noch von einer einsamen Palme. Mehr als hundert Fuß tiefer, nicht sehr weit vom Fuß der Festungsmauer strömt der breite Fluß, und in der Ferne an der nächsten Wendung dieses Stromes ruht der Blick auf dem Weltwunderwerk, dem Tadsch Mahal, dem trotz Kölner und Mailänder Dom unbestritten schönsten Bauwerke der Welt — einem Dichtertraum, kristallisirt in weißem Marmor.

Dies alles und unzählige andere menschliche Paradiesesphantasien habe ich gesehen; und ich sah zugleich, wie wenig sie den Menschen Frieden gaben, wie sie nur der Ausdruck jenes Irrtums waren, der den Frieden in der unrichtigsten Richtung sucht. Was war das Los der einst dort herrschenden Despoten? — Machte nicht diese Sinnentäuschung, die nur mit dem Fluche der Millionen geknechteter Volksmassen erkauft werden konnte, sie selbst immer unglückseliger und zog sie immer tiefer in den Abgrund der Verwirrung und Böswilligkeit hinein, aus dem sie dann nicht mehr sich zu erheben vermochten!

Digitized by Google

Fort von da! Hinauf ins Idealreich der Natur! Hinauf auf jene Höhen des Weltdaseins in der großartigsten Umgebung, die die Erdenwelt uns bietet! Hinauf in die Regionen, wo die alten Weisen unserer Urväter die Lösung des Welträtsels erkannten, wo sie Frieden fanden und Erlösung aus dem Wirrsal dieses Weltdaseins!

Ich zog hinauf, tagelang über Berg und Thal wandernd, stets wieder einen neuen, höheren Bergrücken erklimmend, einen steileren Bergpaß übersteigend. So kam ich nach Almora. Dort machte ich längere Rast, um mich in diese ungewohnte Luft und die Umgebung dieses Paradieses einzuleben; und ich wartete dort die fruchttreibenden Unwetter der tropischen Regenzeit ab. Dann brach ich von neuem auf.

Endlich gelangte ich auf die höchsten Höhen der noch schneefreien Vorberge. Wie ein einziges gewaltiges Thal erstreckt sich von dort aus die Landschaft hinauf bis zu den Bergriesen, die alles überragen, was sich auf unserer Erde erhebt. Ein einziges Thal, in das man das gesamte Berner Oberland mit Jungfrau, Monte Rosa und Mont-Blanc noch obendrein hineinwerfen könnte, und es würde noch nicht halb gefüllt sein! Dabei ist alles urgewaltig, was einen umgibt, die Riesenzeder, die man tief im Thale unter sich gelassen und die Ueberfülle knorriger Eichenurwälder, die bis nahe an die Schneeregion hinaufreichen. Und alles, was die Pflanzenwelt hervorbringt, Gräser, Blumen, Schlinggewächse, Moose, Farne, die nicht bloß auf dem Erdboden wachsen, sondern auch auf den uralten Bäumen, und in Massen von den Aesten herabhängen. Alles wuchert dort in reichster Fülle. Vogelstimmen der verschiedensten Art hört man von allen Seiten und in allen Höhenschichten. Affen springen lustig in den Bäumen umher; vom Thale hört man abends und nachts das Gelächter und Geheul der Schakale, und nur große Feuer rings umher schützten Menschen und Tiere einigermaßen gegen die Tiger und Leoparden, die allnächtlich unsere Lagerstätten (von vierzig Menschen mit Pferden, Hunden und Ziegen) hungrig lungernd umkreisten.

Ich hielt nur kurze Rast im Zeltlager auf diesen Höhen, wo die Luft warm ist, so lange hier die Sonne scheint, und eisig kalt, sobald die Nacht mit Mondglanz oder Sternenschein das Reich beherrscht. Ich mußte weiter ziehen, weiter durch das weite Thal und wieder weiter hinauf, hinauf über die Behausungen der Menschen, hinaus über das Erdenleid!

Himalaya heißt Schneereich; und hier im Himalaya sitze ich nun am oberen Ende des Pindarthales, am Fuße des tiefst sich heraberstreckenden Gletschers, 13000 bis 14000 Fuß über dem Meere. Muß man sich hier nicht ebenso hoch entrückt fühlen über all das Thaten- und Gedankengewoge des persönlichen Menschenlebens! Bin ich hier nicht wirklich wie ins Feenland versetzt!

Inmitten eines riesenhaft ausgedehnten Gebirgstocks, eines der gewaltigsten im ganzen Himalaya, dessen viele Spitzen über 22000 Fuß hoch ragen und dessen höchste Kuppe, der Nanda Devi, fast 26000 Fuß hoch ist, ist das nicht das Höhenreich, wo die Götter und die Geister wohnen?!

Digitized by Google

Ich bin hier auf der Höhe der europäischen Alpenspitzen, und doch befinde ich mich hier in einem riesigen Thalkessel, dessen kristallglitzernde Schneewände mich noch um fast 10000 Fuß überragen und dessen Breite oben mehr als eine geographische Meile (über acht Kilometer) weit ist. Und diese ganze Welt hier strahlt in blendend klarem Weiß, unterbrochen nur durch die blaßgrünlich schillernden Eisterrassen der Gletscher und durch das starre, fahlgraue Urgestein, das hie und da unter der dicken Schneedecke hervorschaut. Auf den schroff abstürzenden Bergfirsten sieht man, wie der Schnee Hunderte von Fuß hoch aufgeschichtet liegt. Ueber dem Ganzen dehnt sich schwarzblau der wolkenlose Himmel aus, an dem bei hellstem Sonnenschein zugleich das letzte Mondviertel strahlend erglänzt, wie in der Tiefebene nur nach Sonnenuntergang.

Alle grüne Vegetation ist weit unterhalb der winterlichen Kälte dieser Höhe zurückgeblieben; nur dürftige trockene Gräser und Moose, stark duftende Kräuter oder Flechten und eine reich wuchernde Fülle von Edelweiß zeigen sich da, wo die sommerliche Mittagssonne den frischen Schneeteppich vom Wettersturm des gestrigen Abends in der Thalsohle an der Gletschermoräne weggezehrt hat.

Nie habe ich so leicht geatmet, niemals mich so wohl gefühlt! Aber das kommt daher, daß man hier den Erdboden umher kaum noch beachtet; unwillkürlich bleibt der Blick hier aufwärts festgebannt auf der unsäglichen Pracht des Schneereichs, das dort oben rings zum Himmel ragt. Wahrhaftig, jener alte Dichter des Skanda-Purana hat aufrichtig empfunden: „Wie die Morgensonne den Frühtau im Thale auffaugt, so schwindet dem Menschen alle Sündhaftigkeit beim Anblick des Himalaya. Nicht in hundert Zeitaltern der Götter könnte ich dir all die Herrlichkeit des Himatschal besingen!“

Hat dieser alte Weise es nicht wagen mögen, solche Pracht zu schildern, so will ich mich auch mit weiterer Beschreibung hier nicht versuchen. Ich habe auch die Zeit der Rast hier nicht gänzlich verträumt. Unter meinen Sachen fand ich das letzte Septemberheft der „Sphinx“; und dann wurde ich neugierig, wie sich das Menschendenken dort unten wohl von hier oben aus ansieht.

Ich schnitt das Heft auf und las den Leitaufsatz „über das Karma“. Dabei kamen mir weitere „Gedanken“ über diesen seelenerschöpfenden Gegenstand; und vielleicht interessiren diese Gedanken den einen oder andern.

Was ist Karma?

Es ist ein uraltes Sanskritwort für eine allbekannte Thatsache, die auch innerhalb der europäischen Rasse, mehr oder weniger bewußt, fast allgemein anerkannt wird. Wörtlich heißt Karma Thun oder Wirken, aber mit dem steten Hinblick auf die Wirkung. Modern exakt bezeichnet, bedeutet dieses Wort: Das Gesetz der Kausalität in der individuellen Entwicklung des Geistes und Charakters; oder mehr gemeinverständlich in den Worten des Apostels Paulus: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleische Vergängliches ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste ewiges Leben ernten“ (Gal. 6, 7—8).

Digitized by Google

Das bedarf allerdings wohl näherer Erklärung.

Was wir denken und was wir thun, das bildet unsern Geist und unsern Charakter. Wer sich niedrigen, tierischen Gedanken hingibt, rücksichtslos seine Mitmenschen schädigt und sich im Umgange mit sehr selbstsüchtigen Menschen bewegt, dessen Gesinnung und Befähigung wird immer tierischer und selbstsüchtiger werden. Wer aber seinen höchsten Idealen nachlebt, sich mit geistigen Gegenständen beschäftigt und darüber mehr und mehr sein persönliches Selbst vergißt, dessen Charakter wird sich immer edler und reiner, dessen Geistesgaben immer feiner und erhabener gestalten.

Dieses Entwicklungsgesetz der Geisteswelt ist der Grundgedanke des Karma: Dein Denken und Thun bestimmen deine eigene Zukunft! Dies Gesetz des Karma wird kein nachdenkender Mensch bestreiten.

Das Karma des Menschen also bestimmt seine *inneren* Schicksale. Beeinflußt es aber auch sein *äußeres* Schicksal?

Das jedem Menschen innewohnende Gefühl, daß doch auf irgend eine Weise *Gerechtigkeit* in der *Weltordnung* herrschen wird und herrschen muß, wenn wir sie als vernünftig anerkennen sollen, dies Gefühl sucht nach einer Bejahung der letztern Frage. Schauen wir aber um uns her, so finden wir, daß die Thatsachen das gerade Gegenteil zu beweisen scheinen: Edelgesinnten, geistig hochstrebenden Menschen geht es vielfach in ihrem *äußeren* Leben schlecht, und sehr niedrig denkende, selbstsüchtige, gemeinschädliche Menschen sind oftmals in ihren äußeren Schicksalen besonders vom „Glücke" begünstigt. Trotz solcher unbestreitbaren Thatsachen hat aber der Menschengeist nie abgelassen, das Problem zu lösen, daß bei aller anscheinenden Ungerechtigkeit des Weltgeschehens dennoch irgendwie gerechter Sinn und Verstand in der Weltordnung zu finden sein müsse.

Allbekannt ist die Lösung, mit der Jesus von Nazareth seine Jünger hierin zu befriedigen suchte: „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Gleichwie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennet, so wird's auch am Ende dieser Welt gehen. Des Menschen Sohn wird seine Engel senden; und sie werden alle Aergernisse aus seinem Reiche auslesen, und die da unrecht thun, werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Heulen und Zähneklappen. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich!" (Matth. 13, 39—42.)

Diese sinnenfällige Darstellungsweise des Evangelisten kommt den heutigen Kulturmenschen zu kindlich vor, um ernstliche Berücksichtigung zu verdienen. Treten wir aber dem darin liegenden Grundgedanken näher, so begegnen wir seiner Umgestaltung in der Theologie des Volksverstandes zu einer Ausgleichung von Recht und Unrecht in einem Fortleben der geistigen Persönlichkeit nach dem Tode des Leibes in Zuständen des „Himmels" und der „Hölle". Und die Annahme eines solchen Fortlebens sollte kaum befremden. Bestätigen doch so manche wissenschaftlich anerkannte Thatsachen die Möglichkeit eines solchen persönlichen Fortlebens.

Digitized by Google

Wir hören den Schall eines fernen Kanonenschlages oder Donners viele Sekunden später, als wir den Pulverdampf aufsteigen oder den Blitz sich entladen sehen. Wir sehen heute das Licht von Sternen, deren Glanz, ja vielleicht deren Dasein schon seit Jahrtausenden erloschen sein mag. Das Dasein solches Sternes schwingt in den Lichtwellen des Aethers lange nach. Neuerdings haben nun die erfolgreichen Versuche der Gedankenübertragung es im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht, daß das menschliche Gedankenleben auch auf Schwingungen des Aethers (oder etwa eines noch feineren Stoffes), der alles durchdringt, beruht. Sollte also dies persönliche Gedankenleben nicht ebenso gut wie das Sternenlicht lange Zeit nach dem Tode des Gehirnes in solchem Aether fortschwingen?

Wenn nun dann das persönliche Bewußtsein in seiner ausschwingenden Gedankenwelt mit der Erinnerung seines vergangenen Erdenlebens allein ist, ohne die Möglichkeit, einen einzigen seiner Gewissensbisse im Sinnenleben zu betäuben, ohne die Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen oder begangene Fehler wieder gut zu machen, so ist es zum mindesten wahrscheinlich, daß es in manchen Fällen so etwas wie „Höllenqual" empfindet; in anderen Fällen mag die eigene Erinnerung ihm „himmlische" Befriedigung gewähren. Damit wäre wenigstens einige Ausgleichung von Recht und Unrecht dieses Erdenlebens gegeben — wenn auch freilich nur eine sehr teilweise und unvollkommene.

Es mag manchem sonderbar erscheinen, daß *keine* einzige Sprache der Welt, außer dem Sanskrit und den von ihm abgeleiteten Idiomen Asiens, ein *Wort* für jene allbekannte *Thatsache* des „Karma" hat. Aber dies hat eben seinen Grund darin, daß nur die Weisen der alten Indo-Arier schon früh zu diesen Höhen des Gedankenlebens heraufstiegen und hier sich auch in keiner Weise durch Abhaltungen äußerlichen Weltlebens beeinträchtigen und in ihrer metaphysischen Erkenntnis behindern ließen. So gelang es ihnen hier schon vor Jahrtausenden, das Rätsel des Weltdaseins wirklich zu lösen; und Erkenntnis ist Sprache. *Denken* im Unterschiede von Fühlen ist Ausbildung des Geisteslebens in *Worten*; und so haben auch die alten Indo-Arier für all ihre Gedanken Worte gebildet. Sie hatten, und ihre Nachkommen hier haben noch heute, Hunderte von Worten für klare Gedanken und sehr bestimmte Begriffe, die der europäischen Metaphysik bisher noch unerreicht geblieben sind.

Die alten Weisen des Sanskritvolkes erkannten bald, daß das Ausleben der Persönlichkeit nach dem Tode nur annähernd eine subjektive Ausgleichung der „Ungerechtigkeiten" des Erdenlebens biete, daß aber zur Befriedigung des Bedürfnisses nach objektiver Ausgleichung eine Wiederkehr derselben menschlichen Individualitäten in das Erdenleben angenommen werden müsse. Sie erkannten, daß das Fortleben nach dem Tode nur ein zeitweiliger Zwischenzustand sei, in welchem die Erfahrungen des vorhergegangenen Erdenlebens, für die Weiterbildung des Geistes und Charakters der betreffenden Individualität assimilirt („verdaut") werden. Sie erkannten auch vor allem, daß sich aus dem Karma, der individuellen Vorentwicklung in früheren Erdenleben die völlig individuellen

Digitized by Google

Ungleichheiten der Geburt aller verschiedenen Menschen erklären. Jede Neuverkörperung ist die Fortsetzung der früheren und muß daher durchaus individuell von denen aller anderen Menschen verschieden sein.

Diese Erkenntnis ist übrigens nichts weniger als ein ausschließliches Eigentum des indischen Geisteslebens. Sie findet sich bei allen Weisen aller Zeiten mehr oder weniger klar bewußt ausgeprägt. In Deutschland zeigte sie sich neuerdings besonders bei Lessing und Schopenhauer als der Gedanke, daß sich die Individualität entwickelt, indem sie sich so oft im Erdenleben aufs neue verkörpert, wie sie in demselben noch etwas zu lernen hat und bis sie von dessen Erfahrungen bis zur Vollendung übersättigt ist. „Individualität" bezeichnet dabei den ausdauernden Wesenskern, der jedem Einzelwesen (Individuum) zu Grunde liegt.

Durch diese Erkenntnis der Wiederverkörperung erklären sich unter anderen auch alle Rätsel der „Vererbung". Warum sind die Kinder ihren Eltern oft in vielen Stücken sehr unähnlich? — Warum sind die Kinder desselben Elternpaares, ja warum sind oftmals Zwillinge einander in sehr vielen Hinsichten unähnlich?

Weil die verschiedenen Individualitäten nur durch einige und zwar verschiedene Eigenschaften, nicht aber mit allen Seiten ihres ganzen Wesens, durch Wahlverwandtschaft (Affinität) mit ihren Eltern verknüpft waren und sind.

Warum tauchen ungewöhnliche Genies als Kinder von verhältnismäßig unbedeutenden Eltern auf, von Eltern, die auch nicht im entferntesten die Kraft und Größe ihrer Anlagen des Geistes und Charakters besaßen? — Weil die Individualitäten solcher Genies von diesen Eltern nur das Darstellungsmaterial zu ihrer Wiederverkörperung entnahmen, wogegen ihre Individualitäten Geist und Charakter in vielen vorhergegangenen Erdenleben selbständig ausgebildet hatten.

Dies ist die einzig wissenschaftliche Erklärung der Thatsachen der Vererbung. Sie subsumirt diese unter den allgemeineren Begriff der Affinität. Und auch dies sollte nichts Befremdendes für unabhängig Denkende haben. Erkennen wir nicht alle an, daß das Gesetz der Affinität (Wahlverwandtschaft, persönliche Sympathie und Antipathie) in der Geisteswelt, das heißt in unserem persönlichen Leben, gerade so gut gilt wie in der Chemie?!

Die allgemein bekannten Thatsachen der Vererbung erhalten dadurch ein neues Verständnis. So beispielsweise sind wir nicht unseren Eltern ähnlich, weil wir deren Kinder sind, sondern weil wir ihnen besonders ähnlich waren, sind wir gerade ihre Kinder geworden.

Ein früheres Karma (individuelle Kausalität) verband uns längst mit ihnen.

Und fragt nun jemand: Wie ist denn solche Wiederverkörperung möglich, angenommen selbst, daß das persönliche Gedankenleben des Menschen in Schwingungen des Lichtäthers oder einer ähnlichen Substanz besteht? so bieten sich uns zur Erklärung mancherlei Thatsachen der Physik dar. Unter anderen sei hier wieder auf die Analogie des Lichtes verwiesen; ich denke an den Vorgang des Photographirens.

Digitized by Google

Die besondere Affinität des Elternpaares zu der Individualität des betreffenden Kindes wirkt im Augenblick der Zeugung analog der Sammellinse eines photographischen Apparates. Das Licht eines Sternes durcheilt den Weltraum nach allen Richtungen; man könnte sagen, es sei fast allgegenwärtig, über Raum und Zeit erhaben; aber nur der photographische Apparat des Astronomen, der seine Linse gerade auf diesen Stern richtet, nimmt sein Licht auf und erzeugt ein getreues Ebenbild seiner Gestalt. Ebenso kann man bildlich sagen, das Gedankenbild der zur Wiederkehr ins Erdenleben reifenden Individualität ist überall gegenwärtig, aber aufgefangen wird es nur von jenem Elternpaare, deren Affinität zu ihr für sie die Sammellinse bildet.

Durch die Erkenntnis der Wiederverkörperung aller vorhandenen Individualkeime erklären sich eine ganze Reihe bisher unverstandener Thatsachen der Naturwissenschaft, insbesondere auch der Botanik. Erwähnt sei hier indessen nur die eine allgemeiner giltige Thatsache, die sowohl von Darwin wie von Häckel anerkannt wird, daß die Anzahl der Keime innerhalb der verschiedenen Gattungen und Spezien des Tier- und Pflanzenreichs beschränkt ist. Ungleich bedeutsamer jedoch ist die Erklärung der wichtigsten Thatsachen des menschlichen Seelenlebens, für die es bisher an jeder eingehenden Erkenntnis fehlte:

Wie ist es möglich, daß wir uns für unsere Handlungen *verantwortlich* fühlen, da diese doch offenbar die Wirkungen der Anlagen des Geistes und Charakters sind, mit denen wir geboren wurden, oder der Umgebung und der Schicksale, unter deren Einflusse wir aufgewachsen sind und fortwährend uns befinden. Wären all diese anscheinend äußeren Ursachen wirklich unserem eigenen Wesen fremd, Schuld unserer Eltern oder Willkür eines Gottes, wie könnten *wir* uns dann für die Wirkungen dieser Ursachen verantwortlich fühlen?!

Unter vielen anderen Thatsachen sei hier noch auf das in jedem Lebewesen vorhandene Streben nach individueller Vervollkommnung, Verbesserung und Fortentwicklung verwiesen. Wenn der Mensch zu diesem Ende wirklich nur sein eines, gegenwärtiges Erdenleben zur Verfügung hätte, in dem er immer nur einen verhältnismäßig minimalen Fortschritt machen kann, so wäre ja dies ganze Streben nicht der Mühe wert, und diese Naturthatsache bliebe widersinnig in sich selbst.

Was nun die alten Weisen Indiens nur intuitiv erkannten, *das* exakt wissenschaftlich nachzudenken und durchzuarbeiten ist uns West-Ariern Europas vorbehalten. Wir sind es, in denen zuerst der Gedanke der stetigen *Entwicklung* aller Individualformen zu klarstem Bewußtsein aufgetaucht ist; und es bleibt Darwins Verdienst, zuerst einige der natur-mechanischen Mittel nachgewiesen zu haben, durch welche diese Entwicklung vor sich geht.

Dieser Entwicklungsgedanke gibt der Erkenntnis des Karmagesetzes mit seinem Korollarium der Wiederverkörperung der Individualitäten eine viel weitere, tiefere und festere Grundlage, als sie sie bisher hatte. Andererseits aber wirft auch diese Erkenntnis wieder ein ganz neues helles Licht auf den Entwicklungsgedanken des Darwinismus.

Digitized by Google

Zweifellos entwickeln sich die Formen der Gattungen und Spezien durch die äußeren Mittel der Anpassung, Zuchtwahl, Vererbung und so weiter.

Dies betrifft das Wie? der Entwicklung. Was ist nun aber das, was sich entwickelt?

Alles Dasein überhaupt ist individualisirt. Die Menschheit ist nicht ein einseitliches Wesen, sondern sie besteht aus etwa 1500 Millionen lebenden Individuen.

Die mechanischen Mittel der Entwicklung dieser Individualitäten sind ähnliche wie in allen anderen Naturreichen; sie bestehen allgemein gesprochen in dem Einflusse der äußeren Umgebung (des „Milieu"). Wenn aber die Menschheit als Ganzes dasjenige Wesen wäre, welches sich auf diese Weise entwickelte, so müßte sich das Schema der Entwicklung, die Stufenleiter vom fast tierähnlichen Naturmenschen bis zu idealen Geistesmenschen, einem Platon, einem Goethe, einem Christus, sich fortbildend verändern. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Die Entwicklungsstufen waren, soweit wir zurückschauen können, stets dieselben: Es hat, in wenig verschiedener Einkleidung verschiedener Rassentypen und verschiedener Völker, stets dieselbe Leiter der verschiedenen Entwicklungsstufen gegeben, stets ununterbrochen von tierischen Naturmenschen hinauf, durch alle Abstufungen der Kultur hindurch, bis zu Heroen und Geistmenschen aller Art. Daraus ist zu schließen, daß das Schema der Entwicklung permanent ist, und daß es die einzelnen Individualitäten der Menschen sind, welche sich im Laufe der Zeitalter durch all diese Stufen hindurch entwickeln und (wohl in verschiedenem Tempo) hinaufarbeiten.

Dadurch erhält der Darwinismus eine metaphysische Grundlage; und die Erkenntnis des Karma und der Wiederverkörperung lehrt uns, daß der Darwinismus auch in der Metaphysik seine Giltigkeit hat.

Alle Entwicklung, sowie alles Dasein überhaupt, ist stets und überall individuell. Je höher die Entwicklungsstufe, desto mehr ausgeprägt individualisirt ist sie. Das, was sich entwickelt, sind nur die Individualitäten, die in immer neuen Verkörperungen sich fortbilden. Die Kausalität, vermöge deren die Entwicklung vor sich geht, wirkt lediglich individuell. Je höher diese individuelle Entwicklung geistig und ethisch (metaphysisch) steigt, desto länger und intensiver wirken die Ursachen auf diesen höheren Ebenen des Geisteslebens individuell über mehrere auf einander folgende Verkörperungen der betreffenden Individualität hin fort.

Das Gesetz der Kausalität besagt, daß in jedem einzelnen Geschehnisse die Summe der Ursachen gleich der Summe der Wirkungen ist. Insofern nun bei einem Geschehnisse als Kausalfaktor das individuelle Bewußtsein eines Menschen mitwirkt, insofern muß auch für dies das Maß der Wirkungen dem Maße der von ihm gegebenen Ursachen entsprechen, das heißt gleichwertig sein.

Das Mittel dieser Wirkungsweise liegt aber in der Individualität selbst. Jedes unrichtige, naturgesetzwidrige Handeln (böses Karma) ist eine Störung des inneren Gleichgewichts der Individualität. Jede Störung eines Gleichgewichts

Digitized by Google

aber trägt als Ursache in sich selbst die Wirkung einer schließlichen Wiederherstellung des Gleichgewichts.

Ebenso gewiß, wie ein Pendel, das aus seiner Ruhelage gebracht wird, wieder in diese zurückzukehren strebt, bis es das Gleichgewicht seiner völligen Ruhe wiedergewonnen hat, und ebenso gewiß, wie Wasser, wenn es aufgestört ward, schließlich das Gleichgewicht aller seiner Teile bis zu einer völlig ebenen Oberfläche wieder herstellt, so wird auch das selbstthätige Streben nach Gleichgewicht in jeder Individualität eine Ausgleichung der sie betreffenden Ereignisse (Ursachen und Wirkungen) erstreben und erreichen. Die geistige Individualität gravitirt nach einem geistigen Schwerpunkte hin nach demselben einheitlichen Naturgesetze, das alles Dasein durchdringt und beherrscht.

Wenn ich, beispielsweise, heute bewußtermaßen einem meiner Mitmenschen unrecht thue, so wird das Bewußtsein meiner Individualität, das sogenannte „Gewissen", nicht rasten, bis es mich früher oder später, in diesem oder irgend einem künftigen Leben in solche Lage oder Lagen gebracht hat, daß von mir jenes Unrecht ebenso bewußtermaßen gesühnt und ausgeglichen wird, — mag es dabei auch dem augenblicklichen Gehirnbewußtsein meiner Persönlichkeit dann unbewußt bleiben, daß dies eine solche Ausgleichung ist; es genügt erfahrungsgemäß, daß ich die Wirkung eines Unrechts, wie es früher von mir selbst begangen wurde, in gleichem Maße bewußt empfinde. Ehe aber dieses Gleichgewicht oder diese Gleichwertigkeit von Ursache und Wirkung für mich individuell hergestellt ist, wird meine Individualität ihre innere Ruhe nicht finden. Das ist die eine Seite des selbstthätigen Gesetzes der individuellen Kausalität des Karma.

Nun ist die menschliche Individualität aber sehr viel mehr als bloß ein Pendel oder Wasser; sie sammelt Erfahrung und entwickelt sich vermittelst der beständigen Störungen ihres geistigen Gleichgewichts und ihrer erfolgreichen Anstrengungen dieses wieder herzustellen. Dabei ist das Gehirnbewußtsein der Persönlichkeit, als welche sich die Individualität in jedem einzelnen Leben darstellt, das notwendige Mittel zum Zwecke der Entwicklung; der Erfolg dieser Entwicklung aber ist, daß die von der Individualität erworbenen Errungenschaften ihr zur „anderen", inneren, eigensten „Natur" werden, nur innerlich bewußt, äußerlich aber unbewußt, ebenso, wie wir etwa unsere Muttersprache sprechen, ohne uns der Art sie erlernt zu haben oder der grammatischen Regeln bewußt zu sein, oder wie ein Virtuos „unbewußt" sein Instrument beherrscht und handhabt.

Das innere Bewußtsein der Individualität hat man auch „Gewissen" genannt und darin mancherlei Besonderes, Unerklärliches hineingeheimnißt. Das sogenannte „Gewissen" besteht aber durchaus nicht darin, daß alle Menschen das Gleiche für recht oder unrecht, für gut oder böse halten; denn das ist ja thatsächlich nicht der Fall, weder historisch noch ethnographisch betrachtet. Der Bewußtseinsinhalt des sogenannten „Gewissens" entwickelt sich genau so, wie alle Geistesentwicklung überhaupt von den ganz rohen, unwissenden Vorstellungen des Naturmenschen bis zu den höchsten Gewissensnormen eines „Gottmenschen".

Digitized by Google

In dieser Gewissensentwicklung besteht eben die Bewußtseinsentwicklung der geistigen Individualität.

Das ist die Ausgestaltung des Karmagesetzes auf der Grundlage des Entwicklungsgedankens. Das ist zugleich das Geheimnis der Individualität; und in diesem Geheimnisse liegt schließlich die Lösung unseres ganzen Daseinsrätsels.

In jenem vorerwähnten Leitaufsatze freilich meint der Verfasser: „Das Rätsel der Sphinx wird auch durch das Karma nicht gelöst." Dieses zeigt uns die Kette der individuellen Kausalität, die rückwärts uns auf erklärende Ursachen gegenwärtiger Rätsel hinweist; aber „wo ist die Ursache des ersten Gliedes in der Kette, des ersten individuellen Daseins dieses Menschen, welches alle nachfolgenden Leben gerechterweise bewirkt hat?" — Nur einen Schritt weiter hilft hier dem Karma die Philosophie; die Ursache des ersten moralisch bestimmten Daseins ist der Wille zum Leben.

Warum aber der Wille zum Leben dem ersten Dasein einen bestimmten moralischen Inhalt gibt; das dürfen wir nicht fragen, denn der Wille zum Leben ist das Ding an sich, welches sich als solches allen weiteren Nachforschungen entzieht. So meint jener Verfasser.

Aber nein, mit dem „Ding an sich" haben wir bei der Erklärung des Weltdaseins durchaus gar nichts zu schaffen. Dieses Dasein trägt vielmehr die Lösung seines Rätsels völlig in sich selbst; und diese Lösung ist eben das „Geheimnis der Individualität".

Alles Dasein besteht nur in verschiedenen Abstufungen von „Bewußtsein".

Alles Dasein beruht aber zugleich ausschließlich auf Differentiation und Individuation. Ohne Unterscheidung der Zahl nach und ohne Gegensätze dem Wesen nach würde und könnte überhaupt nichts vorhanden sein. Eine unterschiedslose Einheit ist oder wäre kein Dasein, sondern nur ein absolutes Sein. Alle Individuation aber ist qualitative Entwicklung differenzirten Bewußtseins. Das „Geheimnis der Individualität" liegt nun in dem Verhältnisse der individuellen „Freiheit" des Daseinswillens zur unverbrüchlichen „Notwendigkeit" der Kausalität; „Freiheit" des Willens ist nur ein anderer Ausdruck für Bewußtsein des Willens, an welches ein entsprechendes Gefühl der Selbstverantwortlichkeit für das „bewußt" Gewollte, Gedachte und Gethane geknüpft ist. Selbstverständlich kann es von der Notwendigkeit der Kausalität keine Ausnahme geben; aber das Bewußtsein und das sich immer mehr individuell bewußt Werden des Willens, seine sogenannte „Freiheit", ist eben ein, oder vielmehr der Hauptfaktor in dem Weltgewebe der Kausalität. Auf den niedersten Entwicklungsstufen, wo das Bewußtsein nach dem uns entgegengesetzten Pole der Entwicklung, dem „Unbewußtsein", näher steht, gibt es fast nur Differenziation der Zahl nach, aber fast gar keine Individuation dem Wesen nach. Dort herrscht gar keine sogenannte „Freiheit", sondern beinahe unbedingt die sogenannte „Notwendigkeit", das heißt „unbewußte" Kausalität. Je höher aber die Entwicklung steigt, je klarer sich das Bewußtsein gestaltet, desto mehr bildet sich auf diese

Digitized by Google

Weise Individualität aus. Die sogenannte „Freiheit“ der Individuation liegt ausschließlich in dem sich ausbildenden Bewußtsein, welche Ausbildung immer nur individuell geschieht, nur so geschehen kann.

Dadurch allein, daß alles Dasein und Werden in Abstufungen von Bewußtsein und allmälichem Bewußtwerden von Einzelwesen besteht, bewirkt sich also die unendliche Mannigfaltigkeit des Daseins. Auf jeder Entwicklungsstufe entspricht das Maß der „Freiheit“ in der individuellen Ausgestaltung des „Willens zum Leben“ dem Maße des individuellen Bewußtseins auf eben dieser Stufe.

Die Bezeichnung „Karma“ für die individuelle Kausalität wird aber mit Recht von den Indiern nur für die menschliche Individualität gebraucht, also nur da, wo von Bewußtsein in unserem menschlichen Sinne die Rede sein kann, nicht von den mehr oder weniger „unbewußten“ und daher „unfreien“, unverantwortlichen Willen (Kausalität) der Individualentwicklung von Tieren, Pflanzen, Kristallen und so weiter. Und unser persönliches (sinnliches) Gehirnbewußtsein umfaßt bekanntlich auch nicht das ganze Wesen unserer Individualität; vielmehr äußert sich dieses eben viel klarer und tiefgehender in dem für jeden Menschen eigenartigen Bewußtseinsinhalt seines sogenannten „Gewissens“.

Das volle Verständnis dieses Geheimnisses der Individualität löst ohne Bruch und Widerspruch das ganze Rätsel unseres Weltdaseins.

Aus der Gelehrtenwelt.

Rudolf von Ihering.[1])

So groß die Begeisterung war, mit der ich zuerst an die Lektüre Iheringscher Bücher herantrat, so groß wurde die Skepsis, als ich durch mehrere mir gestellte Aufgaben gezwungen war, mich mit verschiedenen seiner dem geltenden Recht gewidmeten Schriften eingehender

[1]) Vorgeschichte der Indoeuropäer von Rudolf von Ihering.

Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts: — Einleitung. — Verfassung des römischen Hauses. Von demselben. (Beide im Jahre 1894 im gemeinsamen Verlage von Breitkopf & Härtel und Duncker & Humblot erschienen.)

Rudolf von Ihering. Von Adolf Merkel, Professor in Straßburg. Abdruck aus Iherings Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts, XXXII. Band. N. F. XX. Jena 1893, Verlag von Gustav Fischer.

Windscheid und Ihering. Von Professor J. Kohler in Berlin. In der „Zukunft“, herausgegeben von Maximilian Harden, Berlin 1893, Verlag von Georg Stilke.

Zu den Urteilen des Herrn Professor Dr. Kohler über Ihering und Windscheid in Nr. 16 und 17 der Zukunft. Von Reichsgerichtsrat Dr. Dreyer in Leipzig. In Gruchots Beiträgen zur Erläuterung des deutschen Rechts, fünfte Folge, zweiter Jahrgang. (Der ganzen Reihe der Beiträge XXXVII. Jahrgang). Berlin 1893. Verlag von Franz Vahlen.

Digitized by Google

zu beschäftigen, und zu meiner Enttäuschung erfuhr, daß die mit blendender Beredsamkeit und großem Feuereifer vorgetragenen Sätze eine eingehende Prüfung nicht zu ertragen schienen; und auch den Werken allgemeineren Inhalts (Geist und Zweck) vermochte ich mit dem Wachsen meiner eigenen Kenntnisse immer weniger Billigung zu zollen.

An vielem, was ich mißbillige, mag die Verschiedenheit der Richtung und der Forschungsmethode schuld sein, an anderem meine größere Jugend, in vielen Dingen mag ich einfach mich irren; aber je mehr ich von ihm in den Ansichten abweiche, um so mehr wird man mir das Recht zugestehen, auszusprechen, daß, wenn auch kein einziges von Iherings Ergebnissen richtig wäre, trotzdem Ihering einer der ersten Juristen des Jahrhunderts sein und seine Werke auf lange hinaus zu den klassischen Büchern der Jurisprudenz gerechnet werden müßten. Denn die Vorzüge Iherings sind von der Richtigkeit seiner Ergebnisse unabhängig: er ist das Feuer und die Lebenskraft, die Urwüchsigkeit, mit der er unsere Wissenschaft befruchtet hat. Ihering gleicht dem Pegasus, dem es unerträglich ist, in den eingefahrenen Geleisen weiter zu laufen, der eigene Wege sucht, mit unaufhaltsamer Gewalt Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken durchkreist, dem es nichts ausmacht, den Karren, den er zieht, an eines Abgrundes Rand umzuwerfen, der aber mit einem Hufschlage neue Quellen eröffnet, aus deren silberklaren Fluten die jüngeren auf lange hinaus Begeisterung schöpfen können. Nur möge niemand sich von gleichem Taumel fassen lassen, als wer dieselben Flügel trägt wie er.

Mit einem Worte: Wie er lehrt, ist großartig schön; aber was er lehrt, erregt Bedenken über Bedenken.

Ihering bezeichnet seine Methode als die „realistische", das heißt er stellt den Grundsatz auf, jede Uebung und Sitte aus gegenwärtigen und früheren, rein praktischen, durch Kultur und Klima gebotenen Bedürfnissen zu erklären. Nichts kann richtiger sein als dieser Grundsatz, und die von Ihering gelegentlich ausgesprochene Befürchtung, man könne in ihm eine Profanation des Religiösen sehen und ihn mit Entrüstung zurückweisen, ist gewiß unbegründet. Aber das Eigentümliche der Iheringschen Methode liegt nicht in der Aufstellung dieses Grundsatzes, sondern in der Art, wie er ihn auf dem von den Romanisten vor ihm noch nicht beackerten Felde anzuwenden sucht. Und da kann man fast sagen, daß er nicht weit genug geht. Er begnügt sich oft mit einer auf den ersten Blick allenfalls annehmbaren Erklärung und hält daran so fest, daß er Thatsachen, die ihn zum Zweifel veranlassen müßten, in seinem Sinne umdeutet, und zwar nicht immer ohne Gewalt. Die von ihm vorausgesetzten Bedürfnisse sind oft eigene, unerwiesene Hypothesen, die bald mit anerkannten Thatsachen, bald mit den Erfahrungen, die das Studium anderer Völker gibt, im Widerspruch stehen. Und die oft dürftig begründeten Hypothesen werden leicht mit einer solchen Menge von Folgerungen beladen, daß sie unter deren Last zusammenbrechen.

Die vergleichende Methode, das zielbewußte Forschen nach dem Recht aller Völker, die auf gleicher und ähnlicher Kulturstufe stehen, hätte dem Verfasser ein wirkliches und lebendiges Bild davon gegeben, welche Bedürfnisse bei ursprünglichen Völkern vorkommen und wie sie befriedigt zu werden pflegen.

Diese Methode hat Ihering verschmäht; seine a priori gefaßten Ansichten sind der Gefahr der Verkünstelung ausgesetzt und unterliegen ihr oft.

Den Anhängern der vergleichenden Methode erscheinen die von ihm konstruirten Alten daher nicht wie lebende Menschen, sondern wie ein sehr verwickeltes mechanisches Puppenspiel ohne Blut und Atem, mit unendlich vielen Fäden und Drähten, an denen der Verfasser alle in der schönsten Weise hin und her bewegt, die aber schlaff zusammen fallen, sowie er seine Hand davon abzieht.

Dabei kann man nicht einmal sagen, daß Ihering die Vergleichung rundweg ablehne; nein, er selbst vergleicht, so viel er kann; über das Recht der Indoeuropäer, Semiten und etwa der Aegypter hat er eigene Studien gemacht, und wenn ihm sonst zufällig eine Notiz über ein Naturvolk entgegentritt, so versäumt er es nicht, sie an geeigneter Stelle vor-

Digitized by Google

zutragen. Nur das, was das Wesen der vergleichenden Methode ausmacht, die planmäßige Heranziehung aller Völker, ist ihm fremd. Das Planmäßige steht aber zu dem Gelegentlichen nicht in einem grundsätzlichen Gegensatz, und so ist denn auch die vergleichende Methode nur eine folgerechte Durchführung dessen, was wir bei Ihering ohne folgerechte Durchführung finden.

Daß Ihering die fertigen Ergebnisse der Vergleichung nicht benützt, erklärt sich, abgesehen davon, ob er sie überhaupt gekannt hat, schon aus dem Grunde, weil er überhaupt nur seine eigenen Gedanken vorträgt. Die Folge ist aber die, daß er zuweilen mit vieler Arbeit zu einem Satze gelangt, der schon vor Jahrzehnten von den Vergleichenden aufgestellt und von diesen inzwischen als unhaltbar wieder aufgegeben ist. So kommt er in der Urgeschichte der Indoeuropäer zu der Erklärung des Frauenraubes, die schon von Mac Lennan Ende der fünfziger Jahre entwickelt und inzwischen längst als falsch und unmöglich erwiesen ist.

Von den beiden aus dem Nachlasse herausgegebenen, leider noch sehr unvollständig gebliebenen Werken ist das eine, die Vorgeschichte der Indoeuropäer, fast rein kulturgeschichtlichen Inhalts. Juristische Fragen werden nur so weit behandelt, als sich auch in einem kulturgeschichtlichen Buche nicht umgehen lassen.

Ihering nimmt als Heimat der Indoeuropäer das alte Baktrien an; von hier seien die jetzt europäischen Völker in einem durchaus zielbewußten Zuge in die Gegend zwischen Wolga und Bessarabien ausgewandert (die zweite Heimat), von der aus dann nach einander die Griechen, die Italiker, die Kelten, die Germanen, die Illyrier und die Letten in ihre jetzige Heimat weitergewandert seien, während die Slaven sich ohne eigentliche Auswanderung über ihre jetzigen Sitze verbreitet hätten. Nach der Ausscheidung der Europäer hätten sich die zurückbleibenden, die Arier, nach Indien und Eran begeben.

Hier möchte ich gleich mit einer Bemerkung einsetzen. Gewandert sind die Indoeuropäer zweifellos, aber wo war ihre erste Heimat? Schrader, an den Ihering sich sonst vielfach hält, nimmt etwa den Boden als erste Heimat an, den Ihering für die zweite Heimat hält. (Vergleiche „Deutsche Revue", Mai 1892 Seite 242.) Bei allen den von Schrader vorgetragenen und gewürdigten Theorien ist aber eines nicht berücksichtigt, die meines Wissens von Gustav Jäger zuerst ausgesprochene Lehre von der Polflüchtigkeit. Wenn nämlich die Erde allmälich erkaltet und von einer unbewohnbaren Temperatur zu einer bewohnbaren übergegangen ist, so müssen die Punkte, auf denen das erste Leben gekeimt hat, die Pole sein, weil diese zuerst die nötige Kühle erreicht haben. Dann müssen bei weiterer Abnahme der Wärme die Lebewesen von den Polen nach dem Aequator zu ausgewandert sein und an den Polen sich neue Formen gebildet haben, die dann ihrerzeit weiter nachgerückt sind. Bei dieser Wanderung haben sich die Lebewesen in Streifen über die Erde verbreitet, die sich dann infolge der Trennung von einander differenzirt haben.

Wie alt ist das Volk der Indoeuropäer? Ist es so alt, daß es noch eine wesentlich höhere Wärme der Erde als die jetzige erlebt hat? Wenn allein die Ausbildung der arischen Ursprache zehn Jahrtausende in Anspruch genommen haben soll, wie Ihering glaubt, so wäre die warme, kleiderlose Urheimat vielleicht im hohen Norden gewesen? Vielleicht wäre daran zu denken, daß die Arier in zwei getrennten Zügen vom Pol zum Aequator gewandert seien, von denen dann der eine an der Wolga, der andere in Baktrien oder auf Pamir seine zweite Heimat gefunden hat, von wo aus dann jeder der beiden Teile auf dem Wege der Ausbreitung die historisch bekannten Sitze eingenommen hätte.

Ihering weiß für die Urheimat nur zu sagen, daß sie warm — abgesondert — für Viehzucht geeignet gewesen sei. Diese Bedingungen kann aber, wenn wir ihm hierin folgen wollen, auch ein Land im Norden erfüllt haben.

Ueber die Einzelheiten der Wanderung weiß Ihering mancherlei, selbst Kleinigkeiten, vorzutragen. So habe die Fahrt im Frühjahre begonnen und sei mit Anfang des Sommers jeden Jahres eingestellt, um dann im nächsten Frühling wieder aufgenommen zu werden:

Digitized by Google

die Züge seien streng organisirt, in Zehenschaften, Hundertschaften, Tausendschaften eingeteilt und die Namen der Teilnehmer in Listen eingetragen gewesen; von den Zurückbleibenden seien die Wanderer auf gemeinsame Kosten mit Vieh unterstützt; die Fahrt sei derart in Bewegung gesetzt, daß die in der Marschrichtung Wohnenden auf die anderen gewartet und dann mit ihnen zusammen die Reise fortgesetzt hätten.

Ein großer Teil dieser Annahmen beruht auf Jherings Erklärung des römischen ver sacrum. Diese Erklärung hängt aber, abgesehen davon, daß für den gemein-indoeuropäischen Charakter des ver sacrum doch gar zu wenig beigebracht ist, neben vielen anderen Dingen auch davon ab, ob der März des römischen Kalenders immer in den Frühling gefallen sei. Nun ist dieser Kalender zweimal in geschichtlicher Zeit in völliger Verwirrung gewesen. Wenn daher auch die Philologen, so viel ich weiß, zu der Annahme geneigt sind, daß der März immer in den Frühling gefallen sei, so hätte der Verfasser doch nicht auf dieser Annahme ohne weiteres weiter bauen, sie nicht ohne jede Kritik als selbstverständlich ansehen dürfen.

Ferner findet ein so strenges Zusammenhalten, wie Jhering es für die rohen Arier annimmt, nicht einmal bei den Karawanen von ziemlich kultivirten Völkern, zum Beispiel den Pilgerzügen nach Mekka, statt, wo jeder sich niederläßt und aufbricht, wenn es ihm gefällt, und sich nur um des gemeinsamen Schutzes willen nicht allzu weit von den anderen entfernt. Man muß sich eine solche Wanderung doch auch wohl so vorstellen, daß das Vieh während des Wanderns weidet, weil zur Mitnahme von Futter weder Grund noch Gelegenheit ist; ein Zug von einiger Bedeutung würde daher in der Länge wie in der Breite viele Tagreisen einnehmen und schon durch seine Ausdehnung bei dem Fehlen jedes Verständigungsmittels eine einheitliche Leitung unmöglich machen.

Auch die Annahme, daß die Hinterwohnenden die in der Marschrichtung Wohnenden aufgesucht und mit ihnen zusammen den Marsch angetreten hätten, ist einmal unverträglich mit Jherings Lehre, daß alle an demselben Tage, dem ersten März, ihre Heimat verlassen hätten, dann aber auch damit, daß die Auswanderung aus Hunger geschehen sei. Denn wenn die Hungersnot da war, so war auch das Ansammlungsgebiet nicht im stande, die doppelt und dreifach starke Bevölkerung, die sich durch die Ansammlung bildete, zu ernähren.

Es muß also jeder Teil für sich gewandert sein, und die ganze Auswanderung kann, wenn sie nicht das ganze Volk umfaßte, nur die Form der Ausbreitung gehabt haben, wie es Jhering für die Slaven selbst annimmt.

An eine Eintragung in Listen ist viele Jahrtausende vor Einführung der Schreibkunst natürlich nicht zu denken.

Richtig wird sein, daß die Urarier vor der Trennung den Ackerbau noch nicht gekannt haben, wohl aber die einzelnen Völker bei der Einwanderung in die historischen Sitze. Nun ist aber (was ich früher bezweifelt habe) bei den Völkern, die unter den Augen von Beobachtern vom Hirtenwesen zum Ackerbau übergegangen sind, die Ursache dieses Ueberganges stets ein allgemeiner, wenn auch nicht vollständiger Viehverlust. Und vielleicht kann man als Regel aufstellen, daß der schweißlose Nomade zu dem mühevollen Ackerbau nicht ohne einen solchen Zwang übergeht; ist es doch selbst für die in Armut lebenden Jägervölker überaus schwer und oft mit nationaler Aufreibung verbunden, sich an den Ackerbau zu gewöhnen.

Der Verlust von Vieh, ein Ereignis, dessen Ursachen man sich bei der Wanderung besonders leicht denken kann, wird wohl als Vervollständigung der Bilder herangezogen werden müssen und mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als vieles, was Jhering als außer Zweifel gestellt vorträgt.

Am einleuchtendsten ist mir von allen Teilen des Buches die Deutung des Auspizienwesens, freilich ein Gegenstand, von dem ich keine eigene Kenntnis habe; nur werden die Augurn und Auspices in ältester Zeit keine Berufsbeamte, sondern erfahrene Hausväter gewesen sein. Daß sich hier bei den Römern Dinge aus der Urzeit erhalten haben, die bei anderen Völkern längst abgestoßen sind, läßt sich aus dem philisterhaften Charakter des römischen Volkes wohl erklären.

Digitized by Google

Bei den Pontifices hätte der Verfasser berücksichtigen müssen, daß das Wort pons im Lateinischen nicht nur die Brücke über einen Fluß, sondern auch das Schiffsdeck, das Stockwerk, das Gerüst, kurz, jede Zimmerarbeit bezeichnet, zu deren Fertigung eine besondere Kunde gehört. Dann brauchen wir aber zur Erklärung der Stellung der Pontifices keine Hineinziehung der Zeit der Wanderschaft.

Ein langer Excurs, dessen Notwendigkeit aus der jetzigen unvollkommenen Fassung des Buches nicht erhellt, schildert den Volkscharakter der Babylonier im Gegensatze zu dem der Indogermanen.

Auch hier werden viele Dinge, deren Ueberlieferung, wenn sie anders wahr wären, wohl nicht fehlte, mit allzu leichtgläubiger Kühnheit aus Umständen gefolgert, die auch ihrerseits vielfach nur auf einer Vermutung des Verfassers beruhen.

Von semitistischer Seite ist mir versichert worden, daß keine der hier vorgetragenen Thatsachen auch nur die Möglichkeit der Richtigkeit habe, manche der Iheringschen Hypothesen wetteifern an Kühnheit mit der von Ihering so weidlich verspotteten Huschkeschen Lehre vom Bovigus.

Alles in allem gibt das Werk eine Fülle von Anachronismen, offenbaren Unmöglichkeiten, ausgeklügelten Vorstellungen und haltlosen Hypothesen; aber alles ist mit einer solchen Lebendigkeit geschrieben, so viele neue interessante Fragen werden aufgeworfen und oft wider Willen des Verfassers angeregt, daß wir das Werk für eines der wertvollsten Erzeugnisse unserer Literatur halten müssen und dem Herausgeber danken müssen, daß er das Vorhandene mit solcher Liebe und Sorgfalt veröffentlicht hat.

Das zweite, ungleich weniger vollendete Werk enthält außer einer umfangreichen Einleitung nur einen einzigen Abschnitt des Werkes selbst.

In der Einleitung wird zunächst dargelegt, daß die bisherigen Darstellungen der Rechtsgeschichte nur ein Neben- und Hintereinander gekannt haben, der Verfasser wolle zum erstenmale den ursächlichen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Erscheinungen der Rechtsgeschichte entwickeln und die Gründe angeben, weshalb die verschiedenen Rechtssätze neben einander bestehen und weshalb die einen im Laufe der Zeiten aus den anderen hervorgehen mußten. Dazu brauche er auch ein ganz anderes System als das bisher übliche. Sein grundlegender Gedanke ist der, daß das Recht nicht, wie die Savignysche geschichtliche Schule annimmt, geworden, sondern gemacht worden sei, und zwar mit Bewußtsein gemacht worden sei zur Erreichung ganz bestimmter Zwecke. Es seien daher auch alle Veränderungen nicht durch die Masse des Volks, sondern durch einzelne große Geister geschehen; und in Rom insbesondere seien alle Veränderungen durch gewisse äußere Anstöße aufgenötigt.

Diese Ansichten sind nicht zu halten. Der letzte Halbsatz ist in der vorgetragenen Form geradezu ein Beweis für die von Ihering angegriffene Lehre vom Werden des Rechts; und der vorletzte Halbsatz, der mit dem letzten in dem Iheringschen Vortrag einen kleinen Widerspruch bildet, ist wenigstens kein Beweis für die Lehre vom Gemachtwerden. Denn wenn es auch richtig ist, daß die Masse des Volks regelmäßig das Recht nicht aus sich selbst verändert, sondern daß dies unter dem Eindruck einzelner führenden Geister geschieht (die aber ihrerseits desto unbefangener und dadurch desto erfolgreicher arbeiten, je näher sie der Masse stehen), so können die Großen doch nur so weit wirken, als sie die Ueberzeugung der Menge mit und hinter sich haben. Denn nur wer der Sohn seiner Zeit ist, ist auch der Herr seiner Zeit. Ein Mann, der im Widerspruche mit der Ueberzeugung des Volks am Recht modeln wollte, würde, wenn er nicht die körperliche Gewalt auf seiner Seite hat, einsam und erfolglos dastehen. Außerdem stehen diese Lehren über den Weg der Rechtsentwicklung in einem gewissen Gegensatz zu dem, was in dem andern Werke über den Grund der Rechtsentwicklung gesagt worden ist. Denn wenn das Recht aus dem Bedürfnis hervorgegangen ist, so ist es schwer zu verstehen, wie es dann zugleich gemacht und zwar im Kampfe gemacht sein kann.

Einen neuen Aufschluß über die Rätsel der Urentwicklung des Rechts erhalten wir in dieser Einleitung nicht.

Digitized by Google

In dem uns überlieferten Teil des eigentlichen Werks behandelt der Verfasser das älteste Rom und zwar hauptsächlich die Stellung von Mann und Weib als Ehemann und Ehefrau, und in einem weiteren Abschnitt die Stellung des Hausherrn nach innen und außen. Durch viele kühne Hypothesen werden die einzelnen Rechtssätze, deren Herrschen in der Urzeit der Verfasser annimmt, mit einander in Zusammenhang gebracht, doch bestehen die gemeinsamen Gesichtspunkte, durch die der Verfasser die mannigfaltigen Erscheinungen zusammenfassen will, durchaus nicht in Gründen des Zwecks oder des praktischen Nutzens. Denn wenn man die Grundlagen, auf die Ihering seine Rechtssätze aufbaut, genauer prüft, so handelt es sich durchweg um Vorstellungen und Anschauungen des Volks, um religiöse oder moralische Ueberzeugungen und Vorurteile, kurz um Gewordenes, nicht um Gemachtes, nicht um Siegespreise, die im Kampf ums Recht erworben wären, sondern um Ausflüsse der im Volke lebenden Rechtsidee. Nun möchte man sagen, dies sei nur der Ausgangspunkt, aus dem dann die weitere Veränderung des Rechts in der von Ihering im übrigen angenommenen Methode abgeleitet werden könnte. Aber das römische Recht der Urzeit ist zwar der Ausgangspunkt dieses Buches, aber nicht des Rechtes selbst; das Recht selbst muß doch auf irgend eine Weise entstanden sein, und wenn Iherings Methode die Probe hielte, so müßte sie auch für das Recht der Urzeit eine andere Wurzel gefunden haben als den römischen Volksgeist.

Nach meiner Ansicht ist nun das Recht auf den Volksgeist zurückzuführen, das heißt auf den Volksgeist so, wie er sich unter Berücksichtigung der Lebensweise, der Bodenbeschaffenheit, der Geschichte, der Fertigkeiten, kurz, der ganzen äußeren und inneren Kultur des Volkes bilden muß. Aber dieser Volksgeist äußert sich in erster Linie in den Bedürfnissen: Anschauungen, Vorurteile und Ideen sind sekundäre Erscheinungen, die ihrerseits wieder auf ihre Grundlagen zurückgeführt werden müssen. Wollte man aber auch von dem Standpunkt des Verfassers ausgehen, so ergeben sich doch im einzelnen überwiegende Bedenken, weil auch hier der Verfasser seine Sätze meist unter nur loser Anlehnung an die Quellen aus der eigenen Brust geholt hat, nicht, ohne allerlei Widersprüche auch im einzelnen stehen zu lassen. Die vielen Hypothesen, mit denen der Verfasser seine Theorien zu stützen meint, zeigen oft nur ihre Haltlosigkeit. Was soll zum Beispiel die Behauptung, der Vormund habe in gewissen Fällen seinem Mündel das Vollwort zur Eingehung eines Geschäfts nicht versagen dürfen? Wozu war denn das Vollwort und die Mitwirkung des Vormundes überhaupt nötig? Und wenn der Vormund es sich einfallen ließ, trotz dessen seine Mitwirkung abzulehnen, wer sollte ihn dann dazu zwingen?

Kurzum, der Wert auch dieser Schrift besteht nur in den Anregungen, die sie der weiteren Forschung gibt, dieser Wert ist aber sehr groß.

Von den drei kleinen Schriften widmet Merkel dem verstorbenen Gelehrten in dessen eigener Zeitschrift einen warmen Nachruf, indem er die Bedeutung des Entschlafenen darstellt und ihn zum Teil gegen seine Kritiker in Schutz nimmt. Die Schrift ist empfehlenswert für jeden, der sich ein Gesamtbild über Iherings juristische Thätigkeit machen will; der Verfasser hält sich durchaus objektiv und ist durchaus kein einseitiger Lobredner.

Eine Lobrede ist auch der Kohlersche Aufsatz weder im Inhalt noch in der Form; ja, Drever, der gegen diesen und einen damit zusammenhängenden Aufsatz eine eigene kleine, oben angeführte Gegenschrift verfaßt hat, wendet sich ebenso sehr gegen die Form wie gegen den Inhalt. Und es ist auch für Kohlers Verehrer, zu denen auch ich mich rechne, nicht zu verkennen, daß der Aufsatz entschieden verunglückt ist; verunglückt besonders dadurch, daß Kohler, dem doch jederzeit Gelegenheit zur Aussprache seiner Ansichten gegeben ist; hiermit bis zum Tode Iherings gewartet hat. Im übrigen wäre es schon lange Zeit gewesen, daß eine berufene Stimme sich erhob, um die vielen aufzurütteln, die Ihering blindlings folgen, weil sie zu einer Prüfung seiner Ergebnisse nicht im stande sind oder sich nicht berufen fühlen, ebenso, wie es wünschenswert wäre, eine weite Gemeinde, zu der auch Kohler selbst gehört, zu warnen vor der blinden Ueberschätzung eines lebenden Juristen, dessen Dar-

Digitized by Google

legungen gleich denen Iherings oft verführerisch sind, aber ebenso oft eine eingehende Kritik nicht vertragen.

Daß Kohler seine Stimme in diesem Aufsatze gegen Ihering und noch mehr gegen seine blinden Verehrer erhoben hat, ist ihm jedenfalls mehr als Verdienst denn zum Tadel anzurechnen; aber durch die Form seiner Kundgebung hat er ihrer Wirkung sehr geschadet.

Eins aber ist wahr: wenn auch nicht das Recht selbst, so kann doch die Erkenntnis des Rechts und seiner Geschichte nur im Kampf und durch Kampf errungen werden, und Iherings Thätigkeit bildet durch die Kämpfe, die er geführt hat, wie durch die, zu denen er anregt, eine bedeutende Epoche in der Geschichte unserer Rechtserkenntnis.

Karl Friedrichs.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Entschwundene Bilder aus dem Hochschulleben.

Einer der eigenartigsten und interessantesten akademischen Bräuche früherer Jahrhunderte war ohne Zweifel die sogenannte Depositon der Neulinge, eine Art von Weihe, welche dieselben zu heimat- oder vielmehr vollberechtigten Bürgern des Musenlandes machte. Heutzutage, selbst bei dem gebildeten Publikum, kaum noch dem Namen nach bekannt, waren die seltsamen Manipulationen, welche mit den zu Deponirenden, den Beanen, Bejanen oder Bejaunen (so genannt vom französischen béjaune, bec jaune „Gelbschnabel") vorgenommen wurden, im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert der Gegenstand einer umfangreichen Literatur, deren heutzutage selten gewordene Früchte, in dem krausen Latein der Barockzeit geschrieben, sich in die bestaubten Repositorien der Bibliotheken verkrochen haben.

Die Kenntnis von dem im Laufe des vorigen Jahrhunderts gänzlich verschwundenen Brauche der Deposition war selbst in gelehrten Kreisen derartig verwischt, daß vielfach ganz falsche Vorstellungen mit demselben verbunden werden, und die älteren Forschungen über diesen Gegenstand, wie die im Jahre 1804 erschienene „Geschichte des Beanismus, der Deposition und des Pennalismus" von dem Göttinger Professor Meiners und auch Oscar Schades geistvolle Untersuchung „Ueber Jünglingsweihen" (im sechsten Bande des „Weimarischen Jahrbuchs") noch eine Reihe von Irrtümern und unrichtigen Auffassungen zeigen.

Erst einem jetzt lebenden Forscher ist es gelungen, an der Hand gründlicher, quellengeschichtlicher Untersuchungen die Deposition, ihr Wesen und ihren Zusammenhang mit älteren Erscheinungen in das rechte Licht zu stellen. Es ist dies in dem soeben erschienenen Werke „Die akademische Deposition (Depositio cornuum), Beiträge zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, speziell zur Sittengeschichte der Universitäten" von Dr. Wilhelm Fabricius, Frankfurt am Main, K. Th. Völckers Verlag, 1895, geschehen.

Der Verfasser, Wilhelm Fabricius, ist auf dem Gebiete der universitätsgeschichtlichen Forschung kein Neuling mehr. Schon im Jahre 1891 erschien sein vortreffliches Werk „Die Studentenorden des achtzehnten Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften", die erste wissenschaftliche Geschichtsdarstellung jener geheimnisvollen akademischen Verbindungen der Zopfzeit. Im folgenden Jahre gab Fabricius Georg Schochs abenteuerliche „Komödia vom Studentenleben" heraus, ein bei aller seiner literarischen

Digitized by Google

Abstrusität in kulturgeschichtlicher Hinsicht sehr wichtiges Erzeugnis des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die neueste Leistung dieses auf seinem Gebiete so verdienstvollen Forschers ist, wie im Eingange bemerkt wurde, das jüngst im Buchhandel erschienene Werk über die Deposition, welches seinem Verfasser von seiten der Universität zu Freiburg den Doktorhut eingetragen hat. Die Deposition gehört ihrem Wesen nach zu den Initialgebräuchen, wie sie mehr oder minder alle diejenigen Gesellschaften besitzen oder besaßen, die ein korporatives, kastenartiges, in sich selbst abgeschlossenes Leben führen oder führten.

Initialgebräuche auf Akademien sind sehr alt und bereits auf der athenischen des vierten Jahrhunderts nachweisbar. Nebenbei bemerkt, hat es auch auf dieser Hochschule die ersten geschichtlich bekannten Studentenverbindungen gegeben. Gregor von Nazianz berichtet in der zwanzigsten Rede, daß die älteren Studenten die zum Studium in den Sophistenschulen neu Angekommenen zu necken pflegten. Diese wurden dann in ein Bad gesteckt und erst hierdurch in den Kreis ihrer Kommilitonen aufgenommen. „In feierlichem Zuge wurden die Neulinge zum öffentlichen Bad geführt. An der Thür desselben erhoben die Vordersten ein wildes Geschrei und verwehrten den Novizen scheinbar den Eintritt. Endlich wurde dieser erzwungen und den Neulingen durch das Bad die Freiheit gegeben. Solche, die nach ihrem Alter dazu berechtigt schienen, erhielten nach Olympiodor bei dieser Gelegenheit das Pallium der Sophisten, welches ohne deren Erlaubnis in Athen niemand tragen durfte."

Wohin diese Bräuche von Athen aus kamen, ist ungewiß. Einige wenige Stellen aus den Konfessionen des heiligen Augustinus und den Werken des im siebenzehnten Jahrhunderte lebenden Polyhistors und Helmstedter Professors Hermann Conring lassen erkennen, daß an den Hochschulen des oströmischen Reiches in Konstantinopel, Berytus und Karthago Vexirproben an den Neulingen angestellt wurden. Dann klafft eine tiefe Lücke von sechs bis sieben Jahrhunderten, bevor man wieder akademischen Initialgebräuchen begegnet, falls man nicht an allerlei Bräuche und Scherze in den Klöstern und Klosterschulen denken will, die aber keinen eigentlich akademischen Charakter tragen.

Dagegen findet sich im Jahre 1336, in den Statuten der Natio Gallica an der Pariser Universität ein Paragraph, welcher befiehlt, daß die angehenden Studenten eine Abgabe, das bejaunium, die sie bisher an ihre Provinzen, das heißt die Unterabteilungen der mittelalterlichen Nationen, zu zahlen hatten, von nun ab an die Kasse der Nation selbst abliefern sollten. Und ein Dekret derselben Universität vom 8. Februar 1340 beweist, daß diese Abgabe, falls nicht freiwillig bezahlt, unter allerlei Drohungen und Quälereien von den „Bejaunen" erpreßt wurde. Aus dieser wie aus anderen Bestimmungen und Verboten ergibt sich nun, daß schon vor 1336 für die Neulinge die traditionelle Verpflichtung bestand, den älteren Semestern eine Art von Einstandsgeld zu bezahlen. Und zwar geschah dieses sowohl in den Nationen wie in den Bursen (Collegien, Contubernien) der mittelalterlichen Hochschulen. Gegen die dabei geübten Vexirbräuche richtet sich ein Statut der Universität Orleans, nebenher bemerkt, einer auch von den Deutschen sehr stark besuchten Hochschule, welches besagt, daß die Novizen oder Bejaunen in die Kneipen geschleppt und wie „Lämmer zur Schlachtbank" geführt wurden. Hieraus ergäben sich Schlemmereien, Trunkenheiten, schlechte Reden, laszives Wesen, Nachtschwärmereien in den Kneipen und nächtliche Exkursionen durch die Stadt, Zertrümmerungen von Hausthüren und so weiter, wie man sieht, ein nettes, kleines Kulturbild übermütiger Studentenstreiche, deren zähes Leben bis in die jüngste Neuzeit hinein Rektoren und Senaten, Polizeibehörden und Nachtwächtern manchen Verdruß bereitet hat.

Einige neue Momente zeigen die Statuten der Curia abbatialis in Avignon, der herrlich am Rhonestusse gelegenen südfranzösischen Päpststadt. Sie war in Monachi und bejauni eingeteilt, und die letzteren müssen durch eine Waschung (lavatio) von ihrem Zustande gereinigt werden. Hier und in einem Statut der Universität zu Orleans tritt auch zunächst der Begriff einer „stinkenden Beanität" auf, welcher die spätere Zeit völlig beherrscht und

Digitized by Google

sich in den deutschen Depositionsbestimmungen beständig widerspiegelt. Die Frage, ob die lavatio, die uns geradezu als eine Art scherzhaften Taufaktes entgegentritt, als ein „über alle Völker und Zeiten verbreitetes Symbol in den französischen Universitäten des Mittelalters spontan neu aufgekommen sei" oder nicht, läßt Fabricius offen. Denn es erscheint ihm immerhin nicht ausgeschlossen, daß auf denselben Pfaden, auf denen Kultur und klassische Bildung ihren Weg nach dem Frankenreiche gefunden, auch diese uralte Studentensitte sich auf den berühmten Hochschulen des mittelalterlichen Frankreichs eingeschlichen haben könnte. Dagegen weist er den Irrtum Schades zurück, welcher glaubte, daß in Paris diese Aufnahmefeierlichkeiten unter Aufsicht und Autorität der akademischen Vorgesetzten stattgefunden hätten. Auch ist es ein Verdienst des Verfassers dieser neuesten Abhandlung über die Deposition, gezeigt zu haben, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den athenischen und französischen Bräuchen auf der einen Seite und zwischen diesen letzteren und der später an den deutschen Hochschulen gehandhabten Deposition andererseits bestanden habe, hinsichtlich der Zeit nämlich, in welcher diese Zeremonien vollzogen wurden. In Athen und ebenso auf den deutschen Universitäten, wenigstens in späterer Zeit, waren es Initialgebräuche auch in dem Sinne, daß sie unmittelbar bei der Aufnahme der Neulinge vorgenommen wurden, während in Frankreich eine längere Zeit des Noviziats, das bejaunium, voranging.

Im Jahre 1348 stiftete, wie man weiß, der für sein Heimatland Böhmen allezeit fürsorgliche Luxemburger Karl IV. die erste deutsche Universität zu Prag. Bald folgten Heidelberg, Leipzig, Ingolstadt und andere. Mit den ernsten Lehren der Wissenschaft siedelten auch die bizarren, zum Teil recht heiteren Vexirbräuche der Neulinge in die neuen Heimatstätten des akademischen Lebens mit hinüber. Die wichtigste Quelle für die Kenntnis der Form der Deposition — auch dieser Name zur Bezeichnung der Initialbräuche wird zuerst auf deutschem Boden gebraucht — ist das Manuale scholasticum vom Jahre 1481. Diese Schrift stellt in dialogischer Form das damalige Heidelberger Studentenleben dar und enthält eine drastische Schilderung der um jene Zeit auf der Ruperto-Carolina geübten Deposition. Der bei Fabricius gegebenen, mit kritischen Erörterungen durchflochtenen Darstellung des merkwürdigen Vorgangs entnehme ich in Kürze folgendes:

Zunächst stellt sich der neuangekommene discipulus dem Magister oder Bursenrektor vor und bittet a beanio absolvi. Der Magister erkundigt sich sorgfältig nach den Vermögensverhältnissen des Neulings und führt ihn dann zum Examen und zur Intitulation durch den Rektor. Hierauf wird ausgemacht, daß die depositio in dem aestuarium (heizbaren Zimmer) der Burse unter Beihilfe von drei Magistern, zwei Baccalaureen und einigen Hausgenossen des die Deposition leitenden Magisters vor sich gehen solle. Das zweite Kapitel führt den Leser des seltenen Buches in das aestuarium, in welchem der unglückliche Bean, als Bestie verkleidet, mit Hörnern und Zähnen in einer Ecke sitzt.

Zwei ältere Comburschalen, Camillus und Bartoldus, treten ein und unterhalten sich über den entsetzlichen Geruch, der in dem Gemache herrsche. Als Ursache desselben entdecken sie das in der Ecke hockende Ungetüm und reden dasselbe an. Der Bean wird aufgefordert, den beiden Comburschalen die Hand zu geben, aber die dargereichte wird mit Entrüstung zurückgewiesen; ein Glas Wein wird ihm angeboten, aber auch dieses unter Schimpfreden wieder zurückgezogen. Der Bean fängt an zu weinen; aber seine Thränen reizen die beiden älteren Semester nur zu losen Spöttereien über das Muttersöhnchen. Wiederum regnet es Schimpfwörter auf das arme Ungetüm, bis endlich die Quälgeister übereinkommen, den Bean aus seinem Zustande zu erlösen oder zu „absolviren". Camill soll als Arzt fungiren. Er eilt fort, während Bartold den Bean tröstet. Dann werden dem Armen mit der Säge die angehefteten Hörner abgenommen und mit der Zahnzange die in seine Mundwinkel gesteckten ungeheuer langen Zähne ausgezogen. Bartold bringt ein Becken mit Wasser, das mit Kräutern gewürzt ist, die an unreinem Orte gepflückt worden. Der Bart wird dem Bean mit einem sogenannten rallum, einer hölzernen Schabe, abgenommen. Bei der schmerzhaften Prozedur wird dem Gequälten unwohl, weshalb lindernde Salbe, auch Pillen aus

Digitized by Google

dem Ochsenstall angewendet werden. Nach allerlei anderen Derbheiten legt Bartold das Beicht- und Priesterhemd an, um dem Bean die Beichte abzunehmen. In dieser spielen die hauptsächlichsten Vagantensünden, vornehmlich der Gänse- und Hühnerdiebstahl, eine Rolle. Endlich wird dem Beichtkinde auferlegt, die anwesenden Magister, den Arzt und den Beichtvater zu einem reichlichen Schmause einzuladen, worauf der Bean zum Magister geführt und von diesem absolvirt wird.

Der hier geschilderte deutsche Depositionsbrauch, wie er in vorreformatorischer Zeit geübt wurde, war, wie man ersieht, den französischen Gebräuchen sehr ähnlich. Bei beiden ist der Grundzug des Aktes eine Reinigung. Den Wegfall der Taufwaschung und deren Ersetzung durch Beichte und Absolution erklärt der Verfasser — meines Erachtens etwas gewagt — mit dem größeren Respekt der Deutschen vor den kirchlichen Sakramenten, insofern Beichte und Absolution immerhin nur ein Teil des Bußsakraments seien. Der üble Geruch, auf den auch die Bocksgestalt, insbesondere die Hörner, hindeuten, findet sich schon in den uralten Handwerkerbräuchen der französischen Compagnonnage (Gesellenverbindung). Ein wesentliches Ingrediens endlich des gesamten Depositionsvorganges war die Bezahlung und das Gelage, dieses für alle Beteiligten ein fröhliches Ereignis der goldenen Academia, jene für die im Mittelalter erbärmlich besoldeten Magister eine wichtige, ja unentbehrliche Einnahmequelle.

Der Sieg des Humanismus und die Reformation, diese tief einschneidenden Ereignisse, konnten auch an der mit dem Hochschulleben so innig verwachsenen Deposition nicht spurlos vorübergehen. Die Studenten verließen die alten Kollegienhäuser, Bursen, in deren dumpfen Räumen sie im geistesdumpfen Mittelalter gehaust hatten, und das Amt des Bursenrektors ging ein. Der Depositionsakt wurde von den Universitäten übernommen, die sich die willkommene Einnahmequelle nicht entgehen ließen und sogar einen eigenen Beamten, den Depositor, für diesen Zweck anstellten. So führt noch heute — eine letzte Erinnerung an den längst entschwundenen Brauch — in Jena der Oberpedell den Titel „Depositor", und die Quittung für die Immatrikulationsgebühr wird „Depositionsschein" genannt. Es entsprach dem religiös vertieften Zeitgeiste nicht mehr, sich der Parodie sakramentaler Handlungen zu bedienen; statt deren kam eine Reihe neuer Zeremonien auf, welche sich auch bei den Handwerkerinitiationen finden. Doch ist Fabricius der Ansicht, daß sich beide selbständig neben einander her entwickelt haben, und daß von einer Beeinflussung der Bräuche der einen durch die anderen keine Rede sein kann. Ueber die Aeußerlichkeiten der Deposition in nachreformatorischer Zeit gibt uns unter anderem ein Straßburger Bericht Auskunft. Nach diesem zogen die Bacchanten, der Depositor an der Spitze, im Gänsemarsch herein, mit Hörnerhüten auf dem Kopfe. Es folgen nun das Abschneiden der Haare mit der Schere, die Anwendung des Ohrlöffels, Ausziehen des Bacchantenzahnes mit der Zange, das Feilen der Nägel, Anmalen eines Bartes, Behauen mit der Axt, Abhobelung mit dem Schruppphobel und Schlichthobel, wobei die Bacchanten auf dem Bauch hingestreckt liegen mußten, ferner die Bearbeitung mit dem Bohrer, dann eine Singprobe und das Abschlagen der Hörner mit dem Beil. Die Bacchanten müssen sich wieder auf den Boden legen; der Depositor fordert diejenigen, welche sich bereits als Studenten fühlen, auf, sich zu erheben; wer es thut, wird mit dem Plumpsack geprügelt. Dann werden die Bacchanten in den großen Schülersack gesteckt und mit dem Zirkel und der Meßrute gemessen, zuletzt müssen sie würfeln. Nachdem sie den Depositor beschenkt, knieen sie vor dem Dekan nieder, der sie mit Salz und Wein weiht.

Gewisse Unterschiede im Ritus sind je nach der Universität zu konstatiren. Auch hat sich die Sitte, die Deposition im Anfang der Studienlaufbahn abzuhalten, erst allmälich eingebürgert. Der Brauch stand im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert in so hohem Ansehen, daß die Deposition vom Adel und Bürgerstande als die einfachste und wohlfeilste Art erachtet wurde, ihre heranwachsenden Söhne als ehrenhafte Menschen in die Gesellschaft einzuführen.

Digitized by Google

Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts verfiel die Deposition. Es hängt dies einmal mit der Hebung des Mittelschulwesens zusammen. Früher konnten auch die auf die Hochschuljahre vorbereitenden Studien, das Quadrivium und das Trivium, in den Universitätsstädten abgeleistet werden. Die Studenten kamen sehr jung auf die eigentliche Hochschule, und da mochten Bräuche angebracht sein, bei denen der noch ungehobelte Scholar mittelst Handwerkszeugs zum polirten Menschen umgestaltet wurde. Sie mußten mit der Hebung des Mittelschulwesens verschwinden. Es beginnt schon im sechzehnten Jahrhundert ein Kampf gegen die Deposition, der im Laufe des siebenzehnten an Heftigkeit zunimmt. Die bestallten Depositoren traten natürlich wacker für ihr Amt ein, und so entstand jene im Anfange erwähnte abstruse Literatur über die Deposition, deren ungemeiner Umfang beweist, wie ernst der Gegenstand genommen wurde. Schließlich glitt die unerbittliche Woge der Zeit über die veralteten Bräuche dahin. Im Jahre 1774 findet sich der letzte nachweisbare Rest der Deposition in Tübingen. Heutzutage erinnern nur noch einige sprachliche Reste an den einst so verbreiteten Brauch. Man spricht von einem „ungehobelten", einem „ungeschliffenen" Menschen; man sagt von einem jungen Manne, daß er sich die „Hörner abgestoßen" oder „abgelaufen" habe, Ausdrücke, deren Ursprung dem Leser nach dem über die Deposition Gehörten ohne weiteres verständlich sein wird.

Paul Holzhausen.

Verkehrswesen.

Verkehrspolitische Betrachtungen.

Das moderne Verkehrswesen greift so tief in alle Lebensverhältnisse ein, daß es unserem Kulturleben ein ganz eigenartiges, von dem früheren grundverschiedenes Gepräge gegeben hat. Dieser seiner Bedeutung entspricht leider noch immer nicht die Beachtung, die es in der Oeffentlichkeit findet. Unzweifelhaft hat die Gesamtheit unseres Volkes ein viel größeres Interesse daran, über Dinge belehrt zu werden, deren Bedeutung für ihn fast jeder einzelne täglich am eigenen Leibe und Geldbeutel verspürt, als tagaus tagein ausführliche Berichte über unfruchtbares Parteigezänk und dergleichen mehr im Uebermaße aufgetischt zu erhalten. Wenn die Neigungen einer urteilslosen Menge wirklich eine solche Tageskost verlangen sollten, die Zahl derer, die sich mit Unlust oder gar Ekel davon abwenden, ist schon jetzt nicht gering und sie wird ohne Zweifel schnell wachsen, sobald die Presse mehr als bisher ihres höchsten Berufes eingedenk wird, erzieherisch und aufklärend im besten Sinne zu wirken und sich ausschließlich von der Rücksicht darauf leiten zu lassen, was der Gesamtheit und nicht einer einzelnen Klasse oder Clique frommt.

Als unsere Eisenbahnen in die Verwaltung des Staates übergingen, wurde dieser folgenschwere Schritt, den viele nur widerwillig und gezwungen mitmachten, wie bekannt, hauptsächlich damit begründet, daß das wichtigste der neueren Verkehrsmittel nicht länger dem mehr oder weniger unbeschränkten Gewinnstreben einer kleinen Minderheit im Staate überlassen bleiben dürfe, daß die Eisenbahnen vielmehr in stärkerem Maße als bisher ihren eigentlichen Zwecken dienstbar zu machen seien: den Verkehr nach Möglichkeit zu erleichtern und zu fördern und damit die natürlichen Hilfsmittel und Kräfte des Landes zum Wohle des Ganzen einer möglichst hohen Entwicklungsstufe zuzuführen. Wenn seit einer Reihe von Jahren diese Aufgaben und Ziele immer mehr hinter dem Bestreben zurücktreten mußten, die für allgemeine Staatszwecke fehlenden Mittel aufzubringen, so wird dieser Zustand nicht bloß in den Kreisen aller derer lebhaft beklagt, deren Interessen dadurch geschädigt werden, daß die längst als notwendig anerkannten Reformen im Güter- und Personenverkehr noch

Digitized by Google

immer vergeblich der Ausführung harren. Auch in der Verwaltung selbst wird der auf ihr lastende Druck schwer empfunden. Die Schaffensfreudigkeit in ihr muß unvermeidlich nachlassen, wenn sie sich bei allen Schritten, die sie unternehmen möchte, um ihre eigentlichen Aufgaben zu erfüllen und den berechtigten Wünschen der Verkehrsinteressenten nachzukommen, durch Umstände gehemmt sieht, deren Aenderung nicht in ihrer Macht liegt.

Eine vielumstrittene Frage ist noch immer die nach dem richtigen Finanzprinzip der Staatsbahnverwaltung. Daß der gegenwärtige Zustand auf die Dauer unhaltbar ist, darüber ist glücklicherweise nur eine Stimme. Aber es gibt noch immer eine ganze Menge sonst ganz verständiger und einsichtiger Leute, die über seine möglichst baldige Beseitigung hinaus einen Zustand erstreben, der mit einer gerechten und — im Verhältnis — gleichmäßigen Heranziehung aller Staatsbürger zur Tragung der öffentlichen Lasten schlechterdings unvereinbar wäre, nämlich eine Verwaltung der Staatsbahnen nach dem reinen Gebührenprinzip, so daß jeder Ueberschuß daraus (nach Abzug der für die Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals erforderlichen Summen) ausschließlich zu weiteren Verkehrserleichterungen und -Verbesserungen verwendet würde. Wie — in voller Uebereinstimmung mit wissenschaftlichen Volkswirten von der Bedeutung eines Adolf Wagner und Gustav Cohn — in der im vorigen Jahre erschienenen kleinen Schrift des Verfassers „Soziale Verkehrspolitik" ausgeführt ist, wäre das nur dann angängig und richtig, wenn die Gesamtheit der Staatsbürger an den Vorteilen der Verkehrsmittel — im Verhältnis — gleichmäßigen Anteil hätte. Die Behauptung einzelner, die Vorteile der Verkehrsmittel kämen -- unmittelbar oder mittelbar — hauptsächlich den Minderbesitzenden und Besitzlosen zu gute, ist nur so weit richtig, als diese bekanntlich die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Im übrigen aber lehrt schon die tägliche Beobachtung, und durch die Statistik wird es bestätigt, daß mindestens die unmittelbaren Vorteile der neueren Verkehrsmittel überwiegend den wohlhabenderen Klassen zufallen. Aber auch von den mittelbaren Vorteilen läßt sich mit Fug und Recht das Gleiche behaupten, wenn man in Erwägung zieht, daß die Hebung unseres gesamten wirtschaftlichen und geistigen Lebens, die wirtschaftliche und geistige Machtfülle, an der die Verkehrsmittel unleugbar einen hervorragenden Anteil haben, der Minderheit der Besitzenden unverhältnismäßig größere Vorteile bieten als der Masse der Besitzlosen. So lange aber dieses Verhältnis bestehen bleibt, das, weil auf ganz natürlichen Vorgängen und Gesetzen beruhend, schlechterdings als unabänderlich anzusehen ist, so lange wäre es mit dem staatserhaltenden Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit unvereinbar, auf jeden Ueberschuß aus der Verwaltung der Verkehrsmittel zu verzichten, wenn nicht die Besitzenden in anderer Form zu entsprechenden Gegenleistungen für die ihnen auch durch die Verkehrsmittel in gesteigertem Maße zufallenden Vorteile herangezogen werden. Davon sind wir aber noch recht weit entfernt. Auch können Leistung und Gegenleistung viel besser und gerechter ausgeglichen werden, wenn der Entgelt für die Leistungen der Verkehrsmittel grundsätzlich nicht nach ihren schwer bestimmbaren und sehr schwankenden Selbstkosten, sondern nach dem Werte bemessen wird, den sie für ihren Nutznießer haben.

Unter dem hier entwickelten Gesichtspunkt betrachtet ist die Verkehrssteuer, als die sich die Ueberschüsse der Verkehrsmittel darstellen, an und für sich eine der gerechtesten Steuern, viel gerechter als zum Beispiel die indirekten Steuern auf die allen unentbehrlichen Gegenstände des täglichen Bedarfs und Verbrauchs, von denen die Aermeren viel härter betroffen werden als die Wohlhabenderen, weil diese Gegenstände einen viel größeren Teil ihres Einkommens beanspruchen. Ueberdies hat die Erhebung der jetzigen Verkehrssteuer den großen Vorzug, daß keinerlei Kosten dafür entstehen, und last not least: den Bedürfnissen des Verkehrs läßt sie sich aufs allerengste anpassen. Erzeugnisse, die für die nationale Volkswirtschaft von besonderer Wichtigkeit sind, können von der Steuer ganz frei gelassen oder nur mit einer geringfügigen Steuer belegt werden, indem sie zu besonders niedrigen Frachten gefahren werden.

Die in meiner erwähnten Schrift enthaltenen Erwägungen haben mich zu dem Satze

Digitized by Google

geführt: „Je höher der Tauschwert eines Gutes, um so höher der Beförderungspreis; je höher der volkswirtschaftliche Wert, um so niedriger der Beförderungspreis.“ Dieser Grundsatz steht mit der vorhin aufgestellten Forderung nicht im Widerspruch, weil der Wert einer Transportleistung für ihren Nutznießer in der Regel von dem Tauschwert und dem volkswirtschaftlichen Wert des beförderten Gutes abhängen wird. Und die mir zu Gesicht gekommenen Urteile darüber bestärken mich in der Ueberzeugung, daß darin ein richtiger Fingerzeig für eine der allgemeinen Wohlfahrt förderliche Tarifbildung enthalten ist.

Noch immer begegnet man fernerhin in Zeitungen und Zeitschriften den gröbsten Irrtümern über die Notwendigkeit und die Wirkung von Tarifermäßigungen. Besonders beliebt ist das weitverbreitete Schlagwort, daß der volkswirtschaftliche Nutzen der Verkehrsmittel um so größer sei, je niedriger die Beförderungspreise sind. Daß der Satz in dieser allgemeinen Fassung völlig unhaltbar ist, ergibt sich aus den vorangegangenen Ausführungen von selbst. Richtig ist er nur, soweit die in unserer nationalen Volkswirtschaft wichtigsten und unentbehrlichsten Erzeugnisse in Betracht kommen. Aber auch bei ihnen wird unter die Grenze der Selbstkosten nur ganz ausnahmsweise und vorübergehend, etwa in Fällen besonderer elementarer Notstände, heruntergegangen werden dürfen.

Einer ähnlichen Beliebtheit und Verbreitung erfreut sich die Behauptung, daß jede Tarifermäßigung nicht allein eine Verkehrszunahme, sondern auch eine Steigerung der Einnahmen und des Ueberschusses zur Folge habe, wenn sie nur groß genug sei, um den gebundenen (latenten) Verkehr in ausreichendem Maße zu entfesseln. Auch hier ist Wahres mit Falschem durcheinandergemengt. Das hat sich bisher in allen Ländern gezeigt, die mit — zum Teil recht bedeutenden — Tarifermäßigungen vorgegangen sind. Erst neuerdings in Ungarn, wo der am 1. August 1889 eingeführte und damals in allen Tonarten als Vorbild gepriesene billige ungarische Zonentarif bekanntlich am 1. März dieses Jahres — teilweise nicht unerheblich — hat erhöht werden müssen, weil trotz des beträchtlichen Anwachsens des Verkehrs den dadurch entstandenen Ausgaben die Steigerung der Einnahmen nicht entsprochen hat. Zweifellos ist: nur erhebliche Ermäßigungen können zu einer so bedeutenden Verkehrssteigerung führen, daß die Einnahmen aus dem Mehrverkehr die zu dessen Bewältigung notwendigen Mehrausgaben und zugleich die Einnahmeausfälle bei dem bisherigen Verkehr decken. Aber eine unabweisbare Vorbedingung bleibt, daß die Ermäßigung einem wirklichen und berechtigten Bedürfnis entspricht.[1]) Erst jüngst stieß ich in einer Schrift, die im übrigen manches Beachtenswerte enthält, auf die Behauptung, die Eisenbahnen seien verpflichtet, es dahin zu bringen, daß die Reiselust bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gesteigert wird. Diese Aeußerung ist überaus bezeichnend für die Einseitigkeit der Auffassung selbst in solchen Kreisen, die sich mit den hier in Betracht kommenden Fragen eingehender beschäftigt haben und die sich im übrigen auch eines klaren und praktischen Blickes erfreuen. Könnte es wohl etwas Verkehrteres geben, als ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen, sittlichen und sozialpolitischen Folgen den Reiseverkehr durch Tarife nach dem Muster der Perrot und Hertzka ins Ungemessene zu steigern und dadurch der ohnehin in erschreckendem Maße überhandnehmenden Unstetigkeit noch weitern Vorschub zu leisten! Zu welchen bedenklichen Zuständen das führen würde, davon erhalten wir einen kleinen Vorgeschmack, wenn wir die ungarischen Zustände unter der Herrschaft des neuen Zonentarifs ins Auge fassen, die ein Sachkundiger, der Ministerialrat von Szabo 1894 aus eigener Anschauung in wenig verlockenden Farben geschildert hat.

Die eben erwähnte Forderung hätte überdies nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn ein unbeschränktes Gewinnstreben zum leitenden Finanzprinzip der Verwaltung erhoben würde. Das wäre aber, ganz abgesehen von den in der Sache selbst liegenden schweren Bedenken, mit den Voraussetzungen und Zusicherungen unvereinbar, unter denen sich in den achtziger Jahren das große Verstaatlichungswerk vollzogen hat.

[1]) Berechtigt hier überall = dem Gesamtwohle förderlich. Der Verfasser.

Digitized by Google

Was die Verkehrsmittel jetzt noch im Uebermaß an der vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit zur Förderung des Gemeinwohls behindert, kann unmöglich von Dauer sein. Aber auch wenn sie ihre volle Kraft ihren eigentlichen Aufgaben zuwenden können, darf niemand von ihnen erwarten, daß sie ohne Rücksicht auf den inneren Zusammenhang der Dinge im Volks- wie im Staatsleben sich der Verwirklichung utopistischer Pläne hingeben werden. Der Mangel staatsmännischer Einsicht, der in dem ungarischen Zonentarif mit seinem Bestreben erkennbar ist, den Verkehr um jeden Preis nach Möglichkeit zu entfesseln, hat sich schwer gerächt. Die in Ungarn und auch in anderen Ländern gemachten Erfahrungen werden für unsere Verkehrsmittel sicherlich nicht verloren sein. Sehr zu wünschen wäre, daß die sich daraus ergebenden Lehren auch von weiteren Kreisen richtig erkannt und beherzigt würden.

Zweifellos kann man auch über die Berechtigung eines Verkehrsbedürfnisses verschiedener Meinung sein. Wenn aber angesichts der erstaunlich hohen Ueberschüsse unserer Staatsbahnen Erleichterungen für die hauptsächlichen Produktionszweige des Landes, auch zur Erhöhung seiner Konkurrenzfähigkeit dem Auslande gegenüber, verlangt werden, so wird diese Forderung ebenso wenig als unberechtigt zurückgewiesen werden können wie das Verlangen nach einer Vereinfachung und Verbilligung unserer verworrenen und teilweise geradezu widersinnigen Personentarife. Sicherlich sind unsere Tarife im Verhältnis zu denen anderer Länder im allgemeinen nicht übermäßig hoch, und wir haben, auch im Personenverkehr, Ausnahmetarife, die sich mit den niedrigsten Tarifen anderer Länder messen können. Aber diese Ausnahmen könnten nach der Meinung auch solcher Leute, deren Einsicht und Sachkunde außer allem Zweifel steht, ohne dauernden Nachteil für die Reineinnahmen der Verkehrsmittel, ja zu ihrer Mehrung und jedenfalls zum Vorteil der Wohlfahrt des Landes mehr verallgemeinert werden. Entbehrlich werden diese Ausnahmen niemals sein, wenn man nicht darauf verzichten will, die Tarife den im einzelnen sehr verschiedenen Bedürfnissen des Verkehrs möglichst enge anzupassen, aber wenn die Hälfte aller Transportleistungen und mehr unter die Sätze von Ausnahmetarifen fällt, auch im Personenverkehr, wie es gegenwärtig bei uns der Fall ist, so kann das unmöglich als ein Zustand bezeichnet werden, der aufrecht erhalten zu werden verdient. Namentlich nicht, wenn die billigen Ausnahmetarife, statt den wirtschaftlich Schwachen und Schwächsten zu dienen, gerade überwiegend den wirtschaftlich ohnehin Leistungsfähigsten zu gute kommen. In welchem Umfange dies gegenwärtig im Güterverkehr geschieht, darüber gibt ein 1894 in den Preußischen Jahrbüchern erschienener Aufsatz „Sozialpolitik im Gütertarif“ nähere Auskunft. Daß im Personenverkehr, abgesehen von den billigen Arbeiterfahrkarten und den gemeinnützigen Zwecken dienenden Ermäßigungen, gerade die als Anreiz zur weiteren Ausdehnung des Reiseverkehrs gewährten Ermäßigungen hauptsächlich den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung von Nutzen sind, bedarf keines Beweises. Die Besitzlosen müssen die durch ihre Erwerbsthätigkeit und so weiter gebotenen Reisen wohl oder übel auf das Allernotwendigste beschränken, weil zum Reisen und namentlich zu weiterem Reisen nicht bloß Zeit, sondern außer dem Fahrpreise selbst bei den bescheidensten Ansprüchen noch verhältnismäßig große Mittel erforderlich sind.

Ist es nicht aber ein unhaltbarer Zustand, wenn auf der einen Seite alles mögliche geschieht, die wirtschaftlich Schwachen zu stützen, selbst mit Hilfe bedeutender Opfer, die den Nächstbeteiligten und der Gesamtheit zu ihren Gunsten auferlegt werden, und auf der andern Seite diesen Bestrebungen dadurch entgegengearbeitet wird, daß die ohnehin geringen Mittel der großen Masse relativ stärker beansprucht werden als die viel höhere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer verhältnismäßig kleinen Minderheit! Wo bleibt da die in jedem Staatsleben höchst wünschenswerte, ja unentbehrliche Homogenität, wo die ausgleichende Gerechtigkeit? -- Diese bange Frage muß sich unwillkürlich jedem aufdrängen, der den Vorgängen in unserem öffentlichen Leben aufmerksamen Blickes und mit dem heißen Wunsche folgt, daß der heutigen Verwirrung, Zerfahrenheit und der aus wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Nöten empor-

Digitized by Google

wachsenden steigenden Unzufriedenheit und Verbitterung in unserem Volksleben recht bald der Nährboden entzogen werde.

Diesen Ausführungen liegt selbstverständlich jede Absicht eines Vorwurfs gegen irgend eine Person vollständig fern. Es soll damit vielmehr nur auf Widersprüche hingewiesen werden, die sich aus überkommenen Verhältnissen heraus entwickelt und allmälich ganz von selbst immer mehr zugespitzt haben, deren Beseitigung deshalb aber auch immer dringlicher wird. Und hiezu könnten gerade die Verkehrsmittel ein gutes Stück wertvoller Arbeit beitragen.

Otto de Terra.

Literarische Berichte.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. I. u. III. 1. 8. Aufl., bearbeitet von Max Heinze. Berlin, Mittler und Sohn, 1894/95.

Zwei hauptsächliche Vorzüge dieses bekannten Grundrisses sind auch der neuen Auflage erhalten geblieben: die durchgeführte und schon im Druck hervortretende Scheidung zwischen dem Wesentlichen und dem weniger Bedeutsamen einerseits, die Vollständigkeit der Literaturangaben anderseits. Wer sich zunächst nur einen Ueberblick über die nach Personen und Schulen geordnete Geschichte der Philosophie verschaffen will, findet in dem groß Gedruckten einen lückenlosen Zusammenhang; will er dann in die Einzelheiten eindringen, so bietet ihm der übrige Text ausreichenden Stoff dazu; beabsichtigt er endlich eigene Studien, so kann er des klar geordneten Schriftenverzeichnisses nicht entbehren. — Der erste Band behandelt das Altertum bis zu den späteren Neuplatonikern. Hier vermissen wir die eingehende Rücksicht auf die orientalische Philosophie, die gegenwärtig doch nicht mehr mit ein paar Seiten abzuthun ist, und die Hervorhebung der sozialen Wirksamkeit des Sokrates. Auch scheint uns die Anordnung nicht durchweg geglückt zu sein — von kleineren Bedenken ganz zu schweigen. — Der erste Teil des dritten Bandes, im Umfange von 365 Seiten, umfaßt nur die Zeit vom Aufblühen der Altertumsstudien bis zur Kantischen Philosophie; dem noch ausstehenden zweiten Teile sind die nachkantischen Systeme und die Philosophie der Gegenwart zugewiesen, wobei auch der außerdeutschen Philosophie die gebührende Würdigung zu teil werden soll. Wenn es erlaubt ist, auch hier auf einen Mangel hinzuweisen, so sei die ganz unzulängliche Behandlung der deutschen Aufklärung genannt. — Obgleich der verdienstvolle Herausgeber augenscheinlich größte Mühe und Sorgfalt auf die Literaturangaben verwendet und dadurch den wärmsten Dank aller Fachgenossen sich erworben hat, sind auch ihm Irrtümer nicht erspart geblieben. Wir erwähnen einige, die uns zufällig auffielen. Im dritten Bande S. 167 und im Namenverzeichnis muß es Itelson statt Itelsen heißen; das S. 168 angezogene Hermannstädter Programm von 1894 enthält eine ganz andere Abhandlung; Ludovicis (S. 192 citirter) „Ausführlicher Entwurf" besteht aus nur zwei Bänden, die beide 1737 erschienen sind; Offners Schrift gehört auf S. 212 statt auf S. 218; das Namenregister setzt fälschlich die Seitenzahl 166 zu Robert Sommer anstatt zu Hugo Sommer u. s. w. Doch thun solche unvermeidlichen Versehen der Gediegenheit des Werkes selbstverständlich keinen Abbruch.

M. D.

Nama und Damara, Deutsch-Südwest-Afrika. Herausgegeben von H. von François, Premierleutenant u. s. w. Magdeburg, Druck und Verlag von E. Baensch jun.

Die Familie von François hat sich um die Erforschung und Beschreibung Afrikas höchlichst verdient gemacht. Auch die vorliegende Arbeit, ein prächtig ausgestatteter Folioband, rechtfertigt das günstige Vorurteil, mit dem man ihm entgegentritt. Er gibt zunächst eine Uebersicht über die Pflanzen- und Tierwelt, wie über die geographische Beschaffenheit des Landes, dann in drei Kapiteln eine, leider ziemlich unlogische und recht unübersichtliche, geschichtliche Darstellung, den schwächsten Teil der gesamten Arbeit, darauf eine sehr schöne, ausführliche Dar

Digitized by Google

stellung der Kultur und der Sitten der Eingeborenen. Freilich wäre auch hier in mancher Beziehung eine klarere und schärfere Angabe erwünscht, namentlich weil François manches bringt, was den früheren Forschern entgangen war. Den Schluß bildet eine Geschichte der Mission, anthropologische Messungen und Reisetafeln, besonders aber zwei volkswirtschaftliche Kapitel, welche, lebendig und anschaulich in der Sprache, nüchtern und besonnen in der Auffassung, eine vorurteilsfreie Würdigung des wirtschaftlichen Werts der Kolonie enthalten. Nach Ansicht des Verfassers ist sie in mäßigem Umfange zur Besiedelung durch Europäer und zur Ausnutzung durch Viehzucht geeignet. Den Buren bringt der Verfasser keine sonderliche Zuneigung entgegen wegen ihres Tropenkollers, ein Fehler, von dem der Verfasser durchaus frei geblieben ist. K. F.

Schüchterchen. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit kundiger Hand führt uns der Verfasser in diesem Werke in die Kreise der Künstlerwelt und des gesellschaftlichen Lebens einer süddeutschen Residenz ein. Das Lebensbild, das er von diesem Hintergrunde sich abheben läßt, ist ein buntes und vielgestaltiges, doch wird es in einheitlicher Weise von einer anmutigen Frauengestalt beherrscht. Die Heldin des Romans gehört zu den eigentümlichen Charakteren, die, ohne bedeutend zu sein, doch durch ihre Schlichtheit und Reinheit einen entscheidenden Einfluß auf ihre Umgebung ausüben: ihre stille Größe enthüllt sich erst in dem ernsthaften Lebenskampfe, den sie auszuhalten haben, und der ihnen Stärke und Festigkeit verleiht. Das kleine „Schüchterchen" wächst sich vor unseren Augen zur zielbewußten und willensstarken Frau aus und nötigt uns dadurch ein so großes Interesse ab, daß wir mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Lebensschicksalen folgen und wir zu unserer großen Genugthuung diese trotz aller tragischen Verwicklungen schließlich eine friedliche und versöhnende Wendung nehmen sehen.

Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage. Federskizzen eines Touristen über Algier, Tunis, Sizilien, Capri. Von Alfred Maaß. Mit 112 nach Originalaufnahmen gefertigten Abbildungen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Harmlose Touristenplaudereien, welche ohne tieferes Eingehen auf Einzelheiten doch ein recht anschauliches Bild von Land und Leuten eines Teils von Algier, Tunis, Sizilien und Capri gewähren. Die Sprache fließt einigermaßen glatt aus der Feder, doch sind recht viele stilistische und sprachliche Unrichtigkeiten und hie und da auch mancher Unsinn stehen geblieben, obgleich das Gebot „Nonum prematur in annum" fast wörtlich (1889—1896) erfüllt ist. Die Abbildungen sind anschaulich und gut gewählt, auch sauber wiedergegeben, doch ist ein Teil etwas verzerrt, wahrscheinlich, weil bei der Aufnahme die Camera etwas schief gehalten ist. K. F.

Oberlehrer Gesenius. Roman von Osterloh. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieser Roman bietet uns ein Bild aus dem Alltagsleben dar, seine Sphäre ist das kleinbürgerliche Leben unserer Zeit, zum Teil der enge Bezirk, der sich um Schulhaus und Lehrerwohnung gruppirt, und doch weiß er von Strebungen und Kämpfen zu berichten, die nahezu an das Tragische streifen. Er macht uns zum Zeugen der Charakterentwicklung eines Mannes, der lange irren und Fehler auf Fehler begehen muß, bis er sich zu Seelenruhe und innerem Frieden durcharbeiten kann. Der Reiz des Buches besteht daher vor allem in der psychologischen Vertiefung seiner Charaktere und in der wirksamen Kontrastirung derselben, doch fesselt er nicht minder durch die anschauliche Schilderung, die er von der Außenseite des Lebens entwirft, wie es seinem durchweg ernsten Inhalte auch nicht an humoristischen Streiflichtern gebricht, so daß die Lektüre des Buches sich von Anfang bis zu Ende zu einer sehr unterhaltenden gestaltet.

Wan-li-tschang-tschöng (Die chinesische Mauer). Ein Beitrag zur Frauenfrage von Hermann Nestori, Leipzig, Druck von Hesse und Becker.

Das Buch handelt nicht von China, wie man wohl vermuten könnte, sondern von deutschen Verhältnissen. Es will gegen die Ausschließung der Frauen von vielen Zweigen des Erwerbslebens und gegen die ungleiche Behandlung der Geschlechter in sittlichen Fragen eine Lanze brechen und thut dies mit allen Waffen des Witzes, des Sarkasmus und der Ironie, die ein tiefer sittlicher Ernst, reiche Belesenheit, ein weiter Blick und die äußerste Rücksichtslosigkeit dem Verfasser in die Hände geben. Die einleitenden philosophischen Betrachtungen werden nicht jeden überzeugen und unterhalten, aber die folgenden Einzelausführungen enthalten sehr viel Richtiges und sind auch da zu beachten, wo die aufgestellten Forderungen, die überall erstrebenswert sind, mit den Mitteln der Gegenwart nicht erfüllt werden können. Die Schrift verdient weite Verbreitung unter Männern und wohl auch unter verständigen Frauen. K. F.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Brandes, Georg, William Shakespeare. Zehnte Lieferung. Paris und Leipzig, Albert Langen.

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 10, 11, 12, 13. Rathenow, Max Babenzien. à 40 Pf.

Duboc, Dr. phil. Julius, Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik. Leipzig, Otto Wigand. M. 2. 50.

Ehrenberg, Dr. Richard, Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital- und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert. Erster Band. Die Geldmächte des 16. Jahrhunderts. Jena, Gustav Fischer. M. 8. —

Feldmann, Carl, Blüten und Früchte. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Garin, Paul, Dulcamara. Regensburg, W. Wunderling. M. 3. —

Gersuny, Dr. Robert, Arzt und Patient: Winke für beide. Zweite Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 1. —

Gottschalk, Paul, Gehetztes Wild. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 3. —

Heiberg, Hermann, Zwischen engen Gassen. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5. —

Laband, Dr. Paul, Der Streit über die Thronfolge im Fürstentum Lippe. Berlin, Otto Liebmann. 80 Pf.

Lejeune, Général, Mémoires. Publiés par M. Germain Bapst. En prison et en guerre. A travers l'Europe (1809—1814). Paris, Firmin Didot et Cie.

Lienert, Meinrad, 's Mirli. Frauenfeld, J. Huber. M. 2. 40.

Lönholm, Dr. L., Japans moderne Zivilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage. Tokyo, Selbstverlag. (Leipzig, Rossbergsche Hofbuchhandlung.) M. 1. 80.

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Avril 1896. Paris, A. Quantin.

Moser, Kurzer strategischer Ueberblick über den Krieg 1870/71. Zweite Auflage. Berlin, Mittler und Sohn. M. 2. —

Musen, die. Monatshefte für Produktion und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Viertes Heft. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung. M. 1. —

Osterloh, Oberlehrer Gesenius. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Passarge, L., Aus fünfzig Jahren. Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Rauscher, Ernst, Die Erzählung des Werkherrn. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. M. 1. 50.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Fünftes Heft. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1. —

Renz, B., Hamburger Geschichten. Inhalt: Vor fünfzig Jahren. — Der alte Buffmeyer. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Revue pour les jeunes filles. Avril 1896. Paris, Armand Colin et Cie.

Salburg, E., Ein Frühlings-Märchen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Sartorius, Benvenuto (M. Willkomm-Schneider), Schattenbilder aus dem Reiche des Sonnenscheins. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Schaukal, Richard, Verse (1892—1896). Brünn, Rudolf M. Rohrer.

Telmann, Konrad, Unter römischem Himmel. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Tetzlaff, A., Die Shakespeare-Bacon-Frage. Halle a. S., F. R. Starke. M. 1. —

Truth, Hefe im Schaum. Berliner Roman. Berlin und Leipzig, T. Trautweinsche Buchhandlung. M. 4. —

Volz, Dr. Gustav Berthold, Kriegführung und Politik König Friedrichs des Grossen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges. Berlin, Siegfried Cronbach.

Walcker, Dr. Karl, Die Frage der allgemeinen Bildung und der Zeitungsreform. Leipzig, Hermann Haacke. M. 1. —

Webdigen, Otto, Novellen und Erzählungen. Leipzig, Robert Friese.

Wichert, Ernst, Die Schwestern. Eine lithauische Geschichte. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Widmann, J. V., 'Bin der Schwärmer. Idyll. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, J. Huber. M. 2. 40.

Winderlich, Karl, Phryne, ein Lied aus Alt-Hellas. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Zingeler, Karl Theodor, Zollern-Nürnberg. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes.

Von

Heinrich v. Poschinger.

Ueber den Bundesrat, die vornehmste Körperschaft des Reichs, in der Bismarck eine Art Palladium und die größte Garantie für die Zukunft Deutschlands erblickte (Reichstagsrede vom 19. April 1871), fehlt bisher noch jegliche Vorarbeit. Man findet die Namen der Bevollmächtigten zum Bundesrat wohl aufgeführt im Reichs-Gesetzblatt, Reichsanzeiger und im Handbuch für das Deutsche Reich; allein irgend welche Personalnotizen darüber sucht man, wenn dieselben nicht zu den Berühmtheiten unter den Staatsmännern zählen, vergebens. In den Parlamentsalmanachen findet man biographische Notizen hinsichtlich des unbedeutendsten Sozialdemokraten; eine gleichartige Arbeit hinsichtlich der Bundesratsmitglieder fehlt. In dem Konversationslexikon, wo man versucht ist, Belehrung zu schöpfen, ist der Bundesrat auf das stiefmütterlichste behandelt. Das Brockhaussche Konversationslexikon kennt, um nur von dem Bundesrat des Norddeutschen Bundes einige Persönlichkeiten herauszugreifen, weder v. Liebe, der doch zu den bedeutsamsten Köpfen dieser Körperschaft zählte, noch beispielsweise die Staats-, beziehungsweise Kabinetsminister v. Watzdorf, v. Larisch, v. Bertrab, v. Seebach, v. Harbou, Heldmann, v. Oheimb, den Senator Curtius und den kürzlich verstorbenen Gesandten Dr. Krüger. Hier gilt es also wirklich eine Lücke auszufüllen.

Es wird für eine spätere Zeit besonders wichtig sein, zu wissen, welche Berührungspunkte zwischen Bismarck und den einzelnen Mitgliedern des Bundesrats bestanden haben; man darf hierbei nicht bloß an gesellige Beziehungen denken, denn mit vielen derselben hat der Kanzler unter vier Augen auch geschäftlich manche bedeutsame Unterredung gepflogen.

Diejenigen Mitglieder des Bundesrats des Norddeutschen Bundes, die noch am Leben sind, haben meine Arbeit meist bereitwillig gefördert; bezüglich des einen und andern bereits Dahingegangenen ist mir bei Zuratеziehung des literarischen Nachlasses manches historisch Beachtenswerte zur Verfügung gestellt worden. Am dankbarsten bin ich für die mir von der beteiligten Seite erteilte Erlaubnis, einzelne Briefe, welche Bismarck an seine Kollegen im Bundesrat gerichtet hat, veröffentlichen zu dürfen. Lassen sie auch einen hochpolitischen Inhalt vermissen, so sind sie doch immerhin bedeutsam zur Charakteristik sowohl des hohen Briefschreibers als des Empfängers.

Digitized by Google

Ich beginne meine Darstellung für die Leser der „Deutschen Revue“ mit dem

Coburg-Gothaischen Staatsminister Freiherrn v. Seebach,

dem es, ebenso wie dem Herzog Ernst, unvergessen bleiben wird, daß er alle Bestrebungen zur Erlangung der Einheit Deutschlands kräftig gefördert hat, und der über sein politisch bewegtes Leben, ganz wie sein Herr und Gebieter, erfreulicherweise recht sorgsam Buch geführt hat.

Ueber seinen äußeren Lebensgang ist Nachstehendes vorauszuschicken: Freiherr Dr. Camillo Richard v. Seebach, geboren am 9. Juli 1808 zu Donndorf in der jetzigen Provinz Sachsen, gebildet auf dem Gymnasium zu Grimma sowie später den Universitäten in Leipzig und Göttingen, war im Jahre 1829 in königlich sächsischen Staatsdienst eingetreten. Er bekleidete hier im Jahre 1849 zu Dresden die Stelle eines Appellationsgerichtsrats und war zur Aushilfe im Justizministerium beschäftigt, als ihn am 1. Dezember des gedachten Jahres der damals regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha auf den Vorschlag des früheren königlich sächsischen Ministers v. Carlowitz zur Ordnung der damals vielverworrenen öffentlichen Verhältnisse in Coburg-Gotha und zur obersten Leitung seiner Staatsverwaltung in beiden Herzogtümern als Minister berief.

Schon damals anläßlich dieser Berufung rühmte das „Dresdener Journal“ (Nr. 317 vom 17. November 1849) die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes und Herzens und seinen natürlichen, durch vielseitige Bildung und namentlich gründliche Rechtskenntnisse erhöhten Scharfblick.

In Uebereinstimmung mit dem Herzog Ernst war Seebach erfolgreich bemüht, die Gesetzgebung der Herzogtümer nach den Grundsätzen weiter zu führen, nach denen die Verfassung für Gotha vom 27. März 1849 aufgebaut war. Seine Bemühungen, die beiden Herzogtümer völlig zu vereinigen, hatten freilich keinen vollen Erfolg, er mußte sich in dieser Hinsicht anfänglich damit begnügen, daß durch das Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 wenigstens ein gemeinsamer Landtag ins Leben gerufen und das Verhältnis zum Herzoge, die Beziehungen zum Bunde und nach außen, das Staatsministerium, der Staatsgerichtshof, das Militärwesen und die Appellgerichte für gemeinsame Angelegenheiten erklärt wurden. Erst 1874 kam ein Gesetz zu stande, wonach durch einen Beschluß der Landtage beider Herzogtümer oder einen mit Zustimmung der Mehrheit der Abgeordneten eines jeden der beiden Herzogtümer zum gemeinschaftlichen Landtage gefaßten Beschluß des letzteren auch andere Angelegenheiten zu gemeinsamen erklärt werden können. Auf diesem Wege wurde noch in demselben Jahre (1874) das gesamte Justizwesen zu einer gemeinsamen Angelegenheit erklärt. Auf Veranlassung Seebachs kamen unter anderem für Gotha i. J. 1853 Gesetze über die Ablösung der Grundlasten, über die Zusammenlegung der Grundstücke, wegen Errichtung einer Landeskreditanstalt, 1858 ein Gesetz über die Organisation der Verwaltungsbehörden und ein Gemeindegesetz, 1872 ein Gesetz über die Volksschulen, in Coburg 1853 ein Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke, 1858 ein Volksschulgesetz, 1867 ein Gemeindegesetz zu stande.

Digitized by Google

Seebach verblieb in seiner Ministerstellung vom 1. Dezember 1849 bis zum 1. April 1888, an welchem Tage auf sein Ansuchen die Versetzung in den ehrenvollen Ruhestand erfolgte,[1]) nachdem er am 1. Dezember 1874 sein fünfundzwanzigjähriges Ministerjubiläum gefeiert hatte.[2])

In einer bei dieser letzteren Gelegenheit gehaltenen Rede bemerkte Seebach: „Blicke ich zurück in die Zeit, zu der ich hierher berufen wurde, und vergleiche ich die Zustände, wie ich sie damals vorfand, mit den jetzigen, so muß ich wohl den letzteren das Zeugnis geben, daß sie in mancher Beziehung besser sind als die früheren. Allein, glauben Sie mir, zum großen Teil hat sich das so ganz von selbst gemacht. Die Zustände waren eben zu so unhaltbaren geworden, daß sie selbst mit zwingender Notwendigkeit zu einer Aenderung hindrängten. Ich darf nur daran erinnern, daß damals in den beiden Herzogtümern noch zwei verschiedene und sogar in ihren Grundprinzipien wesentlich von einander abweichende Verfassungen in Kraft waren, daß es auch für diejenigen Dinge, die den beiden Landesteilen ihrer Natur nach gemeinschaftlich sein mußten und für beide nur gleichmäßig geregelt werden konnten, an einem gemeinschaftlichen Organ der Landesvertretung fehlte, so daß ich, um nur eins zu erwähnen, was schon jetzt vielen unter Ihnen als kaum glaublich erscheinen wird, mit meinem ersten Militäretat dreimal den Thüringer Wald überschreiten mußte, um ihn endlich durch ein übereinstimmendes Votum der beiderseitigen Landesvertretungen zum Abschluß gebracht zu sehen; daß ferner für die beiden Herzogtümer, deren Einwohnerzahl damals 150000 Seelen kaum überstieg, neben dem Ministerium nicht weniger als sieben Mittelbehörden bestanden. Alles dies, und es ließe sich noch so manches hinzufügen, konnte unmöglich fortbestehen, ohne in die Regierungsmaschine mehr oder weniger hemmend einzugreifen; alle diese Mängel waren aber auch in der That von der Art, daß schon jede Veränderung notwendig auch eine Verbesserung in sich schließen mußte."

Am 4. November 1879 feierte Seebach sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Er starb am 3. März 1894.

Die näheren persönlichen Beziehungen zwischen Bismarck und Seebach werden erst von der Zeit begonnen haben, da der letztere nach Berlin kam, um bei den Beratungen über den Anschluß des Herzogtums an den Norddeutschen Bund mitzuwirken. Bei Gelegenheit der Beratung des Entwurfs einer Verfassung des Norddeutschen Bundes bemerkte Bismarck (4. Juni 1867) zu Seebach, er glaube, die kleinen Staaten thäten am besten, sich lediglich der preußischen Gesetz-

---

[1]) Zu vergl. ein Artikel der „Gothaischen Zeitung" Nr. 74 vom 27. März 1888 aus Anlaß des an diesem Tage erfolgten Rücktritts v. Seebachs von den Geschäften nach fast vierzigjähriger Thätigkeit.

[2]) Aufsätze über das am 1. Dezember 1874 stattgefundene fünfundzwanzigjährige Ministerjubiläum v. Seebachs finden sich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 1. Dezember 1874, der „Gothaischen Zeitung" Nr. 282 vom 1. Dezember 1874, Nr. 284 vom 3. Dezember 1874. Vergleiche auch die Broschüre: Der 1. Dezember 1874. Ein Gedenkblatt als Manuskript gedruckt. Gotha, Druck der Engelhard-Reyherschen Hofbuchdruckerei. 1875.

Digitized by Google

gebung anzuschließen, insoweit sie künftig nicht Sache des Bundes sein werde. Als Seebach sich darauf die Bemerkung erlaubte, daß ein solcher Anschluß mit dem Aufgeben der staatlichen Existenz so ziemlich gleichbedeutend sein werde, setzte Bismarck derselben keinen Widerspruch entgegen, deutete vielmehr an, daß dies auch seine Ansicht sei, bei einer vertragsmäßigen Regelung des Verhältnisses aber die Stellung der Souveräne wohl in einer Weise geordnet werden könnte, daß denselben noch eine Reihe wertvoller Befugnisse verbliebe.

Nach Gründung des Norddeutschen Bundes weilte Seebach als Mitglied des Bundesrats oft und lange in Berlin; sein Auftreten im Bundesrat hatte mehr einen politischen als geschäftlichen Charakter. Seebach war von Bismarck wiederholt zu Tisch geladen worden. Bei einer solchen Veranlassung unterhielt sich der Fürst nach dem Essen in gewohnter Weise, voll übersprudelnder Laune, voll Geist und Witz mit seinen Gästen. Unter anderem stellte er die Theorie auf, die Slaven und Romanen repräsentirten in der europäischen Völkerfamilie die Frau, die Germanen hingegen den Mann, sie müßten sich amalgamiren; und im Verlauf des Gesprächs auf die frühere Geschichte von Rußland eingehend und nach einem Vergleich suchend, sagte er, zu Seebach gewendet: „So wie Herr v. Seebach der Rurik[1]) von Gotha geworden ist."

Ueber alles Bedeutsame, was sich in Berlin zutrug, berichtet Seebach getreulich seiner drittältesten Tochter Wanda, der späteren Gemahlin des Oberhausmarschalls v. Koethe. Es ist daraus ein politischer Schriftwechsel entstanden, welcher hohes Interesse beansprucht, weil er zur Charakteristik des Berliner Hofes, Bismarcks, der Kollegen im Bundesrat und zur Kenntnis der in dieser hohen Körperschaft abgewickelten Geschäfte viel beiträgt. Diese Briefe dürfen mit Erlaubnis der Empfängerin hier veröffentlicht werden, mit Streichung nur jener ganz vereinzelten Stellen, welche bei lebenden oder Angehörigen bereits verstorbener Personen Anstoß erregen könnten. Seebach zeigt sich in dieser Korrespondenz von der besten Seite. Nur ungern habe ich der Versuchung widerstanden, den unpolitischen, rein menschlichen Teil der Korrespondenz auszuscheiden. Er würde gezeigt haben, welch wundersames Gemüt Seebach besaß, wie sehr er seine Tochter Wanda liebte, wie er stets bei Freud und Leid an sie dachte. Um ihr eine besondere Freude zu machen, scheute er keine persönliche Einschränkung in Berlin. Er lebte dort mitunter für einen Minister fast zu einfach, um der Tochter einen Lieblingswunsch erfüllen zu können. Die Tage, die sie bei ihm in Berlin zubringt, sind sein Sonnenschein. Ist die Tochter fern von ihm, so verzehrt ihn die Sehnsucht, sie an sein Herz drücken zu können.

Die Korrespondenz zwischen Seebach und seiner Tochter Wanda beginnt, wenn auch noch spärlich, zu einer Zeit zu fließen, da dieselbe noch im elterlichen Hause lebte; sie erweitert sich Ende der sechziger Jahre so sehr, daß man fast anzunehmen geneigt ist, Seebach habe in diese äußere Form seine Memoiren

---

[1]) Rurik (Hrurekr), Gründer der russischen Monarchie; sein Stamm erlosch im Jahre 1598 mit Feodor Iwanowitsch.

Digitized by Google

kleiden wollen, seine Briefe also in der Absicht einer späteren Veröffentlichung derselben geschrieben.[1])

Ich schicke, bevor ich die bundesrätliche Zeitperiode beginne, zwei Briefe voraus, die sich auf den Frankfurter Fürstenkongreß beziehen.

„Frankfurt a./M., 24. August 1863.

An Freiin Wanda von Seebach.

Nach der nochmaligen ablehnenden Antwort Preußens haben sich am Sonnabend die Fürsten, wenn auch nicht ohne Widerspruch Einzelner, dahin vereinigt, daß der österreichische Entwurf nunmehr von ihnen selbst durchberathen und über die 36 Artikel desselben Beschluß gefaßt werde. Mit dieser Berathung ist denn auch sofort begonnen worden, und man hat 3 Artikel, den 1., 2. und 4. erledigt. Heute wird fortgefahren, mit der von dem Kaiser bestimmten Tagesordnung: 3., 5. und 6. Artikel. Hiernach scheint es, als sollten in jeder Tagessitzung drei Artikel abgethan werden; es würde also die fürstliche Verhandlung, selbst wenn hin und wieder ein oder einige Artikel mehr über Bord gebracht würden, mindestens noch die laufende Woche ganz in Anspruch nehmen. Daneben liegt aber noch eine zwiefache Möglichkeit: einmal die, daß die Herren Souveräne im Laufe der Verhandlungen sich überzeugen, auf diesem Wege überhaupt nicht zum Ziel gelangen zu können, und daß solchenfalls über die Art und Weise, wie die Angelegenheit weiter behandelt werden soll, ein neuer Beschluß gefaßt werden muß, und dann die zweite, daß sich bei einzelnen Artikeln eine sehr große Verschiedenheit der Ansichten herausstellt, und sich in diesem Falle die fürstlichen Berathungen weit mehr in die Länge ziehen werden, als man nach dem Ergebniß der Sonnabend-Sitzung erwarten durfte. Der eine wie der andere Fall würde mithin schon eine Verlängerung meines hiesigen Aufenthalts zur Folge haben. Bei allem Vertrauen zu der fürstlichen Einsicht und Begabung glaube ich mich aber doch nicht der Hoffnung hingeben zu können, daß der Entwurf aus der Berathung der Souveräne in solcher Fassung hervorgehen werde, daß sich nicht noch eine Ueberarbeitung desselben nöthig machen sollte; diese würde dann wahrscheinlich den Ministern übertragen werden und von ihnen alsbald hier vorgenommen werden müssen. Wäre wenigstens ein endliches günstiges Resultat vorauszusehen! Allein auch in dieser Beziehung sind meine Befürchtungen größer als meine Hoffnungen. Nach den unter den Ministern gepflogenen vorläufigen vertraulichen Besprechungen hat sich meine Ueberzeugung dahin festgestellt, daß es nicht möglich sein werde, für diejenigen Modifikationen des österreichischen Entwurfs, ohne welche einerseits der Beitritt Preußens undenkbar ist und andererseits die Nation in ihren Erwartungen sich bitter getäuscht finden wird, auch nur eine Mehrheit der Stimmen, geschweige denn eine allseitige Zustimmung zu erlangen. Daß meine Stimmung unter diesen Verhältnissen nicht die beste ist, wirst Du natürlich finden."

[1]) Etwa so wie Goethe seine Briefe an Frau v. Stein über seine italienische Reise.

Digitized by Google

„Frankfurt a./M., 31. August 1863.

An Freiin Wanda von Seebach.

Noch in diesem Augenblick ist hier Alles im vollständigsten Gährungsprozeß; die Ansichten gehen bunt durcheinander, und die Verlegung der fürstlichen Schlußsitzung von heute auf morgen wird schwerlich eine größere Harmonie, jedenfalls keine allseitige Uebereinstimmung herbeiführen, weder in Beziehung auf das von den hohen Souveränen berathene Werk selbst noch in Beziehung auf das Verfahren, welches nun weiter, namentlich Preußen gegenüber, eingehalten werden soll. Auch darüber, ob Minister-Konferenzen stattfinden sollen, ob sofort oder später, herrscht noch vollständige Ungewißheit; indeß halte ich an der Hoffnung fest, daß dieser Kelch jetzt vorübergehen wird. In der morgenden Sitzung wird deshalb Beschluß gefaßt werden." [1])

Die Beteiligung von Coburg-Gotha an dem Kriege von 1866 ist aus dem Werke „Ernst II. Aus meinem Leben" bekannt. In den ersten Tagen des August nach der Rückkehr Bismarcks von dem böhmischen Kriegsschauplatz begannen alsbald die Verhandlungen desselben mit den Ministern der deutschen Staaten wegen Abschluß der Friedensverträge mit Bayern, Hessen, Baden und der Bündnisverträge zwischen Preußen und den norddeutschen Regierungen. Auf die letzteren Verhandlungen beziehen sich folgende Briefe Seebachs:

„Berlin, 11. August 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Der gestrige Tag ist vorübergegangen, ohne daß ich Graf Bismarck gesprochen. Er ist unwohl und dabei sehr präoccupirt, namentlich, wie es scheint, durch die Haltung Frankreichs, die nach der Berliner Ausdrucksweise „eklich" zu werden anfängt. Bin ich recht unterrichtet, so ist eine Depesche aus Paris eingegangen, die sich in sehr bitterem Tone darüber ausspricht, daß Preußen jetzt in seinen Annexionen viel weiter gehen wolle, als es in den früheren Verhandlungen in Aussicht gestellt, und ziemlich kategorisch fordert, entweder, daß Preußen auf diese weitergehenden Annektirungen verzichte oder Frankreich entsprechende Kompensationen gewähre. Für den letzteren Fall soll bereits die Pfalz und ein Theil des an Frankreich grenzenden preußischen Gebiets als ein geeignetes, Luxemburg dagegen als ein ungeeignetes Kompensations-Objekt bezeichnet worden sein. Diese Wendung wäre eine überaus unerfreuliche, sie könnte leicht zu neuen kriegerischen Komplikationen führen, und würde jedenfalls auf die ohnehin unangenehmen Verhandlungen, die ich hier zu pflegen habe, eine lähmende Rückwirkung äußern.

Ueber die Dauer meines hiesigen Aufenthalts bin ich selbst noch ganz im Ungewissen, fürchte aber sehr, daß er sich etwas in die Länge ziehen wird, da

[1]) Bekanntlich erfolgte bereits am 1. September 1863 der Schluß des ergebnislosen Fürstenkongresses.

Digitized by Google

man die Absicht zu haben scheint, über den Bündnißvertrag mit den sämmtlichen Betheiligten gleichzeitig zu verhandeln, und noch mehrere Bevollmächtigte für diese Verhandlungen fehlen. Das wäre sehr fatal, denn ich habe es schon heute hier herzlich satt. Das Wetter ist abscheulich, und ich denke es daher ruhig in meinem Zimmer abzuwarten, ob mir heute Graf Bismarck eine Stunde bestimmen wird."

„Berlin, 13. August 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Noch sehe ich für meinen Aufenthalt hierselbst kein Ende. Heute werde ich vielleicht erfahren, ob die Vollziehung des Bündnißvertrages, die ich, nachdem mich der Herzog einmal damit beauftragt hat, doch nothwendig abwarten muß, bis zum Mittwoch erfolgen kann. Hätte ich mindestens die Befriedigung, in den anderen Angelegenheiten,[1]) über die ich verhandeln soll, etwas ausrichten zu können! Damit sieht es aber ebenfalls windig aus. Die Herren in dem auswärtigen Ministerium haben alle den Kopf so voll, daß sie nur mit halben Ohren hören. Zu einer eigentlichen Verhandlung habe ich noch gar nicht gelangen können, und fürchte sehr, daß ich werde abreisen müssen, ohne irgend ein Resultat erzielt zu haben, wenn mein Aufenthalt nicht noch Wochenlang dauern soll. Das halte ich aber nicht aus, wenigstens nicht, ohne daß mich die schwere Berliner Luft ganz melancholisch macht. Von der Cholera spricht Niemand, und scheint sie ja auch nach den Zeitungen stark im Abnehmen zu sein."

„Berlin, 17. August 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Unsere Abreise ist auf Sonntag früh festgesetzt, da die Unterzeichnung des Bündnißvertrages nun bestimmt morgen Abend erfolgen soll." [2])

Am 4. September 1866 ersuchte Bismarck den Minister Seebach, sich zur Verhandlung über die Abtretung der Grafschaft Schmalkalden an das Herzogtum Coburg-Gotha nach Berlin zu begeben. Auf diese Dienstreise beziehen sich die beiden folgenden Briefe.

„Berlin, 11. September 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Die Geschäfte sind materiell erledigt und zwar ganz nach Wunsch; einige Zeit ist aber noch nötig, um die Sache in die gehörige Form zu bringen, und vor Donnerstag Abend wird daher meine Abreise nicht zu ermöglichen sein.

Graf Bismarck hatte mir den gestrigen Abend 8½ Uhr bestimmt, ließ mich

[1]) Gemeint ist vermutlich die Abtretung der Grafschaft Schmalkalden an das Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha.

[2]) Die Unterzeichnung des Bündnisvertrages zwischen Preußen und der Mehrzahl der norddeutschen Regierungen fand in der That am 18. August statt. Der Abschluß mit den beiden Mecklenburg erfolgte am 21. August.

Digitized by Google

aber dann durch Herrn von Savigny bitten, nicht zu kommen, weil er zu angegriffen sei. Heute war er im Abgeordnetenhause und sah allerdings auch sehr angegriffen aus.

Meine Kette[1]) muß ich aber freilich erst loswerden, ehe ich abreisen kann."

Der Abschluß der Konvention mit Sachsen-Coburg und Gotha über die Abtretung der Wälder von Schmalkalden erfolgte am 14. September.

„Berlin, 12. September 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Ob es mir möglich sein wird, morgen abzureisen, steht noch dahin. Graf Bismarck hat für nötig gehalten, daß dem König über meine Verabredungen mit Herrn von Savigny vor der Unterzeichnung des Vertrages nochmals ausführlicher Vortrag erstattet werde, was leicht eine Verzögerung herbeiführen könnte.

Die Kette habe ich dem Grafen Bismarck gestern Abend $9^1/_2$ Uhr überreicht und die Genugthuung gehabt, daß er sich wirklich darüber zu freuen schien."

Der nächste Aufenthalt Seebachs in Berlin war bedingt durch die Beratungen über den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes, wozu Preußen die verbündeten Regierungen unterm 21. November auf den 15. Dezember eingeladen hatte. Hierauf bezieht sich die nachfolgende Korrespondenz Seebachs.

„Berlin, 16. Dezember 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Wir sind doch noch gestern Abend mit dem Verfassungs-Entwurf überrascht worden — aber keineswegs angenehm. Bleibt es bei den darin getroffenen Bestimmungen, namentlich den militärischen, und an diesen wird man hier gerade am wenigsten etwas ändern lassen wollen, so ist die Fortexistenz der kleineren Staaten — mindestens der bei weitem größeren Mehrzahl derselben — aus finanziellen Gründen schlechthin unmöglich gemacht. Die Verhandlungen werden sich somit noch unerfreulicher gestalten, als ich erwartet hatte, und bei einer gänzlichen Unnachgiebigkeit Preußens erscheint es mir gar nicht undenkbar, daß das ganze Projekt des Norddeutschen Bundes ein klägliches Fiasko macht. Dies wäre freilich ein überaus trauriges Ereigniß. Möge der Himmel es abwenden!

Der Empfang beim König war recht feierlich. Er trat in die Mitte des Saales und hielt eine längere Anrede, in der er allerdings auch die zu bringenden Opfer scharf betonte. Ich hatte mich ganz besonderer Gnade zu erfreuen; als er mich bemerkte, übersprang er vier meiner Vorderleute, kam schnell auf mich zu, gab mir die Hand und sagte mir über unsere Haltung viel Schmeichelhaftes.

[1]) Gemeint ist die Verleihung der Kette des Herzoglich Sächsischen Hausordens an Bismarck.

Digitized by Google

Gegen 9 Uhr erfolgte dann die Eröffnung der Konferenz durch Graf Bismarck,[1]) der mir doch noch sehr angegriffen zu sein scheint.

Heute Nachmittag wurden die Vollmachten umgetauscht und geprüft, und um 7 Uhr bin ich zur Frau Kronprinzeß befohlen."

„Berlin, 19. Dezember 1866.

An Freiin Wanda von Seebach.

Die heutige Konferenz-Sitzung beginnt um 1 Uhr und wird voraussichtlich von ziemlich langer Dauer sein. Um 5 Uhr bin ich dann zu den Kronprinzlichen Herrschaften zum Diner befohlen, und so werde ich wohl nicht im Stande sein, Euch noch heute über das Ergebniß der Sitzung zu berichten. Indeß möchte ich nach Mitteilungen, die mir gestern geworden sind, kaum mehr bezweifeln, daß es zur Vertagung kommen wird. Jedenfalls werde ich hier von meiner Vollmacht für den Abschluß nicht Gebrauch machen, ohne vorher noch mit dem Herzog mündliche Rücksprache genommen zu haben.

Die Ansicht, daß das vorgelegte Verfassungsprojekt den kleineren Staaten die Existenzfähigkeit abschneidet, indem es ihnen finanzielle Lasten auferlegt, die sie nicht zu tragen vermögen, hat sich bei mir immer mehr festgestellt, und leider hat es den Anschein, als ob man preußischerseits gerade an den nichtigsten Bestimmungen, die eine solche Konsequenz herbeiführen würden, unbedingt festhalten werde. Man kennt also entweder unsere Verhältnisse nicht, oder man *will* die kleinen Staaten auf diesem indirekten Wege beseitigen — und das Letztere ist es, was ich für das Richtige halte.

Du kannst Dir denken, daß unter diesen Umständen meine Stimmung eine sehr deprimirte ist, zumal ich mit mir selbst noch nicht darüber ins Klare gekommen bin, was ich, bei sich so mannigfach kreuzenden Erwägungen und Interessen, dem Herzog mit gewissenhafter Ueberzeugung raten soll."

„Berlin, 16. Januar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Das ist eine Geduldsprobe, wie ich noch kaum eine bestanden. Alles Drängen und Treiben hat nur zur Folge, daß man von einem Tage zum andern vertröstet wird; aber auch der heutige scheint vorüber zu gehen, ohne daß es zu einer Verhandlung kommt, da bis zur Stunde — 1 Uhr vorbei — noch keine Einladung erfolgt ist.

Heute soll ich in einer großen Soirée bei der Oberhofmeisterin Gräfin Schulenburg sein, in der auch die Majestäten sein werden; ich fühle mich aber so wenig aufgelegt dazu, daß ich mich wohl mit Unwohlsein entschuldigen werde."

---

[1]) Die von Bismarck bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede findet sich abgedruckt in meinem Werke: „Die Ansprachen des Fürsten Bismarck" S. 10.

Digitized by Google

„Berlin, 18. Januar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Die Frau Kronprinzessin habe ich noch nicht gesehen; sie wurde zwar in der gestrigen Soiree bei den Majestäten, die bis gegen 1 Uhr dauerte, noch erwartet, erschien aber nicht, was mir auch nach ihrer langen Fahrt sehr natürlich vorkam. Ich hatte meinen Platz am Tisch der Prinzessin Friedrich Karl angewiesen erhalten und traf es so glücklich, noch einen freien Stuhl zwischen der Gräfin Redern und Frau von Savigny, ziemlich den beiden einzigen Damen, die mir etwas näher bekannt und immer sehr freundlich gegen mich sind, zu finden. Da ist mir denn der lange Abend schneller vergangen, als ich fürchtete, zumal auch das Konzert, in dem Frau Harriers, Fräulein Artôt und Herr Niemann sangen, sehr hübsch war."

„Berlin, 26. Januar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Herr von Savigny hatte gestern Vortrag bei Sr. Majestät und auf heute Nachmittag ist Sitzung anberaumt, die uns — wie er mir sagte — sehr schnell vorwärts bringen werde. Halte ich nun auch diese Aeußerung nicht für ein Evangelium, so könnte sie doch einmal zutreffen.

Wann ich werde abreisen können, vermag ich nach dem Stand der Verhandlung nicht zu bestimmen, doch wird ja wohl die heutige Sitzung darüber Aufklärung geben. Möglich, daß auch nur eine nochmalige Vertagung eintritt. Mag sein, man atmet dann doch einmal wieder andere Luft.

Wüßte man hier, wie sehr ich mich wegsehne, so würde man mich wohl der Undankbarkeit zeihen, denn ich muß anerkennen, daß alle Welt gesellschaftlich sehr artig gegen mich ist und namentlich der Hof mich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet. In dieser Woche war ich am Montag zu einem kleinen Thee bei der Königin, Mittwoch zu einer glänzenden Soirée im Königlichen Palais und gestern zum Diner bei den Kronprinzlichen Herrschaften — zu Ehren ihres Hochzeitstages — geladen. Dies Alles kann mich aber nicht über das Gefühl der Vereinsamung, noch weniger über den Mißmut, mit dem mich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher uns gegenüber die Geschäfte betrieben werden, erfüllt, und am allerwenigsten über die trüben Gedanken hinwegbringen, zu denen mir meine Auffassung der jetzigen politischen Situation, und die darauf sich gründende Ueberzeugung, daß das Werk, an dem ich leider mitarbeiten muß, sich doch unter allen Umständen für die kleinen Staaten zu einem unheilvollen gestalten,[1]) und namentlich auch bei uns die unerfreulichsten Verwickelungen zur Folge haben und mir persönlich Aerger und Verdruß in Menge bereiten wird, ausreichende Veranlassung giebt.

Schon scheint der Herzog, nach einem mir gestern zugegangenen Telegramm, ungnädig zu sein, daß ich die Wahl zum Reichstage abgelehnt habe, obwohl er,

[1]) Erfreulicherweise hat Seebach hier und auch sonst in einigen Punkten zu schwarz gesehen. Ich glaube, keiner der kleinen Staaten würde heute die Zeit vor 1866 der jetzigen vorziehen.

Digitized by Google

als ich ihn in Coburg darüber fragte, die Ablehnung selbst wünschte, und ich mir zu Weihnachten nur die Ermächtigung von ihm erbeten habe, mit meiner Erklärung vorläufig zurückhalten und meine definitive Entschließung von dem Gange der hiesigen Verhandlungen abhängig machen zu dürfen. Jedenfalls liegt aber in dem letzteren kein Grund, der mich zur Annahme der Wahl hätte bestimmen können, vielmehr möchte ich mich jetzt um keinen Preis der Welt freiwillig in eine Lage bringen, die mir die Verpflichtung auferlegen würde, noch weiter bei der Aufrichtung eines Werkes mitzuwirken, von dem ich überzeugt bin, daß es den Todeskeim für die kleinen Staaten in sich schließt. Sollte ich mir aber die Aufgabe stellen, das Werk im Reichstage zu bekämpfen, so müßte ich mir im Voraus sagen, daß dies ganz nutzlos sein, für mich persönlich aber die unerfreulichsten Kollisionen herbeiführen und auch auf die Stellung unserer Regierung zu Preußen in der nachtheiligsten Weise zurückwirken würde. Ueberdies bin ich der Meinung, daß ich allerdings zur Annahme der Wahl der Zustimmung des Herzogs bedurft hätte, die Ablehnung dagegen lediglich mit mir und meinem Gewissen abzumachen habe. Ich finde daher auch keine Veranlassung, mich wegen meiner ablehnenden Erklärung ihm gegenüber zu rechtfertigen, wenn ich nicht dazu direkt von ihm aufgefordert werde."

„Berlin, 29. Januar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Du bist in der Meinung befangen, die Wiederaufnahme der Verhandlungen sei bereits erfolgt. Das ist leider eitel Täuschung. Die Sitzung, von der ich Dir schrieb, hatte lediglich den Zweck, einen Nebenpunkt, der füglich ganz bis zum Schluß der Beratungen hätte ausgesetzt bleiben können, zu erledigen; in Bezug auf die Verhandlungen gingen wir ebenso klug wieder nach Hause, wie wir gekommen waren, das heißt wir erfuhren darüber, wann und wie dieselben wieder aufgenommen werden sollten, auch nicht das Geringste. Und so steht die Sache auch noch heute. Zwar sind wir für heute Mittag von Neuem zu einer Sitzung geladen, man ist aber so vorsichtig gewesen, alsbald in der Einladung zu erwähnen, daß in derselben nur das Protokoll über die letzte Sitzung zur Verlesung kommen und unterzeichnet werden solle. Somit hat es ganz den Anschein, als ob mit diesen Sitzungen nur beabsichtigt werde, uns ein wenig zu beschäftigen, vielleicht auch dem Publikum — die Zeitungen fingen schon an die lange Pause zu besprechen — etwas Sand in die Augen zu streuen.

Gestern war das Ordensfest — ein langes Vergnügen. Um 11 Uhr fuhr ich in der vorgeschriebenen Gala in das Schloß, wo der kirchlichen Feier zunächst das Diner, an welchem über 1200 Personen Theil nahmen, und dann eine längere Cour folgte, so daß ich erst zwischen 4 und 5 Uhr wieder nach Hause kam. Indessen war es mir doch interessant, das eigentümliche Fest, dessen Theilnehmer sich vom General-Feldmarschall bis zum Schutzmann abstufen, einmal mit anzusehen. Nach dem Diner zeigten sich unter den Inhabern des schwarzen Frackes manche hochgerötete Wangen, wohl weniger in Folge der

Digitized by Google

Wärme, an der eben kein Ueberfluß war, als in Folge des ungewohnten Champagners."

„Berlin, 31. Januar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Der Herzog hat die Wahlangelegenheit nicht wieder gegen mich erwähnt, und wird sich daher, wie ich hoffe, wohl selbst überzeugt haben, daß er mir wegen meiner Ablehnung mit Grund keinen Vorwurf machen kann. Ich denke mir, daß ihm die Holtzendorffsche Kandidatur nicht ganz angenehm sein mag, und er dadurch bestimmt worden ist, nochmals bei mir anzufragen.

Die Verhandlungen sind nun bis auf die Militärfrage beendet. In dieser scheinen sich aber neuerdings wieder Schwierigkeiten ergeben zu haben, und es steht daher sehr in Frage, ob die uns gemachte Hoffnung, daß die Konferenz in der ersten Woche des Februar werde geschlossen werden, in Erfüllung gehen wird.

Ich habe heute wieder einen schweren Tag: Diner beim Kronprinzen, Concert am Hofe, erkenne aber die Liebenswürdigkeit dankbarst an."

„Berlin, 3. Februar 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

„Länger als bis zum 6. kann ich nicht warten," diese heilverkündenden Worte hat Graf Bismarck vorgestern dem Kronprinzen in Beziehung auf den Schluß der Konferenz ausgesprochen. An uns hat es freilich nie gelegen, wenn die Verhandlungen nicht rascher vorwärts gegangen sind, und so wird auch jetzt von unserer Seite sicher Alles geschehen, um den Wunsch des Herrn Grafen zu erfüllen. Wie es aber bei der Kürze der gestellten Frist und der Wichtigkeit der noch zurückstehenden Beratungsgegenstände möglich sein soll, vermag ich allerdings nicht abzusehen, wenigstens dann nicht, wenn die Sache uns gegenüber mit einigem Anstand zu Ende gebracht werden soll. Was mich betrifft, so werde ich, um schneller zum Ziel zu kommen, mit etwas weniger Anstand gern fürlieb nehmen, und glaube mich nach der obigen Aeußerung jedenfalls der sicheren Hoffnung hingeben zu dürfen, daß mich die nächste Woche nicht mehr hier finden wird.

Lebt Ihr in Sauß und Braus, so ist dies bei mir nicht weniger der Fall; Donnerstag Konzert am Hofe, vorgestern Subskriptionsball im Opernhause, gestern große Cour in den Paradesälen des Schlosses. Hoffentlich habt Ihr aber mehr Genuß davon als ich. Den Subskriptionsball hätte ich mir wohl geschenkt, wenn ich es nicht wegen des Hofes für Pflicht gehalten hätte, hin zu gehen. Für meine Aufmerksamkeit wurde ich denn auch — zufällig stand ich bei dem zweiten Umgang der höchsten Herrschaften in erster Linie — durch einen freundlichen Händedruck Seiner Majestät ausgezeichnet, um den mich die Umstehenden wohl Alle beneidet haben mögen. Uebrigens ist der Anblick des hell erleuchteten und in allen seinen Teilen höchst geschmackvoll dekorirten Hauses ganz prächtig, und so ist es mir doch lieb, das Schauspiel einmal mit angesehen zu haben."

Digitized by Google

Am 7. Februar Abends erfolgte der Schluß der Bevollmächtigten-Konferenzen zur Beratung des Verfassungsentwurfs, und am 24. desselben Monats die Eröffnung des konstituirenden Reichstags, welche Seebach wieder nach Berlin führte.

„Berlin, 30. März 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Mein diesmaliger Aufenthalt in der aufstrebenden Weltstadt gibt mir wenigstens keine Veranlassung, über Langeweile zu klagen. Der Reichstag nimmt allein täglich 6 volle Stunden in Anspruch. Mit demselben ist es neuerdings wenig gut gegangen. Bismarck hat durch sein etwas schroffes Auftreten mehrfach verletzt, namentlich die nationalliberale Partei, und dadurch wohl selbst zu der sich jetzt geltend machenden schärferen Opposition Veranlassung gegeben. Ueber die heutige Abstimmung, die in der Diätenfrage eine, wenn auch sehr geringe, Majorität gegen die Regierung ergab, war er im höchsten Grade erbittert, so sehr, daß er nach derselben ziemlich laut gegen den neben ihm sitzenden Minister Roon äußerte, daß er nicht wieder in dem Reichstag erscheinen werde. Indeß hoffe ich, daß er sich doch noch eines Besseren besinnen wird."

„Berlin, 2. April 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Die Reichstagsverhandlungen haben in den letzten Tagen einen raschen Fortgang genommen; gleichwohl glaube ich, daß sich diejenigen täuschen, welche darauf die Hoffnung gründen, daß das ganze Werk noch vor Ostern zum Abschluß kommen werde, es wäre denn, daß der nichtswürdige Luxemburger Handel schnell zu Stande käme. In diesem Falle würde sich bei der preußischen Regierung wohl etwas mehr Neigung zeigen, Konzessionen zu machen, und dann eine allseitige Einigung leicht erreichbar sein. Wenn aber auch nicht der Schluß, so wird doch jedenfalls die Vertagung des Reichstags vor Ostern erfolgen. Vor dem Schluß oder der Vertagung abzureisen, würde die hiesige Regierung den jetzt hier anwesenden Kommissaren als einen Mangel an Rücksichtnahme auslegen, und dies glaube ich umsomehr vermeiden zu müssen, als ich damit den Stand der Verhandlungen über unsere Militär-Konvention sicher nicht bessern würde. Leider habe ich ohnehin nicht viel Hoffnung, etwas Mehreres zu erreichen."

„Berlin, 7. April 1867.

An Freiin Wanda von Seebach.

Meine Rückkehr nach Gotha wird sich wahrscheinlich bis zum Schluß der Charwoche verzögern. Bis Mittwoch soll die erste Lesung des Verfassungs-Entwurfs beendigt werden. Dann Beratung der Regierungs-Bevollmächtigten, um über die Annahme oder Nichtannahme der von dem Reichstag angenommenen Abänderungs-Vorschläge Beschluß zu fassen, — auf Mittwoch Abend 8 Uhr ist dazu bereits Sitzung anberaumt. Die gefaßten Beschlüsse werden dem Reichstag mitgeteilt, der Montag den 15. in die Schlußberatung eintritt. Diese hofft man

Digitized by Google

durch einen Antrag auf en bloc-Annahme zu coupiren und dadurch schnell vielleicht schon in zwei, höchstens drei Sitzungen zur endlichen Entscheidung zu gelangen, so daß der Schluß des Reichstags am Gründonnerstag erfolgen könnte. Ob es möglich sein wird, das Programm einzuhalten, und namentlich mit dem Antrag auf en bloc-Annahme durchzudringen, steht freilich dahin. Ebenso läßt sich in diesem Augenblick noch keineswegs mit Sicherheit voraussehen, wie die endliche Entscheidung ausfallen wird. Meiner Ansicht nach hängt sie hauptsächlich, vielleicht einzig und allein davon ab, ob die hiesige Regierung in Beziehung auf die Militär-Budgetfrage zu einer Konzession geneigt ist. Ist dies nicht der Fall, so glaube ich, daß die nationalliberale Partei — die dann die Linken, die Partikularisten und Pessimisten zu Genossen haben und mit diesen die überwiegende Mehrheit des Hauses bilden würde — so sehr sie auch das Zustandekommen der Verfassung wünscht, doch schließlich gegen die Annahme derselben stimmen, und somit das ganze Werk zum Scheitern bringen wird. Was dann? Darüber weiß ich nur, daß es nichts Erfreuliches, nichts Gutes sein kann. Die Beratungen der Regierungs-Bevollmächtigten werden voraussichtlich nur eine kurze Zeit in Anspruch nehmen, und hoffe ich, in diesem Falle von dem Herzog die bereits erbetene Erlaubnis zu erhalten, die dann eintretende kurze Pause zu einem Ausflug nach Dresden benutzen zu dürfen."

Auch hier entwickelte sich das Verhältnis günstiger, als Seebach zu hoffen wagte: am 16. April nahm der Reichstag und an demselben Abende die verbündeten Regierungen den Verfassungsentwurf an, so daß der konstituirende Reichstag bereits am folgenden Tage geschlossen werden konnte.

Während der vier Sessionen des Bundesrats beteiligte sich Seebach fleißig an den Arbeiten desselben, wie dies aus der folgenden Korrespondenz desselben mit seiner Tochter erhellt, die stellenweise auch die heimatlichen Verhältnisse des Ministers streift.

„Berlin, 20. März 1868.

An Freiin Wanda von Seebach.

Dem Herzog hatte ich mitgeteilt, daß sich der Großherzog von Weimar und die Herzöge von Altenburg und Meiningen zum Geburtstage des Königs hier einfinden würden; er telegraphirt mir aber soeben, er bedaure, diesmal nicht kommen zu können. Mir steht zur Feier des Tages ein großes Uniform-Diner bei dem Präsidenten des Bundeskanzler-Amts, dem Geheimen Rath Delbrück bevor."

„Gotha, 12. November 1868.

An Frau Wanda von Koethe.

Die Wahlen für meinen Landtag fallen überaus kläglich aus; die Betheiligung ist so gering, daß z. B. in Ohrdruf von ca. 900 Wahlberechtigten 21, hier in einem Bezirk von ca. 800 Wahlberechtigten 27 ihre Stimmen abgegeben haben. Auf dem Lande sind größtenteils Bauern gewählt worden. Die Intelligenz wird also ziemlich schwach vertreten sein, und es mir an Aerger nicht fehlen."

Digitized by Google

„Berlin, 7. März 1869.

An Frau Wanda von Koethe.

In den letzten Tagen bin ich durch Geschäfte — darunter eine lange Konferenz in Angelegenheiten des Ober-Appellationsgerichts in Jena, zu der sich auch Herr von Larisch [1]) eingefunden hatte — durch Diners — bei dem Finanzminister und bei Herrn v. Pommer-Esche — und durch Soireen — bei den Majestäten und gestern bei der Oberhofmeisterin Gräfin Schulenburg — sehr in Anspruch genommen worden. Jedenfalls muß ich heute noch meinem gnädigsten Herrn melden, daß es mir nicht möglich sei, schon in den nächsten Tagen — wie ich ihm in Aussicht gestellt hatte — nach Gotha zurückzukehren.

Dir brauche ich nicht zu sagen, in wie hohem Grade mir dieser längere Aufenthalt hier unerfreulich ist; ich hoffe aber, daß auch der gnädige Herr sich überzeugen wird, daß ich nicht bleiben würde, wenn es nicht ein Gebot der Notwendigkeit wäre. Es wirken dabei verschiedene Umstände zusammen, mit denen ich Dich nicht langweilen will; die Hauptsache ist, daß mir neuerdings noch ein Referat übertragen worden ist, dessen Uebernahme ich unmöglich ablehnen konnte. Harbou [2]) reist heute ab, Gerstenberg [3]) will nach der nächsten Sitzung, die vielleicht schon morgen stattfinden wird, den Rückzug antreten, und Bertrab [4]) spricht ebenfalls davon, so bald als möglich abzureisen; das trägt dann auch nicht dazu bei, mir meinen Aufenthalt angenehmer zu machen.

Die Entlassung des Grafen Usedom kennst Du aus den Zeitungen. Vielleicht interessirt es Dich, zu erfahren, was dazu Veranlassung gegeben hat. Im Juli 1866 richtete Graf Bismarck ein chiffrirtes Telegramm an ihn, dessen wesentlicher Inhalt dahin lautete, auf eine schärfere Aktion Italiens zu dringen und dabei auch auf die Verbindung hinzuweisen, in die man mit der ungarischen Agitationspartei getreten sei. [5]) Dieses Telegramm ist neuerdings in einer Broschüre des Generals Lamarmora abgedruckt worden, und Graf Usedom hat nicht in Abrede stellen können, daß es mit seinem Vorwissen — wahrscheinlich durch seine Frau Gemahlin — zur Kenntnis des Generals gebracht worden sei. Dieser Mißbrauch seiner amtlichen Stellung hat den Zorn des Grafen Bismarck umsomehr erweckt, als sich derselbe nur sehr ungern an die Ver-

[1]) v. Larisch, anhaltischer Staatsminister.

[2]) Staatsminister v. Harbou, Vertreter von Reuß j. L. im Bundesrat.

[3]) Staatsminister v. Gerstenberg-Zech, der Vertreter Altenburgs im Bundesrat.

[4]) Staatsminister v. Bertrab, Vertreter von Schwarzburg-Rudolstadt im Bundesrat.

[5]) Die am 13. Juni 1866 von Bismarck an Usedom gerichtete Depesche (Kohl, Bismarck-Regesten Bd. I. S. 285, datirt dieselbe vom 12. Juni) soll nach der deutsch-feindlichen „Korrespondence du Nord-Est", woselbst die erste Veröffentlichung erfolgte, gelautet haben: „Berlin, 13. Juni 1866. Bestehen Sie energisch bei der italienischen Regierung darauf, daß sie sich mit dem ungarischen Komitee in Verbindung setzt. Die abschlägige Antwort des Generals Lamarmora giebt uns zu dem Verdachte Veranlassung, als ob Italien nicht die Absicht hege, Oesterreich gegenüber ernstlich Krieg zu führen. Wir sind bereit, die Feindseligkeiten in der künftigen Woche zu beginnen. Gleichwohl würde ein fruchtloser Kampf von Seiten Italiens in dem Festungsviereck unser Mißtrauen nur vermehren ... v. Bismarck."

Digitized by Google

bindung mit Ungarn erinnern lassen soll. Graf Usedom ist aber ein Liebling des Königs, und die Genehmigung seiner Entlassung ist erst nach einigen heftigen Scenen zwischen Sr. Majestät und dem Grafen Bismarck erfolgt. Man behauptet sogar, daß der letztere theils wegen dieser Vorkommnisse, theils wegen der Frankfurter Auseinandersetzungs-Angelegenheit dem König erklärt habe, daß er nicht länger im Stande sei, die Geschäfte fortzuführen. Bei der jetzigen Lage der Dinge wäre dies eine große Kalamität, die doch nun wohl abgewendet sein wird. Eine starke Verstimmung soll indeß doch bei dem Grafen Bismarck zurückgeblieben sein und daraus auch kein Geheimnis von ihm gemacht werden." [1])

„Berlin, 12. März 1869.

An Frau Wanda von Koethe.

Gestern um 9½ Uhr mußte ich in das Königliche Palais zur Soiree, wo mir mein Platz am Tisch der Kronprinzessin zwischen der Fürstin Schönburg und der Fürstin Carolath angewiesen wurde. Die letztere ist doch noch auffallend hübsch, obgleich sie etwas schmaler geworden ist und an Frische verloren hat; jedenfalls war sie sehr gesprächig und liebenswürdig, so daß mir der Abend schneller verging, als ich erwartet hatte. Im Concert sangen Herr Wowosky und Frau Lucca, die ihre Operation glücklich überstanden hat und alle Welt entzückte. Dann folgten zwei kleine französische Lustspiele, die sehr unbedeutend waren, aber recht gut gespielt wurden. Es war aber auch schon nahe an der zweiten Stunde, als ich zur Ruhe kam."

---

[1]) In dem Anfangs März 1869 eingereichten Entlassungsgesuche Bismarcks heißt es: „Um die Entlassung Usedoms habe ich Ew. Majestät zuerst im Jahre 1869 gebeten, und die meisten der jetzt aktenmäßig konstatirten Beschwerden über diesen Gesandten schon damals und seitdem öfter geltend gemacht. Meine Ew. Majestät vorgetragenen Korrespondenzen mit Usedom über seine Pflichtwidrigkeiten aus dem Jahr 1864 bis jetzt füllen Aktenbände, an denen ich viele Stunden und manchen Tag unter körperlichen Leiden und in schwerem Drange anderer Geschäfte zu arbeiten gehabt habe. Am Sonntag vor 8 Tagen erlaubte ich mir Ew. Majestät mündlich zu erklären, daß meine Ehre mir verbiete, mit dem Grafen Usedom länger zu dienen, und ich glaube, daß Ew. Majestät unter kameradschaftlichen Verhältnissen im Militär und in Stellungen, welche minder bedeutend für die Geschicke des Landes sind, dieser Auffassung sofort beigetreten sein und mir gestattet haben würden, danach zu verfahren." Graf Usedom wurde demnächst veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. (Bismarck-Jahrbuch Bd. I. S. 81 ff.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zacharias Pfänder.

Eine Charakterstudie

von

A. Schneegans.

I.

Ein Rätsel war er für mich seit unserer Jugend gewesen, und erst sein früh erfolgter Tod lüftete eine Ecke des psychologischen Geheimnisses, das wie ein dichter Vorhang vor diesem seltsamen, in so unerklärlich düstere Färbung verhüllten Charakter schwebte. Zu Großem schien ihn sein kräftiger, aus starkem Holze geschnittener Geist zu befähigen, und dennoch hatte er es zu nichts gebracht, und er verschwand, ohne eine Furche zu ziehen. Wir hatten in den fünfziger Jahren in unserer, damals französischen Vaterstadt Straßburg dieselbe Unterrichtsanstalt besucht. Er war nur um ein weniges jünger als ich; in diesem Alter aber, wo das Leben überhaupt breiter und langsamer fließt, hat ein Unterschied von einigen Jahren eine größere Bedeutung, als später, und so kam es, daß wir, obgleich wir uns duzten und auf kameradschaftlichem Fuße mit einander verkehrten, uns nur flüchtig sahen und nur oberflächlich kannten. Von seiner seltenen künstlerischen Befähigung hatte ich oft und viel sprechen hören. Unser alter Zeichenlehrer, bei dem einige von uns Privatstunden nahmen, pflegte uns öfters in seinen Anfällen von ungeduldiger Misanthropie zuzurufen, nur ein einziger sei es unter der ganzen Schülerbevölkerung des Gymnasiums, der im wahren und vollen Sinne des Wortes Talent besitze; gerade dieser besuche aber seinen Unterricht nicht, aus uns anderen würde doch niemals etwas werden, in jenem aber stecke das Zeug zu einem Künstler ersten Ranges.

Er meinte unsern Kameraden Zacharias Pfänder. Privatstunden konnte dieser freilich keine besuchen, da die äußerst spärlichen Mittel, über die der Vormund des früh zum Waisen gewordenen Knaben gebot, ihm einen solchen Luxus nicht erlaubten, und da außerdem unser Zeichenlehrer den Preis seines Unterrichts auf eine dem Vollbewußtsein seiner, wie er meinte, außerordentlichen Bedeutung entsprechende Höhe gestellt hatte. Für den armen Pfänder zogen des alten Brummbären Auslassungen recht unglückliche Folgen nach sich; in neckender Knabenart gewöhnten wir uns daran, ihn unter uns zur Zielscheibe unseres, wenn auch nicht schlecht gemeinten, durch seine rücksichtslose Ausgelassenheit denn doch oftmals die Schranken des Zuständigen überschreitenden Witzes zu machen; wir nannten ihn lachend und mit ironischer Respektprahlerei den „Michel Angelo-Pfänder“ oder den „Meister Zacharias“; „Anch' io sono pittore,“ raunten wir uns mit wichtigem Mienenspiele zu, wenn uns der Alte wieder einmal mit Hinweis auf Pfänders Begabung unsere Talentlosigkeit vorgeworfen hatte, und wenn wir dann unserem ahnungslosen Vorbilde in der Schule oder auf der Straße

Digitized by Google

begegneten. Unsere Sticheleien blieben von ihm nicht unbemerkt; seine schüchterne in sich gekehrte Natur schien sich von jenen Tagen an noch ängstlicher gegen die Außenwelt zusammenzufalten; schweigsamer noch und verschlossener hielt er sich von seinen Schulkameraden fern. In den Schulstunden arbeitete er mit eisernem Fleiße, ohne jemals auf irgend einen Spaß oder auf ein lustiges Abenteuer einzugehen; während der Pausen, wenn wir anderen uns in dem weiten, von Klostergebäulichkeiten umrahmten Hofe herumtummelten, setzte er sich still in eine Ecke, auf die untersten Stufen der ins Freie herunterführenden Treppe; man sah ihn dort ein Stück Schwarzbrot aus seiner Tasche holen und dasselbe trocken, wie es war, verzehren; seine großen dunklen Augen hafteten dann still beobachtend auf dem fröhlichen Gewimmel seiner Kameraden; niemals aber mischte er sich unter dieselben, niemals schien es ihn auch nur zu ihnen hinüber zu ziehen. Wir lachten im Vorbeilaufen über den düsteren Sonderling; gerade unser Lachen aber war es, das ihn noch mehr verschüchterte, und allmälich, durch das fortwährende Wiederkehren dieser Nadelstiche, verwandelte sich die dem armen Zacharias angeborene mädchenhafte Empfindlichkeit in einen borstigen Trotz, der ihm wie zu einer zweiten Natur wurde. Zur Hälfte lag dessen Quelle in dem scheuen, krankhaft feinfühligen Charakter des in früher Jugend schon allein, ohne Vater und Mutter, in der weiten Welt verlassenen, armen Knaben, zur Hälfte aber auch in dem unbändigen, in sich verdrückten Stolze, den keiner von uns in dem unbeholfenen, schwerfälligen, in allen Aeußerlichkeiten sich vernachlässigenden Zacharias vermutete, der aber nichtsdestoweniger den Grund seines für uns damals freilich unerforschbaren Charakters ausmachte.

Unsere Wege führten uns noch weiter auseinander, als Pfänders Vormund, ein würdiger protestantischer Landpfarrer, dessen Lebenshorizont nicht weiter reichte als sein Beruf, ihn zum künftigen Geistlichen bestimmte, und als Zacharias, mit einigen Stipendien ausgerüstet, in die theologische Fakultät und das mit derselben verknüpfte Seminarium, in das sogenannte „Kloster", eintrat. Immer seltener brachte uns der Zufall oder eine besondere Gelegenheit zusammen. Zufall und Gelegenheit der Begegnung hängen ja viel mehr, als man es glaubt, von einer gewissen inneren Wahlverwandtschaft ab, die den einen zum andern hinzieht, und beider Wege, ohne daß sie es selber ahnen, durch das nur scheinbar zufällige Spiel eines nur scheinbar blinden Geschickes miteinander verschlingen. Wo hätte aber eine Wahlverwandtschaft zwischen uns beiden ihre ersten Knoten anknüpfen? und wer hätte überhaupt in nähere, freundschaftliche Beziehungen zu dem trockenen, von aller Welt abgekehrten und nur für sich selber lebenden Zacharias treten können? Selbst seinen direkten Fakultätskommilitonen, mit welchen er in dem kasernenartig eingerichteten, für unbemittelte Theologen gestifteten „Kloster" zusammenwohnte, selbst ihnen blieb Pfänder eine verschlossene Sphinx. Ohne geselligen Umgang mit den anderen, außer der Vorlesungs- und Tischgemeinschaft, blieb er den Rest der Zeit in seinem kleinen Zimmer sitzen; was er dort trieb, wußte keiner. War es die Theologie, die ihn so sehr beschäftigte? verträumte er die Jugend in stumpfem, gedankenlosem Schwärmen? verfolgte er

Digitized by Google

besondere Liebhabereien? dichtete er? schrieb er etwa Tragödien? Oder zeichnete er, wie etliche, die ihn durchs Schlüsselloch beobachtet haben wollten, behaupteten, nach alten, vergilbten, vom Trödelmarkt stammenden Kupferstichen und nach ein paar Gypsfiguren, die er sich an den nackten Wänden herum aufgestellt hatte, und die sämtlich Abgüsse von Antiken waren: ein Antinouskopf, ein farnesischer Herkules, eine Venus von Milo, alles bestaubt, schmutzig, unordentlich umherstehend und sicherlich nicht zum Ausschmücken des schmucklosen Zimmers bestimmt? Die wenigen, die es am Anfange versucht hatten, den Einsamen in seiner Zelle aufzusuchen, waren nicht zum zweitenmale in den Zwinger dieses Bären gedrungen; weiter als einen Schritt über die Thürschwelle hatten sie's überhaupt nicht gebracht, denn zwischen seinen mit Büchern, Gypsfiguren und Papieren bedeckten Tisch und den Eindringling war Pfänders gedrungene, breitschulterige Gestalt getreten; der runde, kurzgeschorene Kopf mit den großen, schwarzen Augen halb vorgestreckt, die Arme herunterhängend und über seinem ganzen Wesen etwas Scheues und Wildes, Trotziges und Aengstliches, vor allem aber Ungehobeltes und Grobderbes, das dem Eintretenden den Eindruck des Drohens mit einem Knotenstock machte und ihm von vornherein alle Lust benahm, sich länger mit dem sonderbaren Insassen dieses Gehäuses einzulassen. „Willst Du etwas von mir?" pflegte Zacharias den das Wagnis Unternehmenden anzuraunen, und wenn der andere mit der Antwort zögerte oder ihm erwiderte, er käme, um nur die Zeit zu verplaudern, so schob ihn sein brummiger Kommilitone ohne weiteres bis an die Thür, schob ihn über die Schwelle, schob ihn in den Gang und schloß mit Geräusch hinter ihm ab. An Pfänders rauhem Wesen waren auch alle Studentenstreiche erfolglos abgeprallt, durch welche der übersprudelnde Uebermut der jungen Gesellschaft sich für die Langeweile ihrer Kasernirung zu entschädigen suchte, und die man besonders gegen solche widerharige Elemente, wie Pfänder eines war, in Scene zu setzen pflegte. Mit eisiger Ruhe hatte der „Stoiker", wie man ihn im Kloster nannte, die ersten, recht derben Studentenspäße aufgenommen; wie sie sich wiederholten, beantwortete er sie mit derselben kalttrotzigen Art, und nicht lange dauerte es, so ließen seine Kameraden achselzuckend von ihren Bestrebungen, den Sonderling aufzurütteln oder hinauszuärgern, ab, und er konnte ruhig, unbehindert und aber auch unbeachtet, seine Wege gehen. Es hatte sich dieser Umschwung in der Behandlung Pfänders nach einem kleinen, aber bezeichnenden Ereignis vollstreckt, das in den Räumen des Klosters Aufsehen erregte und noch lange nachher viel besprochen wurde. Einige ältere Studenten, die des neuen Ankömmlings Absonderlichkeiten mit besonderem Verdruß empfanden, beschlossen zusammen im fröhlichen Uebermut einer erregten Stunde dem „Stoiker" einmal in recht empfindlicher Weise, wie sie sich ausdrückten, „den Charakter zu stellen". Sie warteten einen Abend ab, wo Pfänder bei Verwandten zu Tisch geladen worden war und voraussichtlich erst spät ins Kloster zurückkehren würde, und sobald mit der neunten Stunde die Glocke das Zeichen, daß sich jeder in sein Zimmer zurückzuziehen habe, gegeben hatte, machten sie sich in aller Stille ans Werk, trugen, barfuß in den Gängen sich

Digitized by Google

bewegend, alles Holz aus allen ihren Zellen zusammen und bauten vor Pfänders Thür einen Scheiterhaufen von mehreren Klaftern auf, der die ganze Länge seiner Zelle einnahm und den Eintritt in dieselbe vollständig versperrte. Dann zogen sie sich kichernd in ihre Zimmer zurück und warteten hinter den Thüren der Dinge, die da kommen sollten. Es währte nicht lange, so kehrte Pfänder zurück. Man hörte seinen schweren Schritt die Treppe herauf dröhnen, in den Gang einbiegen — und plötzlich stille halten. — „Jetzt steht ein Ochse vor dem Berge!" dachten bei sich die hinter ihren geschlossenen Thüren dem Abenteuer lauschenden Studenten. Eine kurze Weile aber nur dauerte das Vordembergestehen. Es entstand plötzlich ein furchtbares Gepolter. Ohne sich lange zu besinnen, hatte Pfänder mit Anstrengung aller seiner sprichwörtlich gewordenen Kräfte die unteren Scheite herausgerissen und den ganzen Bau in den Gang geworfen! Als der bestürzte Küster, im Hemde, das flackernde Licht in der Hand, in den Korridor eintrat, sah er des „Stoikers" stämmige Gestalt über die Trümmer schreiten und den Schlüssel in seine Thür stecken. Ruhig wie immer, mit einer finsteren Falte zwischen den scharf gezeichneten Brauen, drehte sich Pfänder zu dem Herbeieilenden. „Passirt dies noch einmal," sagte er mit einer tiefgedämpften Stimme, „so begnüge ich mich nicht damit, vor meiner Thür Kehraus zu machen, dann drücke ich mit dem ersten besten Scheite das erste beste Schloß ein, werfe den Insassen des betreffenden Zimmers auf den Gang und lege mich zum Schlafen in sein Bett." Sprach's, öffnete seine Thür, verschwand in seiner Zelle und verriegelte von innen. Die anderen mußten am nächsten Morgen eigenhändig den Gang von dem denselben versperrenden Material befreien. Kein Wort sprach Pfänder zu ihnen. Von diesem Tage an lebte er wie ein Fremdling im „Kloster". Bis tief in die Nacht brannte seine Lampe, und früh morgens war er einer der ersten auf den Beinen. Seine theologischen Examina absolvirte er ohne Glanz, aber in genügender Weise, und am Ende seiner dreijährigen Studienzeit wurde ihm das Certifikat der Reife für den Dienst der Kirche erteilt.

Damals war es, als ich diesem seltsamen Menschen eines Abends bei einem gemeinsamen Freunde wieder begegnete. Letzterer, in seiner Art auch ein Original, war der einzige, mit dem Pfänder überhaupt Umgang pflog, eine Art des Umganges aber, wie sie auch nur zwischen diesen beiden möglich war! Einmal in der Woche, an einem bestimmten Tage, wo er sicher war, keinen andern bei ihm zu treffen, besuchte Pfänder seinen Freund. Dieser, der einzige Sohn einer begüterten Familie, die aber, aus sehr niedrigen Verhältnissen hervorgegangen, nur an engem, kleinbürgerlichem Wesen ihre Freude fand, besuchte gemeinschaftlich mit mir einige Kollegien. Er litt, ohne es zu gestehen, unter dem inneren Widerspruch, der zwischen der gesellschaftlichen Stellung seiner Familie und der ihm in seiner Kindheit zu teil gewordenen mangelhaften Erziehung einerseits und andererseits seiner ausgezeichneten Schulbildung und dem Ansehen, das er bei seinen Freunden und Lehrern genoß, bestand. Es lag in seiner Beziehung zur Gesellschaft etwas Falsches, Zwitterhaftes, das er tief empfand und dessen Ver-

Digitized by Google

ständnis ihn bis zu einem gewissen Grade menschenscheu machte und auch allmälich im Lauf der Jahre eine Art von Verbitterung in ihm erzeugte; fast schien es, als suche der seines Wertes bewußte junge Mann in einem immer mehr sich ausbildenden und auf alle Gebiete des Lebens und Denkens sich erstreckenden, schneidigen Absprechen und in einer, in absoluten Formen sich gefallenden Schärfe des Urteils und Leichtigkeit des Aburteilens eine Entschädigung für die Abgesondertheit und gesellschaftliche Zurücksetzung, in die er sich gedrängt fühlte — oder sich gedrängt hatte.

Hans Hammer war kein gewöhnlicher Mensch. Wäre er nicht durch das sonderbare Wesen seiner Familie prinzipiell mit der Welt, der Gesellschaft, den feineren Sitten in ein gespanntes Verhältnis gesetzt worden, er hätte gewiß Tüchtiges leisten können und wäre ein bedeutender Mann geworden; denn wo er auch den Hebel seiner geistigen Thätigkeit ansetzte, in der Literatur, in der Philosophie, in der Kunst, in der Mathematik, in der Geschichtsforschung, in der Philologie, überall überwältigte er, und anscheinend ohne Mühe, dem leichten Spiel seines Genius folgend, die scheinbar unüberwindlichsten Schwierigkeiten. Er hatte sich damals, nachdem er in der altlateinischen und altgriechischen Welt schon wie in einem vom Giebel bis zum Keller durchaus bekannten Hause nichts mehr Neues zu lernen fand, auf das Gebiet der ägyptischen und assyrischen Altertumsforschung geworfen, und ohne weitere Hilfe als die äußerst lückenhaften und veralteten Anweisungen eines seiner Lehrer hatte er sich nach kurzer Zeit in dieser Welt wie in der seinigen zurechtgefunden und studirte nun, ohne etwas anderes darin zu suchen als die Befriedigung seines unersättlichen Wissensdranges, die Hieroglyphen und die Keilschrift. Seine Mittel erlaubten ihm, sich eine kostbare Bibliothek von allen auf dies Studium bezüglichen Werken zusammen zu kaufen. Er stellte die sauber und methodisch gebundenen Bücher in ein besonderes Fach der die Wände seines geräumigen Arbeitszimmers vollständig bekleidenden Bücherschränke, und war er nicht in den Kollegien, so traf man ihn da hinter seinem Schreibtische, eine lange Pfeife rauchend, zwischen Folianten begraben, neben dem Fenster, an dem ein Kanarienvogel hing, und das sich auf einen Obstgarten und die Aussicht zu den altertümlichen Türmen, Mauern und Festungsbrücken unserer alten, ehemaligen freien Reichsstadt eröffnete. Im Garten sangen Vögel, denen der Zeisig mit unermüdlichem, sinnverwirrendem Zwitschern antwortete; unter dem Fenster trieben Holzhacker ihr lautes Wesen; im Erdgeschoß stampften die Pferde des nebenan wohnenden Müllers; Hans Hammer hörte nichts von all dem Treiben und Toben, er ließ die Vögel singen und die Menschen lärmen, er sah auch nicht zu den grünen Bäumen und nicht auf die in der Sonne seltsam glühenden roten Steinfiguren der alten Stadttürme! Ein anderer Himmel öffnete sich seinem Geiste; ein anderes Singen schwebte von fernen, fernen Morgenlanden her zu ihm, und aus den wunderlichen Strichen und Schnörkeln seiner Bücher winkte eine andere, noch viel ältere, noch viel fragwürdigere Welt dem nach neuem Wissen immer aufs neue Dürstenden zu. In einem Winkel seiner Stube, auf breitem Holz-

Digitized by Google

gestelle, stand eine Mappe. Alte Kupfer- und Holzstiche waren darin aufbewahrt. Es waren fast lauter Kopien von den großen italienischen Meistern, besonders aber von Michel Angelo, für dessen kräftigen, männlichen Genius allein der dem Weichen und, wie er mit einer gewissen stolzen Verachtung zu sagen pflegte, dem Weiblichen in der Kunst wie im Leben fern stehende Geschmack dieses andern Stoikers Verständnis hatte.

Auf Hammer hätte in einem gewissen Sinne dieser Name ebenso gut gepaßt wie auf Pfänder; gerade wie Pfänders, so war auch seine ganze innere Klaviatur auf Dur gestimmt, keine Saite tönte auf Moll. Beiden hatte in den ersten Jugendjahren der Einfluß des „Ewigweiblichen" gefehlt, das in der tiefen, hingebenden Liebe zur Mutter anfängt und allmälich in unmerklicher Gefühlsverschiebung hinübergeht in eine weiche, sehnende, romantische Jünglings-, fast noch Kinderliebe für irgend eine Unbekannte, eine kaum genannte, für eine mehr in Träumen als unter Sterblichen lebende Laura oder Beatrice. Bei keinem von beiden hatte man jemals einen Anflug von solcher Schwärmerei gekannt, auf welchen sie beide bei anderen mit geringschätzendem Achselzucken hinuntersahen. Vielleicht aber lag in diesem Achselzucken etwas anderes noch, als was sich dem Fremden offenbarte, — und wer in das Tiefinnerste dieser Herzen zu dringen vermocht hätte, der hätte wohl dort unten eine heimliche Verdrossenheit gefunden ob der Unbehilflichkeit, welche die beiden den Frauen gegenüber überfiel, ob der verschämten Schwerfälligkeit, die in Gegenwart eines Mädchens alle ihre Sinne und Geisteskräfte wie mit plötzlicher, unbezwingbarer Lähmung schlug und sie, die sich doch ihres größeren Wertes bewußt waren, vielen anderen, die sie sich gewöhnt hatten, als untergeordnete, unbedeutende Menschen zu betrachten, hintansetzte. Wo die Mutter, wie bei Pfänder, in der ersten zarten Kindheit fehlt, oder wo dieselbe, wie bei Hammer, aus gröberem Holze geformt, nur für das praktische Küche-, Keller- und Hauswesen lebt und dem ganzen inneren Wesen des Familienlebens den Stempel des Urprosaischen aufdrückt, da geschieht es leicht, daß sich der Geist einem feineren Fühlen verschließt; die männliche Natur entwickelt sich einseitig und hart, der Jüngling wird vor der Zeit ein trotziger, holzener Hagestolz. Wohl mochte die tiefinnerste Geistesverwandtschaft und die Gemeinschaft ihrer Anschauungen dazu beigetragen haben, die beiden einander nahe zu bringen; bei Pfänder aber war es noch ein anderes, das ihn zu Hammer hinzog. Vor der geöffneten Mappe mit den alten Kupferstichen stand er stundenlang, während sein Freund, stumm wie er selbst, in seinen Keilschriftfolianten arbeitete; von Zeit zu Zeit, in langen Pausen entfuhr dem in dem Bewundern der Bilder Versunkenen eine kurze Bemerkung, welcher der andere ebenso kurz zustimmte, oder die er erläuternd berichtigte. Niemals verabschiedete sich Pfänder, ohne einen dieser Stiche mitzunehmen, den er dann regelmäßig, wenn er ihn zu Hause in der Einsamkeit seiner Zelle abgezeichnet hatte, wieder brachte, um ihn, aber ohne weiter ein Wort zu verlieren, wieder in die alte Stelle einzufügen. Er hatte auch kein Wort des Dankes mehr für die ihm mit trockener Bereitwilligkeit überlassenen Stiche. Hammer hätte den Dank wie eine überflüssige Gefühlsmacherei und

Digitized by Google

unnötige Wortvergeudung abgewiesen, und Pfänder war froh, daß er ihn davon enthob, er hätte nicht gewußt, wie er die Worte aneinanderreihen sollte, und hätte gefürchtet, entweder durch ein die Grenzen des Notwendigen überschreitendes Dankeswort sich selber etwas zu vergeben, oder hinter diesen Grenzen zurückzubleiben und den Freund dadurch zu verletzen. So war es beiden angenehm, wenn nichts dabei gesprochen wurde.

Ein einzigesmal hatten sich die beiden von Pfänders künstlerischer Befähigung unterhalten. Es geschah in ihrer gewöhnlichen einsilbigen Weise. „Was machst Du eigentlich mit diesen Kupferstichen?“ fragte Hammer, indem er sich die Pfeife stopfte.

„Ich zeichne sie ab,“ antwortete Pfänder.

„Abzeichnen will nichts heißen, wenn man dadurch nicht zu selbständigem Schaffen kommt.“

„Wer sagt Dir, daß ich nicht dazu komme?“

„So bringe das nächstemal etwas mit, das Du gezeichnet hast.“

Das nächstemal holte Pfänder aus dem blauen Papier, in welches der zurückzuerstattende Kupferstich eingewickelt war, eine von ihm entworfene Skizze hervor und legte sie auf den Tisch. Sie stellte einen der Ilias entnommenen Gegenstand dar, den Kampf des Achill gegen die Flußgötter. Hammer betrachtete das Bild, indem er langsam Rauchwolken aus seiner Pfeife stieß.

„Pfänder,“ sagte er endlich, ohne den andern anzusehen und mit einem Ausdruck von noch schärfer als gewöhnlich betonter Bestimmtheit; „Du versündigst Dich an Dir selber, wenn Du Dich nicht zum Künstler ausbildest.“

Pfänder schwieg. Er rollte sein Bild wieder zusammen, band eine Schnur an das Papier und legte es beiseite.

„Willst Du meinem Rat folgen,“ hob Hammer wieder an, „so verschließe Deine Skizzen und zeige sie niemand, bis Du sie ausgeführt hast! Nicht nur Brot und Uhren werden gestohlen. Die schlimmsten Diebe sind, die nach geistigem Eigentum trachten.“

Erst als Pfänder aufstand, um nach Hause zu gehen, nahm er den von dem Freunde angeregten Gedanken wieder auf.

„Zum Künstlerwerden braucht man Geld,“ sagte er, „und ich habe keines!“

„Hatten die Geld, als sie anfingen?“ erwiderte Hammer, rasch einfallend und auf die Mappe zeigend, „hast Du einmal ihre Geschichte gelesen? Freilich, wer in sich den Mut nicht fühlt, von Schwarzbrot zu leben, der kann's aufstecken, aber ein Schwächling bist Du ja nicht, Pfänder!“

„Habe ich jemals was anderes als Schwarzbrot gegessen?“ fuhr Pfänder trotzig auf.

„In Deiner Theologie findest Du eine sichere Aufbewahrungsanstalt; — Dich aber achte ich zu hoch, als daß ich Dir wünschte, was ich vielen anderen wünsche, nämlich das glücklich vegetative, kinderreiche Gehirnverdorren eines Landpfarrers! Bedenke, was Du Dir selbst schuldig bist!“

Digitized by Google

Pfänder ging, ohne ein Wort zu verlieren. Sie sprachen nie wieder über dies Thema zusammen.

Bei unserem gemeinsamen Freunde Hammer war es, wo ich Pfänder zum letztenmale vor den großen Ereignissen traf, die seinem Leben eine so unerwartet veränderte Richtung gaben und ihn auf mehrere Jahre unserem Gesichtskreise entzogen. Hammer hatte einige Freunde zu sich geladen. Er feierte die glückliche und, wie bei seinen seltenen Geistesanlagen nicht anders zu erwarten war, glänzend verlaufene Absolvirung seiner akademischen Prüfung. Unter den Geladenen befand sich auch einer unserer älteren Bekannten, der es vorgezogen hatte, seine Studienzeit in Paris zu verleben, und jetzt zu den Ferien auf kurze Wochen in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Er hieß Gerhardt; aber als Gérard sahen wir ihn nach seiner Pariser Umwandlung wieder; und nicht den Namen allein hatte er verändert! sein ganzes Wesen war ein anderes geworden, gewandter, sicherer, mit einem merkwürdigen Herauskehren von überlegener Selbstzufriedenheit, aus welcher es fast wie Mitleid für die armen, in der drückenden Dämmerung der Provinz zurückgebliebenen und vegetirenden Freunde durchklang. Seine weltmännische und salonmäßige Liebenswürdigkeit hatte für die meisten von uns etwas Peinliches, das uns um so mehr in Verlegenheit setzte, als dieselbe uns wie ein Firnis erschien, unter dem sich gerade das Gegenteil von einem liebenswürdigen Denken und Fühlen verberge. Der Pariser schien sich Mühe zu geben, den Freunden aus der Provinz gegenüber den Glanz seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit zu dämpfen; — hätte er seine Sonne in all ihrer Pracht erglänzen lassen, so hätte er ja die an das kleine Ampellicht der Provinz gewöhnten Augen geblendet und verletzt. So war er mildbenkend und großmütig genug, den Schleier seiner eleganten Liebenswürdigkeit zwischen uns und seinen Götterglanz zu ziehen, und da aus seinem freundlich herablassenden Lächeln das Selbstbewußtsein dieses uns mit Edelmut gebrachten Opfers durchschimmerte, so fühlten wir uns, ohne es uns selber zu gestehen, gerade durch seine Bemühungen, uns nicht zu verletzen, verletzt und jedenfalls gründlich verstimmt. Der Ton, der in der kleinen Gesellschaft herrschte, war nicht der gewöhnliche. Es lag etwas Gedrücktes darin. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Sie stockte, als Gerhardt mit verbindlichem Lächeln unsern Freund Hammer bat, er möge ihm doch an Stelle des angebotenen Glases Bier ein Glas Selterswasser mit Zucker und etwas Cognac verabreichen lassen. Selterswasser und Cognac in dem Hause der biederen Frau Hammer! Unerhörteres konnte es ja auf dieser Welt nicht geben. Freund Hammer that, als suche er dem Begehren des Pariser zu willfahren, kam aber sofort mit dem Bescheide zurück, es gebe im Hause kein Selterswasser, eine Flasche Cognac würde man aber wohl noch in irgend einem Winkel entdecken; worauf der Pariser schnell beschwichtigend erwiderte, man möge doch ums Himmels willen seinetwegen keine Umstände machen, er werde mit einem Glase Zuckerwasser fürlieb nehmen — es sei ihm ja nur darum zu thun, seinen Gaumen zu erfrischen — an Bier sei er nicht mehr gewöhnt — es thäte ihm recht leid, aber in Paris, setzte er mit einem entschuldigenden Achselzucken

Digitized by Google

hinzu, in den Zirkeln, in denen er verkehrte, sei das Bier als ein nur für gemeine Klassen bestimmter Trank verpönt.

„Reiche mir gleich noch ein Glas Bier, Hammer!“ antwortete es aus der Ecke, wo Pfänder die ganze Zeit stumm und in sich gekehrt gesessen hatte. Er sagte es in seiner gewohnten rauhen Weise, ohne besondere Betonung, vielleicht auch ohne besondere Absicht; die Worte waren eben nur der einfache, unverhüllte Ausdruck des Gefühles, das ihn bei Gerhardts Erklärung erfüllt hatte. Der Pariser wandte sich zu ihm um, und mit halbgeschlossenen, leichtblinzelnden Augen bemerkte er, es thäte ihm wirklich leid, daß er dem Biere keinen Geschmack abzugewinnen vermöge, da es ja für diejenigen, die es liebten, ein so überaus köstliches Getränk zu sein schiene. Den Ton dieser Worte konnte man verstehen, wie man wollte; es konnte die Bemerkung ebenso gut eine harmlose als aber auch eine impertinente sein. Pfänder steckte sich ruhig eine Pfeife an und erwiderte:

„Wenn man in Paris das Bier nicht liebt, so ist mir dies ganz einerlei! Ich liebe es und das genügt mir.“

Die allgemeine Unterhaltung war nicht wieder in Gang zu bringen. Es entspannen sich unter den verschiedenen Gruppen der Anwesenden besondere Gespräche, die immer lauter wurden. Den Pariser schien die Wendung der Dinge nicht sehr angenehm zu berühren; er drehte sich nacheinander zu seinem rechten und zu seinem linken Nachbar, wechselte den Platz, versuchte bei anderen Gruppen sein Glück; überall aber schien es, als kümmere man sich wenig um seine Weisheit, und bald war die Reihe an ihm, das Gefühl der Störung, das er bei den anderen hervorgerufen hatte, zu empfinden. Wäre die Unterhaltung eine allgemeine gewesen, so hätte er mit Leichtigkeit die Aufmerksamkeit wieder auf sich lenken und das tonangebende Wort aufnehmen können; in dem lauten Getöse dieser von allen Seiten sich kreuzenden Privatgespräche verlor sich aber all seine Kunst, versank all seine Ueberlegenheit, verschwand seine ganze Originalität. Schräg gegenüber an seinem gewohnten Platze neben der Mappe saß Pfänder. Er mischte sich nicht in die Unterhaltung der anderen; nur kurze, gebrochene Antworten warf er den ihn Interpellirenden rechts und links zurück. Plötzlich erhob sich des Pariser Stimme.

„Sie galten ja früher für einen angehenden Künstler, Freund Pfänder! Wie steht es denn damit, seitdem ich Sie nicht gesehen? Sie haben doch das Zeichnen nicht aufgegeben? Wenn ich Ihnen behilflich sein könnte, sich eine Ihrem Talente würdige Stelle in unserer Künstlerwelt zu erringen, so wäre es eine wahre Freude für mich, mich in Paris zu Ihrer Verfügung zu stellen! Ich kenne ja viele ausgezeichnete Künstler, die Sie auf meine Rekommandation hin mit offenen Armen aufnehmen würden. Ich verkehre mit vielen Familien, bei denen die angehenden Künstler wie Sie Unterstützung finden — ich meine Bestellungen! und wo Sie auch mit den maßgebenden öffentlichen Persönlichkeiten, mit Deputirten, mit dem Minister der Künste, mit dem Direktor der Museen, in Berührung kommen; und was noch weit wichtiger ist, ich stehe auf ganz

Digitized by Google

vertrautem Fuße mit den Redaktionen der größten tonangebenden Zeitungen! Ich bin selbst in meinen verlorenen Stunden ein gern gesehener Mitarbeiter mehrerer Blätter! — und darauf können Sie zählen, mein guter Pfänder, als alter Kamerad und als Landsmann, als Verehrer und Förderer aller aufstrebenden Talente würde ich es mir sicherlich nicht nehmen lassen, persönlich alle auf Sie bezüglichen Reklameartitel zu schreiben."

Pfänder hatte sich bei Gerhardts ersten Worten zu ihm herumgedreht, schwerfällig, plump, wie ein ohne Gelenke sich bewegender Mann. Die anderen hatten auch allmälich dem immer lauter und effektvoller sprechenden Pariser ihre Aufmerksamkeit zugewandt, so daß es diesem gelang, seine letzten Sätze inmitten allgemeiner Stille hervorzudrechseln. Er hielt einen Augenblick inne, eine breite Selbstbefriedigung entstrahlte seinem glattrasirten, mit zwei wunderbar fein gezirkelten Koteletten gezierten Gesichte; er bewegte sein mit einem in die Ecke gezwängten Monocle bewaffnetes Auge lebhaft im Kreise umher, dann, gerade als Pfänder seinen Kopf in die Höhe richtete und seine dicken Lippen den Anfang einer Antwort zu stammeln begannen, rief er mit gemachter Lebhaftigkeit:

„Uebrigens, mein guter Pfänder, Ihr Name bürgt ja schon an und für sich für einen großartigen Erfolg. Ja, schauen Sie mich nur nicht so verwundert an! — Sie kennen doch die Theorie der Namen in der modernen Romanliteratur, wie Balzac dieselben in seinem ‚Marcas' auseinandersetzt. Oder kennen Sie dieselbe nicht? Ach ja, in der Provinz mag man ja noch zurück sein. Jeder Name paßt also auf einen bestimmten Begriff; ich kann Ihnen dies nicht so in der Geschwindigkeit begreiflich machen! Sie müßten eben . . . Lesen Sie doch Balzac! — Der Name aber, der macht heutzutage alles aus. Der Name ist die Etikette, unter welcher der Wein verkauft wird. Und wird in einem Feuilleton von den Bildern, von dem Talente, von dem Genie des ‚Zacharias Pfänder' berichtet, so wiederholt am andern Tage ganz Paris und mit ihm die ganze zivilisirte Welt: Zacharias Pfänder! Zacharias, Zacharias! ein Prophetennamen, der sich in das Ohr und in das Gehirn einkrallt! Und Pfänder! (Er sprach in Pariserart Pfändère aus) Pfänder, eine fremdartig klingende, sonderbare Silbenzusammensetzung — bei der man unwillkürlich an das Niesen denkt! Zacharias Pfänder, Zacharias Pfänder! in Ihrem Namen tragen Sie Ihr Glück, wie Cäsar, der große Cäsar, auf dem Rubicon sein Glück in der Barke trug."

Er merkte gar nicht, der von seinem Wortgeklingel berauschte Phrasenheld, daß sein Vergleich auf allen vieren hinkte. Was lag ihm auch daran? Er hatte eine volltönende Phrase gefunden, und mit dem Effekte seiner Phrase war er zufrieden, und auf den Effekt kam ja doch alles an.

Hammer stand auf und gab sich im anderen Zimmer zu schaffen. Die anderen waren wie betäubt von dem klingenden, leichten Wohllaute der Rede. Pfänder richtete langsam das Auge auf den Pariser.

„Was Sie mit Ihrem Namen anzufangen gedenken, ist Ihre Sache, Herr Gerhardt," sagte er trocken, die deutsche Aussprache des Namens schwer-

Digitized by Google

fällig und derb betonend; — „aber was meinen ehrlichen Namen betrifft, so werde ich ihn nie und nimmermehr zu solchem Reklamenhumbug hergeben."

Es folgte ein Augenblick peinlicher Stille. Der Pariser drehte an seiner Cigarrette. Ein Zucken bewegte seine Mundwinkel.

„Mein Vorschlag scheint Sie verletzt zu haben, mein guter Pfänder," sagte er endlich, „er war aber nicht schlecht gemeint."

„Wie er gemeint war, weiß ich nicht," unterbrach ihn Pfänder, „aber wie ich ihn aufzunehmen habe, weiß ich ganz genau, und weitere Worte braucht es nicht. Von der Kunst und von den Künstlern scheinen Sie sich sonderbare Vorstellungen zu machen. Ich denke jedenfalls anders darüber und bitte, mich nicht mit denjenigen zu verwechseln, die in solche sauberen Geschichten einzugehen gewillt wären."

„Aber um Gottes willen!" rief Gerhardt, „in welcher Welt leben Sie und welche Begriffe machen Sie sich von der Kunst und ihren Lebensbedingungen? Sie nennen dies mit einer gewissen Verachtung, die ich, käme sie von einem andern, einem Fremden — in anderer Weise beantworten würde — einen Reklamenhumbug, ein sonderbar Geschäft! Ohne Reklame aber — und ohne, sagen wir also: Humbug ist überhaupt in Paris und in der ganzen heutigen Gesellschaft an keinen Erfolg zu denken."

„Desto schlimmer für die Gesellschaft und für die Kunst."

„Desto schlimmer ist schnell gesagt, aber wollen Sie sich überhaupt in der Kunst versuchen, so müssen Sie diese Bedingungen annehmen."

„Unwürdigen Bedingungen können sich nur Unwürdige anbequemen."

„Herr Pfänder, Sie werden verletzend!"

„Waren Sie es nicht vorher?" polterte Pfänder heraus, und von seinem Stuhle aufstehend und dem andern das Wort abschneidend, fügte er hinzu: „Ihre Pariser Redekunst steht mir nicht zu Gebot; ich sage, was ich denke, grad heraus, wie ich es denke, und alle Ihre Floskeln werden mir nicht beweisen, daß ich unrecht habe. Kurz und gut, ich will nichts von diesen Dingen wissen und bitte, mich in Ruhe zu lassen. Adieu, ich gehe!"

Der Pariser war seinerseits aufgestanden und vertrat ihm den Weg.

„Herr Pfänder," sagte er, „einem andern erlaubte ich es nicht, sich so zu verabschieden, aber bei Ihnen muß man schon Nachsicht haben! Der Tag wird kommen, wo Sie diese Worte bereuen dürften! Bedenken Sie, wer das Recht beansprucht, so zu denken und so zu sprechen, der muß noch mehr sein als ein — (er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr ihm das Wort über die Lippen) als ein Michel Angelo! der muß reich sein und mächtig — und wer dies nicht ist, der schweigt lieber still, sonst geht es ihm schlecht — und wäre er zehnmal Michel Angelo, er bliebe doch ein armer Schlucker."

Pfänder stand schon unter der Thür. Ob der Wendung bestürzt, die der Wortwechsel zu nehmen drohte, hatten sich die anderen erhoben und suchten sich begütigend zwischen die beiden zu drängen. Unter dem Geräusche der Stimmen und der Stühle hörte Pfänder die letzten Worte des Parisers nicht.

Digitized by Google

„Ich denke, wie ich denke," rief er zurück, „und was ich denke, sage ich."

Dann ging er, ohne sich umzudrehen, nur von Hammer begleitet, zur Thüre. Dieser hatte nichts von dem Streite gehört. Erst einige Tage später erzählte ihm Pfänder, was vorgefallen war, und erklärte ihm den Grund seines raschen Verschwindens. Hammer gab dem Freunde recht und bedauerte, nicht zugegen gewesen zu sein, sonst hätte er, setzte er in einer scharf absprechenden Weise hinzu, dem Pariser heimgeleuchtet und hätte ihm zu verstehen gegeben, daß seine Humbugstheorien wohl in dem Redaktionsbureau gewisser leichter Pariser Zeitungen, nicht aber unter anständigen Leuten an ihrem Platze seien. Die beiden hatten sich durch ihre Erziehung, durch ihre Abgeschlossenheit eine besondere Weltanschauung gebildet und empfanden alles, was dieser Anschauung zuwiderlief, wie eine Art Beleidigung der ihrer Ansicht nach nur in ihren alleinigen Begriffen verkörperten, absoluten Wahrheit.

An diesen Auftritt wurde ich ein Jahr später wieder erinnert, als ich erfuhr, daß Pfänder ganz plötzlich die Theologie an den Nagel gehangen und daß er sich nach Paris begeben hatte. Eine kleine Erbschaft von einigen tausend Franken, die ihm von einer alten Tante zugefallen war, hatte den Ausschlag gegeben. Man erzählte sich nun, daß Pfänder seit langen Jahren alle verlorenen Stunden dem ernstesten Studium des Zeichnens und Malens gewidmet habe, daß seine sorgfältig verschlossenen Schubfächer eine Menge von Skizzen und selbstkomponirten Bildern enthielten, daß einige darunter von ausgezeichneter Schönheit, von seltsamer Originalität und Kraft seien, und daß er sich nun, dem Rate seiner Freunde folgend, ganz der Kunst zu widmen gedenke. Eine Weile noch wurde in dem Freundeszirkel, denen der sonderbare Mensch näher oder weniger fern gestanden hatte, von seinen Schicksalen in der großen Stadt gesprochen; man wollte wissen, daß er dort das Atelier eines berühmten Malers besuche, daß er sich aber von der Welt abschließe, wie er es schon in seiner Vaterstadt gethan hatte, und daß er nur mit einigen Landsleuten spärlich Umgang pflege; — dann wurde des aus unserem Gesichtskreis Entschwundenen nicht weiter gedacht. Der Freundeszirkel löste sich auf; die ehemaligen Studiengenossen wurden von dem Schicksal in die verschiedensten Richtungen verschlagen, und nur nach immer weiteren Zwischenräumen begegneten sie sich vorübergehend und erhielten Nachrichten von einander. Die verschiedene Lebensweise und verschiedene Beschäftigung, die neuen Bekanntschaften, die jeder in seinem Kreise machte, die neuen Anschauungen, die ihm dort entgegentraten, und die nicht ohne Einfluß auf seine eigenen Anschauungen bleiben, alles trug dazu bei, eine gewisse geistige Entfremdung unter ihnen eintreten zu lassen, die auch ihre Sehnsucht nach dem Wiederzusammentreffen mit den früheren Freunden minderte und allmälich löste.

II.

Es war etwa drei Jahre später, als mir der Zufall während einer Ferienreise in einem Badeorte in Süddeutschland wieder Nachricht von dem Verschollenen brachte. Die Franzosen und Elsässer waren damals, mehrere Jahre vor dem

Digitized by Google

benziger Kriege, noch eifrige Besucher der größeren und kleineren Schwarz-
uldbäder. Bis aus dem fernen Paris siedelten sich während einiger Wochen
hebedürftige Familien hier an. Es ging ein Zug nach Osten, ein friedlicher
ug zunächst, der noch keine Mitrailleusen mit sich führte. Die Mode, die ja
re Herrschaft bis auf die Wahl der Sommerfrischen erstreckt, lenkte den Strom
:r von den Winterarbeiten und Winterfreuden müdgehetzten Großstädter von den
lfern des Meeres zu den Tannengründen der Vogesen und der badischen Berge.

In der Gesellschaft, die sich um die Eisenquellen von Petersthal versammelt
atte, befand sich auch eine Pariser Familie, ein junger Mann mit seiner schönen
frau und einem kaum zweijährigen Töchterchen. Der Mann sprach ziemlich
geläufig deutsch, mit dem besonderen Accent, der dem längere Zeit in Frankreich
von dem Mutterlande getrennten Elsässer eigen ist, mit einer sonderbaren Mischung
von angenommenen französischen und von urwüchsigen, die obenhin abgelagerte
Sprachschicht durchbrechenden alemannischen Lauten. Die Frau, eine Vollblut-
pariserin, sprach nur französisch und gab sich auch nicht die geringste Mühe,
ihren nach ihrer Ansicht völlig genügenden Sprachschatz zu erweitern. Es war
eine liebliche, pikante Erscheinung, die durch den prickelnden Reiz ihres Wesens
eine ungesuchte, natürliche Heiterkeit auf ihre ganze Umgebung auszustreuen ver-
stand. Der reine Champagner! pflegte ein alter badischer Oberst zu sagen, der
in den warmen Stahlbädern eine Linderung seiner in dem Kasernenleben er-
oberten rheumatischen Leiden suchte; und bei all ihrer Munterkeit, bei ihrer
sprudelnden Ausgelassenheit und bei den durch ihre Schönheit und durch ihre
ebenso einfachen, als eleganten und geschmackvollen Toiletten noch erhöhten
Reizen ihres ganzen Wesens war sie doch die beste, in hingebender Liebe für ihr
Kind und für ihren Mann besorgte Mutter und Gattin, und nichts war an ihr, das
auch nur von weitem die Vorurteile hätte berechtigen können, die man in Deutsch-
land gegen die Pariserinnen zu hegen pflegt. Es hatte sich bald aus dem Ge-
wühle der Badegäste eine kleine Gesellschaft Geistesverwandter zusammengefunden,
die sich nur zunächst, wie ein Staat im Staate, auf sich selbst beschränkte, Par-
tien und Ausflüge, Jagd- und Angelzüge unternahm, deren heitere Laune nach
kurzer Zeit aber ansteckend auf die übrigen Badegäste wirkte und bald die ganze
Kurbevölkerung zu den lustigsten Vergnügen, zu den tollsten Scherzen, zu im-
provisirtem Tanz, Liebhabertheater und Dilettantenkonzert, mit sich riß. Die
Seele aller dieser Unternehmungen war die schöne Pariserin, Helene D'Artès;
Helene nannte sie ihr Mann, und unter dem Namen D'Artès hatte er sich in
das Fremdenbuch eingeschrieben. Der Name war mir, als ich ihn zum ersten-
male las, bekannt vorgekommen; ich mußte ihm schon irgendwo begegnet sein;
ich suchte, wo dieses wohl geschehen sein mochte. Einen Anhaltspunkt, an welchen
ich die dunklen Erinnerungen hätte anknüpfen können, bot mir aber der fremde
Kurgast nicht. Da ich mich nicht zu orientiren vermochte, schlug ich mir die
an sich ja unbedeutende und auch nicht ungewöhnliche Sache aus dem Kopfe.
Welchen Zweck hätte es auch für mich gehabt, festzustellen, daß ich an dem und
dem Tage, an dem und dem Orte dem Namen schon begegnet sei? Die

Digitized by Google

Erinnerung überfiel mich plötzlich wieder, als ich eines Morgens, wo die Gesellschaft einen gemeinsamen Ausflug unternehmen sollte, Herrn D'Artès mit einer großen Zeichenmappe aus dem Hause treten sah, und im Nu wurde es wieder hell in meinem Gedächtnis: D'Artès? war dies ja doch der Name eines jungen Malers, der in der Pariser Kunstausstellung eine goldene Medaille erhalten! von dem die Zeitungen oft und viel gesprochen! den die Kritik als einen zukünftigen Meister der französischen Schule oft und viel gepriesen hatte!

Ich wollte mich meiner Sache vergewissern.

„Entschuldigen Sie, Herr D'Artès," sagte ich, auf ihn zutretend, „ich sehe Sie mit Mappe und Stift ausziehen, sind Sie vielleicht der D'Artès, von dem . . ."

Er lachte.

„Freilich bin ich derselbe D'Artès, von dem Sie wahrscheinlich sprechen wollen! Goldene Medaille, nächstens Ritterkreuz der Ehrenlegion! — ich merkte wohl, daß man mich hier nicht erkannte; und ich bitte Sie, mich nicht weiter zu verraten; denn es thut ja so wohl, auch einmal wie ein König inkognito zu reisen und nur ein gewöhnlicher Mensch unter gewöhnlichen Menschen zu sein."

Dann leitete er das Gespräch auf andere Dinge. Fast schien es mir aber, als sei es ihm mit seiner Freude am königlichen Inkognito nicht halb so ernst gemeint, und ich konnte mich selbst des Gedankens nicht erwehren, daß die Mappe möglicherweise nur den Zweck gehabt hätte, dies Inkognito ein wenig zu lüften und dem Gedächtnis oder der Neugierde der Kurgäste ein wenig nachzuhelfen. Vielleicht war es aber auch nur Einbildung von mir; denn in des jungen Künstlers Wesen lag sonst ganz und gar nichts, das an Charlatanismus gestreift hätte oder das mich berechtigt hätte, ihm solche — Pfänder, an den ich dabei zu denken kam, hätte wohl gesagt: Humbugsgedanken unterzuschieben; es war nur wie der flüchtige Schatten einer Wolke, der über eine Landschaft läuft, um sofort wieder zu verschwinden.

Man hatte für diesen Tag eine größere Partie verabredet. Man wollte nach dem in romantischem Thalkessel eingesenkten, zwischen dichten Tannenwäldern versteckten Glaswaldsee wandern, dort das mitgebrachte Mittagessen verzehren und erst mit hereinbrechender Nacht, nach längerem Herumschweifen auf den Bergen, nach Bad Petersthal zurückkehren. Frau Helene D'Artès, die, wie sie sagte, noch nie in ihrem Leben so viele Bäume auf einer Stelle zusammengefunden hatte, und die sich wie ein Kind der für sie so neuen Waldesfreuden freute, hatte wieder den Boute-en-train gespielt, die Gesellschaft zusammengetrommelt, die Führer, Esel und Träger bestellt, das Packen der Körbe und des Proviants besorgt und überwacht. Ein jeder fügte sich gern den lachenden Befehlen dieser liebenswürdigen Gebieterin, die so lustig und leicht überall herumwirbelte, jeden Widerspruch mit einem Lächeln zum Schweigen brachte und durch ihre ungezwungene Grazie, durch ihre lebensfrohe Lebendigkeit auch dem widerspenstigsten Stubenhocker das Versprechen, an dem Ausflug, und zwar in bester Sonntagslaune, teilzunehmen, abzulocken verstand.

Digitized by Google

„Nur wer sich nicht freuen will oder kann, darf zu Hause bleiben," rief sie lachend, ihre braunen Locken schüttelnd und ihnen mit rascher Hand und graziös ungestümer Bewegung den immer sich wieder lösenden Zwang ihres mit großen Perlknöpfen gekrönten Kammes aufzwingend. Sie sah reizend aus, als sie an jenem Morgen in ihrer hellen, einfachen Toilette, den Strohhut auf die wellenden Haare gedrückt, vor das Haus trat.

„Was," rief sie, als sie mich mit ihrem Manne im Gespräch erblickte, „Sie allein sind schon an Ort und Stelle? Wo sind denn alle anderen? Die muß man wohl mit der großen Glocke aus dem Schlafe läuten!"

Rief's und hing sich, übermütig lachend, an die Glocke, die das Zeichen zur Table d'hôte zu geben pflegte. Von allen Seiten öffneten sich Laden und Fenster an der kasernenartigen Front des Kurhauses; Köpfe und Köpfchen kamen zum Vorschein, halbgekämmte, halbverschlafene, noch in der Nachthaube steckende Köpfchen; auch einige brummige Gesichter von ehrlichen Menschen, die nicht zu unserer Gesellschaft gehörten, und die, von diesen in so früher Morgenstunde ungewohnten Klängen erschreckt, sich nach dem Grunde des Läutens umsahen, und sich zu fragen schienen, ob ein Feuer ausgebrochen sei, und ob ihnen vielleicht gar zugemutet werden würde, in ihrem notdürftigen Nachtanzug zur Errettung ihres Lebens einen Sprung zum Fenster hinaus zu wagen.

„Na! das wird noch eine ganze Weile dauern," sagte Herr D'Artès, „da haben wir ja noch Zeit, uns umzusehen. Helene! hast Du vielleicht Lust, die Werkstatt des Drechslers anzuschauen, von dem ich Dir schon erzählte? Er ist schon an der Arbeit, und reuen wird es Dich nicht, denn ein wahrer Künstler steckt in dem bescheidenen Manne. Kommen Sie mit?" fragte er mich. Und ich folgte ihnen um so williger, als ich selber schon oft die vielen hübschen Schnitzereien bewundert hatte, die hinter den Vorfenstern des kleinen Ladens ausgestellt waren, und es mir nicht unlieb war, all die schönen Sachen in ihrem Entstehungsprozeß zu bewundern.

Der Drechsler schien mit Herrn D'Artès schon nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. Er erhob sich bei unserem Eintreten freundlich von seiner Schnitzbank und begrüßte unsern Freund mit derbem Händeschütteln.

„Meine Frau," sagte dieser, „möchte Sie arbeiten sehen, Meister Kaspar. Bitte, lassen Sie sich nicht stören und gestatten Sie, daß wir uns hier umsehen."

„Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Aber was ist denn so Besonderes an meiner Arbeit?" erwiderte freundlich der andere, ein junger, kräftiger Bursch mit hellen Augen, indem er sich wieder auf seinen Stuhl niedersetzte. Die schöne Frau näherte sich aufmerksam dem Tische, auf welchem die feinen Werkzeuge und die verschiedenen Holzstücke, aus denen der Dorfkünstler mit fertiger Hand seine kleinen Bilder und Figuren schnitzte, nach Sorten geordnet herum lagen. Er schnitt und feilte, wählte mit vorsichtigem Blicke Messer und Messerchen, vertauschte sie wieder mit anderen, feineren oder gröberen, wie es seine Arbeit gerade erforderte, und wunderbar war es anzuschauen, wie sich die Figur allmälich aus dem rohen Holzblocke herausschälte, wie sie nach und nach eine eigenartige Form

Digitized by Google

annahm, wie Leben und Ausdruck in Gliedmaßen und Gesicht kamen. Plötzlich drehte sich die Frau zu ihrem Manne um.

„Heinrich, sieh Dir doch die Finger Deines Künstlers an! Erinnern sie Dich nicht an einen andern?"

Sein Auge folgte der Aufforderung. Einen Augenblick schaute er lächelnd auf Meister Kaspars arbeitende Hand.

„Ein Bauer," sagte seine Frau wieder, „und diese feinen Finger! Vielleicht auch das einzige Feine an dem ganzen Menschen!"

Es zuckte wie ein schnelles Wiedererkennen durch ihres Mannes Auge.

„Willst Du von unserem Freunde Pfänder sprechen?" sagte er, und wie sie bejahend mit dem Kopfe nickte, fuhr er fort: „Du hast doch recht! dieselben feinen Finger an denselben plumpen Gelenken."

„Und," fügte sie lachend hinzu, „dieselben schwarzen Nägel an denselben feinen Fingern!"

Ich trat näher. Der Name, obgleich in französischer Art Pfändère ausgesprochen, hatte in so bekanntem Tone an mein Ohr geschlagen.

„Ich habe einen Jugendfreund, der diesen Namen trägt," sagte ich, „wäre es derselbe Zacharias Pfänder?" — Die Pariserin schlug lachend die Hände zusammen.

„Zacharias, Zacharias!" rief sie, „freilich ist das mein Pfänder. Gibt es denn zwei Menschen, die einen so seltsamen Namen tragen? Sie kennen also Herrn Pfänder?"

„Wir waren Schulkameraden, ich habe ihn aus den Augen verloren, seitdem er sich nach Paris begeben hat. Er wollte sich wohl der Kunst widmen? Man sprach viel von seiner seltenen Begabung."

„Und man hat nicht unrecht," fiel mir D'Artès ins Wort. „Ich kann Sie versichern, daß in dem armen Pfänder das Zeug eines großen, ich sage sehr großen Künstlers liegt."

„Ja, das Zeug dazu hätte er schon," wiederholte die junge Frau mit einer kleinen Variante, die mir dem Gedanken, mehr noch durch den Ton als durch das Wort, einen Schimmer von halb wegwerfendem, halb vorwurfsvollem Mitleid zu verleihen schien.

Erstaunt und betroffen sah ich zu ihr um. Was mochte wohl des Malers Gattin zu diesem Tone bewegen? —

Ein scharfes, hartes Anprallen und ein helles Klingen, wie von einem zur Erde fallenden Metallstücke, zog meine Aufmerksamkeit von ihr ab. Der Drechsler war in seiner Arbeit auf eine knorrige Astader gestoßen, und das feine Messerchen, dessen er sich gerade bediente, um einige tiefergehende Einschnitte in das niedliche Postament seiner Figur zu drehen, war im raschen Schwirren des Schraubstockes zersprungen. Er hielt inne, betrachtete aufmerksam die fast vollendete Arbeit, dann schraubte er die Figur ab und warf sie beiseite.

„Zersprungen?" fragte D'Artès, indem er sich zu ihm niederbeugte.

„Das geschieht öfter," antwortete der Bauer; „man glaubt ein schönes,

Digitized by Google

leicht zu verarbeitendes Holz zu haben; man feilt daran herum, man freut sich schon des hübschen Kunstwerkes, das aus der Arbeit hervorgehen wird; da stößt das Messer auf einen solchen steinharten Astknorren — und aus ist's mit all der geträumten Herrlichkeit! An solchem Holze zerbricht auch das schärfste Messer."

Frau D'Artès wendete sich zu mir um. Ein seltsames, fast wehmütiges Lächeln spielte auf ihren Zügen. Ihre Lippen bewegten sich wie zum Sprechen; sie sprach aber nicht.

„Diese zerbrochene Holzfigur erinnert Sie wohl an meinen armen Pfänder, gnädige Frau?" fragte ich, denn unwillkürlich hatten sich in meinem Geiste des Drechslers Worte mit der Erinnerung an Pfänder verknüpft. Ja wohl! steinhart war Pfänders Kern, und an dem festen Astknorren mag wohl schon manches Messer zersprungen sein.

Sie antwortete mit einer leichten Handbewegung und einem Zurseiteneigen des Kopfes, als wollte sie sagen: „Konnte man denn an etwas anderes denken?"

Wir wurden durch das Dazwischentreten mehrerer Gäste unterbrochen, die nun gestiefelt und gespornt herbeieilten und zum raschen Aufbruche mahnten, ehe die Sonnenstrahlen zu scharf auf die Hügel brannten, über die wir, um in die höher gelegenen Tannenwälder zu gelangen, zu klettern hatten. Im Nu hatte die bewegliche Pariserin Pfänder und den Drechsler vergessen, um sich ganz den Empfindungen hinzugeben, die das ungeduldige Drängen der zu spät aufgestandenen Freunde hervorrief.

„So sind sie alle!" meinte sie mit lachendem Humor, „die am längsten geschlafen haben, machen den vor der Sonne Aufgestandenen Vorwürfe ob ihrer Langsamkeit."

„Ach, gnädige Frau, darüber dürfen Sie nicht staunen," erwiderte ein Geheimerat, der in den Staatsgeschäften einige Welterfahrung und Menschenkenntnis gesammelt hatte und sich dessen gern rühmte; — „das ist der Welt Lauf! Hätten Sie erst zwanzig Jahre, wie ich, in der Politik . . ."

Sie bedeckte sich die Ohren mit beiden Händen.

„Pfui," rief sie, „Politik, politisch Lied, ein garstig Lied! Oeffnen wir erst der Politik eine Spalte, dann ist es aus mit aller Lust und Harmlosigkeit. Pfui, pfui, Herr Geheimerat! Verschonen Sie uns mit diesen Dingen, und wenn es in der Politik so zugeht, wie Sie es entschuldigend andeuten, so soll es gerade deshalb bei uns anders zugehen."

Man brach auf. Man erkletterte in fröhlicher Stimmung die ersten Hügel und bald trat man in die hohen, kühlen Wälder ein. Es wurde geplaudert, gelacht, gesungen. Ein heiterer Frohsinn belebte die Gesellschaft, und man glaubte kaum eine Stunde unterwegs gewesen zu sein, als man schon in die Tannenlichtung trat, von wo der Blick auf den tief unten im schwarzen Grunde schlummernden Wildsee fällt.

Die Erinnerung an den armen Pfänder ward ich nicht los. Unwillkürlich mußte ich immer wieder an ihn zurückdenken, und an das Leben, das er in der

Digitized by Google

großen Stadt, in dem Umgange mit diesen lebenslustigen, leichtlachenden Menschen geführt hatte und noch führen mochte! er, der verschlossene, vor der Zeit gealterte, mißtrauische und von dem Froh- und Leichtsinn der anderen so schnell verletzte Sonderling! Und ich wollte erfahren, wie es ihm dort gegangen, und ich mußte wissen, wie ihn dieser junge Künstler, dem das heiterste Glück nach allen Seiten hin zu lächeln schien, gekannt hatte, wie diese schöne junge Frau mit ihm zusammengekommen war und welche Ereignisse oder Zwischenfälle die beiden zu dem so harten und auch so treffenden Urteil über meinen Schulkameraden veranlaßt hatten. Die Gelegenheit bot sich mir, ohne daß ich sie lange zu suchen brauchte, als die Gesellschaft sich zum ländlichen Mahle in Gruppen verteilt an den Ufern des Waldsees herumlagerte. Ich hatte dem Künstler verholfen, einige mir bekannte, besonders malerische Punkte aufzufinden, und ich saß nun, während er die für ihn so fremdartige Landschaft in rascher Skizze hinzeichnete, eine Cigarre rauchend, neben ihm in dem hohen Farnkraut, unter dem weit überhängenden Aste einer alten Tanne. Ich führte das Gespräch auf Pfänder zurück.

„Ihr Freund," antwortete D'Artès, während er ruhig fortzeichnete, auswischte, mit den Augen die Formen und Entfernungen sorgfältig maß und beobachtete, „Ihr Freund ist für mich das lebende Bild des antiken Künstlers, — des wahren und allein echten Künstlers — der aber, durch einen unglücklichen Zufall vier Jahrhunderte wenigstens zu spät geboren, sich den Verhältnissen und Notwendigkeiten unserer Zeiten nicht anzupassen vermag, — und an diesem Widerstreite zu Grunde geht. Denn daß Pfänder zu Grunde gehen muß und auch noch, ohne etwas Tüchtiges geleistet zu haben, das ist für mich so sicher, als daß wir — als daß der Drechsler heute morgen sein Messer an dem Astknorren zerbrochen hat. Und schade ist's um ihn, jammerschade! ich darf es sagen, denn ich kann ihn ja beurteilen! Pfänder hat mehr als ein gewöhnliches Talent! Es steckt ein origineller Genius in ihm. Pfänder hat viel mehr Talent als ich, aber er weiß es nicht zu verwerten, nicht in sein richtiges Licht zu stellen, nicht unter dem richtigen Gesichtswinkel den Leuten vor die Augen zu führen! — Die Leute, die Leute ... Er verachtet sie aus dem Grunde seiner Seele! — Er mag ja recht haben dabei, und ich glaube wohl, daß meine Gefühle den seinigen in dieser Hinsicht völlig gleichkommen, und daß dies alberne Ding, das man öffentliche Meinung nennt — nein, sprechen wir lieber nicht davon, es ist besser! Aber er will eben davon sprechen, er will seine Gefühle nicht unter den Scheffel stellen, er will den Leuten, die er als Künstler verachtet, ins Gesicht sagen, daß er sie verachtet, und warum und wie gründlich! Und wenn er sich dann der „öffentlichen Meinung" gegenüber auf diesen Standpunkt der offenen Feindschaft gestellt hat, dann wundert er sich, daß sie ihm die Ehre, deren würdig zu sein er das Bewußtsein hat, nicht widerfahren läßt und sein Groll gegen die Welt vergrößert sich in dem Maße, in welchem er sich von der Welt verkannt fühlt! — Künstler," fuhr D'Artès nach einer Pause fort, „Künstler, ja, in dem vollsten Sinne des Wortes, ein groß angelegter Künstler! — aber mit seinem Pfunde versteht er nicht zu wirtschaften, und ich, mit meinem halben oder Viertelpfunde! werde ich mit

Digitized by Google

einer goldenen Medaille gekrönt, erhalte Bestellungen, mehr, als ich deren wünsche, und verdiene so viel Geld, als ... meine Frau es nur wünschen kann," setzte er lachend hinzu — „während er ein unbekannter, armer Schlucker bleibt — in einer Mansarde Hungers stirbt, und — dies ist noch der schreckliche Fluch seiner Natur — ist der arme Pfänder einmal tot, so wird auch alles mit ihm untergehen, denn keiner hat irgendwelches Interesse daran, seinen Namen aus seiner Verborgenheit herauszureißen, denselben zu beleuchten, erglänzen zu lassen, ein Feuerwerk vor ihm loszubrennen! Und ohne Feuerwerk bleiben wir eben — schwarze Schatten."

Ich wollte ihn unterbrechen; er wehrte es mir, indem er sich plötzlich zu mir umwandte und mit einem gewissen vornehmen — fürchtete ich nicht das Richtige um eine Haarbreite zu überschreiten, so möchte ich fast sagen mit einem impertinent beschützenden und überlegenen Lächeln setzte er hinzu:

„Nehmen Sie mir diese Ansichten nicht übel! Sie sind an den Ufern des Rheins geboren, sind hier in dieser deutschen Atmosphäre großgewachsen und müssen folglich andere Anschauungen haben als ich, der ich ein Pariser und Lateiner bin. Kennen Sie den französischen Philosophen Cousin? Der schrieb einmal ein Wort, an das ich, seit ich hier bin, oft zurückdenken muß, und das so treffend den Unterschied, der zwischen der deutschen und französischen Natur besteht, klarlegt. An einen deutschen Philosophen, Hegel glaube ich oder Schlegel, schrieb der französische Philosoph Cousin: Envoyez-nous des idées, nous les ferons briller. Ja, verehrter Herr, läßt man sie eben nicht erglänzen, so nützen auch die schönsten Gedanken nichts. Schöne Gedanken hat Ihr Freund Pfänder schon — viele — zum Wiederverkaufen, und er versteht es, ihnen in seinen Bildern den prägnantesten Ausdruck zu geben! — aber sie glänzen zu lassen, das däucht ihn eine Entehrung, eine Schmach — wie ein Eindringen der pharisäischen Händler in den Tempel Salomonis! Und am liebsten würde er wie Christus mit der Peitsche unter das Gesindel fahren, das sich dazu hergibt, dies unsaubere Geschäft zu betreiben; da aber heutzutage, gottlob, dieses Geißeln nicht mehr möglich ist, so beschränkt er sich darauf, sich selber von dem Weltverkehr abzusondern, eine chinesische Mauer um sich herum zu bauen und die Freunde, die wenigen Freunde, die er dort gefunden und die es gut mit ihm meinen, wegen ihrer niedrigen Gesinnung, ihres Geschäftsgeistes, ihrer Anbetung des goldenen Kalbes, wie er sagt ... Er war wohl früher Theologe? Nun ja, der Theologe steckt ihm noch in allen Gliedern! — diese Freunde also zu beschimpfen, ihre helfende Hand von sich zu weisen und ihnen am Ende die Thür vor der Nase zuzuwerfen! Ja, ja, so ist er! Dort drinnen, hinter der verschlossenen Thür, brütet über sich selber sein unnützer Genius, der, entfaltete er seine Schwingen, bis zu den Sternen fliegen könnte."

Er hielt wieder einen Augenblick inne, dann, gerade als spräche er mit sich selber und als antwortete er einer an seinen Geist gestellten Frage:

„Könnte, könnte!" sagte er, „ja — und ob er es könnte? — Dies ist eine andere Frage! Sehen Sie, mich däucht es oft, als sei Pfänder ein Hamlet

Digitized by Google

der Kunst! — Ein deutscher Dichter sagt das schöne Wort, es wachse der Mensch mit seinem Zwecke. Mit seinem Zwecke ist Pfänder aber nicht gewachsen, und wachsen wird er niemals! Er ist heute noch der im engen Gesichtskreise erzogene Landpfarrerkandidat, der er bei seiner Ankunft in Paris war. Hätte er das richtige Selbstbewußtsein seines Zweckes, den Glauben, ja den Fanatismus seines Genius — er hätte auch schon längst die Kraft in sich gefunden, seine Schale zu zerbrechen, sich aus ihr herauszuwinden und die Flügel zu entfalten! Er bringt es, wie Hamlet, zu einem großartigen ersten Akt — dann fehlt ihm aber alles, was die tragische oder epische Auflösung herbeizuführen vermag; er schleicht, über sein Schicksal grollend, mit Schauspielern und Leichengräbern herum, braucht den Verrückten nicht einmal zu spielen, denn zu drei Vierteln ist er es schon — und kommt die Auflösung der Tragödie, so ist sie weder tragisch noch überhaupt dramatisch — sondern von so gewöhnlicher, gemeinplätziger Staffage umgeben, daß für den Armen keine Bewunderung, sondern nur noch das gewöhnliche, gemeinplätzige Bedauern übrig bleibt."

D'Artès hatte dies alles in einem Zuge rasch und leicht in echter Pariser Art hervorgestoßen. In jedem Worte schien er den Keim eines beim Sprechen selber noch nicht geahnten Gedankens schnell zu gewahren und ebenso schnell zu befruchten, zu reifen und in voller Blüte vor sich zu entfalten. Aus diesen Gedanken sprach ein seltsames Widerspiel von scheinbar widerstrebenden Gefühlen, ein wahres Verständnis für die großen heiligen Zwecke der Kunst und zugleich ein leichtfertiges Sichanpassen an die gewerbsmäßige Auffassung des Künstlerwirkens, eine Begeisterung für das ideale Schaffen und dann wieder in demselben Atemzuge ein ironisirendes, glattes, weltmännisches Geständnis des Aufgebens der idealen Zwecke und des Haschens nach goldenen Medaillen und nach goldenen Bestellungen! Und über dies ganze, mich zugleich befremdende, anziehende und doch wieder abstoßende Wesen, eine leichte Liebenswürdigkeit, ein Gehen- und Lebenlassen voll lateinischer Eleganz und vornehmer französischer Feinheit — und wieder gewisse Anklänge wie von einem mit der deutschen Natur geistesverwandten Gemüte, wenn er von den Kämpfen und Leiden und von dem von vornherein erfolglosen und unnützen Streben Pfänders sprach — daß ich mir dies alles nicht zusammenzureimen vermochte und mich fragen mußte, ob in dieser wunderbaren Mischung von echt französischem und tiefdeutschem Wesen mir vielleicht zum erstenmale das wahre, volle Produkt der kosmopolitischen Verschmelzung aller europäischen Eigenarten in dem großen Pariser Schmelztiegel vor Augen getreten sei.

Nur wie im Fluge aber zogen diese Gedanken an meinem Geiste vorüber; mit Pfänder waren diese zu sehr beschäftigt, um sich auf das Gebiet dieser psychologischen, wenn auch in anderer Stunde noch so interessanten Studien ableiten zu lassen.

„Sie scheinen meinen Freund Pfänder näher zu kennen oder gekannt zu haben," fragte ich den Künstler, als eine Pause eintrat. „Es wäre mir recht erwünscht, von Ihnen zu erfahren, wie es ihm wohl in Paris ergangen ist oder noch ergeht?"

Digitized by Google

„Noch ergeht? — das kann ich Ihnen freilich nicht sagen, da er mit mir — wie allmälich mit allen anderen gebrochen hat — und ich mich hüten muß, ihn aufzusuchen. Aber wie es ihm anfangs ergangen ist, kann ich Ihnen um so leichter erzählen, als ich der erste war, der sich ihm näherte und ihm unter die Arme zu greifen versuchte! Es war dies meinerseits selbstverständlich, da Pfänder und ich Landsleute sind. Ich bin nämlich ein bißchen Elsässer," setzte er erläuternd hinzu.

„Elsässer?" sagte ich erstaunt, und dies Wort schien mir manches in des Künstlers so wunderbar gemischtem Wesen zu erklären; „Sie sagten doch soeben von sich, daß Sie ein Pariser und Lateiner seien, und auch Ihr Name scheint nicht . . .

„Meine Familie stammt auch aus dem eigentlichen Frankreich, aber meine Mutter war eine Deutsche — ich meine eine Elsässerin. Mein Vater bekleidete lange Jahre eine hohe Stelle in der Verwaltung des Niederrheinischen Departements, und in Ihrer Vaterstadt Straßburg kam ich zur Welt. Es zog mich später wieder nach Frankreich und Paris zurück — was ja natürlich war — und natürlich ist es auch, daß es Leuten wie Pfänder, dessen deutsches Blut unverkennbar ist, in Paris nicht behagen kann, und daß sie spät oder früh in ihre Heimatatmosphäre, an den Rhein zurückkehren müssen. Ist Pfänder nicht jetzt schon wieder in Straßburg, so wird es doch, des können Sie sicher sein, nicht lange dauern, bis er dorthin zurückkehrt! Menschen lassen sich ebenso wenig in ein anderes Geistesklima verpflanzen als diese Tannenwälder nach Avignon oder die Farnkräuter an das mittelländische Meer."

Er hob dann an, mir Pfänders Erlebnisse in der großen Weltstadt zu erzählen, von seiner Ankunft in einem sogenannten hôtel meublé in der rue de l'Ecole de médecine bis zu ihrem beiderseitigen letzten Zusammentreffen. Der feine Pariser mit seiner höflich überlegenen Art, aus welcher die elegante Ironie und die durch angeborene oder angewöhnte Liebenswürdigkeit sich korrigirende skeptische Gleichgiltigkeit des weltkundigen Mannes hervorschimmerte, erzählte leichthin, ohne Effekthascherei, weder nach der pathetischen noch nach der ironischen Richtung, was um so anerkennenswerter war, als Pfänders Geschichte nach beiden Seiten hin Stoff genug geboten hätte. In den einfachen Worten des Künstlers lag ein bedauerndes Interesse für den jungen Mann; er suchte augenscheinlich seine Schwächen und Sonderbarkeiten zu entschuldigen, denn er gab sich Mühe, ihnen auf den Grund zu kommen, dem ganzen Wesen Pfänders und seinem für einen Pariser so außerordentlich absonderlichen Charakter ein richtiges Verständnis abzugewinnen, wo so viele andere sich mit vornehmem Achselzucken begnügt hätten. An äußerlich dramatischen und aufregenden Momenten fehlte es übrigens in Pfänders Pariser Leben vollständig, desto tragischer mochte sich aber in seinem inneren Geistesleben der Kampf des aus grobem Holz gezimmerten und in ewigem Konflikt mit den Verfeinerungen und mit den leichtfertigen Lebensanschauungen der Pariser Welt sich herumschlagenden, rheinischen Theologen entwickelt haben, und gerade für diese Tragik hatte D'Artès ein Verständnis, und

Digitized by Google

— obgleich in der dem Pariser eigenen, anscheinend leichten und sozusagen flüssigen, nur an der Oberfläche erregten Form — für diese Tragik hatte er auch ein Herz. Von den Gefühlen, die den aus dem Kloster in plötzlichem Rucke mitten in das Treiben der Pariser Künstlerwelt versetzten Pfänder in den ersten Tagen seiner Pariser Vereinsamung überwältigen mußten, sprach D'Artès wie ein Mann, der sie, obwohl in weit geringerem Maße und in ganz anderer Art, selber durchgemacht hatte. Allein, ohne Freunde, ohne Empfehlungsschreiben, ohne Familien, bei denen er sich hätte einführen können, war Pfänder mit seiner kleinen Barschaft, die dem Unerfahrenen unerschöpflich schien und auf die er eine Welt von Hoffnungen baute, eines Morgens in Paris gelandet. „Gelandet? Kann in diesen Verhältnissen überhaupt von einem Landen die Rede sein, und wäre es nicht viel richtiger, zu sagen, er sei auf seinem kleinen Boote hinaus auf die weite, offene See gestoßen?" meinte D'Artès. „Es gab ja," fügte er mitleidig lächelnd hinzu, „kühne Seefahrer, die auf diese Weise Welten entdeckt, Königreiche erobert, oder auch wüste Inseln bebaut hatten! Columbus, Fernando Cortez und Robinson! Aber wer erzählt die Geschichte der vielen anderen, die nichts entdeckt, nichts erobert haben, und in der Einsamkeit des unermeßlichen Meeres untergegangen sind? Einen einzigen Empfehlungsbrief hatte Pfänder mitgebracht. Er war von unserem Zeichenlehrer und an einen bekannten, aber schon älteren Maler gerichtet, der in früheren Jahren sehr angesehen, jetzt aber längst schon von einer jüngeren Schule überflügelt war. Dem Maler hatte die Empfehlung wie ein verspätetes Echo seines alten Ruhmes geschmeichelt; er ließ sich von Pfänder seine Skizzen und Bilder vorzeigen, belobte des jungen Mannes Talent und Fleiß, gab ihm den Rat, tüchtig zu arbeiten, das Museum des Louvre häufig zu besuchen, sich an die großen Meister, besonders an Rafael zu halten, erleichterte ihm den Eintritt in eine Kunstschule und bat ihn schließlich, er möge doch zuweilen wieder zu ihm kommen. Pfänder that es auch im Anfang und fand immer bei dem alten Herrn eine freundliche Aufnahme. Nach drei oder vier Besuchen löste sich das Verhältnis. Pfänder blieb zu Hause. Der freundliche alte Herr, der ihn nicht mehr kommen sah und so viele andere Bekannte hatte, vergaß ihn. Pfänder hatte sich vorgestellt, der Pariser würde ihn unter seinen ganz speziellen Schutz nehmen, sich ganz besonders mit ihm abgeben, ihn auf Schritt und Tritt verfolgen, ihn beraten, ihn führen, für ihn sorgen; der düstere, trotzige Kopf sah es als eine Pflicht des alten Herrn an, daß er sich des Jungen, ihm Empfohlenen auf diese Weise annehme; er glaubte ein Recht auf seinen ganz speziellen Schutz zu haben; — und er wunderte sich höchlichst, als es anders kam, er konnte es nicht übers Herz bringen, immer wieder, als Sollicitant, wie er sagte, und als ewiger Fremder an diese Thür anzuklopfen, ohne jemals nur einen Schritt weiter in die Intimität des Malers zu dringen. — So sind die meisten," rief D'Artès aus, „die meisten, die aus der Provinz zu uns nach Paris kommen! Sie stellen sich vor, wir hätten nur für sie zu leben, zu sorgen und nur an sie zu denken! Und doch, der Himmel weiß, in welchem Getriebe wir herumgeworfen werden, und mit wie vielen Menschen wir

Digitized by Google

uns herumschlagen müssen, um für uns selber und unsere Familie sorgen zu können! Nach einiger Zeit verstehen die Verständigen, daß es nur ein Mittel gibt, um bei uns das zu finden, was sie suchen: Sie müssen in der einen oder andern Weise in uns ein Interesse für sie erwecken, uns fesseln, Bande entdecken oder erfinden, die uns einander näher bringen, und diese Bande immer mehr befestigen, immer enger zusammenziehen! Wer dies nicht versteht oder wer dies verschmäht — der bleibt ein einsamer, verlorener und vergessener Mensch, und lebte er hundert Jahre in Paris, am Ende des hundertsten Jahres stünde er noch so vereinsamt und so ohnmächtig da wie am ersten Tage, als er, mit seinem Reisekoffer in der Hand, in eine Droschke stieg und, die Augen aufreißend, durch die unbekannte Stadt, durch die unbekannten Menschen nach dem Gasthof fuhr. Pfänder verstand es nicht oder wollte es nicht verstehen, wer vermag in seinem Herzen zu lesen! Und man möge sich anstellen, wie man wolle, an diesem Unverständnis des Pariser Lebens muß Pfänder untergehen. Wer mein Herz gewinnen will, der muß mir ein Herz entgegenbringen, er muß sich mir erschließen oder auch nur so thun, als erschlösse er sich mir, dann werde ich ebenfalls thun, als erschlösse ich mich ihm! Das Verhältnis wird vielleicht von beiden Seiten nur ein Schein und ein berechnetes Spiel sein — eine Komödie, die vom Standpunkte der höheren Moral nicht gerade sehr lobenswert sein mag! — aber um Gottes willen! wir sind Menschen, leben unter Menschen, müssen mit ihnen auskommen und dürfen uns nicht wie Robinson geberden — oder gar wie verkannte Genies! Man gebe sich, wie man will und wie es eben geht und wie man es eben muß; dann geben sich ihrerseits die anderen, jeder in seiner besonderen Art, und es entspinnt sich ein Zusammenleben, ein Wechsel von Empfindungen, von Interessen, von gegenseitigem Fühlen, Denken, Schaffen, einander in die Hände arbeiten, eine Art von Schutz- und Trutzbündnis, das lockere oder festere Formen annimmt, das sich löst und wieder schürzt, je nach den Verhältnissen, ein Bündnis, in dem der eine den andern hält und hebt und von ihm in selber Weise gehalten und gehoben wird! Wer aber selber zum Halten und Heben des andern nichts beizutragen hat, oder wer es nicht will, oder wer es nicht versteht — wie mag der auf eine Berücksichtigung oder auf eine Hilfe seitens des andern warten oder zählen oder hoffen? Er ist ein unnützes Rad im großen Räderwerk der Gegenseitigkeit — und wer nichts bringt, dem wird nichts gebracht! — Und da Pfänder eben nichts brachte, nichts gab und niemals aus seiner Verschlossenheit hervortrat — so wäre es am besten für ihn, er reiste zurück in seine Provinz, er nähme wieder seine theologischen Studien auf und würde ein Landpfarrer, wie sein Vormund es wollte! — Ein Genie mag er sein — aber was nützt ihn dies? Besser wäre es für ihn gewesen, er hätte als Mitgift in sein Leben weniger Genie und mehr Savoir-faire mitbekommen; — ich denke wieder an Cousin und an Ihren — Hegel? oder Schlegel? Was soll die Welt mit den tiefsten Gedanken anfangen, wenn dieselben im Finstern versteckt bleiben?"

Er wandte sich zu mir um und fügte lächelnd hinzu: „Nehmen Sie mir's

Digitized by Google

nicht übel! Den patriotischen Gefühlen Ihrer Landsleute will ich gewiß nicht zu nahe treten! Aber – Deutsche seid ihr eben doch durch und durch. Têtes carrées sagt man bei uns, ohne sich dabei etwas Schlechtes oder weiter Unangenehmes zu denken; aber so seid ihr doch nun 'mal!"

„Der gute Pfänder," fuhr er fort, „that mir im Herzen leid. Ich hatte seine Bekanntschaft in dem Atelier gemacht, wo er mit einigen meiner jüngeren Freunde zusammen lernte. Sein seltsam kräftiger Kopf hatte beim ersten Hereintreten meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich trat auf ihn zu in unserer ungenirten, burschikosen Künstlerart, schaute mir seine Malereien an; ich sehe noch den scheuen Blick, den er mir über die Achsel zuwarf. Er besänftigte sich – ich möchte sagen, er wurde wieder zahm, als ich mich ihm als Landsmann vorstellte. Es ging wie ein Leuchten über sein Gesicht, aber schnell erlosch es wieder. Das habt ihr auch von euren deutschen Ahnen geerbt," fügte D'Artès mit dem ihm eigenen großstädtischen Lächeln hinzu; „nur unter Landsleuten findet ihr euch zu Hause, und aus diesem engen und — Sie erlauben mir doch das Wort? — aus diesem kleinlich spießbürgerlichen Zirkel kommt ihr nicht heraus! Wer aber nicht im großen Strom zu schwimmen versteht, den wirft der Strom ans Ufer!"

(Schluß folgt.)

Napoleons Aberglaube.

Von

Dr. Cabanès (Paris).

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht," schrieb Baron Meneval in seinen „Souvenirs sur Napoléon", „daß große Männer abergläubisch seien oder sein müßten. Das Volk, das sich in Wirklichkeit mehr zu dem Geiste des Aberglaubens hinneigt, als es denselben verwirft, meint, große Thaten seien ohne übernatürliche Hilfe nicht auszuführen; manche verzeihen großen Männern ihre Ueberlegenheit nur, wenn sie dieselben wenigstens in einigen Punkten an die Schwächen der Menschheit anknüpfen können."

Welchen Sinn man auch immer dem Worte Aberglauben geben mag, ob man darunter den Glauben an eine Macht oder an übernatürliche Mittel, an geheime Kräfte, die unser Geist begreift, unsere Sinne aber nicht wahrnehmen, versteht; ob man diese geheimnisvolle Macht, die uns unsere Thaten eingibt, ohne daß unsere Vernunft daran teilnimmt, Verhängnis oder Vorsehung nennt, so scheint doch, daß der Glaube an die Künste der Horoskopsteller und Totenbeschwörer ein, wenn auch nur vorübergehendes Zeichen von Vernunftsabwesenheit ist. „Diese Verirrung des menschlichen Geistes," — hier nehmen wir den Text des Baron Meneval wieder auf — „mag beispielsweise nicht auf das

Digitized by Google

innere Gefühl anzuwenden sein, das Napoleon I. in sich verspürte, und das ihn sich als ein Werkzeug der Gottheit, mit einer Mission für die Erde betraut, betrachten ließ und ihm gebot, ohne Furcht und mit der Sicherheit des Erfolges unter dieser mächtigen Führung vorzugehen." Wir würden auch keinen Einspruch dagegen erheben, wenn sich Napoleon, der nach dem einhelligen Zeugnisse seiner Biographen das Bewußtsein seiner ihm anvertrauten göttlichen Mission hatte, auch in seinen Machtäußerungen daran gehalten hätte und nicht sein Geist nur daran erinnert worden wäre, um Eindruck auf die Massen zu machen. Wir erkennen auch ganz gerne an, daß es politisch sehr geschickt von ihm war, wenn er seine ägyptische Armee zur Achtung vor der Religion der Mohammedaner anhielt,[1]) und er es sich selbst zur Pflicht machte, ihren gottesdienstlichen Handlungen anzuwohnen; so oft es ihm beliebte, für das Gelingen seiner Pläne die Gläubigkeit des Volkes in Anspruch zu nehmen, eine Gläubigkeit, die hervorzurufen ihm um so leichter fiel, als er selbst nicht ganz abgeneigt war, sie zu teilen; die aber bei anderen zu bespötteln er um so geneigter war, als er sich selbst eifrigst bemühte, sie zu verstecken.

Man hat, wie es scheint, vielleicht nicht ohne Grund, das, was man die Religiosität Napoleons hätte nennen können, mit seinen Vorurteilen verwechselt. Der Kaiser hielt zweifelsohne viel von seinen genialen Fähigkeiten, und hatte das Bewußtsein, daß über ihm ein höheres Wesen walte, als dessen Unterthan er sich bekannte. Die Erwartung, daß ihm in verzweifelten Augenblicken Hilfe von oben kommen müsse, die wiederholten Anrufe in seinen Proklamationen, die Worte, die er an den einzigen Gebieter, der alle Berechnungen, alle Ereignisse in seiner Hand halte, richtete, die eigentümliche Aufregung, in die er beim Glockengeläute[2]) geriet und die ihn in Träumereien, in endlose

---

[1]) Man liest in den Memoiren von Bourienne: „Wie kam man auf die Idee, Napoleon als zum Mohammedanismus geneigt darzustellen? Das verdient nicht einmal ernstlich bestritten zu werden. Nein, er hat stets nur aus Neugierde eine Moschee betreten . . . Um was handelte es sich? In Aegypten einzudringen. Die Politik, die einfache Klugheit gebot, die Religion der Einwohner mit großer Schonung zu behandeln."

[2]) „Ich habe immer den Glockenton geliebt," sagte Napoleon auf St. Helena. „Zwei Dinge fehlen mir besonders auf dieser ketzerischen, ungastlichen Insel, deren Mangel mir am unerträglichsten ist: es gibt hier keine Glocken und nur verschimmeltes Brot!" (De Beauterne, Sentiments de Napoléon sur le christianisme, p. 45.)

„Das Glockengeläute," schrieb seinerseits de Bourienne, „übte auf Napoleon immer eine merkwürdige Wirkung aus, die ich mir nie erklären konnte. Er hörte es mit Entzücken an. Wie oft blieb er stehen und horchte den Glocken des Dorfes, als wir in Malmaison waren und wir in der Allee, die nach der Ebene von Ruel führt, spazieren gingen; wie oft hat er nicht deshalb die ernstesten Gespräche unterbrochen. Er blieb stehen, damit das Geräusch unserer Schritte ihn nichts von einem Schall, der ihn so entzückte, verlieren ließ. Er war mir fast böse, daß ich nicht dieselben Eindrücke empfand wie er. Die Wirkung auf seine Sinne war derart, daß seine Stimme bewegt war, als er mir sagte: ‚Das erinnert mich an die ersten Jahre, die ich in Brienne zubrachte; damals war ich glücklich!' Ich war wenigstens zwanzigmal Zeuge der sonderbaren Wirkung, die der Ton der Glocken auf Napoleon ausübte."

Digitized by Google

Ekstasen versetzte, die Kreuzeszeichen, die er beim Nahen der Gefahr schlug, das alles kann wohl mit Erinnerungen an seine erste Erziehung, zu der, wie man weiß, die Religion den Grund gelegt hatte, in Verbindung gebracht werden.

Eine der Lieblingsmaximen Napoleons war: Die Zukunft steht in Gottes Hand. Er gestand ein, daß an einem Schlachttage, nachdem er alle genau berechneten Dispositionen getroffen, nachdem er alles vorgesehen hatte, es einen Augenblick gab,[1]) wo der Erfolg nicht mehr von ihm abhing. In diesem Moment war es, wo das Verhängnis seine Rolle zu spielen begann, und in diesen kritischen Umständen verzweifelte Napoleon niemals, da er trotz allem ein unbesiegbares Vertrauen in sein Schicksal bewahrte. Dieses Vertrauen bewies Napoleon bei allen Gelegenheiten.

Als er dem Direktorium das Mißgeschick von Abukir anzeigte, schrieb er: „Die Vorsehung hat bei dieser Gelegenheit, wie schon bei vielen anderen, wieder beweisen wollen, daß sie uns ein großes Uebergewicht auf dem Festlande gewährt, daß sie aber die Herrschaft über die Meere unseren Gegnern verliehen hat. So hart dieser Schlag auch sein mag, so kann er doch nicht der Unbeständigkeit des Glückes zugeschrieben werden." Schon 1795 schrieb er an seinen Bruder Josef: „Wenn meine Hoffnung auf das Glück, welches mich niemals in meinen Unternehmungen verläßt, unterstützt würde, könnte ich Dich glücklich machen und Deine Wünsche erfüllen." So schrieb er 1808 an Josefine: „Warum Thränen, warum Kränkung? Hast du denn keinen Mut mehr? ... Es würde mich demütigen, zu wissen, daß mein Weib unserer Vorsehung mißtrauen könnte ..."[2])

Und ist folgende Stelle aus dem Memorial von St. Helena nicht noch bezeichnender?: „Alle, die mich kennen, wissen, wie wenig Sorge ich für meine Erhaltung trug. Von meinem achtzehnten Jahre an Kanonen und Gewehrkugeln gewöhnt, die Nutzlosigkeit des Sichbeschützenwollens kennend, überließ ich mich meinem Schicksal.[3]) ... Seitdem habe ich unaufhörlich meinem Stern

---

[1]) Baron Meneval, loc. cit.

[2]) Guillois, Napoléon l'homme de politique, l'orateur, ch. I.

[3]) Es ist wahr, daß Napoleon für sich gar keine Vorsicht beachtete und sich immer von unbestrittener Bravour zeigte. Er wurde dreimal verwundet, aber setzte mehr als zwanzigmal sein Leben aus, bei Toulon, Montereau, in der Schlacht von Arcis sur Aube, bei Waterloo und in vielen anderen Schlachten. Sich mit Bausset unterhaltend, sagte ihm Napoleon zu Ende der Unterredung: „Sehen Sie, was Bestimmung ist! Im Gefecht von Arcis sur Aube that ich alles, um, Fuß für Fuß der heimatlichen Erde verteidigend, einen glorreichen Tod zu finden. Ohne Rücksicht habe ich mich bloßgestellt, die Kugeln regneten um mich; meine Kleider wurden durchlöchert, und keine konnte mich treffen." Bonapartina, p. 125.

In den Augen der Soldaten galt Napoleon für unverwundbar. Lecoeur hörte in seiner Jugend in der Normandie erzählen, daß Napoleon die Kugeln bezauberte. (Esquisses du Bocage II. p. 369.) Diese Stelle aus den Memoiren des Arztes O'Méara ist noch ein Beweis, daß Napoleon den Tod nicht fürchtete. „Wenn ich (es ist O'Méara, der spricht) zu Napoleon sagte, daß er seinen Tod durch Ablehnung der ihm nötigen Medikamente nicht beschleunigen soll, antwortete er mir: Was Oben geschrieben ist, ist geschrieben; und die

Digitized by Google

vertraut, alle Vorsichtsmaßregeln der Polizei überlassend."[1]) Nach diesen Anführungen könnte man schließen, daß Napoleon Fatalist gewesen sei; und diese Meinung ist nach unserer Ansicht durchaus nicht ungerechtfertigt.[2]) Napoleon verteidigte sich zwar immer energisch gegen diese Beschuldigung, aber konnte er ein guter Richter in eigener Sache sein?

Wenn er auch mit Recht sich der Anschauung hingeben konnte, daß keiner seiner Offiziere im Kriege sich seines eigenen Geistes und Willens mehr bedienen konnte, ließ er sich doch das Geständnis entschlüpfen, „daß man sich im Kriege umsonst aufrege — und daß es entschieden das Beste sei, sich in die Chancen seines Standes zu ergeben." Geben wir zu, daß Napoleon den Fatalismus des Soldaten besaß,[3]) so steht doch nicht weniger fest, daß er in seinen militärischen Berechnungen dem Zufall und dem Unvorhergesehenen einen großen Teil einräumte.

Vom Zufälligen zum Wunderbaren ist nur ein Schritt; eine glühende Phantasie wie die Napoleons konnte bald diese Grenze überschreiten. Um zu beweisen, daß Napoleon kein Anhänger des Wunderbaren gewesen sei, hat man behauptet, daß er stets Charlatane und Betrüger gebrandmarkt, daß er Mesmer, Lavater und Gall mit seiner Verachtung überhäuft und er überhaupt alle Leute von unklaren Systemen oder Ideen, deren Utopien seinem positiven Geist widerstrebten, von sich ferne gehalten habe. Das ist richtig, was es aber nicht minder ist, und sich im Anschlusse an unsere These aus den erklärenden Thatsachen ergeben wird, ist, daß Napoleon von Vorurteilen eingenommen und im höchsten Grade abergläubisch war, was übrigens bei einem Korsen, in dessen Adern

---

Augen zum Himmel erhebend, sagte er: Unsere Tage sind gezählt." Citirt von Beauterne, Sentiments de Napoléon sur le christianisme, p. 55.

Als ein Komet über St. Helena erschien, glaubte er sich seinen Tod prophezeien zu müssen. Napoleon dachte sogleich an den Julius Cäsars und glaubte, daß ihm der Himmel den unwiderruflichen Moment seines eigenen Todes in kurzer Frist anzeige.

[1]) Citirt von Guillois, loc. cit. p. 171—172.

[2]) Im 5. Bande des Mémorial de Sainte-Hélène findet sich ein Geständnis des Kaisers:

„Man muß zugeben," sagt Napoleon, „daß die Verhängnisse selbst gegen Ende meiner Carrière sich gegen mich vereinigt haben. Meine unglückliche Heirat und die Verrätereien, die sie im Gefolge hatte, dieser spanische Krebs, von dem ich mich nicht mehr erholen konnte, dieser unselige russische Krieg, zu dem ich nur durch ein Mißverständnis gekommen bin, diese entsetzliche Strenge der Elemente, die eine ganze Armee verschlungen hat . . . und schließlich das ganze Weltall gegen mich . . ."

[3]) In Aegypten war Napoleon in Gefahr, von einer Partie Mameluken gefangen oder massakrirt zu werden. Er marschirte in ziemlicher Entfernung vom Armeecorps, nur von einigen Garden und mehreren Offizieren seines Generalstabs begleitet. Der Zufall wollte, daß er von den Mameluken, von denen er nur durch eine leichte Erderhöhung getrennt war, nicht bemerkt wurde. Napoleon, der sein ganzes Leben an Fatalismus glaubte, scherzte über diese Gefahr, indem er sagte: „Es steht Oben nicht geschrieben, daß ich von den Arabern gefangen werden soll." Bonapartina, 1854, p. 116—117.

Digitized by Google

italienisches Blut floß, nicht zu verwundern war.[1]) Wie hätte schließlich der Mann, dessen Wiege alle guten Feen umstanden zu haben schienen, nicht abergläubisch sein sollen?

Erzählte man nicht, daß die Geburt Napoleons wie die aller Heroen, von den überraschendsten Erscheinungen begleitet gewesen sei? Daß in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1769 Abbé Martenot im Sternbilde der Jungfrau einen neuen Stern wahrgenommen habe, jenen Stern,[2]) der ihm in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens[3]) erscheinen und den er in den Stunden der höchsten Angst mit den Augen suchen sollte!

Ein mindestens merkwürdiges Zusammentreffen: in der Nacht vom 15. auf den 16. August 1769 hatte Friedrich der Große, damals in Breslau, einen Traum, den er am Morgen des 16. August seinen Adjutanten folgendermaßen erzählte: „Könnten Sie mir einen Traum, der mich ganz einnimmt, erklären? Ich sah den Stern meines Königreichs und meines Genies leuchtend und strahlend am Himmel glänzen. Ich bewunderte seinen Glanz und seine Höhe, als plötzlich über meinem Stern ein anderer erschien, der ihn, sich über ihn senkend, verfinsterte. Die beiden Sterne trafen sich in hartem Kampfe; ich sah sie einen Augenblick ihre Strahlen vermischen, und mein Stern, verdunkelt, verdeckt von der Größe des andern, sank bis zur Erde, wie zerdrückt unter einer Kraft, die ihn zu ver-

[1]) Das heißt, er war doppelt Südländer, und man weiß, wie die Südländer im allgemeinen abergläubisch sind.

[2]) Vor ihm hatten Konstantin und Karl der Große den Glauben an ihre Sterne. So dankte auch Ludwig der Heilige nach der Einnahme von Damiette Gott, daß er ihm seinen Stern Antaris habe leuchten lassen. Der berühmte Irrenarzt Brierre de Boismont bemerkt folgendes über die Sterne großer Männer: „Der Glaube beim Genie ist selten. Berühmte Männer, die überhaupt Glauben haben, glauben an das Uebernatürliche. Sie reden sich oft ein, daß ihr Schicksal an ein sichtbares Zeichen, das sie in der Luft bemerken können, geknüpft sei; so haben viele von ihnen an einen Stern, einen schützenden Geist geglaubt, dessen wunderbares Erscheinen ihnen nichts Unnatürliches für sie hatte. Die Erklärung dieser Erscheinung scheint uns ganz einfach: Der Geist gelangt, fortwährend auf sein Ziel konzentrirt, in seinem höchsten Grad des Enthusiasmus in jenen Zustand, den man Ekstase, Illuminismus nennen könnte, der aber nichts weiter als eine innerste Kraft unseres Seins ist, aus der die vom Genie belebten Schöpfungen strömen, und in welchem der Gedanke, um sich verständlich zu machen, sich mit körperlichen Attributen bekleidet.“ Union médicale, 1852, p. 313. Selbstverständlich reproduziren wir diese Erklärung nur, ohne sie irgendwie verantworten zu wollen.

[3]) Als Napoleon in Bayonne war, hatte er einen Korvettenkapitän mit wichtigen Depeschen betraut und befahl ihm, sich sofort unter Segel zu begeben. Den andern Morgen jedoch erfuhr der Kaiser, daß der Kapitän noch in der Stadt sei. Ueber diesen Ungehorsam aufgebracht, ließ er den Kapitän kommen und fragte ihn im strengsten Tone nach der Ursache dieser Verzögerung: „Sire,“ antwortete der Kapitän, ganz verstört über diesen Empfang, „die Engländer besetzen den Hafen, und ich fürchte, nicht wegen meines Schiffes, nicht wegen meiner Mannschaft oder meiner selbst, wohl aber wegen der Sicherheit der mir anvertrauten Depeschen die Abreise.“ Napoleon, durch diese Erklärung besänftigt, antwortete: „Fürchten Sie nichts, Kapitän, stechen Sie in See, mein Stern wird Sie führen.“ Diese Prophezeiung bewahrheitete sich, denn der Offizier entwich der Wachsamkeit der englischen Kreuzer. Bonapartina, p. 41—42.

Digitized by Google

löschen und zu vernichten schien. Der Kampf war lang und hartnäckig; endlich befreite sich mein Stern, aber mit vieler Not. Er nahm wieder seine Stelle ein und glänzte weiter am Firmament, während der andere erlosch." Chevalier von Beauterne, der die Anekdote überlieferte, fügte folgenden Kommentar hinzu: „Der Unglaube könnte den mysteriösen Zusammenhang dieses Traumes [1]) mit der Existenz Napoleons leugnen; aber er könnte nicht die Wahrheit der Thatsache an sich selbst, wie auch das merkwürdige Zusammentreffen der Daten bestreiten, da alles sich in verschiedenen Biographien und Geschichten Friedrichs II. findet, die vor und nach dem Tode dieses Herrschers in Deutschland gedruckt wurden, und zwar zu einer Zeit, wo Napoleon kaum Schüler in Brienne oder Artillerieoffizier war. [2])

Während seines Aufenthaltes auf der Schule von Brienne, also ganz zu Beginn seiner Laufbahn, hatte Napoleon schon dieses Vorgefühl von seinem außerordentlichen Glück; wir haben in folgender Anekdote, die wir irgendwo gelesen haben, den Beweis dafür: Als Bonaparte erster Konsul war, ließ er

[1]) Der Traum Charles Bonapartes, des Vaters Napoleons, ist nicht weniger merkwürdig. Einige Tage vor seinem Tode hatte Ch. Bonaparte eine Art von übernatürlicher Offenbarung; denn er rief in einem Moment des Deliriums, daß keine fremde Hilfe ihn mehr retten könne, nachdem dieser Napoleon, dessen Degen einst über ganz Europa triumphiren werde, vergebens versuche, seinen Vater von dem Todesdrachen, der ihn bedrohe, zu befreien. (Mitgeteilt von du Casse in „Histoire anecdotique de l'empereur Napoléon Ier", Paris, Paul Dupont, 1869.)

[2]) Nach der Schlacht von Jena sagte Napoleon, nachdem er zweimal in Preußen Sieger gewesen, zu Wieland, der von ihm eine spezielle Audienz erbeten hatte: „Kennen Sie den Traum Friedrichs II.?" „Ja, Sire." „Nun," sagte der Kaiser, „glauben Sie an Konstellation?" „Der Traum ist wahr, Sire, das ist alles, was ich sagen kann." „Merkwürdige Drohung dieser Traum! er bedeutet Unglück für uns." „Wieso das, Sire?" fragte der Poet. „Ja, Unglück, denn der Stern des Toten soll über den des Lebenden triumphiren," sagte Napoleon, sich des Traumes Friedrichs erinnernd, mit besonderer Betonung.

Dieser Stern erschien ihm noch bei zwei anderen Gelegenheiten. 1806 trat General Rapp, der von der Belagerung Danzigs zurückgekehrt war und den Kaiser dringend zu sprechen wünschte, in dessen Kabinet, ohne sich vorher anmelden zu lassen. Er fand ihn so in Gedanken vertieft, daß er es nicht wagte, ihn anzureden. Ihn immer noch unbeweglich gewahrend, hielt Rapp ihn für unwohl und machte sich durch ein leises Geräusch bemerkbar. Sofort drehte Napoleon sich um und sagte zu General Rapp, denselben beim Arme ergreifend: „Bemerken Sie ihn nicht? ... Das ist mein Stern. Er ist hier ... vor uns, strahlend!" Und immer lebhafter werdend, rief er: „Er hat mich niemals verlassen, ich sehe ihn bei allen großen Gelegenheiten; er gebietet mir, vorwärts zu gehen, und das ist für mich immer ein Glückszeichen!"

Gegen Ende 1811 beschwor Kardinal Fesch Napoleon, den Krieg gegen die Religion, die Völker und Elemente einzustellen. „Sehen Sie diesen Stern da oben?" fragte ihn Napoleon, ihn brüsk zu einem offenen Fenster führend. „Nein, Sire." „Sehen Sie genau!" „Sire, ich sehe nichts." „Nun gut, ich, ich sehe ihn," antwortete Napoleon lebhaft, der nicht leicht einen Widerspruch ertrug.

Die Anekdote wurde etwas verschieden von Passy, der sie Augustin Thierry infolge seiner Mitteilung an das Institut über die Vision Konstantins übermittelte, erzählt. Union médicale, 1853, loc. cit., p. 314.

Digitized by Google

Frau de Montesson bitten, in die Tuilerien zu kommen. Kaum sah er sie, als er ihr entgegenging und sie bat, alles zu verlangen, was ihr beliebe.

„Aber, General, ich habe gar kein Recht auf das, was Sie mir bieten wollen."

„Sie wissen also nicht," sagte er ihr, „daß ich von Ihnen meine erste Krone erhalten habe? Sie kamen nach Brienne, um die Preise zu verteilen, und als Sie mir den Lorbeer, dem so viele andere folgen sollten, aufs Haupt setzten, sagten Sie mir: „Möge er Ihnen Glück bringen!"

Frau de Montesson wollte antworten. Bonaparte unterbrach sie sofort: „Ich bin, sagt man, Fatalist. Es ist also ganz einfach, daß ich das nicht vergessen habe, woran Sie sich nicht mehr erinnern können."

Napoleon überhäufte später Frau de Montesson mit Gütern und Ehren und ließ ihr ihre Pension, die 60000 Franken betrug, wieder verleihen.

Beim Austritt aus der Schule von Brienne, 1785, wurde Napoleon infolge glänzend abgelegter Examen zum Unterlieutenant im Regimente de la Fère, das damals in der Dauphine lag, ernannt. Nachdem er einige Zeit in Grenoble geblieben war, ging er nach Valence. Dort installirt, ließ er seinen um neun Jahre jüngeren Bruder Louis zu sich kommen. Beide wohnten bei einem Fräulein Bon.

Ueber dem Schlafzimmer, das Napoleon für sich reservirt hatte, bewohnte Louis eine bescheidene Mansarde.

Napoleon hatte die Gewohnheit, seinen Bruder durch Klopfen gegen den Plafond aufzuwecken. Eines Tages zögerte Louis, herunter zu kommen. Napoleon klopfte zum zweitenmal, als sein Bruder erschien:

„Was gibt es denn diesen Morgen? Mir scheint, wir sind heute recht faul?" fragte Napoleon.

„O, Bruder, ich hatte einen so schönen Traum!"

„Und was träumte Dir denn?"

„Ich träumte, ich wäre König."

„Und was war ich denn? ich . . . Kaiser?" sagte, die Achsel zuckend, der junge Unterlieutenant. „Allons, gehen wir an die Arbeit!" Und die tägliche Mathematiklektion wurde wie gewöhnlich von dem zukünftigen König genommen, von dem zukünftigen Kaiser gegeben.[1])

Napoleon hatte ohne Zweifel diesen Zwischenfall vergessen, als er neun Jahre später, im Januar 1794, auf der Durchreise in Marseille, zum erstenmale eine Wahrsagerin aufsuchte. Dieses Weib war oft von der Schwester Napoleons, der Witwe des Generals Leclerc, der schönen Paulette, die wahrscheinlich begieriger war, den Ausgang ihrer Liebesintriguen als ihre Zukunft zu erfahren, befragt worden.[2])

Bonaparte aber war mehr um seine künftige Größe besorgt. Die Zigeunerin sagte ihm wörtlich: „Sie werden über Meere fahren; Sie werden siegen; Sie werden zurückkommen und größer sein als je!"

[1]) Bonapartina, p. 151. Diese Scene hat sich in Gegenwart Parmentiers, des Arztes in dem Regimente, in dem Napoleon Unterlieutnant war, abgespielt.

[2]) Général de Ricard, Autour de Bonaparte, Paris, 1891, p. 143—145.

Digitized by Google

Dieselbe Wahrsagerin hatte eines Abends in Tourette, wo sie sich im Freien produzirte, die Schwestern Napoleons, Paulette und Elisa, in dem sie umgebenden Kreise erkannt. Diese waren von einem reichen Marseiller Republikaner, der die Familie Bonaparte aufgenommen hatte, begleitet.

„Sie werden Königin werden, mein schönes Kind," sagte die Wahrsagerin zu Pauline. Diese, welche jetzt ihren zweiten Gatten hatte (sie war in zweiter Ehe Prinzessin Borghese geworden), kam später zu kurzem Aufenthalte auf das eine Stunde von Marseille gelegene Schloß Saint Joseph. Der Republikaner, den sie einige Jahre früher hier gekannt hatte, und der eine kurze Zeit lang ihr Verlobter gewesen war, erinnerte sie an das Abenteuer mit der Zigeunerin. „Sie hat nicht ganz die Wahrheit gesagt," antworte Pauline, „denn ich bin nur Prinzessin."

Man muß glauben, daß Fortuna ein Weib ist, und daß sie ihre Launen hat; denn wenn Paulette die ihr gemachten Prophezeiungen nur zum Teil verwirklicht fand, so sollte ihr Bruder alles, was man ihm vorhergesagt hatte, und selbst mehr noch verwirklicht sehen.

Eine dieser Prophezeiungen, welche auf den Geist Napoleons den größten Eindruck gemacht hatte, wurde ihm in Aegypten[1]) unter Umständen, welche oft, wenn auch nicht immer genau, wiedergegeben worden sind, gemacht. Bonaparte ging eines Tages mit seinen Offizieren in Kairo spazieren, als ein altes Weib in nachlässiger und schmutziger Kleidung ihm in den Weg trat und ohne weitere Einleitung sich erbot, ihm die Zukunft zu enthüllen. Ohne die Antwort abzuwarten, bildete die Hexe eine Pyramide aus verschiedenfarbigen Muscheln, und nach den Farben der Muscheln kündigte sie folgendes an: „Du wirst," sagte sie zu Bonaparte, „zwei Frauen haben; Du wirst eine verstoßen, mit großem Unrecht; das wird die erste sein, die zweite wird durch ihre großen Eigenschaften jener nicht nachstehen. Sie wird Dir einen Sohn geben, Du wirst in allen Deinen Hoffnungen getäuscht werden . . . Du wirst mit Gewalt verjagt und auf eine von Meer und Klippen umgebene vulkanische Insel verbannt werden. Hüte Dich, auf die Treue Deiner Nächsten zu bauen; Dein eigenes Blut wird sich gegen Deine Herrschaft auflehnen . . ."

Bonaparte war von dieser Wahrsagung um so mehr betroffen, als die

[1]) „Wie oft," schreibt Turquan, „befragte Napoleon auf dem Schiffe, das ihn nach Aegypten führte, Monge, de Berthollet und andere ihn umgebende Gelehrte über die Bedeutung von Ahnungen und die Auslegung der Träume! Trotz allem, was jene ihm sagten, konnte er sich doch nicht zu der Annahme entschließen, daß Ahnungen keine reelle Bedeutung für die Zukunft hätten.

Als er etwas später in Aegypten erfuhr, daß die schönste Schaluppe seiner Nilflottille, die „Italia", nach einer energischen Verteidigung ihrer Mannschaft von den Türken genommen und zerstört worden sei, rief er aus: Italien ist für Frankreich verloren! Das ist gewiß, meine Ahnungen täuschen mich nie. Sein Sekretär Bourienne machte ihn darauf aufmerksam, daß gar kein Zusammenhang zwischen Italien und einem kleinen Schiffe, dem man den Namen des Landes gegeben, bestehen könne. Nichts konnte Napoleon von seiner Idee abbringen. Aber das Merkwürdigste an der Sache ist doch, daß sich dieses Vorgefühl bald bestätigen sollte. Italien wurde in der That nach einer Reihe von Rückschlägen, denen der Kanonendonner von Marengo 1800 ein Ende bereitete, von den Franzosen verlassen.

Digitized by Google

Wahrsagerin keine Ahnung von der Persönlichkeit hatte, an die sie sich richtete. Er ließ der Alten durch einen seiner Offiziere siebenundzwanzig Zechinen, alles was jener bei sich hatte, geben, und zog sich ganz bestürzt zurück.

Nach Frankreich zurückgekehrt, muß er wohl, wenn die Geschichte mit der Aegypterin nicht etwa apokryph sein sollte, sich dieses Abenteuers erinnert haben, als er vor dem Notar Raguideau den Heiratskontrakt mit der Witwe des Generals Beauharnais, die so geschickt aus dem Aberglauben ihres Gatten [1]) Vorteil zu ziehen verstand, unterschrieb.

Man weiß, unter welch ganz zufälligen Umständen sich die ersten Beziehungen zwischen Napoleon und Josefine entsponnen hatten. Eugen Beauharnais, damals noch Kind, ging zu General Bonaparte, um von ihm den Degen seines Vaters zu erbitten. Der Adjutant Lemarrois ließ den Knaben eintreten. Beim Anblick von seines Vaters Degen brach er in Thränen aus. Der General, von diesem kindlichen Gefühl gerührt, überhäufte ihn mit Liebkosungen. Nachdem Eugen seiner Mutter über den Empfang, den ihm der junge General bereitete, berichtet hatte, stattete diese selbst Bonaparte eine Dankvisite ab. „Man weiß," sagte der Kaiser, wenn er von dieser Begebenheit sprach, „daß sie an Ahnungen und Hexen glaubte; man hatte ihr in ihrer Jugend prophezeit, daß sie großes Glück haben und Herrscherin werden würde. Man kennt übrigens alle ihre Berechnung; so wiederholte sie mir oft, daß bei der ersten Mitteilung Eugens ihr Herz geklopft, und daß sie von diesem Augenblick an einen Strahl ihrer Bestimmung erblickt habe." [2])

Alle Geschichtsschreiber wiederholen, daß Josefine in der ersten Zeit ihrer Ehe mit Bonaparte aus dem Munde einer Zigeunerin die Wahrsagung hörte, „daß sie größer als eine Königin sein, aber doch im Hospital sterben werde." [3])

Ihre Vereinigung mit Napoleon hatte den ersten Teil der Wahrsagung erfüllt. Der zweite bewahrheitete sich ebenfalls, da Josefine in Malmaison starb, das, wie man sagte, anfangs ein Asyl für Kranke gewesen war. [4])

---

[1]) Constant berichtet in seinen Memoiren, daß Josefine sich darin gefiel, Napoleon oft zu wiederholen: „Man spricht von Deinem Stern, aber es ist meiner, der Dich beeinflußt; ich bin es, der immer eine hohe Bestimmung prophezeit worden ist." Und der Kaiser verlangte nicht mehr, als sich überzeugen zu lassen.

[2]) V. Souvenirs de l'empereur Napoléon I. p. 175.

[3]) Nach Constants Memoiren wäre diese Wahrsagung Josefinen im Augenblick ihrer Abreise von der Insel Martinique gemacht worden. Eine Art Zigeunerin sagte ihr: „Sie gehen nach Frankreich, um zu heiraten; Ihre Ehe wird nicht glücklich sein, Ihr Gatte wird einen tragischen Tod finden; Sie selbst werden zu dieser Zeit sehr bedroht sein, aber Sie werden triumphiren; Sie sind zum glorreichsten Schicksal bestimmt, und ohne Königin zu werden, werden Sie mehr als Königin sein!" Damals noch sehr jung, schenkte sie dieser Prophezeiung wenig Beachtung und erinnerte sich ihrer erst im Momente, als Beauharnais guillotinirt wurde; sie sprach damals mit den Damen, die mit ihr während der Schreckensherrschaft gefangen waren, davon. Später sah sie die Erfüllung in allen Punkten.

[4]) Lord Holland erzählt in seinen Souvenirs diplomatiques, pag. 174, daß er oft von dieser Wahrsagung im Jahre 1802 gehört habe; also vor dem Tode Josefinens und vor ihrer Erhebung zur Kaiserin, und als man noch zweifeln konnte, ob sich das Orakel an der Frau des ersten Konsuls wörtlich erfüllt habe.

Digitized by Google

Wenn man den Einfluß kennt, den Josefine auf Napoleon ausübte, kann man sich erklären, wie sie ihn so leicht zur Teilung ihres Glaubens und ihrer religiösen Ueberzeugungen bringen konnte.[1])

Infolge seines Verkehrs bei Josefinen gelangte Napoleon noch dazu, sich selbst mit einem gewissen prophetischen Geist begabt zu glauben, und eines Tages kam ihm die Idee, selbst die Zukunft wahrsagen zu wollen.[2])

Das war während einer Soirée bei Josefine, die damals noch nicht seine Gattin war, und deren Herz noch zwischen drei sie Umschmachtenden, Hoche, Caulaincourt und Bonaparte, schwankte. Napoleon, der verkleidet war (es war wahrscheinlich ein Maskenball), wollte als ein Jünger der Chiromantie (Handwahrsagerei) gelten; nur die Hausfrau war ins Vertrauen gezogen. Nachdem er jedem die Zukunft enthüllt hatte, kam die Reihe an Hoche. Die Hand des künftigen Generals betrachtend, sagte er ihm, daß ihm ein Nebenbuhler seine Geliebte entführen, und daß er nicht in seinem Bette sterben werde.

Böse Zungen unterließen es nicht, an diese Wahrsagung zu erinnern, als sich das Gerücht verbreitete, daß Hoche vorzeitig an Gift gestorben sei.

Wir beeilen uns, hinzuzufügen, daß das eine Verleumdung Bonapartes war, und daß die Autopsie und die Erzählung der letzten Augenblicke Hoches genügen, um diese Gerüchte zu widerlegen.[3])

Indem wir Napoleon seines göttlichen Glorienscheins entkleiden, um ihn unter den bescheidenen Rang der Sterblichen hinabsteigen zu lassen, indem wir ihm auch einige Schwächen, denen unsere arme Menschheit unterworfen ist, zuteilen, haben wir durchaus nicht die Absicht, seinen Ruhm systematisch zu verkleinern. Diejenigen, welche uns so verstehen wollten, würden unsere Gedanken schlecht ausdeuten. Die historische Wahrheit verpflichtet uns, anzuerkennen, daß dieses Genie Flecken hatte, die den Glanz seines unvergleichlichen Antlitzes verdunkelten.

Einer der Sekretäre Napoleons, einer von jenen, die ihn mit dem leidenschaftlichsten Eifer verteidigten, hat versucht, uns zu überzeugen, daß Napoleon

---

[1]) Baron Meneval, der behauptet, daß Napoleon nie Zutrauen zu den lächerlichen Behauptungen der Totenbeschwörer gehabt habe, gibt nichtsdestoweniger zu, daß Napoleon durch seine große Liebe zu Josefine sich verleiten ließ, zu einer Wahrsagerin zu gehen, und daß er diesen Geistesirrtum nur als ein Opfer für eine zärtlich geliebte Frau beging.

[2]) Er hielt sich sogar für sehr stark in der Medizin, indem er alle Aerzte seiner Zeit einfach als Charlatane, Unwissende ꝛc. behandelte. Selbst Corsivar fand nicht immer Gnade vor seinen Augen. Er wollte selbst Ratschläge erteilen, und das, wozu er riet, waren natürlich Alt-Weiber-Mittel. So schrieb er dem Prinzen Eugen am 30. August 1806: „Schonen Sie sich in Ihrem jetzigen Zustand und sehen Sie zu, daß Sie uns keine Tochter geben. Ich könnte Ihnen wohl ein Mittel angeben, aber Sie werden nicht daran glauben. Das ist: Trinken Sie täglich etwas klaren Wein.“ (Mémoires de Madame de Rémusat, t. III. p. 177.)

[3]) Wir werden die wahren Ursachen des Todes Hoches in unserem demnächst zu erscheinenden Werke: „Les morts mystérieuses de l'histoire“ in aller Ausführlichkeit berichten.

Digitized by Google

nicht nur die abergläubischen Ideen Josefinens nicht geteilt, sondern auch keine Gelegenheit habe vorübergehen lassen, sie ins Lächerliche zu ziehen.[1])

Er war Zeuge, sagte er, von dem strengen Verbot, das Napoleon seiner Frau gab, Mlle Lenormand, die er später verhaften und einem regelrechten Verhör unterziehen ließ, zu konsultiren. „Josefine", fügte er hinzu, „umgab ihre Beziehungen zu dieser Abenteurerin mit dem größten Geheimnis, und ihr Ausgabenintendant kannte niemals die Summen, die sie für ihre Wahrsagungen zahlte."

Die Memoiren der Zeitgenossen benützend, werden wir über den Wert dieser Behauptungen urteilen. Mlle Avrillon, erste Kammerfrau der Kaiserin, behauptet, die Prophezeiungen Mlle Lenormands seien nichts als ein Lügengewebe gewesen, Josefine habe sie nur sehr wenig gekannt, und was Napoleon anlange, so habe er sie nie befragt.[2])

Sie erzählt, wie sie eines Tages das Verlangen angewandelt habe, sich zu der Kartenschlägerin, die sie uns sehr drastisch beschreibt, in der Rue Tournon zu begeben. „Mit einem Reitkleid aus dunklem Tuch, das ihre Formen genau hervortreten ließ, bekleidet, hatte man Mühe, sie nicht für einen als Weib verkleideten Mann zu halten." Sie begnügte sich an diesem Tag mit dem kleinen Spiel und zog sich, nachdem sie einen Thaler auf den Tisch gelegt hatte, zurück. Bei ihrer Rückkunft überhäufte Josefine sie mit Fragen über ihre Zusammenkunft mit Mlle Lenormand, und Mlle Avrillon schließt daraus, vorausgesetzt daß die Kaiserin nicht mit einer großen Dosis Verstellungskunst begabt gewesen sei, daß Josefine damals noch in keinen Beziehungen zu der Sibylle gestanden habe. Josefine hätte sich erst kurze Zeit vor der Scheidung zum erstenmale

---

[1]) Diesen Behauptungen stellen wir erstens eine Stelle aus den Mémoires de Madame de Rémusat (t. III. p. 177) entgegen: „Wenn er (Bonaparte) abends, sein Kabinet verlassend, in den Salon von Madame Bonaparte kam, geschah es manchmal, daß er die Kerzen mit weißer Gaze verhüllen ließ, uns tiefe Stille gebot und sich darin gefiel, uns Gespenstergeschichten anhören oder erzählen zu lassen.

Und zweitens diese Stelle aus den Mémoires de Constant (I. p. 309): „Sie (Josefine) sagt, daß er abergläubisch sei; denn als er bei der Armee in Italien war, brach eines Tages in seiner Tasche ein Glas, welches ihr Bild bedeckte; er war in Verzweiflung, überzeugt, daß dies ein Zeichen ihres Todes sei. Vor der Rückkunft des Kuriers, den er, um sich zu überzeugen, absandte, hatte er keine Ruhe. „Es ist wahr," fügte er hinzu, „daß Napoleon zu jener Epoche noch in Josefine verliebt war."

[2]) Nicht dasselbe sagt uns Mlle Lenormand, die in ihren Souvenirs d'une Sibylle eine Konsultation, die sie einer Abgesandten Napoleons, „einem Landmädchen . . . welche diesen Auftrag von einem Unbekannten hatte," gegeben haben will, veröffentlichte. Siehe vorgenanntes Werk, p. 403—409.

Ein Engländer Namens Kilian erzählt in seinem Buche „Les prophéties de Napoléon", daß Napoleon während seines Aufenhaltes in St. Helena ihm gesagt hätte (das genannte Buch ist von fraglicher Authentizität, und wir citiren diese Zeilen nur wegen ihrer Merkwürdigkeit): „Mlle Lenormand hat mir St. Helena gezeigt und mir die Zeichnung dieser Insel auf dem Fußboden einer Wohnung, die noch in der Rue de Tournon existirt, gemacht. Sie schrieb auf verschiedene Orte: Plantation-House, Hutsgate, Longwood, Bertrand, The Tower and Hudson Lowe." Sind das Prophezeiungen nach den Ereignissen? Das ist schließlich möglich, da das Buch erst 1830 im Buchhandel erschien.

Digitized by Google

entschlossen, Mlle Lenormand zu befragen, und dies geschah durch Korrespondenz und Vermittlung einer Palastdame, „die an diese Wahrsagungen fester glaubte als an einen Glaubensartikel.“ Die Antwort wurde Josefinen durch diese Dame überbracht.

Mlle Avrillon gibt zu, daß Josefine nach der Scheidung Mlle Lenormand nach Malmaison berufen hat und daß sie von der Kaiserin beauftragt war, sie dorthin zu bringen. Mlle Lenormand bot Mlle Avrillon an, ihr diesmal das *große Spiel* und umsonst zu legen. Sie glaubte diesen liebenswürdigen Antrag ablehnen zu müssen.

Aus diesem Bericht ist nur eines festzuhalten: daß Josefine wirklich Beziehungen zu Mlle Lenormand hatte. Mlle Avrillon versichert uns, daß Josefine der Wahrsagerin keine Besuche gemacht hätte. In diesem Punkte können wir sie mit einer Verwandten Josefinens, die in ihrer nächsten Umgebung lebte und infolge dessen über die geringsten Ereignisse und Bewegungen gut unterrichtet war, in Widerspruch stellen.

„Josefine,“ schrieb die Prinzessin Canino, Witwe von Napoleons Bruder Lucien, „lebte in dieser Zeit in der fast unausgesetzten Furcht, daß der erste Konsul, der sich Kinder wünschte, die ihm zu geben sie nicht mehr im stande war, an die Scheidung denke.“ Bei der Rückkunft von Aegypten war gleichfalls die Rede davon, doch gab damals ihr leichtfertiger Lebenswandel und nicht ihre Kinderlosigkeit den Anlaß dazu. In diese Zeit fällt auch die Episode mit der zerbrochenen Tabatière, die Josefine veranlaßte, Mlle Lenormand über ihre Zukunft zu befragen.

In einem Anfall schlechter Laune gegen seinen Bruder Lucien, ließ sich der erste Konsul zu den Worten hinreißen: „Ich werde Dich zerschmettern, siehst Du, wie ich diese Dose zerschmettere!“ Und dabei warf er eine goldene Tabatière, auf deren Deckel sich das von Isabey gemalte Porträt Josefinens befand, zu Boden. Die Dose zerbrach nicht, weil ein dicker Teppich den Boden bedeckte, aber das Porträt löste sich vom Deckel. Lucien hob Dose und Porträt auf und sagte, sie seinem Bruder überreichend, frech: „Schade, Sie haben vorläufig statt meiner nur das Porträt Ihrer Frau zerbrochen.“

Madame Bonaparte, die den Zwischenfall erfuhr, zeigte sich über das Loslösen des Bildes von der Tabatière sehr aufgeregt. „O!“ rief sie, „jetzt ist es geschehen, das ist das Zeichen der Scheidung! Bonaparte wird sich von mir trennen, wie das Porträt sich von der Tabatière getrennt hat!“ Infolge dieses Ereignisses suchte Josefine vertrauensvoll Mlle Lenormand, die damals schon berühmte Kartenaufschlägerin, zu deren Ruf sie aber noch viel beitrug, auf, um dieselbe über ihr Schicksal zu befragen.

Sie schlug vor, das Porträt, das beinahe zerbrochen worden wäre, mit einem andern absolut gleichen und ebenfalls von Isabey gemalten zu bedecken. Die Prinzessin Canino bemerkt hiezu: „Man sagt, daß die Dose mit dem doppelten Porträt sich heute im Besitze der Herzogin von Braganza, einer Enkelin der Kaiserin, der Tochter Eugens de Beauharnais, Fürsten von Leuchtenberg, befindet.“

Digitized by Google

1819 und 1820 erzählte Königin Hortense noch bei ihrer Schwiegermutter Lätitia in Rom, wie sehr dieses an sich so unbedeutende Ereignis Madame Bonaparte aufgeregt habe.

Einige Tage vor der Krönung, hatte Josefine die Ahnung, daß ihr ein Unglück begegnen werde. Sie verfiel plötzlich in eine Melancholie, die nichts zerstreuen konnte.[1]) Sie hatte sich lange eingebildet, daß Napoleon sie zu sehr liebe, um sie jemals zu verlassen.[2]) Die nächste Zeit sollte sie leider eines andern belehren.

Als die Scheidung ausgesprochen und die traurige Zeremonie zu Ende war, führte man den Kaiser in seine inneren Gemächer zurück, wo er den Rest des Abends verbrachte, ohne jemand zu empfangen; das Palais schien in dieser Nacht still wie ein Grab. Leute, die alles beobachteten, bemerkten, daß, während die Scheidung sich vollzog, ein furchtbarer Sturm, ganz gegen die Jahreszeit, über Paris ausbrach. Strömender Regen und furchtbare Windstöße erweckten Entsetzen im Volke; es schien, daß der Himmel seine Unzufriedenheit mit dem Akt, der Josefinens Glück zerstörte, kundgeben wolle; und, merkwürdiges Zusammentreffen, dieselbe Erscheinung machte sich am selben Tage und zur selben Stunde in Mailand bemerkbar.[3])

Am Morgen des 1. Januar 1813 war Josefine die Beute wahrer Angst und großen Entsetzens.[4])

---

[1]) Während der ganzen Zeremonie in Notre-Dame vergoß sie Thränen. (Souvenirs d'une Sibylle p. 280.) Bausset schrieb in seinen Memoiren, daß am Krönungstage, als Ihre Majestäten in die Karosse, die sie führen sollte, stiegen, sie sich irrten und auf den Vordersitz setzten. Diese Bemerkung ist ohne Zweifel kleinlich," fügt er bei, „aber ich weiß nicht, warum ich nie diese Erinnerung verlieren konnte. Ein mehr Abergläubischer hätte daran noch mehr Wichtigkeit geknüpft." Bausset t. I. p. 29 citirt von Alb. Lumbroso (Bibliographie napoléonienne).

[2]) Sie war überzeugt, daß nicht nur Napoleon, sondern auch seine Soldaten sie als die Glücksbringerin des Kaisers betrachteten. Parquin schreibt über dieses Thema in seinen Mémoires (1892, p. 204): „Der Name Josefinens kam oft während unseres Mißgeschicks auf ihre Lippen zurück. Wenn sie vom Kaiser sprachen, hörte man sie oft sagen: ‚Er hätte die Alte nicht verlassen sollen, sie brachte ihm Glück und uns auch.'"

[3]) Anecdotes du temps de Napoléon Ier, p. 141—143.

[4]) Josefine, deren Angst seit dem Freitag, dem ersten Tage des Jahres 1813, sie nicht verließ, wurde durch die Nachricht vom Tode Bessières' schmerzlich berührt, und ihre Angst erwachte von neuem. Der Verlust Duroes, den sie nicht liebte, ließ sie gleichgiltiger. (Turquan, L'impératrice Joséphine.)

Der Verlust Lannes', den sie sozusagen vorausgesehen hatte, ging ihr näher. Mlle Avrillon erzählte, daß der Marschall Lannes, als er in den Krieg gegen Oesterreich zog, wo er unter so tragischen Umständen den Tod finden sollte, sich nur mit außerordentlichem Kummer von seiner Familie trennte, und seine Abreise so viel als möglich verzögerte. Als er sich von der Kaiserin verabschiedete, konnte sie, seine Niedergeschlagenheit bemerkend, nicht umhin, es ihm zu sagen.

„Es ist wahr," antwortete er ihr, „zum erstenmale in meinem Leben kenne ich dieses peinliche Gefühl, und es war mir noch nie so schwer, mich von meiner Familie zu trennen."

Als man Josefine die Nachricht vom Tode Lannes' überbrachte, erinnerte Mlle Avrillon sie an die Unterredung mit dem Marschall. Diese unterließ es nicht, darin wieder ein prophetisches Zeichen zu sehen.

Digitized by Google

„Haben Sie bemerkt," sagte sie, „daß das Jahr mit einem Freitag beginnt, und daß es das Jahr achtzehnhundertunddreizehn ist? Das kündigt großes Unglück an!"

Man hatte ihr gut zu erklären, daß, wenn diese Zeichen wirklich Unglück bedeuteten, sie es gleichzeitig für die ganze Welt, sowohl für Frankreich als für das Ausland, prognostizirten; man hatte ihr gut zu sagen, daß sie nicht mehr als jede andere Grund zur Beunruhigung hätte; nichts konnte sie von ihrer eigentümlichen Einbildung abziehen.

Den ganzen Tag stand sie unter dem Drucke dieses Aberglaubens und konnte sich nicht enthalten, jedem von ihrer Furcht zu sprechen. Ihre Tochter Hortense, der sie als Neujahrsgeschenk einen prächtigen Schmuck aus bunten Steinen, die sie 60 000 Franken gekostet hatten, gab, teilte ihre abergläubische Angst. Die Unglücksfälle kamen wirklich, und Josefine versäumte es nicht, sie dem unheilvollen Einflusse des Freitags und der Zahl dreizehn zuzuschreiben. Sie dachte nicht daran, daß sie vielmehr die fatalen Folgen des Starrsinns des Kaisers, der, als es noch mit Ehren möglich war, nicht Frieden machen wollte, und auch der schlechten Führung seines Feldzugs gegen Deutschland waren. Aber das konnte sie nicht wissen.[1])

Man muß Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, sei es aus Berechnung, sei es aus Vorsicht, eine viel größere Divinationsgabe besaß, als jene, die Josefine sich beimaß. Er schien von dem ihm Bevorstehenden eine Art Vorwissen zu haben, und die Unschlüssigkeit, die man ihm manchmal vorwarf, hatte keine andere Ursache als die inneren Mahnungen, die ihn so manchesmal von einer Gefahr, die ihm unabwendbar schien, retteten.

Die Explosion der Höllenmaschine in der Rue Saint Nicaise am Abend des 24. Oktober 1800 war, wie man weiß, eine der größten Gefahren, die das Leben Napoleons zu Beginn seiner Carrière bedrohten. Man spielte ein Oratorium. Josefine und einige Freunde wollten ihn durchaus hingehen lassen; er zeigte eine außergewöhnliche Abneigung, auszugehen, und schlief auf einem Kanapee ein; man mußte ihn aufwecken; einer brachte seinen Degen, ein anderer seinen Hut; mit einem Worte, man mußte ihm Gewalt anthun. War sein Zaudern in diesem Falle nicht weit eher ein Vorgefühl als das Ergebnis eines bloßen Zufalls? Diese Ahnungen wiederholten sich oft in seiner von so vielen Unfällen bedrohten Carrière.[2])

Die erste Nachricht, die er 1808 bei seiner Ankunft in Bourges erhielt, war eine schlechte; es brauchte nicht mehr, um den Geist Napoleons mit den schwärzesten Ahnungen zu erfüllen. Zur Zeit seiner Heirat mit Maria Louise[3])

---

[1]) Josef Turquan, L'impératrice Joséphine.

[2]) V. Marco de Saint-Hilaire, Histoire de la garde impériale, Bruxelles, 1846, t. I. p. 35 citirt von Alberto Lumbroso in seiner Bibliographie de l'époque napoléonienne.

[3]) Er verbarg übrigens, selbst nicht vor Maria Louise, daß er sie als die Ursache alles seines Unglücks betrachtete. Als er eines Tages zu Pferd von Saint Cloud zurückkam und

Digitized by Google

1810, wurde er durch den Brand des Palais Schwarzenberg peinlich berührt; für ihn war das eine Vorbedeutung; der Ausruf, der ihm am Tage der Schlacht von Dresden beim Anblick der von einer seiner Kanonenkugeln im österreichischen Generalstab angerichteten Unordnung entschlüpfte, beweist, daß diese Idee in seinem Geiste den Charakter einer wahren Qual angenommen hatte. „Schwarzenberg," sagte er mit sichtbarer Erleichterung, „hat für das Schicksal gebüßt." Der gesamte Generalstab, der Napoleon am 27. August 1813 umgab, hörte dieses Wort.

In demselben Jahre 1813, machte Napoleon eine Bemerkung, die wieder die eigentümlichen Anlagen seiner Gedanken zeigt: „Es ist bemerkenswert," schrieb er, daß Saint Triest von demselben Artilleristen, der den General Moreau getötet, zu Tode verwundet wurde."

Das war wieder eine Gelegenheit, „O Vorsehung! O Vorsehung!" zu rufen. — Dagegen wurde er wieder von dem Zusammentreffen des Todes von Desaix mit dem Klebers nicht besonders berührt.[1])

Von General Laharpe, den er mit einem Zug „Grenadier von Gestalt und Herz" bezeichnete, sprechend, sagte Napoleon, daß am Abend, der dem Tode dieses Tapfern voranging, man seine Unruhe und Niedergeschlagenheit bemerkt hätte. „All seiner gewöhnlichen Fähigkeiten beraubt, gänzlich von unheilvollen Ahnungen eingenommen, gab er keine Befehle mehr."[2])

Im Jahre 1812 zur Zeit des unseligen russischen Krieges[3]) geschah es,

die Kaiserin ihn zu Wagen begleitete, flatterte ihr feuerfarbiger Kaschmir aus der Wagenthüre. Der Renner des Kaisers erschrak und warf seinen Reiter ab. Man hielt an; Napoleon, der sich gar nicht verletzt hatte, erhob sich sofort. Die Kaiserin bewies ihm lebhafte Teilnahme; er gab ihr aber die peinliche Antwort: „Ich weiß nicht, Madame, aber seit Sie bei mir sind, begegnet mir nur Unglück." Die Kaiserin brach in Thränen aus. Bonapartina, p. 98—99.

[1]) Der Tod Lasalles, des Helden von Wagram, und der Cervonis machten ihm mehr Eindruck. General Montholon schreibt dem Kaiser in seiner l'Histoire de la captivité de Sainte-Hélène, diese Aeußerung zu: „Paul I. hatte Seele, aber alle seine moralischen Fähigkeiten waren von den unruhigen Besorgnissen dieses fatalistischen Instinkts, den ich oft bei meinen Soldaten bemerkt habe, beschränkt. Lasalle z. B., der mir mitten in der Nacht aus dem Lager am Schlachtfelde von Wagram schrieb, mich bittend, zur Stunde das Dekret seines Titels und Grafenmajorats zu Gunsten des Sohnes seiner Frau zu unterschreiben, weil er seinen Tod in der Schlacht des nächsten Tages ahne; und der Unglückliche hatte recht. Dasselbe von Cervoni, der in Eckmühl, zum erstenmale seit Italien, an meiner Seite sich den Kanonen ausgesetzt fand und mir sagte: „Sire, Sie haben mich gezwungen, Marseille, das ich liebte, zu verlassen, indem Sie mir schrieben, daß für hohe Militärs die Ehrenlegion nur vor dem Feinde zu erringen sei. Da bin ich nun, aber das ist mein letzter Tag". Eine Viertelstunde später riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg . . ."

[2]) Guillois, loc. cit. p. 191.

[3]) Ein Pole, der die Geschichte Rußlands genau kannte, erzählte Napoleon, daß unter den Russen der Glaube bestehe, daß, „so lange das Kreuz auf dem Glockenturme von Iwan-Veliki stehe, die Franzosen nicht nach Moskau kommen würden."

Bonaparte ließ dies Kreuz abnehmen, um die Ankunft der Franzosen zu rechtfertigen und die russische Nation dadurch glauben zu lassen, daß sich ihr Geschick erfülle." Anti-Napoléon, par un Corse p. 12.

Digitized by Google

daß Napoleon eine wirkliche prophetische Vision[1]) von Unglücksschlägen, die ihm bevorstanden, hatte.

Einen Tag vor dem Uebergang über den Niemen kam Napoleon vor Tagesanbruch an den Rand des Waldes von Poliwiski. Der Kaiser, der bis dorthin zu Wagen gekommen war, bestieg ein Pferd und ritt im Galopp mit General Haxo und einigen Soldaten, um selbst den Fluß zu rekognosziren.[2])

Napoleon ritt wie gewöhnlich mit verhängten Zügeln. Plötzlich macht das Pferd einen Seitensprung und fällt, seinen Reiter mit sich reißend, in eine Grube. Man läuft herbei, aber der Kaiser war schon auf den Füßen und klagte nur über eine leichte Kontusion an der Hüfte.

Bei ähnlichen Gelegenheiten wurde er zornig und machte seine Umgebung für seine eigene Ungeschicklichkeit verantwortlich. An diesem Tage aber sagte er kein Wort, wahrscheinlich von bösen Ahnungen gefoltert, denn „in so bedeutenden Momenten wie der Vortag einer Schlacht ist man selbst wider Willen abergläubisch," sagte bei dieser Gelegenheit einer der Begleiter des Kaisers.

Einige Augenblicke später fühlte Caulaincourt seine Hand von Berthier berührt, der, neben ihm galoppirend, ihm sagte: „Wir würden viel besser thun, den Niemen nicht zu überschreiten; dieser Sturz ist von schlimmer Bedeutung."[3]) Der Kaiser blieb den ganzen Tag über besorgt, und war sicher mehr über den Unfall selbst als über die daraus folgende Zerschlagenheit der Glieder aufgeregt.

Baron Denié erzählt in seiner Geschichte dieses Krieges:[4]) „Einige Bürger von Kowno waren vor den Kaiser geführt worden . . . Er hörte von ihnen, daß Kaiser Alexander in der Nacht an einem Ball teilnahm, wo durch einen merkwürdigen Zufall der Boden des Hauptsaales gegen Mitternacht einstürzte, gerade zur Stunde, als die Brücken über den Niemen gesprengt wurden. Man begreift ohne Mühe, daß man aus diesem Ereignisse alle möglichen Konjunkturen zu ziehen und es als ein glückliches Omen[5]) auszulegen suchte.

---

[1]) Dreimal hätte Napoleon von St. Helena fliehen können, lasen wir in einem kleinen Buch, betitelt: Les prophéties de Napoléon, (p. 11) . . . er wollte aber St. Helena nicht verlassen. „Das ist nicht meine Bestimmung," sagte er, „am Abend der Schlacht von Austerlitz wußte ich, daß ich so sterben werde, auf dieser entsetzlichen Insel Sankt Helena, von der ein Hund, der sich ein wenig respektirt, (an honorable dog) nicht König sein wollte."

[2]) Dumas, Le maître d'armes, Paris, 1866, p. 6. citirt von Alb. Lumbroso, loc.

[3]) Revue des Deux-Mondes, 1894, p. 291, ein Artikel von Alb. Vandal.

[4]) Denié, Itinéraire de la campagne de 1812, Paris, 1842, p. 17.

[5]) Ein einzigesmal vielleicht hatte Napoleon ein glückliches Vorgefühl. Das war einige Tage vor seinem Einzug in Berlin.

Napoleon wurde am Wege nach Potsdam von einem Gewitter überrascht; dieses war so heftig und der Regen so strömend, daß Napoleon sich genötigt sah, in einem benachbarten Hause Schutz zu suchen. In seinen grauen Mantel eingehüllt, war er sehr überrascht, eine junge Frau vor sich zu sehen, die sein Anblick zusammenzucken ließ. Sie war eine Aegypterin, welche für ihn diese religiöse Verehrung bewahrt hatte, welche ihm die Araber entgegenbrachten. Witwe eines Offiziers der Orientarmee, hatte das Schicksal sie nach Preußen, in das Haus, in dem sie aufgenommen wurde, geführt. Der Kaiser gab ihr eine

Digitized by Google

Nach den folgenden Ereignissen zu schließen, muß man denken, daß Napoleon das Maß der glücklichen Tage, das die Vorsehung ihm so großmütig gewährt hat, entschieden erschöpft hatte.[1])

Am Schlusse dieser Studie angelangt, gestehen wir mit Verlegenheit, daß wir einige Bedenken tragen, Schlüsse zu ziehen. Napoleon ist gleichzeitig Mann der Phantasie und Mann der Handlung; oder vielmehr ist er der Ahnende und der Denkende. Wenn wir annehmen, daß diese Ahnungsfähigkeit weit genug gegangen sei, um ihn das Jenseits erraten zu lassen, um ihm jenen Blick in die Zukunft zu gewähren, der ihm manchmal die zu kommenden Ereignisse in dem unklaren Nebel einer fernen Zukunft enthüllen sollte, so erklären wir uns diese Ahnungen und diese Prophezeiungen, die wir nach oberflächlicher Prüfung so leicht geneigt wären, mit inhaltlosen Träumereien zu verwechseln. Wenn man noch hinzufügt, daß er mit einer fast krankhaft entwickelten Phantasie, mit einem Ehrgeiz ohne Maß, zu dessen Entwicklung sein außerordentliches Glück nicht wenig beigetragen hat, und von dem, was man so richtig den berauschenden Wahnsinn der Macht benannt hat, begabt war, würde man da staunen, wenn er die Idee gehabt hätte, sich für einen Gott zu halten und zu proklamiren? — Gott und sein Prophet? Napoleon hatte Vertrauen in die Vorsehung und in die unsterbliche Seele; und diese Mischung von Fatalismus und Deismus ist nicht so widersprechend, als sie beim ersten Anblick erscheint. Für Napoleon war nicht nur die Seele vom Körper getrennt, sondern sie konnte in einer ihr eigenen Atmosphäre, die zu erforschen unsere Sinne uns nicht gestatten, in einer Domäne, die das Gebiet des Geheimnisvollen und Wunderbaren ist, ihr eigenes Leben leben.

„Der so oft erwähnte Zufall," sagte er 1816, „dieser Zufall, aus dem die Alten einen Gott machten, der uns jeden Tag erstaunt, uns jeden Augenblick betrifft, scheint uns nur so merkwürdig, so wunderlich und so außerordentlich, weil wir die geheimen und ganz natürlichen Ursachen, die ihn herbeiführen, nicht

---

Pension von 1200 Franken, und sorgte um die Erziehung eines Sohnes, der ihr als einzige Erbschaft von ihrem Gatten geblieben war. „Es ist das erstemal," sagte Napoleon zu den Offizieren, „daß ich, um mich vor einem Gewitter zu schützen, den Fuß zur Erde setzte; ich ahnte, daß mich hier eine gute That erwartet. Bonapartina, p. 29.

[1]) Dr. Frissac überliefert eine Anekdote, die genau zeigt, welche Ahnungen der Kaiser über den Ausgang des unseligen Krieges von 1815 hatte.

In Gesellschaft des General Corbineau am frühen Morgen den Ufern der Sambre folgend, näherte er sich einem Biwakfeuer. Ein mit siedenden Kartoffeln gefüllter Topf lockte ihn an; er verlangte eine Kartoffel und aß sie bedenklich auf und sagte dazwischen, nicht ohne etwas Traurigkeit, diese unterbrochenen Worte: „Schließlich ist ja das gut, ist das erträglich . . . Damit könnte man überall leben . . . Der Augenblick ist vielleicht nicht ferne . . . Themistokles . . ." und er begab sich wieder auf den Weg.

Der Name Themistokles findet sich auch noch in seinem Briefe an den Prinzregenten: es ist unmöglich, in der Erinnerung an den berühmten Athener Verbannten nur ein Spiel gewöhnlicher Phantasie zu sehen; seine Seele fand eine Aehnlichkeit zwischen diesem antiken Unglück und seinem eigenen, eine Ahnung dessen, was ihm die Vorsehung noch vorbehielt. (La chance et la destinée, p. 654 et 655.)

Digitized by Google

kennen; und diese geheimnisvolle Kombination genügt, um Wunderbares zu schaffen und Mysteriöses zu gebären." [1])

Das zeigt an, daß der Zufall für Napoleon ein Faktor war, mit dem er rechnen mußte wie mit allem, das große Dinge schafft, obwohl es unserem menschlichen Verstand, der natürlich begrenzt ist, nicht immer gelingt, uns eine befriedigende Erklärung zu geben.

Was die Rechtfertigung seiner abergläubischen Wahnvorstellungen anlangt, ist die Aufgabe zu schwierig, als daß wir sie versuchen sollten. Weit entfernt, ein zu strenges Urteil über die Verfassung eines Geistes, den die intensive Ueberanstrengung wohl für Augenblicke schwächen konnte, zu fällen, ziehen wir es vor, uns einer von einem der vernünftigeren Lobredner Napoleons ausgesprochenen Meinung anzuschließen, daß „der Mensch nötigerweise unvollkommen ist, und auf welcher Stufe der Hierarchie der Intelligenz er auch stehen mag, man bei ihm immer infolge der psychologischen Anlagen Zeichen von der Schwäche findet, die an den allgemeinen und untergeordneten Ursprung des menschlichen Geschöpfes erinnern." [2])

Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton.

Von

Baronin v. Zedlitz (London).

Es ist eine traurige Aufgabe, die Feder zur Hand zu nehmen, um von einer der köstlichen Gesprächsstunden zu erzählen, die es mir vergönnt war, in der Gesellschaft des verstorbenen Lord Leighton zu genießen — „Sir Frederics", wie alle, die näher mit ihm bekannt waren, ihn zu nennen pflegten.

Ich meine, es sei erst gestern gewesen, als ich ihn gesund und munter in der Halle seines malerischen Hauses in London — in der Holland Park-Road — stehen sah! Er erwartete mich, um mich mit gewohnter Höflichkeit in seinem gastlichen Heim willkommen zu heißen, da er versprochen hatte, mir einige Augenblicke seiner wertvollen Zeit zu schenken und mich in seinem Atelier herumzuführen.

Ach! daß diese freundlichen Lippen, denen so milde, gütige Worte für die Frauen, so fördernde, kraftvolle für die Männer zu Gebote standen, auf immer verstummt sind! Ach, daß die Hand, die mit solcher Treue die schönsten Schöpfungen der Natur wiedergab, die mit solcher Großmut jedem emporstrebenden, jedem unglücklichen Künstler half, so plötzlich, so unerwartet zur ewigen Ruhe gebettet ward!

Als jäher Schicksalsschlag traf die königliche Akademie Englands der Verlust

[1]) Guillois, loc. p. 156.

[2]) Guillois, loc. cit.

Digitized by Google

ihres geliebten Präsidenten, traf die Kunst der Tod ihres getreuesten Verehrers. Sir Frederics Freunde, seine zahllosen Bewunderer, konnten in dem Augenblicke, da er von ihnen genommen ward, den tüchtigen Meister, den treuen Kameraden nicht missen.

Aber wir wollen zurückkehren zu der glücklichen Erinnerung an jenen schönen Nachmittag, den ich am 3. Dezember — seinem Geburtstage — mit ihm zubringen durfte, an dem er die Güte hatte, mir einige interessante Details über sein Leben mitzuteilen.

Während wir von Zimmer zu Zimmer schritten, bekam ich einen gewaltigen Eindruck von der Harmonie der Anordnung, von dem großen Zug, der das ganze Haus durchwehte.

Der wunderbare arabische Saal zum Beispiel scheint nicht von Menschenhänden gebaut, geschmückt und ausgestattet zu sein; ich meinte ein Stück phantastischen Orients zu sehen, das in dieses reiche englische Heim versetzt worden war.

Alle die kunstvoll ausgearbeiteten persischen Thonplatten in prächtigen Farben und Tönen, die im Ueberfluß vorhanden, wurden von dem Präsidenten selbst ausgewählt und aus dem Orient mitgebracht; einige davon stammen aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Das domförmige Dach des arabischen Saales enthält acht winzige, gewölbte Fenster, von denen jedes aus farbigem Glase zusammengesetzt ist. Der Mittelpunkt des Saales wird von einem gewaltigen, viereckigen Wasserbecken eingenommen, mit einem sprudelnden Brunnen; es enthielt einige seltene Arten von japanischen Fischen.

Der verstorbene Präsident hatte, wie er mir sagte, lebhaftes Interesse an seinen Fischen und war sehr betrübt darüber, daß sie in England nicht fortkamen. Sie waren mit der größten Vorsicht transportirt worden; nichtsdestoweniger zehrten sie ab und gingen zu Grunde.

An das Bassin in dem arabischen Saale knüpft sich eine hübsche Geschichte. Einige Herren hatten mit Lord Leighton zu Mittag gegessen; — nur wenige Wochen vor seinem Tode.

Nach Tisch traten sie alle in den arabischen Saal, um zu rauchen. Einer der Gäste war so überrascht von der Schönheit des Wandschmuckes, daß er in seiner Begeisterung vollständig den Miniaturteich in der Mitte des Raumes vergaß; rückwärts gehend, um den Anblick des herrlichen, fast ganz in Mosaik ausgeführten Frieses besser zu genießen, stürzte er plötzlich in das Wasser, zu seiner eigenen Bestürzung und zu dem lebhaften Vergnügen aller Anwesenden.

Auf drei Seiten des arabischen Saales befinden sich gewölbte Nischen; jede Wölbung wird von einer Säule aus weißem Marmor gestützt, deren Kapitäle von George Aitchison gezeichnet und mit Vögeln geschmückt sind, die von dem verstorbenen Sir E. Boehm wunderbar in Stein gehauen wurden.

Es stand mir noch der Anblick von viel Schönem bevor, als ich in Begleitung des genialen Besitzers durch das prächtige alte Haus wanderte. Wir betraten zunächst den Salon, und hier sah ich eine der herrlichsten und seltensten Samm-

Digitized by Google

lungen von „Kleinodien“ von unbezahlbaren Andenken an berühmte Künstler, wie sie sich wohl in keinem Privathause in England zum zweitenmale findet.

Sir Frederic folgte der Richtung meiner Augen, als sie in dem Gemach umherschweiften; dann schüttelte er fast traurig den Kopf.

„Ach,“ sagte er, „es fehlt etwas in diesem Raum. Jede Frau, die ihn betritt, fühlt den Mangel. Wissen Sie, was ich meine?“

„Ich glaube es zu erraten,“ antwortete ich lächelnd. „Es fehlt vielleicht die zarte Hand, ein Frauenempfinden, um die Möbel zu ordnen und dem ganzen Raum erst den letzten Anstrich heimlichen Behagens zu geben.“

„Sie haben recht,“ erwiderte der Präsident. „Gerade das bringt ein Mann nie fertig. Ich vermisse den eigenartigen Reiz, der ein Haus durchweht, über das eine Dame herrscht; und obwohl ich mich gerne mit Blumen, mit anmutigen zusammenstimmenden Kunstgegenständen umgebe, so machen sie mir doch niemals den Eindruck, als wären sie ganz an der rechten Stelle, wenn nicht eine Frauenhand sie untergebracht hat.“

Wie wir alle wissen, war Lord Leighton nie verheiratet und in seinem reizenden Haus fehlte nur dieser eine charakteristische Einfluß, um es ganz vollendet zu machen.

In einer Nische des Wohnzimmers sah ich, in die Mauer eingelassen, die berühmte Studie Delacroix', die für die Decke des Palais Royal ausgeführt worden und die bei Sir Frederic von einem starken Goldrand umrahmt war. Corots vier namhafte Wandgemälde: Nacht und Morgen, Mittag und Abend wurden von dem verstorbenen Präsidenten aufs höchste verehrt; er hatte sie mit sichtlicher Auszeichnung gehängt. Im übrigen waren die Wände des Salons noch geschmückt mit einem Constable, einem David Cox, dem ersten Bilde, welches George Mason nach seiner Niederlassung in England gemalt, und verschiedenen anderen Werken von ähnlichem Wert.

In jeder verwendbaren Ecke sah ich seltene Palmen, Töpfe aus Damaskus, aus Rhodos und Persien, riesige Schlummerkissen, auf denen prächtige orientalische Seidendecken und Stickereien lagen, — ich meinte auf der Schwelle eines zauberhaften Märchenreiches zu stehen.

Wir schritten zu dem Atelier, einem geräumigen Gemach, an das sich ein kleineres mit Nordlicht anschließt, in dem ich eine ganz einzige Sammlung von interessanten Dingen fand. Die Wände waren mit Skizzen und einigen unvollendeten Bildern bedeckt, die Sir Frederic während seiner zahlreichen Reisen und Fahrten durch die Welt begonnen hatte.

Hier war wirklich Labsal für Herz und Geist! Mochte ein Bild nun eine wilde Strecke im Hochland darstellen oder einen malerischen Fleck in Ungarn, mochte es den blauen Himmel Italiens vor Augen führen, oder ein prächtiges Stück algerischer Farbenpracht, es war eine Verkörperung der lebendigen Natur; jede Wolke schien dahinzuschweben, jeder Baum zu leben und sich im Winde zu bewegen; jede menschliche Gestalt schien wie aus Fleisch und Blut.

In einer großen Nische, die durch ein Logenfenster gebildet wurde, waren

Digitized by Google

die zahlreichen Thonmodellirungen aufgestellt, die der Präsident selbst ausgeführt hatte; als Bildhauer nahm er gerade in diesem Zweige der Kunst eine hervorragende Stelle ein; seine Marmor- und Bronzestatuen zeigen, wie ernstlich er darnach strebte, auch in diesen Arbeiten die Vollendung zu erringen.

Lord Leighton hatte besonderes Vergnügen an seinem Farben- und Pinselkasten, der in seinem inneren Atelier stand und den er in der peinlichsten Ordnung hielt.

„Sie sehen, wie pedantisch wir Maler zu Werke gehen müssen," sagte er. „Ich gebe sehr acht auf meine Pinsel und reinige sie stets selbst. Hier bewahre ich alles, was ich zu meiner Arbeit bedarf, und ich weiß so gut, wo jeder Pinsel, jede Farbentube liegt, daß ich glaube, ich könnte nach einem Moment der Ueberlegung blindlings jedes Ding, das ich bräuchte, herausfinden." Das kleinere Arbeitszimmer bekommt noch das letzte Tageslicht, da es direkt nach Norden liegt; hier pflegte der verstorbene Künstler seine Studien des klassischen Faltenwurfes zu machen; hier zauberte er die zart geformten Mädchengestalten auf die Leinwand, die er meist unter einem fließenden Gewande von durchsichtigem Gewebe darstellte. Wir plauderten lang und in der interessantesten Weise über Sir Frederics Laufbahn; aber es war im Anfange keine leichte Aufgabe, aus dem Präsidenten seine allgemeinen Anschauungen über die Richtungen der englischen und auswärtigen Kunstinstitute herauszulocken. Auf das Thema über ihre verschiedenen Vorzüge und Bestrebungen wollte er um keinen Preis eingehen; denn, erklärte er in seiner gütigen, ernsten Weise, es würde sich für ihn nicht passen, Vergleiche zwischen dem Fortschritt und den Methoden der verschiedenen Kunstanstalten zu ziehen; die Folge davon wären endlose Streitigkeiten und Dispute, die durch diese Anschauungen heraufbeschworen würden.

Alle jene aber, die den Präsidenten sprechen hörten und bewundern konnten, wie anmutig ihm die Worte von den Lippen flossen, rechnen ihn zu den besten und elegantesten Rednern, die wir in unseren Tagen hatten. Seine Nachtischreden bei dem jährlichen Bankett der Royal Akademy zählen unter anderem zu den bewunderungswürdigsten Vorträgen, die je gehalten wurden.

Das Leben des Präsidenten ist reich an interessanten Ereignissen von seinen Knabentagen an, da sein Herz, seine Gedanken schon ganz erfüllt waren von dem heftigen Sehnen nach dem Künstlerberuf des Malers, bis zur Zeit, da er zum Ruhm, zu jeder Auszeichnung emporgestiegen war, um dann plötzlich zur Ruhe abgerufen zu werden und eine ganze Nation in Trauer über das jähe Ende eines großen Malers und eines vollendeten Zeichners zurückzulassen.

„In den Tagen meiner Jugend," begann Sir Frederic, während ich mich in meinen breiten Lehnsessel niederließ und das schöne Gesicht mir gegenüber betrachtete, „erschien der Beruf eines Malers, für die bestimmten und gemessenen Begriffe meines Vaters, gleichbedeutend mit dem Dasein eines Müßiggängers. In diesem Punkte war er ganz entschieden und hartnäckig gegen meine Wünsche eingenommen; bis ich ihn eines Tages bat, mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einen berühmten Mann um sein Urteil über mich zu fragen.

Digitized by Google

Ich fügte hinzu, daß, wenn mein Vater seinerseits versprechen würde, sich dem Bescheid der künstlerischen Autorität über meine Fähigkeiten zu fügen, ich mich auch meinerseits dem Berater unterwerfen wolle. Nun, wir besuchten dann ‚Heram Power', den berühmten amerikanischen Bildhauer; wir hatten ein paar kleine Skizzen von mir mitgenommen und fragten ihn nun um Rat, ob er es empfehlenswert für mich fände, daß ich meine Kunststudien fortsetzte? Ich werde nie vergessen, wie gütig und aufmunternd er zu mir sprach: ‚Mein kleiner Junge,' sagte er, mir liebevoll den Kopf streichelnd, ‚Du kannst so hervorragend werden, wie Du willst!'

„Ich verstand damals die ganze Bedeutung dieser Worte nicht, aber ich nahm sie trotzdem zu Herzen und überredete meinen Vater, mir die Erlaubnis zu erteilen, meine künstlerische Ausbildung ernstlich beginnen zu dürfen."

„Sie nahmen zuerst in Deutschland Unterricht, nicht wahr, Sir Frederic?" fragte ich.

„Ja," erwiderte er. „Ich besuchte die Kunstakademie in Dresden und in Berlin im Jahre 1841—1842. Ich war in Rom von 1842—1843, arbeitete dort mit Melé und kam 1844 nach Frankfurt, ehe ich im darauffolgenden Jahre nach Florenz ging, wo Heram Power mir so ermunternden Rat gab.

„Bezzuoli und Servolini waren meine Hauptlehrer in Florenz an der Akademie delle Belle Arti, in die ich auf kurze Zeit als Schüler eintrat. Ich blieb in Florenz nur bis zum Jahre 1848, ging dann nach Brüssel, wo ich Wiertz und Gallait kennen lernte, die beide lebhaftes Interesse an meinen Arbeiten nahmen."

„Welches Wanderleben Sie geführt haben müssen, Sir Frederic!" rief ich aus. „Haben Sie nicht im Jahre 1849 Paris besucht, um Studien nach Tizian zu malen; und sind Sie nicht gleich darauf nach Frankfurt zurückgekehrt, wo Sie bis zum Jahre 1852 blieben?"

„Ach ja," murmelte der Präsident und strich nachdenklich über seinen wohlgepflegten Bart, „und bei dem Gedanken an Frankfurt erwacht auch die Erinnerung an Steinle, dem ich unbegrenzte Dankbarkeit schulde. Ich malte unter seiner Anleitung verschiedene historische Bilder, und wenn ich mir vergegenwärtige, wie viel Geduld und Aufopferung er mir in diesen schweren, mühevollen Tagen angedeihen ließ, so muß ich gestehen, es war zum größten Teile sein Verdienst, daß ich mit solcher Ausdauer bei meiner Arbeit beharrte. Es wäre schwer gewesen, nicht vorwärts zu schreiten unter einem so treubesorgten und eifrigen Lehrer, wie er es gewesen."

Im Jahre 1852 ging Sir Frederic nach Rom, wo er fleißig malte und besondere Vorliebe für Vorwürfe aus dem klassischen Altertum an den Tag legte; die alte und mittelalterliche Kunst erregten sein Interesse, nachdem schon früher die griechische die tiefsten Empfindungen des Künstlers geweckt und ihn auf das wärmste begeistert hatte.

Wir erfahren, daß Sir Frederic während seines Aufenthaltes in Rom in ununterbrochenem Verkehr mit geistvollen Männern stand, wie Thackeray, Hébert und Robert Browning, und daß schon damals, als er noch ein junger Mann

Digitized by Google

von zweiundzwanzig Jahren war, seine Gesellschaft von den hervorragendsten Menschen gesucht und geschätzt wurde, die sein heißes Streben nach einem Ziel, nach Wahrheit und Vollendung in seiner Kunst erkannten und würdigten.

Richtige Zeichnung und Komposition ist schließlich das Wesentlichste in der Kunst, und Sir Frederic, der darauf besteht, „daß nichts Großes ohne Mühe erreicht wird und daß man sich plagen muß, um ans Ziel zu gelangen," errang sein tadelloses Können und die Genauigkeit in jeder Einzelheit und in der ganzen Durchführung seiner Zeichnungen durch den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, die alle seine Arbeiten charakterisiren.

Die Art, wie ein Maler seine künstlerischen Vorwürfe ausarbeitet, wird bedingt durch sein Temperament, seine Erziehung, durch den Reiz, den die Geschichte, durch den Einfluß, den andere Länder und Zeiten auf ihn ausüben, während er in seinen Studien voranschreitet.

Wir plauderten unter anderem über den Einfluß der Musik auf die Kunst, und Sir Frederic, der ein großer Verehrer der Musik war und auf dessen fein empfindende Seele die Melodie einen tiefen und lebhaften Eindruck machte, äußerte sich folgendermaßen:

„Die Musik," sagte er, „steht in einem tiefen und innigen Zusammenhang mit der Kunst, die mich zunächst angeht. Diese Verwandtschaft der Künste unter einander ist eine interessante Thatsache, welche die moderne Kritik recht klar im Auge behalten sollte.

„Die Uebereinstimmung ist äußerlich gekennzeichnet, durch den Gebrauch gewisser gleichen Ausdrücke, wie Technik, Färbung, Ton, Stil, Vorwurf, die von dem Maler und dem Musiker angewendet werden. Harmonie drückt sowohl das Zusammenstimmen der Farben wie der Töne aus; diese äußeren Berührungspunkte aber bezeichnen nur das innere Band, das sie verknüpft. Dieses Band besteht in der Fähigkeit, die beiden gemein ist, — auch wenn jede Kunst in anderer Weise und mit anderen Mitteln auf die Sinne einwirkt — reinen, tiefen Gefühlen Ausdruck und Anregung zu geben, die ohne sie für immer stumm und ausdruckslos schlummern müßten, da die schwerfälligere Sprache für sie keine Aeußerung besitzt."

„Sie sind doch jedenfalls der Meinung, Sir Frederic, daß hierin die universelle Macht der Kunst liegt?" warf ich ein.

„Ja," erwiderte der Präsident. „Die Kunst ist eine gemeinsame Sprache, welche die Grenzen überspringt und beiseite schiebt, die Sprache und Abstammung zwischen den Menschen aufgebaut haben, welche unmittelbar den innersten Grund der Seele berührt. Die Art, wie sie sich an die Herzen wendet, ist verschieden in jeder Kunst; die Musik geht vielleicht den allerdirektesten Weg, weil sie am wenigsten an das Stoffliche gebunden ist.

„Für Musik, Malerei und Bildhauerei bleibt der hauptsächlichste und geeignetste Vorwurf der Mensch. Die Malerei hat allerdings einen weiteren Spielraum und umfaßt den ganzen Umkreis der Natur.

„Alle diese anziehenden Künste umgeben uns von allen Seiten, wirken durch die verschiedensten Mittel auf uns ein, umstricken uns mit ihrem süßen, sonnigen

Digitized by Google

Einfluß und schaffen für uns eine neue und bessere Welt. Sie werfen ein helles, dauerndes Licht auf unser Leben, ohne welches das Dasein in der That dunkel und trübselig wäre."

*

Der verstorbene Maler war erst sechsundsechzig Jahre alt als er starb. Seine Persönlichkeit war stets durch eine schöne Erscheinung ausgezeichnet gewesen, und die Jahre hatten deren Charakter nur noch veredelt und ihm in seinem späteren Alter eine olympische Würde verliehen, die ihm sehr wohl anstand und seiner Stellung angemessen war.

Sein erstes Bild, das im Jahre 1855 in der königlichen Akademie in London ausgestellt war, auf dem er darstellte, wie die Madonna Cimabues im Triumph durch die Straßen von Florenz nach der Kirche Santa Maria Novella getragen wird, wurde von der Königin von England angekauft und hängt im Buckingham Palace in der dortigen Sammlung von Meisterwerken.

Die Zeit der Wanderjahre war nun für den Künstler vorüber; er nahm seinen Wohnsitz in London. Sein erster Unterricht blieb von unverwischbarem Einfluß auf seine Kunst und bestimmte deren Charakter, von dem er niemals abwich, trotzdem er in verschiedenen Abschnitten seines Lebens abwechselnd von der italienischen, französischen und griechischen Malerei und Bildhauerei gefesselt wurde.

Es wäre unmöglich, in dieser flüchtigen Skizze sämtliche Bilder des verstorbenen Künstlers anzuführen. Er selbst sprach von ein paar seiner Werke, die er als den Höhepunkt seiner künstlerischen Leistungen betrachtete.

„Sommermittag", das mit außerordentlicher Anmut das Dekorative der klassischen Kunst zeigt, war eines seiner Lieblingsbilder. Wir bemerken auch, daß die Mauren und Araber eine große Anziehungskraft auf ihn ausübten, und der Zauber und die Poesie des Orients sind wohl nie lebendiger und zarter zum Ausdruck gekommen als in einem Bild, das er im Jahre 1874 in der Loan Exhibition in Guildhall ausstellte und das den Titel trug:

„In einem maurischen Garten".

In diesem Bilde erscheint die Kunst des Orients gleichsam wie eine aus der byzantinischen und romanischen Schule emporgewachsene, veredelte, schöne Blüte.

Im Jahre 1876 malte Sir Frederic das großartige Bild, betitelt: „Daphnephorien".

Es stellt einen feierlichen Aufzug zu Ehren Apollos dar. Ein junger Grieche von göttergleicher Erscheinung wird von einer Schar nackter und leicht umhüllter Epheben begleitet, die Olivenzweige in den Händen tragen.

„Sie wissen, ich wurde im Jahre 1878 zum Präsidenten der Akademie ernannt und im gleichen Jahre zum Offizier der Ehrenlegion," sagte Sir Frederic. „Damals widmete ich den größten Teil meiner Zeit der dekorativen und monumentalen Kunst. Ich hatte im Kensington Museum ein Wandfeld gemalt:

‚Die Industrie für Kriegszwecke'. Erst nach Jahren vollendete ich die Aufgabe durch das Pendant:

‚Die Industrie für Friedenszwecke'."

Digitized by Google

„Sie nehmen auch einen hervorragenden Platz unter den Bildhauern ein, Sir Frederic," sagte ich nun; „haben Sie auch in diesem Berufe viel gearbeitet?" Der Präsident zeigte mir in Beantwortung meiner Frage seine wunderbaren Bronzestatuen, zum Beispiel „Den mit einem Ungeheuer kämpfenden Athleten", „Den Faulenzer" und andere reizende Statuetten, die beweisen, wie eifrig er auch in dieser Richtung thätig war.

Nachdem wir zum Schluß viele seiner herrlichen Bilder betrachtet hatten, von denen sich manche noch in unvollendetem Zustande befanden, — unter ihnen eine „Bacchantin" und „Perseus und Andromeda" in einer neuen Auffassung — das letztere sollte leider nicht mehr fertig gemalt werden — bemerkte der Präsident noch: „Meine letzten Bilder sind das ‚Bad der Psyche' und ‚Der Garten der Hesperiden', die ich in meinem gewohnten neuklassischen Stil ausgeführt habe. Ich habe außerdem zahllose Oelskizzen gemacht, die ich bis in der allerletzten Zeit direkt nach der Natur aufnahm, in jenen schönen südlichen Ländern, für die ich eine so große Vorliebe hege."

Wie Meissonier blieb auch Leighton seinem Ideal in seiner Weise getreu, unbeirrt von den Wogen des Realismus, des plein air und Impressionismus, die allmälich die künstlerische Richtung der Zeit beherrschten.

Er beharrte auf dem Standpunkte, den er als junger Schüler gewählt hatte; seine Individualität kam unwandelbar in seinen Werken zum Durchblick.

Alle, die Lord Leighton kannten, hatten eine wahre Freude in jeder seiner neuen Schöpfungen, in denen sich die liebenswürdige, hochgebildete Persönlichkeit des Meisters spiegelte, die den leuchtenden Beweis lieferten, wie viel sich heutzutage in der Verherrlichung der physischen Schönheit erreichen läßt, wenn dieselbe nicht rein sinnlich aufgefaßt wird.

Der Präsident hatte im vollen Sinn des Wortes sein Leben der geliebten Kunst geweiht. Er hoffte so bestimmt, die schwere Krankheit, die ihn ein Jahr vor seinem Tode erfaßt hatte, zu überwinden, daß er den Ernst seines Zustandes vor seinen Landsleuten in tiefes Geheimnis hüllte; er brachte den Herbst in Algier zu, in erfolglosem Bestreben, in einem warmen Klima Kraft und Gesundheit wieder zu gewinnen.

Als ich ihn zum letztenmale sah, fand ich ihn wohl blaß; aber er schien wohl und vergnügt. Wie immer sprach er mit größter Anhänglichkeit und Liebe von der Akademie, deren Präsident er war.

Es ist in der That bezeichnend für die tiefe Hingebung, mit der er an der Kunst hing, daß seine allerletzten Worte jenem Institute galten. Er war bei Bewußtsein, bis das Ende kam; sterbend streckte er noch einmal die Hand aus, und während seine edlen Züge, die, als er vollendet hatte, ein himmlisches Lächeln verklärte, vom Todeskampfe verzerrt wurden, hauchte er noch: „Sagt allen in der Akademie meine liebevollen Grüße!"

Digitized by Google

Ada Negri.

Eine psychologische Studie über das Genie.

Von

Paola Lombroso.

Den Psychologen, meine ich, kann nichts mehr anziehen, nichts mehr fesseln als die Analyse einer Frauenseele, zumal wenn es sich um eine wahrhaft geniale Frau handelt, bei der alle Eindrücke, alle Gefühle, die feinen Fäden, die das Seelengewebe ausmachen, eine wunderbar zarte Empfindlichkeit zu erlangen scheinen. Aber immer, wenn man an solche Charaktere wie die Kowalewsky, die Hasden, die Baschkirtseff die kritische Sonde legt, zieht man sie auch schon, schwer von Gedanken und Rätselfragen, zurück. Geheimnis der Genialität, was ist's mit ihm?! Warum ist es die Bestimmung des Genies, daß es stets mit dem Schmerz verbunden sein muß?! Was ist die unfaßbare Wesenheit der genialen Elitegeister?!

An all das dachte ich, als ich im vergangenen Jahre vom Meeresstrand zurückkehrte, wo ich einen Monat in beständiger Berührung mit einer genialen Frau verbracht hatte, und diese Fragen wurden in mir wieder lebendig, als ich vor einigen Tagen ein neues Buch las, das jene Frau veröffentlicht hatte.[1]) Da gibt es ganze Seiten, wie geschaffen, um sich einzuprägen, aber es sind Messerschnitte ins lebende Fleisch, die immer wieder an die abgrundtiefen Seelenqualen eines Genies erinnern.

*

Ada Negri — denn um sie handelt es sich hier — ist eine Dichterin, deren Ruf und Lebensgeschichte seit einiger Zeit die ganze Welt beschäftigen. Aber nicht ihre Schicksale will ich hier erzählen, sondern den Schlüssel zu finden suchen für ihre eigenartige Persönlichkeit, die zugleich so faßlich und doch wieder so ungreifbar erscheint.

In der Nähe von Lodi, einer kleinen Provinzialstadt, wurde sie geboren. Ihr Vater war Taglöhner auf dem Lande und starb im Krankenhaus, als sie noch ganz klein war. Ihre Mutter ging ebenfalls auf Arbeit. Sie war eine mutige, energische, begabte Frau, die ihre Tochter selbst erzog. Für die Frage der Vererbung ist es interessant, daß diese Frau, die eine höhere Bildung weder besitzt noch je besessen hat, dennoch immer eine ausgesprochene Vorliebe für die Poesie zeigte und in den Monaten, die der Geburt der künftigen Dichterin vorausgingen, unermüdlich ihren Metastasio las und sang. In der Familie findet sich noch ein anderes Mitglied von einer gewissen genialen Veranlagung, eine Tante väterlicherseits. Diese hütete bis zu ihrem zwanzigsten Jahre die Kühe und hatte nie lesen und schreiben gelernt. Dann heiratete sie einen Offizier, der sich in sie verliebt hatte, und verstand es in kürzester Zeit, sich in ihre neue Stellung

[1]) Ada Negri. Tempeste. Mailand 1896. Treves.

Digitized by Google

zu finden. Sie lernte nicht allein ausgezeichnet Klavierspielen, sondern erwarb sich überhaupt eine gründliche Bildung und das alles fast ganz aus Eigenem.

Die kleine Ada war früh ihrem Alter voraus. Ihre Mutter erzählt, daß sie mit fünf Jahren die komische Angewohnheit, oder richtiger wohl eine gewisse unwiderstehliche Neigung hatte, in Versen zu sprechen. Als sie eines Tages Hunger verspürte, sagte sie:

„Ho fame mamma, dammi la cena,
dammi la lena!"

„La ga la tosanetta, che la parla en poësia" (Weiß Gott, ihr kleines Mädchen spricht ja in Versen), sagte eine Nachbarin.

Mit acht Jahren begann sie zu dichten und vor allen Dingen mit wahrer Leidenschaft wahllos zu lesen, was ihr in die Hände fiel. Sie las Dumas, Victor Hugo, Zola, alles in sehr schlechter Uebersetzung, ohne allzu viel zu verstehen, aber bei dieser Romanlektüre begann sie undeutlich zu ahnen, daß es außerhalb des elenden, jämmerlichen Lebens, das sie mit ihrer Mutter führte, andere, glänzendere Daseinsformen gab. Düstere Fragen nach dem Grunde tauchten in ihrem Geiste auf und mußten mit dem Alter natürlich festere Form annehmen: Warum ein Leben im Elend, ein Strohsack, ein Stück trocken Brot, das Krankenhaus zum Sterben und ein Kellerloch, um zu leben, warum das die Bedingungen wären, daß so viele Menschen, und im besonderen die Arbeiter, auch nur existiren könnten? Wofür büßen alle diese dunklen Existenzen, denen alles geraubt ist?! Sie selbst war zu einem solchen Leben verurteilt, litt alle seine Qualen und Erniedrigungen. So gab ein wenig Lektüre und ein wenig Nachdenken naturgemäß den Gärungsstoff für eine innere Empörung. Diese Empörung, die tausend und abertausend andere empfinden, ohne daß sie dahin kämen, ihr feste Gestalt zu geben, traf sich bei Ada Negri mit einer genialen, poetischen Anlage, die den Groll in neuem, ungeahntem Feuer aufblitzen ließ.

Als sie mit achtzehn Jahren, gezwungen, ihr Brot selbst zu verdienen, ihr Lehrerinnenexamen gemacht hatte, erhielt sie eine Stelle an der Schule des kleinen Fleckens Motta Visconti. Sie hatte siebenzig Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren in ihrer Obhut, schwer von Begriffen und so schmutzig dazu, daß sie die Hälfte ihrer Zeit vor dem Unterricht darauf verwenden mußte, sie zu waschen und gründlich zu reinigen. Das Schulzimmer war so niedrig und klein, daß sie, um nicht vor Dunst zu ersticken, die Fenster sperrangelweit öffnen mußte, mochte es auch regnen oder schneien. Und das alles für vierhundert Mark das Jahr. Dabei hatte sie aber noch ihre Mutter, die sie erhalten mußte. Sie trug Holzschuhe und aß Polenta! Aus diesem Elend und aus ihrer jugendlichen Kraft sproßten, ihr selbst beinahe unbewußt, die ersten Lieder und lyrischen Gedichte empor, von denen einige geradezu vortrefflich sind.

Ich habe gesagt, unbewußt, und deshalb muß ich wohl hier angeben, wie sie schafft, oder besser, wie sie sich über den eigenartigen Vorgang Rechenschaft gibt, der uns zur Psychologie nicht sowohl ihrer Persönlichkeit, sondern des Genies überhaupt zurückführt.

Digitized by Google

Sie behauptet, daß die geistige Arbeit bei ihr eine durchaus unbewußte wäre. „Mir ist's, als wenn mir einer alles, was ich schreiben sollte, diktirte, als wenn mir die Gedanken von selbst in die Feder liefen."

Sie ist wie ein Medium bei spiritistischen Offenbarungen. Sie weiß nicht, wie es über sie kommt, oder was sie im gegebenen Augenblick schreibt. Sie fühlt sich zum Schreiben getrieben, muß schreiben, und dann hört und sieht sie niemand mehr. Sie behauptet, daß sie einmal, als sie im besten Zuge war, gestört wurde, Besuch empfangen mußte und später den Zusammenhang in ihrer Eingebung nicht wieder finden konnte. Da verwandelte sich die dichterische Begeisterung in einen Fieberanfall, einen krankhaften Kopfschmerz, eine Art Spleen, wirklich, als wenn es sich um etwas Materielles handelte, das nicht aus dem Kopf heraus konnte und nun verquer ging.

Sie selbst weiß nicht, woher ihr der erste Gedanke zu ihren Liedern kommt. Die schönsten schrieb sie zu Motta, als sie noch kein modernes oder klassisches Werk kannte, zum Beispiel das Gedicht „Autopsia", das eines ihrer gehaltreichsten Stücke ist, obwohl sie nie das Präpariren an Leichen gesehen oder anatomische Sachen gelesen hatte. Eines Donnerstag abends — sie hatte den ganzen Tag Hemden und Strümpfe ausgebessert — fühlte sie, daß sie in der Stimmung wäre, zu schreiben, und ganz undeutlich malte sie sich in ihrer Phantasie das Bild eines jungen Mädchens, das gestorben — weiter nichts. Sie ißt zu Nacht und macht bei einer schwindsüchtigen Freundin, die sie sehr lieb hat, einen Besuch. Diese spielt den ganzen Abend Klavier: schmachtende Musik, eine große Veranda, Mondschein, Julistimmung, rund um sie her alles weichlich, krankhaft! Um elf Uhr kehrt sie nach Hause zurück und kleidet sich aus, um zu Bette zu gehen, als sie sich mit einemmal von dieser sonderbaren geheimen Macht an den Schreibtisch getrieben fühlt und bis um drei Uhr nachts in einer Art von trunkenem Taumel — veglia trionfante nennt sie es selbst mit einem unübersetzbaren Ausdruck — Autopsia schreibt. Darauf geht sie zur Ruhe und kann doch nicht einschlafen. Die Maschine arbeitet in ihrem Gehirn, in wunderbarer Aufregung hört sie ihre Verse singen und klingen.

Sie meint, sie hätte die schönsten Dichtungen von „Fatalità", ihrem Erstlingswerk, im Alter von zwanzig und einundzwanzig Jahren geschrieben, und was für die, welche glauben, die Frauen singen nur wie die Vögel zur Zeit der Liebe gewiß interessant ist — Ada Negri sagt, sie hätte in diesem Alter auch nicht den kleinsten Liebesgedanken im Kopf gehabt.

*

Aber kehren wir von diesen mehr technischen Einzelheiten zu dem psychologischen Problem zurück, welches uns das geniale Mädchen bietet. Von Motta aus hatte sie ihre Verse an ein kleines Literaturblatt gesandt, das bei Treves, dem bekannten italienischen Verleger, erschien. Dieser war von ihrer selbständigen Eigenart auf das angenehmste überrascht und schlug ihr vor, die Gedichte in einem Bande zu vereinigen. Das Buch „Fatalità" erschien und machte die Verfasserin von heute zu morgen berühmt. Es war, als ob sich ihr Geschick auf

Digitized by Google

den Schlag eines Zauberstabes ändern sollte. Lawinen von Briefen und lobenden Besprechungen brachen in Motta Visconti auf sie nieder. Alle Zeitungen beschäftigten sich mit ihren Arbeiten. Ihre Lieder waren in aller Munde. Interviewer unternahmen die Reise nach Motta einzig und allein, um sie zu treffen. Proteste und Liebeserklärungen erhielt sie von ganz Unbekannten: es war der ungeahnte Erfolg in seiner glänzendsten Form. Die Stadt Mailand beeilte sich, um sie aus ihrem elenden Verhältnissen zu befreien, ihr eine Professur am städtischen Seminar zu geben. Und ein Komite von Schriftstellern in Florenz sprach ihr eine Pension von jährlich dreitausend Franken zu, welche eine verstorbene Dichterin, die Milli, „der besten lebenden Dichterin" ausgesetzt hatte.

Nicht allein der Ruhm stellte sich ein, sondern auch ein gewisser Wohlstand, die Verwirklichung ihrer heißesten Wünsche. Sie kam mit ihrer Mutter nach Mailand, bezog eine Wohnung in einem behaglichen Stadtteil, machte Bekanntschaft mit einer Anzahl berühmter Leute und empfing ihre Bewunderer. (Sehr hübsch ist es, sich von ihr die Geschichte zweier Fremden erzählen zu lassen, sehr vornehmer Herren, die sie mit einem Eimer Wasser, den sie für ihre Mutter geholt hatte, auf der Treppe fanden. Ada Negri? — Die bin ich! — Sie öffnet die Thür, läßt die Herren ein und schickt sich an, sie zu empfangen, indem sie so thut, als hätte sie ihre Verlegenheit gar nicht bemerkt). Aber die Patenfee unseres Aschenbrödels war noch freigebiger: sie fand auch das, wonach sie am glühendsten verlangte: die Liebe und zwar die Liebe, die sie bei einem festen, arbeitsharten Mann geweckt hatte, der entschlossen war, seine Lebensaufgabe kühn zu erfüllen. Das war der Lebenslauf Ada Negris, als ich sie vor einem Jahre kennen lernte. Sie ist von gefälligem Aeußern, zierlich, mit großen Augen und den kleinsten Händen, die man sich nur denken kann.

Nichts ist ihr also fehlgeschlagen; sie hat, wie man sieht, alles: Jugend, Ruhm und Liebe. Ich erwartete ein vollkommen glückliches Menschenkind zu finden, und doch — es genügt, sie nur anzusehen, um zu bemerken, daß sie alles hat, nur das Glück nicht; sie ist nicht glücklich und nie glücklich gewesen. Auch hier wieder hat das Genie seine Rolle als zweischneidiges Schwert gespielt. Es schafft den Ruhm, aber es tötet die Daseinsfreude. Es ist in Wahrheit das Genie, das in diese einfache, aufrichtige, jungfräuliche Seele das Samenkorn der Unruhe gelegt hat, der Verzweiflung, des Argwohns und der Unzufriedenheit mit allem, was die Gegenwart bietet, das den Durst, die Begierde geweckt hat nach etwas, das sich nie verwirklichen kann, weil es Chimäre ist. In Varazze, wo ich sie kennen lernte, beklagte sie, was sie verlor: Motta Visconti, ihre Einfachheit, die Jungfräulichkeit ihres Herzens, das die Liebe nicht kannte, ihre heilige Schwärmerei für die Arbeit. Mailand, sagte sie, hätte sie ausgedörrt, ihre Adern vertrocknet, ihr nur Qual bereitet. Und mit der den Frauen eigentümlichen Inkonsequenz, die aus einer Zeit, die einmal vorbei ist, uns nur das Angenehme im Gedächtnis behalten läßt, vergaß sie völlig, daß ihre ganze lyrische Poesie in Motta ein Schrei der Verzweiflung war und daß der Jammer, zu dessen Echo sie sich machte, ihr eigener Jammer war. Sie denkt nicht mehr

Digitized by Google

an ihren Gemütszustand von damals, der doch so klar aus ihren Versen hervorleuchtet. Die Furcht, daß sie verdammt wäre, wie sie meinte, ihr Leben im Verborgenen hinzuschleppen, das Hinwelken ihrer Jugend ohne Liebe, der Mangel an allem, was das Dasein schön und wertvoll macht: Bücher, Reisen, Verkehr mit Leuten von höherer Intelligenz — es ist der echte Verzweiflungsschrei eines Vogels, der in der Wüste verschmachtet. Ihre ganze „Fatalità" ist schön und packend, weil, was sie vorbringt: das Elend, die Verlassenheit der Proletarier und Enterbten — weil es ihr eigenes Elend ist, das sie besingt.

Man hat der Ada Negri der „Tempeste" vorgeworfen, sie hätte sich mit den sozialen Gedichten nicht auf der Höhe der „Fatalità" zu halten gewußt. Das kommt einfach daher, daß ihr auf diesem Gebiete die am eigenen Leibe gespürte Anregung, die doch immer den wahrsten und richtigsten Ton gibt, zu fehlen angefangen hat. All der Kümmernisse ihrer bedrängten Lage, die sie in Fatalità besang, ist sie jetzt ledig. Der ihr ureigenste, in Wahrheit schwingende Ton, den man in ihren neuesten Gedichten suchen muß, ist nicht mehr das Elend, es ist ein anderer — die Liebe; ihre dichterische Ader ist nicht, wie sie fürchtete, ausgetrocknet, sie hat sich nur anders gestaltet.

Es ist doch das Werk der Dichterin der „Fatalità", hat man gesagt, welche die sozialen und revolutionären Ideen in die Lyrik hineingetragen hat — und in der That, der soziale Teil ist hier schwach! Aber die Kritiker — nicht das Publikum, denn dies hat den Wert des Buches durch den glänzendsten Erfolg anerkannt — haben nicht bemerkt, daß es in der „Fatalità" ihr eigenes Elend war, das sie jammernd in die Welt hinaus schrie, und daß jetzt dieser Abschnitt ihres Lebens zu Ende gegangen und ein anderer begonnen hat. Ihr Schmerz und ihr Genie sind auf ein anderes Gebiet übergangen. Nur unter einem Gesichtspunkt dürfen die „Tempeste" betrachtet werden, und unter diesem sind sie großartig: unter dem der Liebe, die vom Genie tyrannisirt wird.

Es ist, als wenn Ada Negri die Gabe mitbekommen hätte, zu gewaltiger Poesie zu wandeln, was ihr das Herz am meisten bewegt, aber zu gleicher Zeit wandelt es sich zum Schmerz. Die Liebe, kaum daß sie ihr Herz berührt hat, schlägt sofort, statt ihr ein Gefühl ruhiger Freude zu bringen, in fieberhafte, tragische Verzweiflung um. Den Vorwand dazu — man kann wohl sagen Vorwand, denn wäre dieser Grund nicht da, hätte sie einen andern gefunden, wie Eifersucht, Vernachlässigung und so weiter — den Vorwand gibt eine zeitweilige Abwesenheit des Geliebten. Die Erwartung wird ihr zur Vereinsamung, und sie kann sie nicht ertragen. Ihre Wünsche nehmen sofort die Form von Klagen und Vorwürfen an, an Stelle der Zärtlichkeit tritt eine fieberische Unruhe.

Nichts ist schöner, nichts rührender als die beiden Gedichte: „Die Braut" und „Die Stunde". Man bemerke, wie sie sich seine Rückkehr ausmalt:

Die Braut.

Er spricht zu ihr: Ich muß das Gebirge und das Meer zwischen deinen Kuß legen und meinen. Denk an mich, wenn ich fern sein werde, und harre mein.

Und sie wartete: Und die Minuten, die Stunden, die Monate und die

Digitized by Google

Jahre, die langen, eisigen Jahre gingen dahin ohne einen Sonnenstrahl, ohne eine Blume in ihrem dichten, jungfräulichen Haar. Und als aus ihrem bleichen Angesicht die Frühlingsfrische wich und aus ihrem Schritt die leichtbeschwingte Grazie, als sich die Falten durch ihren verblühten Liebreiz zogen — da kam er wieder wie auferstanden. Aber sie ließen die flammende Lava ihrer Küsse nicht zusammen fließen, nicht das trunkene Glück, das sie so lange geträumt. Sie schauten sich an, sie der Herr, er der Sklave, die Linien wieder zu finden, die sie einst so heiß geliebt ... sie wieder zu finden ... so blieben sie ... den Blick gesenkt ... wie Eichen, die der Blitz zerschmettert ... und zwischen ihnen öffnete sich der Abgrund ...

Die Stunde.

Wie ein Sturmwind kam sie über mein jungfräulich Herz die heilige Stunde der Leidenschaft ... Nacht ist's ... und durch die Finsternis regt sich's wie zauberisches Verderben ... Nacht ist's — und du weißt nicht ... du, der du ruhst so fern von mir ... daß ich mit bleichem Gesicht und ringenden Händen vergeblich nach deiner Umarmung lechze ... Niemals, niemals mehr wird der leuchtende Strahl deiner blühenden Jugend in meinen Augen leuchten — niemals mehr werden meine Lippen die Süße deines Lebens spüren — niemals mehr wird mein entflammter Geist zu dir eilen mit dem Aufschrei der Leidenschaft, wie der Vogel, der im Walde, am Himmelszelt singt und glückselig zu seinem Neste eilt. Mein Verlangen ... in dem schweigenden Dunkel ... Flamme und Marterqual zugleich ... entzündet sich ... aber die Stunde verfliegt ... und langsam verlischt die einsame Lampe ... Traurig schleicht sich die Morgenröte durch die Vorhänge ... bleich wie ein Leichentuch ... die Stunde unserer Seligkeit ist für immer dahin ...

Ich möchte behaupten, daß die Sinnlichkeit in der Poesie Ada Negris schön und rein ist, sie wirkt so natürlich, wie die Nacktheit der Antike. Aber ich weiß nicht, warum mir immer, wenn ich diese Verse lese, als Gegenstück die eines deutschen Liedes in den Sinn kommen. Auch da erwartet ein Mädchen ihren Geliebten:

„Hier sitz' ich alleine
In Kummer und weine,
Ich hoffte zu viel, nun hoff' ich nicht mehr,
Ach! Liebe hat mich so traurig gemacht!"

*

Die psychologische Betrachtung Ada Negris enthüllt uns noch eine andere mit dem Wesen des Genies zusammenhängende Seite ihrer Persönlichkeit. Sie ist ein klassisches Beispiel für die Art von Genie, von dem mein Vater spricht. Sie hat Genie, aber kein Talent! Das Genie ist bei ihr, wenn man so sagen kann, ein Krankheitszustand, der sich hin und wieder bethätigt, aber nicht organisch zu ihr gehört. Sie schafft, wie wir gesehen haben, in einer Art von Nervenanfall, in „veglia trionfante", von einer diabolischen Kraft beherrscht, aber wenn die Begeisterung verflogen ist, wird sie wieder eine Durchschnittserscheinung, Lehrerin, gute Haushälterin, kurz, eine Frau, die sich in nichts von anderen, ganz

Digitized by Google

gewöhnlichen Frauen unterscheidet. Das wirkt um sie und in ihr selbst eine Art von Mißverstehen, von Feindseligkeit und Enttäuschung. Sie ist wie ein reicher Mann, der nur große Scheine zu tausend Mark zur Verfügung hat, aber kein Kleingeld. Und das bereitet große Verlegenheiten im Alltagsleben. Ihr Genie gibt sich in ihren Gedichten während jener außergewöhnlichen Momente mit verschwenderischer Fülle aus. Aber sie hat nicht jene Leichtigkeit, zu der sicher kein Genie, ja kaum Talent gehört, unvorbereitet zu sprechen, beweglich zu sein, die Antwort nicht schuldig zu bleiben, sich vorzuwagen und Gedankenreihen zu verbinden. Das schafft ein gewisses Mißverständnis zwischen ihr und ihrer Umgebung. Man spricht sie an und erwartet, sie auf der Höhe ihrer Dichtungen zu finden. Aber man ärgert sich schließlich, und mit ganz natürlichem Rückschlag ist man bereit, sie nicht so hoch zu schätzen, wie sie es verdient. Das macht sie dann ihrerseits wieder argwöhnisch und reizbar.

Und mehr noch: sie ist noch in anderer Beziehung ein Opfer ihrer Gedichte: Sie schafft ihre Lieder in einem Augenblick außergewöhnlicher Erregung. Aber wenn sie in ihren gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt ist, bleibt sie in ihrer eigenen Falle gefangen. Sie glaubt, daß das Leben so ist, wie sie es in einem Moment übertriebener Nervenspannung in ergreifenden Trugbildern gesehen und dargestellt hat. Und so sucht sie es nun unbewußt wieder. Daher ihre stete Angst und Unzufriedenheit. Denn das Leben ist auf die Dauer nicht so leidenschaftsbewegt wie in außergewöhnlichen Minuten.

So wird aus ihr ein in die Ketten seines Genies geschmiedeter Prometheus.

*

Das Geschick Ada Negris kann man sehr wohl mit dem der Kowalewsky vergleichen, von der Lie mit einem ebenso tiefen wie glücklichen Bilde sagte: „Sie hat alles besessen, alles ward ihr gegeben, nur eine armselige Orange nicht, und gerade diese Orange war's, nach der sie's gelüstete und nach der sie strebte." Diese Orange versinnlicht das Unerreichbare in diesen beiden Existenzen: sie wünschen geliebt zu werden, sehnen sich nach Glück, ohne jemals dahin zu kommen, daß sie es erreichen, und das zerquält ihr Leben. Denn Glück heißt nicht, geliebt zu werden, sondern selbst zu lieben. Diese wahre Bestimmung der Frau hat ihr Genie mit seinem ewigen unruhigen Hinundher in Fesseln geschlagen.

Aber man kann nur mit einem Gefühl der Verehrung und der Achtung die Bilanz aus einem dieser Elitegeister betrachten. Sie haben ein heiliges und doch unseliges Geschenk erhalten. Das Genie hat ihre Seele aufgewühlt und aus ihr den schöpferischen Funken hervorspringen lassen. Aber wie viel Jammer, wie viel Not ist der Preis! Die Werke, welche ein Echo in aller Herzen erwecken — an ihnen klebt Blut und alle Qualen einer Lebenstragödie! — Was haben schließlich Lorbeeren für einen Wert, die unter so viel Leiden erworben wurden?!

Digitized by Google

Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter.

Von

Dr. S. S. Epstein.

(Schluß.)

Will man das System von Helmholtz' Erkenntnistheorie durch ein Schlagwort erschöpfen, so wüßte ich dafür keine bessere Bezeichnung als: „kritischer Idealismus".

Warum aber Idealismus, und warum kritisch?

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis!"

Mit diesen Worten Goethes charakterisirte Helmholtz selbst in einem am 3. August 1878 zur Stiftungsfeier der Berliner Universität gehaltenen Vortrag: „Die Thatsachen in der Wahrnehmung" seine Weltanschauung; oder, wie er dies im § 33 seiner „Physiologischen Optik" präzis ausdrückt: „Die Sinnesempfindungen sind für unser Bewußtsein Zeichen, deren Bedeutung verstehen zu lernen unserem Verstande überlassen ist."

Damit ist gesagt, daß die von uns gedeuteten Zeichen in keinerlei wie immer geartetem Zusammenhang mit den wirklichen Erscheinungen stehen; sie sagen uns nur, daß draußen überhaupt etwas vorgehe; und selbst diese auf induktivem Wege gewonnene Ueberzeugung von einer Gesetzmäßigkeit innerhalb der Flucht der Erscheinungen kann auf rein psychischen Prozessen beruhen.

„Ich sehe nicht ein," meint Helmholtz, „wie man ein System selbst des extremsten subjektiven Idealismus widerlegen könnte, welches das Leben als Traum betrachten sollte. Man könnte es so unwahrscheinlich, so unbefriedigend wie möglich erklären, aber konsequent durchführbar wäre es; und es scheint mir sehr wichtig, dies im Auge zu behalten."

Wenn aber die realistische Weltauffassung unsere Wahrnehmungen mit dem Charakter der Wirklichkeit auszustatten versucht, so kann man ihr schon aus dem Grunde keine notwendige Wahrheit zusprechen, weil ja neben dieser Weltauffassung, ebenso gut und ebenso konsequent und unwiderlegbar mehrere idealistische Auffassungen existiren können und der Realismus demzufolge immer nur den Wert einer, wenn auch manchmal vielleicht brauchbaren, aber immerhin unerwiesenen und unerweisbaren Hypothese behalten kann.

Hypothesen haben aber nur so lange Wert, als man sich jeden Augenblick dessen gewärtig ist, daß sie eben nur Hypothesen sind, werden aber in demselben Augenblick wertlos und schädlich, als man sie in den Rang objektiv notwendiger Wahrheiten zu erheben versucht.

So sehr als Helmholtz in gewissem Sinne alle Hypothesen verwirft, so erkennt er ihnen doch einen bedeutenden ethischen Wert zu, denn „sie sind not-

Digitized by Google

wendig für das Handeln" und man sich „sei es nach dem moralischen oder ästhetischen Gefühl entscheiden muß."

Darin eben, daß Helmholtz eine Weltauffassung für ethisch notwendig hält, und selbst für seine — sagen wir — symbolistische eintritt, liegt sein Idealismus, in dem Umstande jedoch, daß er ihr stets nur den Rang einer Hypothese zuweist, liegt das Kritische.

Keine Beobachtung, kein reines Denken sind im stande in uns irgend eine wissenschaftliche Ueberzeugung, die mit den Thatsachen unserer Wahrnehmung in einem Zusammenhang steht, zu festigen; ja das Gesetzmäßige selbst in den Erscheinungen erkennen wir nicht auf dem Wege der Beobachtung, welcher stets etwas Accidentielles anhaftet, sondern nur durch das — Experiment; denn nur dieses, bei welchem „die Kette der Ursachen durch unser Selbstbewußtsein hindurchläuft", kann kritisch angesehen werden, während die Beobachtung, ein ohne unser Zuthun ablaufender Vorgang, zu sehr durch physische und psychische Ursachen modifizirt werden kann.

Diese Hochachtung des Experiments trug Helmholtz — besonders in früheren Jahren, wo das „reine Denken" noch sehr hoch im Kurse stand — von seiten der Philosophen viele Anfeindungen ein; sie sagten, die Wissenschaft werde durch den Empirismus geradezu degradirt, zu einer rein utilitaristischen gemacht.

Helmholtz selbst erzählt darüber folgende bezeichnende Anekdote:

„Ein durch bedeutende literarische Thätigkeit berühmter, als Redner und geistreicher Mann gefeierter Professor der Physiologie jener Zeit hatte einen Streit über die Bilder im Auge mit dem Kollegen von der Physik. Der Physiker forderte den Physiologen auf, zu ihm zu kommen und den Versuch zu sehen. Der letztere wies dies Ansinnen entrüstet zurück: ‚ein Physiologe habe mit Versuchen nichts zu thun, die seien gut für den Physiker.' Ein anderer bejahrter und hochgelehrter Professor der Arzneimittellehre, der sich viel mit Reorganisation der Universitäten beschäftigte, um die alte gute Zeit zurückzuführen, drang inständigst in mich, die Physiologie zu teilen, den eigentlich gedanklichen Teil selbst vorzutragen und die niedere experimentelle Seite einem Kollegen zu überlassen, den er dafür als gut genug ansah. Er gab mich auf, als ich ihm erklärte, ich betrachtete selbst die Experimente als die eigentliche Basis der Wissenschaft."

Weit gefehlt wäre es aber, zu glauben, daß Helmholtz wirklich an ein Nützlichkeitsprinzip in der Wissenschaft dachte.

Schon an anderer Stelle habe ich darauf hingewiesen, daß Helmholtz selbst öffentlich erklärte, es wäre ihm bei Konzeption seiner Arbeiten durchaus nicht das Wohl der Menschheit vor Augen gestanden, sondern er sei einer besonderen Form seines Forschungsdranges gefolgt; und bei einer andern Gelegenheit sagt er wiederum: „... so wäre es doch zweifellos ein Verderben, wenn unsere Generation über den untergeordneten und praktisch nützlichen Aufgaben die ewigen Ideale der Menschheit aus dem Auge verloren haben sollte."

Wer wollte da leugnen, daß Hermann von Helmholtz Idealist war und zwar Idealist in des Wortes bester Bedeutung?

Digitized by Google

Gehen wir nun auf das Wesen seiner Erkenntnistheorie über, auf die Art und Weise, wie er zu ihr gelangt ist, so können wir zwei solche Arten unterscheiden: die geometrische und die psycho-physiologische.

Er gelangt zu der ersteren indem er gleich Kant von der Frage ausgeht: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?", zu der letzteren, indem er sich über die Natur unserer Sinnesempfindungen klar zu werden sucht.

Aber während Kant durch die angenommene Apriorität der geometrischen Axiome dennoch die Möglichkeit einer Metaphysik nachzuweisen sucht, geht Helmholtz seinem Thema von einer ganz andern Seite zu Leibe und stellt die Frage in der Weise, ob überhaupt die Apriorität der Raumwahrnehmung auch eine Apriorität der geometrischen Axiome bedinge, und wenn ja, ob die Konsequenzen einer solchen Apriorität wirklich schließlich Laplace recht geben müßten, welcher überzeugt ist, daß, wenn ihm die Lage der Atome auch nur für einen Augenblick bekannt wäre, er eine Weltformel konstruiren könnte, aus welcher sich nicht nur Weltanfang und Ende berechnen ließen, sondern sogar der christliche Soldat, dem es vorherbestimmt ist, das eiserne Kreuz auf der Aja Sofia aufzupflanzen.

Für Kant handelte es sich darum, eine Wissenschaft ausfindig zu machen, deren Sätze aprioriſch wären, und eine solche Wissenschaft ist nach ihm die Geometrie, deren Sätze reine Anschauungssätze sind, das heißt vor jeder Erfahrung liegen.

Diese wenigen aprioriſchen Sätze, welche wir gemeiniglich Axiome nennen, sind offenbar die Grundpfeiler, auf denen das ganze Gebäude der Geometrie ruht, und wenn die geometrischen Axiome wirklich reine Anschauungssätze sind, das heißt mit Erfahrung nichts zu thun haben, so sind offenbar alle Ergebnisse der Geometrie nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv giltig, absolut richtig, und wir hätten dann konsequenterweise nicht nur die Chance gewonnen, daß eine Erkenntnistheorie im Bereich der Möglichkeit liege, sondern wir dürften sogar hoffen, vermittelst einer solchen „reinen Wissenschaft" die Lösung des Welträtsels für nicht gänzlich ausgeschlossen zu halten.

Diese Kantsche Entdeckung war nun für spekulativ angelegte Köpfe ein Feld, auf dem allerdings eine Saat aufging, deren Unfruchtbarkeit leider erst viel zu spät erkannt wurde.

Es wurde schon von philosophischer Seite versucht, die von Kant geschaffenen Illusionen zu zerstören, aber hier, wo der Streit sich zumeist um Begriffe und Definitionen drehte, wurden nur allzu leicht Thatsachen der täglichen Erfahrung mit reiner Anschauung verwechselt, und all das artete schließlich in ein fruchtloses Geplänkel aus, welches eher geeignet war, noch mehr Verwirrung in die Sache hineinzubringen.

Helmholtz war nun der erste oder, besser gesagt, der einzige, welchem es gelungen ist, in streng synthetisch aufbauender Weise nachzuweisen, daß die geometrischen Axiome durchaus nicht transscendental, sondern auf empirischem Wege gewonnene Anschauungssätze sind.

Wir werden sehen, zu welchen Konsequenzen diese Helmholtzsche Entdeckung logischerweise führen muß.

Digitized by Google

In der „Kritik der reinen Vernunft", „Transscendentale Aesthetik" § 2 heißt es: „Der Raum ist eine reine Anschauung; so werden auch die geometrischen Grundsätze, zum Beispiel daß in einem Triangel zwei Seiten größer sind als die dritte, niemals aus allgemeinen Begriffen von Linie und Triangel, sondern aus der Anschauung und zwar a priori mit apodiktischer Gewißheit abgeleitet"; ferner: „Die geometrischen Sätze sind insgesamt aprioriſch, zum Beispiel der Raum hat drei Abmessungen"; dergleichen Sätze können aber nicht empirisch sein.

Als Beweis für diese Apriorität führt Kant die Thatsache an, *man könne keine von unserer Geometrie abweichende Raumverhältnisse sich auch nur vorstellen*, und der einzig vorstellbare Raum sei derjenige, für welchen folgende wiederum aprioriſch gewordenen Axiome gelten:

a. Zwischen zwei Punkten ist nur *eine* kürzeste Linie möglich, und diese nennt man *gerade* Linie.

b. Parallel nennt man solche Linien, die in einer und derselben Ebene sich niemals schneiden, so weit sie auch verlängert werden mögen.

c. Durch einen außerhalb einer geraden Linie liegenden Punkt kann nur eine und nicht zwei parallele Linien zu jener gelegt werden.

Mit der ihm eigenen genialen gedanklichen Schärfe weist nun Helmholtz nach, daß die Annahme einer Apriorität der geometrischen Axiome erstens *überflüssig* und zweitens geradezu unrichtig ist, weil wir sehr wohl im stande sind, uns räumliche Verhältnisse vorzustellen, die von denjenigen unseres Raumes gänzlich abweichen, und weil diese geometrischen Axiome durch die Erfahrung zu bestätigen, beziehungsweise zu widerlegen, also geradezu aposteriorisch gewonnen sind.

Der Beweis, daß die Annahme einer Apriorität der geometrischen Axiome *überflüssig* ist, wäre nach Helmholtz im selben Moment erbracht, wo es uns gelänge, eine Geometrie zu konstruiren, die einzig und allein auf Erfahrungsthatsachen fußt.

Zu diesem Ende bedürfen wir nur *einer einzigen* Definition, und zwar einer solchen, die nicht aus transscendentaler Anschauung hervorgeht, sondern deren Richtigkeit sich durch physische Messungen kontrolliren ließe.

Diese Definition ist diejenige der *physischen Gleichwertigkeit*.

Als physisch gleichwertig werden wir solche Größen definiren, in denen unter gleichen Umständen und zu gleicher Zeit gleiche physische Vorgänge oder Zustände ablaufen; die Messung dieser Gleichwertigkeit würde sich natürlich ganz einfach vermittelst eines Zirkels oder Maßstabes bewerkstelligen lassen. Demnach ist diese Gleichwertigkeit eines Körperpaares offenbar eine Eigenschaft, welche sich durch Versuche und Beobachtungen bestätigen, beziehungsweise gegebenen Falles widerlegen läßt.

Von dieser einzigen Thatsache ausgehend und ohne jedwede transscendentale Raumanschauung konstruirt Helmholtz durch Vergleichung der physischen Gleichwertigkeit von Punktepaaren eine Geometrie, die logisch und in sich konsequent

Digitized by Google

nur und ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gegründet ist. Allerdings führen uns schon die ersten Messungen zu Sätzen, die sich mit unseren geometrischen Axiomen decken, so zum Beispiel werden wir sehr bald zur Einsicht gelangen, daß es Spezialfälle gibt, wo drei Punkte a, b und c so liegen, daß außer b kein anderer Punkt zu finden ist, der von a dieselbe Entfernung hätte wie c; wir würden dann sagen, die drei Punkte liegen in einer geraden Linie.

Ich sagte, es würden sich sehr bald Sätze herausbilden, die sich mit unseren jetzigen Axiomen decken; niemand aber würde es einfallen, diese Axiome als aprioriſch anzunehmen, da es ja klar ist, daß diese Sätze nur insofern ihre Giltigkeit behalten, als unsere Erfahrung reicht, und selbst der enragirteste Kantianer wird nicht umhin können, zuzugestehen, daß eine solche auf Erfahrungsthatsachen gegründete Geometrie, welche im übrigen schon Schopenhauer dunkel vorschwebte, vollkommen möglich und logisch durchführbar ist.

Mit ihrer Aufstellung und folgerichtigen Durchführung ist aber auch zugleich der Beweis erbracht, daß eine Annahme der Apriorität der geometrischen Axiome völlig überflüssig ist.

Aber nicht nur überflüssig — Helmholtz bringt uns den Beweis, daß das Kantsche Argument für die Apriorität der Axiome geradezu unrichtig ist, da wir uns sehr wohl Raumverhältnisse vorstellen können, die mit denen eines Raumes, für welchen die drei oben erwähnten Axiome gelten, und welchen Kant für den einzig möglichen annahm, ganz verschieden sind.

Wie überall, so sehen wir auch hier, daß Helmholtz, bevor er mit dem ganzen induktiven Material des Naturforschers auffuhr, sich von allgemein theoretischen Erwägungen leiten ließ, indem er sich sagte, daß die Vorstellung der Objekte in gewissen Raum- und Flächenverhältnissen das einzig mögliche sein könne, ohne daß dadurch die Notwendigkeit vindizirt werde, daß neben oder nach einer bestimmten Wahrnehmung eine bestimmte andere eintreten müsse. So zum Beispiel meint Helmholtz, liegt es in der Organisation unseres Auges, daß wir alles was wir sehen, als eine räumliche Verteilung von Farben sehen, es ist aber durchaus durch diese Art der Wahrnehmung nicht vorher bestimmt, wie die Farben sich ordnen und aufeinander folgen sollen. Ebenso ist es keine absolute Denknotwendigkeit, daß jedes gleichseitige Dreieck Winkel von 60° habe, wie groß auch die Seiten sein mögen; eine ähnliche Erwägung sagte, daß kein zwingender Grund vorhanden wäre, am Parallelmaxim festzuhalten.

Dem russischen Mathematiker Lobatschewsky ist es in der That gelungen, eine Geometrie rein synthetisch, also auf Grund vorgestellter geometrischer Konstruktionen, aufzubauen, welche nicht nur die anscheinend paradoxe Thatsache annimmt, daß sich sogenannte parallele Linien schon in endlicher Entfernung schneiden, sondern auch das Postulat fallen läßt, daß die Summe der Winkel im Dreieck zwei rechten gleich sein müsse.

Diese Lobatschewskysche Geometrie ist nicht nur vollständig konsequent und fehlerlos in sich, sondern steht auch zu dem Grundgesetz der Mechanik, dem Hamiltonschen Prinzip, durchaus in keinerlei wie immer geartetem Widerspruch.

Digitized by Google

Sind nun, fragt Helmholtz, die von dieser sogenannten nicht-Euklidischen Geometrie geschaffenen Raumgebilde wirklich vorstellbar? Ja, sagt uns darauf Helmholtz, denn die Vorstellbarkeit eines Objektes ist ja nichts anderes als die genaue Feststellung derjenigen Sinneseindrücke, welche das betreffende Objekt in uns nach den Gesetzen unserer Sinnesorgane unter allen denkbaren Bedingungen der Wahrnehmung erregt, und solche Feststellungen lassen sich, wie er am Beispiel zeigt, mit Hilfe einer gewissen geometrischen Schulung des Vorstellungsvermögens allerdings zu stande bringen.

Denken wir uns zum Beispiel ein Individuum plötzlich in einen Raum versetzt von einer Krümmung wie die Außenseite einer Kugel, in eine sogenannte Pseudosphäre; alle, selbst die entferntesten Objekte des Raumes würden ihm in endlicher Entfernung erscheinen, versuchte er jedoch, sich diesen Objekten zu nähern, so würden sie sich vor ihm dehnen und zwar sowohl nach der Fläche als auch nach der Tiefe. Unser supponirter Beschauer würde sehr bald erkennen, daß er sich in der Schätzung der Entfernungen getäuscht hat, und würde sehr bald die richtige Schätzung bekommen, ebenso wie zum Beispiel ein brillentragendes Individuum schon nach wenigen Tagen kaum mehr merkt, daß es alle Entfernungen vergrößert, beziehungsweise verkleinert sieht.

Wie steht es nun aber in diesem Raume mit dem angeblich vor aller Erfahrung liegenden Parallelen-Axiom? Sähe unser Beobachter zwei nach seiner Meinung parallele Linien und er würde ihnen nachgehen, so müßte er zu seinem Erstaunen bemerken, daß diese Linien hinter ihm immer mehr konvergiren und vor ihm immer mehr divergent werden. Ganz umgekehrt erginge es ihm mit zwei Linien, die sich seiner Meinung nach in endlicher Entfernung schneiden. Je mehr er ihrem Schnittpunkte näher zu rücken versuchen würde, desto mehr würde sich letzterer von ihm entfernen, so daß er schließlich nach einiger Angewöhnung solche nach einem bestimmten Punkt konvergirende Linien als Linien definiren würde, die sich in unendlicher Entfernung schneiden, nach unseren Begriffen also parallel sind.

Würde aber unser Beobachter ruhig im Mittelpunkt bleiben, so könnten die Objekte auf ihn absolut keinen andern Eindruck machen als diejenigen unseres Raumes auf uns; ebenso würde er wenig oder gar keine Verschiebung bemerken, also auch gar keine Ahnung davon haben, daß er sich in irgend einem ungewöhnlichen Raum befinde, wenn dessen Krümmunghalbmesser entsprechend groß wäre, gerade so wie jemand, der sich im begrenzten Umkreis von einigen Meilen bewegt, nicht notwendigerweise eine Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde bekommen müßte. Man könnte unser Individuum so lange zu überzeugen suchen, als man nur wollte, daß er in einem andern Raume lebe, man würde es ihm gewiß niemals beibringen.

Aus diesen Deduktionen Helmholtz' folgt konsequenterweise, daß es uns eigentlich ganz unmöglich ist, zu entscheiden, ob wir nicht wirklich in einem Raume leben, der die Eigenschaften des vorher beschriebenen aufweist; wir brauchen zu diesem Behufe nur die Zusatzhypothese zu machen, daß unser Körper dieselben

Digitized by Google

Dehnungen und Veränderungen erleide wie die scheinbaren Objekte. Die Unmöglichkeit solcher Dehnungen ist absolut nicht nachzuweisen, ebenso wenig wie ihr Vorhandensein gezeigt werden könnte, wenn sie thatsächlich existirten. Man denke sich nur beispielsweise den Fall, daß sämtliche Objekte unserer Umgebung, unsern Körper inbegriffen, über Nacht um die Hälfte ihrer jetzigen Dimensionen zugenommen hätten; wir würden dann, so lange uns kein bekanntes Vergleichsobjekt vorläge, keinerlei Veränderung wahrnehmen können. Noch deutlicher geht die Unzulänglichkeit unseres subjektiven Urteils aus dem Beispiel der sogenannten Hohlspiegelwelt hervor.

Man denke sich ein Abbild unserer Welt in einem Hohlspiegel, dann werden sämtliche Messungen von Linien und Winkeln dieselben Resultate ergeben wie in unserer vorgestellten Welt, denn der Körper des Messenden, ferner der Maßstab machen ja dieselben Verlängerungen und Verkürzungen durch wie das zu messende Objekt. Kurz, unsere Hohlspiegelweltbewohner werden niemals zum Schlusse gelangen, daß ihre Körper, sowie die Körper der Außenwelt, gewissen Dehnungen unterworfen sind; ja, könnten sie in unsere Welt hineinschauen, so würden wir den lächerlich erscheinenden, aber doch ganz folgerichtigen Fall erleben, daß sie behaupten würden, wir seien eigentlich diejenigen, bei welchen lebende sowie starre Körper Dehnungen unterworfen sind.

Helmholtz selbst, bei dem wir diese methageometrischen Ausführungen in den beiden Arbeiten: „Ueber den Ursprung und die Bedeutung der geometrischen Axiome", ferner in: „Die Thatsachen der Wahrnehmung" finden, äußert sich weiter nicht über die erkenntnistheoretischen Folgerungen, die aber zu ziehen und in die äußersten Konsequenzen auszugestalten es nicht schwer fällt.

Wir stoßen hier vor allem wiederum auf jenen Idealismus, auf welchen ich schon am Eingange dieses Kapitels hinwies: eine unendliche Anzahl von Hypothesen ist zulässig, richtig und einwandfrei; das Welträtsel ist, mathematisch ausgedrückt, eine Gleichung mit unendlich viel Lösungen, von denen jede gleich berechtigt oder gleich unberechtigt erscheint. Und mag man sich noch so schwer an irgend eine paradox erscheinende Annahme gewöhnen, so möge man doch nur bedenken, daß die Menschheit jahrtausendelang annahm, die Sonne bewege sich und die Erde stehe fest, bis ein Kopernikus kam und das Gegenteil behauptete; den Leuten von damals erschien die Kopernikanische Hypothese ebenso absurd und paradox, wie sie uns heute selbstverständlich erscheint.

Ein objektives Erkennen des Weltalls ist unmöglich; jede Lösung des Welträtsels wird stets den Wert einer unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothese haben, die so lange gilt, als sie sämtliche uns bekannte Thatsachen erklärt, und im selben Momente fallen gelassen wird, wo sie mit einer in Widerspruch zu stehen kommt. Oder wir müssen ein für allemal darauf verzichten, das Objekt als solches zu erkennen.

Es wirft sich nun vor allem die Frage auf, als was wir in einem solchen Falle unsere Sinneswahrnehmungen aufzufassen haben, wie wir uns dem Objekt gegenüber verhalten sollen, da wir es doch einmal nicht erkennen können, und

Digitized by Google

da wir dessen Erkenntnis zum Zwecke unserer Selbsterhaltung nicht zu entraten vermöchten.

In der That, sagt uns Helmholtz, können wir den geheimnisvollen Schleier, mit welchem die Dinge „an sich" umhüllt sind, nicht lüften. Wir können die Zeichen nicht entziffern, aber wir sind wohl im stande, sie zu — deuten. Und hier gelangen wir zu der zweiten Art der Helmholtzschen Erkenntnistheorie der psycho-physiologischen Grundlage unserer Sinneswahrnehmungen.

Diesem richtigen Kapitel könnte man wohl am besten als Motto Schopenhauers Worte voransetzen: „Früher stak unser Kopf im Raume, jetzt steckt der Raum in unserem Kopfe", nur daß man bei Helmholtz noch viel weiter gehen und sagen könnte, früher stak unser Kopf im Weltall, jetzt steckt die gesamte Welt in unserem Kopfe.

So sehr die „Lehre von spezifischen Energien der Sinneswerkzeuge", in der ja Helmholtz' ganze Wahrnehmungstheorie gipfelt, auf streng physiologischer Grundlage durchgeführt ist, so zeigt es sich auch hier wiederum, daß es wie überall vor allem Gründe rein theoretischer Natur waren, die Helmholtz auf diesen Pfad trieben.

Die Fragestellung, von der Helmholtz ausging, läßt sich hier wohl am besten auf folgende Weise wiedergeben: Denken wir uns beispielsweise eine Rose; hier wären zwei Möglichkeiten vorhanden, die eine davon wäre, daß die Rose thatsächlich in der Außenwelt existirt, demnach als eine Realität von uns wahrgenommen wird. Dies würde sich mit der Hypothese des naiven Realismus decken. Wie kommt aber diese Wahrnehmung zu stande, wie gelangt die Rose zu unserer Wahrnehmung, beziehungsweise in unser Bewußtsein? Geschieht dieser Prozeß in unserem Auge, indem die Rose sich vervielfältigend schließlich zu uns gelangt, oder aber strömt von unserem Auge ein geheimnisvolles Fluidum aus, welches bis zur Rose kommt und an ihr selbst das Bewußtsein von ihrer Anwesenheit entstehen läßt. Auf diese beiden Möglichkeiten gibt uns die realistische Hypothese keine Antwort. Man war jedoch eine Zeit lang sehr geneigt, der zweiten Möglichkeit einen großen Spielraum einzuräumen, und die Anhänger dieser Möglichkeit umgaben den Körper mit einer sogenannten Nervenatmosphäre, welche es ermöglichte, daß die Objekte an demselben Orte erkannt wurden, wo sie sich thatsächlich befanden. Diese Lehre zeitigte unglaubliche Ausgeburten, welche beispielsweise darin bestanden, daß man das geheimnisvolle Nervenagens ganze Reisen unternehmen und auf meilenweite Entfernung Dinge erkennen ließ, die dort vor sich gingen. Wer kennt nicht den „Fall Swedenborg", gegen den Kant mit der ganzen Wucht seiner zersetzenden Kritik auftrat, wer weiß es nicht, daß der tierische Magnetismus noch heute viele Anhänger zählt, daß das Reichenbachsche „Od" selbst am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts Gläubige findet, die geneigt sind, dieser Absurdität den Wert einer wissenschaftlichen Theorie beizumessen, trotzdem klassische Versuche von Dubois-Reymond und Hermann gezeigt haben, daß tierischer Magnetismus nicht existirt. Aber auch schwerwiegende logische Bedenken lassen sich gegen die Theorie eines erkennenden und demgemäß

Digitized by Google

mit Intelligenz begabten Nervenagens vorbringen; wie kommt es, daß das allweise Fluidum sich dadurch narren läßt, daß man bei geschlossenem Lid mit dem kleinen Finger und dadurch eine Lichtempfindung hervorruft? Wie kommt es, daß wir uns in unserer Phantasie jeden Augenblick die Lampe rekonstruiren können, ohne daß es notwendig wäre, daß letztere überhaupt da sei? Es müssen demnach zwei Lampen existiren, eine außer uns und eine in uns.

Nun kommt die rein spiritualistische Hypothese und sagt uns: Die Lampe existirt *nur* in uns, ihr Licht, ihre Form, die Rauheit oder Glattheit ihrer Oberfläche, all das sind Fiktionen, denen wir ungerechterweise den Charakter von Realitäten beimessen. Es ist aber eine doch nicht wegzuleugnende Thatsache, daß, wenn ich mir auch die Lampe jeden Augenblick mit Hilfe meiner Phantasie rekonstruiren kann, diese mir aber doch selbst im entferntesten die Dienste leisten kann wie die wirkliche, und ich schließlich doch zugeben muß, daß, um eine wirklich brauchbare Lampe zu besitzen, eine Reihe von Faktoren zusammentreffen muß, welche herbeizuführen es nicht jeden Augenblick in meiner Gewalt liegt.

Ist also die Lampe weder ausschließlich in mir, noch allein in der Außenwelt, so kann sie nur durch einen psychischen Prozeß in mein Bewußtsein gelangen. Dieser Prozeß ist nach Helmholtz der auf einer großen Reihe von gesammelten Erfahrungen basirende induktive Schluß; das heißt, aus verschiedenen in der Außenwelt vorgehenden, mich affizirenden, ihrem Wesen nach mir aber sonst ganz unbekannten Aenderungen *schließe ich* auf das Vorhandensein einer Lampe. So weit gehen die von Helmholtz auf deduktivem Wege gewonnenen Grundlagen seiner symbolistischen Anschauung; diese werden nun induktiv durch die Lehre von den spezifischen Energien der Sinnesorgane erhärtet. Vor allem steht es fest, daß eine Empfindung in uns durch Reizung eines peripheren Nerventeils zu stande kommt. Innerhalb dieser Sinnesempfindungen lassen sich aber zwei einschneidende Unterschiede erkennen: die Qualität und die Quantität. Die Quantität einer Sinnesempfindung ist leicht zu erklären. Wir würden sie im gewöhnlichen Leben einfach mit *Intensität* bezeichnen; wir werden nicht anstehen, eine Geschmacksempfindung mehr oder weniger süß, eine Wärmeempfindung kalt oder warm, eine Schallempfindung als diesen oder jenen Ton, eine Farbenempfindung blau oder grün anzusprechen und diese Intensitäten mit einander zu vergleichen, indem wir sagen werden, das c habe mehr Aehnlichkeit mit dem e wie mit dem f, und Gelb sehe dem Orange ähnlicher wie dem Violett.

Ganz unmöglich ist es aber, innerhalb der Gruppe der Empfindungs*qualitäten* Vergleiche zu ziehen; man kann beim besten Willen sich nicht dafür entscheiden, ob beispielsweise das Blau mehr Aehnlichkeit mit dem Süß oder Bitter habe, oder aber, ob das sub contra c zu der Empfindung kalt oder warm in größerer Verwandtschaft steht. Es fragt sich also, wie kommen die Qualitäten zu stande, sind sie thatsächlich Unterschiede der Erregung? Dagegen spricht aber die nicht nur durch Beobachtungen, sondern auch durch unzählige Experimente erhärtete Thatsache, daß beispielsweise der Sehnerv *immer* auf Licht reagirt, ob er nun von sogenanntem objektivem Licht affizirt, oder aber ob er gezerrt,

Digitized by Google

jequetscht oder tetanisirt wird; ja es ist sogar beobachtet worden, daß, wenn man bei gewissen Operationen dem Patienten den Sehnerv durchschneidet, er in diesem Augenblick nicht einen Schmerz, sondern einen blitzartigen Lichtschein empfand. Ebenso geht es den anderen Sinnesnerven.

Andererseits aber erzeugen dieselben äußeren Einwirkungen, also beispielsweise die Lichtschwingungen, wenn sie einen andern Nerv treffen, in uns ganz andere Empfindungen; treffen sie die Haut, so empfinden wir Wärme, treffen sie das Ohr, so erzeugen sie einen Schall und so weiter. Wir sind also gezwungen, anzunehmen, daß der Unterschied innerhalb der Qualitätenkreise nicht von der Verschiedenheit der Ursachen, sondern einzig von den Endorganen abhängt, von denen sie aufgenommen und fortgeleitet werden; oder aber, daß in der Außenwelt sich alles nach Quantitäten abspielt und erst in unserem Zentralnervensystem durch Vermittlung der peripheren Nervenapparate in Qualitäten umgesetzt wird.

Daraus geht aber hervor, daß wir von dem, was in der Außenwelt vorgeht, nur insoweit unterrichtet sind, als uns unsere Sinnesorgane davon Nachricht geben, daß in der Außenwelt *überhaupt* etwas vorgeht, das Zustandekommen der Empfindung aber *in den Nervenapparaten selbst* vor sich geht. Wir können also absolut nicht sagen, ob die von uns empfundenen Qualitäten auch nur eine Aehnlichkeit mit den äußeren Objekten haben, wir müssen sie vielmehr als Zeichen, als Symbole ansehen, welche aber den Vorteil haben, daß sie uns auch ein Abbild, eine Projektion des Gesetzes geben, nach welchem die äußeren Erscheinungen verlaufen und uns ferner gestatten, diese Symbole zum Zwecke unserer Selbsterhaltung zu verwerten. Oder man könnte sagen, Licht wird erst Licht, wenn es ein sehendes Auge trifft.

Wir werden unsere Vorstellungen von der Außenwelt *richtig* nennen, wenn sie uns genügende Anweisung über die Folgen unserer Handlungen der Außenwelt gegenüber geben und uns richtige Schlüsse über die zu erwartenden Veränderungen derselben ziehen lassen. Wie kommen aber Sinnestäuschungen zu stande? Offenbar, wenn wir statt eines richtigen einen *falschen* Schluß ziehen, zum Beispiel, wenn wir in Dunkelheit einen Stoß gegen unsern Augapfel erleiden und im ersten Augenblick Licht zu sehen vermeinen. Man versuchte es, diese Thatsache gegen die Lehre von den spezifischen Energien anzuführen, beziehungsweise zu behaupten, daß Nerven, die *nur* spezifisch leiten, nicht in Einklang mit einer konsequent empiristischen Theorie zu bringen sind. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, und die Gegner Helmholtz' vergessen, daß das Eintreten einer Empfindung in unser Bewußtsein nur vermittelst eines durch millionenfache Erfahrung gewonnenen, also unbewußt gewordenen Schlusses zu stande kommt. So läßt sich denn die Lehre von den spezifischen Energien sehr gut mit Helmholtz' Hypothese vereinbaren und die vorher erwähnte Sinnestäuschung streng empiristisch erklären: Durch eine milliardenoftmal wiederholte Erfahrung ist das Gehirn gewohnt, wenn ihm von dem durch Aetherschwingungen affizirten Sehnerven ein Signal gegeben wird, auf Licht zu schließen. Das

Digitized by Google

Signal des Sehnerven ist aber stets dasselbe, wovon immer er affizirt werden möge, es ist eben nur ein Signal. Was Wunder also, daß das Gehirn, welches xmal beim Anhören des Signales auf Licht schloß und dieser Schluß durch Einübung immer rascher und immer unbewußter wurde, auch zum (X+1)ten Mal blitzartig rasch auf Licht schließt, auch wenn die Affektion des Sehnerven durch einen Stoß vor sich ging und erst, wenn die Empfindung schon wieder vorüber war, sich eines Irrtums bewußt wurde. — Das Gegebene ist demnach die Empfindung, während wir die richtige Deutung unserer Sinneseindrücke auf Rechnung der unbewußten Gedächtnisarbeit zu setzen haben.

Dies ist in großen Zügen die Weltanschauung Hermann v. Helmholtz', die sich einesteils aus seinen physio-psychologischen, andererseits aus seinen mathematisch-physikalischen Untersuchungen ergibt. Es wird niemand bezweifeln, daß das Helmholtzsche System ein idealistisches zu nennen ist, insoferne es einerseits die auf mathematischem Wege gewonnene Ueberzeugung ausspricht, daß es uns niemals gelingen wird, das Objekt als solches zu erkennen, andererseits aber durch seine physiologischen Untersuchungen dazu gelangt ist, nachzuweisen, daß das Abbild des Weltalls in uns selbst entsteht, wodurch wir zum Range unserer eigenen Weltbaumeister erhoben werden, und endlich verkündet, daß das Forschen nach Wahrheit an keine Nützlichkeitsprinzipien gebunden zu sein braucht, daß das Auffinden einer solchen schon an sich eine That ist, insoferne es uns gestattet, die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, soweit sich dieselbe auf die begrenzte Sphäre unserer Erfahrung projicirt, zu erkennen. Oder mit anderen Worten, wenn das Problem der Lösung des Welträtsels auch stets gleich einer Fata Morgana vor uns entflieht, je mehr wir uns ihm zu nähern glauben, so bedeutet die Herbeischaffung einer neuen Wahrheit dennoch ein Abbauen, ein Hinausschieben dieses Problems und in diesem Hinausschieben liegt das, was wir Fortschritt in der Erkenntnis nennen.

Ist es aber der exakten Wissenschaft wieder einmal gelungen, so viel induktives Material ans Licht zu fördern, daß eine intuitive Lösung des Welträtsels in streng wissenschaftlichem Gewande auftreten kann, als ein in sich logisches System, welches mit keiner der bis jetzt bekannten Thatsachen in Widerspruch steht, und uns auch erlaubt, neue, unbekannte Thatsachen zu erklären, so ist ein solcher Fall als Fortschritt in der Wissenschaft zu bezeichnen.

Die kritisch-idealistische Theorie Helmholtz' verstattet aber immer neue Theorien, wodurch es gelingt, ein immer größeres und größeres Stück des Problems abzubauen, während die nativistische Hypothese die Diskussion über gewisse Gegenstände von vorneherein abschneidet.

Ich hatte es unternommen, ein Bild von Helmholtz' Persönlichkeit zu geben. Ich habe gezeigt, wie schon in seiner Jugend Keime lagen, welche dann zu den herrlichsten Blüten sich entfalteten, die je ein Mensch gesehen; ich habe ferner nachzuweisen versucht, wie Hermann v. Helmholtz seinem Wesen nach, der Art und Weise, wie er auf äußere Eindrücke reagirte, zu gleichen Teilen Künstler

Digitized by Google

und Gelehrter gewesen. Es hat sich schließlich gezeigt, daß auch seine Weltanschauung in einem Streben nach jenen hohen Idealen gipfelte, welche nur Auserlesene ihr eigen nennen können. Sich vor Hermann v. Helmholtz in Ehrfurcht beugen, das ist selbstverständlich, und diese Auszeichnung würde er mit manchem der Ueberlebenden teilen dürfen; aber wer sich in sein Wesen und seinen Geist hineingelebt, der mußte diesen Mann nicht nur verehren, sondern, was viel mehr ist, ihn lieben.

Er verstand es, das blitzartige Erfassen des Genies mit der mühevollen Gedankenarbeit des Forschers zu vereinigen, und treffend lassen sich auf ihn seine eigenen Worte anwenden; „Etwas vom Schauen des Dichters muß auch der Forscher in sich tragen."

Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands.

Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung.

Von

Admiralitätsrat **C. Koldewey.**

(Fortsetzung.)

Am andern Tage, den 10. August, führte ich die Germania bei schönem, klarem Wetter und leichtem Westwinde in diesen großen und weitverzweigten grönländischen Fjord. Die großen Felder des losgebrochenen Eises kamen uns in Masse entgegen, und wir hatten Mühe, uns einen Weg hindurch zu bahnen; die Mündung des Fjordes war aber frei, so daß wir schon nachmittags 5 Uhr Kap Franklin passirten und in den Fjord einliefen. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich unser, als wir in diese einsamen, bislang noch von keinem Kiel durchfurchten Gewässer eindrangen. Das Eis mit seinen Gefahren und der ewig behinderten Schiffahrt lag hinter uns, und frei und leicht glitten wir über einen sich scheinbar endlos ausdehnenden, zur Zeit von keinem Lufthauche bewegten tiefblauen Meeresarm dahin, zu unseren Seiten die mächtigen Berge Grönlands, die immer höher und höher bis zu himmelanstrebenden schneebedeckten Kuppen und Zacken ansteigen und umgeben von den gewaltigsten Erzeugnissen dieser Alpenwelt, den Eisbergen, weiter und weiter in unbekannte Fernen hinein.

Nach Norden zu verlief ein breiter Arm des Fjordes, an dessen Ende ein ungeheurer Gletscher sichtbar wurde, dem ein Teil der uns umgebenden Eisberge entstammte; da sich indes nach Westen zu mehr Aussicht auf ein tieferes Eindringen zeigte, so wählten wir diesen Weg, der uns auch durch eine enge, nur zwei Seemeilen breite Felsenschlucht zu einer abermaligen Erweiterung des

Digitized by Google

Fjordes führte. An 100 Seemeilen waren wir eingedrungen, und noch immer war kein Ende abzusehen, da meldete der Maschinist ein abermaliges Lecken der Siederöhren unseres Dampfkessels, der schon seit einiger Zeit defekt gewesen war, und wir mußten uns nach einem Ankerplatze umsehen.

Wir bemerkten an der Südseite des Fjordes zwischen zwei mächtigen Bergriesen, die über 1000 Meter hoch steil vom Meere aufstiegen, einen gewaltigen Gletscher, der in der Höhe von etwa 300 Meter sein Ende erreichte. Ihm entströmte ein brausender Bach, an dessen Mündung reichliche Schlammablagerung auf einen Ankerplatz schließen ließ, den wir auch, aber erst ganz dicht unter dem Lande in 20 Meter Wassertiefe fanden. Wie nachherige Lotungen zeigten, war in ganz geringer Entfernung von den steil abfallenden Klippen der Berge die Wassertiefe bereits mehr als 500 Faden (1000 Meter).

Oberlieutenant Payer bestieg mit Dr. Copeland und dem Matrosen Peter Ellinger, über den großen Gletscher hinüber, eine dominirende Spitze, die Payer-Spitze, deren Höhe auf 2202 Meter bestimmt wurde. Den Hauptarm des Fjordes konnte man noch gegen 40 Seemeilen weiter nach Westsüdwest hin verfolgen. In dieser Ferne erkannte man noch mehrere Arme, in die sich der Fjord zu verzweigen und deren größter sich nach Süden abzubiegen schien. Am westlichen Horizonte erstreckte sich eine an 3000 Meter hohe, mit Schnee und Eis bedeckte Gebirgskette in meridionaler Richtung, aus jedem Thal senkten sich gigantische Gletscher in die Tiefe des Fjordes hinunter, von deren unteren Enden sich die zahlreichen Eisberge loslösten, welche den Fjord anfüllten. Bei unserem Ankerplatze in den Thälern und an den Abhängen der Berge hatte sich vielfach eine üppig zu nennende Vegetation, wie man sie etwa auf den höheren Alpen der Schweiz kennt, entwickelt: Gräser, dicke Moospolster, Birken- und Weidengestrüpp und Heidelbeere mit reifen Früchten daran wurden überall angetroffen, Renntiere sah man überall weiden, auch Hasen waren hier und da sichtbar. Die Temperatur stieg am Lande bis auf 15°.

Leider waren wir gezwungen, die Rückreise anzutreten, ohne in der Lage zu sein, den Fjord noch weiter zu erforschen. Der Maschinist meldete, daß der Dampfkessel nur noch ganz kurze Zeit in Betrieb erhalten werden könnte. Da es nun unmöglich war, allein unter Segel aus diesen engen Felskesseln, wo die Winde meist nur in Stößen von den Bergen kamen oder Windstille herrschte, rechtzeitig herauszukommen, wenn eine abermalige Ueberwinterung vermieden werden sollte, so mußten wir den letzten Rest unserer Dampfkraft benützen, um wenigstens die Außenküste wieder zu erreichen. Das Segeln wäre überdies bei den unbeständigen Winden zwischen den zahlreichen Eisbergen, die durch das starke Abschmelzen an den Oberflächen fortwährend ihren Schwerpunkt änderten und oft unter donnerndem Krachen zusammenstürzten, mit großer Gefahr für das Schiff verknüpft gewesen.

Wir kamen unter Dampf auf demselben Wege, den wir gekommen waren, wieder aus dem Fjorde heraus und ankerten am 15. August zum letztenmale unter Kap Broer Ruys, um noch etwas Ballast und Wasser einzunehmen und

Digitized by Google

dann unsern Weg durch die Eisfelder zu suchen. Es war die höchste Zeit gewesen, da das Eis wieder anfing, mehr an die Küste zu setzen, und wir bereits große Schwierigkeit gehabt hatten, unsern früheren Ankerplatz zu erreichen.

Bei der Fahrt durch das Packeis, die sechs Tage in Anspruch nahm und die in ihrem letzten, schwierigsten Teile allein unter Segel zurückgelegt werden mußte, hatten wir einen schweren Sturm zu bestehen und waren nahe daran, vom Eise eingeschlossen zu werden, in welchem Falle wir unausbleiblich das Schicksal der „Hansa" geteilt haben würden. Nur die leichte Manövrirfähigkeit und große Stärke unseres Schiffes, die es ermöglichte, dem Sturme die vollen Segel zu bieten, die schärfsten Wendungen auszuführen und Eisschollen mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, rettete uns aus den Banden des Eises. Am 24. August abends kamen wir endlich frei vom Eise und begrüßten freudig die lang entbehrte Dünung des freien Ozeans. Am 11. September liefen wir in die Weser ein und hörten mit Staunen und Freude die großen Ereignisse des siegreichen Krieges mit Frankreich. Auch wir kamen von einem in vieler Beziehung siegreich verlaufenen Feldzuge, unternommen im Dienste der Wissenschaft, zurück, und wenn wir auch nicht annähernd alles das erreicht hatten, was allzu sanguine Hoffnungen erwarteten, so war doch gezeigt worden, daß deutsche Seeleute und Gelehrte auch auf dem Gebiete maritimer und arktischer Forschung sich den Leistungen anderer großen seefahrenden Nationen in jeder Beziehung ebenbürtig an die Seite stellen können. Zwar hatte die Reise in Bezug auf ein offenes Küstenwasser längs der grönländischen Ostküste und ein offenes Polarmeer ein negatives Resultat ergeben und ebenso gezeigt, daß die Erreichung des Nordpols oder eine große Annäherung an denselben auf diesem Wege nicht zu ermöglichen ist. Dagegen wurde durch die Untersuchung der geologischen, naturhistorischen und klimatischen Verhältnisse eines bis dahin fast gänzlich unbekannten großen arktischen Landes selbst, durch die Erforschung der großen Fjorde und ihrer Ausdehnung nach Norden und Süden eine neue Basis zur Förderung arktischer Entdeckung, die sich doch wesentlich an das Land knüpft, geschaffen und dadurch nach jeder Richtung ein wertvoller Beitrag zu unserer Kenntnis der Naturverhältnisse der arktischen Gegenden geliefert.

Die wissenschaftlichen Resultate waren in Anbetracht der geringen zur Bewältigung der großen Aufgaben zur Verfügung stehenden Mittel und des Mangels an Kräften, die durch den Verlust der „Hansa" eingetreten waren, bedeutend. Dieselben sind in zwei großen Bänden niedergelegt, die noch immer bei den Fortschritten der Naturwissenschaften eine nicht unbedeutende Quelle für den Forscher bieten.

Bezüglich der weiteren Förderung der arktischen Entdeckung hatten die Erfahrungen der drei Sommer wieder, wie bei allen früheren zur Erreichung des Nordpols unternommenen Fahrten erwiesen, daß im arktischen Meere ohne die feste Stütze einer Küste mit irgend einer Sicherheit auf ein bedeutendes Vordringen gegen Norden nicht zu rechnen ist und es war unser aller Meinung, daß, wenn überhaupt, der Pol nur zu erreichen sein dürfte, wenn sich eine Küste,

Digitized by Google

etwa Grönland, so weit nach Norden erstrecken würde. Das Meer um den Pol herum — und aus der ungeheuren Größe und Dicke der Eisfelder und aus den von uns an der ostgrönländischen Küste beobachteten Ebbe- und Fluterscheinungen ist der Schluß auf ein ausgedehntes Meeresbecken berechtigt — mußte nach unser aller Ansicht mit treibendem Eise dermaßen angefüllt sein, daß man unmöglich mit Schiff an irgend einer Stelle weit eindringen konnte. Ich gab dieser Ansicht in verschiedenen Aufsätzen, die ich nach der Rückkehr der „Germania" in der Zeitschrift „Hansa" veröffentlichte, sowie in dem Schlußworte zu dem erzählenden Teile unseres Werkes über die zweite deutsche Nordpolarfahrt den geeigneten Ausdruck und schlug vor, arktische Entdeckung durch weitere Verfolgung der grönländischen Küsten nach Norden sowohl von der Ostküste als von der Westküste aus weiter zu fördern. Es war meine feste Ueberzeugung, daß durch die endliche Erforschung der nördlichsten Erstreckung Grönlands das Problem des Nordpols wissenschaftlich gelöst sein würde; die späteren Entdeckungen haben meine Ansichten durchaus bestätigt, wie die folgende Geschichte zeigt.

Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition. Die erfolgreiche Rückkehr der deutschen Nordfahrt gab auch bei anderen Nationen einen neuen Impuls zur Ausrüstung von Expeditionen zu dem Zwecke der Erreichung des Nordpols. Im europäischen Nordmeere sind zunächst zwei Expeditionen zu verzeichnen, die österreichische und die schwedische in den Jahren 1871 bis 1874.

Der Umstand, daß im Jahre 1870 norwegische Fischer ganz Nowaja-Semlja umschifft und das Meer im Osten und Norden dieser Insel völlig schiffbar und eisfrei gefunden hatten, gab der Theorie von einem offenen Polarmeere wieder neue Nahrung, und Dr. Petermann befürwortete mit großem Eifer trotz der Erfahrungen der beiden deutschen Expeditionen ein Vordringen gegen den Pol auf Grund des Barentsmeeres zwischen Nowaja-Semlja und Spitzbergen. Die Idee wurde von dem österreichischen Marinelieutenant Weyprecht aufgegriffen und zunächst im Sommer 1871 auf einer norwegischen Jacht, die in Tromsö für den Zweck gemietet wurde, eine Rekognoszirungsfahrt in dieses Meer unternommen. Dieser Fahrt schloß sich auch Julius Payer an, der als Topograph und Geologe die zweite deutsche Polarexpedition mitgemacht hatte. Es wurde die in dieser Gegend verhältnismäßig hohe Breite von 78° 43' Nord erreicht und das Meer bis zu 59° östlicher Länge in nahezu derselben Breite vollständig schiffbar gefunden. Hieraus und aus der geringen Dicke, Kleinheit und losen Verteilung des angetroffenen Eises, verbunden mit der beständigen Fortführung des schweren Polareises durch den großen Eisstrom längs der ostgrönländischen Küste zog Weyprecht den Schluß, dies sei wahrscheinlich der günstigste Nordpolweg und das entdeckte offene Meer hinge wahrscheinlich mit der sogenannten Polynje der Russen zusammen.[1]) Weyprecht entwickelte in einem Vortrage, gehalten vor der kaiserlich-königlichen Akademie der Wissenschaften in Wien am 7. Dezember 1871 seine Gründe näher, und es gelang auch den

[1]) Vergleiche Petermanns Geographische Mitteilungen 1871 pag. 424.

Digitized by Google

eifrigen Bemühungen Weyprechts und Payers, die beide gleich begeistert für arktische Forschungen waren, unter der thatkräftigen Unterstützung des Grafen Wilczek im Jahre 1872 eine größere österreichische Expedition ins Leben zu rufen, zu der in Geestemünde von der Firma Tecklenborg, die auch die „Germania" gebaut hatte, ein eigener Dampfer, der „Tegetthoff", gebaut wurde. Trotz der angeführten Belege für die Schiffbarkeit des Barentsmeeres bis zu den höchsten Breiten wurde das Projekt einer eigentlichen Nordpolexpedition fallen gelassen und die Verfolgung und Erforschung der sibirischen Küsten und der unbekannten Gewässer im Norden Sibiriens ins Auge gefaßt. Vor seiner Abreise hatte ich mit Weyprecht bei einer gelegentlichen Anwesenheit desselben in Hamburg eine längere Unterredung über die Aussichten des Erfolges der Expedition. Ich warnte ihn, der sehr sanguin in Bezug auf die Schiffbarkeit des Meeres nördlich von Nowaja-Semlja war, sich keiner Täuschung in dieser Beziehung hinzugeben, die Eisverhältnisse seien außerordentlich veränderlich und er könne dichtes Eis treffen, wo im Sommer 1871 offenes Meer gewesen sei; ich hielte überhaupt ein weiteres Vordringen gegen Norden in jenem Meere, wenn man nicht auf Land stoßen würde, für aussichtslos. Eins sei positiv sicher, daß, wenn an der Nordküste von Nowaja-Semlja Packeis angetroffen würde, es nur möglich sei, längs der Küste weiter vorzudringen, jeder Versuch im Spätsommer, sich durch das Packeis selbst von der Küste ab einen Weg zu bahnen, würde unfehlbar mit der gänzlichen Einschließung des Schiffes durch das Eis enden.

Es kam so, wie ich vermutete, die Expedition fand im Sommer 1872 statt des erwarteten offenen Meeres dichte Eismassen, so daß man trotz der zur Verfügung stehenden Dampfkraft an der Küste von Nowaja-Semlja bis zum 18. August nicht weiter als bis Kap Nassau vordringen konnte. Statt geduldig auf eine Aenderung in der Lage des Eises zu warten, verließ man die Küste und steuerte in das Eis ein. Wie vorauszusehen, war die unausbleibliche Folge, daß das Schiff besetzt wurde, um niemals wieder befreit zu werden. Unter beständiger Gefahr, vom Eise zerdrückt zu werden, trieb das Schiff den Winter über nach Nordosten, später nach Nord und schließlich wieder nach West. Der kommende Sommer brachte keine Erlösung. Glücklicherweise wurde am 30. August ein bislang noch unbekanntes Land entdeckt und die willkommene Kunde brachte neues Leben in die Gemüter der hart geprüften Nordpolfahrer. Ein Erreichen des Landes war aber vorläufig nicht möglich, das Schiff trieb für die folgenden Monate in mehr oder weniger Abstand vom Lande bald nach Süden, bald nach Norden, bis endlich die Scholle am 31. Oktober in 79° 51′ nördlicher Breite und 58° 56′ östlicher Länge etwa 3 Meilen südlich einer Insel, die den Namen Wilczekinsel erhielt, zwischen einer Reihe von kleinen Eisbergen und über einander geworfenem Eise festgeriet und hier mit dem „Tegetthoff" den Winter über fest liegen blieb. Im nächsten Frühjahr wurde das Land auf einer Schlittenreise durch Oberlieutenant Payer näher erforscht. Durch einen langgestreckten Sund nach Norden vordringend, erreichte Payer am 12. April 1874 die hohe Breite von 82° 5′; längs der Küste, die hier Nord-Süd strich, zeigte sich ein schmaler

Digitized by Google

Streifen Wassers, wahrscheinlich hervorgerufen durch die herrschenden Ostwinde; sonst war das Meer überall mit dichtem Eise bedeckt; im äußersten Norden zeigten sich wieder die hohen Spitzen einiger Berge, die nach Schätzung etwa unter 83° Breite liegen mußten. Das Kaiser-Franz-Josefsland, so hatte man das neu entdeckte Land getauft, ist eine Inselgruppe ähnlich wie Spitzbergen, doch noch mehr vereist und vergletschert und bar fast jeglicher Vegetation, eine trostlose Felsen- und Eiswüste; die Berge steigen hier und da bis zu 1000 Meter Höhe auf. Das Klima ist, der größeren Vereisung entsprechend, kälter als auf dem benachbarten Spitzbergen; es wurden Temperaturen bis zu — 46° C. beobachtet und betrug das Jahresmittel — 16,2° C., die Temperatur des wärmsten Monats Juli + 1,6° und die des kältesten Monats Februar — 35° C.

Ende Mai wurde das Schiff verlassen und der Rückzug über das Packeis mit den Booten und Schlitten angetreten; doch so außerordentlich schwierig war diese Fahrt über die vielfach übereinander getürmten Felder und Schollen des treibenden Eises, die vielfach durch Wasserkanäle, über welche man hinwegsetzen mußte, von einander getrennt waren, daß man nach mehr als einem Monat angestrengtester Arbeit Anfang Juli sich erst fünf deutsche Meilen vom Schiffe befand und erst am 14. August in 77° 40′ nördlicher Breite das offene Meer erreichte. Am 18. August landete man auf Nowaja-Semlja, woselbst wenige Tage später die Mitglieder der Expedition von einem russischen Schoner aufgenommen und nach Vardö gebracht wurden.

Die österreichische Expedition hat sich durch die Entdeckung und Erforschung des Kaiser-Franz-Josefslandes und durch ihre unverwüstliche Ausdauer in den schwierigsten Lagen mit unsterblichem Ruhme bedeckt; doch in nautischer Hinsicht und in Beziehung auf das erstrebte Ziel war die Fahrt ein Mißerfolg, und die alte Erfahrung, daß man mit Schiff nach Ueberschreitung der Eisgrenzen im treibenden Packeise, welches überall, wo kein Land ist, den Pol umgibt, an keiner Stelle nach Norden vordringen kann, hatte sich wieder bestätigt. Das offene Polarmeer existirte auch hier nicht.

Ich will hier gleich erwähnen, daß das südliche Ende des neu entdeckten Landes später von dem Engländer Leigh Smith wieder besucht worden ist und gegenwärtig der Engländer Jackson dort bereits den zweiten Winter überwintert.

Die schwedische Expedition 1872—1873. Im selben Jahre 1872, als die österreichische Expedition ausging, wurde von den Schweden unter Nordenskjöld eine Fahrt nach dem Norden von Spitzbergen unternommen mit der Absicht, zu versuchen, ob es nicht möglich sein würde, mit Schlitten und Renntieren, die eigens zu dem Zwecke mitgenommen wurden, über das Packeis gegen den Nordpol vorzudringen. Der Versuch mißlang, bevor er zur Ausführung gelangen konnte, da die Renntiere es vorzogen, den Lappen, in deren Obhut sie gegeben waren, schon im Herbst auf Spitzbergen zu entlaufen. Die Expedition überwinterte in Mosselbai an der Nordküste Spitzbergens; die umliegende Küste, namentlich die tief nach Süden einschneidende Wydebai wurde näher erforscht und im nächsten Frühjahr eine große Schlittenreise über das Inlandeis des

Digitized by Google

Nordostlandes, östlich der Hinlopenstraße, unternommen, bei der sich herausstellte, daß diese Insel sich viel weiter nach Osten erstreckte, als auf den bisherigen Karten angegeben war. Die wissenschaftliche Ausbeute war trotz des fehlgeschlagenen Versuches, weiter nach Norden vorzudringen, eine befriedigende.

Die Polarisexpedition. An der Westküste Grönlands war durch die Fahrten der Amerikaner Dr. Kane und Dr. Hayes in den Jahren 1853—1855 und 1860—1861 die Entdeckung bis 80½° Breite vorgeschritten. Es war durch Kane, dessen Schiff, die „Advance", in der Rensselaerbai unter 78° 40′ nördlicher Breite überwinterte, festgestellt worden, daß der von John Roß im Jahre 1818 entdeckte und im Jahre 1852 von Inglefield zuerst befahrene 25 Seemeilen breite Smithsund sich nördlich von 78½° zu einem weiten Meerbecken, des Kane-See, erweitert. An der Ostseite dieser See wurde ein ungeheurer von dem Innern Grönlands kommender Gletscher entdeckt, dessen Stirn eine Breite von 60 Seemeilen hat. Nördlich dieses Gletschers verfolgte man die grönländische Küste, die sich hier etwas wieder nach Westen und dann abermals direkt nach Norden erstreckt, während einer Schlittenreise bis 80½° Breite und bemerkte hier nördlich von dem schweren Eise, welches die Kane-See dicht anfüllte, eine vom Eise gänzlich befreite Meeresstraße, den Kennedykanal (die Kane-See hatte sich wieder zu einer Meeresstraße verengt), der sich, soweit man sehen konnte, in nördlicher Richtung erstreckte. Eis war nach Norden nicht zu sehen. Dr. Hayes, welcher als Arzt die Kanesche Expedition mitgemacht hatte, verfolgte im Jahre 1860/61 diese Entdeckungen weiter, um das rätselhafte offene Wasser nördlich vom 80. Breitengrad, aus dem man wieder auf das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres geschlossen hatte, näher zu erforschen. Die Kane-See erwies sich aber wieder als dicht verstopft mit Eis, so daß das Schiff in Port Foulke (78° 20′ nördlicher Breite) überwintern mußte. Hayes verfolgte im kommenden Frühjahr die gegenüberliegende Küste des Grinnelllandes nach Norden angeblich bis 81° 35′ Nord [1]) (thatsächlich 80° 15′ Nord) und sah von hier aus wieder dasselbe offene Wasser des Kennedykanals, welches Morton (der Gefährte Kanes) im Jahre 1854 von der grönländischen Küste aus gesichtet hatte. Hayes proklamirte dieses offene Wasser aber jetzt als das nunmehr wirklich entdeckte offene Polarmeer, welches man mit einem Dampfer sicher erreichen würde. Es vergingen aber 10 Jahre, ehe man sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika entschloß, eine neue Expedition zur Erreichung des Nordpols auszurüsten.

Hayes' Bemühungen waren vergeblich; erst den unermüdlichen Anstrengungen von C. F. Hall, einem Manne, der sich an den von seiten Amerikas ausgerüsteten Expeditionen zur Aufsuchung des verschollenen Sir John Franklin in hervor-

[1]) Thatsächlich ist Hayes, wie die Resultate der englischen Expedition unter Nares gezeigt haben, nur bis 80° 15′ nördlicher Breite gekommen, bis zum Südkap der Rawlingsbai Kap Joseph Gord. Ich habe dies seinerzeit an der Hand der eigenen Beschreibung von Hayes in seinem Buche „The open Polar Sea" und unter Zugrundelegung der genauen Karte von Nares mit Bestimmtheit nachgewiesen. Vergl. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1878 pag. 187.

Digitized by Google

ragender Weise beteiligte, viele Schlittenreisen geleitet und mehrere Jahre unter den Eskimos nördlich der Hudsonbai gelebt hatte, gelang es im Jahre 1871, eine neue Expedition ins Leben zu rufen. Von der Regierung wurde ein geeigneter Dampfer, die „Polaris", zu diesem Zwecke ausgerüstet. Die Führung des Schiffes wurde dem Kapitän Buddington, einem erfahrenen, in der Eismeerschiffahrt wohl bewanderten Walfischfahrer anvertraut, da Hall selbst kein Seemann war. Der Plan ging dahin, durch Smithsund und Kennedykanal mit Schiff so weit nach Norden vorzudringen wie möglich und dann das Schiff in Winterquartier zu legen. Im Frühjahr wollte Hall selbst dann mit Hundeschlitten weiter nach Norden vordringen und bei seiner Erfahrung in diesen Reisen hatte er die feste Ueberzeugung, daß es ihm gelingen würde, auf diese Weise den Nordpol zu erreichen. An ein offenes Polarmeer glaubte Hall nicht.

Der „Polaris" gelang es zum erstenmale, längs der Küste des Grinnelllandes steuernd, in den schmalen Wasserkanälen, die sich unter dem Lande bildeten, vorzudringen und nördlich der von Eis starrenden Kane-See zu kommen. Der Kennedykanal wurde wieder ziemlich eisfrei gefunden, man überschritt den 81. Breitengrad, der Kanal, dessen Breite etwa 25 Seemeilen war, erweiterte sich hier wieder und man stieß auf mehr und schwereres Eis. Beide Küsten waren in Sicht; und beim Aufklaren des Wetters bemerkte man auch im Norden hohes Land, und es schien, als ob man das Ende einer geschlossenen Bai vor sich habe. Doch beim Weiterfahren öffnete sich das Land und man entdeckte eine neue Meeresstraße von etwa 20 Seemeilen Breite (die spätere genauere Vermessung ergab nur eine Breite von 12 Seemeilen), die sich nach Nordosten hin erstreckte. Hall nannte diese Straße zu Ehren des Secretary of the Navy, Geo. M. Robeson, Robesonkanal. Das Eis, dem man hier begegnete, war bei weitem schwerer als das bisher angetroffene, es bestand aus Feldern und Flarden von großer Dicke und Ausdehnung, nach der Beschreibung gerade solches Eis, wie wir es an der ostgrönländischen Küste gesehen hatten. Das Eis wurde dichter und dichter, und um 6 Uhr morgens, den 30. August, war der nördlichste Punkt erreicht, und zwar, wie später genau festgestellt wurde, in der bis dahin von einem Schiffe nie erreichten Breite von 82° 11′ Nord. Das Schiff trieb mit dem Eise wieder etwas südwärts, und man näherte sich mehr der grönländischen Küste. Diese Küstenlinie verlief hier mehr nach Osten, während die gegenüberliegende des Grantlandes sich noch weiter nach Norden zu erstrecken schien. Der erfahrene Kapitän Buddington riet, da nach Norden nicht weiter vorzudringen und auch die Erreichung der westlichen Küste aussichtslos sei, sofort an der grönländischen Seite einen geschützten Winterhafen zu suchen, der nach seiner Meinung in einer nur wenige Meilen südlich gelegenen Bai, der später so benannten Newmanbai, zu finden sein würde. Für den glücklichen Ausgang der Expedition würde es richtiger gewesen sein, wenn man diesen Rat befolgt hätte; aber Hall, in dem großen Eifer und dem Streben, einen möglichst günstigen Ausgangspunkt für seine Schlittenreisen im Frühjahr zu bekommen, den er mehr auf der westlichen Seite des Kanals zu finden glaubte, wollte dennoch zunächst

Digitized by Google

versuchen, die westliche Küste zu erreichen. Wie von Buddington vorausgesehen, gelang dies nicht; das Schiff wurde vom Eise besetzt, trieb nach Süden und geriet in der Enge des Kanals in große Gefahr, vom Eise zerdrückt zu werden. Glücklicherweise öffnete sich das Eis etwas, als der Kanal sich weiter südlich zum Hallbassin erweiterte, und es gelang mit vieler Mühe, das Schiff südlich von Kap Lupton in einer kleinen Einbuchtung des Landes innerhalb eines gestrandeten Eisberges am 4. September abends vor Anker zu legen. Hall nannte den kleinen, obgleich keineswegs sicheren und vor dem Eise geschützten Hafen in Erinnerung an die glückliche Befreiung aus großer Not „Thank God Harbour", derselbe liegt unter 81° 36′ nördlicher Breite und 61° 46′ westlicher Länge von Greenwich

Um sich über die im nächsten Frühjahr einzuschlagende Route näher zu orientiren, unternahm Hall im Oktober eine Schlittenreise, bei der Kap Brevoort, nördlich der Newmanbai unter 82° Breite erreicht wurde. Ein Blick von dem hohen Berge zeigte, daß das Land an der Westseite des Kanals sich nordwärts erstreckte, bis es in einem Kap endete, dessen Entfernung auf 100—120 englische Meilen geschätzt wurde. Dasselbe hätte sich demnach unter dem 84. Breitengrade befinden müssen, wohin es auch auf der über diese Expedition veröffentlichten Karte verzeichnet wurde. Nach den Aufnahmen der englischen Expedition unter Nares konnte das von Hall gesehene Kap aber nur Kap Rawson gewesen sein, welches nicht mehr als 30 Meilen von Kap Brevoort entfernt liegt. Ich führe diese Thatsache hier an, um zu beweisen, wie außerordentlich trügerisch die Schätzungen von Entfernungen eines hohen, unbekannten Landes sind; namentlich ist dies der Fall in arktischen Gegenden. In dem natürlichen Bestreben, den Entdeckungen eine möglichst große Ausdehnung zu geben, werden die Entfernungen gewöhnlich überschätzt; hier ist regelmäßig der Wunsch der Vater des Gedankens. Die Geschichte der arktischen Entdeckung ist reich an solchen Täuschungen und Uebertreibungen, und zahllos sind die Hypothesen der Geographen über die Naturverhältnisse der arktischen Gegenden, die lediglich aufgebaut sind auf Grund von Berichten und Aufnahmen, die der Natur der Sache gemäß nicht genau sein konnten.

Nach der Rückkehr von dieser Schlittenreise wurde Hall krank, bekam einen Schlaganfall und starb, ehe er seine Pläne zu weiteren Entdeckungen gegen den Pol, denen er sein Leben gewidmet hatte, zur Ausführung bringen konnte. Das Kommando der Expedition ging an Kapitän Buddington über, doch hatte unser Landsmann Dr. Bessels die wissenschaftlichen Arbeiten zu leiten.

Während des Winters war das Schiff mehrmals in Gefahr, während der rasenden Stürme vom Ankerplatze losgerissen zu werden, und nur dem Schutze des gestrandeten Eisberges, den man Providenceberg genannt hatte, war es zu danken, daß das Schiff nicht in die Straße hinaustrieb, in welchem Falle es höchst wahrscheinlich von den in wilder Bewegung sich befindenden Eismassen zerdrückt worden wäre. Es zeigte sich indes im Frühjahr, daß der Dampfer doch durch die heftigen Stöße und die schweren Pressungen des Eises in seinen Verbindungen gelockert und leck geworden war. Ausgedehnte Schlittenreisen

Digitized by Google

konnten deshalb auch nicht mehr unternommen werden. Man gelangte an der Küste Grönlands nicht viel weiter, als man schon gewesen war; doch wurde festgestellt, daß die Küste von Grönland nach Osten umbiegt und der Robesonkanal sich zweifelsohne zu einem großen Meerbecken erweitert, welches aber fortwährend mit dem allerschwersten Eise bedeckt blieb.

Hier also war das Ende von Hayes' offenem Polarmeere, wieder einmal hatten sich die Theorien der Gelehrten und die mit so großem Scharfsinn und Aufgebot alles Wissens zusammengestellten Beweise für dessen Vorhandensein durch die Macht der wirklich beobachteten brutalen Thatsachen als falsch erwiesen. Das offene Polarmeer von Hayes war nichts weiter als eine von einer starken Meeresströmung durchzogene Straße; die Ebbe- und Flutbeobachtungen Dr. Besſels', verbunden mit den genauen geographischen Aufnahmen dieser Kanäle vom Smithsunde bis Robesonkanal und darüber hinaus seitens der einige Jahre später erfolgten englischen Expedition unter Nares haben über die Ursachen des offenen Wassers im Kennedykanal und die eigentümlichen Eisverhältnisse jener Gegend völlige Klarheit gebracht. Nach den Vermessungen haben Robeson- und Kennedykanal nur eine Breite von 12—20 Seemeilen; nördlich von Robesonkanal befindet sich ein ausgedehntes, mit ungeheuren Eisfeldern bedecktes Meer. Es setzt nun eine Triftströmung von Norden nach Süden durch die Kanäle, außerdem aber existirt eine sehr starke Ebbe- und Flutströmung, die Flut dringt von Norden ein und ist wegen der allgemeinen südlichen Trift der Flutstrom stärker als der Ebbestrom. Die Enge der Kanäle verhindert nun die großen Eisfelder des Polarmeeres, in dieselben einzudringen, daher bei der starken Strömung die häufige Eisfreiheit und Schiffbarkeit namentlich des Kennedykanales. Südlich von 80° Breite, wo sich der Kennedykanal zum 60 Seemeilen breiten Kanebassin erweitert und die Strömung wegen der sich hier begegnenden Tiden (der Flutstrom kommt hier von der Baffinsbai durch den Smithsund von Süden) eine geringe ist, kann sich das Eis auch wieder mehr bilden und festsetzen, daher die Eisstopfung in diesem Meere.

Die Ebbe- und Flutbeobachtungen ergaben die wichtige Thatsache, daß die Flutwelle zweifelsohne aus dem Atlantischen Ozean kommt, also eine direkte Wasserverbindung zwischen dem Spitzbergenmeere und der entdeckten Nordwestküste Grönlands bestehen muß. Außerdem ließ sich aus den abgeleiteten Hafenzeiten, verbunden mit den von der deutschen Expedition an der Ostküste Grönlands gefundenen, die ein rasches Fortschreiten der Flutwelle anzeigten, auf ein Meer von beträchtlicher Tiefe schließen. Es ließ sich daraus folgern, daß Grönland sich nicht allzu weit mehr nach Norden erstrecken könne, eine Vermutung, die durch die späteren Expeditionen bestätigt worden ist.

Das zahlreiche Vorkommen des Moschusochsen in den Niederungen und Thälern bei Thank God Harbour, in Verbindung mit den von der deutschen Expedition an der Ostküste von Grönland bis 77° Breite gesehenen Tieren dieser Art, sprach ebenfalls dafür, daß die Nordküsten von Grönland nahezu erreicht waren. Die nach der Rückkehr unserer Expedition von mir geäußerte Vermutung,

Digitized by Google

daß der Moschusochse um das Nordende von Grönland gewandert sein müsse, fand hier ihre Bestätigung.

Sobald im folgenden Sommer das Eis in der Nähe des Hafens genügend aufgebrochen war, trat die „Polaris" die Rückreise an (am 12. August 1872). Wie gewöhnlich traf man auf 80° Breite, beim südlichen Ausgange des Kennedy-kanals wieder auf dichtes Packeis; alle Anstrengungen, dasselbe zu durchdringen, waren vergeblich, das Schiff wurde eingeschlossen und trieb mit dem hin und her sich bewegenden Eise langsam durch die Kane-See nach Süden. Als der Oktober herannahte und man befürchten mußte, daß das bereits geschwächte und lecke Schiff vom Eise zerdrückt werden würde, baute man auf dem Eise ein Haus und landete Vorräte, um eventuell den Winter hier zubringen zu können. Am 15. Oktober wurde das Schiff während eines heftigen Sturmes so hart vom Eise bedrängt, daß man jeden Augenblick den Untergang befürchten mußte; Vorräte, Munition und Kleidung und auch ein großer Teil der wissenschaftlichen Beobachtungen und Sammlungen wurden in Hast auf das Eisfeld geworfen. Während man noch hiermit beschäftigt war, riß das sinkende Schiff bei einer schweren Böe los und trieb von dem Eisfelde ab, auf welchem sich bereits die Hälfte der Mannschaft mit Kapitän Tyson, dem ersten Offizier der „Polaris", befand.

Auf der „Polaris" hatte man mit aller Anstrengung in dem kleinen Dampf-kessel noch eben zur rechten Zeit, ehe das stark eindringende Wasser die Feuer verlöschte, Dampf genug erhalten, um alle Pumpen in Bewegung setzen zu können. Nur der außerordentlichen Seemannschaft des Kapitäns Buddington, verbunden mit der Geschicklichkeit und Sachkunde des Maschinisten Schumann (ein Deutscher, der beim Norddeutschen Lloyd als Maschinist gedient hatte) konnte es gelingen, das Schiff noch rechtzeitig an der grönländischen Küste, die sich in der Nähe befand, in einer kleinen Bucht, nördlich von Port Foulke, auf Strand zu setzen. Glücklicherweise waren noch genügend Vorräte im Schiff geblieben, die es ermöglichten, mit Sicherheit und ohne, daß Mangel an Proviant eintrat, in einem Hause, welches man am Lande aus dem Holze des Schiffes baute, zu überwintern. Frisches Fleisch wurde durch die Jagd auf Renntiere, Bären und Seehunde erbeutet. Im nächsten Sommer 1873 wurde in einem aus den Planken der „Polaris" selbst gezimmerten Boote der Rückweg durch den Smithsund an-getreten, und die Besatzung schließlich in der Melvillebai von dem Walfischfahrer „Ravenscraig" aufgenommen und nach Amerika gebracht.

Die auf der Eisscholle zurückgebliebene Hälfte der Mannschaft verlor in dem Sturme vom 15. September einen Teil ihres Proviants und leider auch die wertvollen Dokumente über die wissenschaftlichen Aufzeichnungen, die besonders die geodätischen und astronomischen Beobachtungen und die naturhistorischen Sammlungen betraf. Man trieb mit dem Eise den Winter über durch die Baffinsbai, und es gelang mit Hilfe der Seehundsjagd, die von den beiden zur Besatzung der „Polaris" gehörenden Eskimos mit außerordentlichem Geschick und Erfolg betrieben wurde, die Mannschaft ausreichend zu ernähren, so daß trotz aller Mühen und Beschwerden der Gesundheitszustand ein guter blieb.

Digitized by Google

Die wissenschaftlichen Resultate der Expedition sind, trotzdem ein Teil der Aufzeichnungen verloren gegangen ist, dank der großen Hingebung unseres Landsmannes, des Dr. Bessels, und seines Stabes an die ihnen gestellte Aufgabe doch bedeutend und geradezu epochemachend in der Geschichte der arktischen Forschung zu nennen. Die Entdeckung war um 2 volle Breitengrade weiter gegen den Pol vorgeschoben, es hatte eine Ueberwinterung nahe dem 82°. Breitengrade stattgefunden, es war festgestellt, daß in diesen hohen Breiten am Lande noch genügend Vegetation vorhanden ist, um zahlreichen Tieren Nahrung zu gewähren, daß aber das eigentliche Polarmeer mit dichtem und schwerem Eise angefüllt ist. Die Gesamtresultate sind von der amerikanischen Regierung in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel: „Scientific Results of the United States Arctic Expedition, Steamer Polaris, C. F. Hall commanding", bearbeitet von Dr. E. Bessels, niedergelegt.

Die englische arktische Expedition unter Kapitän Nares. Die Erfolge der deutschen und amerikanischen Expedition hatten auch in England das Interesse für arktische Forschung wieder neu belebt, und es gelang den unausgesetzten Bemühungen der Royal Geographical Society, in welcher die ersten arktischen Seefahrer und Autoritäten auf diesem Gebiete sich befanden, die Regierung zu bewegen, im Jahre 1875, gerade 30 Jahre nach Aussendung der Franklinexpedition, abermals eine arktische Expedition auszurüsten. In dem Berichte des von der Royal Society eingesetzten arktischen Komites wird als Aufgabe der auszusendenden Expedition die wissenschaftliche Erforschung eines Teiles des unbekannten Gebietes um den Nordpol hingestellt mit der Absicht, dabei in so hohe Breiten gegen den Pol vorzudringen, als es die Umstände gestatten würden. Ob der Pol als geographischer Punkt dabei erreicht würde, galt in den Augen dieser sachkundigen Männer, wenn auch nicht als nebensächlich, so doch als zurückstehend gegen die möglichst größte Erweiterung unserer Kenntnisse der arktischen Gegenden, sowohl in rein geographischer Beziehung als auch in Bezug auf sämtliche Naturwissenschaften. Nach dem alten Axiom der arktischen Seefahrer, daß arktische Entdeckung nur auf Grund einer gegebenen Küste, die sich möglichst weit gegen den Pol erstrecke, weiter zu fördern sei, wurde der Weg durch den Smithsund und die von der „Polaris" nordwärts entdeckten Kanäle gewählt. Man konnte hier mit Schiff sicher eine sehr hohe Breite erreichen und dann mit Schlitten so weit gegen den Pol vordringen, als das Land reichte. Nach den Berichten der zurückgekehrten Leute von der „Polaris" erstreckte sich die Küste des Grinnelllandes bis zum 84. Breitengrad und die Küste von Grönland weiter nach Nordosten bis 83°. Man konnte hier also mit einiger Bestimmtheit, vorausgesetzt, daß man mit Schiff so weit wie die „Polaris" vordringen würde, auf die Entdeckung und Erforschung eines vorher unbekannten Gebietes von beträchtlicher Ausdehnung rechnen und dabei die wertvollsten Aufschlüsse über die Natur der arktischen Gegenden gewinnen. Außerdem war die beste Garantie für eine sichere Rückkehr gegeben.

Dieser nach jeder Richtung wohldurchdachte Plan wurde von der Regierung

Digitized by Google

genehmigt und zwei mit Dampfkraft versehene Schiffe „Alert“ und „Discovery“ ausgerüstet. Das Kommando der Expedition wurde dem Kapitän Sir George Nares übertragen, der seine Flagge auf dem „Alert“ aufzog; unter ihm führte das Schiff Commander Albert H. Markham, und der Kapitän Henry F. Stephenson die „Discovery“; die Besatzung des „Alert“ betrug 61, die der „Discovery“ 59 Mann, inklusive Offiziere, Aerzte und Naturforscher. Bei der Ausrüstung wurden alle Erfahrungen, die bei arktischen Expeditionen gemacht waren, und keine Nation war darin reicher als die englische, auf das sorgsamste berücksichtigt, und die Führer waren wohl erfahren in arktischer Schiffahrt, so daß man wohl behaupten darf, daß keine Expedition besser, mit allem Erforderlichen versehen, je in die arktischen Gegenden geschickt wurde. Um den sicheren Rückzug zu decken, war vorgesehen, im Jahre 1877, falls die Expedition dann noch nicht zurückgekehrt sein sollte, ein Depotschiff auf Littletoninsel, am Eingange des Smithsundes, zu stationiren; die „Discovery“ sollte nicht weiter als bis zum 82. Grad Breite vordringen und hier in einem sicheren Hafen verbleiben, damit die Besatzung des „Alert“, welches Schiff so weit vordringen sollte wie möglich, eventuell auf die „Discovery“ sich zurückziehen konnte. Die Sicherheit der Expedition war sonach nach jeder Richtung hin, so weit menschliche Voraussicht das möglich machen kann, gewährleistet.

Die Schiffe fanden, wie gewöhnlich, die Kane-See mit dichtem Eise angefüllt, durch welches direkt nicht vorzudringen war. Nur dicht unter der Küste des Grinnelllandes, durch scharfe Beobachtung der Bewegungen des Eises, geduldiges Abwarten von günstigen Gelegenheiten an allen hervorspringenden Kaps und geschicktes und energisches Ausnützen jeder sich unter der Küste bildenden Oeffnung im Eise konnte es gelingen, die Kane-See zu passiren und den Kennedykanal zu erreichen; doch so schlecht erwiesen sich in diesem Jahre die Eisverhältnisse, daß man 3 Wochen Zeit, vom 30. Juli bis 20. August, gebrauchte, um die kurze Strecke von 90 Seemeilen zurückzulegen. Durch den Kennedykanal hatte man ziemlich offenes Wasser, so daß schon nach wenigen Tagen Lady Franklinsund erreicht wurde; hier fand sich an der Nordseite innerhalb einer kleinen Insel ein sehr geschützter Hafen, auch sah man eine Herde Moschusochsen am Lande, woraus auf Wildreichtum in der Umgebung geschlossen werden konnte. Kapitän Nares beschloß daher, gemäß der Instruktion, die „Discovery“ hier in Winterquartier zu legen (der gefundene Hafen liegt unter 81° 42′ nördlicher und 64° 50′ westlicher Länge), während er mit dem „Alert“ längs der Küste weiter nach Norden vordringen wollte. Es gelang auch, indem man dicht unter dem Lande aufarbeitete, den Robesonkanal zu passiren und die Küste bis zu 82° 34′ Nord zu verfolgen. Das Eis wurde hier so schwer und trat so dicht an die Küste, daß es sich, da außerdem augenscheinlich die Zeit der Schiffahrt vorüber war, als unmöglich erwies, weiter zu kommen. Ein eigentlicher Hafen war nicht erreicht worden; Kapitän Nares hatte vor den andrängenden Eisfeldern nur mit genauer Not hinter mehreren bereits in tiefem Wasser gestrandeten Flarden von 100 Fuß dickem Polareise einigen Schutz für sein Schiff finden können und sah sich genötigt,

Digitized by Google

in dieser etwas exponirten Lage zu überwintern. Das gestrandete schwere Eis, von Nares Floebergs (Flardenberge) genannt, erwies sich indes während des Winters in der That als ein vorzüglicher Schutz, und das Schiff hatte keinerlei Pressungen vom Eise auszuhalten. Die Küste erstreckte sich nicht, wie auf der amerikanischen Karte verzeichnet war, von dem Winterquartier des „Alert" an weiter nach Norden bis 84° Breite, sondern bog nach Nordwesten um, und da auch die gegenüberliegende Küste Grönlands, wie schon von der Polarisexpedition entdeckt, nach Nordosten umbog und nach Norden keinerlei Anzeichen von Land mehr sichtbar waren, so befand man sich in der That an den Ufern des Polarmeeres. Die geringe Höhe der Flutwelle, viel geringer, als von der „Polaris" in Thank God Harbour beobachtet, und das Aufhören der Strömung ließ ebenfalls darauf schließen, daß man an den Gestaden eines größeren Meerbeckens sich befinden müsse. Nares bemerkt hierüber ausdrücklich: „Das Steigen und Fallen des Wassers durch Flut und Ebbe war äußerst schwach und bezeichnete eine große Veränderung in der Konfiguration der Küstenlinie; es wurde dadurch unzweifelhaft erwiesen, daß wir aus einem Kanal herausgekommen und in das Polarmeer eingetreten waren."

Aber mit welchem furchtbaren Eise war dieses Meer bedeckt! Große, Dezennien alte Flarden von 80 und mehr Fuß Dicke und mehreren Meilen im Durchmesser, rauh auf der Oberfläche, bedeckt mit Schnee und Firn und von hohen Eishügeln durchzogen, die durch den Druck der sich bewegenden und aneinander stoßenden ungeheuren Massen in die Höhe gepreßt waren! Es war dasselbe Eis, welches die Expeditionen zur Aufsuchung Franklins westlich von Banksland und Melvilleinsel angetroffen hatten, welches den „Investigator", M'Clures Schiff, für immer in der „Bay of Mercy" einschloß, und worin Franklins Schiffe „Erebus" und „Terror" besetzt worden waren, um nie wieder befreit zu werden. Es war dasselbe Eis, welches, an der Ostküste von Grönland hinunter treibend, auch die „Hansa" und zahlreiche Walfischfahrer vordem zerstört hatte.

Nares nannte dieses Dezennien alte Eis zum Unterschiede von dem in der Baffinsbai angetroffenen meist einjährigen 7—10 Fuß dicken Feldeise Paleocrystic-Ice und unterschied Floes und Floebergs. Dieses Eis wächst in der Dicke augenscheinlich durch Niederschläge, nicht durch Frieren von unten, da sich überall horizontale Streifen und Schichtungen von abwechselnd Schnee und Eis, ähnlich den Jahresringen an den Bäumen, nachweisen ließen. Das Eis war kein Salzwassereis, sondern frisch, höchstens etwas brackig geworden durch Infiltration; an der Ostküste von Grönland bildeten sich im Sommer auf diesen alten Eisfeldern tiefe Tümpel von süßem Wasser, aus denen wir unsern Wasservorrat ergänzten und auch den Dampfkessel der „Germania" füllten. Die Floebergs, die bisweilen eine Höhe von 80 Fuß über Wasser erreichten, hatten eine tafelförmige Gestalt und waren den Eisbergen in den antarktischen Meeren ganz ähnlich. Greely, der die spätere amerikanische Expedition nach Lady Franklinsund führte (siehe weiter unten), war der Meinung, daß diese Floebergs von einem

Digitized by Google

sich ganz flach abdachenden Lande stammten. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen, da weder an den Küsten des Grinnelllandes, noch an den Nordküsten von Amerika und denen des nordwärts davon gelegenen Archipels so ausgedehnte Gletscher existiren, von denen diese Berge kommen könnten; aber gerade hier und westlich von Banksland trifft man diese Floebergs am meisten. Vielmehr halte ich es für wahrscheinlich, daß die Floebergs ebenso wie die Paleocrystic-Floes allmälich durch Anwachsen der Niederschläge auf dem Meere gebildet werden, sie unterscheiden sich nur durch das Alter, haben aber im übrigen denselben Ursprung.

Von dem furchtbaren Andrang, den diese Massen, wenn sie in Bewegung sind, ausüben, gibt Nares, nachdem es ihm gelungen war, das Schiff innerhalb der gestrandeten Flardenberge zu retten, folgende vortreffliche Schilderung:

„Von unserer einigermaßen geschützten Lage aus wurde die Gefahr, der wir nur mit knapper Not entronnen waren, jedem deutlich, als wir mit staunender Ehrfurcht die Gewalt sahen, die das Eis ausübte, indem es, durch Wind und Flutstrom in Bewegung gesetzt, mit der Geschwindigkeit von einer englischen Meile die Stunde an uns vorüber trieb. Die hervorspringenden Stellen jeder vorüberziehenden Flarde, die mit dem einen Ende nahe dem Ufer in etwa 10 Faden Wassertiefe strandete, wurden sofort mit lautem Krachen von der sich noch bewegenden großen Masse abgesprengt und stiegen, indem der Druck fortdauerte, langsam und majestätisch das geneigte Ufer in die Höhe, bis sie 12 und mehr Fuß über ihre ursprüngliche Wasserlinie hervorragten. Solche Stücke vermehrten sich rasch, bis sich eine wallähnliche Barrière von soliden Eisblöcken von mehreren hundert Yards Breite und einer Höhe von 50 Fuß um uns her bildete, die uns einschloß, aber auch gegen die unwiderstehliche Gewalt des treibenden Packeises in effektiver Weise beschützte."

Während des Herbstes wurden verschiedene Schlittenreisen längs der Küste nach Nordwesten unternommen, teils um einen näheren Aufschluß darüber zu bekommen, wie weit nordwärts sich das Land erstrecke, teils um weiter vorgeschobene Lebensmitteldepots für die Frühjahrsreisen auszulegen. Da die Hauptaufgabe der Expedition darin bestand, geographische Entdeckung so weit gegen den Pol hin auszudehnen, wie nur irgend möglich, so mußten sowohl die Küste des Grantlandes nach Nordwesten, als auch die gegenüberliegende Grönlands nach Nordosten weiter verfolgt werden. Die Herbstreisen zeigten nun, daß das Grantland sich nicht viel weiter nach Norden erstreckte, und da, auch von einem hohen Berge aus gesehen, direkt nordwärts kein Anzeichen von Land bemerkt werden konnte und ein weiteres Vordringen mit Schiff außer Frage stand, so beschloß Kapitän Nares, außer den beiden längs der Küsten zu entsendenden Expeditionen den Versuch zu machen, mit Schlitten und Boot über das Packeis hinweg direkt nach Norden vorzudringen.

Der lange arktische Winter verlief bei beiden Schiffen ohne nennenswerte Ereignisse und in voller Gesundheit der Besatzungen, obgleich der „Alert" nördlicher überwinterte als je ein Schiff vorher, die Polarnacht demnach länger

Digitized by Google

(die Sonne blieb von Mitte Oktober bis Ende Februar unter dem Horizont) und die Kälte stärker und andauernder war, als bei früheren Expeditionen beobachtet. An Bord des „Alert" betrug das Monatsmittel des kältesten Monats, des März, — 39,7 ° C., das des wärmsten Monats Juli + 3,5 ° C., und dies war der einzige Monat, in welchem sich das Thermometer im Mittel einige Grade über den Gefrierpunkt erhob. Die absolut niedrigste Temperatur war — 58,7 ° C. und die höchste + 10 ° C.; das Jahresmittel betrug — 19,7 ° C. und Frosttage gab es in allen Monaten des Jahres. Daß bei solchen niedrigen Temperaturen und der überaus kurzen Zeit, in der das Quecksilber überhaupt sich über den Gefrierpunkt erhebt, kein eisfreies oder auch nur teilweise eisfreies Polarmeer existiren kann, liegt auf der Hand. Wäre das Polarmeer ein geschlossenes Meerbecken, so müßte dasselbe mit festem Eise bedeckt sein, welches durch die Niederschläge bis zur Höhe der Floeberge an Dicke zunehmen würde; nur durch den Einfluß der Meeresströmungen im europäischen Nordmeer und den Ausgleich, der dadurch zwischen dem warmen Wasser des Atlantischen Ozeans und dem kalten des Polarmeeres fortdauernd stattfindet und eine teilweise Abfuhr des arktischen Eises längs der grönländischen Küste ermöglicht, wird das Eis in Bewegung gehalten und ein zu großes Anwachsen der Eisfelder verhütet. Die Ausdehnung und Stärke dieser Felder, die viele Jahre zu ihrer Entstehung bedürfen, zeigt indes, daß die Abfuhr nur sehr langsam vor sich geht und das Meer infolge davon zum allergrößten Teile, mehr als $^3/_4$, mit treibendem Eise bedeckt sein muß. Das Polarbecken bildet gleichsam des Firngebiet eines ungeheuren Gletschers, welchen wir uns in dem bis in die gemäßigte Zone hineinragenden ostgrönländischen Eisstrome verkörpert denken können, und ebenso wenig wie in dem wirklichen Firngebiete eines vom Gebirge herunterkommenden Gletschers grüne Wiesen entstehen und sich halten können, ebenso wenig kann es im eigentlichen Polarbecken größere Flächen eisfreien Meeres geben.

(Schluß folgt.)

Die moderne französische Malerei mit besonderer Berücksichtigung von Detaille.

Von

Otto Waldau.

Diejenigen Kunstausstellungen, welche eine bestimmte Periode übersichtlich zusammenfassen, üben auf Künstler und Publikum einen heilsamen Einfluß; so gebührt der Centennarausstellung von 1889 das Verdienst, daß sie, durch den Augenschein von der Dauer der Schönheit alter Kunstwerke überzeugt, die

Digitized by Google

falschen Vorstellungen und anmaßenden Theorien moderner Künstler, welche in Einzelheiten Fortschritte gemacht haben, aber das Nebensächliche überschätzen, im ganzen zerstreut hat. Es ist kein Wunder, daß sich die Spezialisirung auch auf das Gebiet der Malerei verpflanzte; man vertiefte sich in das Studium der Luftperspektive, untersuchte die gegenseitige Wirkung der Farbentöne, den Einfluß der Atmosphäre auf die Umrisse der Gegenstände, welche sie teils hervorhebt, teils abschwächt, und setzte seinen höchsten Ehrgeiz in die Wiedergabe der feinsten Lichteffekte im Freien. Die Schule der Impressionisten hat eine schärfere Modellirung erreicht und ein Ableger des Realismus, wie sie ist, verleugnete sie nie ihren gesunden Ursprung und die solide Grundlage einer wahrheitsgetreuen Naturbeobachtung. Aber sie berauschte sich an ihren vereinzelten Triumphen; manche ihrer Anhänger sahen mit unberechtigter Geringschätzung auf die altbewährte Kunsttechnik herab, und ihre eigenen Bilder ließen nur zu häufig die Schärfe der Zeichnung und überhaupt die peinliche Sorgfalt vermissen, deren sich jeder echte Künstler nicht bloß in der Abstufung von Licht und Schatten, sondern auch in der Formengebung befleißigte. Indes haben die Franzosen infolge ihres glücklichen ästhetischen Temperaments die schädlichen Einflüsse solcher leichten Arbeit ziemlich überwunden, wie auch die diesjährigen Frühlingsausstellungen im Marsfeldsalon und Industriepalast bestätigen; jedenfalls ist dieser Heilungsprozeß durch die weitverzweigten und wohlorganisirten Unterrichtsanstalten der schönen Künste, welche der Staat pflegt, beschleunigt worden: an dem Bollwerk der Académie des Beaux-Arts, der Hüterin einer glorreichen Tradition, prallen alle falschen Theorien machtlos ab.

Man kann sich beim Anblick der von der „Gesellschaft französischer Künstler“ und der „Société des Beaux-Arts“ ausgestellten Bilder des Eindrucks nicht erwehren, daß auf dem Gebiet der Malerei eine Anarchie ausgebrochen ist; die Willkür eines schrankenlosen Individualismus herrscht hier, wo sich sonst alle Erscheinungen so hübsch und sauber in ein paar wohlumschriebene Gruppen und Schulen einordnen ließen, deren Ursprung und Geschichte, sowie Grundsätze und Methoden man in jedem Kunstlehrbuch nachlesen konnte. Diese schönen Zeiten schematisch gegliederter Kunstkritiken sind vorbei; man muß sich jetzt in die Eigenart jedes einzelnen Malers oder Bildhauers hineinleben, um seiner besonderen Auffassung und seinem künstlerischen Naturell so weit wie möglich gerecht zu werden; in der bunten Mannigfaltigkeit eines modernen Kunstsalons lassen sich höchstens noch die beiden Hauptrichtungen des Idealismus und des Realismus erkennen, je nachdem der Maler in seine Darstellungen mehr von seinem eigenen Geistesinhalt legt, seine Stoffe mit allgemeinen Ideen erfüllt, oder sich auf getreue Nachbildung der Naturformen beschränkt. Im übrigen gibt es auch in diesem Reiche viele Wohnungen, jeder Geschmack kann hier Befriedigung finden, die Menge, welche in den Ausstellungssälen auf und nieder wogt, sammelt sich ebenso andächtig und begeistert vor den mythologischen Bildern eines Bouguereau und Max Klinger wie vor dem derb realistischen Lhermitte, der diesmal eine riesengroße Leinwand, les Halles genannt, ausgestellt hat. Diese kräftigen Bauern

Digitized by Google

und Bäuerinnen mit ihren Gemüsekörben und Karren, diese hastenden und thätigen Käufer und Verkäufer, die sich morgens in den weiten Pariser Markthallen drängen, sind hier mit einem überraschenden Wirklichkeitssinn beobachtet und in geschickter Gruppirung wiedergegeben. Aber neben solchen drastischen Scenen des täglichen Lebens, Genrebildern der Gegenwart, beanspruchen die in ihren blendenden Lichteffekten gleichsam gemeißelten Liebesgötter Bouguereaus mit ihren schwärmerischen und doch streng klassischen Zügen, ihren geschmeidigen Gliedern ein ungeschwächtes Interesse, fesselt das „Urteil des Paris" von Klinger, den, obgleich er in Leipzig ansässig ist, die Franzosen fast zu den Ihrigen rechnen, das Auge; in diesem Rahmen sind die nie verlöschenden Reize der Antike ausgebreitet, die mit strenger Kunst gezeichneten nackten Gestalten heben sich von einer arkadischen Landschaft ab, und das Ganze ist in einen dunklen, gelbbraunen Farbenton getaucht. Daß die Allegorie in Meisterhänden kein frostiges Kunstmittel ist, beweist Roll in seinen „Freuden des Lebens". Er hat das Thema: Weib, Wein und Gesang behandelt, nur daß er als zweites Glied in dieser Kette Blumen wählt. Die Farben seiner Palette lernte er in der Schule der Florentiner und Venetianer mischen; mit demselben Realismus wie sonst das Nationalfest des 14. Juli schildert er hier eine Idylle des goldenen Zeitalters. Im Vordergrunde ruhen nackte, üppige und lichtstrahlende Frauengestalten, in einem Meer von Rosen; eine weiche Atmosphäre umfächelt sie und bewegt das Laub der Gebüsche, in deren Schatten Harfen- und Lautenspieler in modernen Kostümen, ihre Weisen erklingen lassen. Der Anachronismus dieser nach neuestem Schnitt bekleideten Musiker in einem zeitlosen Gemälde stört Roll ebenso wenig wie etwa früher ein ähnlicher Paolo Veronese in seiner Hochzeit von Kana.

Die wundervollen Lithographien und Bilder von Fantin-Lacour enthüllen das eigentümliche Bestreben des Malers, musikalische Klänge und rhythmische Melodien in seiner eigenen Kunst wiederzugeben. Die Lieder von Robert Schumann, das Duett der Trojaner erwecken in ihm Visionen, die er in Farben- und Steindruck übersetzt. Die Tonwellen eines Musikwerkes enthalten aber Ideen und Stimmungen nur in aufgelöstem, flüssigem Zustande, und der Maler, welcher es unternimmt, sie aus ihrem Elemente heraus gleichsam zu kristallisiren und in festen Umrissen auf der Leinwand zu verkörpern, kann sich nie dem Vorwurf subjektiver Willkür entziehen. Die Eindrücke, welche unser Ohr treffen, und diejenigen, welche die Retina berühren, bilden zwei wesentlich verschiedene Gruppen: an dem Versuch, sie mit einander zu vermischen, dürfte auch das hervorragendste künstlerische Vermögen scheitern. Lessings Laokoon ist heutzutage nicht mehr mustergiltig, aber bedeutet einen erheblichen Fortschritt in unserer Erkenntnis der Grenzen zwischen Malerei und Poesie; die Manier Fantin-Lacours müßte einen neuen Lessing herausfordern, die Grenzen zwischen den Gebieten der Musik und Malerei zu ziehen. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß eine lebhafte künstlerische Phantasie, unterstützt durch ein feines Ohr, im stande ist, aus den Fluten eines Musikstückes Gestalten und körperliche Gebilde mit entsprechendem Situationshintergrund hervorzuzaubern; wenn noch das technische Geschick hinzukommt, so

Digitized by Google

wird es dem Maler vielleicht gelingen, in Linien und Farben diesen Gestalten Ausdruck zu verleihen. Aber dies Kunstwerk kann doch nie den Anspruch erheben, eine erschöpfende und getreue Wiedergabe des Ideeninhalts einer Melodie oder musikalischen Phrase zu sein; höchstens kann es als eine Leistung feinsinniger Anempfindung Bewunderung verdienen. Die Bedeutung der Musik für die Malerei liegt in einer andern Richtung als der einer reproduzirenden Nachbildung; sie kann für die Maler eine fruchtbare Quelle der Inspiration werden. Die Anregung, welche Delacroix aus den mächtigen Klängen des Dies irae und den Kirchenliedern des Marienmonats schöpfte, hat ihn zu seiner wundervollen Pieta des heil. Dionysius und den pathetischen Scenen seiner anderen religiösen Malereien begeistert; in der Sphäre des Empfindens berühren sich also diese beiden Künste, die in ihren Darstellungs- und Auffassungsmitteln so grundverschieden sind. Die Kraft eines so genialen Malers wie Max Klinger hat sich auch auf diesem Felde musikalischer Malerei versucht; ein Album, das er im vorigen Jahre veröffentlichte, zeigte eine Reihe Kupferstiche, deren Leitmotive einige Phantasien von Brahms bilden. Hier decken sich Inhalt und Form vollkommen; gerade der Umstand, daß in diesen schwarzweißen Zeichnungen nicht von einer rauschenden und blendenden Farbensymphonie die Rede sein kann, befreit dieselben auch von der sonst in diesem Genre üblichen mechanischen Spielerei, welche an die Stelle einer bestimmten Tonhöhe eine besondere Farbe setzt.

Der Idealismus findet einen seiner Hauptvertreter in dem Präsidenten der „Société des Beaux-Arts“, Puvis de Chavannes, der dies Jahr im Marsfeldsalon ein großes Wandgemälde ausgestellt hat, welches für das Treppenhaus der Bibliothek von Boston bestimmt ist. Auf einer weiten Fläche erscheinen, in zwei symmetrische Gruppen geteilt, die begeisternden Musen (Muses inspiratrices), welche dem in der Mitte herabschwebenden Genius des Lichts begrüßend entgegen eilen. Lange, weiße Gewänder umflattern diese Gestalten, die sich von einem tiefblauen Hintergrund abheben; Lorbeerkränze schmücken ihr Haar; auf goldenen Harfen bringen sie dem fackeltragenden Genius ihre Huldigung dar. Mit den einfachsten Farbenmitteln, blau, weiß und grün, — letzteres für die Lorbeerbüsche im Vordergrund — hat es Puvis de Chavannes verstanden, eine stimmungsvolle Gesamtwirkung zu erzielen. Die abgeblaßten Farbentöne seines Gemäldes sind gleichsam in einen feinen, durchsichtigen Nebelschleier gehüllt, die Uebergänge sanft angedeutet; alles Reliefartige ist aus diesem Bilde verschwunden, welches uns die Morgenröte der Geschichte in einer Scene epischer Ruhe und Erhabenheit vor Augen führt.

Edouard Detaille sucht seine Stoffe in anderen Regionen, in der Wirklichkeit der historischen Gegenwart, vor allem in der Kriegsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist der Maler der französischen Armee; gleichwie uns die Bilder von Horace Vernet den Siegeszug der Regimenter schildern, die ihre Waffen von den Pyramiden Aegyptens bis zu den Eisfeldern Moskaus trugen, so verherrlicht Detaille die vereinzelten Thaten der Aufopferung und Tapferkeit,

Digitized by Google

welche dem „schrecklichen Jahre“ 1870 in den französischen Kriegsannalen ein ehrenvolles Andenken sichern. Die Wachsamkeit der Vorposten, die angestrengte Aufmerksamkeit der Rekognoszirungstruppen, die Hingebung der Krankenwärter, welche einen Verwundeten forttragen, die Ausdauer der schwerbepackten Infanteriesoldaten auf den Märschen, der Elan, mit welchem die Pariser Besatzung bei Champigny den eisernen Gürtel des Belagerungsheeres zu durchbrechen versuchte — alle diese kriegerischen Tugenden findet man in den Darstellungen Detailles verkörpert. Vor allem aber feiert er die militärische Wiedergeburt Frankreichs nach dem Kriege, er begleitet die Truppen auf das Manöverfeld, zu den Revuen; jeder Fortschritt in den Waffen, jede Stufe in dieser Entwicklungsreihe kriegerischer Vorzüge läßt sich in seinen Bildern wiedererkennen. Detaille widmet auch nebensächlichen Einzelheiten, den Ausrüstungsgegenständen des Soldaten, das genaueste Studium und gibt das ganze Zubehör mit der zuverlässigsten Treue wieder. Genauigkeit, Kraft und Wahrheitssinn sind die Eigenschaften, die ihn im höchsten Grade auszeichnen; die größte Sorgfalt verwendet er auf die Zeichnung, erst in zweiter Linie kommt seine Begabung als Koloriſt. Niemals hat er auf seinen Lorbeeren ausgeruht, sondern unermüdlich an seiner Vervollkommnung gearbeitet und sich auf diese Weise auch eine vollendetere Pinselführung angeeignet. Einen seiner höchsten Triumphe erlebte er auf dem Salon von 1888, als ihm die französische Künstlerschaft einstimmig für sein Bild „Le Rêve“ die Ehrenmedaille zuerkannte. Hier sind die Hoffnungen der Nation in ergreifender Weise dargestellt; die sorgfältige Ausarbeitung der Einzelheiten verbindet sich mit einem reichen Gedankeninhalt. Bei den verlöschenden Biwakfeuern liegen die Soldaten im Schlafe auf der Erde ausgestreckt, die Gewehre neben ihnen bündelweise zusammengestellt mit den Patronentaschen und Säbeln, die daran hängen, die Fahne steckt aufgerollt in der Erde, der graue Farbenton der Heide harmonirt mit der übrigen Beleuchtung: blaßrote Streifen kündigen den Sonnenaufgang an, Nebel und Rauch erfüllen die Atmosphäre. Das Ganze ist in einer ruhigen und nüchternen Färbenstimmung gehalten, alle Einzelheiten treten scharf hervor; denn es fehlt auch in diesem wie in den meisten Gemälden Detailles der feine, durchsichtige Schleier, der zum Beispiel die Bilder seines Lehrers und Meisters Meissonier zu einer höheren Einheit zusammenfaßt und die Uebergänge der Farbenschichten sanft abtönt. Ueber den zerrissenen Wolken, die am Himmel jagen, ziehen gleich den Schatten der nächtlichen Heerschau die Soldaten der Armeen vorüber, welche Carnot zur Verteidigung der ersten französischen Republik aufstellte; ihre zerfetzte Fahne flattert im Winde; von diesen siegreichen Waffengefährten, die nur als Gespenster etwas zu deutlich hervortreten, träumen die schlafenden Soldaten. Der Staat hat dies Bild ebenso wie das andere der 1892er Ausstellung, welches den Auszug der Besatzung von Hüningen darstellt, angekauft, und beide befinden sich jetzt im Luxembourgmuseum. Hüningen wurde 1814 von den Verbündeten nach hartnäckiger Gegenwehr der Franzosen erstürmt; zwischen den beiden Reihen achtungsvoll grüßender österreichischer Soldaten zieht die abgemagerte, größtenteils verwundete Besatzung mit

Digitized by Google

dem noch im Knabenalter stehenden Trommler an der Spitze ab; der kommandirende österreichische Offizier geht auf den französischen Oberbefehlshaber zu und drückt ihm ehrerbietungsvoll die Hand. Bei diesem Gegenstande konnte Detaille in dem Farbenreichtum verschiedenartiger Uniformen schwelgen. Aber nicht bloß große historische Stoffe reizen diesen Maler, sondern ebenso sehr packende Scenen des gewöhnlichen Lebens. Auf der vorjährigen Ausstellung erschien ein Bild von ihm „Victimes du devoir", zu welchem mehrere bei einem Brande verunglückte Feuerwehrleute die Veranlassung gaben. Das Gedränge der Personen vor dem brennenden Hause, die Feuerwehr und die Schutzleute, der Seinepräfekt, der Polizeipräsident, die Menge, welche den Spritzen nacheilt, sind hier mit photographischer Treue geschildert; die Idee der Pflichterfüllung und Aufopferung verleiht dem Ganzen eine höhere Bedeutung. Ueberhaupt liebt es Detaille gewissermaßen, Augenblicksbilder zu geben, lebhafte Bewegungen, die plötzlich zum Stillstand kommen, zu fixiren; so auf seinen Gemälden von 1890 das Reiterregiment, das auf Kommando seinen Galopp unterbricht, die absitzende Feldartillerieabteilung, den haltenden Trompeter. Dies Jahr hat Detaille im Industriepalast ein Porträtbild des Prinzen von Wales und des Herzogs von Connaught zu Pferde, an der Spitze von Garde- und Linienregimentern und umgeben von Stabsoffizieren, ausgestellt. Der Prinz von Wales erscheint in der Uniform nicht am vorteilhaftesten, zumal da der Maler die bekannten Züge des englischen Thronerben getreu wiedergibt: die geistvollen aber matten Augen, die gleichförmige Gesichtsfarbe, den mehr gutmütigen als energischen Mund. Es fehlt der Physiognomie des Prinzen der militärische Ausdruck, die strengen und harten Linien, die gebräunte Hautfarbe, welche der tägliche Waffendienst verleiht. Man wird sich auch wohl nicht darüber täuschen, daß der Prinz von Wales, der im gesellschaftlichen Leben vollkommen aufgeht, nicht aus Liebhaberei die Uniform anlegt, sondern nur dann, wenn es ihm die Pflichten seines Ranges unbedingt gebieten. Detaille hat indes in den Uniformen der beiden Prinzen und des sie begleitenden Generalstabes, sowie der zahlreichen Rotröcke einen dankbaren und mit Meisterschaft behandelten Stoff gefunden; in der Ferne marschiren die Regimenter staffelförmig auf, und eine echt englische, sandige und mit Kiefern bestandene Heide rahmt dies militärische Bild ein. Auch hier hat der Maler die seinem Gegenstand angemessene Landschaft mit derselben Naturtreue wiedergegeben wie auf seinen früheren Bildern die Getreidefelder Frankreichs oder die Steppen Rußlands.

Im Atelier von Meissonier legte Detaille den Grund zu seinem hervorragenden Können; außerdem ist Raffet, dessen Lithographien er ein eifriges Studium gewidmet hat, von nachhaltigem Einfluß auf seine Entwicklung gewesen. In der Schule Meissoniers hat er sich die Tugenden eines unermüdlichen Fleißes und einer peinlichen Sorgfalt in der Ausführung angeeignet und dabei doch die Selbständigkeit seines eigenen künstlerischen Urteils bewahrt. Das Luxembourgmuseum besitzt etwa ein Dutzend Bilder Meissoniers, fast sämtlich in dem zierlichen Kabinetsformat. Auch Meissonier war in erster Linie Militärmaler; auf einem

Digitized by Google

dieser Bilder, welches die Schlacht von Solferino darstellt, erblicken wir ihn selber zu Pferde, wie er im Kreise mehrerer Offiziere den Verlauf des Kampfes beobachtet. Der mächtige Verbündete Viktor Emanuels in dieser Schlacht, die den italienischen Einheitsstaat begründete, Kaiser Napoleon III., erscheint auf einem andern Bilde an der Spitze seines Generalstabes, um eine Revue abzuhalten. Jene ziemlich unbeweglichen Züge entsprechen der Wirklichkeit ebenso wie diese Figur mit dem langen Oberkörper und den verhältnismäßig kurzen Beinen, die sich zu Pferde ganz gut ausnimmt. Warme Farbentöne mit reichlicher Beimischung von Rot erfüllen diese Bilder, die an das heiße Sonnenlicht des Südens, an den Himmel Italiens erinnern. Eine ähnliche Glut, die der Provence, breitet sich auch über das reizende Intérieur der Wäscherin in Antibes aus. Meissonier gehört keineswegs zu den plein air-Malern. Er wendet selten Weiß an, das bei letzterem die Regel bildet, sondern mit Vorliebe Braun. Die Scenen, die er malt, bewegen sich nur vereinzelt innerhalb des weiten Horizonts der freien Natur; sie sind vielmehr meist von dem engen Rahmen der Häuslichkeit umschlossen. Im Vergleich zu Detaille gibt sich in Meissoniers Arbeiten ein lebhafteres und ununterbrochenes künstlerisches Bewußtsein kund, während bei ersterem das Unbewußte einen viel breiteren Raum einnimmt und sich sowohl auf seine Auffassung wie Wiedergabe der Gegenstände erstreckt. Meissonier konzentrirt seine Figuren auf einer eng begrenzten Fläche; er geht auf eine miniaturartige Malerei aus und hat unbestreitbar eine feinere Pinselführung als Detaille. In der Methode des letzteren kehren die flotten, freskenhaften Striche häufig wieder; mit einer gleichsam dämmerhaften Sicherheit gelingt ihm die Auffassung und Darstellung seiner meist über eine weite Ebene verstreuten zahlreichen Gruppen, die er aber stets künstlerisch zu ordnen versteht. Als ein Maler der freien Natur gebraucht er vielfach Weiß; denn er erblickt seine Gegenstände in der Beleuchtung des Sonnenlichts, das sich in der mit unendlich vielen feinen Staubteilchen erfüllten Atmosphäre bricht, die uns weiß erscheint. Leider ist aber diese Farbe nicht durchsichtig; nach Rubens' Ansicht zerstört sie sogar den Schatten; jedenfalls verdeckt ein Uebermaß von Weiß die zarteren Farbenabstufungen. Schon wegen des Milieus, in welchem er sich hält, erreichen Detailles Bilder also nicht den Farbenzauber Meissoniers. In der Wahl der Stoffe steht der Schüler ebenfalls in einem gewissen Gegensatz zu seinem Meister. Meissonier ist mehr international, Detaille dagegen durchaus französisch. Die zahlreichen Uniformen französischer Soldaten auf den Bildern des letzteren sind zugleich ein Symbol des Patriotismus, der sich als leitende und herrschende Idee durch seine sämtlichen Schöpfungen zieht.

Digitized by Google

Religiöse Liquidation.

Von

H. von Samson-Himmelstjerna.

(Fortsetzung.)

13.

An dieser Stelle ist Verwahrung einzulegen gegen ein naheliegendes Mißverständnis, als beabsichtige die soeben gegebene Darstellung von dem Entstehen und Wesen jeder Religion ihre Herabsetzung und Entheiligung. Wir können, im Gegenteile, unserer bewundernden Wertschätzung des religiösen Elementes im Menschenleben keinen unzweideutigeren Ausdruck geben, als indem wir erklären, daß wir in ihm eines der wirksamsten Momente in der aufsteigenden Entwicklung der Menschheit erblicken. Kaum ein anderes vermag so sehr wie die Beobachtung des gesetzmäßig parallelen, sich gegenseitig bedingenden Fortschreitens und Sichabklärens der religiösen und der sittlichen Vorstellungen — kaum ein anderes vermag so sehr mit staunender Bewunderung vor der großartigen und majestätischen Planmäßigkeit der sittlichen Weltordnung zu erfüllen; nichts anderes so sehr, als der Einblick in die Gesetzmäßigkeit der von ihr bewirkten Entwicklung, — nichts anderes kann so sehr wirksam den festen Willen erzeugen: durch eigene sittliche Läuterung, durch Verwendung eigenen Erkennens, durch Hingabe eigenen thatkräftigen Vermögens Mitarbeiter an ihrem großen Werke zu werden.[1])

Wie das physische und psychische Geschehen, jedes anscheinend unabhängig von einander im Lebewesen sich vollziehend, doch harmonisch, nach dem Prinzip des psychophysischen Parallelismus zum Bewirken desselben Ergebnisses, in einandergreifen, ebenso spielen sich vor den Augen des staunenden Beobachters auf dem geistigen Gebiete, allein für sich, gleichzeitig zwei Entwicklungsvorgänge ab, welche anscheinend getrennten Sphären des geistigen Vermögens angehören und doch sich gegenseitig bedingen und demselben gemeinsamen Ziele zustreben: hier, auf dem Erkenntnisgebiete, das philosophische und religiöse Streben, spekulativ den Urgrund alles Werdens und Geschehens zu erschauen, — den Schleier der Isis zu lüften — und dann, bei Einsicht in die Vergeblichkeit des Beginnens, das Sichbeschränken aufs Begreifen der Gesetze des Werdens und Geschehens, auf die Naturerkenntnis; — dort, auf dem Gebiete des sittlichen Strebens, der Drang, durch Schutz und Förderung des Nächsten, durch Erweiterung des Nächstenbegriffes, die Bedrängnisse des Daseins zu mildern.

Bei solcher Auffassung der Menschheitsentwicklung und des Verhältnisses zwischen Erkenntnis, Religion und Moral kann es nicht mehr wundernehmen, noch als ein innerer Widerspruch aufgefaßt werden, wenn der schrecklich despotische,

---

[1]) Nichts sei so erhebend, sagt Kant, als die Anschauung in der Innenwelt des sittlichen Vermögens, und in der Außenwelt des Sternenhimmels.

Digitized by Google

gefürchtete Naturgott Jahve und der in Freiheit durch Liebe leitende Christengott als Manifestationen eines und desselben göttlichen Urwesens gelten. Es ist nun ein für allemale dem Menschen seiner Wesenheit nach versagt, auf dem Wege der Erkenntnis an einen andern Ausgangspunkt anzuknüpfen, als an das Bewußtsein des eigenen innerlich Erlebten, die Welt mit einem andern Maßstabe, Analogien bildend, zu messen, als nach demjenigen, der ihm im eigenen Innern bewußt wurde. Dieser Maßstab aber ist nicht ein für alle Zeit unveränderlicher; vielmehr wechselt er, sich stetig verringernd im Verhältnisse zu dem wachsenden Umfange der Erkenntnisse, so daß das All immer größer und unfaßlicher, das Selbst aber immer geringfügiger, als immer ohnmächtiger im Weltgetriebe dastehend, aufgefaßt und „erkannt" wird.

Auf dem sittlichen Gebiete kann beim Wertschätzen des Geschehens gleichfalls nur an das Bewußtsein des eigenen Empfindens und Wollens angeknüpft werden; aber von hier führt der Entwicklungsweg zu einem andersartigen Ergebnisse: je höher der Mensch in seiner sittlichen Durchbildung aufsteigt, je mehr es ihm gelang, die gesellschaftlichen Beziehungen „menschenwürdig" zu gestalten, um so unumstößlicher wird in ihm das Bewußtsein gefestigt von seiner sittlichen Freiheit und von seiner mitzählenden Macht, als Werkzeug der sittlichen Weltordnung, bei Erhöhung des Menschenwohles, bei „Errichtung des Reiches Gottes" würde der Religiöse sagen, mitzuwirken. — Und je lebensvoller im Menschen solches Bewußtsein seiner sittlichen Würde geworden war, zu um so größerer Erhabenheit hat er auch seine Gottheit emporgehoben, die von ihm, in Analogie des im eigenen Innern Erlebten, als Urgrund alles sittlichen Geschehens „empfunden" und „erfahren" wurde.

14.

Unser Kritiker meint nun freilich: ein religionsloser Idealismus, wie der soeben dargestellte, sei im Grunde kein Atheismus, sondern selbst eine „Religion", die sich nur durch „Verblassung" von der landläufigen unterscheide; oder: der „gebildete Atheismus" beruhe im Grunde nicht auf Gottesleugnung, sondern nur auf einer veränderten Auffassung der Gottheit (Seite 207, 212, 215).

Im Gegensatze hierzu werden wohl alle gesinnungstüchtigen Religionsvertreter der Ansicht sein, daß eine solche Auffassung des „gebildeten Atheismus" und die ihm dargebrachten anerkennenden Huldigungen nur von solcher Seite möglich werden, wo bereits eine Verblassung der Religion weit vorgeschritten und diese zu einer philosophischen Weltanschauung verflüchtigt worden sei.

Ohne gegen ein solches Stadium der natürlichen Religionsentwicklung Einwendungen erheben zu wollen, müssen wir doch daran festhalten, daß man, zu größerer Klarheit, ein jedes Ding bei seinem richtigen Namen nenne und nicht fortfahre, mit „Religion" zu bezeichnen, was bereits aufgehört hat, Religion zu sein. Unseres Erachtens kann von Religion nur dort geredet werden, wo als Gottheit eine Person vorgestellt wird, mit welcher zu verkehren dem Menschen möglich sei. In dieser Beziehung bestehen wir auf dem in „Sittlichkeitslehre als Naturlehre" (Leipzig, 1894), Seite 31 und folgende darüber Gesagten:

Digitized by Google

„Niemals ist es leicht gewesen, in einer allen genehmen Weise zu sagen, was unter Religion verstanden werde. Heute ist es zur Unmöglichkeit geworden.

„Wenn vormals die verschiedenen Religionssysteme kaum auf denselben begrifflichen Nenner zu bringen waren, so lag die Schwierigkeit in der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, deren positive Elemente oder Grundbestandteile kaum mit einander verglichen werden konnten. Aber selbst in dem der christlichen Aera vorangehenden Zeitabschnitte des Konkretionismus — das heißt des Zusammenwachsens und Zusammenschmelzens der religiösen und philosophischen Vorstellungen des klassischen Altertums mit dem theosophischen Mystizismus des Orients — selbst damals, in jener Zeit der Verschwommenheit, wäre das Wesen der Religion in einer Weise zu bezeichnen gewesen, daß in der Begriffsbestimmung ein jeder den Inhalt seines Glaubens hätte erkennen können. Suchte man auch vielfach die verschiedenen Nationalgottheiten mit einander zu verschmelzen und ihnen philosophisch erzeugte Wesenheiten zuzuschreiben, — immerhin blieben die Religionen, zu denen man sich bekannte, sozusagen Gottesreligionen, das heißt Ueberzeugungen hinsichtlich der zwischen dem Menschen und seiner Gottheit — wäre es auch der atheniſche ‚unbekannte' Gott der Apostelgeschichte — bestehenden Beziehungen.

„Der neueren Zeit ist es vorbehalten geblieben, entgötterte — um nicht zu sagen gottlose — ‚Religionen' hervorzubringen, das heißt Lehrsysteme, welche man vormals allenfalls als philosophische Weltanschauungen hätte gelten lassen, die aber heute darauf bestehen, sich als ‚Religionen' tituliren zu lassen; es ist, als läge ihnen an einer Art Adelsprädikat, ähnlich wie in Spanien zur Zeit der Inquisition auf die Qualität eines christiano viejo, auf einen altchristlichen Stammbaum, gehalten wurde.

„Stufenweise hat man die Religion ihres Gottesinhaltes entleert. Schon war es fraglich, ob der schaffende und erhaltende Gott des Theisten als eine Persönlichkeit zu gelten habe; dem Deisten wurde der Urgrund der Dinge schon entschieden zu einem unpersönlichen Prinzipe. Beide nennen sich religiös, obschon sie als Nach- oder Vorhut des Pantheismus zu gelten haben, welcher die faßbare Welt mit ihrem geistigen Inhalte zusammenfallen läßt. Auch die ‚prästabilirte Harmonie' hat sich, so wie mit wenigen Ausnahmen jedes neuere Philosophiesystem, darauf etwas zu Gute gethan, der Religion überhaupt, und im besonderen der christlichen, zum Selbstverständnisse zu verhelfen; — ein jedes rühmt sich, die recht verstandene christliche Religion zu sein.

„So ist es weiter gegangen, und schließlich ist dann die Welt beschenkt worden mit der ‚positivistischen Religion', mit der ‚Religion des Geistes', mit der ‚Religion der Moral', und in neuester Zeit mit dem ‚einigen Christentum', welches, um nicht vulgär und ‚bürgerlich' zu erscheinen, hartnäckig das Adelsprädikat ‚religiös' in Anspruch nimmt, obschon es nichts anderes ist als ein Ethikextrakt, den man von den religiösen Bestandteilen der Christuslehre, als wie von Trestern, abgezogen hat.

„Unseres Erachtens gebührt aber das religiöse Adelsdiplom einzig und

Digitized by Google

allein dem römischen und orientalischen Katholizismus und dem Altkatholizismus; das sind reinblütige christianos viejos. Die stramm orthodoxen Protestanten — Altlutheraner, Methodisten, Puritaner und so weiter — dürfen sich im Grunde nur rühmen, aus einer sozusagen ungleichen Verbindung des reinblütigen Katholizismus mit der bürgerlichen Dame ‚freie Forschung' hervorgegangen zu sein. — Diese letztere, insofern sie sich ledig und unabhängig erhielt, hat jederzeit darauf verzichtet, sich auf außerirdische und außerzeitliche Ahnen zu berufen.

„Wie erklärt sich das modische Bedürfnis, in religiösem Gewande, vielmehr in religiöser Verkleidung, sich sehen zu lassen? Warum sucht man die thatsächliche Religionslosigkeit gleich einem schimpflichen Makel zu verhüllen? Woher die Häufigkeit des Selbstbetruges über die eigene angebliche Religiosität? Der Grund dieser kaum jemals dagewesenen Erscheinung ist nicht schwer zu erraten.

„Im Altertum, schon 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, hat derselbe Mund die Nichtigkeit der Götter des Olymps darthun und zugleich ernste und erhabene Ethik lehren können. Daß die Ethik nicht der Religion entstamme, sondern nur unter gewissen Umständen in religiöses Gewand gekleidet werde, — diese Wahrheit ist damals mehr als heute Gemeingut der Gebildeten gewesen. Dem vielhundertjährigen priesterherrschaftlichen Regimente ist es zu danken, daß diese Wahrheit fast in Vergessenheit geraten ist und aufs neue Anerkennung suchen muß.

„So wird denn noch heute in weiten Kreisen der Ueberzeugung gelebt, ohne Religion gebe es keine Ethik, keine Sittlichkeit. Daher bei fast jedem, der in den eigenen und in den Augen der Welt für sittlich, ja auch nur für ‚anständig' gelten und nicht in den Verdacht kommen will, durch den Atheismus dem Nihilismus und Anarchismus verfallen zu sein, — daher fast bei jedem das Bestreben, sich einen, wenn auch noch so blassen Anschein der Religiosität zu geben; — und bei thatsächlichem Dahinschwinden der religiösen Ueberzeugungen, beim thatsächlichen Allgemeinwerden religionsloser Anschauungen kann es oberflächlicher Beobachtung erscheinen, als liege in der Zeit ein Zug zum Religiösen!

„Die dadurch geförderte entsetzliche Verschwommenheit, Verblassung und Verödung der religiösen Anschauungen hat eine große, nicht zu überschätzende Gefahr herbeigeführt; es ist dadurch zugleich Verschwommenheit hinsichtlich der Stellung zu den ethischen Normen hervorgegangen, und diese haben in ihrer Verbindlichkeit erschreckliche Einbuße erlitten. In besorglichem Maße ist der Welt der sittliche Halt abhanden gekommen. Und sicherlich gewinnt sie ihn nicht wieder, bevor nicht die Ueberzeugung, es gebe auch religionslose Sittlichkeit, zum Gemeingute geworden ist.

„Es ist daher hohe Zeit, daß man aufhöre, sozusagen religiösem Feudalismus insofern zu huldigen, als man religiöse Titulaturen und Dekorationen überwertet. Es ist hohe Zeit, daß man eine saubere Scheidung eintreten lasse zwischen Religion und Nichtreligion, daß man letztere philosophische Anschauung oder ethische Ueberzeugung nenne.

„Unseres Erachtens ist nur dasjenige Bewußtsein, welches sich in Beziehung

Digitized by Google

zu einem persönlichen Gotte weiß, ein religiöses. Nur in diesem Sinne reden wir ... von ‚Religion'."

15.

Aber ob wir es denn gar nicht gewahr werden, daß wir uns in einen argen Widerspruch mit uns selbst setzen, indem wir einesteils daran festhalten, es sei nicht nur psychologisch und ethnologisch erwiesen, daß vermöge ihrer Priorität die Sittlichkeit unabhängig sei von der Religion, und daß sie ohne Beihilfe dieser letzteren ihre Aufgabe in der Weltordnung erfüllen könne; — sondern es sei zudem historisch nachgewiesen, daß es zur sittlichen Entwicklung einer religiösen Beihilfe nicht bedürfe; — indem wir andernteils aber zugeben, daß nach vielhundertjähriger Erfahrung unserer eigenen, allein für uns maßgebenden Kulturwelt die sittlichen Motive stets in religiösem Gewande sich uns dargestellt haben, — also wohl sich so darstellen mußten, um wirksam zu sein? — Und ob es nicht heiße, die sittliche Zukunft dieser abendländischen Kulturwelt aufs schlimmste gefährden, wenn versucht werde, der Sittlichkeit die religiöse Beihilfe zu entziehen?

Das Gewicht des Einwandes ist nicht zu verkennen; ja, wir sind bereit, ihn durch Zugeständnisse noch zu verstärken. Das Handinhandgehen von Sittlichkeit und Religion datirt bei unseren Kulturvoreltern nicht nur seit Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden: in Aegypten, Baktrien, im mesopotamischen Becken, in Vorderasien und in der griechisch-römischen Welt. Mehr noch: jedesmal, wenn in ferner Vorzeit die Naturreligionen mit sittlichen Motiven sich bereicherten und die Führung der sittlichen Entwicklung übernahmen, wurde ein merklicher, fast sprungartiger Kulturfortschritt unverkennbar. Und endlich: auch die schon seit Jahrtausenden religionslose ostasiatische Kultur muß in grauer Vorzeit, in welche selbst der Mythus nicht zurückreicht, eine religiöse Durchgangsperiode erlebt haben; dafür sprechen gewisse religiöse Ueberlebsel in Gebräuchen und Redewendungen, welchen heute nicht mehr religiöse Bedeutung beiwohnt, als unseren Geburtstagskuchen und Ostereiern, unserem Laubschmuck zu Pfingsten, und Redensarten wie: Hol dich der Kuckuck, und so weiter.

Nichtsdestoweniger stellen wir den uns etwa eingeworfenen Selbstwiderspruch in Abrede, erklären ihn für einen nur scheinbaren und halten wir an unseren Sätzen fest:

1. Die menschliche Entwicklung, die sittliche Weltordnung, bringt es mit sich, daß nach Maßgabe der Erkenntniserweiterung und der Vertiefung des Einblickes in den Kausalzusammenhang des Geschehens, die religiösen Vorstellungen verblassen und in immer mehr nach unten sich erweiternden Kreisen aufgegeben werden, bis sie kaum noch in abergläubigen Resten und als Ueberlebsel in den Volksgebräuchen nachgewiesen werden können.

2. Wir Angehörige der abendländischen Kultur befinden uns bereits in einem vorgeschrittenen Stadium der Religionszersetzung: unsere Gebildeten sind schon zum überwiegenden Teile thatsächlich religionslos, und auch in den niederen Schichten der Gesellschaft ist eine unaufhaltsam fortschreitende Abwendung von der Religion unverkennbar.

Digitized by Google

3. Es handelt sich also nicht darum, die religiösen Beihilfen der Sittlichkeit erst absichtlich zu entkräften, sondern vielmehr zu konstatiren, daß die religiösen Motive thatsächlich begonnen haben, ihre Wirksamkeit zu verlieren, und demnächst gänzlich und unwiederbringlich sie eingebüßt haben werden.

4. Dieser letztere Umstand kann zu einer schweren Gefahr für die Kultur werden, falls nicht ernstlich und ohne Säumen dahin gewirkt wird, daß den ihrer religiösen Gewandung entkleideten und nun nackt und frostig und energielos erscheinenden sittlichen Motiven erneute Zugkraft verliehen werde.

16.

Die Möglichkeit einer solchen Abwendung der Gefahr — die Möglichkeit, den sittlichen Motiven an sich eine so starke Motivationsenergie zu verleihen, als die religiösen sie angeblich ausgeübt haben — diese Möglichkeit versucht unser Kritiker zu bestreiten. Ist ihm der Versuch gelungen?

Da haben wir denn doch zunächst an den Verfasser der Kritik, an ihn selbst zu appelliren hinsichtlich des sittlichen Wertes, der den religiösen Motiven an sich überhaupt beiwohnt, und den sie namentlich dort entfalten, wo sie selbständig auftreten und nicht in der Einkleidung, nicht gleichsam als Agenten eines noch lebenskräftigen sittlichen Naturtriebes; dort, wo dieser letztere bei im Niedergange befindlichen Völkerschaften seine Motivationskraft eingebüßt hat. Ganz besonders in solchen Fällen — mehr oder weniger aber auch sonst — trifft vollkommen zu, was Verfasser selbst von der religiösen Ethik sagt: Durch ihre Sündenlehre entwürdige sie den Menschen, vernachlässige sie, sein Verantwortlichkeitsgefühl zu stärken, und bewirke nur scheinbare Ueberwindung grober Selbstsucht. Dafür ließen sich beliebig viele Beispiele anführen; mir an ein paar typische mag erinnert werden. Der von den Polynesiern eingestandenermaßen zur Verhütung des Uebervölkerungselendes regelmäßig und massenhaft verübte Kindsmord wird religiös bemäntelt und zu einer frommen That erhoben: die Gottheit sei besonders zugänglich der Fürsprache von Seelen unschuldiger Kinder, die man sich daher, gleichsam als Quartiermacher, ins Jenseits vorausssendet; — und im Dienste der Unheilsgöttin, mit dem dogmatischen Zwecke, die Leiden der Uebervölkerung zu mildern, verübten die Thuggs in Indien ihre geheimen Meuchelmorde — freilich vorzugsweise an reichen Reisenden, deren Beraubung lohnend war, und so weiter. Doch braucht man Beispiele nicht in weiter Fremde zu suchen. Wer kennt nicht, um nur Allerbekanntestes zu erwähnen, die zu Ehre Gottes verübten Greuel der blutigen Ketzerverfolgungen durch fromme Kriegsheere, die Scheiterhaufen der Inquisition, die Hexenverbrennungen, die Religionskriege — Erscheinungen aus Zeiten religiöser Blüte und sittlichen, sozialen Niederganges, der erst aufgehalten wurde, als die Errungenschaften der Renaissance und der Reformation tiefer ins Volksleben eindrangen. — Unheimlich wirkt die religiöse Motivation, wo sie nicht von der Sittlichkeit gezügelt wird. Da darf es denn doch schon a priori als eine an der sittlichen Weltordnung verbrochene Blasphemie gelten, wenn man den von ihr eingegebenen Motiven,

Digitized by Google

– wenn man dem in einem gesunden, sich fortschrittlich entwickelnden Volkskörper waltenden natürlichen sozialen Triebe — keine kräftigere und heilsamere Energie zutraut als ungezügelten religiösen Tendenzen.

Nun sagt man uns aber mit einer hochmütigen Ueberhebung über das Niveau des gemeinen Volkes, — welches doch Fragen lebenswarmer Sittlichkeit, opferfreudiger Nächsten- und Vaterlandsliebe und so weiter offeneres Verständnis und willigere Thatbereitschaft entgegenzubringen pflegt, als es von seiten des streberhaften Gebildeten und des zugeknöpften Reichen geschieht — man sagt uns, die Massen seien unfähig, allein durch ethische Erwägungen an sich, mit deren „fernliegenden" Motiven sich leiten zu lassen; sie bedürfen angeblich weniger abstrakter, mehr anschaulicher, sozusagen greifbarer Motive: der Vorstellungen des Gesetzgebers und Gesetzeswächters, mit anderen Worten: der Vorstellungen von Lohn und Strafe. — Das in diesem Einwande enthaltene Wahre hat nur bedingte Geltung, nur unter gewissen, nicht immer notwendigen Bedingungen und auch in anderem Sinne, als der Verfasser es aufgefaßt wissen will.

Es ist ja wahr: der Sinn des gemeinen Mannes ist nüchterner, weniger zur Abstraktion, weniger zu hohem Gedankenfluge befähigt, mehr auf das Naheliegende, Praktische, Greifbare gerichtet. Damit aber ist noch nicht zugegeben, daß er für reine — sagen wir für religionslose — Fragen der Sittlichkeit weniger Verständnis habe als irgend jemand. Freilich, in philosophischen Formeln von Weltanschauung, ethischer Motivation, sittlicher Weltordnung ... im Irrgarten der Deterministen und Indeterministen und so weiter wird er sich nicht auskennen, — auch wird man nach dergleichen, in seinen Augen Nacktem und Frostigem, vergeblich suchen in den von dem Verfasser belobten populären ethischen Predigten, Erbauungs- und Erziehungsschriften; — aber wo es sich um praktische Nächstenliebe handelt und um Gemeinnütziges, als Armenpflege, Altersversorgung, Unterbringung entlassener Sträflinge, Sanitäts- und Arbeitsnachweiseinrichtungen und so weiter, da wird ein tüchtiger Bauer, Fabrikarbeiter und Handwerker sicherlich ein reiferes und zutreffenderes Urteil an den Tag legen als die meisten der Herren Doktoren.

Zudem ist es eine jedenfalls antiquirte Illusion, zu glauben, daß die motivirenden Vorstellungen vom Gesetzgeber und Gesetzeswächter, das heißt von Lohn und Strafe, auf dem religiösen Gebiete in nächster Nähe sich präsentiren, während sie auf dem sittlichen Gebiete angeblich entweder gar nicht sich einstellen oder doch nur schwache Fernwirkung ausüben sollen. Davon darf dreist das strikte Gegenteil behauptet werden. Es hat ja eine Zeit gegeben, — manche unserer Greise werden sich erinnern, von ihr gehört zu haben — wo in den breiten Schichten des Volkes der Glaube an die Schreckнisse der Hölle und an die Herrlichkeiten des Paradieses noch ein farbenreich lebendiger war. Damals haben ohne Zweifel die religiösen Vorhaltungen von ewigen Peinigungen und ewig währenden Genüssen der Motivationskraft nicht entbehrt — mit welchem Schlußerfolge freilich, darüber hat uns der Herr Kritiker selbst belehrt: unter

Digitized by Google

Entwürdigung, Unterdrückung des Verantwortlichkeitsgefühles, bei nur scheinbarer Erhebung zur Selbstlosigkeit. Die Probe auf die Richtigkeit solcher Prognose für eine derartige religiöse Heilmethode an sittlich Kranken mag ein jeder anstellen in den glücklicherweise jetzt selten gewordenen entlegenen Gebieten des Vaterlandes, wo in den Köpfen der geistig verwahrlosten Leute noch der Teufel seinen Wohnsitz bewahrt hat. Im weitaus größten Teile der Bevölkerung sind die Paradieses- und Höllenbilder bis zur Schattenhaftigkeit verblaßt und in kaum erkennbare Ferne gerückt; und nicht lange währt es, so weiß man von ihnen höchstens durch Hörensagen. Und diese kaum noch bestehenden Vorstellungen religiösen Inhaltes sollen ergiebig sein an „naheliegenden" Motiven von wirksamer, hinreißender Energie!

Umgekehrt verhält es sich mit den rein sittlichen Motiven und Vorstellungen. In jener glücklich überwundenen Zeit fast allgemeinen Teufelsglaubens waren in der Bevölkerung Nächstenliebe und Gemeinsinn gar seltene Vögel, weiße Raben. Die Edelsten der Nation, die damals mit der Gründung gemeinnütziger Gesellschaften vorgingen, waren leicht zu zählen. Das Gros der Bevölkerung war ebenso frommgläubig wie roh und unwissend, und im engsten und schmutzigsten Eigennutze verkommen. Zschokkes Goldmacherdorf schildert anschaulich die damaligen sittlichen Zustände. Hätte man damals auch nur den Gedanken fassen können zu einer — vom Herrn Kritiker mit Achtung erwähnten — „ethischen Bewegung", wie sie in Amerika und England bereits die Anerkennung der Geistlichkeit sich errungen hat und auch in Deutschland Erfolge aufzuweisen haben wird, wenn die schwarmgeistige Jugendperiode sich ausgelebt hat. Noch nie haben Nächstenliebe und Gemeinsinn — auch vom Herrn Kritiker konstatirt — so thatkräftig sich entfaltet, wie in unserer, der Religionslosigkeit entgegengehenden Zeit, — und diese wird verdächtigt, als könnten ihre lediglich „fernliegenden" sittlichen Motive nur geringe Energie entfalten! Fernliegend die Rücksicht auf Abstellung täglich mit Händen zu greifender Leiden von Freunden und Mitbürgern, auf in naher Zukunft für sie zu veranstaltendes Wohlsein — naheliegend dagegen die Rücksicht auf für unabsehbar ferne Ewigkeit verheißene unvorstellbare Seligkeit und auf Strafen von gleicher Unmittelbarkeit und Sicherheit! Hat man jemals so strikte die Dinge auf den Kopf gestellt?!

17.

Der vorstehenden Erörterung hat die stillschweigende Voraussetzung der bestehenden konfessionellen Volksschule zu Grunde gelegen. Sobald aber diese Voraussetzung fallen gelassen wird, und man sich auf den Standpunkt einer religionslosen Volksschule stellt, wie sie unter gewissen, noch zu bezeichnenden Bedingungen zulässig wäre und verwirklicht werden dürfte und könnte, — so eröffnen sich noch andere Ausblicke zur Beurteilung der vom Verfasser der Kritik aufgeworfenen Frage über Motivationsenergie und Inhalt einer religionslosen Ethik. Dabei wird man von einem Vergleiche der heutigen Volksschule mit der anzustrebenden auszugehen haben.

Digitized by Google

Dem sozialistischen Zukunftsstaate schwebt offenbar das Muster der bestehenden Volksschule vor; nur hat er gemeint, ihr Prinzip mit besserem Erfolge durchführen zu können, als es dieser gelungen ist und gelingen kann. Die sozialistische Volksschule soll auf dem geistigen Gebiete etwa das fertig bringen, was gewisse wilde Völkerschaften, zur Befriedigung ihres verderbten ästhetischen Geschmackes, an den Köpfen ihrer Kinder zu Wege bringen: Deformirung, Verunstaltung der Naturform. Die sozialistische Volksschule soll im Menschen den sittlichen Fortschrittstrieb ertöten, welcher das Individuum zum Aufsteigen über das Niveau seiner Umgebung drängt: zur Selbstvervollkommnung, zur Steigerung des Wissens und Könnens, zum Erlangen von Einfluß auf seinesgleichen, zur Machtgewinnung. Nach Ertötung dieses sittlichen Naturtriebes, meint der Sozialismus, wird die stumpfsinnig gewordene Menschheit Gleichheit aller — (in anarchistischer Wildheit oder in Unterwürfigkeit unter das Obersultanat der sozialistischen Weltdespotie) — für selbstverständlich halten. — Daß der Sozialismus sozusagen sein Ideal verwirkliche, ist an sich gar nicht so undenkbar, wie mancher Lässige es annimmt; warum sollte in unserer Zeit unmöglich bleiben, was vormals schon oft verwirklicht wurde: daß schwach verteidigte, durch Uneinigkeit ihrer Freunde preisgegebene Kultur ihren Feinden erlag? Freilich kann der Sozialismus nur dann sein Ziel erreichen, wenn Freund und Feind sich nicht sauber von einander scheiden, und seine zerfahrenen Gegner ihm gestatten, im Untergraben der fortschrittliche Gesittung bezweckenden Gesellschaftsordnung fortzufahren.

Nach Ausgangspunkt und Ziel ist die bestehende Volksschule das genaue Gegenteil von derjenigen, welche dem Sozialismus vorschwebt; aber das Arbeitsprinzip der beiden ist genau dasselbe; und dadurch geschieht es, daß die heutige Volksschule dem Sozialismus Vorschub leistet, seine Ausbreitung fördert.

Ihr Ausgangspunkt ist: ideale Weltanschauung; und ihr Ziel: Befestigung und Verbreitung solcher Anschauung; während die sozialistische Volksschule auf materialistischem Boden steht und für Verallgemeinerung materialistischer Weltanschauung wirken soll. Das eine steht dem andern gegensätzlich gegenüber wie das Wasser dem Feuer. — Beide aber halten prinzipiell daran fest, daß auf die tabula rasa des kindlichen Gemütes nichts anderes eingeprägt werden dürfe, als was der maßgebenden Weltauffassung genau entspreche. — Im allgemeinen kann ja gegen dieses Arbeitsprinzip nichts eingewendet werden. Denn nicht nur besitzt offenbar die Gesellschaft das Recht, die in ihrem Schoße maßgebenden Anschauungen zur Geltung zu bringen und in Geltung zu erhalten, sondern sie hat sogar die Pflicht, es zu thun, — die Selbsterhaltungspflicht, sich in ihrem eigensten Bestehen zu sichern. — Aber Recht und Pflicht dieser Art setzen die unbestrittene Herrschaft, sagen wir auch nur die unzweifelhaft weiteste Verbreitung der maßgebenden Anschauungen voraus. Und wenn wir auf diese Voraussetzung hin die bestehende Volksschule prüfen — was finden wir? —

Digitized by Google

Unbedingt darf behauptet werden, daß, in weitaus überwiegender Majorität, das deutsche Volk idealer Weltanschauung huldigt; und dieser zu dienen, ist daher für die Volksschule so Recht, wie Pflicht. — Wie aber steht es mit der religiösen Form des Idealismus? Wer wollte sich getrauen, das Ergebnis einer wahrhaft unbeeinflußten, spontanen Volksabstimmung über die Frage: konfessionelle oder religionslose Volksschule? — im voraus genau und mit Sicherheit anzugeben? Nach der lebhaften, ja stürmischen Bewegung zu urteilen, welche die v. Zedlitzsche Volksschulvorlage zu Fall gebracht hat, sollte man indessen doch wohl meinen, daß das Zünglein der Wage sich sehr merklich zu Gunsten der Konfessionslosigkeit des offiziellen, staatlichen Volksunterrichtes neigen dürfte, namentlich dann, wenn durch die sogleich zu besprechenden Sicherungsbedingungen Gefahren ausgeschlossen würden, welche durch unbedingte, einfache, sozusagen wilde Konfessionslosigkeit herbeigeführt werden würden. — Ist aber die öffentliche Meinung wirklich derart gesinnt, — ja dann ist nicht nur das Recht, die Volksschule im konfessionellen Dienste zu belassen, hinfällig, sondern für die gesetzgebenden Gewalten ist geradezu die klare Pflicht erwachsen, sie in zeitgemäßer Weise, dem Volkswillen entsprechend, umzugestalten; denn nun ist das Arbeitsprinzip der bestehenden Volksschule ebenso vergewaltigend und das Volksbewußtsein in seinem Wachsen und Werden deformirend, wie es die sozialistische Volksschule wäre. Und eine unausbleibliche Folge der Vergewaltigung wäre die Diskreditirung gerade dessen, zu wessen vermeintlichen Gunsten vergewaltigt wird, das heißt in casu: Diskreditirung der christlichen Anschauungen, denen nun seitens des von seiner konfessionslosen Häuslichkeit beeinflußten Schülers prinzipiell, blindlings, unbesehens widersprochen wird. Nun entbehrt der für die christliche Ethik Harthörige überhaupt jeden Moralunterrichtes, und er ist dadurch bestens vorbereitet, verwildernden Einflüssen zugänglich zu werden, materialistischer Genußsucht sich hinzugeben, dem begehrlichen Sozialismus zu verfallen; und derart dient die heutige Volksschule indirekt zum Züchten derjenigen Elemente, welche die Gesellschaft bedrohen.

An die Umgestaltung der Volksschule könnte natürlich erst dann gedacht werden, wenn zuvor seitens des deutschen Volkes eine dahin gehende unzweideutige Kundgebung erfolgt wäre — welche hervorzurufen der Reichstag wohl in seiner Hand haben dürfte. Es würde der Erlösung aus banger Schwüle, dem Wehen eines frischen Hauches gleichkommen, wenn er, von sterilem Partei- und Fraktionshader ablassend, wieder einmal eine ernste Prinzipienfrage großen Stiles auf die Tagesordnung setzte. Bevor das geschehen ist, bis dahin wäre es vergeblich, darüber zu klagen, daß die verfassungsmäßige Verheißung der Meinungs- und Glaubensfreiheit noch immer nicht ehrlich erfüllt worden sei; und auf das Recht zu pochen, welches ihren Besitz vergeblich gewährleistet hat. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß wie alle Sachen so auch das Recht seine zwei Seiten hat. Der felix possessor vermag davon nur die eine zu sehen und sagt dann mit redlicher Ueberzeugung zum infelix, zum Depossedirten: „Ja, Bauer, das ist was anderes."

Digitized by Google

18.

Worin hätten nun aber die Kautelen zu bestehen, unter deren Voraussetzung die Volksschule konfessionslos werden dürfte, ohne daß man zu befürchten hätte, sie zur Pflanzstätte des Umsturzes zu machen?

Zunächst wäre prinzipiell festzusetzen, daß die Konfessionslosigkeit der Volksschule nicht eine materialistisch-konfessionsfeindliche und ebenso wenig eine freie, eine „wilde" sein dürfe. Denn wollte man eine konfessionslose Volksschule à la française schaffen, wie eine radikale, materialistisch gesinnte, von Haß gegen alle Religion erfüllte Regierung sie in Frankreich eingesetzt hat, so hieße das zunächst die konfessionellen Kämpfe verewigen und nicht den Frieden anbahnen; sodann hieße es die Züchtung von Umstürzlern fördern und nicht ihr Einhalt thun. — Und wollte man die Volksschule mit freier, mit „wilder" Konfessionslosigkeit, mit voller Lehrfreiheit beglücken, ohne feste programmatische Direktive hinsichtlich des unbedingt festzuhaltenden Standpunktes, so würde der Staat sich jeder Handhabe zum Kontrolliren des Moralunterrichtes begeben, und er könnte es nicht hindern, daß auch materialistische Auffassung und Gesinnung den Kindern des Volkes eingepflanzt würde und sie dadurch zu Rekruten des Sozialismus und Anarchismus ausgebildet würden. Denn daran ist festzuhalten, daß die Metaphysik des Materialismus — auch diejenige des sich anmaßend „wissenschaftlich" nennenden — die Erzmutter — um nicht Essigmutter zu sagen — allen Umsturzes ist.

Sodann wäre dafür Sorge zu tragen, daß ein festes Lehrprogramm aufgestellt werde für, sagen wir: für ideal gesinnten, mithin dem Christentum nicht feindlichen, sondern seinen ethischen Grundanschauungen kongenialen, konfessionslosen Moralunterricht, und zwar nicht als Gewebe aus irgend einem aprioristisch und deduktiv abgewickelten, metaphysisch-windigen Gespinnste, sondern als Aufbau auf den festen Grund gesicherter Naturerkenntnis, wie solche den christlichen Grundanschauungen nicht widerstreitet, sondern sie nur erklärend ergänzen und aufhellen kann.[1])

Wie aber hätte man sich die Aufstellung eines solchen Lehrprogramms zu denken? Wie könnte es zu stande kommen? Wäre eine Reichstagskommission in der Lage, es aus sich hervorzubringen? Auf den glücklichen Zufall, daß der Reichstag über dazu vollkommen kompetente Kräfte verfügte, wäre kaum zu rechnen. Wohl aber darauf, daß, sobald nur die Volksschulfrage in einem ihre Konfessionslosigkeit in Aussicht nehmenden Sinne auf der Tagesordnung erschiene, daß dann die Tagespresse, sowie die Zeitschriften- und Broschürenliteratur eine Fülle orientirenden Materiales brächte. Zudem wäre es ja nicht ausgeschlossen, daß der Reichstag dem Urheber des besten, im bezeichneten Sinne verfaßten Lehrprogrammes einen ansehnlichen Nationalpreis aussetzte; und es wäre dann bei Deutschlands Reichtum an wohlgeschulten Kräften wohl mit Sicherheit darauf

[1]) Vergleiche die verdienstliche Studie von Ferd. Brunetière: La moralité et la doctrine évolutive (Revue des Deux-Mondes, 1. Mai 1895.)

Digitized by Google

zu rechnen, daß die Reichstagskommission, welche außerdem zur Heranziehung von Experten befugt wäre, über genügendes Material verfügen würde.

Endlich wäre hinsichtlich des an der Volksschule zu erteilenden Religionsunterrichts zu bestimmen, daß er obligatorisch wäre für diejenigen Kinder, deren Väter oder Vormünder es wünschen, während die übrigen Kinder auf Wunsch ihrer Väter oder Vormünder davon dispensirt zu bleiben hätten. — Der Religionsunterricht müßte, anstatt durch Laien, wie noch mehrfach geschieht, vielmehr ausschließlich durch vom Staate dazu angestellte Geistliche der bezüglichen Religionsgenossenschaften erteilt werden, außerhalb der für die übrigen Lehrstunden bestimmten Zeit. — — Hinsichtlich des vorgetragenen Lehrinhaltes stünde der Religionsunterricht unter der Kontrolle der bezüglichen Kirchenobrigkeit; im übrigen fänden auf ihn, hinsichtlich der Regelmäßigkeit des Besuches, Förderung erfolgreichen Fleißes, Disziplin und so weiter die allgemeinen Schulregeln Anwendung unter Aufsicht der Schulbehörde.

Daß es nicht den Vätern oder Vormündern überlassen bleiben dürfe, für Erteilung des Religionsunterrichtes zu sorgen, bedarf wohl kaum noch besonderer Begründung. Die Schule hat ja doch, so weit es thunlich ist, der erzieherischen Thätigkeit des Familienhauses sich anzuschließen und sie in seinem Sinne zu ergänzen, woher denn auch die Kinder religiös gesinnter Eltern der religiösen Erziehung nicht entbehren, sondern derselben in möglichst korrekter Weise teilhaftig werden sollen. Letzteres aber würde, infolge sei es von Unbemitteltheit, sei es von Nachlässigkeit der Eltern, gar oft nicht eintreten, wenn nicht die Schule die Sache in die Hand nähme und geeignete Lehrkräfte zur Verfügung stellte.

Es wird wohl zuzugeben sein, daß ein derartiger, der Religion gegenüber nicht feindlich und aggressiv, sondern versöhnlich hingestellter, in die Volksschule eingeführter religionsloser Moralunterricht keineswegs die, am 29. Januar 1893 im preußischen Abgeordnetenhause von hoher Stelle an die Wand gemalten, Umsturzgefahren herbeiführen, sondern vielmehr zur Klärung und Befestigung der sittlichen Anschauungen, zur Anbahnung des inneren Friedens und zu gesegnetem Ablaufe der verworrenen Uebergangszeit, in deren Mitte wir verantwortungsvoll stehen, beitragen würde. — Denn nun würde die Volksschule, wenn auch nicht von heute auf morgen, so doch in absehbarer Zeit es bewirken, daß die vom Herrn Kritiker hinsichtlich der Energie religionsloser sittlicher Motive aufgeworfene Frage auch in den Kreisen des niederen Volkes eine entschieden bejahende Beantwortung erführe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.

Bastian und die Fortschritte in der Völkerkunde.

Obgleich das Problem der menschlichen Gesittung uralt ist und schon in die Tage des Sokrates zurückreicht, so begegnen wir doch erst im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert den ersten selbständigen und ausführlicheren Versuchen, diese Frage nach dem jeweiligen Stande wissenschaftlicher Erfahrung zutreffend zu lösen. Voltaire, Montesquieu, Condorcet — von den Phantasien Rousseaus zu schweigen — bezeichnen mit der Philosophie und Kulturgeschichte vereinigenden Perspektive eines Herder und Schiller diese verheißungsvollen Anfänge einer Entwicklung, die in unseren Tagen zu so schöner Blüte sich entfaltet hat. So richtig nun auch manche Ideen der genannten Forscher sind, — ich erinnere nur an die Betonung der sozialen Existenz des Menschen, wie sie Voltaire gegenüber Rousseau hervorhebt, oder an die Forderung einer genauen Untersuchung über die Wechselwirkung zwischen dem Volkstypus und Klima und Boden, die wir schon in dem berühmten l'esprit des loix finden, oder an den Umstand, daß selbst Condorcet in seinem „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" allgemeine soziale Gesetze für den Verlauf des Völkerlebens aufstellt — so mußte doch so lange das Ergebnis unbefriedigend bleiben, als das induktive Material geographischer und ethnographischer Art noch nicht einigermaßen lückenlos beschafft war. Die Betrachtung konnte nicht mehr wie bislang in den luftigen Höhen der Philosophie verweilen oder sich lediglich an den engen Rahmen der Kulturgeschichte halten, sondern sie mußte, wie der geniale Ritter es wollte, topographisch begründet werden. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, so ruft er in seinem vorzüglichen, leider viel zu wenig beachteten Werke: „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen" aus, um der Geschichte des Menschen und der Völker willen auch einmal von einer minder beachteten Seite, von dem Gesamtschauplatz ihrer Thätigkeit aus, der Erde in ihrem wesentlichen Verhältnis zum Menschen, nämlich der Oberfläche der Erde, das Bild und Leben der Natur in ihrem ganzen Zusammenhange so scharf und bestimmt, als einzelne Kräfte es vermögen, aufzufassen und den Gang ihrer einfachsten und am allgemeinsten verbreiteten geographischen Gesetze in den stehenden, bewegten und belebten Bildungen zu verfolgen! Von dem Menschen unabhängig ist die Erde auch ohne ihn und vor ihm der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen u. s. w.[1]) Diese Entschleierung des Orbis terrarum ist für die Ethnologie eine der ersten Bedingungen ihres Erfolges, und es ist deshalb wahrlich kein Zufall, wenn erst in unseren Tagen durch die Erfüllung jener Voraussetzung ihr Programm in großen Umrissen der Realisirung entgegen geführt wird. Daß dies überhaupt möglich war, haben wir in der Hauptsache der rastlosen Arbeit des Altmeisters der Ethnologen, Professor Adolf Bastian, zu verdanken, der am Ende dieses Monats (den 26.) die Feier seines siebenzigsten Geburtstages in Berlin begeht.

Es ist interessant, zu beobachten, daß der junge Schriftsteller, als er gegen Ende der fünfziger Jahre mit den ersten Schriften an die Oeffentlichkeit trat, zu einer Zeit, als der Name seiner Wissenschaft ein recht seltenes Wort war, schon mit voller Schärfe und Bestimmtheit das Ziel bestimmte, dem er während seines ganzen thatenreichen Lebens unentwegt treu geblieben ist. Dies besteht, kurz gesagt, in dem Studium des psychischen Wachstums der Menschheit und der für diese Entwicklung maßgebenden Gesetze und zwar auf Grund einer naturwissenschaftlichen Psychologie, wie sie dem kühnen Denker vorschwebte. Die Psychologie (so erklärt er) ist die Wissenschaft der Zukunft, die den weiter und weiter auseinander

[1]) Vielleicht ist der Hinweis auf ein Werk des Verfassers gestattet, das diese Entwicklung genauer verfolgt: Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. F. Enke, Stuttgart 1896.

Digitized by Google

klaffenden Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen allein zu vermitteln vermag, um den Grundstein einer einheitlichen Weltanschauung zu versiegeln. Wenn bisher die Versuche der sogenannten Materialisten, neue Systeme aufzubauen, verunglückten, wenn sie die hochgespannten Erwartungen des Publikums nicht zu befriedigen vermochten und keine Antwort fanden auf jenes tiefe Sehnen der Menschenbrust, das in allen Zeiten und unter allen Völkern den irdischen Horizont umdämmert, so lag der Mangel in der Vernachlässigung der Psychologie, die sie noch nicht aus den Händen der dialektischen Spekulation zu nehmen und als ein ihnen angehöriges Gebiet zu reklamiren wußten. Sie traten den Idealisten als Partei gegenüber, statt auch deren Objekte in den Bereich naturwissenschaftlicher Forschungen zu ziehen; die wahre Wissenschaft kennt weder Materialismus noch Idealismus, da sie beide umfaßt. Die Psychologie hatte die Ausbildung der übrigen Naturwissenschaften zu erwarten, weil sie erst auf ihnen fortbauen kann; aber jetzt, wo die Vorarbeiten hinlänglich weit gediehen sind, tritt sie als neues Glied in ihre Reihe, um dadurch die Brücke zu schlagen von dem engen Kreise der Sinnlichkeit in das unendliche Reich der Ideen. Bei der im geflügelten Sturmschritt der neuesten Geschichte unaufhaltsam angebahnten Umgestaltung unserer Weltanschauung müssen wir alle unsere Vorstellungen und Begriffe aufs neue in den Schmelztiegel psychologischer Analyse werfen, um nach unseren erweiterten Kenntnissen die herauskristallisirenden Produkte zu bestimmen, so unangenehm solche Operationen auch für solche werden mögen, die auf den überkommenen Errungenschaften als auf einem sanften Ruhekissen auszuschlafen meinten. Was frühere Epochen gearbeitet und geschaffen haben, ist damit weder negirt noch verworfen, aber auch in uns muß die Eigentümlichkeit des Zeitgeistes zum Durchbruch kommen, um aus vergleichender Zusammenstellung mit den schon gelieferten Resultaten die notwendigen Schlüsse zu ziehen und uns selbst zu verstehen. Soll diese weite psychologische Perspektive, wie sie in diesem Umfange noch keine frühere Zeit kannte und kennen konnte, aber wirklich induktiv gesichert sein, soll sie nicht eine bloße metaphysische Luftspiegelung bleiben (gleich so mancher anderen verblichenen Fata Morgana), so bedarf es, wie sich von selbst versteht, jener umfassenden empirischen Materialsammlung. Gerade hierin ist Bastian wohl unbestrittener Meister, kein anderer hat so wie er in den verschiedensten und häufigsten Kreuz- und Querzügen den Erdball durchzogen, — griff er doch noch, schon an der Schwelle des Greisenalters, im Jahre 1890 zum Wanderstabe — keine Mühe und Drangsal ließ er sich verdrießen, wenn es galt, die kostbaren Schätze der rettungslosen, unwiederbringlichen Vernichtung zu entreißen, mit der unsere brutale europäische Zivilisation die niederen Gesittungsstufen bedroht. In dieser während reichlich drei Dezennien fortgesetzten Forschungszeit ist es dem begeisterten Vorkämpfer für seine Wissenschaft denn auch gelungen, manches wertvolle Juwel in die Schatzkammer seines stolzen Museums an der Königgrätzerstraße in der Reichshauptstadt heimzubringen — ich erinnere statt aller Beispiele nur an den uralten Tempelsang der Polynesier, den unser Reisender auf der königlichen Bibliothek in Honolulu entdeckte. Ebenso bemerkenswert ist sein seltenes Agitationsgeschick, mit dem er überall die richtigen Männer aufzuspüren und an den ihnen zukommenden Platz zu bringen weiß. Daß seine literarische Produktivität ins Grandiose geht und alles übersteigt, was man sonst von gewöhnlichen Sterblichen erwartet, ist bekannt; seine Werke werden noch kommenden Generationen bis auf unabsehbare Zeiten hin vollauf Stoff zu kritischer Verarbeitung bieten. Auch diese Gedankenstatistik, wie der Ausdruck lautet, schwebte ihm schon bei seinem ersten größeren Werk: „Der Mensch in der Geschichte" mit dem charakteristischen Zusatz: „Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung" vor, wo es am Schluß folgendermaßen heißt: Unsere Wissenschaft bedarf einer Gedankenstatistik, die zugleich das organische Wachstum des Geistes in den gesetzmäßigen Umwandlungen seiner Produkte erfaßt. Mit Zahlensäulen ist das noch unexplorirte Terrain abzustecken und um sie als orientirende Landmarken der Faden lebendiger Forschung zu schlingen. Alles Existirende muß aus seinen Elementen, aus seinen kleinsten Teilchen verstanden werden, und die Elemente im Geistesleben sind die Gedanken, die die Psychologie nach ihren

Digitized by Google

relativen Werten zu sichten und abzuwägen hat. Die Gedankenschöpfungen der Völker, die in den verschiedenen Zeiten, die nach den Eigentümlichkeiten der Nationalitäten auf ihrem jedesmaligen Mutterboden hervortrieben, sie sind zu klassifiziren, zu ordnen als Zweige am immergrünen Stamm der Menschheit, sie sind zu bestimmen nach den notwendigen Proportionen, in denen sie zu einander stehen. Erst wann es dem Menschengeist gelungen ist, durch das gesamte Weltall seine Wurzeln zu schlagen und aus den zusammenklingenden Harmonien der Teile die belebende Ernährung einzusaugen, wird aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit des Selbstbewußtseins organisch emporwachsen. Das, was wir, unsere Mitmenschen denken, was unsere Vorfahren dachten, das, was die Menschheit denkt, muß verstanden werden, wie jedes Erzeugnis des harmonischen Kosmos, verstanden werden in seinen Relationen, in seinem gesetzlichen Zusammenwirken.

So hat Bastian, ausgerüstet mit den vielseitigsten, über den Bereich der Fachwissenschaft weit hinausgreifenden Kenntnissen, — das gilt sowohl für die Sprachforschung wie für die heiklen Probleme der Philosophie -- es unternommen, die Grundlinien einer neuen, vielversprechenden Weltanschauung zu entwerfen, ohne deren Entwicklung durch eine voreilige systematische Formulirung zu beengen und zu gefährden. Die moderne Völkerkunde erscheint uns in dieser erhabenen Perspektive als eine induktive Geschichte des menschlichen Geistes, wie er sich auf den verschiedenen Stufen eigenartig entfaltet hat, und es ist keine Frage, daß eine zukünftige Philosophie gerade hier die untrüglichen Dokumente für ihre Untersuchungen entlehnen wird. Es würde uns begreiflicherweise viel zu weit führen, wenn wir es hier versuchen wollten, die Ergebnisse dieser neuen Lehre vom Menschen auch nur ihren allgemeinen Umrissen nach zu skizziren; aber wir können es doch nicht wohl unterlassen, auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen, an dem sich die fundamentale Umwälzung, wie sie durch die neuere Ethnologie in unserem Weltbilde hervorgerufen ist, besonders anschaulich beobachten läßt, es betrifft die Ethik. Während die spekulative Philosophie sich und anderen immer einzureden suchte, daß zufolge eines immanenten Sittengesetzes (als dessen Organ gewöhnlich das Gewissen angesehen wurde) sich eine einheitliche Entwicklung nach unwandelbaren Idealen vollziehe, bewies die Völkerkunde nunmehr, daß dieser angeblich unzweifelhafte Kanon sittlicher Normen in der That eine Fülle der verschiedenartigsten, sich häufig geradezu ausschließenden Pflichten und Verbote enthielt und daß den einzigen Wertmesser für das Erlaubte und Gebotene nicht etwa das subjektive Gutdünken des einzelnen bilde, sondern die ganze Struktur des betreffenden sozialen Organismus; mit anderen Worten statt eines absoluten wurde der einzig zutreffende relative Maßstab für die Beurteilung der menschlichen Wandlungen eingesetzt, wie ihn schon das Altertum geahnt hatte. Auch diese soziologische Begründung der Moral findet sich schon in dem angeführten Jugendwerk unseres Gewährsmannes mit voller Klarheit ausgesprochen: Ein schlagender Beweis für die Einseitigkeit unserer Weltanschauung ist die Hartnäckigkeit, mit der stets wieder behauptet wird, daß die bei uns geltenden Prinzipien, die für uns heiligen Wahrheiten deshalb auch bei allen Völkern gefunden werden müßten und der Natur des Menschen als solcher zu Grunde lägen. Als ob es außer uns, in unserer nördlichen Weltinsel, keine anderen Bewohner der Erde gäbe, und wir seit den zwei Jahrtausenden, daß wir zu denken angefangen, schon alle Weisheit absolvirt hätten. Ein übermütiger, aber überall als Konsequenz des Egoismus wiederkehrender Stolz hat lange den Europäer verleitet, sich als das Ideal des Menschen anzusehen, auf alle anderen Völker verachtend herabzublicken und jedes Volk, das verschiedene Ansichten aus seinem Gesellschaftsleben zu gewinnen wagte, schon deshalb zu verdammen. Er denkt weder an die weiten Kontinente, die noch den Globus bedecken, und wo unzählige Völker ihre selbständigen Kulturen entwickelten, er erinnert sich nicht der vielen glänzenden Geschichtsepochen, die entstanden und vergingen, als noch kein Lichtstrahl der Zivilisation in die Barbarei seiner Wälder gedrungen war. Die Mehrzahl der Gebildeten blickt nicht über ihre Atmosphäre hinaus; aber wer irgend gesunde Ansichten von Statistik oder einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat, wird sich wohl hüten, nach ihr den

Digitized by Google

Durchschnittsmenschen der großen Volksmassen zu konstruiren. Die bei uns geltenden Grundsätze der Moral hat man deshalb für die allein natürlichen, für die den Menschen angeborenen gehalten und, wo sie fehlten, sie mit Gewalt einzudrängen gesucht. Solchen Fehlgriffen gegenüber kann nur, wie Bastian an einem andern Orte ausführt, die komparativ-genetische Methode helfen. Im Aufbau einer naturwissenschaftlichen Psychologie, mit dem durch die Ethnologie gelieferten Material werden sich deshalb die leitenden Prinzipien zu ergeben haben für die angewandte Ethik einer positiven Moral. Im übrigen bedarf es keiner besonderen Betonung, daß trotz aller schreienden Widersprüche im einzelnen auch auf diesem Gebiete sich gewisse gleichartige formale Bestimmungen finden, welche die Einheit des menschlichen Geistes gleichfalls für die Sitte bekunden.

Ist auch mancher Streitfall in der mächtig aufstrebenden jungen Wissenschaft noch nicht geschlichtet und scheinen auch einem ängstlichen Blick die Pfeiler des stolzen Gebäudes mitunter zu schwanken, so darf doch der greise Jubilar an diesem seinem Ehrentage sich des stolzen Bewußtseins erfreuen, in langer, rastloser Arbeit die uralte, aber immer verfehlte Lehre vom Menschen für die Aristokratie der Gelehrtenrepublik als eine unvergängliche Wahrheit neu begründet zu haben, ein monumentum aere perennius, das den Urheber noch lange überdauern wird. Hoffen wollen wir aber, daß die seltene geistige Rüstigkeit, die den Altmeister der Ethnologen auszeichnet, ihm es noch gestatten möge, den imposanten Bau, zu dem er die Grundsteine gelegt, bis auf unabsehbare Zeit hin mit thatkräftiger Hand zu fördern.

Th. Achelis.

Literarische Berichte.

Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte von Dr. Johann Friedrich von Schulte. Sechste umgearbeitete Auflage. Stuttgart, W. Kohlhammer. 12 Mark.

Ein bekanntes und wertvolles Werk, das, für den akademischen Gebrauch geschrieben, neben dem kleineren Buche von Friedrich Schuler-Libloy unter der verhältnismäßig geringen Anzahl deutscher Lehrbücher über das germanische Recht die größte Verbreitung gefunden hat. Es ist sehr reich an Quellencitaten und Nachweisen über die Literatur und in Rücksicht auf die Materialien sehr zuverlässig, so daß es für das gelehrte Studium und die Forschung namentlich für rechtsvergleichende Zwecke einen bleibenden Wert besitzt. Für den sozialwissenschaftlichen Standpunkt interessant ist die auch von Schulte betonte Scheidung des Erbes in Erbgut und Errungenschaft (S. 534) in den germanischen Volksrechten, die am deutlichsten im russischen Erbrechte erhalten geblieben ist. Das Werk wird in seiner sechsten Auflage ohne Zweifel seine wohlverdiente Beliebtheit noch vermehren.

Schroeder-Teschen.

Ein Ministerium unter Philipp II. (Kardinal Granvella am spanischen Hofe 1579—1586). Von Martin Philippson. Berlin, Siegfried Cronbach.

Das vorliegende, vornehm ausgestattete große Werk des bekannten Geschichtsschreibers auf dem Gebiete des Mittelalters, der nicht müßig ist, seitdem er die Lehrkanzel verlassen, stellt eine wesentliche Bereicherung und Klarstellung der politischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts dar, ja es füllt in der internationalen historischen Literatur über diese Zeit eine trotz der von Charles Piot veröffentlichten „Correspondance du cardinall de Granvella“ bestandene Lücke aus. Die Jahre, die das Werk umfaßt, bilden in Philipps II. Regierung den Abschnitt, wo er die mehr als zwei Decennien geübte Friedenspolitik aufgibt und zum Angriff auf die mit ihm rivalisirenden Mächte übergeht; wo er Portugal erobert, bedeutsam in die französischen Verhältnisse eingreift, sich zur Eroberung Englands anschickt, am Niederrhein der Gegenreformation zum Siege verhilft — und dies alles auf Anregung und mit wirksamer Beteiligung jenes Granvellas, der ein halbes Jahrhundert fast dem Habs-

Digitized by Google

burgischen Herrscherhause, von dem er glaubte, daß es zur Erneuerung altrömischer Weltherrschaft und zur Verbreitung des römisch-katholischen Christentums über die ganze Erde berufen sei, mit aller Hingebung gedient hat. Es treten uns aus den Blättern des Philippsonschen Werkes, dessen Hintergrund der große Kampf religiöser und politischer Interessen ist, der zu jener Zeit das gesamte Europa durchwogte und zerriß, Elisabeth von England, Kaiser Rudolf II., Papst Gregor XIII., Jakob II. von Schottland, Margarete und Alexander von Parma in scharf gezeichneten Umrissen entgegen. In bestimmter Weise werden die eigentlichen Bestrebungen Maria Stuarts und ihr unbestrittener Charakter an der Hand der Quellen erkannt und dargelegt. Wir gewinnen durch das Buch eine historische Ueberzeugung über diese unglückliche Königin, die ebenso ungünstig ist, als die über den schwachen Sonderling Kaiser Rudolf II. Ein hochinteressantes Werk, das die gleiche Aufmerksamkeit bei Historikern und Laien verdient.

E. S.

Ceylon. Vortrag gehalten im Verein für Erdkunde zu Leipzig am 5. Februar 1896 von F. Zirkel. Leipzig. Druck von Breitkopf & Härtel.

Ein Vortrag von etwa einstündiger Dauer über eine Reise nach Ceylon und einen etwa sechswöchigen Aufenthalt auf der Wunderinsel, während dessen dem Reisenden und seiner Begleiterin durch mehrseitiges Entgegenkommen besonders viel Sehenswertes geboten ist. Die Schilderung erstreckt sich im wesentlichen auf die persönlichen Eindrücke, sie ist in schwungvoller, edler Sprache geschrieben und gewährt ein klares, anschauliches Bild des Erlebten.

K. F.

Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. Von Georg Ludwig von Maurer. Zweite Auflage. Mit einleitendem Vorworte von Heinrich Cunow. — Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand). 5 Mark.

Heinrich Cunow, der mit seiner Schrift „Die Verwandtschaftsorganisation der Australneger" in die Reihe jener verdienstvollen Schriftsteller eingetreten ist, welche wie Bachofen, Giraud-Teulon, Mac-Lennan, Lubbock und namentlich Lewis H. Morgan gleichsam den Darwinismus in die Geschichtsforschung hineinzutragen bemüht sind, hat es unternommen, das seit Jahrzehnten vergriffene Werk des ehemaligen bayerischen Ministers und griechischen Regenten, Georg Ludwig von Maurer, in neuer Auflage herauszugeben. Die Einleitung Cunows macht darauf aufmerksam, daß Maurer die Forschungen über die Urfamilie und die Gentilverfassung der Völker in den ersten Entwicklungsstadien nicht gekannt hat. Trotzdem gelangt Maurer in den wesentlichsten Zügen seines für seine späteren Arbeiten grundlegenden Werkes zu der Erkenntnis, daß verwandtschaftliche Bande auf das Familien- und öffentliche Leben unserer Vorfahren und auf dessen Entwicklung durch Jahrhunderte hindurch den mächtigsten Einfluß gehabt haben. In dem systematischen Gliederbau des Werkes und seinen einzelnen Kapiteln spricht sich so deutlich wie kaum in einem andern kulturhistorischen Buche der Nachweis aus, daß das Privateigentum überall, dann und dort und in Rücksicht auf solche liegende und fahrende Habe entstanden ist und entstehen muß, die in ihrer verfügbaren Menge wo und wann immer die Bedürfnisse der ganzen Bevölkerung nicht mehr in vollkommener Weise zu befriedigen vermögen. Maurers vorliegendes Werk ist daher für die exakte Forschung der Nationalökonomie von ebenso hervorragendem Werte wie für die Kulturgeschichte.

Schroeder-Teschen.

Vergiftete Pfeile. Roman von C. von Brewitz. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 4 Mark.

Das sensationelle Thema der anonymen Briefe, die ihre tückische Wirkung bis in die höchsten Kreise ausüben, ist hier zu einem spannenden Roman ausgestaltet worden. Die Grundidee mag der Verfasser wohl aus dem weltbekannten „Fall Kotze" geschöpft haben, der jüngst zu so tragischer Wendung führte, indessen ließ er doch seine Phantasie frei walten, schuf selbständige Figuren und baute eine eigene Handlung auf. Den Schauplatz derselben bildet eine fürstliche Residenz, in welcher, wie es anderswo ja thatsächlich geschehen ist, die „vergifteten Pfeile" nach allen Richtungen schwirren und arges Unheil anrichten, ohne daß zunächst der unheimliche Schütze entdeckt würde. Mit hämischer Freude gewahrt er, wie hier und da seine Pfeile „sitzen", Gatten einander entfremdet werden und Verlöbnisse, die mit der Aussicht auf eine glückliche Zukunft geschlossen wurden, sich wieder lösten. Sogar bis an den Thron wagen sich die Verdächtigungen, und es gelingt dem Verleumder wirklich, das Mißtrauen des Fürsten gegen seine verdienten Ratgeber wachzurufen. Aber wie häufig ein Frevler durch ein einziges Versehen in der wohl berechneten Kette seiner Listen entlarvt wird, so geschieht es auch hier. Die aus dem Hinterhalt abgesandten Pfeile prallen auf den tückischen Schützen zurück, und ihn selbst trifft das Verderben, während die durch ihn angerichteten Irrungen ihre befriedigende Aufklärung finden. Das Buch ist fesselnd und spannend geschrieben und macht in allen seinen Einzelheiten den Eindruck voller Lebenswahrheit.

Digitized by Google

Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Albert Stauffer. München, R. Oldenbourg.

Unleugbar ist die Glanzperiode der attischen Kultur der entscheidende Wendepunkt der griechischen Geschichte, ja eine der entscheidendsten Peripetien der alten Welt und dadurch eine der größten der Menschheitsgeschichte überhaupt. Diese Zeit — aufgefaßt und behandelt als maßgebend für die Kulturmenschheit — darzustellen, ist eine so hohe und ideale Aufgabe, daß sie wohl einen Forscher zu begeistern und zu der mühevollen Arbeit anzuspornen vermag, welche sie erfordert. Albrecht Stauffer hat in dem vorliegenden umfangreichen Werke die Arbeit vieler Jahre niedergelegt. Deutsche Gründlichkeit und eine hohe Auffassung der ideellen Mission der Geschichtsschreibung sind die markanten Eigenschaften des Autors.

Auf der großen und tiefen Bildfläche der Glanzzeit Athens heben sich jene zwölf weltberühmten Gestalten, denen Stauffer seine kulturgeschichtlichen Forschungen gewidmet hat, als Wahrzeichen ihrer Zeit reliefartig ab: der Feldherr Kimon — der Maler Polygnótos — Aeschylos, der Tragiker — der Staatsmann Perikles — der Bildhauer Pheidias — Sophokles, der Tragödiendichter — der Vater der Geschichte Herodot — Alkibiades, der Held der Perserkriege — Aristophanes, der Lustspieldichter — der Tragiker Euripides — der Geschichtsschreiber Thukydides — der Weltweise Sokrates. Durchaus nicht schwerfällig geschrieben, reich an Abwechslung des Stoffes und überdies vornehm ausgestattet, ist das Werk geeignet, nicht nur den Kulturhistoriker zu erfreuen und dem Sozialforscher Anregungen zu geben, sondern auch jeder Privatbibliothek zur Zierde zu gereichen.

Schroeder-Teschen.

Moderne Streber. Roman von Rudolf von Gottschall. 2 Bände. Jena, H. Costenoble.

Als treibendes Motiv verwertet Gottschall in dieser seiner neuesten Romanschöpfung einen bemerkenswerten, wenn auch leider nicht sehr erfreulichen Zug unserer Zeit, das Strebertum, die fast fieberhafte Sucht, sich rücksichtslos mit Preisgebung aller edleren Regungen des Menschenherzens in den Besitz von Macht und Glanz zu setzen. Indem der Verfasser zeigt, wie dieser Trieb sich fast in allen Schichten des heutigen Gesellschaftslebens geltend macht, entwirft er ein figuren- und farbenreiches Bild dieses Lebens. Den Mittelpunkt desselben nimmt ein internationaler Abenteurer ein, dessen Parasitentum sich an den großen Weltverkehr heftet. Der Held des Romans entbehrt, so wie der Dichter ihn schildert, nicht eines genialen Zuges, er verbindet mit einem großen Blick eine kühne Unternehmungslust, allein die Leidenschaften verblenden ihn, und unter den leidenschaftlichen Trieben ist es vor allem der Ehrgeiz, der von seinem Geiste Besitz nimmt und ihn schließlich dem Verderben entgegentreibt. Haben wir es in dem Roman auch nur mit einer freien Phantasieschöpfung zu thun, so sind in dieselbe doch vielfach Züge aus dem wirklichen Leben verwoben, und es dürfte gerade darin nicht zum kleinsten Teile der Reiz der beiden Bände liegen. Es ist namentlich eines der bekannten großen „Weltunternehmen", dessen Geschichte deutlich vernehmbar zwischen den Zeilen des Romans hindurchklingt. Das Werk ist mit Frische und Lebendigkeit geschrieben und wird jedenfalls das Interesse eines großen Leserkreises wachrufen.

Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden, Karl Reißner.

Das Buch war der Uebersetzung wert, und das gebildete deutsche Publikum wird Herrn Katscher für diese Dank wissen. An Kells Ingrams Arbeit ist vieles zu loben: die sehr geschickte Anlage des Buches, die Vollständigkeit des Materials in Bezug auf die neuere Zeit, das verständnisvolle Eindringen in den großen historischen Zug des Knechtschaftswesens und seine wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung und endlich die erstaunliche Zuverlässigkeit der meisten Details.

Wenn wir aber dies alles hervorheben, so müssen wir andererseits auch zweier Fehler gedenken, die Kells Ingram begangen hat. Zuerst hat er das Knechtschaftswesen bei den Germanen ganz und gar übersehen, was namentlich in dem Kapitel „Uebergang zur Hörigkeit oder Leibeigenschaft" für den denkenden und einigermaßen mit der Kulturgeschichte vertrauten Leser sehr empfindlich ist. Der zweite Fehler ist der, daß der Autor sich einer vollständigen Verwechslung der griechischen Volksklassen mit römischen Zuständen schuldig gemacht hat. Er schildert nämlich das griechische Klientenwesen gerade so, wie Seeck das römische Patronat über freigelassene Sklaven im I. Bande seines Werkes „Geschichte des Unterganges der antiken Welt" so meisterhaft dargelegt hat. Nun war aber die lateinische Klientenklasse durchaus nicht dasselbe, was die griechische Volksklasse der Metöken (μέτοικοι Ansiedler) gewesen ist, in welch letztere nicht der Freigelassene (ἀπολελύτερος) als solcher, sondern der πελάτης (der sich Nähernde, der Nachbar) gehörte, auch wenn er kein Freigelassener war und sich bloß in den Schutz seines reicheren vollbürgerlichen Nachbars stellte. Auch die

Digitized by Google

besitzlosen Stände der Demiurgen und Geomoren, die um Lohn oder gegen 1/6 des Ertrages landwirtschaftliche Arbeiten versahen, gehörten in die Klasse der Klienten in das πελατικόν, während die römische Klientel durchaus aus Freigelassenen bestand und der lateinische Freigelassene infolge dieser seiner Eigenschaft allein Klient wurde. Der englische Gelehrte hat an diesem kulturhistorischen Verstoße wohl weniger Schuld als seine fast durchwegs englischen Quellen.

Schroeder-Teschen.

Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. Erster Band. Die Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts. Jena, G. Fischer.

Auf dem Gebiete der Geschichtsdarstellung vollzieht sich zur Zeit ein großer, nur mit Freude zu begrüßender Wandel; während bis vor kurzem noch die Geschichte sich für uns wesentlich in der Staatsgeschichte verkörperte und höchstens unter der unbestimmten und zum Teil geradezu fehlerhaften Bezeichnung „Kulturgeschichte" eine mangelhafte und dürftige Darstellung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Geschichtsperioden dargeboten wurde, entwickelt sich nunmehr eine rationelle und systematische Darstellung der Entwicklung des Wirtschaftslebens, eine wissenschaftlich-korrekte „Wirtschaftsgeschichte". Zu den verdienstvollsten Bearbeitern dieses Gebietes gehört der Verfasser des vorliegenden Werkes. Wie erst kürzlich durch das Werk „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth" liefert er uns auch durch das neue den besten Beweis für die Stichhaltigkeit und Ergiebigkeit seiner Methode. In der Einleitung seines Buches schildert er auf Grund selbständiger Forschungen den Zustand, in dem sich Geldkapital und öffentlicher Kredit gegen Ende des Mittelalters befanden. Die Bedeutung der „Renaissance" für das wirtschaftliche Leben, der Sinn des alten Ausspruchs „pecunia nervus belli", die Gestaltung des öffentlichen Kredits, die Geldleiher und die Entstehung der ersten Börsen — alles das gelangt unter gründlicher Benützung der überall verstreuten Materialien zu einer klaren und erschöpfenden Darstellung. Im Anschluß an diese folgt dann die Schilderung der Entwicklung der gewaltigen Geldmächte des 16. Jahrhunderts, der Fugger, Welser, Höchstetter, Medici, Grimaldi, Strozzi und anderer. Mit Recht trägt das Zeitalter den Namen des zuerst genannten Geschlechts. Wenn der Verfasser das Legendäre der Erzählung von einem Schuldbriefe Karls V., den Anton Fugger in dessen Gegenwart verbrannt haben soll, nachweist (einer Erzählung, in welcher das Volk sich nur die sprichwörtlich gewordene Macht jenes Großkaufmanns veranschaulichte), so zeigt er andererseits, wie derselbe Jakob Fugger es wagen durfte, dem mächtigsten Monarchen seiner Zeit die Worte ins Angesicht zu schleudern, daß seine kaiserliche Majestät die römische Krone ohne der Fugger Hilfe nicht hätte erlangen können. Seit den Tagen, da Kaiser Maximilian I. den Gesandten Heinrichs VIII. bat, er möge doch Jakob Fugger versichern, daß sein König ihn, den Kaiser, weiter unterstützen wolle, bis zu dem kritischen Augenblicke, da der vor Kurfürst Moriz von Sachsen flüchtende Kaiser Karl V. dem Anton Fugger schrieb, er möge doch um des Himmels willen nach Innsbruck kommen, das sei es, was er, der Kaiser, jetzt am meisten wünsche — in dieser ganzen Zeit voll welterschütternder Ereignisse haben die Fugger ihren Platz am großen Schwungrade der Weltgeschichte gehabt. Noch bei seinem Tode galt Anton Fugger als „ein wahrer Fürst der Kaufleute", obwohl damals seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt war, und noch jahrhundertelang hat der Name der Fugger sprichwörtlich als typischer Gattungsname gewaltiger Geldmacht fortgelebt. Erst in weitem Abstande folgen den Fuggern an weltgeschichtlicher Bedeutung andere Geschlechter des 16. Jahrhunderts. Die französischen Könige konnten jahrzehntelang nur mit Hilfe von Florentiner Bankiers ihre Kriegszüge nach Italien unternehmen, und leider wurde es ihnen durch deutsches Geld und deutschen Kredit erleichtert, Lothringen und dann im folgenden Jahrhundert auch das Elsaß vom deutschen Reiche loszulösen; ohne die Hilfe der italienischen Geldmächte wäre es den Spaniern unmöglich gewesen, dauernd Italien zu beherrschen. Wie es hierzu hat kommen können, wie die großen Handelsgesellschaften sich bildeten, wie sie zu ihren Kapitalien gelangten, wie die ersten Syndikate und Consortien zu stande kamen und dann die Leiter aller dieser Bewegungen sich zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung emporschwangen, das bildet den Gegenstand der Darstellung des vorliegenden Bandes. In einem zweiten, der dem ersten alsbald folgen soll, sollen in ähnlicher Weise die Weltbörsen und die großen Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts geschildert werden. Läßt sich die Bedeutung des ganzen Werkes auch erst nach dem Erscheinen dieses Schlußbandes vollständig würdigen, so darf jetzt doch bereits gesagt werden, daß es zu den interessantesten und wertvollsten zählt, welche der jüngste Zweig der modernen Geschichtsforschung, die Wirtschaftsgeschichte, hervorgebracht hat. h.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baierlein, J., Oberpfälzische Geschichten. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Biedermann, Dr. Karl, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Vierte vermehrte Volks-Ausgabe. Lieferung 2 bis 6. Breslau und Leipzig, Schles. Verlags-Anstalt von S. Schottlaender, à 50 Pf.

Brandes, Georg, William Shakespeare. Elfte Lieferung. Paris, Leipzig, München, Alb. Langen.

Brewitz, C. von, Vergiftete Pfeile Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Ernst, Otto, Karthäusergeschichten. Novellen und Skizzen. Hamburg, Conrad Cloß. M. 2.25.

Feilmann, Johanna, Onkel Johns Prinzipien. Eine Geschichte aus dem englischen Leben (Literarisches Schatzkästlein, Band IV). Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt, M. 1. —.

Fischer, Otto, Der Rechtsunterricht und das bürgerliche Gesetzbuch. Jena, Gustav Fischer. 60 Pf.

Gaß, Flora, Meine Verteidigung in Sachen von Hammerstein. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, Th. Schröter. 60 Pf.

Gilly, Alfred, Fesseln. Roman. Zwei Bände. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.

Hess, J. und **Dr. med. Mehler**, Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Frankfurt a. M., H. Bechold. M. 1. —

Jaden, Hans K. Freih. von, Theodor Körner und seine Braut. Körner in Wien, Antonie Adamberger und ihre Familie. Mit 16 Illustrationen. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). M. 3.60.

Ibsen, Henrik, Catilina. Drama. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Kerner, Justinus, Geschichten Besessener neuerer Zeit. Neu herausgegeben von K. L. Tübingen, Selbstverlag. (Zu beziehen durch Buchhändler Lindemaier, Tübingen).

Langermann, Johannes, Stein, Pestalozzi, Fichte in ihrer Beziehung zur sozialen Frage der Gegenwart. Barmen, Selbstverlag. (In Kommission bei Steinborn & Co., Barmen.)

Langewiesche, Wilhelm, Im Morgenlicht. Gedichte. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haessel.

L'Arronge, Adolf, Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2. —

Laurentis, Dr., Krapotkins Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. M. 2. —

Leroy-Beaulieu, Paul, Grundriss der Nationalökonomie. Bearbeitet von Edwin Ramsberger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. M. 3. —

Lindheimer, Franz, Hagars Liebe. Schauspiel. Zweite Auflage. Heidelberg, J. Hörning. M. 2. —

Litzmann, Berthold, Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Dritte, erweiterte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 4. —

Lynx, Aissa und anderes. Gedichte. Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag.

Mayreder-Obermayer, Rosa, Aus meiner Jugend. Drei Novellen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. M. 4. —

Monde moderne, le. Revue mensuelle illustrée. Mai 1896. Paris, A. Quantin.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, Teil I. Englisch-Deutsch. Lieferung 19. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1. 50.

Niemann, August, Die Erbinnen. Roman. 2 Bände. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Nourrisson, Voltaire et le voltairianisme. Paris, P. Lethielleux. fr. 7. 50.

Ortmann, Reinhold, Schatten der Vergangenheit. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Palmer, Ludwig, Eisenarbeiter in Schorndorf, Gedichte eines Arbeiters. Ausgelesen und zusammengestellt von Walter Kellerbauer. (Literarisches Schatzkästlein, Band VI.) Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1. —

Perfall, Anton Freiherr von, Schüchterchen. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4. —

Poschinger, Margareta von, Wie Künstler lieben. Novelle. (Literarisches Schatzkästlein, Band V.) Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1. —

Reinecke, Prof. Dr. Carl, Die Boethoven'schen Clavier-Sonaten. Briefe an eine Freundin. Leipzig, Gebrüder Reinecke.

Revue pour les jeunes filles. Mai 1896. Paris, Armand Colin et Cie.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Goethes Denkmal in Franzensbad.

Unser Korrespondent schreibt uns wie folgt aus Franzensbad: Der Erinnerung an Goethe und seinen Aufenthalt in Franzensbad ist ein Denkmal gewidmet, das heute (Sonnabend) in der anmutigen böhmischen Badestadt enthüllt wird. Es ist ein schöner Brunnen, der das Bronzebild des Dichters trägt.

Goethe besuchte Franzensbad sehr häufig. Auf der Reise nach und von Karlsbad und Marienbad machte er stets in Franzensbad Station und blieb hier jedesmal ein paar Tage. Die Chronik verzeichnet übrigens auch einen längeren Aufenthalt des Dichters am Franzensbrunnen. Das war im Jahre 1808. Da blieb er hier vom 9. bis 21. Juli und dann wieder vom 30. August bis 12. September. Man vermutet mit Recht ein zartes Abenteuer, wenn man das längere Verweilen und die auffallende Wiederkehr ins Auge faßt. Die Schöne, die Goethe hier fesselte, war die schlanke, dunkeläugige, dunkelhaarige Tochter des altenburgischen Ministers v. Zigesar, Sylvia v. Zigesar. Goethe kannte den Vater aus früherer Zeit und hatte auch das „behagliche Schaffen" der Mutter gerühmt, die ihre Kinder zur Liebenswürdigkeit erzogen hatte. Sylvia war der Mittelpunkt eines illustren Kreises. Verwandte und Fremde, Freunde und Verehrer scharten sich um sie, und es steht außer Zweifel, daß sie auch Goethe bezauberte. Er machte mit ihr lange Spaziergänge, richtete manches Briefchen und Verslein an sie, und durch alle klingt ein zärtlicher Ton, der hier und da eine recht vertrauliche Färbung gewinnt. Er war ihr am 9. Juli aus Karlsbad nach Franzensbad nachgereist, wohin sie sich wenige Tage vorher mit ihrer Familie begeben. Durch vierzehn Tage setzte er dann das fröhliche Leben in der Nähe der Verehrten fort, es war wieder am Franzensbrunnen wie es am Sprudel gewesen. Dann kehrte er nach Karlsbad zurück, sendet ihr mit einem tiefempfundenen Schreiben ein „armseliges Büschelchen" seiner Haare als Erwiderung für die „schöne, weiche, geringelte Gabe". Er bittet um einige Worte, besonders „um ein schon gebetenes". Und er schließt: „Tausendmal Adieu! Liebe, liebe Sylvia!"

Eines der Gedichte, die sie inspirierte, soll das „Bergschloß" sein, das nach einem Ausflug mit Sylvia in Jena entstand. Danach war sie die Schöne mit Zither und Flasche, die ihm zur Ruine voranstieg, die „Kellnerin", die sich mit dem Kredenzen Zeit ließ wie der „Knappe" mit dem Danke. Auch in dem schönen Gedichte „Sehnsucht" soll Goethe Sylviens gedacht haben. Was ist aus ihr nach dem flüchtigen Liebesspiel geworden? Hat sie der Dichter auch später wiedergesehen? Als er sie im September wieder in Franzensbad suchte, war sie bereits abgereist, aber es machte ihm große Freude, die Stätten wieder aufzusuchen, wo sie zusammen geweilt.

Ueber den kleinen Liebeshandel des großen Dichters unterrichtet ausführlicher der Schriftsteller Alois John in Eger in der Festschrift, die von den Franzensbadern anläßlich der Enthüllung ihres Goethe-Denkmals herausgegeben wurde.

= Dieses Heft wird auf Verlangen von jeder Buchhandlung zur Ansicht ins Haus gesandt. =

Stuttgart, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien
1896

Digitized by Google

Eingesa

Baierlein, J., Obe
Leipzig, Berlin,
M. 4. —

Biedermann, Dr. K
schichte. Vierte ver
bis 6. Breslau un
von S. Schottlaen

Brandes, Georg,
Lieferung. Paris,

Brewitz, C. von, Be
Leipzig, Berlin,
M. 4. —

Ernst, Otto, Kart
Skizzen. Hambu

Feilmann, Johanna
Geschichte aus
rarisches Schatz
Leipzig, Berlin,
M. 1. —.

Fischer, Otto, Der
liche Gesetzbuch.

Gaß, Flora, Mei
Hammerstein. M
Leipzig, Th. Schr

Gilly, Alfred, Fes
den, Leipzig und

Hess. J. und Dr. m
Hilfeleistung be
furt a. M., H. F

Jaden, Hans K.
seine Braut. Köt
und ihre Familie
Verlag des Univ

Ibsen, Henrik, C
München, Albert

Kerner, Justinus,
Neu herausgegeb
verlag. (Zu bezi
Tübingen).

Langermann, Joh
in ihrer Bezi
Gegenwart. Bar
bei Steinborn &

Langewiesche, Wi
Zweite, stark ver

L'Arronge, Adol
Schauspielkunst.
Anstalt. M. 2.

Rezensionsexe

Verantwort

hatten angeregen sein lassen, den Schlesiern die [illegible]
ebenso habe auch Liegnitz immer treu zu seinem Herrscherhause gestanden. Bei seiner Fahrt durch die Vorstädte habe er sich außerordentlich gefreut, wie die Bewohner in ihrer schlichten Weise ihre Häuser so schön geschmückt hätten. Die Stadt selber gleiche ja förmlich einem Garten in ihrer Fülle von Blumen. Der Kaiser beauftragte den Oberbürgermeister, seinen herzlichsten Dank der Bürgerschaft zu übermitteln, und leerte den dargereichten Becher auf das Wohl der Stadt.

Der Kaiser machte hierauf eine Rundfahrt durch die Stadt, überall von herzlichsten Ovationen begleitet, und nahm dann im Schlosse Wohnung.

---

* Die Breslauer **Schwarzseherrede des Kaisers** begegnet in der Presse den verschiedenartigsten Kommentaren. Merkwürdigerweise faßt man sogar vielfach die Bemerkung „Schwarzseher dulde ich nicht," wörtlich auf und weist sehr richtig, aber auch sehr überflüssig darauf hin, daß dem Kaiser die Macht fehlt, auch die pechrabenschwärzesten Schwarzseher aus dem Lande zu weisen. So will sogar der „Reichsb." darin einen Rückfall in die ferne Vergangenheit sehen, wo der Fürst Herr über Land und Leute war. Wir waren in diesem Falle bessere Menschen und haben keinen Augenblick daran gedacht, daß der Kaiser diese Bemerkung anders als bildlich gemeint haben könnte. Die „Voss. Ztg." glaubt dagegen, der Kaiser denke an Personen, die er aus ihren Stellungen zu entfernen die Macht und das Recht hat. Sie weist dann auf den kommandierenden General v. d. Goltz, den Kritiker der Zustände vor der Schlacht von Jena, hin, meint allerdings, daß sich der Unwille des Kaisers gegen diesen General nicht richten könne, fährt aber gleichwohl fort: „Es ist ausgeschlossen, daß der Kaiser dem ausgezeichneten Heerführer etwa habe zu verstehen geben wollen, er könne, wenn er will, wieder in die Türkei gehen und Pascha mit drei Roßschweifen sein." Das soll natürlich heißen, es sei nicht ausgeschlossen. Ob an dieser reichlich verklausulierten Mitteilung wirklich etwas ist, wird sich bald zeigen. Andere Blätter wieder glauben, daß der Kaiser auf die Alldeutschen angespielt habe. Daran ist wohl schon eher etwas Wahres. Im übrigen wird natürlich betont, daß nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht zur Kritik der öffentlichen Zustände bestehe, und daß es heute an Gelegenheit zur Kritik wahrlich nicht fehlt. Auch die Mahnung zum Zusammenschluß der Konfessionen wird sehr verschiedenartig beurteilt. Etwas skeptisch bemerkt die „Germ.", der natürlich die kaiserliche Mahnung sehr sympathisch ist:

„In einer Zeit, wo eine weitverbreitete und terroristisch auftretende Gesellschaft sich die Störung des konfessionellen Friedens zur Aufgabe gemacht hat, Parteien durch Schürung der konfessio-

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. Januar 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Bismarck in Biarritz. 1862—1864 I.	1
Ferdinand Kürnberger	Aus Liebe sterben. Novelle I.	12
Dr. W. Wyl	Gespräche mit Franz von Lenbach I.	33
Prof. Dr. C. Binz	Der Aether gegen den Schmerz. Ein fünfzigjähriges Jubiläum I.	51
Ludwig Fulda	Gustav Freytag als Dramatiker	69
Prof. Dr. Frantz Funck-Brentano	Die berühmtesten Gefangenen der Bastille	79
Dr. F. v. Schulte	Nationalsünden. I. Deutsches Philistertum	89
Prof. Dr. Yngvar Nielsen	Wo ist Nansen?	98
Prof. Dr. Steinthal	Werden die Menschen immer schlechter?	104
Adolf Lasson	Das Geheimnis der Langweiligkeit	108
Berichte aus allen Wissenschaften		116
	1. Rechtswissenschaft: **Prof. Dr. Birkmeyer:** Was ist eine Beleidigung?	
	2. Physiologie: **Dr. Karl L. Schäfer:** Wie lernt das Kind denken und sprechen?	
	3. Medizin: **Dr. C. Wegele:** Ueber die Bedeutung der Diät für die Verhütung und Heilung von Verdauungsstörungen.	
Literarische Berichte		125
	Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten von Theodor Wundt. — Erinnerungen eines Künstlers. Von Rudolf Lehmann. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Von Dr. Gustav Könnecke. — Unsere Kriegsflotte. Dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt von G. Wislicenus.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		127

Dieses Heft wird auf Verlangen von jeder Buchhandlung zur Ansicht ins Haus gesandt.

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1896

Digitized by Google

Prospekt.

Mit diesem Hefte tritt die „**Deutsche Revue**“ in ihren einundzwanzigsten Jahrgang. — Bei der Rückschau auf die früheren Jahrgänge, insbesondere auf die zwölf Hefte des Jahres 1895, dürfen wir mit Befriedigung konstatiren, daß eine stattliche Reihe von Beiträgen berühmter Autoritäten auf allen Gebieten darin veröffentlicht worden, die vermöge ihres hohen Wertes in ihrer Mehrzahl geradezu als wichtige und einzige Quellen für spätere Forschungen gelten müssen.

Hochgestellte Staatsmänner, Diplomaten, Parlamentarier, die bedeutendsten Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, hervorragende Weltreisende ꝛc. legen in der „**Deutschen Revue**“ ihre Erinnerungen, Erfahrungen, Ansichten, die Ergebnisse ihrer Forschungen, ihre Reiseerlebnisse ꝛc. nieder und gestalten so die „Deutsche Revue“

zum Spiegelbild der zeit- und weltbewegenden Begebenheiten und Fragen.

Im Auslande besitzen derartige Revuen große Verbreitung und bedeutenden Einfluß, da jeder Gebildete deren Lektüre für unerläßlich hält; bei uns bricht sich diese Erkenntnis erst Bahn, und die „**Deutsche Revue**“ findet sowohl in der gesamten Presse, wie in allen Ständen bis in die höchsten Kreise immer größere Beachtung, so daß das ihr gesteckte Ziel,

das unentbehrliche Organ für jeden Gebildeten

zu sein, mehr und mehr erreicht wird.

Der neue Jahrgang wird ganz hervorragende Beiträge enthalten — ein Blick in das vorliegende erste Heft wird dies bestätigen. Weitere Arbeiten von

W. v. Bunsen, R. v. Gottschall, Gerhard Hauptmann, General v. Janson, Geheimer Rat W. v. Oncken, Graf Pfeil-Zerghaus, H. v. Preuschen, Prof. Carl Reinecke, Generalkonsul A. Schn[illegible]zans, Prof. Dr. A. Seeligmüller, Comte Vandal, Admiral Werner u. a.

stehen bereits zur Verfügung oder sind in Aussicht.

Wir beginnen deshalb den neuen Jahrgang mit der freudigen Zuversicht, daß uns unsere zahlreichen Freunde treu bleiben und daß die „**Deutsche Revue**“ immer mehr Eingang finde in den Häusern und Familien, die über alle die zeit- und weltbewegenden Fragen volle Erkenntnis wünschen und eine herz- und geistbildende Lektüre nicht missen wollen.

Der einundzwanzigste Jahrgang der „**Deutschen Revue**“ erscheint in 12 Heften. Bei Beginn jeden Monats wird ein Heft, acht Bogen stark, in elegantem Umschlag ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 Mark.

Abonnements auf die „**Deutsche Revue**“ nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen. Ein Bestellschein zu gefl. Benützung liegt hier bei.

Falls Schwierigkeiten beim Bezug entstehen sollten, ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, die Expedition zu vermitteln und ebenso wird dieselbe auf alle einschlägigen Anfragen direkte Auskunft erteilen.

Stuttgart, Januar 1896. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue Werke von Georg Ebers!

Im blauen Hecht.

Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des 16. Jahrhunderts

von

Georg Ebers.

Preis geh. *M.* 5. —; in Orig.-Einband *M.* 6. —

In dieser neuen Schöpfung versetzt uns der allbeliebte Erzähler mitten hinein in die gewaltige geistige Bewegung, die sich am Anfang des 16. Jahrhunderts aller Gebildeten bemächtigte, und er versteht es meisterhaft, unsere volle Teilnahme für die inneren und äußeren Schicksale der Heldin zu gewinnen.

Die Unersetzlichen.

Ein Märchen von

Georg Ebers.

Illustrirt von Arpad Schmidhammer.

In farbigem Rokoko-Einband Preis *M.* 10. —

Eine sinnig heitere Märchendichtung des berühmten Dichters und Gelehrten, die Arpad Schmidhammer mit anmutigen, mit künstlerischem Feingefühl ausgeführten Illustrationen geschmückt hat.

Von **Georg Ebers** ist in unserem Verlage ferner erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Histor. Roman. 14. Aufl. 3 Bde. Preis geh. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 15. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. 12. Aufl. 3 Bde. Preis geh. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 15. —

HOMO SUM. Roman 15. Aufl. Preis geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Die Schwestern. Roman. 17. Aufl. Preis geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Der Kaiser. Roman. 11. Aufl. 2 Bde. Preis geh. *M.* 10. —; fein geb. *M.* 12. —

Die Frau Bürgemeisterin. Roman. 14. Aufl. Preis geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Ein Wort. Roman. 12. Aufl. [illegible] geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Serapis. Historischer Roman. 10. Au[illegible] geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Die Nilbraut. Roman. 6. Aufl. 3 Bde. Preis geh. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 15. —

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. 10. Aufl. 2 Bde. Preis geh. *M.* 10. —; fein geb. *M.* 12. —

Eine Frage. Idyll. 5. Aufl. Mit Titelbild. Preis geh. *M.* 3. 50; in feinstem Einband mit Goldschnitt *M.* 5. —

Elifen. Ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. 7. Aufl. Preis geh. *M.* 4. —; fein geb. *M.* 5. —

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. 9. Aufl. Preis geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Drei Märchen für Alt und Jung. 7. Aufl. Preis geh. *M.* 5. —; fein geb. *M.* 6. —

PER ASPERA. Historischer Roman. 6. Aufl. 2 Bde. Preis geh. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 14. —

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. 4. Aufl. Preis geh. *M.* 9. —; fein geb. *M.* 10. —

Kleopatra. Historischer Roman. 9. Aufl. Preis geh. *M.* 8. —; fein geb. *M.* 9. —

Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. 8. Aufl. 2 Bde. Preis geh. *M.* 10. —; fein geb. *M.* 12. —

Neue illustrirte Shakespeare-Ausgabe.

Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck.

Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von **W. Oechelhäuser.**

Mit 104 Illustrationen von

W. Friedrich, Fr. Greve und F. Grotemeyer.

Lexikon-Format. In Original-Einband Preis *M.* 6.—

Hier ist der ganze Shakespeare in einem Bande vornehm ausgestattet, von Künstlerhand reich geschmückt zu einem erstaunlich wohlfeilen Preise geboten! Auch das Bildnis des großen Briten nebst seiner Namensschrift ist beigegeben. — Die nicht illustrirte Ausgabe von „Shakespeares dramatischen Werken", von der eben die 15. Auflage erschien, ist wie bisher gebunden zum Preise von *M.* 3. — zu beziehen.

Werke von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3. durchges. Aufl. 3 Bde. Preis geh. *M.* 15. —; fein gebunden *M.* 18. —

Diese Denkwürdigkeiten gehören zu den reichhaltigsten, künstlerisch geordneten und abgerundeten, lehrreichsten und anregendsten, die unsere Literatur besitzt. **Kölnische Zeitung.**

Gedichte.

6. Aufl. Preis geh. *M.* 4. 50; fein geb. *M.* 6. —

Diese Gedichte gehören in jeder Beziehung zu den sinnigsten und schönsten, welche die moderne deutsche Literatur hervorgebracht hat. **Prager Abendblatt.**

Pandora.

Vermischte Schriften.

Preis geh. *M.* 6. —; fein geb. *M.* 7. —

Nach Form und Inhalt reiht sich „Pandora" würdig den Essays von Gregorovius an. Es ist das Buch eines ganzen Mannes, eines Geistes von seltener Vielseitigkeit und Unbefangenheit. **Die Nation, Berlin.**

Geschichte der Normannen in Sicilien.

2 Bde. Preis geh. *M.* 10. —; fein geb. *M.* 12. —

Der als Dichter und Kunstkenner rühmlich bekannte Verfasser, dem wir so manche schöne literarische Gabe verdanken, bethätigt sich in diesem Werk auch als anziehender, geistreicher Historiker. **Literarischer Merkur.**

Perspektiven.

Vermischte Schriften.

2 Bde. Preis geh. *M.* 10. —; fein geb. *M.* 12. —

Aufsätze sehr verschiedenen Charakters, welche Aufschluß geben über die außergewöhnliche Bildung und Gelehrsamkeit dieses auf den verschiedensten Gebieten der Literatur, Sprachforschung und Kunst heimischen Mannes.

St. Petersburger Zeitung.

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Einladung zum Abonnement
auf die
Allgemeine Zeitung, München,
mit wissenschaftlicher und volkswirtschaftlicher Beilage.

Die Allgemeine Zeitung, die, nach allen Seiten vollkommen unabhängig, den deutsch-nationalen Standpunkt mit Entschiedenheit vertritt, gewährt ihren Lesern die Möglichkeit, sich auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens, sowie über Musik, bildende Künste, Theater, Literatur und Wissenschaften durch unparteiische, objektiv gehaltene Berichte und Darstellungen zuverlässig zu orientiren.

Das stets sich vermehrende Nachrichtenmaterial führte neuerdings zu einer Erweiterung unseres Blattes, womit für den Leser ein erhöhter Zeitaufwand verknüpft ist. Den hieraus entspringenden Wünschen nachgebend, haben wir uns entschlossen,

☞ **ab 1. Januar 1896 neben dem Abonnement für die ganze Zeitung ein**
☞ **solches für Morgen- und Abendblatt ohne die wissenschaftliche Beilage, sowie**
☞ **ein Abonnement für letztere allein einzuführen. Es treten daher mit dem**
☞ **Jahreswechsel folgende Bezugsarten und Quartalpreise in Kraft:**

für die ganze Zeitung, wie bisher	M. 9.—
„ Morgen- und Abendblatt ohne die (wissenschaftliche) Beilage	„ 4.50
„ die (wissenschaftliche) Beilage allein	„ 4.50
„ dieselbe in Wochenheften	„ 5.—

Die in- und ausländischen Postämter nehmen Bestellungen hierauf entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Werke von Konrad Dreher.

Kirchweih.
Gedichte in oberbayerischer Mundart
von
Konrad Dreher.
Illustrirt von Münchener Künstlern.
In Original-Einband Preis *M.* 10.—

Eine Anzahl von Gedichten in altbayerischer Mundart, welche, jedes von einem andern Münchener Künstler illustrirt, von einheitlicher Lust und gleichem Humor belebt sind, da der Autor mit seinen Gesellen im fröhlichsten Wetteifer, jeder sein Bestes in seiner Weise zu geben, bemüht war. **Allgemeine Zeitung, München.**

Münchner Or'ginale.
Gedichte in oberbayerischer Mundart
von
Konrad Dreher.
Mit 23 Illustrationen hervorragender Künstler.
In Original-Einband Preis *M.* 10.—

Knapp und treffsicher, voll köstlichen Humors und mit souveräner Beherrschung des Dialekts sind die einzelnen Bilder von dem Dichter hingeworfen, und der Künstlerstift eines F. A. Kaulbach, Franz Lenbach, Grützner, Stuck, Grätz, Hengeler, Seitz verwandelt das Gedankenwerk in greifbare Wirklichkeit. Wer für Kunst und Humor Sinn und Auge hat, dem wird das Buch hochwillkommen sein. **Wiener Tagblatt.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. Februar 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Bismarck in Biarritz. 1862—1864 II.	129
Ferdinand Kürnberger	Aus Liebe sterben. Novelle II.	142
Dr. G. v. Bunsen	Briefwechsel zwischen Berlin, Coblenz und London vom Jahre 1851	163
Baronin von Zedlitz	Ein Besuch bei Sir Henry Irving	179
Was soll aus der Türkei werden?		194
Prof. Dr. C. Binz	Der Aether gegen den Schmerz. Ein fünfzigjähriges Jubiläum II.	200
Rudolf von Gottschall	Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur neuesten Berliner Aesthetik	214
Fritz Lemmermayer	Herzog Elimar von Oldenburg. Ein Gedenkblatt	223
Carl Reinecke	Ein halbvergessener Geigenfürst. Erinnerungen an H. W. Ernst	234
Prof. Dr. L. Oppenheim	Humanität und Strafrecht	239
Berichte aus allen Wissenschaften		248

Rechtswissenschaft: **Prof. Dr. F. v. Schulte:** Die Notwendigkeit einer Aenderung der Beleidigungsstrafsatzungen nebst Vorschlägen für den Reichstag.

Literarische Berichte 252

Die Unersetzlichen. Ein Märchen von Georg Ebers. — Koch, Dr. J. L. A., Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. — Hansjakob, H., Der Vogt auf Mühlstein. — Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. — Vermischte Schriften von Friedrich Stolze. — Naturstudien im Hause. Von Dr. Karl Kraepelin. — Origine e Diffusione della stirpe Mediterranea. Von G. Sergi. — Via passionis. Lebensbilder von Hermine von Preuschen. — Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen. Von M. v. Brandt. — La vie du général Ducrot, d'après sa correspondance, publiée par ses enfants. — Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Auffegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Von Ernst Seraphim. — Meyerbeers Kompositionen in billiger Volksausgabe. — Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1896

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unentbehrlich für jeden Techniker!

Soeben ist vollständig erschienen

der **zweite Band** von

Lexikon der gesamten Technik

und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben

von

Otto Lueger.

Solid in Halbfranz gebunden. Rücken und Ecken echt Saffian mit hocheleganter Vergoldung.

Preis 30 Mark.

Das Werk verfolgt den Zweck, dem Laien wie dem Fachmanne Mittel an die Hand zu geben, sich schnell und gründlich über jeden Gegenstand der gesamten Technik unterrichten zu können. Zu dem Ende werden bei den einzelnen Stichwörtern kurze und klare Erläuterungen des betreffenden Gegenstandes gegeben, in vielen Fällen begleitet von gut ausgeführten Abbildungen. Das Werk ist gediegen ausgestattet. **Elektrotechnische Zeitschrift, Berlin.**

Das **„Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften", herausgegeben von Otto Lueger,** erscheint in ca. **5 Bänden** mit zahlreichen Abbildungen von zusammen ca. 250 Bogen Lexikonformat. — **Preis pro Band in Halbfranz gebunden 30 Mark;** das Werk kann aber auch in ca. 25 Abteilungen zum Preise von à 5 Mark bezogen werden. — Ergänzungsbände bleiben dem Bedürfnis vorbehalten.

Neues alpines Prachtwerk!

Wanderungen

in den Ampezzaner Dolomiten

von

Theodor Wundt.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Zweite Auflage. Grossquart, 17 Bogen mit 71 Textillustrationen, 38 Einschaltbildern in 18 Lichtdrucken und 20 Autotypien, nebst einer farbigen Karte.

In farbigem Original-Einband Preis 20 Mark.

Der in alpinen Kreisen als Autorität anerkannte kühne Bergsteiger und Hochgebirgsphotograph Theodor Wundt hat durch seine Publikationen der alpinen Literatur mit einem Schlage einen Aufschwung gegeben, der alle Welt mit Staunen erfüllt. Die grossartigsten Hochgebirgsscenerien, deren Anblick nur durch lebensgefährliche Kletterei erkämpft werden kann, führt er uns nach eignen photographischen Aufnahmen in durchaus naturwahren Abbildungen vor.

Das Werk behandelt die Besteigungen der kleinen und grossen Zinne, des Christallin, Monte Cristallo, Piz Popena, Rauhkofl, der Rotwand, Cadinen und der Tofana etc., nebst der Beschreibung von Schluderbach und Cortina. Die reizvollen Schilderungen dieser häufig so gefährlichen Hochgebirgspartien schmückte der Autor mit zahlreichen Abbildungen, in denen uns die ganze Wunderwelt der Dolomiten in ihrer hehren Schnee- und Eispracht entgegentritt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. März 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg	257
Alfred Graf Adelmann	Graziella Mariani. Novelle	273
Dr. F. v. Schulte	Nationalsünden. II. Die Eitelkeitspflege	291
Adolph Seeligmueller	Ueber die Sprache und ihre Störungen	300
† Dr. W. Wyl	Gespräche mit Franz von Lenbach	315
Anton Schlossar	Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. I. Anastasius Grün und Gustav Schwab	328
Albert Vandal	1810—1812	340
Dr. S. S. Epstein	Von der Arbeitsstätte des Physiologen. I. Empfindlichkeit und Schmerz	350
Naturwissenschaftliche Revue		356
Berichte aus allen Wissenschaften		367

Kriegswissenschaft: **R. v. Bieberstein**: Die Wehrmacht und strategische Situation Englands gegenüber den Vereinigten Staaten.

Philologie: **Dr. Paul Holzhausen**: Goethe und seine Uebersetzung des Hohenliedes.

Geschichte: **Fr. v. Krones**: Die politische Volksdichtung und Satirik des Rákóczischen Zeitalters (1703/1711).

Ein Autograph des Generals Baratieri		376
Literarische Berichte		378

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII. Von Friedrich von Schulte. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. — Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Joh. Richard Mucke. — David Humes Traktat über die menschliche Vernunft. Von E. Körtgen. — Das niederdeutsche Schauspiel. Von Karl Theodor Gaedertz. — Madame Chrysanthème. Roman von Pierre Loti.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		380

Stuttgart, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Vortreffliche Oster- und Konfirmations-Geschenke.

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von **B. Hammer.**

Mit Porträt von General Wallace.

Volksausgabe in einem Band: Preis geb. *M.* 2. —; in eleg. Geschenkband *M.* 3. —

Ausgabe in zwei Bänden: Preis fein gebunden *M.* 7. —

Illustrirte Ausgabe: Mit 170 Illustrationen von A. C. Baworowski. Preis in farbigem Original-Einband *M.* 12. 50.

„Ben Hur" ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, das vermöge der ergreifenden Schilderung der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes, die nirgends das religiöse Gefühl verletzt, auf jedes gläubige Gemüt seine erhebende Wirkung nicht verfehlen wird. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser den Kontrast der jüdischen und römischen Weltanschauung, der Weltherrschaft und der Sklaverei, der weltlichen und geistlichen Messiashoffnung. — Die **illustrirte Pracht-Ausgabe** eignet sich ganz besonders als Festgeschenk für die reifere Jugend und für Erwachsene.

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte

herausgegeben von

Amalie Baisch.

Mit einem Titelbild in Heliogravüre von Emanuel Spitzer.

Neunte Auflage. In Original-Pracht-Einband. Preis *M.* 6. —

Inhalt:

Widmung. — „Deutsche Frau'n". — An die junge Leserin. — **Erstes Buch. Wie soll ein Mädchen sein?** 1. Sonst und jetzt. 2. Im Elternhause. 3. Im Pensionat. 4. In der Gesellschaft. 5. Am Nähtisch. 6. Am Schreibtisch. 7. Bei der Lektüre. 8. Für das liebe Ich. 9. Bei Spiel und Sport. 10. Im Brautstand. — **Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden?** 1. Der häusliche Beruf. 2. Die Weltdame. 3. Die Kindergärtnerin. 4. Das weibliche Lehramt. 5. Die Erzieherin. 6. Die Gesellschafterin. 7. Die Krankenpflegerin. 8. Kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit. 9. Auf kunstgewerblichem Feld. 10. Die Musik als weiblicher Beruf. 11. Der Weg zur Bühne. 12. Im Künstleratelier. 13. Die Schriftstellerin. 14. Der wissenschaftliche Beruf. — Schlußwort. — Register.

Dieses treffliche Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles, was zu geistig und leiblich gesunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens unerläßlich ist. Das geschieht aber nicht in trockenem, docirendem Tone, sondern in interessanten und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die Aufmerksamkeit der Leserin stets wach erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. April 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Barras.	Der Sturz Talleyrands im Thermidor des Jahres VII der Republik	1
Adelheid Weber	Traumland. Novelle	11
Dr. S. S. Cpstein	Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. I.	31
Gustav Diercks	Eine Unterredung mit dem Generalkapitän von Cuba	42
Heinrich von Poschinger	Bismarck im Antiquariat	46
Prof. Dr. W. F. Wislicenus	Die neuesten Erfolge der Spektralanalyse am Himmel	53
M. S. van de Velde	Aeußerungen von Alexandre Dumas fils. Ein Beitrag zur Charakteristik des Dichters	62
Heinrich von Poschinger	Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg (Fortsetzung)	70
Cesare Lombroso	Neue Entdeckungen zum Wahnsinn Leopardis, Tassos und Byrons	82
Anton Schlossar	Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns. Anastasius Grün und Gustav Schwab. II.	102
zur Megede: Literarische Revue		108
Berichte aus allen Wissenschaften		112

Kulturgeschichte: **Reinhard von Bibra:** Japanische Sprichwörter.

Zoologie: **Otto Lehmann:** Die kleinsten Elektriker.

Zeitgeschichte: **von Janson:** Der Entwicklungsgang eines englischen Diplomaten und Kunsthistorikers.

Literarische Berichte		126

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe. — Geschichte des gelehrten Unterrichts. Von Friedrich Paulsen. — Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung. Von Wilhelm Jerusalem. — Aus Fortunios Erinnerungen. Von Emile Erhard. Illustrirt von Hertha Warburg.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		128

Stuttgart, Leipzig **Deutsche Verlags-Anstalt** Berlin, Wien

1896

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Einladung zum Abonnement

auf

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

Sechster Jahrgang 1896.

Jährlich erscheinen 24 Hefte von je 6 Bogen. Preis 50 Pf. pro Heft.

Vierteljährlich (für 6 Hefte) **Preis 3 Mark.**

Unsere mit freiem Blick geleitete Zeitschrift vornehmsten geistigen Gepräges **„Aus fremden Zungen“** ist jetzt in den sechsten Jahrgang eingetreten. Der große Erfolg, den die Zeitschrift gleich bei ihrem ersten Erscheinen erzielte, und das stetige Wachsen der Abonnentenzahl während des ersten Lustrums ihres Bestehens beweisen, daß es ein glücklicher Gedanke war, in Deutschland für alles, was die **fremden** Literaturen an besonders Hervorragendem, Modernem und künstlerisch Vollendetem bieten, ein Organ zu schaffen. In **„Aus fremden Zungen“** kommen **alle** Richtungen zum Wort; vorurteilsfrei öffnet das Blatt seine Spalten allem, was Anspruch auf den Charakter des für die betr. Literaturen Eigenartigen erheben darf. Ausgeschlossen bleibt, was künstlerisch unbedeutend ist oder gegen den guten Geschmack verstößt.

Der neue, sechste Jahrgang wird mit dem **ungedruckten, gewaltigen und packenden Werke „Rom“** von **Emile Zola** und mit dem Roman **„Der Manksmann“** von **Hall Caine,** der hervorragendsten englischen modernen Romandichtung, eröffnet. Das sind Werke, die die literarische Welt auf lange hinaus beschäftigen werden, die jeder Gebildete gelesen haben will. Ihnen werden sich anschließen der neue Roman von **Alphonse Daudet, „Die Stütze der Familie“,** der letzte Roman von **Guy de Maupassant, „Unser Herz“,** sowie vorzügliche kürzere Erzählungen von **Alphonse Daudet, Paul Bourget, Pierre Loti, François Coppée, Bret Harte, Rudyard Kipling, Jerome K. Jerome, Ouida** u. a. m.

Aber nicht nur Frankreich und England werden mit ihren bedeutendsten neuen literarischen Erscheinungen vertreten sein; auch aus den anderen bekannten und einer Anzahl weniger bekannter Literaturen wird der neue Jahrgang künstlerisch hochstehende und fesselnde Romane, Novellen, Novelletten, Gedichte u. a. bringen, so aus dem **Dänischen, Finnischen, Griechischen, Holländischen, Italienischen, Kroatischen, Norwegischen, Polnischen, Rumänischen, Russischen, Schwedischen, Serbischen, Slovenischen, Spanischen, Ungarischen** u. s. w.

Wir laden zum Abonnement ein. Bestellungen nehmen alle Sortiments- und Kolportagebuchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämter des In- und Auslandes, sowie jeder Bücheragent entgegen.

Das **erste Heft** mit ausführlichem Prospekt ist von jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erhalten; auf Wunsch auch direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart, welche auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen Auskunft zu erteilen.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. Mai 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Das Kriegstagebuch des Grafen Fred Frankenberg (Schluß)	129
E. Jensen	Uwe. Erzählung aus dem Leben	143
H. von Samson-Himmelstjerna:	Religiöse Liquidation	152
Luise von Kobell	Gespräche mit Max von Pettenkofer	170
Dr. F. v. Schulte	Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand. Eine soziale Betrachtung	181
Dr. S. S. Epstein	Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter (Fortsetzung)	192
Prof. Dr. Ludwig Kirn	Die Pocken einst und jetzt. Zum hundertjährigen Jubiläum der Schutzpockenimpfung	202
E. Koldewey	Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands. Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung	214
Hübbe-Schleiden	Die Lösung unseres Daseinsrätsels. Eine Pilgerfahrt ins Paradies	229
Aus der Gelehrtenwelt		240
	Rudolf von Jhering. Von Karl Friedrichs.	
Berichte aus allen Wissenschaften		246
	Geschichte: Paul Holzhausen: Entschwundene Bilder aus dem Hochschulleben.	
	Verkehrswesen: Otto de Terra: Verkehrspolitische Betrachtungen.	
Literarische Berichte		254
	Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Max Heinze. — Nama und Damara, Deutsch-Südwest-Afrika. Von H. von François. — Schlichterchen. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. — Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage. Von Alfred Maaß. — Oberlehrer Gesenius. Roman von Osterloh. — Wan-li-tschang-tschöng (Die chinesische Mauer). Ein Beitrag zur Frauenfrage von Hermann Nestori.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		256

Stuttgart, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien

1896

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen!

Aus Fortunios Erinnerungen.

Von

Emile Erhard.

Illustrirt von Hertha von Parburg.

Preis geheftet *M.* 3. —; elegant in Leinwand gebunden *M.* 4. —

Die gefeierte Autorin gibt uns hier eine sonderbare, ungewöhnliche Erzählung: Die Lebensgeschichte eines berühmten Hengstes, von ihm selbst erzählt. Fortunio weiht uns selbst in die einzelnen Denkwürdigkeiten seines Lebens ein und er versteht es trefflich, die Aufmerksamkeit des Lesers vom Anfang bis zum Ende wach zu erhalten. Die angeführten Daten und sonstigen Angaben über die Abstammung Fortunios sind nach besonderer Genehmigung aus dem großherzoglich oldenburgischen Gestütsbuch entnommen, wie auch die Illustrationen erstmals nach Gemälden der großherzoglichen Bildergalerie kopirt werden durften. Das eigenartige Buch wird namentlich bei Pferdefreunden und in Sports- und Militärkreisen gute Aufnahme finden.

Bühne des Lebens.

Ein neues Novellenbuch

von

Eugen Salinger.

Inhalt:

Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mack. — Das Blumenmädchen von Ariccia. — Bühne.

Preis geheftet *M.* 4. —; elegant in Leinwand gebunden *M.* 5. —

Von reizvoller Mannigfaltigkeit und von allerlei Art wie die Bilder und Gestaltungen des Lebens selbst sind die vier Erzählungen, welche Eugen Salinger der deutschen Leserwelt darbietet. So verschieden aber auch in rein stofflicher Beziehung, ist *etwas* doch *allen* gemeinsam: das psychologische Moment. Hatte Salinger in dieser Beziehung bereits durch seine früheren Werke gezeigt, daß er sich auf die Kunst fesselnder Seelenmalerei vortrefflich verstehe, so sind die vorliegenden Novellen ein neuer glänzender Beweis für die große, oft dramatische Darstellungskraft, mit welcher der Autor hochinteressante psychologische Probleme und Konflikte zu behandeln weiß. Es ist echte Blutwärme in den Menschen, die Salinger schildert, es ist in der That die „Bühne des Lebens", welche er vor den Augen seiner Leser sichtbar werden läßt. Und zwar sichtbar zum Ergreifen. Denn hier ist nichts erklügelt oder gewaltsam konstruirt, sondern mit packender Wahrheit der Natur abgelauscht; es ist das menschliche Herz, seine geheimnisvollen Regungen, seine Leidenschaften, Tiefen und Abgründe, in das wir einen Blick thun. Stil und Sprache in den Erzählungen sind von jener Sorgfalt und Vornehmheit, welche schon die rühmenswerten Eigenschaften früherer Werke des Verfassers bildeten.

Der tolle Schmettwitz.

Roman von

Arthur Zapp.

Preis geheftet *M.* 4. —; elegant in Leinwand gebunden *M.* 5. —

Eine heitere, mit gutem Humor erzählte Soldatengeschichte, die aber auch ihre ernste Seite hat. Der Verfasser schöpft nämlich zu gutem Teile den Vorwurf seiner Darstellung aus jenem Erlasse Kaiser Wilhelms II., in welchem dieser sich seinerzeit gegen den unnötigen Aufwand der Offiziere ausgesprochen hat. Von besonderem Interesse dürfte für die Mehrzahl der Leser die Schilderung des modernen Garnisonslebens sein, mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinen Freuden und Leiden und den charakteristischen Gestalten, die auf seinem Boden erwachsen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Jahrgang. Juni 1896 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Heinrich von Poschinger	Fürst Bismarck und der Bundesrat des Norddeutschen Bundes	257
A. Schneegans	Zacharias Pfänder. Eine Charakterstudie	273
Dr. Cabanès	Napoleons Aberglaube	296
Baronin v. Zedlitz	Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton	313
Paola Lombroso	Ada Negri. Eine psychologische Studie über das Genie	321
Dr. S. S. Epstein	Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter (Schluß)	328
E. Koldewey	Die Entdeckung der nördlichsten Küsten Grönlands. Eine fünfundzwanzigjährige Geschichte arktischer Forschung (Fortsetzung)	339
Otto Waldau	Die moderne französische Malerei mit besonderer Berücksichtigung von Detaille	354
H. von Samson-Himmelstierna:	Religiöse Liquidation (Fortsetzung)	361
Berichte aus allen Wissenschaften		373
	Völkerkunde: Th. Achelis: Bastian und die Fortschritte in der Völkerkunde.	
Literarische Berichte		376
	Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte von Dr. Johann Friedrich von Schulte. — Ein Ministerium unter Philipp II. Von Martin Philippson. — Ceylon. Von F. Zirkel. — Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. Von Georg Ludwig von Maurer. — Vergiftete Pfeile. Roman von C. von Brewitz. — Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Von Albert Stauffer. — Moderne Streber. Roman von Rudolf v. Gottschall. — Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. — Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		380

Stuttgart, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt Berlin, Wien

1896

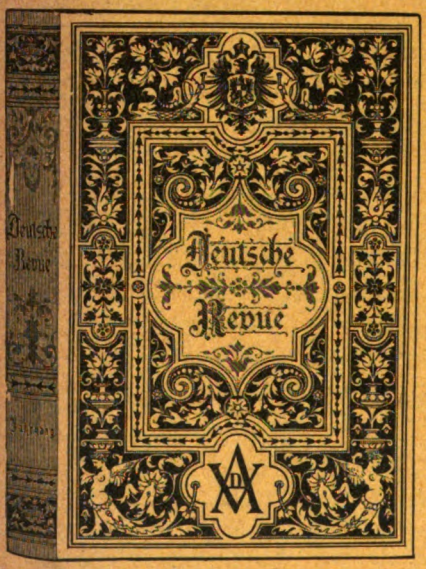
Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten

auf unsere

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unserer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahrgangs 1896 (April- bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zum Jahrgang 1894 und 1895 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novitäten.

Oberpfälzische Geschichten

von

J. Baierlein.

Inhalt: Aus einer kleinen Stadt. — Der Konzipient. — Der Vorsteher von Katzenreuth.

Preis geheftet Mark 4. —; elegant gebunden Mark 5. —

Baierlein ist der echte Sohn seiner Heimat, und so ward er auch der Dichter der Heimat; im oberpfälzischen Boden liegen die starken Wurzeln seiner Kraft. Ist er auch durch manch anderes treffliches Werk schon allgemein bekannt und beliebt geworden, mit diesem, jüngst erschienenen Bande kommt er als echter Oberpfälzer zu uns, und als solcher ist er doppelt willkommen. Denn selten hat einer Land und Leute, Sitten und Gewohnheiten jenes glücklichen Landstrichs an der bayrisch-böhmischen Grenze seiner beobachtet und wirksamer dargestellt. Mit liebevoller Hingabe hat er das oberpfälzische Leben beobachtet, und ernste Töne wie sonniger Humor stehen seiner gereiften, abgeklärten, alles Häßliche vermeidenden Darstellungskunst in gleicher Weise zu Gebote, so daß die drei Geschichten des Buches bei Jung und Alt in jeder Familie willkommen sein werden.

Schüchterchen.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet Mark 4. —; elegant gebunden Mark 5. —

Mit kundiger Hand führt uns der Verfasser in diesem Werke in die Kreise der Künstlerwelt und des gesellschaftlichen Lebens einer süddeutschen Residenz ein. Das Lebensbild, das er von diesem Hintergrund sich abheben läßt, ist ein buntes und vielgestaltiges, doch wird es in einheitlicher Weise von einer anmutigen Frauengestalt beherrscht. Die Heldin des Romans gehört zu den eigentümlichen Charakteren, die, ohne bedeutend zu sein, doch durch ihre Schlichtheit und Reinheit einen entscheidenden Einfluß auf ihre Umgebung ausüben: ihre stille Größe enthüllt sich erst in dem ernsthaften Lebenskampfe, den sie auszuhalten haben, und der ihnen Stärke und Festigkeit verleiht. Das kleine „Schüchterchen" wächst sich vor unseren Augen zur zielbewußten und willensstarken Frau aus und nötigt uns dadurch ein so großes Interesse ab, daß wir mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Lebensschicksalen folgen und wir zu unserer großen Genugthuung diese trotz aller tragischen Verwicklungen schließlich eine friedliche und versöhnende Wendung nehmen sehen.

Oberlehrer Gesenius.

Roman von

Osterloh.

Preis geheftet Mark 4. —; elegant gebunden Mark 5. —

Dieser Roman bietet uns ein Bild aus dem Alltagsleben dar, seine Sphäre ist das kleinbürgerliche Leben unserer Zeit, zum Teil der enge Bezirk, der sich um Schulhaus und Lehrerwohnung gruppirt, und doch weiß er von Strebungen und Kämpfen zu berichten, die nahezu an das Tragische streifen. Er macht uns zum Zeugen der Charakterentwicklung eines Mannes, der lange irren und Fehler auf Fehler begehen muß, bis er sich zu Seelenruhe und innerem Frieden durcharbeiten kann. Der Reiz des Buches besteht daher vor allem in der psychologischen Vertiefung seiner Charaktere und in der wirksamen Kontrastirung derselben, doch fesselt er nicht minder durch die anschauliche Schilderung, die er von der Außenseite des Lebens entwirft, wie es seinem durchweg ernsten Inhalte auch nicht an humoristischen Streiflichtern gebricht, so daß die Lektüre des Buches sich von Anfang bis zu Ende zu einer sehr unterhaltenden gestaltet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse**, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und deren Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petit-Zeile 40 ₰.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"
souveränes Mittel bei **nervösen Leiden** aller Art, bes. **Kopfschmerz,** Erregung mit **Schlaflosigkeit** durch Berufsüberbürdung oder unberufsmässige **Ueberreizung, Aengstlichkeit, neurasthenischen, hysterischen** und **epileptischen** Zuständen. Wissenschaftl. Arbeiten über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlage in grösseren Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Im bad. Schwarzwald. **Naturheilanstalt Glotterbad** Stat. Freiburg und Denzlingen.
Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.**
Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet. Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Kurhaus Seewis
Luftkurort, Schweiz, 1000 m ü. M.
in den Graubündner Alpen gelegen. Saison-Dauer Mai—Oktober. Bahnstation Seewis. Prospekte.
Der Kurarzt: **Dr. Otto Veraguth.** Der Besitzer: **Felix Hitz.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Höchst interessantes Memoirenwerk!

Soeben ist erschienen:

Memoiren
von
Paul Barras,
Mitglied des Direktoriums.
Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben
von
George Duruy.
Band 3: Das Direktorium vom 18. Fructidor bis zum 18. Brumaire.
Band 4: [Schluß] Konsulat — Kaiserreich — Restauration.

Die früher erschienenen beiden Bände enthalten:
Band 1: Ancien Regime — Revolution.
Band 2: Das Direktorium bis zum 18. Fructidor.
Preis pro Band geheftet *M.* 7. 50; in Halbfranz geb. *M.* 9. 50.

Unter den in jüngster Zeit erschienenen historischen Quellenwerken behaupten die **„Memoiren von Paul Barras"** ohne jede Frage eine der allerersten Stellen, und an Allgemeininteresse nehmen sie ebenso fraglos die erste Stelle darunter ein. Die Veröffentlichung dieses hervorragenden Werkes bildet zweifellos seit Jahrzehnten den bedeutsamsten Markstein in der Geschichte Frankreichs; es wird auf lange Zeit hinaus das regste Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nehmen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

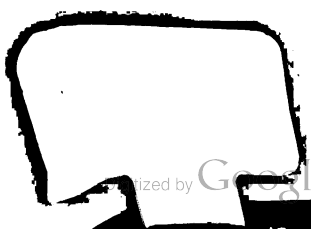
Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google